Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

AP30
S94
v. //
pt. /

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA
LOS ANGELES

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte.

Digitized by Google

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

Unter Mitwirkung von

Josef Hofmiller, Hans Pfitzner,
Hans Thoma, Karl Voll

herausgegeben von

Paul Nikolaus Cossmann.

Elfter Jahrgang. Erster Band.

Oktober 1913 bis März 1914.

* *

*

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. München

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright 1914 by Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. Munich.

Druck von F. Bruckmann A. G., München.

Digitized by Google

AP 30
S94
v. //
pt. /

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Bebel und Bernstein 125
Beckh, Hedwig, Ein Vorschlag zur Diskussion 123
Behn, Fritz, Kino und Naturmord 666
Bei der Enthüllung der Frithjofsstatue 124
Beringer, Josef August, Deutsche Kunstnöte 198
Schlußwort 521
Berrsche, Alexander, Bemerkungen zu einem neuen Meinungsaustausch über Richard Wagner 71
Bethusy-Huc, Max Graf von, Steuerpolitik 1913 628
Bismarcks Gespräch mit Karl Schurz am 28. Januar 1868. Mitgeteilt von Richard Fester 362
Bulle, Oskar, Dante und sein Publikum 575
Busching, Paul, Zabern 508
Daumer, Georg Friedrich, Briefe an seine Nichte . . 49, 180, 342 478, 622, 769
Deledda, Grazia, Der Schatten der Vergangenheit. Roman . 259 416, 565, 692
Demiani, Alfred, Das religiöse Problem in Spanien 779
Die Chronik der christlichen Welt 679
Die Geschichte eines Deserteurs. Mitgeteilt durch Pfarrer Lic. Dr. Kirchner 444, 638, 756
Die italienischen Wahlen 678
Doflein, Franz, Tiere als Krankheitsquellen 208
Düring, Ernst von, Zur Frage des Kinderhandels 323
Gegen die Reglementierung der Prostitution 643
Fortschritte des Kinderschutzes und der Jugendfürsorge 805
Ebstein, Erich, Hermann Kerschensteiners Geschichte der Münchener Krankenanstalten, insbesondere des Krankenhauses links der Isar 117
Ludwig Plates Vererbungslehre 126
Roux gegen Verworn 127

Digitized by Google

Ebstein, Erich, Des Freiherrn von Münchhausen wunderbare Reisen und Abenteuer 255
Der Goethekreis in Silhouetten 256
Ein Fahrplan für Bibliophilen 808
Gedanken aus Paulsens Nachlaß 764
Godwin, Catherina, Warten 558
Goetz, Walter, Rumänien und die Balkanwirren 801
Heigel, Karl Theodor, Die Bischofsstadt Bamberg . . 467, 592
Zur Heimatkunde 524
Heinrich, Karl Borromaeus, Zwei Gebete. Eine Legende . 257
Hermann, Rudolf, Neues vom Vogelschutz in Bayern . . . 122
Neues zum deutschkolonialen Tierschutz . . 254
Hofmannsthal im Kino 806
Hofmiller, Josef, Gerhart Hauptmanns Lohengrin 77
Die Heilige und ihr Narr 127
Sisto e Sesto 128
Kochkunst und Dichtkunst 228
Droysens York 256
Nachwort zum Fall Hauptmann 319
Anmerkungen 368
Bücher zum Kaufen und Schenken 381
Die Heilige und ihr Narr 494
Der Nobelpreis für Literatur 517
Traumanns Faustbuch 534
Hebbels Werke 535
Lebensläufe in Spanien 791
Hoyer, Niels, Notschrei 537
Huldschiner, Richard, Reisebrief aus Peking 61
Auf dem Jangtsekiang 218
Reisebriefe aus Japan . . 336, 604, 774
Im Hamburger Schlachthof 680
Jelusic, Mirko, Pas de quoi. Gedicht 232
Kemnitz, Mathilde von, Moderne Mediumforschung 527
Kerschensteiner, Georg, „Das Jahr 1913" 654
Kerschensteiner, Hermann, Der Lebensprozeß der Nervenelemente 127
Richard Paaschs „Gesundheit und Lebensklugheit" 535
Krisis der Berliner Germanistik 678
Louis, Rudolf, Eine Stuttgarter Uraufführung 358
Berichtigung 533

Digitized by Google

Louis, Rudolf, Anmerkungen 675
Mallinckrodt, Frieda, Zu dem Vorschlag von Frau Hedwig Beckh 531
Mann, Thomas, Vorwort zu einem Roman 235
Marcks, Erich, 1814. 1864. 1914 734
Merkle, Sebastian, Der Deutsche Historikertag in Wien . . . 239
Messer, August, Professor Merkle und die Index-Kongregation . 525
Müller, Karl Alexander von, Karl Theodor von Heigels neuestes Buch 375
Eine Quellensammlung zur Deutschen Geschichte 807
Nach dem Freiwerden des Parsifal 680
Nadler, Josef, Ein Baiernbuch 661
Pontoppidan, Henrik, Der Schmied von Ensley. Erzählung 19, 129
Prager, Max, Die wirtschaftliche und soziale Lage der Privatangestellten 608
Rauscher, Ulrich, Theater in Berlin und Hellerau 250
Berliner Theater 668
Riezler, Walter, Berlin und München 108
Sakmann, Paul, Diderot und Rousseau 247
Schleich, Carl Ludwig, Friedrich Franz Friedmann und die Heilung der Tuberkulose 502
Schnell, Hermann, Die Bilanzen der Münchener Gemeindebetriebe 528
Scholz, Hans, Uraufführung in Straßburg 673
Schultz, Erich, Gustav Roloffs Geschichte der europäischen Kolonisation seit der Entdeckung Amerikas . . . 116
Spruchweisheit der Samoaner 681
Spectator Germanicus, Italiens neuer Kurs 103
Spectator Novus, Das Projekt der Salzburger katholischen Universität in seiner neuesten Phase 745
Spitteler, Carl, Meine frühesten Erlebnisse . . 33, 161, 293, 393
Strauß, Emil, Der Schleier. Novelle 1
Swarzenski, Georg, Magnasco-Glosse 634
Tierseele 536
Trebitsch, Arthur, Die schlechteste Tat. Novelle 144
Voll, Karl, Die Kugel von 1866 47
Anmerkungen 119
Die Kritiker 160
Ein Echtheitsstreit 318
Anmerkungen 378

Digitized by Google

Voll, Karl, Der konziliante Kenner 442
Uhde-Bernays' Spitzwegmonographie 533
Der Absolutorialaufsatz 573
Eine Busch-Bibliographie 677
Der Kenner und der Fälscher 730
Waldmann, Emil, „Deutsche Kunstnöte" 517
Wolf, Alfred, Vom Patriotismus in Elsaß-Lothringen . . . 224
Wolff, Gustav, Mechanismus, Vitalismus und Seele . . . 88
Die denkenden Tiere von Elberfeld und Mannheim 456
Zündorff, Margarete, Aus dem alten heiligen Köln 66

Digitized by Google

CONVERSATIONSHAUS LESEZIMMER

Süddeutsche Monatshefte

Emil Strauß / Der Schleier. Novelle

Henrik Pontoppidan / Der Schmied von Ensley. Erzählung

Carl Spitteler / Meine frühesten Erlebnisse

Karl Voll / Die Kugel von 1866

Georg Friedrich Daumer / Briefe an seine Nichte

Richard Huldschiner / Reisebrief aus Peking.

Margarete Zündorff / Aus dem alten heiligen Köln

Alexander Berrsche / Bemerkungen zu einem neuen Meinungsaustausch über Richard Wagner

Josef Hofmiller / Gerhart Hauptmanns Lohengrin

Gustav Wolff / Mechanismus, Vitalismus und Seele

Spectator Germanicus / Italiens neuer Kurs

Rundschau.

München, Oktober 1913.

Vierteljährlich 4 M Einzeln 1.50 M

Digitized by Google

Bayerische Handelsbank München

(gegründet 1869)

Bank- und Hypothekenabteilung, Lagerhaus.

Aktienkapital: M 44,500000.–. Reserven: M 14,400000.–.

Zweigniederlassungen:

Amberg	Donauwörth	Kulmbach	Nördlingen
Ansbach	Gunzenhausen	Lichtenfels	Regensburg
Aschaffenburg	Hof	Marktredwitz	Rosenheim
Bad Reichenhall	Immenstadt	Memmingen	Schweinfurt
Bamberg	Kaufbeuren	Mindelheim	Selb
Bayreuth	Kempten	Münchberg	Traunstein
Deggendorf	Kronach	Neuburg a. D.	Würzburg

Offene und geschlossene Depots.

Schrankfächer (Safes).

Verkehr mit Gemeinden und Stiftungen.

Alle Bankgeschäfte.

Pfandbriefe mündelsicher und stiftungsmäßig,

von der Reichsbank und von der Kgl. Bank zur Beleihung in der ersten Klasse zugelassen.

NB. Uber alles, was sich auf die Vermögensverhältnisse unserer Kunden bezieht, wird von uns und unserem gesamten Personal gegen jedermann, auch gegen Behörden (Rentämter u. s. w.), unverbrüchliches und unbedingtes Stillschweigen beobachtet.

Gedruckte Bestimmungen für alle Geschäftszweige kostenlos.

Digitized by Google

MODERNE GALERIE

HEINRICH THANNHAUSER

MÜNCHEN

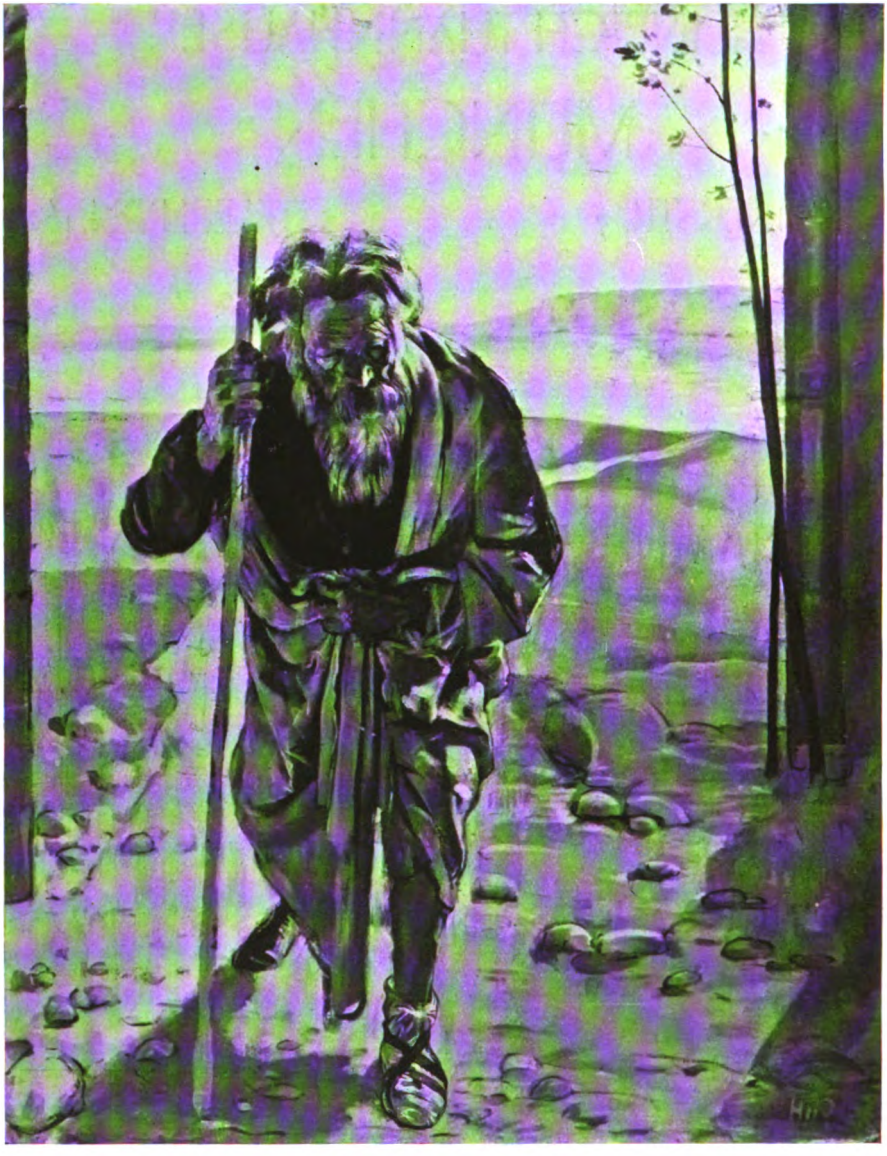
THEATINERSTR. 7 TELEPHON 1661

CONVERSATIONSHAUS LESEZIMMER BADEN-BADEN

P. CÉZANNE FRAU IM SESSEL

(Aus dem Besitz der Modernen Galerie Thannhauser, München)

Digitized by Google

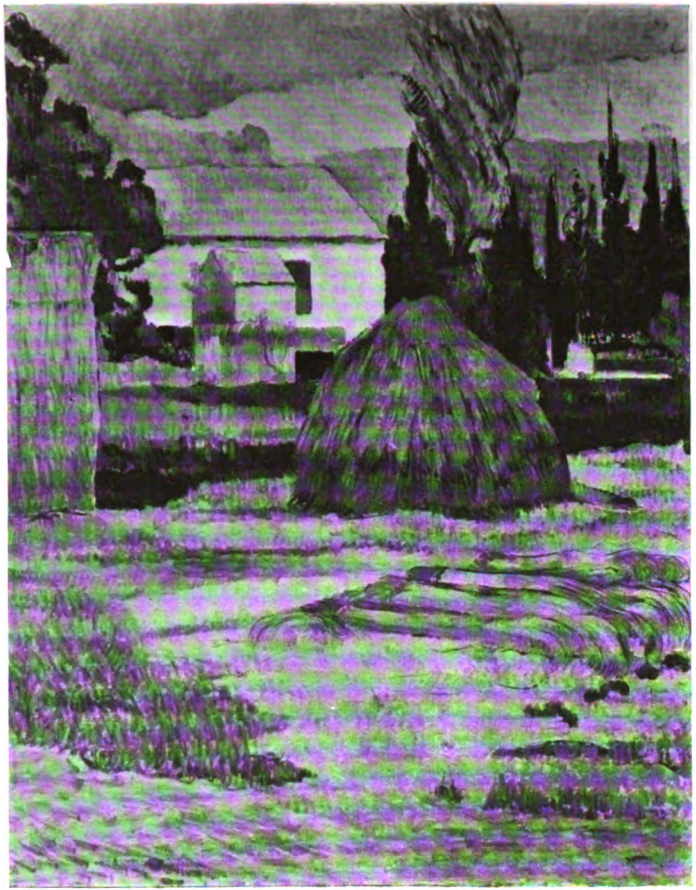


FERD. HODLER DER EWIGE JUDE

(Aus dem Besitz der Modernen Galerie Thannhauser, München)

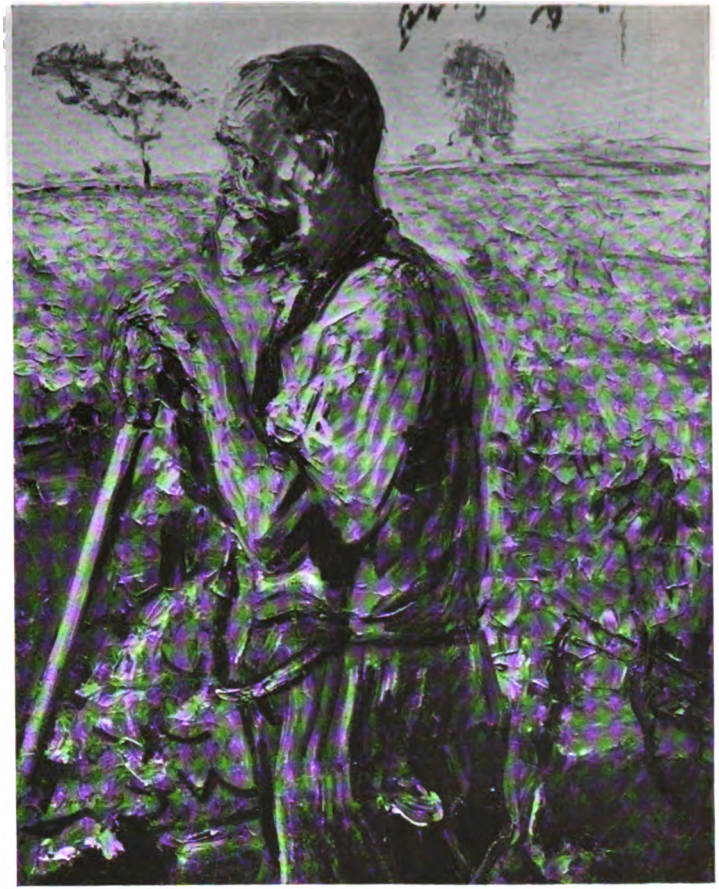
Reproduziert mit Genehmigung von R. Piper & Co., München

Digitized by Google



P. GAUGUIN LANDSCHAFT BEI ARLES

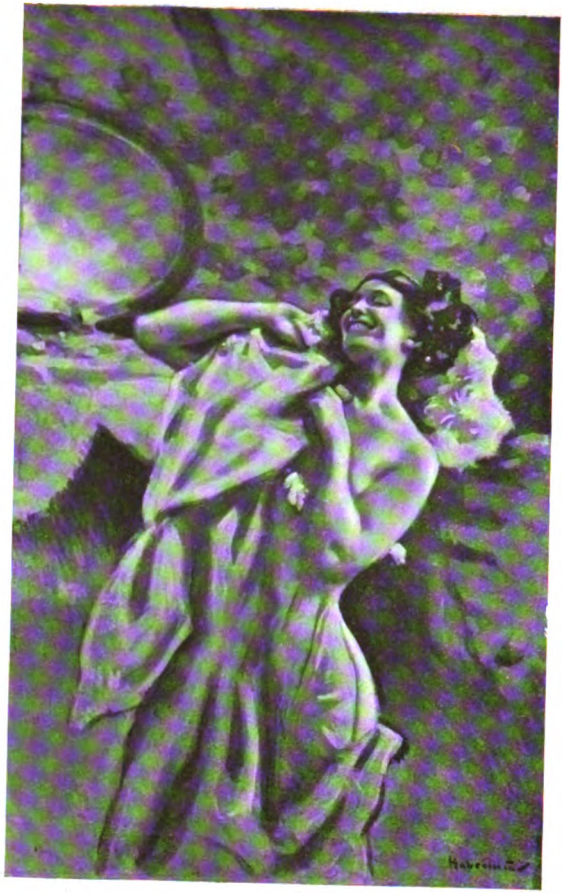
(Aus dem Besitz der Modernen Galerie Thannhauser, München)



M. SLEVOGT WEINBERGARBEITER

(Aus dem Besitz der Modernen Galerie Thannhauser, München)

Digitized by Google



H. v. HABERMANN TÄNZERIN

(Aus dem Besitz der Modernen Galerie Thannhauser, München)

JULIUS HEß RHODODENDRON

(Aus dem Besitz der Modernen Galerie Thannhauser, München)

Digitized by Google

A. RENOIR — DIE BEIDEN SCHWESTERN

(Aus dem Besitz der Modernen Galerie Thannhauser, München)

Digitized by Google

MODERNE GALERIE

MÜNCHEN, THEATINER-MAFFEISTRAßE

Liebermann Max	Hodler
Israels	Buri
Leibl	Manet
Schuch	Monet
Trübner	Renoir
Th. Alt	Delacroix
Uhde	Corot
Corinth	Daumier
Slevogt	Courbet
Habermann	Cézanne
Feuerbach	Van Gogh
Marées	Gauguin
A. Langhammer	Henri Rousseau
Ph. Helmer	Picasso etc.

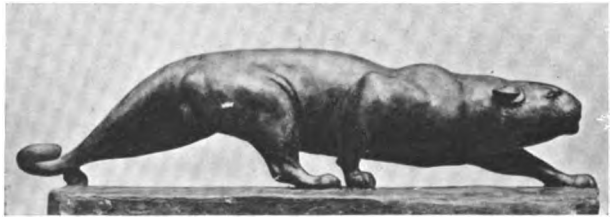
Junge Münchner Künstler

ALLEINVERKAUF

der Werke von

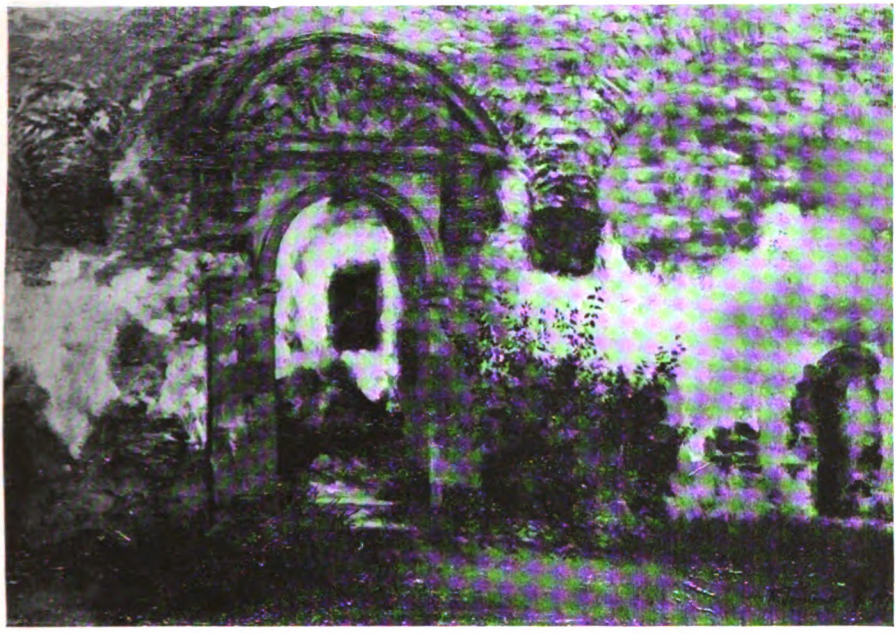
Robert Genin – Julius Heß

M. Mayrshofer – Julius Seyler



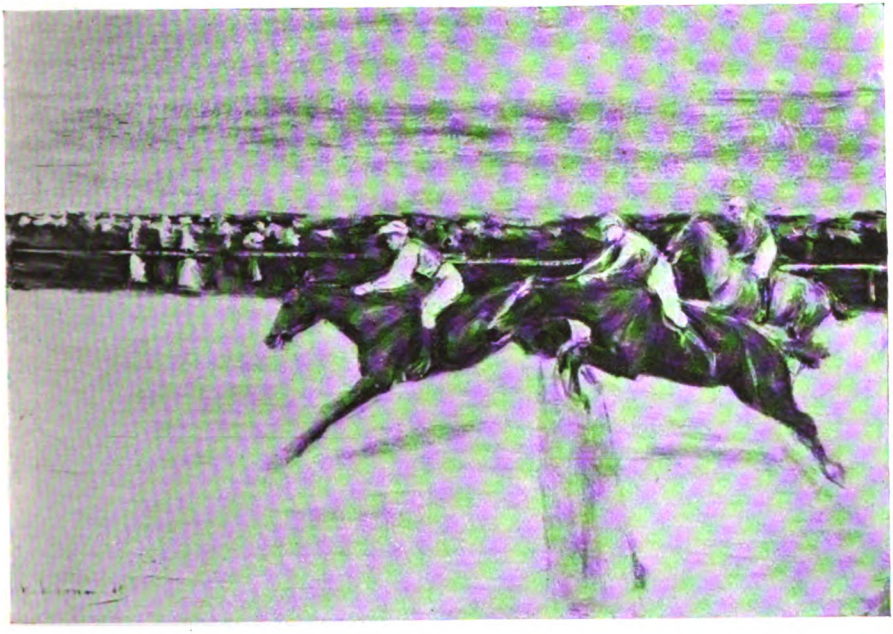
FRITZ BEHN SCHLEICHENDER PANTHER

Digitized by Google



W. TRÜBNER — HEIDELBERGER SCHLOß (1871)

(Aus dem Besitz der Modernen Galerie Thannhauser, München)



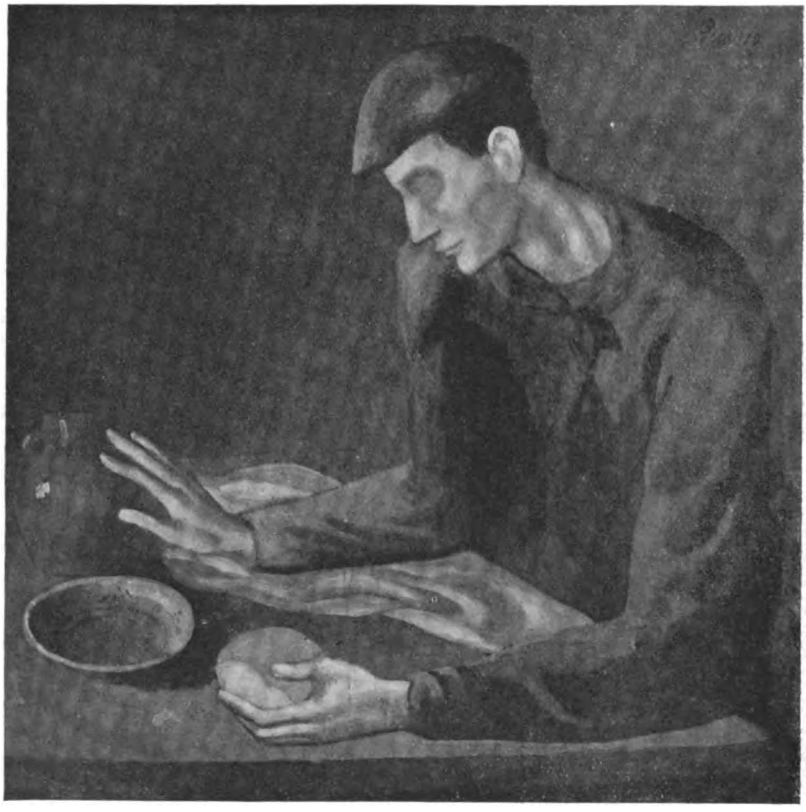
MAX LIEBERMANN — PFERDERENNEN

(Aus dem Besitz der Modernen Galerie Thannhauser, München)

Digitized by Google

JULIUS SEYLER — FESTUNG IN LE PALAIS

(Aus dem Besitz der Modernen Galerie Thannhauser, München)



PICASSO — BLINDER MANN AM TISCH

(Aus dem Besitz der Modernen Galerie Thannhauser, München)

Digitized by Google

Ein Brillant

ob groß oder klein, aber echt und von feiner Qualität, ist eine gute Kapitalanlage, zumal bei den immer steigenden Diamantpreisen. Beim Einkauf achte man auf reine, feurige Steine, denn nur solche haben bleibenden Wert und bereiten durch ihren Glanz stete Freude. Mein Katalog enthält eine reiche Auswahl in Schmuck jeglicher Art in allen Preislagen und wird auf Wunsch an Interessenten kostenfrei versandt.

Nr. 6813. Kollier, Platinafassung, Platinakette, 4 echte Brillanten und 11 Diamanten M 530.

Nr. 6774. Ring, 18 kar. Gold, Platinafassung, 3 echte Brillanten und 12 Diamanten M 285.

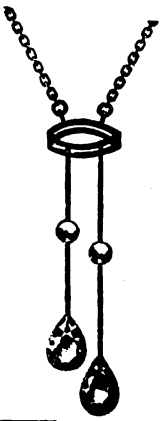
Nr. 6814. Ring, 14 karat. Gold, Platinafassung, 5 echte Brillanten und 8 Diamanten M 300.

Nr. 6764. Ring 14 kar. Gold, Platinafassung, 1 echter Brill., 8 Diam. u. 15 Rubin M 50.

Nr. 6765. Ring, 14 kar. Gold, Platinaf., 1echter Brill., 6Diam.u.21Rub. oder Smaragd M 95.

Nr. 6778. Ring, 14 kar. Gold, Platinafassung, 1 echter Brillant M 55.

Nr. 6815. Ring, 14 kar. Gold, Platinafassung, 2 echte Safire u. 26 Diamanten M 78.



Nr. 6792. Kollier, 14 karat. Mattgold, mit echt Aquamarin und Perlen M 55.

Nr. 6183. Krawatten-Nadel, 14 karat Mattgold, 1 echter Brillant M 40.

Nr. 6783. Zieh-Armband, 14 karat. Gold, echt Safir und Perlen M 59.

Krawatten-Nadel, 14 karat Mattgold, 1 echter Brillant M 14.50 Nr. 3831.

Nr. 6787. Herren-Ring. 8 kar. Mattgold, massiv. M 17.—

Nr. 6761. Ring. 14 kar. Gold, Platinafass., 2 echte Brill. u. 3 Diamanten M 75.

Reiche Auswahl in Bestecken massiv Silber 800/000 und Alpacca-Silber, in allen Stilarten.

Nr. 6759. Ring, 14 kar. Gold, 1 Rubin, 2 echte Diamanten M 13.75

Nr. 6816. Ring, 14 karat Gold. Platinafassung. 1 echter Brill. M 300.

F. TODT PFORZHEIM

Königl., Großherzogl. u. Fürstl. Hoflieferant.

Firma gegründet 1854. Verkauf direkt an Private, auch einzelner loser Brillanten nach Gewicht, die auf Wunsch in vorhandene Schmuck-Gegenstände eingesetzt werden.

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

11. Jahrgang — Oktober 1913 — Heft 1

Inhaltsverzeichnis:

Seite

Emil Strauß / Der Schleier. Novelle . 1
Henrik Pontoppidan / Der Schmied von Ensley. Erzählung 19
Carl Spitteler / Meine frühesten Erlebnisse 33
Karl Voll / Die Kugel von 1866 . . . 47
Georg Friedrich Daumer / Briefe an seine Nichte 49
Richard Huldschiner / Reisebrief aus Peking 61
Margarete Zündorff / Aus dem alten heiligen Köln 66
Alexander Berrsche / Bemerkungen zu einem neuen Meinungsaustausch über Richard Wagner 71
Josef Hofmiller / Gerhart Hauptmanns Lohengrin 77
Gustav Wolff / Mechanismus, Vitalismus und Seele 88
Spectator Germanicus / Italiens neuer Kurs 103

Seite

Rundschau:

Berlin und München / Von Dr. Walter Riezler, Museumsdirektor in Stettin . . 108
Roloffs Geschichte der europäischen Kolonisation / Von Dr. Erich Schultz, Kaiserlichem Gouverneur von Samoa 116
Kerschensteiners Geschichte der Münchener Krankenanstalten / Von Dr. Erich Ebstein, Oberarzt am Städtischen Krankenhaus in Leipzig 117
Anmerkungen / Von Dr. Karl Voll, Professor an der Technischen Hochschule und der Universität München 119
Neues vom Vogelschutz in Bayern / Von Dr. Rudolf Hermann, k. Bezirksamtsassessor in Weilheim 122
Ein Vorschlag zur Diskussion / Von Frau Hedwig Beckh 123
Bei der Enthüllung der Frithjofstatue . 124
Bebel und Bernstein 125
Ludwig Plates Vererbungslehre . . . 126
Der Lebensprozeß der Nervenelemente . 127
Roux gegen Verworn 127
Die Heilige und ihr Narr 127
Sisto e Sesto 128
Josef Hofmiller / Bücher des Monats XVIII

Copyright 1913 by Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. München.

Bei allen Installateuren und Elektrizitätswerken erhältlich:
WOLFRAM-LAMPEN A.-G. AUGSBURG

Der Schleier.

Novelle von Emil Strauß.

Der Freiherr von Tettingen erwachte und wandte sich nach dem offenen Fenster, das eine dunkle Masse entfernter Baumkronen und ein Stück noch dämmerig trüben Himmels sehen ließ: der Brunnen rauschte und es war, als ginge ein Schauer frischer Luft durch die schon harten Blätter des Nußbaums, hinter dem Hause her drang schwach und sehnsüchtig der eingeschlossene Ruf des Hahns.

Zu wach, um wieder einzuschlafen, zugleich so unruhig und bewegungsbedürftig, daß er nicht stilliegen konnte, richtete sich der Mann auf und lauschte nach seiner Frau im andern Bett: sie atmete ruhig; sehen konnte er ihr abgewandtes Gesicht nur undeutlich, aber sein Herz sah ihre feinen Züge auch im Schlummer beleuchtet von der Kraft und Freudigkeit, die ihr Wesen waren. Beglückt von ihrem festen Schlaf und zugleich von der Gewißheit, daß sie bei seinem geringsten Laut erwachen und, während er sich zurechtmachte, unvermerkt hinausschlüpfen würde, um ihm Kaffee zu kochen, lächelte er, schob sich behutsam vom Lager, raffte das Nötige zusammen und vermochte es, lautlos in das Badezimmer zu gelangen, wo er sich ankleidete.

Dann griff er nach Flinte und Tasche, steckte etwas Mundvorrat und eine Handvoll Zigarren zu sich und verließ mit der braunen Hündin den Schloßhof. In den zwei turmhohen Pappeln am Tore raschelte der Morgenwind auf und ab, dünn verklang der unerhörte Ruf des Hahns.

Rüstig schritt er hinaus in die Morgendämmerung. Er fühlte sich frei und frisch und ungeduldig, als würde er erst am Ende der Welt wieder umkehren können, und freute sich zugleich, zum Frühstück oder Mittagessen oder auch erst zum Abendbrot wieder bei seiner Frau und seinen Kindern zu sein. Er war glücklich und war sich dessen auch bewußt. Es war ihm immer alles nach Wunsch gelungen. Als junger Mensch war er nach Familienbrauch Husarenoffizier gewesen, wenn schon nicht mehr in Österreich, sondern drunten am Rhein. Dort hatte er sich auch nach seinem Herzen vermählt und sich die trefflichste Frau, seinem Stamm einen Zufluß bewährten Geblütes, seinem Erbe einen entsprechenden Zuwachs an Heiratsgut erworben. Dann hatte er den Abschied genommen und sich in die Heimat am See zurückgezogen, um den ausgedehnten Besitz zu verwalten. Er war stolz, in großem Wesen und Herkommen geboren zu sein, und als ein-

Digitized by Google

facher Mensch sah er seine nächste Aufgabe darin, diesen Besitz so zu bewirtschaften und emporzutreiben, daß nicht nur er selbst, seine Beamten, Knechte und Mägde den Genuß davon hätten, sondern auch jeder Nachbar von solcher Führung Vorteil haben könnte. Freilich, ohne seine Frau würde es ihm schwer gelungen sein. Sie war von so wunderbar reger Lebenskraft, daß sie nicht nur in zehn Jahren sechs strotzenden Kindern das Leben gegeben und in unabläßiger Pflege und Zucht gehalten, nicht nur den ausgedehnten Haushalt mit natürlicher Lust bis ins einzelne durchdrungen und geleitet hatte, sie war gleichzeitig mit ihrem Manne Landwirt, Viehzüchter, Unternehmer, Volkswirt geworden und war in allem so als Herrin zu Hause, daß sie in jedem Augenblick die Leitung übernehmen konnte. Ja, manchmal hatte sie glücklicher geurteilt und gestimmt als er selbst. Das Ingefühl der schönen und gescheiten Frau, daß sie jederzeit alles an sich trage, was zu ihrer Stellung im Leben und in der Welt nötig sei, mochte ihr ein freieres und leichteres Verhältnis zu den Dingen geben. So war es bis jetzt außen und innen gut und vorwärts gegangen. Er wußte das und freute sich daran und es schien ihm so in der Ordnung zu sein. Er hatte mit glücklichem Instinkte gewählt und seine Zeit und Kraft täglich gut angewendet.

Solches ging ihm, wie er so dem Morgen entgegenschritt, bewußt und unbewußt durch Kopf und Herz und ließ ihn vergnügt und sicher und aufgelegt zu allem, was der Tag bringen mochte. Daß nicht nur die Liebe einer guten Frau, sondern dazu noch die Kunst ihres starken und behenden Willens nötig gewesen war, um ihm das Glück des ersten Jahres ein Jahrzehnt hindurch frisch zu erhalten, ja, zu einer Gewohnheit, einer Einrichtung, einer wundervollen Norm zu machen wie Sonnenaufgang, Tag und Nacht, das war ihm noch nicht in den Sinn gekommen; und daß es der Frau nur gelungen war, weil sie nicht nur wie er das eigene Leben breiter und sicherer weitergetrieben, sondern auch noch das zarte, hilflose jedes der sechs Kinder und noch das starke derbe Leben des tüchtigen wehrhaften Mannes in sich zu leben oder zu überwinden verstanden hatte. Allenfalls fühlte er manchmal eine Ausstrahlung dieser Kraft, eine Mütterlichkeit, die allem offen war, die auch ihn häufig empfing, ja, die er manchmal suchte, — die er gleichwohl manches Mal belächelte.

Er wanderte gemächlich durch Felder, Wiesen und Wälder, er belauschte stolzierende Fasanen, spielende Hasen, Rehe, die zierlich aus dem Walde ins Feld vortraten und ästen und bei verdächtigem Laut, das helle Hinterteil werfend, davonsprangen. Er sah aus der Ferne zu, wie die Bauern Grünfutter holten oder abgeräumte Felder pflügten, er umschritt und betrachtete fast wie ein Fremder die Ziegelei, die er zur Ausbeutung eines

Digitized by Google

Lettlagers errichtet hatte, und als er Hunger fühlte, sprang er in die tiefe Schlucht hinab, die der Bach sich durch den Moränenhügel gegraben, legte die Flasche in das kühle Wasser, setzte sich daneben an die besonnte Wand und frühstückte. Jeder Platz erinnerte ihn an vergangene Tage, an alte Geschichten von Vater und Ahnen. Er dachte an die Zukunft und an das Alter, das unbegreifliche, das unsichtbar schon in der Ferne stand und wartete, und an seine Frau, die lachen mochte, als sie sein Bett leer fand; es war ja nicht das erstemal, daß er aus der Nacht weg hinausmußte, um zwecklos den Tag zu durchlaufen und unermüdet abends heimzukommen.

Auf der andern Seite des Baches, wo vor einer halben Stunde der Freiherr hinabgesprungen war, polterte ein Sandbrocken den Hang herab und blieb träg unten liegen. „Der hat lange gebraucht!" sagte Tettingen, erhob sich und ging weiter, ziellos durch den Wald. Er fand Pfifferlinge und Schirmpilze, und wie er es als Kind von seinem Vater auf Spaziergängen gelernt, so sammelte er sie wählerisch und tat sie in die Jagdtasche.

Eine schmale, gerade Waldstraße, übergrast und kaum begangen, lockte ihn mit ihrem weitherleuchtenden Ziele: ein altes Jagd- und Lustschlößchen lag dort zwischen mächtigen Parkbäumen, von einem Bach umflossen in der Nähe eines Waldweihers; nach langer Vernachlässigung war es wieder in Stand gesetzt worden. Er trat zum Tor, das den Zugang zu der gewölbten Steinbrücke absperrte, es war zu, und er hatte keinen Schlüssel. Er stand eine Weile vor dem tiefeingegrabenen Bach und schaute hinüber. Still und geheimnisvoll anziehend lag das Haus drüben im Grünen, langsam glitten die Schatten eines windbewegten Astes auf dem säulengetragenen weißen Giebelfeld hin und her.

Der Freiherr konnte einer Knabenlaune nicht widerstehen: er legte Jagdtasche und Flinte ab, befahl dem Hunde, dabei zu bleiben, und kletterte über das hohe Tor hinüber. Er umwandelte das wohlverschlossene Haus, setzte sich da, legte sich dort auf eine der breiten niedrigen Steinbänke, rauchte eine Zigarre und sah dem Blätterspiel der hohen Baumkronen zu. Er stieg endlich wieder über das Tor, warf Jagdtasche und Flinte über und schritt auf dem geraden Sträßchen vom Jagdschloß wieder weg in den Wald. Er gedachte, hier nun bald wieder ein Jagdfest zu feiern.

Zu Mittag kehrte er in einem Dorfe ein und dann wanderte er weiter. Es begegnete ihm nichts, das ihn seinem jugendlichen Träumen und Schweifen entrissen, nichts, das ihn ermüdet oder ihm das Weitergehen verleidet hätte.

Am späten Nachmittag, schon wieder auf sein eigenes Jagdgebiet zurückgekehrt, schoß er, im Gedanken an das Abendessen mit seiner Frau, ein

Digitized by Google

paar Rebhühner. Aber heim ließ es ihn doch noch nicht: eine Anhöhe mit hoch in den Himmel stechender Pappel lockte ihn, er stieg hinauf und sah den See liegen mit blaßblauen und blaßgoldenen Wassern, mit den weißen Segeln und den Silberschweifen der Fischerböte und dem stillen Waldzug des andern Ufers. Da mußte er hinunter in das Städtchen, in den baumreichen Wirtschaftsgarten am See, bei einem roten Seewein die Sonne hinter der jenseitigen schwarzen Waldhöhe versinken zu sehen.

Als er den Garten durchschritt, um sich vorne an der Seemauer einen Platz zu suchen, wurde er angerufen und befand sich alsbald in einem Kreise befreundeter Damen und Herren der Nachbarschaft, die auch vom schönen Tage zufällig hier zusammengeführt waren. Während er sich setzte, sagte die junge Gräfin Ittendorf neckend zu ihm über den Tisch:

„Sie haben aber eine — geradezu eine Riesenstrecke an der Jagdtasche hängen!"

Alle lachten auf und Einer hob die Jagdtasche empor, an der das arme Rebhuhnpärlein mit langgezogenen Hälsen baumelte.

Tettingen erwiderte der Gräfin lächelnd:

„Sie haben gesegnete Augen! Sie sehen, was sonst kein Mensch sieht."

Sie schaute ihn mit großen überraschten Blicken an und verstand nicht, zuckte leicht die Achseln, schüttelte leicht den Kopf, während ihre Augen fragend auf ihm hafteten. Und er merkte nun, daß er ihre Augen gut benannt habe.

„Ihre Augen sehen halt, was ich in Wirklichkeit heimbringe. Ich zog aus aufs Geratewohl, vielleicht um was zu schießen, und erbeutete einen Tag, der mich nichts sehen und begegnen ließ, das mich nicht gefreut hätte, von früh vor der Dämmerung bis zu diesem Augenblick—" er verneigte sich leicht und höflich lächelnd.

Sie errötete flüchtig und, wie wenn sie sich den Sprecher nun doch genauer ansehen müßte, bedeckte sie ihn mit einem vollen schweren, aber alsbald auch in sich versinkenden Blicke.

Tettingen sah langsam beiseite.

Und wenn er im Hin und Her sie anschaute oder über sie hinsah, fühlte er, wie alsbald ihr Auge das seine zu fesseln oder in seinem zu ruhen bereit war.

Und als er, unruhig geworden, sich nach kurzem verabschiedete, ward ihm bewußt, wie sich zwischen ihren und seinen Augen ein Strahlengewebe verkettete und mit Willen zerrissen werden mußte, wie ihr Auge blank aufflammte, und wie sie erbleichte, indem sie seinen Abschied mit gehaltenem Kopfnicken erwiderte.

Sein Weg führte eine Strecke weit am See hin: rote und blasse Gold-

Digitized by Google

flüsse regten sich weich und spielten über die dunkle Tiefe hinüber und drüben hinter der schwarzblauen Bergwaldmauer glühte der Abendhimmel immer höher hinauf.

Er ließ seine Augen in der Blendung dahingleiten, ohne recht zu sehen, er kam nicht los von dem glänzenden Auge und Blicke der Gräfin Ittendorf. Er kannte das Mädchen, wie er alle seines Kreises kannte, er wußte, daß sie vor etwa zwei Jahren knapp vor der Hochzeit ihren Bräutigam verloren hatte und bald auf Reisen, bald auf ihrer Besitzung am See nach ihrer Art dahinlebte.

Er schlug sich, von der Uferstraße abbiegend, einen Schluchtweg hinauf, der ihn landeinwärts seiner Heimat zuführte: über versumpfte Wiesen, schmale Stege, über senkrechte Eisenleitern, über schmale Abgrundspfade, über ausgetretene Felsstaffeln, unter überhängenden Felsen durch klomm er beim Tosen des fallenden Wassers durch die Dämmerung, durch die Nacht der Felsschlucht hinauf, ohne einen Fehltritt zu tun und ohne etwas zu sehen, er starrte in ein Auge voll ersten Feuers, voll Liebes- und Lebenshungers, und ein Zauber zog ihn. Bisher hatte er diesen Zauber selbst zu besitzen geglaubt, nun plötzlich schien ihm der seine längst verbraucht und verloren. Er fühlte in dem Auge alle Jugend und Verheißung, die doch längst, wie er jetzt inneward, langsam hinter ihm zurückgeblieben war, er fühlte die Möglichkeit, die Gewißheit darin, alles überschwengliche Glück, in dessen Nachglanz er sich noch so beneidenswert gedünkt, alles genossene und versunkene Jugendglück noch einmal zu finden, ein Stück Unsterblichkeit.

Rüstig, als gälte es die zu erlaufen, griff er auf der Höhe aus und war mit der Dunkelheit vor dem Tor mit den zwei Pappeln und hörte die Luft in ihnen auf- und abrascheln. Das gemahnte an seinen Auszug, an seinen Frohmut den ganzen Tag durch, und er suchte mit Kopfschütteln die sehnsüchtige Trunkenheit und Träumerei der letzten Stunden abzuwerfen; langsam ging er auf das Haus zu.

Nach kurzem saß er mit seiner Frau zu Tisch und erzählte haarklein, wo er gewesen und wen er gesehen, nur von seiner Verzauberung durch die Augen der jungen Gräfin Ittendorf berichtete er nichts. Und zum ersten Male geschah es, daß er nach solchem Ausfluge statt noch bis Mitternacht beim Weinkruge zu sitzen, müde schien und frühzeitig zum Bette Zuflucht nahm.

„Auch wir werden halt älter!" sagte seine Frau und strich ihm mit der warmen Hand zärtlich über die Wange.

Ein ärgerlich abwehrendes Wort zuckte ihm in der Zunge; er bezwang es aber und erwiderte:

Digitized by Google

„Alter —? Das Gefühl ist mir eigentlich fremd. Man wird gelegentlich auch einmal müde."

* * * * * *

Die nächsten Tage beherrschte das Bild der Gräfin und der Traum eines freibeuterischen Glückes seine Gedanken; dann versank der Zauber langsam. Aber nicht in Vergessenheit, sondern in die Sicherheit seines jugendlich sich dehnenden Herzens, und acht Tage nach seinem Ausflug war es wieder emporgetaucht und trieb ihn mit Flinte und Tasche und Hund ungeduldig hinaus wie zu heiliger Verabredung.

Und es ward ein Tag ohne Muße, ohne Freude am Himmel und an der besonnten Erde, ohne Stillung durch die vertraute Natur. Er stürmte seines Weges, er blieb auf Wegsteinen und Baumstämmen und Brücken sitzen, um die Zeit vergehen zu lassen, um an der Verschiebung eines Baumschattens die Zeit vergehen zu sehen. Er lag hinter dem Jagdschlößchen auf der zur Stellfalle in den Weiher hinausgebauten Brücke und sah dumpf träumend den Wasserspinnen zu, wie sie sich mit langen Ruderfüßen wie über eine Glasplatte dahinschnellten, oder den Karpfen, wie sie tief darunter langsam, fast ohne Regung durch das durchsonnte Wasser drangen.

Er schoß wieder zwei Rebhühner und war weit früher als voriges Mal in dem Wirtschaftsgarten am See. Er setzte sich zu bekannten Herren des Städtchens, die da ihren Abendschoppen tranken, und unterhielt sich mit ihnen.

Nach langem kam die Gräfin, blau gewandet mit weißem Schal durch den Garten und alle schauten ihr zu. Tettingen verneigte sich grüßend. Sie schritt weiter und setzte sich näher beim See an ein Tischchen.

Man sprach über sie, man fragte den Freiherrn nach ihr, er antwortete bereitwillig und freundlich, aber mehr mit leicht hingeworfenen Gegenfragen und Vermutungen als mit Tatsachen und bekam so von dem und jenem zu hören, was man von ihr sprach.

Wenn er aufschaute, sah er ihre Gestalt dunkel und neugierreizend vor der weithinausgedehnten hellen Wasserfläche.

Endlich verabschiedete er sich von den Herren, warf Tasche und Flinte um, nahm den Hund an die Leine und schritt langsam gegen das Ufer vor.

Im Vorbeigehen stehen bleibend begrüßte er die Gräfin und nahm auf ihr Geheiß Platz. Aber er legte die Tasche nicht ab und hielt die Flinte zwischen den Knien auf die Erde gestützt.

Sie sprachen über zufällige Dinge.

Manchmal versank er in ihrem Anblick, daß er ergriffen nur mit Stottern weiterreden konnte, ward sich dessen bewußt und schaute rasch beiseite.

Digitized by Google

Dann nahm er sich vor, sie kühl und prüfend anzusehen, da er ja außer ihren Augen noch nichts von ihrem Gesicht wußte; aber wie er von dem gescheitelten blonden Haar über die breite Stirn zu den fast geraden Brauen gekommen war, da stürzte er schon über diese hinab in die blauen Brunnen, in die Silberflammen ihrer Augen, und sein Blick ward hilflos. Sie saß scheinbar unbewegt da, ihrer Schönheit und Gewalt bewußt, durchglüht von Hingabe und Begehren, verdammt, sich begehren zu lassen, besiegen zu lassen, zu warten, ihrer Miene mächtig, dem Wechsel ihrer Farbe hilflos preisgegeben.

Nach kurzem erhob er sich, um weiterzugehen, und als er ihre Hand zum Kusse fassen wollte, ergriff sie seine Hand und drückte sie mit herzhaftem Drucke.

Er trat noch vor bis zum Ufer, tat einen verlorenen Blick in die tiefer glühenden Wellen und verließ seitwärts den Garten.

Widerwillig, enttäuscht wandelte er heimwärts. Das war also, wovon er tagelang geträumt hatte! Da saß er, als ob er sich noch nie verliebt, noch nie ein Weib im Arm gehabt hätte, saß da und gaffte und stotterte und ließ sich von diesem jungen Ding entwaffnen! Zu viel der Jugendeselei! Jedes Aufsehen zu vermeiden, war ja geboten; aber statt belangloser Worte hätten verfängliche, verstrickende, blitzheiße und durchschlagende gesprochen werden müssen, statt wie jetzt vielleicht mit einem kleinen Triumph müßte sie erschüttert wie nach einem Erdbeben, bang wie bei einer Sonnenfinsternis dasitzen!

Indessen, sie war dagewesen, wie er dagewesen war: was wollte alles andere dagegen! Und wieder gab er sich dem Traume hin, die lebendigste Zeit seines Lebens noch einmal zu leben, diesmal aber nicht ahnungslos wie als etwas Selbstverständliches, das nie enden kann, sondern wissend mit der Inbrunst und Dankbarkeit des Erfahrenen als etwas Einziges, Kurzlebiges, als einen kühnen Raub aus dem Vorrecht der Götter, im Verborgenen wie unter der goldenen Wolke des Göttlichen.

Er sah keine Gefahr und kein Hemmnis. Seine Ehe hatte ihn nie auf die Probe gestellt, er hatte alles Glück und Gelingen nur als Bestätigung seiner Triebe und Wünsche hingenommen, so war er noch jung, unerfahren in sich und sicher, ein glücksgieriges Kind wie vor zehn Jahren. Wenn ihm Gedanken an seine Frau und Ehe mahnend und verwerfend dazwischentraten, so wies er sie als Spielverderber ab. Er nahm seiner Frau ja nichts, er liebte sie heute nicht weniger als vordem; aber was ihn aufs neue berauschte und in Besitz nahm, das lag eben hinter ihr. Es war so, es konnte wohl nicht anders sein, und keine Faser, kein Tröpflein in seinem Herzen oder Hirn wollte anders.

Digitized by Google

Am nächsten Dienstag ging er wieder, aber erst nach Mittag. Seine Frau begleitete ihn ein Stück und sagte, als sie umkehrte:

„Wenn es Regen gibt — es sieht fast danach aus — so plag dich nicht, nach Hause zu kommen, bleib im nächsten Gasthaus; das ist mir lieber, als wenn du in triefenden Kleidern noch stundenlang heimfährst."

„Es wird wohl nicht so schlimm werden," erwiderte er und küßte ihr die Hand.

„Ja —" murmelte er im Weiterschreiten; „aber Hero hat ihren Liebsten lieber naß gehabt als gar nicht!"

Und es regnete in der Tat, als er gegen Abend auf den Seegarten zuschritt, und ein gedeckter, schwarzglänzender Kraftwagen hielt vor dem Hause.

Der Freiherr trat in den großen Saal. An einem Tische wurde Karten gespielt, in einer Fensternische am andern Ende saß die Gräfin beim Tee und sah durch die Lücken der schwernassen Bäume dem kalten Wogen des grauen Sees zu.

Tettingen legte ab und ging wie um einen Platz zu wählen durch den Saal; da sah sie nach ihm um, er trat grüßend zu ihr und sie bot ihm Platz.

Nach Austausch einiger höflichen Worte verstummten sie und blickten einander in die Augen so voll Kraft und Freude, daß jedem war, als sei ihm nichts mehr am andern verborgen.

Endlich lachte er mit einem Knabenlachen heraus und murmelte:

„Ich wußte — — hier sind Sie!"

„Haben Sie das gewußt?" erwiderte sie, ohne den Blick von ihm zu lassen, und setzte leiser hinzu, indem sie den Kopf senkte und ihre Augen von unten blickten: „Aber — daß ich gestern hier war und daß ich vorgestern hier war und vorvorgestern und Freitag und Donnerstag und Mittwoch hier war, das hat Ihnen nicht geschwant?"

„Es muß doch wohl!" flüsterte er lachend; „denn gestern und vorgestern und vorvorgestern und Freitag und Donnerstag und Mittwoch suchten meine Gedanken Sie hier, — nachdem sie sich um den ganzen See herum nach Ihnen umgetan hatten."

„Brave Gedanken! — ich hab sie auch immer gespürt — und bin auch immer wiedergekommen."

Von nun an trafen sie sich nicht mehr im Seegarten und, wenn sie sich einmal in Gesellschaft sahen, so verriet kein Blick und keine Regung, daß sie schon vertraut miteinander gesprochen hatten.

Sie mußten, um zusammenzukommen, mit der größten Heimlichkeit zu Werke gehen; die Gräfin wollte niemand ins Vertrauen gezogen haben:

„Was kein Auge sehen darf, das darf auch kein fremdes Herz wissen!"

Digitized by Google

Der Freiherr ging jeden Dienstag auf die Jagd und gewöhnte sich daran, über Nacht auszubleiben. In diesen Nächten trafen sie sich in dem stillen alten Jagdschlößchen, zu dem die Gräfin einen weiten nächtlichen Weg durch Feld und Wald und oftmals durch Sturm und Schnee zu machen hatte.

* * * * * *

Frau von Tettingen lebte in dieser Zeit mit ihrem Gemahl in gleich innigem ungetrübtem Glücke weiter. Wenn sie über ihn hätte aussagen müssen, so würde sie bekannt haben, daß er ritterlicher geworden sei, daß er einen zarten, huldigenden Ton von Frauendienst gefunden, der das verschwenderische Werben der ersten Liebeszeit ersetze und erst rechtfertige, daß er überhaupt reifer und entschiedener geworden sei und eine feste Form von Männlichkeit gewonnen habe.

Eines Tages, er war noch nicht lange von der Jagd zurückgekehrt, sah sie im Vorbeigehen an seinem dahängenden Jagdrock ein Haar glänzen, das sich an einem Knopfe verwickelt hatte. Sie machte es los, trug es zum Fenster und dachte:

Ist mein Haar noch so glänzend?

Sie trat dabei unwillkürlich zum Spiegel: nein ihr Haar war fahler geworden, — wenn es je diesen Goldglanz besessen hatte. Es mochte von einer der Töchter sein; aber die eine war flachsblond, die beiden andern etwas dunkler; es konnte nur von dem ältesten Buben sein, der ja noch langes Haar trug, wenn auch nicht so langes; aber es bleibt ja beim Stutzen manchmal ein längeres stehen. Sie trat zum Fenster, um es fliegen zu lassen; da tat es ihr leid, sie rollte es um ihren kleinen Finger, wo es wie ein feines Goldringlein schimmerte, und schob es dann in ein Medaillon. Und dachte nicht mehr daran.

Und es war wieder Sommer und bald ein Jahr vergangen, da sah sie, als Tettingen von der Jagd kommend vor dem Hause die Kinder begrüßte, und sich gerade bückte, um den Jüngsten aufzunehmen, — von seinem Rockkragen aus über die rechte Schulter und quer über den Rücken ein goldenes Haar glänzen. Ein Schrecken fuhr in sie, nicht ein Verdacht, eine unglaubliche Gewißheit.

Sie stand da mit maskenhaftem Lächeln und schaute zu, wie er ihre Kinder küßte.

Sie faßte sich sofort, das Geheimnis durch Geheimnis zu ergründen.

Sie ging hinter ihrem Manne in das Haus hinauf, wankend, ungeschickt, immer das Haar im Auge haltend, daß es ihr nicht noch verloren

Digitized by Google

ginge. In seinem Zimmer nahm sie es ihm unvermerkt vom Rock und ließ ihn allein, sich anzukleiden.

In ihrer Stube angekommen, wickelte sie das Haar, das viel länger war als das frühere, auf den kleinen Finger, nahm dann das goldglänzende Röllchen, rieb es zwischen Daumen und Zeigefinger und roch daran: es war kein Kinderhaar. Es war das duftende Haar einer Dame. Sie holte jenes vergessene Medaillon hervor und fand, daß jenes und dieses Haar zusammengehörten; da tat sie das neue zu dem alten und schloß das Medaillon weg.

Sie setzte sich hin, bedeckte die Augen mit der Hand und ließ sich die Damen ihrer Bekanntschaft durch den Kopf gehen: es waren da mehrere, von denen das Haar hätte sein können; aber es widerstrebte ihr, eine etwa in falschen Verdacht zu nehmen, und sie sagte sich, daß es auch von einer Unbekannten sein könnte, — ja, daß der Freiherr beide Male das Haar auf eine ganz harmlose Weise aufgefangen haben könnte, — sie mußte also auf jeden Fall durchaus behutsam und insgeheim, mit unhörbaren Schritten zum Ziele zu kommen suchen.

Einen Aufschub ertrug ihr gequältes Herz und schon ihr Reinlichkeitsbedürfnis nicht, und so überraschte sie denn wenige Minuten später ihren Gemahl durch den Wunsch, auf kommenden Sonntag eine große Abendgesellschaft zusammenzubitten, und als er wegen der Kürze der Zeit widersprach, kämpfte sie so bekümmert um das Recht, auch einmal eine Laune durchzusetzen, daß er lächelnd nachgab. So hatte sie noch den Gewinn, daß die sich drängenden Vorbereitungen sie verhinderten, sich der Grübelei, dem Ekel, dem Schmerze zu überlassen.

Beim Feste, zu dessen Einladungen sie bedachtsam den weitesten Kreis gezogen hatte, beobachtete sie unermüdlich ihren Mann in seinem Verkehr mit den Damen wie mit den Herren, sie prüfte die Miene jedes Gastes und jedes Dieners: sie konnte keine Unruhe des Freiherrn, kein Bemühen oder Meiden, kein heimliches Schielen nach irgend einer Dame, keine Befangenheit oder besondere Liebenswürdigkeit gegen irgendeinen der Herren feststellen, umsonst suchte sie in den Augen der sie Umgebenden jenen mitwissend betrachtenden Blick, jene heimliche Neugier, jene bewußte vergeltenwollende Teilnahme — nach einem Tage angespanntester Beobachtung und nervöser Jagd von einer Miene zur andern schloß sie die Augen, ohne auch nur den leichtesten Grund zum Verdachte gefunden zu haben, und doch mit dem demütigenden Gefühl, die Gesuchte sei selbst dagewesen, — schloß die Augen und konnte nicht schlafen. Die vielen Gesichter, die sie gesehen, drängten sich in fratzenhaftem Zuge durch ihr überreiztes, vergiftetes Hirn, alle ebenso blind und betrogen wie sie selber.

Digitized by Google

Wenn ihr Mann eine Geliebte hatte — und sie zweifelte nicht mehr daran — so wußte niemand darum, so war diese Liebe der ganzen Verwandtschaft, Freundschaft, ja der ganzen Landschaft ein ungeahntes Geheimnis. Ihr graute beim Gedanken an die ruhige Ruchlosigkeit, an die heuchlerische Sicherheit in dem Manne, den sie so lange kannte und so anders gekannt hatte; aber seltsam: verlor er dadurch, so gewann er auch. Sie empfand über diese kühne und trotz allem edle Art von Liebe fast einen Stolz, wie wenn sie ihr selbst gälte, und Eifersucht, weil sie ihr nicht galt. Ihr Schmerz verbrannte fast spurlos in der unerträglichen Glut der Spannung auf die Unbekannte; denn nur noch zwei Tage mußten vergehen.

* * * * * *

Als er am Dienstag seinen gewohnten Jagdgang anzutreten im Begriffe war, begleitete ihn seine Gemahlin, die Hand auf seine Schulter legend, zum Tor und sagte lächelnd:

„Nun wirst du mir doch auch schon ein rechter Gewohnheitsmensch! Jeden Dienstag, den Gott gibt, mußt du jagen gehen."

Stehen bleibend griff er an den Riemen der Flinte, wie um sie abzunehmen, und fragte mit erfreutem Lächeln:

„Soll ich heute zu Hause bleiben? Wär' es dir lieber?"

„Lieber —?" entgegnete sie. „Ich kann nicht nein sagen, und es wäre zu viel, wenn ich ja sagte. Es ist mir lieber als alles, wenn du bei mir bist; es ist mir aber um nichts weniger lieb, wenn ich weiß, daß du froh deinen Dingen nachgehst; und es ist keine größere Freude, als wenn du wieder heimkommst. Glücklich sein können beim einen wie beim andern — —!"

So schieden sie. Und sie wunderten sich danach beide, wie durchaus ehrlich und aus dem Herzen ihre Worte gekommen waren, und sein Herz war doch voll Sehnsucht nach einer andern, und das ihrige so voll von Angst und Argwohn.

Und so dachte sie auch nicht einen Augenblick daran, seine freudige Bereitwilligkeit zum Bleiben als Zeichen seiner Unschuld auszulegen; ein solcher geheimer Bund konnte natürlich nur bei der größten Freiheit beider bestehen.

Sie verbrachte den Tag vollends wie gewöhnlich und legte sich zur üblichen Zeit zu Bett.

Nicht, um zu schlafen!

Sie lag da und sah empor ins Dunkle und suchte zu erträumen, wo er jetzt sei; ob er mit ihr zusammen sei; wer die Zauberin sei, die ihr den Mann genommen, die ihr den Mann verwandelt, die ihr von ihrem Manne diesen unbegreiflich vollkommenen Rest gelassen hatte! Aber alles Suchen und

Digitized by Google

Träumen und Schließen war umsonst. Nur — die Untreue, die Verlassenheit, die seit einer Woche ihre unheimliche Unruhe gewesen war, dieser Verrat warf sich ihr nun als neue, als eben jetzt geschehende Tat aufs Herz, und je stärker und reiner dieses Herz war, um so heißer von Zorn und Abscheu, um so kampflustiger empörte es sich.

Die Nacht wurde heller vom aufsteigenden Monde, die Frau erhob sich auf den Ellenbogen und schaute hinaus in den Park, wo die Luft den Silbersaum der Baumkronen rieselnd bewegte und weiterzog in den hellen Himmel mit den wenigen feinen Sternlichtern.

Der Brunnen rauschte, der Uhu schrie.

An welche Brust gelehnt sah ihr Mann in diese Nacht hinaus? Wo?

Wenn es nicht in dem Jagdschlosse war, wo er oft zu übernachten behauptete, so war ihr Sinnen umsonst; davon aber mußte sie Gewißheit haben!

Gegen Mitternacht stand sie auf, kleidete sich an, warf einen leichten, braunseidenen Mantel um und, wie sie dann nach einem Kopftuche langte, bekam sie auch eines in die Hand von weicher weißer Seide, das ihr Tettingen als Bräutigam mit zwei großen goldenen Nadeln geschenkt hatte. Dieses, das erste und ihr liebste seiner Geschenke warf sie über ihr Haar und steckte es mit den Nadeln so fest, wie sie es damals bei ihrem ersten gemeinsamen Gang ins Konzert mit ihm ausprobiert hatte.

Sie verließ unvermerkt das Schloß und den Garten und schritt rasch in die Nacht hinaus.

Wie fremd und täuschend das war! Wie schwer, den wohlbekannten Weg zu erkennen. Wie groß und lastend waren die Bäume, wie stofflich lagen ihre Schatten da, lauernd, als müßte man sich vor ihnen hüten! Wie geheimnisvoll, versteckartig drängten sich die Pflanzungen auf den Feldern! wie gering und flach wogten die Höhenzüge!

Wie still! Manchmal ein Eulenschrei, manchmal ein Turmuhrschlag, manchmal ein Hundegebell in der Ferne; dann lange nichts als ihr rascher Schritt und ab und zu ein seltsames Klatschen ihres Gewandes oder Mantels hinter ihr, das sich anhörte, als folgte ihr jemand, und das sie zuerst erschreckt hatte.

Lange Strecken empfand sie nichts von der Schönheit und den Schauern der Nacht, sie glühte und zitterte in dem Gedanken, den Mann, der sie verriet, und das Weib, das ihn ihr genommen, zu stellen, dem Paar in die Augen zu blicken und Rache zu nehmen; sie wußte nicht wie; aber ihr Herz schrie darnach. Gewißheit und Rache, sei's nur einer Sekunde, was wollte sie anderes?

Sie schritt an einer eisgrau schimmernden Wiese vorbei, unter dem Laubvordach des Waldrandes, da geschah ein Krach über ihr in den Ästen, daß

Digitized by Google

sie schreiend zusammenhockte, den Kopf zwischen die Schultern zog und die Arme abwehrend in die Höhe streckte, — ein Krach, als bräche ein Fels durch den Baum herab und müßte sie zermalmen. Zweige fielen auf sie herab und neuer Schrecken ertönte oben: ein Keuchen wie aus der Brust eines Fabeltieres — und dann ein Klatschen und Sausen — und nun richtete die Frau sich bange auf und lugte behutsam über sich und sah auf keuchenden, sausenden klatschenden Flügelschlägen einen großen Vogel über die Wiese hinüber fliehen. Sie reckte sich, preßte die Hand auf das hämmernde Herz und murmelte, dem Flüchtling nachschauend:

„Zwei Hasenfüße!"

Sie lief aufatmend wieder des Weges; aber es fehlte nicht viel und sie wäre zwanzig Schritte weiter unter demselben Krachen wieder zu Boden gesunken, und noch drei-, viermal geschah es an diesem Waldrande, daß ihre Schritte einen Baumfalken aus dem Schlafe schreckten.

Der Weg ging in den Wald, neigte sich in eine rauschende Schlucht, überquerte den Bach und stieg aus der Finsternis wieder hinauf in den mondlichtdurchstreiften Wald. Es wollte der Frau grauen beim Eintritt in das Dunkel, aber sie schüttelte den Kopf und sagte:

„Was gibt es denn noch zu fürchten!"

Und nun empfand sie die Trostlosigkeit ihrer Worte und mußte weinen und schluchzen und griff zum Taschentuch. Da fiel ihr ein, daß sie einmal am hellen Tage eine Frau laut weinend durch die Straßen habe laufen sehen und daß ihr nie vorher etwas so das Herz zerrissen hatte wie jener Anblick, — und sie faßte sich und wurde wieder still.

Endlich stieß ihr Weg senkrecht auf das Waldsträßlein, das zum Jagdschloß führte, und bald sah sie den weißen Giebel durch die Bäume schimmern.

Sie blieb stehen: nun war sie am Ziel, nun hatte sie es in der Hand; da lag das wie eine Falle, von ihr gestellt!

Aber was gäbe sie darum, wenn sie nicht hier stehen müßte!

Und was verdient das Weib, das sie dazu gezwungen hat!

Der trübe Bodensatz ihres Wesens trieb auf bei diesem Gedanken, schoß vergiftend in ihr Blut und ihren Willen hinein und jagte sie auf das Schlößchen zu, als müßte sie in diesem Augenblick die Hände um den Hals des Opfers legen.

Das Tor öffnete sich dem Druck ihrer zitternden Hand.

Sie schritt über die Brücke: wie eine goldene Schuppenschlange bewegte sich rechtsher auf dem schwarzen Kanal der Abglanz des Mondes.

Sie trat behutsam auf das Haus zu: da regte sich etwas auf der obersten Stufe der Freitreppe, die Hündin lag dort vor der Tür, hob den Kopf und fegte mit der wedelnden Rute den Boden.

Digitized by Google

Die Baronin machte nur „bſſt!" und ging vorbei und auf die Tür zu: dieſe ſtand offen.

Die Frau hielt betroffen auf der Schwelle.

Ihr Mann — allein?

Und was dann?

Dann — kam eben ſie zu ihm, — in Gottesnamen mit einer Lüge!

Sie durchſchlich die Halle und öffnete lautlos die Türe rechterhand, zum Schlafgemach: ſilberweiß flimmerte das alte Parkett, voll ſchien der Mond über die Bäume durch das hohe offene Fenſter herein.

Sie ſchob ſich zu dem breiten niedrigen Bette hin: da lagen in feſtem Schlafe Tettingen und die Gräfin Ittendorf, die Köpfe gegeneinandergelehnt, die Hände der verſchlungenen Arme gefaltet.

Und wie Frau von Tettingen bebend und von ihrem Herzſchlag durchdröhnt daſtand und im hellen Mondlichte die zwei Menſchen betrachtete, da war ihre erſte Regung:

Welch ein ſchönes Paar!

Sie ſah die blühende und doch kindlich zarte Schönheit der Gräfin, die ſchlanke, zur höchſten Kraft geſteigerte des Mannes und blieb bewundernd und befangen, als ſähe ſie zwei Menſchen zum erſten Male, und empfand, ohne an Recht und Unrecht zu denken, eine rührende, beſtrickende Reinheit und Unſchuld in dieſer heimlichen Liebe bei offenen Türen und Fenſtern, ſie erſchrak vor einem Geheimnisvollen, Schickſalshaften, das über ihren Begriff ging, ſie ward ſich plötzlich ihrer eigenen Reife, ihrer Liebesſtille und ihrer Mütterlichkeit gegenüber dieſen beiden Kindern, dieſen wundervollen Kindern bewußt, und ſchämte ſich, ſie ſchaute an ſich hinab und bedrängt im Gemache umher, erblickte im großen Spiegel gegenüber die Jugend und Schönheit des Paares wie Marmor leuchtend und ſich ſelbſt daneben braun vermummt wie den lauernden Tod und mußte an den abgeſtorbenen Tannenbaum denken, der vorhin ebenſo roſtbraun wie ſie an ihrem Wege ſtand, ſie hörte die Amſel vom Baum herab locken, ſah die klare Scheibe des Mondes wie unbeweglich über den Wipfeln, ſie blickte wieder nach dem Lager, wußte nichts mehr von Zorn und Rache, ſie war voll von einem großen unheilbaren Schmerz und einer, kleinen, Scham.

Sie mußte wieder fort.

Aber ſie ertrug es nicht, heimlich hier geweſen zu ſein, ſie dachte auf ein Zeichen, und nahm ihren weißen Schleier ab und breitete ihn, wo die Füße ſich unter der dünnen Decke abzeichneten, über das Paar und ſteckte ihn mit den goldenen Nadeln hüben und drüben feſt.

Wie um Hilfe, Beſtätigung, Zwang zu ſuchen, betrachtete ſie noch einmal dieſes gleichartige auserleſene Paar und verließ das Zimmer.

Digitized by Google

Als sie an dem Hunde vorbeischlich, erhob er sich langsam und folgte ihr über die Brücke; aber am Tor schickte ihn die Baronin um.

Von ihrem Verluste ausgehöhlt und schwer, unfähig, ihre Verwirrung zu klären, zwang sie sich langsam heimwärts.

* * * * * *

Gleich darauf erwachte die Gräfin aus einem drückenden Traume, rang sich auf wie aus einer Lähmung, blieb sitzen und starrte, sich sammelnd, in das Mondlicht und das durchsilberte Dunkel der Bäume, hörte die Amsel von ihrem Wipfel herunterrufen, hörte den Hund die Stufen emportappen und sich fallen lassen, und vernahm das frühe Piepsen kleiner Waldvögel, — und als sie endlich das geblendete, schlaftrunkene Auge ins Zimmer zurückwandte und vor sich hinstierte, da erblickte sie den weißen Schleier auf den Füßen — und die schimmernde Goldnadel — und konnte sich nicht entsinnen, ihn hingelegt zu haben, und kannte ihn nicht, und stieß jäh einen entsetzten Schrei aus.

Der Mann fuhr aus seinem Schlafe auf, umfing sie mit seinen Armen und sprach:

„Herz, was ist dir? ich bin ja bei dir!"

Sie deutete mit beiden zitternden Armen auf den Schleier und stammelte:

„Hier — hier! Es ist aus!"

Er begriff es so wenig, daß er die Schönheit ihrer Arme und Hände anstaunend, sie fester an sich drückte und ihr schmeichelnd zusprach:

„Aber Kind, beruhige dich, du träumst!"

„Sieh doch den Schleier!" stieß sie heraus, löste seine widerstrebenden Hände von ihrem Leibe und zog sich die Decke bis zum Halse hinauf.

Nun beugte er sich vor und griff nach dem dünnen weißen Ding, und er erkannte es, und er erkannte die Nadeln und langsam verstand er und stöhnend sank er zurück.

Und wenn sein Stöhnen zunächst der Schmach galt, entdeckt und gesehen worden zu sein, so galt der Schmerz, der nun in ihm brannte und gleich dem glühenden Draht des Arztes alle Winkel seines Bewußtseins ausräumte, der geliebten Frau, die hier hatte stehen und sich zur letzten Güte hatte überwinden müssen. So hatte er durch Schmach das edelste Herz mißhandelt, daß es nach einem stillen Blick der Erkennung nur ein heimliches Zeichen gab und sich stärker zeigte als Glück und Unglück. Dieser Frau nacheilen, bekennen, bitten, um Verzeihung bitten und um ein Restchen Liebe! Wer eine solche Frau aufgeben konnte, wen eine solche Frau fallen ließ —

Digitized by Google

Ein Wimmern brach aus dem Munde der Gräfin und sie sprach in klagendem Tone aus, was sie unverrückbar notwendig fühlte:

„Nun muß ich fortreisen — weit fort — und die halbe Erde zwischen uns bringen — und wir dürfen uns nie — mehr — wiedersehen!"

Er seufzte tief und konnte nichts erwidern.

Sie drückte ihr Gesicht ins Kissen und weinte. Ihr Körper zuckte im Schmerz.

Tettingen warf ein Gewand um, ging zum Fenster und schloß den Laden. Er trat ans Bett und drückte der Weinenden einen Kuß auf das Haar. Dann verließ er das Zimmer.

Bald darauf traten sie aus der Tür, schritten Hand in Hand über die Brücke und wandten sich am Tor um. Sie betrachteten das wohlgeschaffene Haus. Die Bäume und jeder Pfad und Winkel des wasserumflossenen Bezirkes war ihrem Herzen bewußt, das Glück, das Schwärmen, das besinnungslose Spiel, die Selbsttäuschung und endlich die ernste Wahrheit. Sie durchschritten das Tor, Tettingen schloß zu und warf den Schlüssel in den Bach.

Hand in Hand gingen sie die Waldstraße dahin, wo jede Tanne für ihr Erinnern vollhing wie ein Weihnachtsbaum, und sie sprachen nichts.

Wo der Waldweg abzweigte, Tettingens Weg, blieb er stehen, ergriff mit der Rechten die ihrige, sie sahen sich an, und sahen fremde Gesichter.

Endlich sagte er gepreßt:

„Verzeih mir!"

„Ich danke dir!" rief sie leidenschaftlich. „Und du, danke auch du mir!"

„Ich danke dir und werde dir immer danken und ich fühle, ich habe dir mehr zu danken, als ich heute weiß."

Sie warf sich ihm schluchzend an die Brust und sie umarmten sich.

Plötzlich riß sie sich los und taumelte weiter und ohne ein Wort eilte jedes seinen Weg nach Hause.

* * * * * *

Wie er so dahinlief, ohne Gedanken, nur Wille, fand Tettingen plötzlich in seinem Bewußtsein, weit unter sich gesehn, das Bild, wie seine Frau vor ihm dahinfloh und vor seiner Untreue, und wie nach der andern Seite die Geliebte jäh von ihm und seiner Untreue hinwegfloh, und wie er sich in unbewußtem Trieb nicht nach ihr umsah, sich nicht um sie sorgte, nur bemüht war, jener nachzueilen, den Abstand zu verschlingen, sie einzuholen, so lange sie noch unterwegs wäre, — und er stockte nicht eines Schrittes Dauer, er lief noch eiliger. Dort vorne mit seiner Frau floh alles, was in

Digitized by Google

seinem Leben Dauer gewonnen hatte, der Dauer, des Kampfes, des Schmerzes, dieser schmachvollen Stunde wert war! Alles, was er verlieren, aber nie verloren geben konnte! Auf der Wahrheit und Echtheit eines Mannes hatte diese Frau über ein Jahrzehnt, viertausend Tage, alle Augenblicke von viertausend Tagen zu einem Hause aufgebaut mit Liebe und Vertrauen und Geduld und, wie sie heute nachsah, da fehlte der Mann, da war nur ein Knabe da, noch zu grün zu Verzicht und Wahl, der Heimlichkeit verfallen, ungültig, ein Näscher! War der Bau unter der Frau und ihrem Entsetzen zusammengebrochen, lag sie zerschlagen und wund in den Trümmern und tastete nach ihren Kindern? Oder war sie von Ekel gejagt, die Treppe hinabgestoben, hinab, hinab bis zum reinen Fundament des eigenen alleinigen Lebens, um von da allein neuzubauen, was gebaut werden muß? Zum ersten Male fühlte er mehr als Freude und Liebe zu dieser Frau, in diesem Schmerz fühlte er zum ersten Male seine Einheit mit ihr, in diesem Schmerze, den er ihr getan, den er ihr streitig machte. Und wenn er ihr durchs ganze Land nachjagen mußte, dieser Augenblick durfte nicht verrollen, dieses Blut der Scham, das in seinem Gesicht brannte, durfte nicht erkühlen, ehe er ihr vor Augen stand —

Tettingen erspähte seine Frau noch aus der Ferne und holte sie vor dem Tore des Schloßhofes ein.

Sie sahen einander nicht an. Aber er faßte ihre hängende linke Hand, und sie entzog sie ihm nicht.

So betrat er mit ihr das Haus und schritt mit ihr die Treppe hinauf und so führte er sie weiter und weiter, bis sie in dem offenen Kuppeltürmchen über dem Dache ankamen.

Hier stellte er sich ihr gegenüber und blickte sie an; aber sie schaute nicht zu ihm auf, als schämte sie sich.

Da sagte er:

„Willst du alles auf dich nehmen, soviel, daß an mir nichts übrig bleibt? Sieh mich an, damit du sehen kannst, daß ich mich schäme, und daß ich so viel zu tragen gewillt bin, wie du mir auferlegen magst, und wie meine Ehre, meine Pflicht und meine Liebe nur von mir verlangen können, und damit du sehen kannst, daß ein anderer vor dir steht und mit dir spricht als gestern noch!"

Sie schaute auf und sah es, und ihr Auge wurde frei.

„Ich will nichts beschönigen," fuhr er fort, „und nichts entschuldigen. Was geschehen ist, will ich als Mann vertreten, obschon ich es als Knabe beging, vom Glück und von allem verwöhnt. Daß ich es nicht mehr als Knabe fühle und nicht mehr als einen Knabenstreich wie gestern noch, das verdanke ich dir. Daß ich es als meine Schmach erkannte, die keineswegs

Digitized by Google

die deinige ist, die nur dann auch deine Schmach wäre, wenn ich es nicht als die meinige fühlen gelernt hätte, — daß diese Schmach mein Blut gefärbt und mich zum Manne gemacht hat, der seinen Besitz schätzen und sein Ziel erkennen kann, das danke ich dir, nicht deiner Absicht oder deinem Zorn, sondern deiner Liebe, die du in dem Moment am größten zeigtest, als du sie fast sterben fühlen mußtest. Um dieser Liebe willen, die versunken ist, aber wieder steigen kann und steigen muß, bitte ich dich um Vergebung.

Jenes andere ist aus und vergangen.

Vergib mir!"

Sie schüttelte den Kopf und sprach:

„Ich habe dir nichts zu vergeben, ich liebe dich." Die Tränen stürzten ihr aus den Augen und sie sank auf die Bank.

Er zog das seidene Tuch, in dem die Nadeln steckten, hervor und bat: „Dann nimm auch dieses wieder, bitte ich dich," und legte es ihr auf die Hände.

Ihre Tränen fielen darauf.

Sie nahm's und wischte die Tränen ab, aber immer neue quollen hervor.

Er fuhr fort:

„Und wenn du erst wieder Vertrauen zu mir fassest und Freude an mir hast, an dem Tag stecke ihn wieder ums Haar, damit ich es weiß und dir danken kann."

Sie hatte die Nadeln herausgezogen und trocknete sich das Gesicht ab. Sie breitete den Schleier auseinander und sah, wie naß er war, und hielt ihn einen Augenblick in die bauschende Luft. Dann schwang sie ihn über den Kopf und legte ihn zurecht, steckte ihn rechts und links mit den goldenen Nadeln fest, ließ die Enden fliegen und sagte:

„So kann er trocknen."

Der Mann ließ sich ihr gegenüber auf die andere Bank nieder und sah sie aus brennenden Augen an, und Scham und Trauer drückte so schwer, daß er kein Wort mehr hervorbrachte.

Da kam der Hund die Treppe heraufgetappt, ihnen nach, sprang neben der Frau auf die Bank und blickte durch den offenen Bogen in die Weite, dem Lichte der aufdrängenden Sonne entgegen: und als scheuten sie sich, das Tier etwas merken zu lassen, fingen sie miteinander zu sprechen an.

Digitized by Google

Der Schmied von Ensleb.

Erzählung von Henrik Pontoppidan.

Aus dem dänischen Manuskript
übersetzt von Mathilde Mann.

Das Dorf Ensleb liegt im südlichen Jütland. Eine ärmliche Gegend zwischen dunklen Heidemooren und verkrüppelten Wäldern. Vor einer Reihe von Jahren — an einem sonnigen Frühlingstag — wurde ein alter Schmied hier unter ungewöhnlichen Verhältnissen zur Erde bestattet. Sören Madsen hieß er.

Der Bürgermeister von Kolding erschien persönlich in Uniform und in Gesellschaft mehrerer Stadträte mit Zylinderhüten. Sie kamen in zwei flotten Landauern mit Kutschern in Livree gefahren. Die Straße, die durch das Dorf führte, war mit Tannenreisern bestreut. Die ganze Bevölkerung, bis hinab zu dem uralten Schuster Ole an seinen beiden Stöcken, war auf den Beinen. Die meisten standen als Zuschauer längs des Weges, als der Sarg unter Glockengeläute aus dem Hause nach der Kirche getragen wurde, und von dort hinaus nach dem Grabe in der Ostecke des Kirchhofs, wo der Begräbnisplatz der Armen war.

So viele dort versammelt waren, hatte doch niemand von ihnen den Mann, der hier begraben wurde, wirklich gekannt. Seit bald vierzig Jahren hatte er dort in der Gegend wie ein Fremder gelebt. Er selbst erzählte nie etwas über sein Leben. Man wußte von ihm nur, daß er in Thy geboren war und den dreijährigen Krieg mitgemacht hatte.

Es war den Leuten unangenehm gewesen, seinem Blick zu begegnen. Er habe Würmer im Auge, sagte man, und viele dachten, er sei wohl nicht ohne Grund so verschwiegen über sich selbst und seine Vergangenheit gewesen.

Es geschah denn auch nicht um seiner selbst willen, sondern einzig und allein um seinen Kindern eine Ehre zu erweisen, daß so viele von den Honoratioren aus der Gegend ihm das Geleite gaben. Da waren vier Söhne und zwei Töchter, und mit Ausnahme des jüngsten Sohnes, der die Schmiede geerbt hatte, waren sie alle über den Stand der Eltern hinausgewachsen. Der älteste von den Söhnen konnte bei dem Begräbnis des Vaters sogar mit einem funkelnagelneuen Ritterkreuz auf der Brust erscheinen. Er war Uhr- und Instrumentenmacher in Kolding, Stadtrat und zweiter Vorsitzender des Handwerkervereins. Von den Töchtern war die eine mit einem Pfarrer verheiratet, und die andere mit einem steinreichen Schafzüchter in Australien verlobt, der in kurzer Zeit in der Heimat erwartet wurde, um Hochzeit mit ihr zu feiern.

Aber weder das Ritterkreuz des Instrumentenmachers noch der Drei-

Digitized by Google

spitz des Bürgermeisters oder das schwarze, seidene Kleid der Pfarrersfrau veranlaßten die Zuschauer, die Augen aufzureißen, während die Leidtragenden zu Fuß die kurze Strecke Weges von dem Trauerhause bis zur Kirche hinter dem Sarge drein gingen. Alle sahen sie dem Sohn Tyge nach, dem Politiker und Redakteur aus Kopenhagen — Tyge Ensley, wie er sich zum Ärgernis für viele nach seinem Geburtsort nennen ließ. Dieser Name war indessen durch ihn über das ganze Land bekannt geworden. Noch in den allerletzten Tagen war er wieder durch alle Blätter gegangen, in Veranlassung einer Rede, die er gehalten hatte, und in der er auf seine kühne Weise die Majestät selbst vor den Richterstuhl des Volkes forderte.

Es war in der unruhigen Zeit der Provisorien. Viele hatten daran gezweifelt, daß er überhaupt zum Begräbnis erscheinen würde. Sie hatten sich vorgestellt, daß er bereits hinter Schloß und Riegel säße mit einem Krug Wasser und einem Neuen Testament als einzige Gesellschaft, ein Märtyrer für die Sache des Volkes.

Aber da ging er nun zwischen seinen Geschwistern hinter dem Sarge her, klein und untersetzt, einen weichen Künstlerhut auf dem Kopf, blaß und mit dunklem Bart. Seinen lahmen Fuß stützte er beim Gehen mit einem Stock.

In der Kirche sprach erst der Ortsgeistliche, der alte Propst Faaborg, und dann der Schwiegersohn, der auch nachher die Rede am Grabe hielt. Es waren alles nur die allgemeinsten Redensarten. Plötzlich aber entstand eine Bewegung in der Versammlung. Tyge Ensley trat mit entblößtem Haupt auf den Erdhaufen hinter dem Grabe, um zu reden.

Es existierte damals noch eine vom König bestätigte Verordnung für dänische Friedhöfe, die unordinierten Personen auf das strengste verbot, an einem Grabe das Wort zu ergreifen. Tyge Ensley, der sein juristisches Staatsexamen bestanden hatte, mußte wissen, daß er sich einer Übertretung des Gesetzes schuldig machte. Es war dies mit anderen Worten eine neue Äußerung seiner aufrührerischen Eigenmächtigkeit. Der Propst wie auch der Bürgermeister, die nebeneinander standen, der eine bleich, der andere dunkelrot vor Erbitterung, sahen sich nach dem Dorfschulzen um. Aber fast noch empörter waren Tyges Geschwister. Er trat obendrein in ihrem Namen auf, ohne jegliche Berechtigung, und das Verhältnis zwischen ihnen war infolge der Namenveränderung schon im voraus nicht das beste.

Einige von ihnen standen beschämt da und sahen zu Boden. Andere verliehen ihrem Ärgernis absichtlich einen sichtbaren Ausdruck. Nur der dekorierte Stadtrat, der sich als Ältester der Familie doch selbst darauf vorbereitet hatte, dem Gefolge am Friedhofstor einen Dank darzubringen, bewahrte die tadelloseste Begräbnismiene, während er innerlich vor Wut kochte.

Digitized by Google

Tyge Ensley stand auf dem Erdwall, mit Kopf und Schultern über dem Schatten aufragend, den die Friedhofmauern auf den Begräbnisplatz warfen. Die Sonne beschien seine schwarzgraue Mähne und der Frühlingswind wehte ihm hin und wieder das Vorderhaar in die gerade Stirn mit den beiden tiefgepflügten Falten über der Nasenwurzel. Obwohl er nicht älter als einige dreißig Jahre war, trug er doch schon die Spuren des Alters. Er hatte das aufreibende Leben des Journalisten und Politikers geführt, und in seinem Blut war die Glut, die die Nerven verzehrt.

Man hatte ihn kürzlich in einer Zeitung „Dänemarks größten Redner" genannt, aber er machte bei dieser Gelegenheit keinen Gebrauch von seiner Virtuosität. Seine Worte waren schlicht und ruhig. Und doch schien er eigentümlich erregt, und seine Stimme war sehr bewegt. Zuerst gedachte er der früher verstorbenen Mutter und dann sprach er dem Vater den Dank der Kinder aus für seine große Treue gegen das Heim, indem er sich des Ausspruchs bediente, daß die Überwindung des eigenen Ichs der größte und fruchtbarste von allen Siegen ist.

Sowohl der Ton als auch die Worte klangen in den Ohren vieler sonderbar. Die Leute sahen einander an und dachten, daß er vielleicht mehr als andere von den Geheimnissen in Schmied Sörens Leben wisse und sie nun mit seinen Lobpreisungen tiefer in das Dunkel hinabbegraben wolle. In Wirklichkeit hatte er mit seinem helleren Verstand und seiner reicheren Lebenserfahrung allerlei von diesem verborgenen Lebenslauf erraten, der auf des Vaters eigenes ausdrückliches Verlangen hier auf dem Begräbnisplatz der Armen seinen Abschluß fand.

Gleich nach der Beerdigung fuhren der Bürgermeister und das übrige Gefolge aus der Stadt nach Hause. Namentlich der Bürgermeister hatte Eile, fortzukommen, um nicht durch eine zu nahe Berührung mit einem politischen Aufrührer kompromittiert zu werden.

Auch die Bewohner des Dorfes verabschiedeten sich an der Friedhofspforte, nachdem es ihnen klar geworden war, daß keine Aussicht auf eine Einladung zum Mittagessen im Trauerhause vorhanden sei.

Aber es nahm Zeit, bis man allen die Hand gegeben hatte, und die Familie nach Hause gehen konnte. Namentlich scharten sich beständig Leute um Tyge, um Neues über die gespannte politische Lage zu hören.

Die übrigen Geschwister standen schließlich ganz unbeachtet da und zitterten vor Ungeduld, von dannen zu kommen. Der Instrumentenmacher und der andere ältere Bruder, der Schullehrer und Kirchensänger war, standen ein Stückchen entfernt für sich da und wandten der politisierenden Gruppe den Rücken zu. Der Instrumentenmacher trug einen Zylinder mit Trauerflor und einen zugeknöpften Diplomatenrock. Wie ein Bild hochsinniger

Digitized by Google

Geduld stand er da, die Hand in die Seite gestemmt, auf seinen strammgerollten seidenen Regenschirm gestützt, und betrachtete die frühlingsgrüne Landschaft und die treibenden Wolken, während das Blut in seinen Wangen kam und ging und seine wahre Gemütsverfassung verriet.

Der Schullehrer war eine breite, ochsenartige Erscheinung, die Brust von einem mächtigen Bart bedeckt. Er machte einen stumpfsinnigen Eindruck, wenn man seine Augen nicht sah, die unruhig waren, voller Sorge, schwer von Selbstquälereien und vielem Grübeln. Geistesabwesend folgten sie dem Blick des Instrumentenmachers über die Landschaft hin, während er mit einem stummen Kopfnicken eine Äußerung von ihm über den veredelnden Einfluß der Naturschönheit auf das menschliche Gemüt beantwortete. Die ganze Zeit hatte er die Ohren dem zugewandt, was sich hinter ihnen zutrug. Er war selbst Politiker, gehörte sogar zu derselben Partei wie der Bruder Tyge und hatte sich ein paarmal vergeblich um eine Kandidatur zum Folketing bemüht.

Die Schwester Katrine, die Pfarrersfrau — eine brünette, hünenhafte Schönheit mit großen Federn auf dem Hut und mit einer Turnüre — kam jetzt in heller Empörung zu ihnen heran. Auf den Fersen folgte ihr der in Ornat gekleidete Gatte, der mit verlegener und unglücklicher Miene hinter ihr herging wie ein geprügelter Hund.

„Ich finde wirklich, daß wir jetzt gehen sollten", sagte sie. „Dies Geschwätz nimmt ja gar kein Ende. Und was habt ihr zu Tyge da drinnen am Grabe gesagt? Habt ihr je so was erlebt?"

Der Instrumentenmacher zuckte die Achseln.

„Tyge mag sich gerne selbst reden hören", sagte er. „Das ist ja eine gewöhnliche menschliche Schwäche."

„Ich finde, es ist so ziemlich das Ärgste, was mir vorgekommen ist! Einen öffentlichen Skandal bei seines eigenen Vaters Begräbnis zu machen! Der Propst war zum Binden! Ich bin überzeugt, er berichtet darüber höheren Orts, und dann wird es kein billiges Vergnügen für Tyge werden. Aber dann wird er natürlich wieder zum Märtyrer gemacht. Immer die alte Geschichte!"

Frau Katrinens Mann wagte sich mit einer zaghaften Einwendung hervor:

„Du hast natürlich ganz Recht, liebes Kind. Es ist sehr verkehrt von deinem Bruder und kann auch unangenehme Folgen für ihn haben. Selbst wenn man auch nicht ganz ohne Berechtigung der Ansicht sein kann, daß die betreffende Verordnung nicht zeitentsprechend ist, so muß sie selbstredend respektiert werden, solange sie noch in Kraft besteht. Aber auf der andern Seite, liebe Katrine, so war das, was dein Bruder sagte, ja sowohl schön als auch tief empfunden."

Digitized by Google

„Unsinn! Davon reden wir ja gar nicht. Du willst doch wohl nicht leugnen, daß es Kresten als dem Ältesten zukam, im Namen der Familie zu danken. Aber Tyge muß sich immer bemerkbar machen. Das ist das Ganze!"

„St! Katrine! Sprich doch nicht so laut!"

„Laß mich in Frieden! Mir ist es ganz egal! . . . Und ich geh' jetzt! Dann könnt ihr andere tun, was ihr wollt!"

Sie wandte sich um mit einem majestätischen Rauschen ihres schwarzseidenen Kleides und stürzte von dannen, den Mann wie an einer unsichtbaren Kette hinter sich d'reinschleppend.

„Katrine hat im Grunde recht. Worauf sollen wir eigentlich auch noch warten," sagte der Instrumentenmacher nach einer Weile. „Wollen wir gehen?"

Der Schullehrer war in Gedanken versunken. Seine schweren, unruherfüllten Augen hatten sich zu der Gruppe, die Tyge umstand, hinübergestohlen. Jetzt wandte er sich beschämt ab und sagte:

„Ja, Kresten! Gehen wir!"

Schmied Sören war in Söndbjerg in Thy geboren. Er kam im Jahre 1825 als erstes Erzeugnis der fruchtbaren Liebe eines jungen Häuslerpaars zur Welt. Beide Eltern gehörten zu den schwarzen Jüten. Namentlich der Vater war dunkel von Haut wie ein Zigeuner. Er sprach nie davon, aber er wußte es recht gut, daß sich einstmals einige Tropfen Zigeunerblut in seine Familie verirrt hatten.

Schon vor seinem Erscheinen in der ärmlichen Häuslerstube hatte sich Sören als ungeduldiges Wesen mit Unruhe im Leibe zu erkennen gegeben. Während des Heranwachsens hatte er beständig hören müssen, wie zappelig er in seiner Mutter Schoß gewesen war, und daß er sich gleich nach der Geburt in einem großen Gebrüll, das leibhaftig wie ein Hurra klang, Luft gemacht hatte.

„Aus dem Bengel wird mal was Großes," hatte die Wehmutter gesagt. „Der is' von echtem Schrot und Korn!"

Auch diese Prophezeiung wurde ihm oft von seiner Mutter wiederholt, und sie beschäftigte ihn mehr als es gut für ihn war. Er bekam schon früh große Gedanken von sich selbst. Er kam sich schon auf der Schulbank als ganzer Kerl vor, prahlte mit seiner Kraft, und es kam ihm dabei nicht auf eine Hand voll Lügen an. Der Schulmeister war ein dicker alter Freßsack, der ihn nicht zu zügeln vermochte. Erst dem Pfarrer gelang es, ihn zu dümpeln. Er wies ihn von der Einsegnung zurück und diese Schande empfand der Junge tief, sie schmerzte ihn lange.

Seiner ungewöhnlichen Kräfte halber wurde er an den Ambos gestellt. Zuerst arbeitete er fünf Jahre in der Dorfschmiede, dann kam er als Geselle

Digitized by Google

in eine Eisengießerei in Aalborg. Und dort war man sich bald klar darüber, daß etwas anderes als bloße Muskelkraft in dem langen, ungeschlachten Schmiedegesellen wohnte. Er selber schrieb nach Hause an die Eltern, daß alle Leute in Aalborg ihn den Meisterschmied nannten.

Alle seine Briefe wimmelten von erlogenen Berichten über große Taten, die er ausführte.

Aber dann wurde er wieder nachdrücklich geknechtet und kam in arge Ungelegenheiten. Eines Tages geriet er in einer Wirtschaft mit einem andern Schmiedegesellen, der auch dort in der Stadt arbeitete, in Streit. Sie hatten friedlich bei einander gesessen und ein Glas Punsch getrunken, als sie auf einmal anfingen sich zu zanken. Sören selbst war ganz ruhig und neckte den andern nur ein wenig, aber dieser, der still betrunken war und den Kopf auf die Arme gelegt hatte, wurde immer weißer um den Mund, und als ihn Sören einmal einen „lütjen Hallunken" nannte, fuhr er auf und rief die Anwesenden zu Zeugen der Beleidigung an. Sören wurde vor Gericht geladen und mußte zehn Reichstaler Strafe zahlen.

Anfänglich machte er sich mausig und wollte nicht berappen. Er hatte gerade gehört, daß ein Roßkamm, der auf dem Hjalleruper Markt einem Mann die Schnauze blutig geschlagen hatte, nur mit fünf Reichstalern dafür hatte büßen müssen. Aber der Polizeidirektor erklärte ihm, daß die beiden Fälle vom sachlichen Standpunkt aus sehr verschiedenartig seien, sintemal die Männer aus Hjallerup beide im Augenblick der Tat stark erregt und außerdem total betrunken gewesen wären.

Sören zerbrach sich eine Weile den Kopf mit dieser höheren Rechenkunst der Gerechtigkeit, gab es dann aber auf, klug daraus zu werden und zählte das Geld auf. Aber der Gedanke, daß er für den halben Preis seinem Feind das Gesicht hätte zu Schanden schlagen können, verfolgte ihn seither und ließ ihm keine Ruhe. Er setzte sich ihm zufällig als unleidliches Jucken in die Finger, und eines Sonntags nachmittags, als er dem Betreffenden auf der Straße begegnete, konnte er sich nicht länger bezwingen. Er fiel über ihn her und schlug ihm vier Zähne aus dem Mund. Und zu seinem abermaligen Erstaunen wurde bei der Abmessung der Strafe nicht die geringste Rücksicht darauf genommen, daß er diesmal wirklich wutschnaubend gewesen war und auch ein gut Teil getrunken hatte. Er bekam eine harte Strafe und mußte ins Gefängnis spazieren.

Ein Jahr später brach der Krieg aus und machte ihn zum Soldaten.

Auch im Felde entdeckte man gar bald seine seltene Erfindungsgabe und Fingergeschicklichkeit. Zusammen mit ein paar Pionieren begleitete er schließlich seine Abteilung als eine Art Ambulanze für das Geschütz. Wenn eine Kanone auf dem Marsch in einen Graben fuhr und Schaden erlitt,

Digitized by Google

wurde sofort nach „dem Schmied aus Thy" gerufen. War eine Schraubenmutter gesprungen oder eine Radspeiche gebrochen, stets wußte er Rat. Auch wenn er ins Feuer mußte, verlor er den Mut nicht. Mitten im ärgsten Kugelregen schüttelte er die Angst mit einem derben Fluch ab. Er war bei dem Blutbad von Stolk mit dabei und sah Schlepegrell fallen. Bei Mysunde war ihm selbst der Arm von einem Granatensplitter aufgerissen. Aber sein Ehrentag wurde der 4. Oktober in dem belagerten Frederiksstad.

Es war am Abend des sechsten und letzten Tages der Beschießung, als die Schanzen beim Schein der brennenden Stadt erstürmt wurden. Sechs Tage und sechs Nächte hatte ein Hagelregen von glühenden Kugeln und Feuerfunken in der Luft gebrummt und gezischt. Einer von den Kirchtürmen der Stadt stand in Flammen wie ein Licht, das nach der einen Seite herunterbrennt. Schwarzer Rauch und Funken quollen aus den vielen zusammengestürzten Gebäuden heraus. Draußen in den Schanzen kauerten die Soldaten hinter der halbzerschossenen Brustwehr und hielten sich die Sturmkolonnen des Feindes mit einem mörderischen Feuer vom Leibe. Sie waren alle diese vielen Tage nicht aus den Kleidern gewesen, hatten nur hin und wieder ein paar Stunden unruhigen Schlafes zwischen den Ablösungen bekommen. Mit Erde, Ruß und Pulverschlamm besudelt, wie sie alle waren, sahen sie in dem Schein des Feuers aus wie Neger.

Sören war seit dem Mittag des vorhergehenden Tages auf den Beinen gewesen. Während der ganzen Belagerung hatte man sich seiner bei der nächtlichen Ausbesserung der Werke bedient. Auch bei den Löscharbeiten in der Stadt war er beschäftigt gewesen. Jetzt saß er wieder zwischen seinen Bataillonskameraden, die Wange am Gewehrkolben, draußen in der äußersten Schanze, die, sobald sich der Morgennebel gelichtet hatte, mit Kugeln aus den sichersten Geschützen des Feindes überschüttet worden war. Der äußere Wall der Brustwehr war herabgestürzt, und da die Sturmpfahlreihen an den meisten Stellen zerschossen waren, hatten die herabgestürzten Erdmassen den Graben davor ausgefüllt, wodurch ein bequemer Übergang für die Angreifenden gebildet wurde. Der einzige Schutz waren jetzt im Grunde die Flinten und dann die beiden Feldkanonen, von denen die eine bei dem Einstürzen des Walles schon ein paarmal unter der Erde begraben war.

Die exponierte Stellung erforderte die Wachsamkeit der Soldaten. Eine Kompagnie holsteinischer Jäger in zerstreuter Ordnung, die bei Sonnenuntergang eine Überrumpelung versucht hatten, war von ihren pfeifenden Kugeln auf halbem Wege zurückgehalten. Einer nach dem andern sanken sie stumm zu Boden, wie Halme, die vor den Hieben der Sense fallen, oder sie warfen sich an die Erde und suchten Deckung. Seitdem war eine Stunde

Digitized by Google

vergangen, aber eine allgemeine Unruhe draußen in den feindlichen Verschanzungen, starke Trommelwirbel und Sturmsignale deuteten darauf hin, daß ein neuer und ernsterer Angriff vorbereitet wurde. Trotz dem Krachen der Granaten und dem Donnern der Kanonen hörte man ganz deutlich ein Musikkorps „Schleswig-Holstein meerumschlungen" spielen. Und auf einmal wimmelten da drüben Gestalten aus der Erde auf, und Bajonette blitzten. Eine Kolonne nach der andern brach aus der Dunkelheit hervor und stürzte sich unter Geschrei und Geheul auf die Schanzen.

Der Schein des Feuers beleuchtete einen Augenblick lange Reihen leichenblasser Gesichter, gleich darauf aber war alles in Pulverrauch gehüllt. Man schoß blindlings drauf los, zielte in der Richtung des Heergeschreies und des Jammerns der Verwundeten. Als man hören konnte, daß einige von den Stürmenden bis an den Fuß der Schanzenwand gelangt waren, wo sie sich in Sicherheit vor den Kugeln befanden, schleuderte man Steine, Holzklötze, Bierfässer, Flaschen und was man sonst in der Eile an Wurfgeschossen finden konnte, auf sie herab.

Da standen plötzlich vier, fünf feuerrot beleuchtete Gestalten oben auf dem Wall und feuerten in die Schanze hinab. Hinter ihnen sah man andere, die im Begriff waren, hinauf zu klettern.

Der Anblick dieser fremden Gestalten entfachte plötzlich eine unbändige Wut in Sören. In blinder Mordlust stürzte er sich mit erhobenem Kolben auf sie. Es war eine förmliche Berserkerwut. Mit der Kraft eines Geisteskranken zerschmetterte er dem vorderen den Kopf und schlug darauf zwei von den andern das Gewehr aus der Hand. Mehrere von seinen Kameraden waren aufgesprungen und seinem Beispiel gefolgt. Es entstand ein wildes Handgemenge, bei dem das Blut nach allen Seiten spritzte. Sören hatte einen Fahnenträger, der die schleswig-holsteinische Flagge oben auf den Wall gepflanzt und sie mit seinem Säbel verteidigt hatte, bei der Gurgel gepackt. Er hatte seine Hiebe mit dem Gewehr pariert und sich über ihn gestürzt. Nach Verlauf von ein paar Minuten war der größte Teil der hereinbrechenden Feinde als Leichen in die Wallgräben zurückgesunken, während die übrigen entwaffnet und als Gefangene in die Schanze hineingetrieben waren. Sören kam, den halberstickten Fahnenträger in den Armen dahergeschleppt, wie ein Bär, der seine Beute in Sicherheit bringt. Als die aufgestellten Ablösungsmannschaften die eroberte Fahne erblickten, die er unter dem einen Arm mit sich führte, begrüßten sie ihn mit jubelnden Hurrarufen.

Die nachfolgenden Sturmkolonnen hatten sich während dessen auf dem Felde vor der Schanze platt niedergeworfen und waren nicht vorwärts zu treiben. Der unaufhörliche Platzregen von Gewehrkugeln und Kartätschen,

Digitized by Google

verbunden mit dem Anblick der Leichen ihrer Kameraden, hatte ihnen den Mut geraubt. Die Offiziere fluchten und zogen die Klinge. Die Trommeln wurden gerührt, und die Musik, die als Nachtrupp folgte, spielte anfeuernde Melodien. Aber es half alles nichts.

Nicht viel anders erging es dem Feinde vor einigen der andern Werke, die genommen werden sollten. Nach fünfstündigem ununterbrochenem Kampf und einem Verlust der nach Tausenden zählte, gab General Willisen die Eroberung der Stadt auf.

Einer seiner Munitionswagen, der um Mitternacht von einer dänischen Granate getroffen wurde und mit einem ungeheuren Getöse in die Luft flog, wurde das unfreiwillige Signal zum Rückzug.

Als Dank des Königs für den Sieg wurde nach einiger Zeit die Austeilung einer Reihe von Ehrenzeichen angekündigt, darunter auch einzelne Dannebrogkreuze für die Gemeinen. Gleichzeitig verlautete in Sörens jütischem Bataillon, daß er einer der Auserwählten werden würde. Der Regimentschef hatte ihn gleich zu dieser Auszeichnung in Vorschlag gebracht.

Sören nahm die Glückwünsche seiner Kameraden mit einem überlegenen „Prost Mahlzeit" hin. Aber mehrere Nächte lag er schweißtriefend in seinem Bett und konnte vor Gemütsbewegung und Spannung nicht schlafen. Trotz all seines Übermuts und seiner Prahlereien wurde er wie Wachs in den Händen des Glücks. Hauptsächlich dachte er dabei an seine Eltern und am allermeisten an seine Mutter, der er so viele Enttäuschungen und unsagbaren Kummer bereitet hatte. Jetzt würde er ihre traurigen Augen lächeln sehen, wenn er mit dem silbernen Kreuz auf seinem Rock nach Hause kam.

Und dann eines Tages stand die Brigade in Reih und Glied aufgestellt und wartete auf den Oberst, der im Namen des Königs das Ehrenzeichen auf der Brust der Helden befestigen sollte. Aber als es schließlich so weit war, wurde nicht Sören vor die Front gerufen, um die Auszeichnung in Empfang zu nehmen, sondern sein Nebenmann in der Kompagnie, ein Referendar, der sich ebenfalls während der Belagerung tapfer erwiesen hatte und außerdem mit einem der Generale in der Armee verwandt war.

Bald darauf war der Krieg beendet, und die Mannschaften wurden entlassen. Sören trieb sich auf den Landstraßen herum und suchte Arbeit. Nach Hause zu den Eltern wollte er jetzt nicht gehen. Nach Aalborg, wo er im Gefängnis gesessen hatte, wollte er auch nicht zurück. Er wollte in die Fremde und nicht eher heimkehren, ehe er sein fliehendes Glück eingefangen und eine große Tat vollbracht hatte. Er fühlte jetzt so gewaltige Kräfte in sich. Er wollte sehen, übers Meer zu kommen, nach einer der großen Fabrikstädte in England, um dort in die Lehre zu gehen. Doch zu dieser Reise gehörte Geld, und das mußte erst zusammengespart werden.

Digitized by Google

Aber das sollte nicht so leicht gehen. Während die meisten andern Krieger die Feldmütze als Emblem weitertrugen, das ihnen in allen guten Häusern die Türen erschloß, verschwieg Sören hartnäckig, woher er kam, und erwähnte niemals seine Heldentaten. Deswegen währte es lange, bis er Arbeit fand, und er litt schließlich geradezu Not.

In kümmerlicher Verfassung kam er an einem regnerischen Abend nach Enslev. Der Dorfschmied dort, ein älterer Mann, hatte eine Schwäche im Rücken bekommen und bedurfte der Hilfe. Sören arbeitete ein paar Tage auf Probe und wurde dann für einen guten Lohn gedungen.

Aber auch hier verfolgte ihn das Unglück. Er verliebte sich in die junge Tochter des Hauses, und zwar auf die Weise, daß das Mädchen guter Hoffnung wurde. Der kranke Vater, der von Schmerzen gequält war, bekam einen Wutanfall und drohte mit der Polizei. Statt einer freien Fahrt in die weite Welt hinaus kam es zu ungemütlichen Tränenergüssen und zu einer Hochzeit Hals über Kopf und hinterher zur Übernahme der Schmiede mit samt allen Hypothekenschulden, Advokatengebühren, Altenteilauszahlungen und den vielerlei Handeisen, mit denen ein junger Mann für einen Augenblick des Leichtsinns lebenslänglich büßen muß. Am Hochzeitstage war Sören sinnlos betrunken und fiel über die Gäste her.

Ane-Mette, seine Frau, war im Grunde recht ansehnlich von Gestalt und dazu eine herzensgute kleine Person und eine tüchtige Hausfrau, die einen fahrenden Gesellen wohl auf die Traulichkeit eines Heims lüstern machen konnte. Stube und Schmiede lagen nebeneinander; es war nur eine dünne Wand dazwischen. Aber manch liebes Mal ließ Sören den Vorhammer niederdonnern, nur um das Gebrüll des kleinen Menschenkindes zu übertäuben, das ihm in den Weg gekommen war.

Ane-Mette verstand nicht den Grund dieser Ausbrüche von Wildheit, die alle Augenblick das Haus mit Unwetter anfüllten. In ihrer Einfalt dachte sie, daß es eine Krankheit in seinem Kopf sein könne, die mit gewissen Winden kam, so wie die fliegende Gicht. Denn zu andern Zeiten konnte er so hübsch mit dem kleinen Kresten auf dem Knie dasitzen und ganz verliebt in seine kleinen Hände und Füße sein.

Das Jahr darauf lagen eines Abends ein Paar wohlgebildete Zwillinge in der Wiege, und dieser Anblick überwältigte Sören und machte ihn stumm. In dieser Fruchtbarkeit erblickte er einen befehlenden Wink von oben. Sie war gleichsam Gottes eigenhändige Besieglung seines Mißgeschicks. Er wußte jetzt, daß er nie weiter als bis Enslev kommen würde. Hier würde der Rest seiner Tage mit kümmerlicher Arbeit hingehen, bis man ihn auf den Kirchhof hinaustrug.

Von dem Tage an änderte sich sein Wesen. Er wurde still und verschloß

Digitized by Google

sich in sich selbst. Das Elternhaus in Thy erwähnte er nie mehr. Er konnte es nicht ertragen, daran zu denken, daß seine Mutter und seine Geschwister vielleicht noch darauf warteten, daß er eines Tages als Märchenprinz heimkehren würde. Wenn Ane-Mette nach Feierabend in die Schmiede hinabkam, um ihn zum Abendbrot zu rufen, konnte sie ihn zuweilen, die Hände unter der Wange, auf dem Kohlenkasten sitzend finden, in das halb erloschene Essenfeuer hineinstarrend.

„Was fehlt dir nur einmal, lieber Sören", fragte sie und legte den Arm um seinen Hals.

Er pflegte zu sagen, daß er Zahnweh habe. Und so sah es auch wirklich aus. Auf diese Weise vergingen mehrere Jahre. Eines der Kinder starb, aber es kamen beständig neue hinzu, und in der Schmiede sang der Ambos vom Morgen bis zum späten Abend, um Nahrung für die vielen gierigen Münder zu schaffen.

Eines Nachmittags hielt ein fremder Handelsmann vor der Schmiede, sprang vom Wagen und rief hinein, ob sein Pferd hier beschlagen werden könne. Es war ein behender kleiner Mann mit einem großen Mundwerk. Während Sören und sein Gesell ein Hufeisen unterlegten, stand er gegen den Wagenkorb gelehnt, die Hände in den Taschen und ließ den Mund laufen wie eine Schnarre.

Unter vielem andern schwatzte er davon, daß jetzt gute Zeiten für die Schmiede seien. Er erzählte von einem Manne in Aarhus, der als gewöhnlicher Schlosser und Gürtler angefangen, aber drüben in Amerika gelernt hatte, landwirtschaftliche Maschinen anzufertigen, und nun auf dem besten Wege sei, einer der größten Steuerzahler der Stadt zu werden.

Sören kannte die Geschichte sehr gut, er wußte sogar den Namen des Fabrikanten. Trotzdem murmelte er als Antwort, daß es, verdammt und verflucht, ausgestunkene Lügen wären. Da aber schwur der Fremde bei Tod und Teufel, daß jedes Wort wahr sei. Er kenne den Mann selber.

Sören, der die Raspel genommen hatte, um den Huf abzufeilen, wandte sich im selben Augenblick um. Mit einem Ruck stand er vor ihm, das lange Stück Eisen in der erhobenen Hand, und brüllte ihm ins Gesicht:

„Un ik säg di, wenn du nu nich dat Mul hölst, dann slag ik di den Döz in, du Quatschkopp!"

Mit vor Staunen und Schrecken versteinerten Zügen machte der Handelsmann, daß er in seinen Wagen hinauf kam, warf in größter Hast ein paar Geldstücke herunter und sauste stumm von dannen, als habe er den leibhaftigen Gottseibeiuns die Augen verdrehen sehen. Als er aber ein Stück Weges gekommen war und sich geborgen fühlte, kehrte ihm die Sprache zurück. Er wandte sich auf dem Bock um und rief:

Digitized by Google

„Was bildst du dir ein! .... du armselige Laus!"

Nach Feierabend, als Sören in die Stube kam und Ane-Mette den prasselnd heißen Speckpfannkuchen auf den Tisch setzte, trank er mehrere Schnäpse, rührte aber das Essen kaum an. Hinter ihr blieb er sitzen, den Kopf auf den Armen, als schlafe er oder als sei er betrunken.

„Machen dir die Zähne wieder Not?" fragte Ane-Mette vorsichtig.

Er nickte.

Bald darauf stand er auf und schlenderte hinaus. Es war Mondschein. Er ging in der Richtung auf den Krug zu, als er aber von draußen sah, daß da drinnen viele Leute saßen, ging er vorüber. Vor dem Dorf hörte er einen Wagen kommen. Er schlug deswegen einen Feldweg ein und ging aufs Geratewohl in die Heide hinaus.

Der Mondschatten gab ihm das Geleite bald auf der einen, bald auf der andern Seite, je nach den Biegungen des Weges. Es war ihm, als habe sich ihm ein geheimnisvolles Wesen angeschlossen. Ein Abgesandter aus dem Jenseits. Er wußte auch sehr wohl, was es war. Es wurden ihm Worte in die Ohren geflüstert, die seinen Leib vor Kälte erschauern machten. Und doch befreite er sich nicht von dem unheimlichen Geleit.

Ein alter Bekannter hatte ihn wieder aufgesucht. Einer von den Werbern des Satans. Sein Duzbruder aus jener Zeit, als die Lügen von selbst auf seiner Zunge geboren wurden und die Größenwahn-Träume auf ihm wie ein Alpdruck lasteten. Die Stimme klang auch so vertraulich.

„Na, wo geiht dat denn, Sören Madsen? Ut di is wol nich miehr worren as buntomals. Awers dat häw ik di jo oft nog säggt, Sören, dat is alleen dien Schuld. Du deenst kenen goden Mann, häw ik di säggt. Ik wet wol wat de Preisters prädiken: „Denen die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen." Ja, Prostmahltid! Meuh und Arbeit is dien Lohn worren, du armen Minschen! Und dann det Verspräken up dat Himmelrig nahstens, wat am Enn blots Lägen sind, un' wat nie west is. Dorbi is kenen Perfit nich'! Un du, de du mit dine beiden Häne full von dat allerbeste up de Ihr dor sitten künnst! Herrjemineh, dat dat sonn kläglich Enn mit di nehmen sullt, dat de Lühr di „armselig Lus" nahropen können! ... Ane-Mette is ok bald to oll för en Mann as du ... Ik sägg: Mak di fri, Sören! Nu is noch Tid. Un de Göhren, för de lat man den lewen Herrgott sorgen. Dat is doch wol nich to veel verlangt. He is jo dorto dor. He hätt se doch makt. Un wenn du blot irst hier weg büst un wat anners in Kopp häst, denn denkst du ok gornich mihr an se. Glöw du mi man, ik kenn de Welt un de Minschen! Un ik bün din Fründ, din wohre Fründ! Ik sägg: Wies di nu as 'n Kierl, Sören! As 'n richtigen Kierl! Dat wat die nich leed warren!"

Digitized by Google

Als Sören nach der Schmiede zurückkam, war der Bund geschlossen, sein Herz war hart.

Er wollte von Hause weg und die Sorge für Ane-Mette und die Kinder der Armenkasse überlassen. Er war wieder der Meisterschmied von Thy und hatte nichts mehr mit den dummen Göhren zu schaffen.

Zwei Tage später waren die Vorbereitungen getroffen. Er sagte am Abend ganz kurz zu Ane-Mette, daß er am nächsten Morgen in aller Frühe in die Hauptstadt wolle, um Stangeneisen und Werkzeug zu kaufen.

Sie holte sofort seinen Sonntagsanzug aus dem Schrank, um ihn in Ordnung zu bringen. Sören ging in die Schmiede zurück. Als er sie von da drinnen vor der Haustür im Sonnenuntergangschein stehen und so eifrig und fröhlich bürsten sah, ohne eine Ahnung von seiner Falschheit, da wurde sie wieder jung und schön in seinen Augen trotz der eingesunkenen Wangen und des spärlichen Haares, und die Fliegelust war nahe daran, ihm zu vergehen. Er hatte schon im Voraus beschlossen, daß sie doch den größten Teil des Geldes haben sollte, das er sich durch den Verkauf ihrer Kuh für die Reise verschafft hatte. Er selbst wollte nicht mehr als dreißig Reichstaler behalten ... nein, nur fünfundzwanzig Reichstaler. Ja, mit zwanzig Reichstalern würde er sich auch gern begnügen. Das übrige Geld wollte er in ihre Kommodenschublade legen, oder sonst wo hin, wo sie es finden mußte.

Ehe Ane-Mette an diesem Abend zu Bett ging, stellte sie die Weckuhr eine Stunde vor, damit sie rechtzeitig das Frühstück geschnitten und den Kaffee gekocht haben könne.

In der Nacht erwachte sie davon, daß sie Sören seufzen hörte.

„Schläfst du nich'?" fragte sie.

„Ja."

„Dann träumst du wohl?"

„Ja."

Sie fühlte im Halbschlaf nach der Windel unter dem Kleinsten, das zwischen ihnen an ihrer Brust lag, und versank dann gleich wieder in ihre eigenen sorgenvollen Hausfrauenträume. Sören blieb, den Arm unterm Kopf, liegen und starrte in die leere, mondbeschienene Stube hinaus. An der Wand über seinem Kopf tickte die Uhr, und rings um ihn her vernahm er den ruhigen, gesunden Schlaf der Kinder. Er kannte jedes einzelne am Atemholen, konnte Krestens regelmäßiges Pusten mit dem leise pfeifenden Ton durch die Nase von Jörgens fast erwachsenem Schnarchen und Katrinens knallendem Laut mit den Lippen und Tyges schnellem Ausatmen unterscheiden.

Und er fing an, mit dem Teufel zu feilschen. Er wollte ein paar Tage Frist haben. Dann wollte er ganz offen mit Ane-Mette über sein Vorhaben

Digitized by Google

sprechen, und es darauf ankommen lassen, was sie dazu sagte. Aber sofort hatte er das Gefühl, als wenn der geheimnisvolle Freund wieder neben ihm stünde; und seine Erklärung überzeugte ihn schnell. Er dürfe nicht vergessen, sagte der, daß es nicht allein um seiner selbst willen geschehe, wenn er von dannen zöge, sondern um das Glück für seine Familie heimzubringen. Wenn er einstmals als reicher Amerikaner, alle Taschen voll Geld, zurückkehrte, würden sie ihm dankbar sein und verstehen, wie gut und richtig er gegen sie gehandelt hatte. Deswegen solle er guten Mutes sein und nichts verlauten lassen.

Um vier Uhr rasselte die Weckuhr, und Anne-Mette fuhr in die Höhe. Sie ließ das Kind ein wenig im Schlaf saugen und schlich sich dann aus dem Bette heraus, um Sören nicht zu wecken, der so tat, als schlafe er noch. Nach einer Weile, als sie in die Küche hinausgegangen war, wälzte er sich schwer aus den warmen Kissen heraus und blieb einen Augenblick auf dem Bettrande sitzen, den Kopf in den Händen. Es läutete da drinnen in seinem Kopfe wie mit den Glocken des jüngsten Gerichts. Seine Gedanken beschäftigten sich wieder mit dem Bibelwort, mit dem ihn der Pfarrer bei seiner Einsegnung ermahnt und über das er seither so oft nachgegrübelt hatte: „In Lust oder Not folge stets der Stimme deines Gewissens. Denen die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen."

„Du kannst wohl nicht gut vor abend nach Hause kommen", meinte Ane-Mette, als sie in der Morgendämmerung draußen in der Küche beim Kaffee saßen.

Sören goß einen Schnaps in seine Tasse.

„Nein, das kann ich wohl nich'", antwortete er bestimmt und goß noch ein wenig aus der Flasche hinzu.

An die Wand gelehnt, stand sein alter Wanderstab. An einem Nagel darüber hing ein Fuchsfellranzen. Das war seine ganze Ausrüstung. Ane-Mette seufzte ein wenig in Gedanken an ihre Kuh, die sie entbehrte, aber Eisen und Werkzeug waren ja wichtiger, das verstand sie sehr gut. Sören antwortete nichts, und nun erwachte der Kleine. Ane-Mette mußte hinein und ihn zufriedenstellen.

Als sie zurückkam, war die Küche leer. Sören war gegangen. Auf dem Tisch zwischen den geleerten Kaffeetassen standen drei Silbertüten mit zehn Speziestaler in jeder.

„Herrje! Nu hat er sein Geld vergessen!" dachte sie.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Meine frühesten Erlebnisse.

Von Carl Spitteler in Luzern.

I. Hilflos und sprachlos.

Die Träume des Kindes.

Im Anfang ist der Schlaf, lehrt tausendjährige Beobachtung. Im Anfang war der Traum, ergänzt meine Erinnerung. Und kein Traum war jemals der erste, selbst der älteste besann sich auf einen Vorgänger.

Ich spreche, wohlverstanden, vom Traum im Schlafe, von der nämlichen Erscheinung, die auch dem Erwachsenen geschieht: Stilles Erwachen der scheuen Seele, wenn die Aufpasser: der Geist, der Wille, die Sinne ermüdet ruhen, spielerische, launenhafte Verarbeitung der Themen, die das Auge bei Tage aus der Wirklichkeit geschöpft hatte, freies Erschaffen und Erdichten von leuchtenden Bildern und Gemälden, unbefugtes Auftauchen unterdrückter Sehnsuchtswünsche unter falschem Antlitz und Namen.

Der letztere, der verräterische Sehnsucht- und Wehmuttraum, ist Monopol des Erwachsenen. Die thematische Verarbeitung dagegen und das Dichten versteht der Traum des Kindes besser. Tausend kleine Dinge und Vorkommnisse des wachen Lebens, die den abgestumpften Erwachsenen gänzlich kalt lassen, die er nicht einmal mehr sieht und, wenn er sie sieht, nicht bemerkt, rühren dem Kinde, weil es noch frisch fühlt und weil ihm die Erdendinge neu sind, bis in die Seele und erzeugen Traumspiegelungen im Schlafe. Ich kann aus meiner Erfahrung berichten, daß mir ein Eisengitter um ein Haus, ein flüchtiger Blick in ein Kellergeschoß in der darauffolgenden Nacht ernste, tiefsinnige Träume verursachten, daß auf größere Neuigkeiten, zum Beispiel auf den erstmaligen Anblick strömenden Wassers, ein wahrer Traumsturm folgte. Und wie golden schon die Landschaftsbilder in den Träumen des Erwachsenen leuchten mögen, die Landschaften, die der Traum des Kindes malt, sind noch viel seliger und süßer. Die Träume meiner zwei ersten Lebensjahre sind meine schönste Bildersammlung und mein liebstes Poesiebuch. Niemand wird mir zumuten, daß ich sie erzähle; denn Träume lassen sich ja überhaupt nicht erzählen; sie zerrinnen, wenn der nüchterne Verstand sie mit Worten anfaßt.

Von den Sehnsuchtsträumen kennt das Kind wenigstens den Liebestraum, jenen Traum, der über eine herzinnige Gegend den Seelenodem eines geliebten Menschen wie einen Schmelz hinhaucht, während vielleicht die Gestalt des Geliebten in dem Gemälde gar nicht sichtbar wird. So erging es mir als Kind mit meiner Großmutter. Welche Märchenlandschaften

Digitized by Google

immer der Traum mir vorzaubern mochte, unfehlbar schwebte der Geist meines Großmütterchens darüber.

Die Traumwelt ist ein Reich für sich, mit besonderer Landeshoheit und eigenem Verkehrswesen. Drahtlose Phantasie entführt auf geheimen Wegen den Träumenden blitzschnell an die entlegensten Stellen, zum Beispiel in die früheste Kindheit zurück und läßt ihn dort wieder genau so schauen und fühlen, wie er einst geschaut und gefühlt hatte. Wenn ich aber im Traum die nämlichen Gefühle und Gesichte erlebe, ob ich zweijährig oder zwanzigjährig oder sechzigjährig bin, wenn ich darauf beim Erwachen es als eine Überraschung empfinde, daß ich das eine Mal mich als gesund, ein anderes Mal als leidend verspüre, heute vor der Welt einen Buben vorstelle, den man maßregelt, morgen einen bärtigen Mann, vor welchem man den Hut zieht, so gelingt es mir nicht, nichts dabei zu denken. Folgendes muß ich denken: Inwendig im Menschen gibt es etwas, nenne man es Seele oder Ich oder wie man will, meinetwegen X, das von den Wandlungen des Leibes unabhängig ist, das sich nicht um den Zustand des Gehirns und um die Fassungskraft des Geistes kümmert, das nicht wächst und sich entwickelt, weil es von Anbeginn fertig da war, etwas, das schon im Säugling wohnt und sich zeitlebens gleich bleibt. Sogar sprechen kann das X. Es spricht, wenn ich seinen fremdländischen Dialekt recht verstehe: „Wir kommen von weitem her."

Freilufttheater.

Nicht die Bühne, der Zuschauer ist es, der in dem Theater, das ich meine, Andacht verdient. Zwar ein sonderbarer, kümmerlich gestalteter Zuschauer: Ein hilfloses, zwerghaftes Geschöpf ohne Sprache, ohne Zähne, mit lächerlich kleinen Gliedern und einem unmäßig großen Kopf, aber aus dem Kopfe blicken zwei klare, kluge Augen, die, ob noch nicht gewitzigt, nicht wissend, was sie sehen, Nähe und Ferne nicht schlichtend, eifrig schauen, saugen und schöpfen, und hinter den Augen lauscht das edelste, wovon wir Kunde haben: die lebendige Seele.

Sie ist noch fremd hiezulande — halt! wart! zeig! du hast ja ein Johanniswürmchen auf dem Ärmel! wo bist du denn gewesen? — und die Neuigkeiten der Erde, die ihr die Augen melden, erfüllen sie mit Staunen. „Was ist das für ein seltsamer harter Traum dort draußen, der sich nicht verflüchtigt, dessen Bilder bestehen, am hellen Tage, bei wachen Sinnen? Und ein strenger, feindlicher Ernst weht mir aus diesem Traum entgegen, wie von etwas, dus anders ist als gut."

Das ist nun lange her. Aus dem Zuschauer ist inzwischen ein Mitspieler geworden, ungefragt, ohne seine Einwilligung, und eine mühsame Rolle

Digitized by Google

gab es zu lernen, ohne Hilfe eines Buches oder Lehrers, im harten Traum, an welchem man ſich ſtößt und der einen grauſam büßt, wenn man ſeine Rolle nicht weiß. Darüber hat die Seele das Staunen verlernt — es gab Dringlicheres zu tun — und der Staub der Jahre hat die Urzeit in Vergeſſenheit begraben. Nur wie etwa aus Trümmerſchutt Bruchſtücke altehrwürdiger geheimnisvoller Schriftdenkmäler leuchten noch vereinzelte Erinnerungsbilder an die Stunden nach, wo die Seele, noch Neuling auf Erden, als vermeintlich unbeteiligter Zuſchauer in den Weltraum ſtaunte. So entſinne ich mich, ergriffen wie vor einem ernſten, erhabenen Kunſtwerk, wie und wo — ich könnte die Stellen zeigen — ich zum erſten Male meines Lebens einen Wald ſchaute, einen Regen im Freien erlebte, einen Fluß ſtrömen ſah und ähnliches.

Kleinigkeiten, nicht wahr? So ſcheint es. Und doch für mich das Teuerſte in meinem ganzen geiſtigen Beſitztum. Was gelten mir zum Beiſpiel alle Reiſen meines Lebens zuſammengerechnet, im Vergleich zu dem kurzen Viertelſtündchen Weg, da ich eines Abends aus dem Acker des Großvaters dem „langen Haag" entlang nach dem „Steinenbrücklein" getragen wurde? Der ſchwächſte Schimmer eines Gedächtnisbildes aus der ſprachloſen Zuſchauerzeit iſt mir wichtig und heilig wie dem Frommen die Bibel.

Warum ſo wichtig und heilig? Ich glaube, wegen des Johanniswürmchens auf dem Ärmel.

Die Großmutter.

Tag und Nacht, immer von neuem Tag und Nacht — wozu? Auf allen Seiten ungeheuerlich viele Dinge, die einen nichts angehen — wofür? Doch aus dem wüſten Wirrſal taucht zu Zeiten ein holdes Geſicht, und ſo oft das Geſicht nahe kommt, wird einem wohl zumute. Jetzt braucht man nicht mehr zu wiſſen, warum, fragt überhaupt nicht mehr nach etwas anderm. Dieſes Geſicht wurde mir lieb, und mit der Zeit, als ich anfing, Worte zu verſtehen und nachzulallen, lehrte man mich ſeinen Namen: „Großmutter."

Man kann heißer und leidenſchaftlicher, aber nicht inniger und ſeliger lieben, als ich in meinem erſten Lebensjahre meine Großmutter liebte. Eine ruhige, ſtetige Liebe ohne Trübung, glücklachend, herzjauchzend, mit ſelbſtverſtändlicher Gewißheit der Gegenliebe, eine Liebe frei von Wünſchen und Seufzern, von Werbung, Verſteckſpiel und Verſchweigen. Lauter Gewinn: Troſt, Labſal und Erquickung.

War die Großmutter leiblich zugegen, ſo liebkoſte ich ſie. Doch nicht etwa mit Küſſen — pfui! was haben nur die Großen ewig mit ihrem dummen Küſſen! — ſondern mit zärtlichen Händen das traute Kummer-

Digitized by Google

gesicht betastet, einerlei wohin, auf den Mund, auf Stirn und Augen, auf die unvergleichlichen runzligen Backen. Es kam vor, daß sie mürrisch dreinschauen, schmälen, mich schelten wollte. Warum nicht gar! Strenge aus diesem Munde? Das nahm ich gar nicht ernst, das lachte ich einfach weg.

Noch glückstiftender wirkte die abwesende Großmutter. Ihr Name, der alles Gute enthielt, vergoldete meine Träume, versüßte mir Feld und Flur. Fremd und kalt glotzte mich die Umwelt an; ein Aufleuchten der Vorstellung von der Nähe der Großmutter, so war das Gelände entsühnt, gesegnet, verwandt.

Es war eine treue Liebe; zehn Jahre hat sie ungemindert vorgehalten, allmählich durch Hinzukunft der Sehnsucht sich steigernd. Die größte Bedeutung aber hatte sie für mich am Lebensanfang. Denn in meinem ersten Jahre bedeutete mir die Großmutter mein Glück, meine Poesie, mein verklärtes Ich.

Wenn ich gegen Ende meines ersten Lebensjahres, also etwa nach meinem erstmaligen Ausflug nach dem Steinenbrücklein auf dem Arm der Großmutter, gestorben wäre, so würde ich dort, von wo ich herkam, während man in Liestal ein kleines Kind mehr begrub, den Mund zum Erzählen weit aufgemacht und nach einem langen tiefen Atemzug Unerschöpfliches davon zu berichten gewußt haben, was ich alles auf der Erde Erstaunliches gesehen und erlebt. Und wenn man mich dann geheißen hätte, den Inhalt meiner irdischen Erlebnisse zusammenzufassen, so würde ich gesagt haben: Viel Gras und viel Liebe. Ich frage mich, ob ich in meinem ganzen späteren Leben wesentlich Neues dazu erlebt habe.

Wenn man mich aber fragte: wann in deinem Leben warst du am meisten Ich? welches deiner Ich in den verschiedenen Lebensstufen geht dich am nächsten an? welches davon würdest du bekennen, wenn du wählen müßtest? — so würde ich antworten: das meiner frühesten Kindheit.

Wach in den scharfen Tag.

Während ich in der Regel, um Luft zu schöpfen, nach des Großvaters Acker auf dem Hügel hinter dem Hause gebracht wurde, trug mich das Dienstmädchen einige Male in der Richtung nach dem Städtchen (Liestal), sei es vorn aus dem Hause auf der Landstraße bis zum Stadttor und hinten herum zurück oder in umgekehrter Folge: hinten hinaus und auf der Landstraße heim. An diese Ausflüge in städtischer Richtung knüpfen sich meine ältesten, völlig klaren Erinnerungen aus dem nüchternen Tagesleben bei wachen Sinnen.

Ich spürte mich auf dem Arm von jemand herumgetragen, der mich schon früher herumgetragen hatte und der nicht meine Mutter war. Eine

Digitized by Google

Unmenge Licht und Luft traf mein Geſicht. Nach welcher Seite ich die Augen wendete, erblickte ich unglaublich hohe lautloſe Dinge, die ich deutlich ſah, aber nicht begriff. Und von Zeit zu Zeit rückten ähnliche unmäßig hohe Undinge zu beiden Seiten heran. Dieſe ſtummen Ungeheuerreihen gewahrte ich weder ſtaunend noch ängſtlich, bloß befremdet und ein wenig ſcheu. Allmählich, wie das ſo fortdauerte, wurde mir trübſelig zumute. Die ganze Geſchichte begann mir zu verleiden, außen wie innen. Denken konnte ich noch nicht, nur fühlen. Mein Gefühl, in Gedanken überſetzt, lautete: „Ich mache nicht mehr mit“. Plötzlich, auf dem Rückwege, zwiſchen einem Zaun und einem Acker, blitzte mir ein Troſt auf: „Die Dinge hier herum kenne ich, von hier geht es zu einem trauten Neſtlein und wohlgeſinnten Menſchen hinunter.“ Ob dieſer Erkenntnis fiel auf den tröſtlichen Fleck Erdboden ein ſchöner Schimmer, der ihn von der wüſten, weiten Welt auszeichnete. Der ſchöne Schimmer iſt nie erloſchen. Zeitlebens hat mir von damals her jenes ſchmale Weglein auf dem Hügel des Großvaters für den Urkern meiner Heimat gegolten.

Ein anderes Mal, als der Ausflug in umgekehrter Richtung geſchah, zeigte auf dem Rückweg die Geſtalt, die mich auf dem Arm hielt, mit eifriger Gebärde nach einer himmelhohen, kahlen, häßlichen Mauer. Und da ich dem Zeichen mit gleichgültigem Blick folgte, nicht begreifend, was man von mir begehrte, redete ſie mit aufmunternden Locktönen auf mich ein, bis ich endlich mit Anſtrengung aller Geiſteskraft erriet, inwendig, hinter dieſer häßlichen Mauer, wohnten die guten Menſchen, die täglichen, die meinigen. Und jetzt wurde die häßliche Mauer ſchön, das heißt nein, ſie blieb genau ſo häßlich wie vorher, nur war etwas wie unſichtbarer durchſichtiger Schein darüber, wenn man an das dachte, was dahinter wohnte.

Später wurde ich einmal ins Städtchen ſelber getragen. Nachdem wir durch einen finſtern Hausgang aus der Hauptſtraße in eine Nebengaſſe gelangt waren, kamen wir vor ein enges Gäßlein, in welchem eine Reihe aufgebrachter Weiber mit den Armen wütend in qualmenden Keſſeln herumſchlugen. Ganz in Dampf waren ſie verſteckt. Hoffentlich geht es nicht etwa durch dieſes gefährliche Gäßlein! Doch wahrhaftig — warum denn? zum Ausweichen iſt ja Platz genug — ſchwenkte meine Trägerin gerade dorthin. Nun wollte ich mich gewaltig fürchten. Allein, ſonderbar, das Fürchten gelang mir nicht, es war mir zu ſchwierig. Ich konnte einzig die Augen aufreißen und den zornigen Weibern entgegenſtarren. Dieſe aber, als ich dicht vor ihnen vorübergetragen wurde, taten mir nicht das mindeſte zuleide. Im Gegenteil, ſie lächelten mich lieblich an und nickten und winkten mir herzliche Grüße zu, wie die Großmutter. „Sind das nun for-

Digitized by Google

tan alles meine Großmütter?" fragte ich mich auf dem Heimwege. Und noch mehrere Tage nachher meinte ich jedes Mal, wenn die Tür aufging, meine neuen Großmütter würden hereinkommen. Vergebliche Hoffnung. Es blieb bei der einzigen Großmutter. Schade!

Kinderstubenprosa.

Aus der Wiegen- und Kinderstube habe ich wenig Gutes behalten: verworrene Erinnerungen an mühseliges Dasein, verschönt mit Geplärr, versüßt mit Arzneiflaschen und dürren Zwetschgen. Binde das Ganze zum Strauß, wickle ein Papier darum und schreibe darauf „Prosa".

Freilich, wenn nichts mehr nützen wollte, gab es noch das Fenster. Darum vom Kindermädchen auf den Arm gehoben, auf- und niedergeschüttelt, an die Scheiben getrommelt und: „Tütütütü, sieh dort die Krähe!" Krähen gab es allerdings jederzeit zu sehen, drüben jenseits der Straße, in der unabsehbar großen Matte des Großvaters. Die bewegten sich, spazierten durchs Gras, flogen auf einen Baum, krächzten, schaukelten auf dem Wipfel oder auf den Zweigen — das war wenigstens etwas, obschon nicht viel. Immer das nämliche, keine Hoffnung auf Abwechslung. Als Vorspiel annehmbar, hingegen das Hauptstück, das man von ihnen erwartete, die besondere Überraschung, blieben sie einem schuldig. Besser schon, wenn es hieß: „Tütütütü, sieh dort den Storch!" Ja, dann sperrte ich die Augen auf und wandte keinen Blick von dem prächtigen Herrn, solange er auf der Matte stolzierte. Leider war der Storch kein täglicher Gast wie die Krähen, es gab sogar unendliche öde storch- und trostlose Zeiten. Warum ist die Matte so freigebig mit unnützen Krähen und so geizig mit den tröstlichen Störchen? Nein, von der trügerischen Matte will ich nichts mehr wissen! aufhören mit „tütütü"! weg vom Fenster! Also geplärrt, zornig mit den Beinen gestrampelt und mit den Armen um sich geschlagen.

Und erst, wenn es regnete! Die gepriesene Fähigkeit des Kindes, im Augenblick aufzugehen, hat eben auch ihre Kehrseite: wenn der Augenblick trostlos ist und man im Augenblick aufgeht, so erfolgt „trostlose" Verzweiflung. Überhaupt die Weltanschauung des Kindes! Doch halt! ich möchte nicht in die Philosophie geraten.

Zwei Erfahrungssätze aus meiner Kinderstubenzeit darf ich mir aber nicht erlauben zu verschweigen: Man kommt nicht jung auf die Welt und wird allmählich älter, sondern umgekehrt: anfänglich fühlt man sich uralt und erst viel später jung.

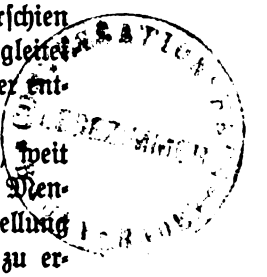
Es gibt, von innen gefühlt, gar keine Kinder; das „Kind" ist eine Erfindung der Erwachsenen.

Digitized by Google

Gutes hinter den Bergen.

Mein Vater wohnte in einem Anbau der Brauerei Gebrüder Brodbeck vor dem „obern Tor“ zur Miete. Im erſten Stock hatte er ſeine Familie — dort bin ich geboren — im Erdgeſchoß ſeine Kanzlei, zuerſt als Statthalter (*préfet*), hierauf als Landſchreiber (Kanzler).

In älteſter Urzeit wurde ich eines Abends, als es ſchon finſter war, in die Kanzlei hinuntergetragen, wo zwei unbekannte Frauen ſaßen, die mir mit lockenden Tönen zur Begrüßung empfohlen wurden. Aus den Locktönen erriet ich, daß es ſich um freundliche Geſtalten handelte. Mehr begriff ich nicht; ich war noch nicht imſtande, Worte und Namen zu verſtehen und mir fremde Geſichtszüge zu merken. Sehen dagegen konnte ich jede ihrer Bewegungen, aber ich ſah ſie wie eine Pantomime. Auch ihre Stimmen hörte ich, aber was ſie redeten, verſtand ich nicht. Dann klingelte ein Fuhrwerk vors Haus, die eine der Frauen gab allen die Hand und fuhr links von der Haustür in die Nacht hinein. Gleich darauf erſchien ein zweiter Wagen, und die übrige, von Papa vor die Haustür begleitet (ich höre noch ſeine Stimme, wie er ſie verabſchiedete), reiſte nach der entgegengeſetzten Seite in die Nacht davon.



Durch dieſe Pantomime gewann ich die Ahnung, daß irgendwo weit weit von hier, in dunkeln Gegenden hinter den Bergen wohlgeſinnte Menſchen hauſten. In der Folgezeit zeichneten ſich dieſe in meiner Vorſtellung nach und nach deutlicher ab. Mein Ohr begann einige Namen zu erfaſſen und zu behalten: Urgroßmutter, Baſe, Tante, Tantegotte, Langenbrugg, Waldenburg. Da jedoch meine Fähigkeit, Verwandtſchaftsverhältniſſe auseinanderzuleſen, äußerſt gering war, wurde zur Erleichterung des Verſtändniſſes alles, was Gutes in der Ferne wohnte, „Baſe“ getauft. Alſo „Baſe Urgroßmutter“, „Baſe Salome“, „Baſe Tantegotte“ und ſo weiter.

Leibhaftig bekam ich dieſe Baſen nicht zu Geſicht. Dagegen machten ſie ſich hin und wieder durch leckere Ueberraſchungen lieblich bemerkbar. Bald kamen Roſinchen, bald Schenkeli zum Vorſchein, andere Male gab es einen „Bhaltis“ (Aufbehaltenes) von einer Hochzeit oder einem Geburtstag oder einem Leichenſchmaus. Es nützte nichts, daß man mir den Namen des zweibeinigen Oſterhaſen jeweilen zum dankbaren Gedächtnis mitteilte, mein Gehirn ſchaffte immer Verwirrung; bis man ſchließlich die Baſen nach ihren Lieblingsgeſchenken unterſchied, alſo zum Beiſpiel „Roſinenbaſe“, „Schenkelibaſe“ und ſo weiter. Dieſe Verwandtſchaftsgründe begriff ich.

Die Lebensgewohnheiten der unſichtbaren Baſen dachte ich mir, das war meine Logik, ihren Sendungen gemäß zurecht. Die eine köcherte jahraus jahrein heimlich Schenkeli, eine andere, hinter einem Buſch verſteckt, Leckerli. Von Zeit zu Zeit, wenn die Luſtigkeit ſie übernahm, beſuchten ſie

Digitized by Google

einander hinter den Bergen oder kamen von allen Seiten bei der Urgroßmutter oben in Langenbrugg zusammen auf einer runden Wiese zwischen den Bäumen, klatschten in die Hände, lachten, sprangen und tanzten miteinander. Dann gab es einen Bhaltis.

Unerwartet fügte sichs dann, daß ich mit einer der Basen traulich bekannt wurde. Und zwar gerade mit jener, von welcher am seltensten die Rede war, mit der Tante Gotte in Basel.

II. In Basel.

Das erste Reischen.

Meine Großmutter war schwer erkrankt, meine Mutter widmete sich ihrer Pflege. Um sie zu entlasten, entbot sich die Schwester meines Vaters, die Tante Gotte (so genannt, weil ihr Mann mein Götti, das heißt mein Pate war), mich so lange zu sich nach Basel zu nehmen, bis die Großmutter genesen wäre. Der Großvater, der ohnehin in Basel zu tun hatte (Schweinchen kaufen), sollte mich ihr bringen.

So wurde ich denn eines Morgens als ein lebendiges Päcklein neben den Großvater auf ein Bauernwägelein gesetzt, ohne im mindesten zu begreifen, warum und wozu. Mir war bloß aufgefallen, daß ich im ganzen Hause herumgeboten wurde, wobei jeder der Reihe nach mich herzte und mit ungewöhnlicher Stimme eifrig auf mich einsprach. Das alles ließ ich unverstandenermaßen geduldig mit mir geschehen, war ich's doch gewohnt, nach anderer Leute Belieben vom Boden aufgehoben und fortgetragen zu werden. Von Reisemut oder Reiseneugier kein Anflug, ich erfaßte ja noch nicht einmal, was das ist, eine Reise.

Die Fahrt ging auf der Landstraße durch die Wirklichkeit, an unendlich vielen unnützen Dingen vorbei, immer neuen. Nach einer langwierigen Fahrt, wie wir um die Ecke einen Rain hinabfuhren, zeigte der Großvater mit der Geißel vorwärts in die Weite. „Sieh dort, das ist Basel", verkündete er. Das sagte mir gar nichts. Was heißt das „Basel"? Auch war mein Auge noch nicht reif, eine Fernsicht zu lesen. Dagegen der Anblick in der Nähe, ein mit Pappeln und Weiden umstandener Fluß, machte mir einen tiefen Eindruck. Das war das erstemal meines Lebens, daß ich eine Gruppe von landschaftlichen Dingen als Einheit zusammenzufassen und Stimmung daraus zu schöpfen verstand. Der Eindruck jener Flußlandschaft ist denn auch zeitlebens in meinem Herzen lebendig geblieben.

In Basel angekommen, entdeckte ich anfänglich nichts Sehenswertes: lange Reihen gleichförmiger Häuser mit Gittern vor den Fenstern. Doch sieh! oh Entzücken! In einem niedrigen, netzumspannten Pferch neben der

Digitized by Google

Straße eine Menge kleiner herziger Schweinchen! Oh wenn ich hier weilen dürfte! Wohl mir, der Wagen hielt an und der Großvater ſtieg richtig ab, um mit den Schweinchen zu ſpielen. Aber warum nahm er mich denn nicht mit und ließ mich ſitzen? Das fand ich ungerecht. Neidiſch ſchaute ich ihm nach, wie er ſich den Schweinchen näherte. Zuerſt tat er gar nichts, ſondern ſah nur immer die Schweinchen an und redete mit den Mannsleuten, die um den Pferch herumſtanden und ebenfalls hineinguckten. Plötzlich bog er ſich über das Geländer und riß ein Schweinchen an den Hinterbeinen grauſam in die Höhe, ſo daß es mörderlich ſchrie und quiekte. Und gleich darauf ein zweites und drittes Schweinchen. Pfui, was für ein abſcheuliches Spiel! Nein, das hätte ich von meinem guten, ſanften Großvater nicht erwartet. Ganz empört und verſtimmt wurde ich darob. Nachdem er das häßliche Spiel eine Weile getrieben hatte, ſtieg er wieder auf und fuhr mit mir weiter. Aber ich war irr an ihm geworden; mir kam vor, ich könnte ihn gar nicht mehr recht gerne haben.

Bald nachher kamen wir zu einem freien Platz, wo es ein Gewimmel und einen Lärm gab, daß einem ſchwindlig davon wurde. Eine Unmaſſe von Menſchen, Mannsvolk und Weibervolk durcheinander, rufend und ſchreiend, dazwiſchen Pferde, Hunde und Bauernwägelein, Körbe, Haufen von unbekannten Dingen — man wußte gar nicht, was man eigentlich ſah. Und der ganze Wirrwarr bewegte ſich unaufhörlich hin und her und im Kreiſe herum. In dieſes Gedränge hinein lenkte der Großvater unſer Wägelein, langſam, langſam, um die Ecken, ohne Gaſſe, ich begriff nicht, wie er es fertig brachte, ſich hier durchzuzwängen. Mitten in dem Getümmel machte er halt, ſtieg aus und ſprach eine lange Zeit mit allerlei Leuten um ihn herum. Dann ſagte er zu mir, er gehe jetzt fort, ich brauche jedoch keine Angſt zu haben, er komme bald zurück, ich ſolle unterdeſſen nur ruhig ſitzen bleiben. Darauf verſchwand er. Gehorſam blieb ich ſitzen und rührte mich nicht. Allmählich aber kam mir vor, es dauere merkwürdig lange, bis er zurückkehre. Und immer länger dauerte es, und nie kehrte er zurück. Und wehe, wie böſe mich alle die fremden Menſchen anſahen und wie grimmig die Pferde! Wohin ich blickte, nirgends etwas Freundliches, ringsum Feindesgefahr. Wann wird er endlich kommen und mich retten? Nach unendlichem geduldigem Warten packte mich jählings die Angſt. Half mir jemand auf den Boden, oder ſaß ich vielleicht überhaupt nicht mehr im Wagen? Das weiß ich nicht mehr, ich weiß bloß noch, daß ich mich aufmachte, den Großvater zu ſuchen. Kaum hatte ich ein paar Schritte getan, blindlings und töricht in die Irre, ſo faßte mich jemand an der Hand. Er wiſſe, wo der Großvater ſei, tröſtete er, ganz in der Nähe, er wolle mich zu ihm führen. In einem engen, rauchigen, mit Menſchen überfüllten Stübchen fand ich

Digitized by Google

ihn, an einem Tisch sitzend, vor einem Teller und einem Glase, hoch erstaunt über mein Erscheinen. „Ich habe dir doch gesagt, ich komme bald wieder."

Hernach überlieferte er mich der Tante Gotte. „Tut es dir denn gar nicht leid," redete sie mich nach der ersten Begrüßung an, „spürst du denn gar nichts dabei, daß die Großmutter krank ist?" Vergebens strengte ich mich an, herauszubekommen, warum mir das leid tun sollte. Wenn die Großmutter krank sein wollte, so wird sie wohl selber am besten wissen, warum. Überhaupt, was heißt das „krank"? Immerhin erriet ich aus dem Tonfall, daß ich etwas Unrechtes müsse begangen haben, ob ich schon keine Ahnung hatte, was. Darum schämte ich mich, der Spur nach, wie ein Hund, wenn man im Tone des Vorwurfs zu ihm redet. Darauf verzog sich der Großvater, und ich verblieb in der Gewalt der Tante Gotte.

Ein wohnliches Gäßlein.

Am folgenden Tage, während die übrigen beim Mittagessen saßen und ich ihnen zuschaute, überkam mich plötzlich das Bewußtsein, daß ich nicht mehr in Liestal sei und daß das gesamte bisherige Leben der Vergangenheit angehöre. Beim Aufschein dieses Gedankens drehte sich etwas Leuchtendes, Schönfarbiges, das jedoch nicht Bildgestalt annahm, in mir herum, mich seltsam und tief erregend und ein Nachgefühl der Gehobenheit hinterlassend. Mir war zumute, als ob dadurch, daß ich solch einen erstaunlichen Lebenswechsel erfuhr, mein Ich gewachsen wäre. Freilich eines tat mir ein wenig leid: Papa hatte im Sinn, daheim in Liestal ein Häuschen zu bauen, darauf hatte ich mich gefreut; dieses Abenteuer mußte ich jetzt entbehren. Freute ich mich eigentlich darüber, daß ich in Basel war? oder freute ich mich nicht? Nun das ist einmal so, laß sehen, was für Abenteuer es im Hause der Tante Gotte gibt.

Das vergnüglichste war die Treppe. Die konnte mirs. Eine Ringeltreppe von der Haustür bis oben, und vor jedem Stockwerk war die Treppe wie ein Stall von einem niederen Türchen abgesperrt, kaum höher als ich, so daß die Tante Gotte mit mehr als ihrer Hälfte darüber wegschauen konnte. Diese sonderbare, lustige Ringeltreppe wurde mein Lieblingsaufenthalt, dort schneckte ich auf und nieder. Hatte ich genug davon und wollte ins Zimmer, so mußte ich rufen. Dann kam etwas Weibliches zum Vorschein, öffnete mir das Türchen und ließ mich wie ein Hündchen ein.

Bald wurde mir aber ein noch viel besserer Spielplatz gestattet. Neben dem Hause, unmittelbar vor der Haustüre, lief ein enges, steiles Stapfelgäßlein, Fuhrwerken unzugänglich, von Fußgängern selten benützt. In diesem Gäßlein nun durfte ich mich aufhalten wie in einer Wohnstube. Offenbar traute man mir nicht die Kraft zu, mich unversehens zu entfernen.

Digitized by Google

Zum Überfluß wurde mir eingeſchärft, mich weder bis zur Straße hinunter, noch bis zum Bächlein hinauf zu vergehen. In der erſten Zeit erſchienen alle Augenblicke Geſichter oben an den Fenſtern, die nach mir ſahen und mir freundlich zunickten. Die Geſichter kamen nach und nach ſeltener zum Vorſchein. Schließlich blieb ich längere Zeit unbehelligt, man hatte mich beobachtet, mich brav und weiſe befunden, man war beruhigt.

In der Tat begehrte ich auch gar nichts anderes, als in dem ſtillen, wohnlichen Gäßlein zu bleiben. Schon das gedämpfte Licht zwiſchen den hohen Mauern ſagte mir zu, ich mochte nicht das laute Geſchrei der rohen Tageshelligkeit. Es brauchte daher nicht erſt der Warnung vor der Straße unterhalb des Gäßleins, das Getümmel der vielen Menſchen, die dort im grellen Sonnenlicht hin und her rannten, hatte keinen Reiz für mich, ſchreckte mich vielmehr ab. Dann das Bewußtſein, im Freien zu weilen, unter einem Dach von Himmel, ſtatt in der geſchloſſenen Stube, ferner das ſtolze Gefühl der Unabhängigkeit, da ich mich nach eigenem Belieben, ohne dem Zug einer fremden Hand zu folgen, umdrehen und hin und herbewegen durfte. Auf eigenen Beinen krabbeln, ob ſchwankend und ſtolpernd, das ſchmeckt. Endlich: ich verſtand, allein zu ſein, brauchte niemand, falls es Neuigkeiten zu ſchauen gab. Und Neuigkeiten gab es in dem traulichen Gäßlein zu ſchauen. Hunderte von Steinchen, wohin man nur blickte; eines neben dem andern, dazwiſchen hie und da ein Büſchel Gras, und ab und zu eine Mücke oder Spinne zu Gaſt. Dann die Steinbänder der Stapfeln, niedrig, kaum über die Steinchen hervorragend, ſo daß ich ſie zu überwinden imſtande war. Bergſteigen, das beweiſt Kraft. Den muffigen Geruch aber, der vom Bächlein herunterhauchte, an ſich eher unanmutig, deutete ich als Wohnlichkeit, der gehörte ſcheints zu dem heimeligen Gäßlein. Das alles genügte vollkommen zu meiner Zufriedenheit. Unerſättlich kletterte ich die ergötzlichen Stapfeln auf und nieder. „Daß du mir nur ja nicht etwa zum Bächlein hinaufgehſt!“ mahnte von oben die beſorgte Stimme der Tante Gotte. Bewahre! was brauchte ich das Bächlein!

Das verlorene Kind.

Und ſo ſtand ich denn richtig oben am Bächlein. Ganz von ſelber, ich hatte es gar nicht beabſichtigt, wahrſcheinlich war es von ſich aus zu mir gekommen. Oh, das luſtige Wäſſerlein mit ſeinen glatten, glitſchigen Wellen! Was wohl alles darin leben mag? Und die vielen köſtlichen Bretter, Brücklein, Läubchen über dem Bach! Und das herrliche Durcheinander von Mäuerchen, Gärtchen gegenüber! Brav ſein, mahnte das Gewiſſen, nicht auf die Brücklein, das iſt gefährlich! Ich war brav, trat nicht auf die Brücklein, wie ſehr ſie mich lockten, erlaubte mir nur, zum Ver-

Digitized by Google

suchen, ein bißchen dem Wasser entlang, vorsichtig, nicht weit, gleich wieder zurück, und noch ein paarmal hin und zurück, bis mir auf einmal einfiel, daß ja hier oben verbotene Gegend war. Also gehorsam umgedreht, und ohne Verzug heim. Allein von wo war ich denn eigentlich hergekommen? Unglaublich, wie verändert mich jetzt plötzlich alle Dinge ansahen: fremd, unheimlich, strenge, vorwurfsvoll. Und das heimelige Stapfelgäßlein, das ich soeben erst verlassen, war wie weggeblasen. Ich kann mich doch unmöglich in so kurzer Zeit verirrt haben. Das Gäßlein muß ganz nahe sein.

Nachdem ich, ein wenig aufgeregt, aufs Geratewohl nach beiden entgegengesetzten Richtungen ein Versuchslaufen angestellt, geriet ich durch Zufall, o Freude, unvermutet in den gesuchten engen Abstieg. Doch merkwürdig, die Stapfeln waren verschwunden. Unglaublich, unmöglich, aber sie waren halt einfach fort. Und die Haustür, o Schreck, war ebenfalls nicht mehr da. Sie muß aber da sein, ich weiß sogar genau wo, in der Mitte des Gäßleins, und hier ist die Mitte des Gäßleins, also. Trotzdem war sie eben nicht da. Was ist denn jetzt das? Wäre es wirklich möglich, daß in Basel Stapfeln und Haustüren nur so verschwinden? Wahrscheinlich zur Strafe, weil ich ans Bächlein gegangen bin. Nun, dann kommt die Haustür wieder zurück, wie das Gäßlein zurückgekommen ist. — Ein abscheulicher Einfall! Wenn die Haustür nicht wiederkommt, gelange ich nie zur Tante Gotte. Ob diesem Gedanken überfiel mich die bleiche Angst. Weinend taumelte ich fortwährend um die Stelle der Mauer, wo früher die Haustür gewesen war. — Ein Hoffnungsstrahl: vielleicht täuscht dich dein Gedächtnis, möglicherweise war sie weiter unten. In fieberhafter Aufregung floh ich abwärts. Da sprang mit einem Satze das Gäßlein auseinander: statt an die Haustür, gelangte ich in den weiten Sonnenrachen der Straße, umschwirrt von wilden Menschen, welche wie unsinnig hin und her rannten. Verloren! endgültig verloren! auf ewig! Aus diesem wilden Gewühl, aus dieser gelben, gleißenden Tageswüste finde ich mich nie mehr zur Tante Gotte zurecht.

Jemand hielt mich an und stellte mich. Andere Leute kamen herzu und umringten mich. Wer ich sei, wie ich heiße, wo ich wohne, fragten sie. „Tante Gotte", jammerte ich. „Ja, wie heißt sie denn, deine Tante Gotte, wo wohnt sie?" „Tante Gotte." Mehr als dieses einzige Wort wußte ich nicht zu sagen. Das hätte noch lange währen können. Da kamen zwei Frauen in angstvoller Hast dahergestürzt, die eine von oben, vom Gäßlein, die andere unten auf der Straße. Und — o Erlösung! — die eine war die leibhaftige Tante Gotte!

Auf dem Heimwege erklärte sich mir meine Verirrung: ich war in ein

Digitized by Google

zweites bergablaufendes Gäßlein geraten, das dem heimiſchen zum Verwechſeln gleichſah. Aber von Stund an war es aus mit dem wohnlichen Gäßlein.

Allerlei Baſel.

Die Tante Gotte hatte den ganzen geſchlagenen Tag für mich übrig, weil tagsüber ihr Mann auf dem Bureau, ihre beiden Kinder in der Schule waren. Da es mit dem Gäßlein nichts mehr war, führte ſie mich manchmal aus dem Hauſe. Mir auch recht. Zunächſt über die Straße an die jenſeitige Ecke, wo eine alte Jungfer namens Beggli (ſchreibe Böcklin) in einem dunklen, unerfreulichen Tuchladen hauſte. Die Jungfer Beggli wartete jedesmal, bis man ſich genug gelangweilt hatte, nachher langte ſie einem aus einer geheimen Schublade ſchmunzelnd etwas Leckeres hervor. Mit dieſer Jungfer Beggli ſchloß ich Freundſchaft, ſo daß ich ſie auch ſpäter, in meinen Schuljahren, ſo oft ich nach Baſel kam, flüchtig beſuchte. Dann erzählte ſie mir mit Stolz von ihrem Neffen, dem Arnold, der auch ſo gern zeichne wie ich; er wolle Künſtler werden und ſei gegenwärtig in Rom.

Weniger freuten mich die Spaziergänge in der Stadt herum. Ich konnte dieſem ſogenannten Baſel keinen Geſchmack abgewinnen. Nichts als unvernünftig viele Häuſer und fremde Menſchen. Was fange ich damit an? Nicht einmal die Kaufläden vermochten mich zu reizen, dafür war ich noch zu klein, auch zu verwirrt von dem Gewühl der Straße. Immerhin mit Ausnahmen: Einmal erblickte ich im Vorübergehen zufällig durch ein Fenſterchen eine unterirdiſche Wohnung. Das machte mir einen großen Eindruck, ich träumte mehrmals in der Nacht davon, ſogar noch ſpäter, als ich ſchon wieder nach Lieſtal zurückgekehrt war. Baſel bedeutete fortan für mich die Stadt, wo die Menſchen unterirdiſch wohnen. Ein anderes Mal kamen wir, nachdem wir mitten in der Stadt einen Berg beſtiegen hatten, plötzlich zu Bäumen und Bänken. Das war mir erſtaunlich, und meine Träume erzählten davon.

In Baſel wohnten mir außer der Tante Gotte noch andere Verwandte: eine Schweſter meiner Großmutter mit Sprößlingen. Mit dieſen wurde ein Spaziergang verabredet. Die Tante Gotte mit mir kam von der einen Seite, die Großtante mit einem Herrn und einer Frau von der andern Seite zuſammen. Bei der Begrüßung ſchenkte mir die Großtante etwas Süßes in einem Schächtelchen, was ich ihr nicht vergeſſen habe. Dann pilgerten wir gemeinſchaftlich auf einem langwierigen Wege nach einer Stelle, wo es hieß, das wäre die franzöſiſche Eiſenbahn. Die andern machten ein gewaltiges Aufheben davon, ich dagegen vermochte hier nichts zu erblicken als ein ungeheueres ſchwarzes Loch in einer Mauer und davor ein paar eiſerne Stangen auf dem Boden. Was hieran Merkwürdiges und

Digitized by Google

Wichtiges sei, konnte ich nicht begreifen. Aber der Traum malte mir nachher ein paar Bildaufnahmen von der Strecke unterwegs nach der Eisenbahn.

Mit den nämlichen Verwandten erlebte ich noch etwas Französisches, diesmal ohne die Tante Gotte. Wir fuhren zusammen in einem zweispännigen Wagen bei Regenwetter nach Frankreich. In Frankreich angekommen, schwenkten wir links ab, in einen Garten, und tranken in einem Häuschen Kaffee. So wenigstens behauptete meine Erinnerung. Sie behauptete keine Unwahrheit. Die Großtante hatte einen Garten nahe der französischen Grenze, dorthin fuhren wir. Unterwegs mag von Frankreich die Rede gewesen sein, das vermischte meine Verwechslungskunst mit Frankreich.

Einen unseligen Ausflug vollführte die Tante Gotte mit ihrem Mann und mir an einem Sonntagnachmittag: über Birsfelden in die Hardt, ich weiß nicht mehr, ob zu Fuß oder im Kinderwagen, ich glaube fast, zu Fuß. Jedenfalls in der Hardt wurde ich genötigt, eine Strecke weit zu Fuß zu gehen. Die Sonne brannte unbarmherzig herab, und ich war so müde und erschöpft, daß man mich auf den Arm retten mußte. Überhaupt, die Sonntagnachmittags-Spaziergänge mit Kindern! Doch das gehört in meine Schulzeit, nicht hierher.

Wonne.

Dann wurde ich krank und die Tante Gotte pflegte mich. Pflegte mich so treu, so hingebend, so sanft, daß sie mein Herz gewann.

Als ich schon fast wieder gesund war, erlebte ich einen seligen Augenblick. Ich hatte geschlafen und lag noch im Schlummer. Ehe ich völlig aufgewacht war, trat jemand an mein Bett, das schönste, größte Bett in der ganzen Wohnung, im Hauptzimmer, und wie ich die Augen aufschlug, um zu erfahren, was da käme, lächelte mir das Gesicht der Tante Gotte zu, während mich gleichzeitig das ruhige, milde, durchsonnte Nachmittagslicht traf. Es war ein Tagschlaf gewesen.

Bei diesem Augenaufschlag mit dem Blick in ein vom schönen Tag umspieltes Freundesgesicht durchströmte mich ein wundersames Gefühl, das ich nicht anders zu benennen weiß als mit dem Namen: Wonne. Was bedeutet eigentlich, genau gedacht, Wonne? Ich schlage meinen Sanders auf und lese: „Wonne, bedeutet Seelenweide." Ja, richtig, Seelenweide, das ist es, aber übereingestimmt mit körperlichem Glück, wie es sich aus Gesundheitsgefühl, Lebensfrische nach erquickendem Schlaf, Begrüßung durch das farbige Tageslicht zusammensetzt. Tageslicht und Farbe scheinen mir für das Entstehen der Wonne wesentlich zu sein, wenigstens nach meiner Erfahrung. Ich habe später das Wonnegefühl noch mehrere Male

Digitized by Google

erlebt, und immer geſchah es beim Aufwachen aus dem Tagesſchlummer, am vollkommenſten, wenn das Freundesgeſicht durch einen farbigen Vorhang grüßte.

Seit dieſem wonnigen Augenblick war ich der Tante Gotte völlig ergeben. Ich gehörte ihr, und zwar ihr allein, ſie war mir eins und alles, ich bedurfte und wollte keinen anderen Menſchen.

Da erſchien in Hut und Schal eine junge fremde Frau im Zimmer. Ich meinte, es wäre irgend ein Beſuch, da war es meine Mutter, die mich heimholen kam. Ich hatte nach zweiwöchentlicher Abweſenheit meine Mutter nicht wiedererkannt!

Schon dieſe Ungeheuerlichkeit für ſich allein bezeugt, daß ich, der ich doch immer für beſonders früh entwickelt galt, ſowohl geiſtig wie körperlich, damals ſchwerlich älter als einjährig ſein konnte.

Ungerne trennte ich mich von der Tante Gotte, konnte auch gar nicht begreifen, warum ich von ihr fort müſſe und was ich in Lieſtal ſolle.

Von der Heimfahrt iſt mir ein einziges Erinnerungsbild geblieben: wie der Großvater nach einem Streifen Häuſer deutete, die wie die Taſſen auf einem Küchenbrett nebeneinander ſtanden. „Sieh dort, Lieſtal!“ meldete er im Ton der Freude, zutunlich, in der Meinung, mich aufzuheitern. Allein was ging mich Lieſtal an? So weit vermochte mein Heimatbewußtſein noch nicht zu ſpannen, um ein ganzes Städtchen zu umfaſſen. Die Wohnſtube und die Kanzlei, dahin gehöre ich. Und die Großmutter muß dabei ſein. Alles übrige iſt gleichgültige Welt.

(Fortſetzung folgt.)

Die Kugel von 1866.

Von Karl Voll.

In meiner Vaterſtadt Würzburg ſieht man an manchen Häuſern in den Wänden Kugeln ſtecken, die aus den Franzoſen- oder Preußenkriegen ſtammen. Mit einer von ihnen hat es folgende Bewandtnis. Mein Vater war Drechsler in Würzburg und war ein Bürger von altem Schrot, fleißig und ſparſam, aber einem Spaß nicht abgeneigt. Fein waren ja die Scherze dieſer Bürgersleute nicht; jedoch ſteckte viel guter ſchweigſamer Humor in ihnen, den die heutige Zeit nicht mehr kennt. Ein Freund meines Vaters ließ gegen das Jahr 1880 einen neuen Giebel auf ſein Haus ſetzen und die ganze Nachbarſchaft nahm großen Anteil an dem Bau. Als dieſer fertig war, erblickte man oben in der Mitte des Giebels eine jener erwähnten Kugeln, die vorher niemand bemerkt hatte. Man ſprach darüber und freute ſich der Erinnerung an die Belagerung von 1866.

Digitized by Google

Nur einer freute sich nicht: ein jüdischer Kaufmann namens Günzburger, der gerade gegenüber wohnte. Er war ein gutmütiger Mann, den wir Kinder gern hatten, aber er war mißtrauisch und aufgeregt. Diese Kugel regte ihn auch auf.

Darum ging er über die Straße und sagte zu meines Vaters Freund:

„Herr Nachbar, was haben Sie für eine Kugel da droben am Haus? Tun Sie sie doch wieder weg!"

„Aber Sie werden sich doch nicht vor der alten Kugel fürchten."

„Ich fürchte mich nicht: aber man weiß nicht, was alles passieren kann. Wie oft sind solche Kugeln noch nach Jahrzehnten explodiert."

„Aber ich bitte Sie, Herr Günzburger, die Kugel ist ja eingemauert. Da kann doch nichts passieren."

„Man weiß aber doch nicht. Vielleicht schlägt einmal der Blitz hinein und sie explodiert und schlägt gerade herüber in mein Haus. Ich bitte Sie noch einmal, tun Sie die Kugel weg."

„Herr Günzburger, Sie haben wirklich keinen Grund zur Angst. Gehen Sie zum Nachbar Voll, und fragen Sie ihn, der wird Ihnen auch sagen, daß Sie keine Sorge haben brauchen."

Günzburger ging zu meinem Vater und klagte ihm sein Leid.

„Nicht wahr, Herr Voll, es ist eine Gefahr, so eine Kugel in der Wand zu lassen. Eisen zieht den Blitz an."

Mein Vater sah, daß sein Freund einen Spaß mit dem ängstlichen Mann machen wollte und ging darauf ein.

„Herr Günzburger," sagte er, „Sie kennen mich und wissen, daß Sie mir glauben dürfen; ich garantiere Ihnen, daß die Kugel ungefährlich ist."

„Wie heißt garantieren. Sie stecken nicht in der Kugel. Wer weiß, was alles passieren kann."

„Ich garantiere Ihnen aber wirklich, daß mit der Kugel nichts passiert."

„Sie können garantieren, soviel Sie wollen, ich geb' nichts darauf. Ich werde klagen."

„Also klagen Sie", sagte mein Vater.

Unter irgendeinem Rechtstitel brachte Günzburger den Fall wirklich vor den Richter und mein Vater wurde als Sachverständiger geladen.

Der Richter sagte zu ihm:

„Herr Voll, Sie sind Drechsler, wie kommt's, daß Sie als Sachverständiger für die Kugel geladen sind? Verstehen Sie was von den Geschützen?"

„Nein, davon verstehe ich nichts. Aber ich weiß, daß die Kugel nie losgeht; denn ich hab' sie selbst gedreht und schwarz gebeizt. Sie ist aus Holz."

So hatten die zwei Freunde ihren Nachbarn hereinfallen lassen. Vielleicht war's nicht recht, aber ein vergnügter Bürgerspaß aus alter Zeit ist's doch.

Digitized by Google

Georg Friedrich Daumer: Briefe an seine Nichte.

Vorkommende Personen.

Johann Christoph Daumer, wohlhabender Kaufmann und Hausbesitzer in Wien, in den Briefen „Jean" genannt,
Helene, seine 17jährige Tochter, die er 1853 nach Lausanne in Pension brachte,
Georg Friedrich Daumer, Professor in Nürnberg,
Dessen Frau,
Ottilie, dessen Tochter,
Mathilde Binder, eine Freundin Daumers,
Frau Dr. Hoffmann, die Gattin des Verfassers des „Struwelpeter",
Käthe Valentin, Schwester Daumers und deren Söhne,
Helene Meyer in Frankfurt.

Nürnberg, November, 1853

A Mademoiselle Helene Daumer, aux soins de Mesdames Chaboux
Rue de bourg, 29 Lausanne

Eine so angenehme Ueberraschung, meine holde, süße Helene, als mir durch dein so freundliches und liebevolles Schreiben geworden, ist mir seit vielen Jahren nicht widerfahren. Je älter man wird, je mehr man zu empfinden gehabt, wie falsch, kalt, herzlos die Menschen gegeneinander zu sein pflegen, umsomehr freut und beglückt es, wenn einem ein so unzweideutiger, zweifelloser Ausdruck von Wohlwollen, Zuneigung und Herzlichkeit begegnet. Ueberdies mache ich die Bemerkung, daß dein leben- und geistsprühendes Wesen, das mich schon ehedem in so hohem Grade angezogen, fortwährend in der schönsten Entwicklung begriffen ist. Laß dir deinen holden, heiteren Sinn nicht wenden, und glaube, daß gerade darin und nicht in der Grimasse eines zwangvollen, verdüsterten Gegentheils die wahre Religiosität und Sittlichkeit liegt. Daß du jetzt zu deiner Qual eine so pietistische Lebensform kennen lernst, hat auch sein Gutes. Es gibt Momente krankhafter Verstimmung und tiefer Verbitterung in Folge widriger Lebenserfahrungen, unbefriedigter Wünsche und Bedürfnisse des Herzens und der Sinne, wo es fast nahe liegt, sich von dieser schönen Natur abzuwenden und in eine trübe Weltanschauung, eine finstere, religiöse und moralische Denkweise hineinzugerathen und darin jämmerlich unterzugehen.

Vor diesem Schicksal ist man am besten dadurch geschützt, daß man aus näherer Betrachtung solcher Richtungen und Erscheinungen einen recht gründlichen Ekel und Abscheu davor geschöpft hat. Sehr hoch anzuschlagen ist zugleich die schöne Gelegenheit, die du dort hast, dich in der Kenntniß neuerer Sprachen zu vervollkommnen. Auf mich, als ich jung war, ist in dieser Hinsicht so viel als nichts gewendet worden; ich selbst warf mich ganz nur auf die alten classischen und die ferneren, fremden orientalischen Sprachsysteme. Das habe ich später sehr schmerzlich zu empfinden gehabt. Wäre ich noch einmal

Digitized by Google

jung, so würde ich mich vor allen Dingen dem Studium der Naturwissenschaften und der neueren Sprachen ergeben. Wie unendlich aber besonders ein weibliches Wesen gewinnt, wenn es mehrerer gangbaren Sprachen mächtig, das ist dir ohne Zweifel von selber klar. Wenn du nur auf deiner Rückreise einige Tage bei uns zubringen könntest! Wer weiß, ob wir uns späterhin wieder zu sehen bekommen. Wie du zum ersten Mal bei uns warst waltete kein guter Stern. Ich war in dem allertraurigsten Zustand, der sich denken läßt und konnte mich deshalb nicht so darstellen, wie es zum Vortheile unseres Verkehrs wohl außerdem der Fall gewesen wäre. Wenn du mich jetzt vielleicht auch körperlich sehr leidend antreffen solltest, so bin ich doch innerlich viel ruhiger und heiterer, als ich gerade damals war. Sei versichert meine theure Helene, daß ich dir — nicht etwa bloß mit pflichtgemäßer, verwandschaftlicher Liebe zugethan bin, daß ich dich vielmehr schwärmerisch, ausschweifend und unvernünftig, das heißt wirklich liebe, denn eine mäßige, bei Verstand und Vernunft bleibende Liebe ist keine. Ich wollte du räumtest mir in deinem Herzen die zweite Rolle nach deinen trefflichen Eltern ein; ich würde nicht undankbar sein.

Es versteht sich, daß hier nur von dem Verhältniße die Rede ist, das du zu älteren und alten Leuten haben kannst; denn im Uebrigen folgt die Liebe anderen Gesetzen, gegen welche alles umher in den Hintergrund tritt. Da es aber in dieser Beziehung oft sehr stürmisch hergeht und sehr traurig endet, so ist es immer gut, wenn man sonst noch etwas, namentlich ein sicheres, unter allen Umständen liebendes und theilnehmendes Freundesherz, im Rückhalt hat.

Schreibe mir, so oft und so viel du magst und darfst. Wer weiß, ob du nicht einmal eine poetische Fata Morgana so anmutiger und liebenswürdiger Mittheilungen zu Gesichte bekommst. Dein treuer Onkel Georg.

„Onkel" ohne Zopf, was eine Rarität ist.

11 November 1853

Meine liebe, gute, süße, himmlische Helene.

Ich erlaube mir, dich diesmal mit einer Bitte zu beschweren, deren Erfüllung dir nicht allzu unangenehm sein wird, da du im Stande bist, dich für alles zu interessiren, und, wie ich gesehen habe, da du bei uns warst, gern auch in wissenschaftliche Untersuchungen eingehen magst. Ich arbeite nämlich gerade an einem Werk, wo ich Beispiele von Menschen zusammen stelle, die ein außerordentliches Lebensalter erreicht haben, wobei ganz besonders die Diät, die sie geführt haben, in Betracht kommt. Nun finde ich in meinen Sammlungen einen Fall aufgezeichnet, der auf deinen jetzigen Aufenthaltsort hinweist.

Im Jahre 1824 stand nämlich in öffentlichen Blättern die Nachricht, daß sich zu Lausanne eine Frau aufhalte, welche beinahe 114 Jahre alt sei; sie heiße Elisabeth Durieux, geborene Thomas, habe zweimal geheiratet, das zweite-

Digitized by Google

mal in dem Alter von 76 Jahren, wo sie sich mit dem 26jährigen Durieux verband, habe früher 7 Jahre lang als Kurier unter dem Nahmen Anton gedient, weßhalb man sie auch noch Toinon nenne; sie sei noch ganz gesund und stark, wiße nicht, was Krankheit sei, mache noch lange Fußreisen, nähre sich größtentheils von sehr süßem Kaffee, esse gar kein Fleisch, ꝛc.

Diese Frau ist wohl seitdem gestorben; man wird sich aber einer so außerordentlichen Erscheinung dort wohl noch erinnern. Möchtest du wohl so gefällig sein, dich danach zu erkundigen und wenn du Nachrichten bekommen, mir diese mitzutheilen? Es wird mir alles von Interesse sein, was du herausbringen magst.

Meine Frau ist sehr kränklich und leidend; Ottilie ist, wie gewöhnlich munter und gesund. Ich selbst suche im Stillen thätig zu sein, so viel als mir noch eben möglich ist, ehe auch die letzten Kräfte versiegen. Ein liebliches Licht fällt jetzt von dir aus auf mich. Und in diesem Gefühle grüßt dich aufs liebevollste dein alter Onkel Georg.

Liebe Helene December 1853

Ich schreibe dir diesmal nur, um dir zu melden, daß ich keine Zeit habe, dir zu schreiben, — einen vernünftigen Brief nehmlich; meine Seele lechzt jedoch, dir einen unvernünftigen zu schreiben. Ich thue dies in der Nacht, nachdem ich mich müde gequält, bloß zu meiner Lebenserfrischung und Herzenserleichterung, denn o wie lieb ich dich!

Ich bete dich an, mein himmlisches Kind, ich küsse dir die Hände, ich küsse dir die Füße; du bist das A und O meiner Gedanken, mein Morgen und mein Abendsegen; die ganze Glut meiner Seele, die nie alt sein wird, wenn auch mein Aeußeres verfällt und zu Grabe sinkt, concentrirt sich auf dich, so fern du auch bist. Ich denke an dich, wenn ich auch noch so eifrig mit anderen Dingen beschäftigt bin; ich gehe in meiner Einbildung förmlich mit dir um, ich sehe dich aufs lebendigste vor mir und werde immer närrischer in dich verliebt. Lachst du über mich? Du thust es gewiß nur in der allergutmüthigsten Weise von der Welt und so magst du lächeln oder lachen, so viel du willst. Ach, du weißt nicht, welche Wohlthat du mir bist.

Ich hab einmal das Bedürfniß so zu lieben, und alles andere ist mir zerronnen. Da du bei uns warst, da befand ich mich sehr übel; ich litt furchtbar und sollte mir nichts merken lassen. Ich sah alles nur durch einen Schleier, auch dich. Aber beim Abschied küßt ich dich und in dem Augenblick durchzuckte mich ein Gefühl, ein Bewußtsein dessen, was du mir sein könntest, vielleicht sein werdest. Seitdem trug ich dich in liebevollstem Angedenken; ich hörte Dinge von dir, die mich entzückten und dann endlich dein erster Brief — da war ich außer mir. Jetzt ist mein einziger Wunsch dich noch einmal zu sehen; davon will ich dann leben, so lange ich noch bin.

Digitized by Google

Von dieſem Brief weiß Niemand, erwähne nichts davon und vernichte ihn, wenn du ihn geleſen haſt. Du nimmſt mir meine Schwärmerei nicht übel; du haſt auch Geiſt und Herz genug mich zu verſtehen und mich nicht zu mißdeuten; Anderen darf ich mich nicht ſo preisgeben. Wenn ich dir künftig ſchreibe und der Ton iſt anders, ſo weißt du, wie das zu nehmen iſt, meine Gefühle werden nicht anders ſein. Wenn ich anfange kühl und mäßig und matt, wie oben: „Liebe Helene“ und keine weitere Auslegung folgen laſſe, wie hier, ſo biſt du berechtigt, eine ſolche dir ſelbſt zu machen und ſtatt deſſen zu leſen: Himmel meiner Seele, Licht meines Lebens, Stern meines Abends, einzig und ewig geliebtes Kind! Du ſollſt gar keine Verpflichtung gegen mich haben; ich aber will mich verpflichten, nur dich zu lieben, flammend wie ein Liebender, wohlwollend wie ein Vater und anſpruchslos wie ein Freund. So wird es doch wohl gehen? Lebe wohl! in einiger Zeit ſchreibe ich dir kluge ernſte, ſteife Dinge, in dieſem Augenblick bin ich der Dichter und du biſt mein Dichterliebchen. Nimm mein Herz an, es iſt keines der ſchlechteſten. Ich küſſe dich mit dem Kuſſe, den die Seele der Seele gibt.

Dein Blümchen iſt mein höchſter Schatz. O wie fein und taktvoll du zu handeln verſtehſt! Sei verſichert, daß ich dich immer ganz verſtehe.

[Ende 1853]

Meine gute Helene.

Ich war bisher recht unglücklich; ich habe bei meiner letzten Arbeit, die Eile hatte, meine, wie du weißt, ſehr leidenden Augen zu ſehr angeſtrengt; es kamen ſehr ärgerliche und aufregende Dinge dazu, und da ward es mit meinen Augen ſo ſchlimm, daß ich in Gefahr war, blind zu werden. Und dieſe Gefahr iſt noch keineswegs vorbei, es könnte ſein, daß es mir wenigſtens unmöglich würde, noch Etwas zu leiſten. Verzeihe daher, wenn ich dir nicht ſo ausführlich antworte, wie ich es ſonſt wohl thäte.

Meine Religion iſt nicht nur dem Nahmen und Vorgeben nach, wie unſer heuchleriſches Chriſtenthum, das ſeine Feinde liebt, indem es ihnen Scheiterhaufen errichtet, ſondern in Wahrheit die Religion der Liebe und dieſe Liebe erſtreckt ſich nicht nur auf Menſchen, ſondern wie es bei orientaliſchen Religionsſyſtemen der Fall iſt auch auf die Thierwelt. Auch in den Thieren lebt und webt das die Natur durchdringende und beſeelende Göttliche, dagegen freilich der chriſtliche Gott dort droben über der Welt thront und viel zu vornehm iſt, um mit armen Thieren irgend eine Gemeinſchaft zu haben. Thiere entwickeln teilweiſe nicht nur eine große Intelligenz, wie namentlich der menſchenähnliche Elephant, ſondern auch ein Gemütsleben von ſo edler und rührender Art, daß der Menſch gar oft dadurch beſchämt wird. Bei ſolcher Anſicht der Sache muß man ſich durch unſere allgemeinen Thiermißhandlungen und Schläch-

Digitized by Google

tereien aufs äußerste empört fühlen, und gewiß wird kein feinerer Mensch, auch wenn ihm obige Gründe nicht klar geworden, ohne Schaudern in einem Schlachthaus weilen. In Beziehung auf den Menschen selbst ist das Bedenkliche dies, daß der Mord verwildert und eine solche Gewöhnung von Thaten der Grausamkeit, an Thieren verübt, auch gegen Menschen hart und grausam macht. Dazu kommt, daß das Fleisch gemordeter Thiere eine gewiß sehr giftige Nahrung ist, welche unzählige Krankheiten begründet, nährt und zu tödtlichem Ausgang führt. Vor Leichen hat Jeder einen natürlichen Abscheu, es waltet in ihnen der Tod mit seinen dem Leben feindlichen Kräften, das Fleisch ist zu scheußlicher Fäulniß geneigt und geht in unserm Leib in solche über; aus der Fäulniß aber entwickeln sich giftige Luftarten, es erzeugt sich darin ein greuliches, microscopisches Leben, das dem echten feindlich ist und es innerlich angreift und zerstört, über welchen Punkt viel zu sagen wäre, was mich aber zu weit abführen würde. Nun thut zwar die Gewohnheit viel, die Natur des Menschen ist geschmeidig und gewöhnt sich selbst an Gift, aber ganz unschädlich wird so etwas Bösartiges doch wohl nicht.

Reißende Thiere sind wohl stark, aber sie leben nicht lange, dagegen der Elephant Jahrhunderte lang lebt. Und dann ist wohl zu merken, daß die Natur des Menschen gegen die zerstörenden Kräfte einer giftigen Nahrung nur dadurch zu schützen im Stande ist, daß sie seinen Organismus vergröbert, mehr dem der wilden Thiere ähnlich macht. Der Mensch verliert auch dadurch die Feinheit der Empfindung, die ihn auszeichnen soll. Menschen, die viel Fleisch essen, werden wohl immer roh und für höhere Dinge wenig empfänglich sein. Zu dem Gipfel der Humanität, zu der Culturvollendung, wozu der Mensch fortgehen soll, wird er es auf diesem Wege nicht bringen. Es ist daher durchaus nothwendig, daß eine diätetische Reform eintrete, wie sie bereits von englischen und amerikanischen Gesellschaften, den sogenannten Vegetarianern, angestrebt wird. Am schlimmsten kommt bei der Gewohnheit des Fleischessens das weibliche Geschlecht weg, Zartheit und Schönheit des Leibes und der Seele ist sein natürlicher Character, sein Reiz und sein Ruhm, hier aber wird gewiß durch das alte Regime der bedauerlichste Schaden angerichtet. Fleischessen macht häßlich, alt und roh! Es greift ganz besonders die Zähne an. Es ist daher zu rathen, diese Nahrung, wenn man sie der Umstände wegen auch nicht ganz aufgeben kann, doch wenigstens so viel als möglich gegen die reinere Kost, (Vegetabilien, Milch und Eier, die aber durchaus frisch sein müssen, weil auch sie die Neigung zur Fäulniß haben), zurücktreten zu lassen. Das mehrere Arten von Pflanzen, namentlich die Hülsenfrüchte (Erbsen, Linsen, Bohnen) mehr Nahrungsstoffe enthalten, als das Fleisch, das hat bereits die moderne Chemie zur Entscheidung gebracht und die alte Meinung von der ganz vorzüglichen Nahrhaftigkeit der cadaverösen Kost ist widerlegt. So viel

Digitized by Google

über dieſen Punkt. Wenn du einmal etwas dabei zu fragen oder einzuwenden haſt, ſo bemerke mir's. Ich würde dir darauf antworten.

Was meine Unſterblichkeitslehre betrifft, ſo iſt dieſes die Lehre von der Aufbewahrung der unſterblichen Seele (des geiſtigen Kerns der menſchlichen Perſönlichkeit bei der Auflöſung des Leibes) im Innern der Welt, in der göttlichen Seele des Univerſums, und der Wiedergeburt derſelben in's irdiſche Leben hervor, um hier wieder ein volles menſchliches Daſein zu beginnen. Ich will dir einen Auszug, gedrängte Darſtellung dieſer Lehre aus einem noch ungedruckten Werk von mir mittheilen. Weitere Aufſchlüſſe werde ich dir ſpäter geben, ſo viel du verlangen magſt. Bemerke nur, was du näher erläutert haben willſt.

(Am Rande) Wer grobe Arbeit thut, deſſen Hände gehen nicht zu Grunde, wie Handſchuhe oder Inſtrumente, auf denen man arbeitet. Die Natur ſchützt die Hand vor Verletzungen durch Schwielen; aber die Schönheit und Zartheit der Hand muß hiebei geopfert werden.

Die angeregten Gegenſtände erfordern eigentlich, wie du leicht von ſelbſt einſehen wirſt, ganze Werke, um in jeder Beziehung klar gemacht zu werden. Bei deiner ausgezeichneten Faſſungskraft wirſt du aber aus den kurzen Zügen und Umrißen, die ich hinwerfe, doch ein allgemeines Bild davon gewinnen, und ins Einzelne und Beſondere können wir uns bei fortgeſetztem Briefwechſel einlaſſen und vertiefen. Sage nur, was du mehr oder näher ausgeführt haben willſt. Im Ganzen wirſt du finden, daß ich mit meinen Anſichten und Beſtrebungen ſtets nach zwei Seiten hin Krieg machen muß. Es ſind zweierlei Barbareien, die in der Gegenwart herrſchen, eine reactionäre und conſervative, die nur unbedingt halten will, was gilt und beſteht und eine kritiſch Revolutionäre, die alles Geiſtige und Religiöſe und uns auf ihre Weiſe ebenfalls mit dem Ende aller Cultur und Humanität bedroht. Dieſe meine Stellung zwiſchen zwei herrſchenden Parteien iſt eine ſehr ſchwierige und ich werde den Sieg meiner Sache nicht erleben. Ich habe mein ganzes Leben lang nur das Schickſal eines Predigers in der Wüſte; eines von allen Seiten verfolgten und geſteinigten Propheten zu erfahren gehabt, und nur Wenige verſtehen mich und handeln in Gemeinſchaft mit mir. Aber ich hoffe, daß meine Beſtrebungen doch nicht ganz fruchtlos ſein werden, wenn der Same, den ich unter den drückendſten Umſtänden ausgeſtreut, auch erſt lange nach meinem Tod aufgehen wird. Du haſt ein großes Herz; ich hoffe, daß du es mit dem Propheten der Zukunft halten wirſt, und dich durch nichts, was ſich in einer ſchlechten Gegenwart breit macht, davon abbringen laſſen wirſt. Du vereinigſt mit allen dem Weibe eigenthümlichen Zartheiten, Feinheiten und Liebreizen alle Energie eines männlichen Geiſtes und Characters, und das iſt eine Erſcheinung die nicht vollkommener gedacht werden kann.

Digitized by Google

Februar, 1854

Endlich, meine liebe, gute Helene, komme ich dazu, dir wieder einmal ordentlich schreiben zu können. Ich hatte eine Streitschrift zu verfertigen, zu deren Beendigung ich gedrängt war; da mußte alles Andere liegen bleiben. Ich konnte dazu sehr gut den französischen Aufsatz brauchen, den du aus der *Revue des deux mondes* abgeschrieben und den mir Jean zugesandt hat. Dafür sollst du den gebührenden Dank empfangen. Wunderlich ist es übrigens von Herrn Taillandier, daß er die nach seiner Meinung noch ungetilgte heidnisch-barbarische Natur der Deutschen zu Hilfe nimmt um eine Erscheinung zu erklären, wie sie bei mir im polemischen Gegensatze gegen die herkömmliche Religion zu Tage kommt. Der Haß gegen das Christentum erwachte ja zuerst in England und Frankreich und ging erst von da zu uns Deutschen über. Was das Tischrücken betrifft, so ist dies für mich kein Gegenstand des Spottes und der Abweisung; nur muß man nicht an die Einwirkung einer außer dem Menschen befindlichen Geisterwelt glauben. Es liegen eben im Menschen und in der Natur selbst gar wundersame Kräfte, die uns noch lange nicht vollständig zum Bewußtsein gekommen sind. Vieles, was im Volk in Form eines Aberglaubens existiert, ist eine Realität, der man nur das superstitiöse Gewand abstreifen muß; dahin gehört manches, was unter dem Nahmen Sympathie vorkommt; und so ist es auch mit dem sogenannten Tischrücken. Ich habe Experimente gesehen, an deren trugloser Wahrheit ich nicht zweifeln konnte.

Die Sache hängt offenbar mit dem zusammen, was man thierischen Magnetismus, Mesmerismus, Tellurismus genannt hat. Nicht alle Menschen sind befähigt, dergleichen Wirkungen auszuüben; manche aber in ausgezeichnetem Grade. Man kann im Menschen zweierlei Persönlichkeiten unterscheiden, eine bewußte, dem Hirnleben angehörige und eine unbewußte, dunkle, in den gewöhnlichen Zuständen des Wachens latente, sich nicht bemerklich machende, die aber erst in besonderen Arten des Schlafes und Traumes, im sogenannten Somnambulismus, auch zum Theil im Wachen, was aber dann nicht das gewöhnliche Wachen ist, zum Vorschein kommt. Es ist außer unserem gewöhnlichem, zu Tage kehrendem „Ich“ noch ein zweites Ich in uns, welches sein eigenes Bewußtsein und seine eigenen Kräfte hat, welches namentlich mit seinem Schauen auch in die Ferne des Raumes und der Zeit geht, und in unmittelbarer Weise Dinge erkennt, die uns im gewöhnlichen Zustande total verborgen sind oder nur auf eine äußerlich vermittelte Weise zu Stande kommen. Dieses Zweite Ich, mit seinem Bewußtsein und Kräften tritt nun aus dem Menschen heraus und ihm gegenüber, wenn es sich eines außer ihm befindlichen Gegenstandes, eines Tisches z. B. zu bemächtigen im Stande ist und da gibt es den wunderlichsten Spuk der gleichwohl aus dem Menschen selbst zu erklären ist. Daß wir in uns noch ein solches zweites Ich beherbergen, das ist schon aus den körperlichen Ver-

Digitized by Google

richtungen klar, die ohne unser Wissen und Zuthun vor sich gehen und das mit einer Pünktlichkeit und Zweckmäßigkeit, daß der Psychologe darüber in Erstaunen geräth. Es ist die große allgemeine Naturseele, die sich hier mit dem menschlichen Individuum verbunden und zusammengeschlossen hat, so daß sie einerseits in dieses aufgeht, andererseits aber doch eine eigene Existenz behauptet und sich wohl auch unter besonderen Umständen ganz für sich manifestiren kann. Das ist ohngefähr, was ich dir in der Kürze über diesen dunklen Gegenstand sagen kann. Man muß überhaupt zweierlei Arten von Wundern unterscheiden, chimärisch-theologische, auf Einbildung, Erfindung, Dichtung beruhende, mit der Natur in absolutem Widerspruch stehende, und Naturwunder, d. h. Erscheinungen, die uns wunderbar vorkommen, weil sie auf die gewohnte Weise nicht zu fassen und nicht zu erklären sind, die aber gleichwohl der Realität angehören und keine bloßen Lügen und Einbildungen sind. Genau genommen ist alles um uns herum ein Wunder, sofern es sich auf die gemein mechanische und materialistische Weise nicht erklären läßt; das ganze Reich des Lebens muß unser Erstaunen erregen, wenn wir es näher erwägen und nicht mit dem gewöhnlichen Stumpfsinn betrachten. Das sind die ewigen nicht wegzuleugnenden Wunder und Gottesoffenbarungen, die auch die neue Religion, für die ich arbeite, anzuerkennen hat und in die sie sich umsomehr vertiefen wird, je mehr ihr die alten chimärischen Wunder, die kirchlichen Mirakel und Legenden, in den Hintergrund treten. Die Chimäre ist es, die wir zu bekämpfen, zu überwinden haben; nicht aber darf uns deshalb die Realität, die Natur, die uns dann übrig bleibt, zu einem bloßen Gegenstand gemein materialistischer Anschauung werden, wie es bei sonstiger Aufklärung und Entfernung vom Kirchenglauben und sogenannten Aberglauben der Fall.

Mein Standpunkt ist in allen diesen Beziehungen ein ganz besonderer. Ich bin als der größte Antichrist verschrieen und da die Leute Christenthum und Religion, christlichen und kirchlichen Glauben und Glauben überhaupt verwechseln, so halten sie mich auch für einen Feind der Religion und des Glaubens überhaupt. Auch sind die Parteien in unserer Zeit so gegeneinander gestellt, daß entweder der alte christliche oder doch noch immer christlich genannte und gefärbte Glaube gilt, daß man an den Positionen im alten Sinn des Wortes festhält oder gar nichts glaubt, rein irreligiös, frivol, materialistisch denkt und handelt. Ich bin gegen beiderlei Standpunkt und Parteien verneinend gestellt; darum ist meine Stellung so schwierig und darum habe ich so große Mühe durchzudringen, ja nur einigermaßen verstanden zu werden. Die Welt ist gewohnt, nur diese zwei Begriffe in Anwendung zu bringen: Fromm oder unfromm, gläubig oder ungläubig, moralisch oder unmoralisch und dergl.; wer das eine nicht ist, der ist das andere und so ist das Urtheil gleich fertig und kostet keine Mühe. Bei mir ist dies anders. Ich bin keines von Beiden im herkömmlichen

Digitized by Google

Sinn des Wortes, gehöre weder zu den Frommen und Gläubigen, Soliden, noch zu den Unfrommen, Ungläubigen, Frivolen, Gesetzlosen dieser Zeit und Welt. Ich sage mich von der alten Religion und ihrer Macht, die man allein für Religion und Moral gelten läßt, völlig los; ich habe aber meine eigene, für die ich begeisterter bin und an der ich fester halte, als unsere frommen und moralischen Leute an der ihrigen. Dies ist der Schlüssel zu allen meinen schriftstellerischen Darstellungen; du wirst überall die Polemik gegen das alte Positive finden, aber auch stets, daß ein gewisser Ernst dahinter steckt, der einer neuen, nach meiner Ansicht besseren, intelligenteren und für die Menschheit heilsameren Position. Es liegt mir viel daran, von dir ganz richtig verstanden zu werden. Erstlich weil du mich persönlich in einem Grade interessirst, der, wie du wohl fühlen wirst, nicht der gewöhnliche ist. Dann aber glaube ich, daß bei dem, was ich anstrebe, dem Weib eine bedeutende Rolle zugetheilt werden wird.

Du hast so herrliche Geistesgaben, daß sich ein Prophet wohl versucht fühlen muß, darauf im Interesse seiner Sache zu speculiren. Also meine theure Helene, du weißt es jetzt: ich speculire auf dich, und ich fürchte nicht, daß du das übel aufnehmen wirst. Mehr darüber vielleicht ein anderesmal. Für jetzt empfiehlt sich hiemit deinem freundlichen Andenken dein treuer Onkel Georg.

(Nachschrift.) Wenn du vielleicht einmal mit anderen über meine Denkart zu sprechen veranlaßt sein solltest, so sage nur: ich hätte zwar nicht die überlieferte Religion, die kirchliche, eingeführte, bestehende, geltende, wohl aber meine eigene und da wäre ich sehr religiös, viel religiöser als Millionen Andere. Sie sollen nur bedenken, daß es ja auch fromme Juden, Türken und Heiden gibt, so könne ja auch einmal Einer auf seine eigene Faust fromm und gläubig sein, ohne sich zum Christenthum zu bekennen. Meine Religion habe nur noch keinen Nahmen, wie die jüdische, mohamedanische; aber ein Kind das noch keinen Nahmen hat, sei doch auch ein Kind und könne ein sehr schönes, gutes sein. Zum Spaße kannst du auch sagen es gehöre zu meiner Religion, kein Fleisch zu essen; daraus wäre zu sehen, daß dieselbe in mancher Hinsicht viel strenger wäre, wie die christliche. „Zum Spaße", sage ich, sofern es die Leute in Verlegenheit zu setzen geneigt ist, denn übrigens ist es mir mit der Sache voller Ernst. Die Gründe meiner Enthaltsamkeit sind zunächst nur humanistisch-religiöser Art; nach außen hin pflege ich andere Gründe geltend zu machen, weil unsere Welt so roh ist, daß sie jene ersteren nicht begreift oder verlacht. Ich habe es neulich eine Dame nicht glauben machen können, daß ich „aus Religion" so lebe, sie erklärte es für eine bloße Ironie.

(Auf einem kleinen beigelegten Blatt.) Nun was sagst du zu diesem Brief? Ist das nicht ein ordentlicher, gesetzter, vernünftiger, würdevoller, anständiger Brief eines ernsten, alten „treuen Onkels" den du aller Welt lesen lassen darfst? Ach lieber, himmlischer Engel Goldkind, Madonna meines Herzens!

Digitized by Google

Wie schwer wird es mir, dir gegenüber so prosaisch nüchtern und klug zu sein! Meinen kürzlich abgegangenen, thörichten Brief wirst du erhalten haben. Vernichte ihn ja! Auch dieses Blättchen mußt du vernichten. O wie schmerzt es mich, wenn ich daran denke daß du so lange bei mir warst, ohne daß ich einen tiefern Blick in dein Wesen that! Was gäbe ich darum, nur einen Augenblick von den vielen, die damals so schlecht benützt vergingen, zurückrufen zu können. Es ist mir aber insofern lieb, daß es so gegangen ist, weil du daraus siehst, daß ich kein Schmeichler und Heuchler bin. Damals wäre ich nicht im Stande gewesen, dir nur ein einziges solches Schmeichelwort zu sagen; ich würde es auch jetzt nicht sein, wenn ich dich nicht über alle Begriffe lieb hätte. Du machst eine Erbschaft. Ich habe viel Liebe und Treue an Wesen verschwendet, die dessen nicht wert waren; du kannst manche Schilderung davon in meinen „Frauenbildern" lesen. Ich habe alle jene schönen Empfindungen, die ich wie Perlen für das Unwürdige und Unbedeutende ausgestreut in meine Brust zurückgenommen; und diesen ganzen, seit Decennien aufgehäuften Liebesschatz — ich schenke ihn dir, mein süßes Leben, und du kannst dir dieses Geschenk wohl gefallen lassen, da es dich zu gar nichts verpflichtet und verbindet. Adieu, mein gutes, goldenes, göttliches Kind. Ich liebe, so lang ich bin, nichts mehr als dich.

(Poststempel: 14 Februar 1854)

Meinst du vielleicht, ich hätte dich schon wieder vergessen und meine Neigungen und Begeisterungen seien nur ein Strohfeuer, das eben so schnell erlischt, als aufflammt? Dann bist du im Irrthum. Ich hätte nicht so lange geschwiegen, wenn ich gewiß gewesen wäre, dir mit meinen „unvernünftigen" Briefen nicht lästig zu werden. Ich fürchte nichts so sehr, als die Rolle eines Zudringlichen, zumal in so zarten Angelegenheiten zu spielen. Zwar schien aus deinem letzten Brief der Plan heraus zu leuchten, zu uns zu kommen, und das erfüllte mich mit unsäglicher Freude; aber daß dir jene Briefe inniges Vergnügen machen, das weiß ich ja doch erst jetzt mit Sicherheit. Ich legte mir mit Gewalt Stillschweigen auf und litt dabei nicht wenig. Ich bin jetzt zuweilen in einer wirklich liebenswürdigen und auserlesenen Gesellschaft, wo man mir schmeichelhaft genug begegnet; es tröstet mich aber nicht, da ich nur nach dir verlange und nur durch die Berührung mit dir noch glücklich sein kann. Vergeße ich mich dort einen Augenblick, so ist es mir, als hätte ich an dir ein Verbrechen begangen und ich bitte dir's ab, denn ich gehe immer mit dir um, du bist mir im Geist immer gegenwärtig, o du Fürstin meiner Seele, bist die reizende Fee aus dem Zauberlande der Poesie, die mich immer umschwebt und der gemeinen Wirklichkeit enthebt, die auf mir lastet. Wie zitterte ich, als mir meine Frau deinen Brief gab, auf den ich so schmerzlich gewartet hatte! Du willst mir antworten; das geht sehr wohl an. Du darfst nur sagen, du

Digitized by Google

hättest in einem französischen Buche, das du zum Schein auch nennen und citiren magst, eine Stelle gefunden, die mich interessiren werde, und dann französisch schreiben, was du im Sinn hast. Niemand im Hause wird es verstehen. Der Sicherheit wegen, magst du mit einer wirklich abgeschriebenen, fremdartigen Stelle beginnen und dann unmittelbar das Deinige hinzufügen. Nenne keine Namen; für Lausanne sage Marseille, für Nürnberg Bonneville und für Wien Paris. Ich könnte dir eine andere Adresse nennen, ich mag jedoch Niemand ins Vertrauen ziehen; man würde nicht glauben, daß die Sache so rein sei, als sie ist. Schreibe so klein und fein, als du kannst, desto weniger wird es angesehen. Schreibe bald; ich erwarte mit brennender Ungeduld diese ganz freien, ungehemmten Aeußerungen von dir. Nicht als ob ich etwas Ueberschwängliches, Unnatürliches zu erhalten hoffte. Das Verhältniß, in welches ich mich zu dir gesetzt, ist ein thörichtes vom Standpunkte der Philisterwelt, oder prosaischen Alltagsmenschen aus betrachtet; aber etwas wirklich Unvernünftiges ist mir fern und fremd; du sollst nicht über mich zu klagen haben, mich niemals wirklich ins Absurde und Lächerliche fallen sehen. Magst du noch so jung und blühend, ich noch so gealtert und gesunken sein, magst du als Geliebte, als Weib gehören und verpflichtet sein, wem du willst — die Art von Gemeinschaft und Verständniß, die ich im Sinne habe, wird immer bestehen können. Sie ist so beschaffen, daß sie mit nichts Anderem verglichen werden und auch mit nichts anderem in Conflikt kommen kann. Ich habe den großartigsten Begriff von dir, du erscheinst mir als eine außerordentliche Natur und im höchsten Grade befähigt, das zu sein, wozu sich nach meiner Ansicht das Weib in einer zukünftigen Weltzeit und mittelst der neuen Religion, für die ich zu wirken suche, erheben wird. Auf die Frauen, die so viel können wenn sie wollen und sich ihrer Kräfte bewußt sind, ist hier ganz besonders gerechnet; jetzt sind sie leider meist noch in den Händen der Pfaffen und werden von diesen um ihre Freiheit, ihr Glück und ihren Glanz betrogen. Du hast den Vorteil, schon durch einen so vortrefflichen, intelligenten und charaktervollen Vater aufgeklärt und mit fruchtbaren Ideen erfüllt zu sein, und ein entzückender Gedanke ist es mir, wenn ich hoffen darf, daß du dich gerne auch meinen Einflüssen hingiebst und dich mit mir in immer innigere geistige Gemeinschaft zu setzen geneigt bist. Die Frauen müssen die Prophetinnen der neuen Weltreligion sein und ich denke nicht, daß dir eine so edle und bedeutungsvolle Aufgabe mißfallen wird. So reich sind meine Beziehungen zu dir. Wenn aber das zuletzt Angedeutete auch wegfiele, wenn namentlich ein gar zu trauriger und schleppender Gang der Dinge eine solche Wirksamkeit unmöglich machte, so wäre doch deine unaussprechliche Liebenswürdigkeit und Holdseligkeit und deine hochentwickelte Intelligenz genug und mehr als genug, um mich für immer an dich zu fesseln. Aber nicht wahr, was ich dir so heimlich eröffne, das theilst du im strengsten

Digitized by Google

Sinne des Wortes Niemand mit? Wäre es auch Jemand bei dem nichts zu besorgen wäre — und das möchte kaum der Fall sein — so wäre es doch eine Entweihung; so etwas darf kein Dritter wissen; es muß ein treubewahrtes Mysterium bleiben, wenn es schön sein und den Schutz der Götter nicht verscherzen soll. Ich war bedenklich krank und leidensvoll, aber siehe, dein Brief hat mich getröstet und aufgerichtet, sonst wäre ich nicht im Stande, dir dies in tiefster Nacht zu schreiben. Du hast Leben und Tod für mich in deiner Hand; bleibe mir hold und sei eines grenzenlosen Dankes, einer beispiellosen Anbetung gewiß! Adieu, mein schönes Leben, ich küsse den Staub, den dein Fuß berührt. Dieses Blatt bitte ich zu vernichten!

(Poststempel: 2. März 1854)

Ich habe dir, meine Theure, deinen letzten Brief nicht sogleich beantwortet, weil ich nicht wußte, welchen Weg ich dir zum Behufe einer vertraulichen Mittheilung in deutscher Sprache angeben soll. Briefe auf der Post abzuholen, ist für mich bedenklich; man kennt mich dort; die Sache könnte verdächtig scheinen und in diesem kleinstädtischen, schmähsüchtigen Nürnberg muß man allen bösen Schein vermeiden. Ich bin aber in letzterer Zeit in ein näheres Verhältnis zu einer Familie getreten, der ich vertraue und wo ich Briefe jener Art abgeben laßen kann. Mache um deinen Brief einen Umschlag mit der Adresse:

Fräulein Mathilde Binder, Panirsplatz S. Nr. 722 Nürnberg

S bedeutet Sebalder Seite.

Den innern Brief bitte ich zu siegeln, damit er nicht gelesen werden könne.

Das auf der Adresse genannte Mädchen ist sehr krank und wird wahrscheinlich nicht lange leben. Es ist, dich ausgenommen, das geistvollste und interessanteste Wesen das ich kenne, aber durch scheußliche Frevel, die die Welt an dieser Unschuld verübt, zerrüttet und zermalmt. Sie ist eine uneheliche Tochter des ehemaligen Bürgermeisters Binder dahier, sie wurde in eine Anstalt geschickt, dort aber, ihrer unrechtmäßigen Entstehung wegen, so grausam von ihren Mitschülerinnen mißhandelt und verhöhnt, daß man sie wieder herausnehmen mußte und daß sie seither an zerstörter Gesundheit leidet. Sie erholte sich zwar wieder etwas indem sie heranwuchs; und so lange ihr Vater in Amt und Würde war, geschah nichts weiter; sie und ihre schönere Schwester wurden vielmehr sehr umflattert und umbuhlt von jungen Herren, gegen die sich die Mädchen indessen sehr spröde benahmen, weil sie die Gefahr ihrer Stellung kannten, und sich umso tadelloser benehmen zu müssen glaubten. Nun aber trat der Vater von seinem Amt zurück und der Sturm brach los. Jener wollte sie auf einem Ball im Museum einführen, wo er Mitglied ist; da wurden sie hinausgewiesen. Früher wäre es nicht geschehen, denn diese namenlos schändliche und scheußliche Gesellschaft übt ihr grausames Sittengericht nur an den Macht- und Einflußlosen. Dieser furcht-

Digitized by Google

bare Schlag brach dem armen, sehr reizbaren Geschöpf vollends das Herz. Jetzt liegt sie schwindsüchtig nieder und wird nur mühsam erhalten durch magnetische Behandlungsweise. Sie hat einen herrlichen Geist, einen eminenten Verstand, ein tiefes feines Gefühl; wenn wir sie davon brächten, könnte sie bedeutend werden. Du hast dich mit mir verbunden und bist in meinen Plan eingegangen; jene wäre eine zweite Persönlichkeit der Art; ihr solltet in Berührung treten. Thu mirs zu Liebe, mein himmlisches Kind, schreibe an sie, trage das Deinige zu ihrer Stärkung und Wiederaufrichtung bei!

Du darfst ihr merken lassen, daß du ihre Schicksale kennst, du wirst wohl thun, wenn du ihr schmeichelst — ach, die größten Schmeicheleien können die Bitterkeit ihrer Lage nicht dämpfen. Ich habe dieses Mädchen früher gemieden, als der Vater noch seine Macht besaß; jetzt komme ich zu ihnen, um sie in ihrem Jammer zu trösten, so weit dies möglich ist. Unsere Religion schreibt uns dies Verhalten vor, selbst auf die Gefahr hin, dieser tigerhaften Christenrotte Anlaß zur Verdächtigung zu geben. Meine Stellung ist indessen jetzt von der Art, daß ich schon etwas wagen kann und der Kampf mit dieser Welt ist einmal mein Amt und Beruf. Die Stellung, die wir zwei gegeneinander genommen und die namentlich durch deinen letzten Brief seine Bestimmtheit erhalten hat, ist ganz meinen Wünschen gemäß. Nur die liebenswürdige Schwärmerei, in welche du bezüglich der Bedeutung meiner Persönlichkeit geräthst, kann ich nicht gelten lassen. Wie bescheiden ich von mir denke, daß siehst du aus der Vorrede zu meiner „Religion des neuen Weltalters" so wie auch aus dem ganzem Werk, wo ich mich nur als die Biene benehme, die das schon Vorhandene zusammenzutragen bemüht ist. Was du mir von deinen Angelegenheiten anvertrauen willst, soll ein heilig bewahrtes Geheimniß bleiben. Meine Gesundheit ist leider sehr schwankend; ich habe mir von jenem Krankenbett neue Leiden gehohlt; der Brustschmerz der Unglücklichen scheint auf sympathetischen Weg auf mich übergegangen zu sein. Indessen habe ich eine, bei aller Schwäche und Reizbarkeit doch auch sehr zähe Natur. Lebe wohl, lieber Engel, und erfülle meine Bitte sobald du kannst.

(Fortsetzung folgt.)

Reisebrief aus Peking.

Von Richard Huldschiner (Hamburg).

Braun zieht sich das flach gebreitete Land ins Unendliche. An den Rainen hockt hier und da ein blau gekleideter Mann auf den Fußsohlen, Knie und Hüften gebeugt, in der „*dong-i-dong*"-Stellung, die dem ausruhenden Chinesen eigenthümlich ist; andere arbeiten in den Äckern. Lehmhütten ducken sich unter die Bäume. Der Himmel hängt tief und grau über das Land. Das Coupé

Digitized by Google

ist nicht stark besetzt. Ein paar in blaue Seide gehüllte Chinesen, beleibt und würdevoll, lesen ihre Zeitung. Der Boy überreicht ihnen kleine in Wasserdampf gehaltene Frottiertücher, mit denen sie sich Gesicht und Hände abreiben. Sie sehen intelligent und wohlgepflegt aus, gehören offenbar den höheren Ständen an. Aber als sie ein in Zeitungspapier gewickeltes Packet öffnen und eine Art Klöße daraus zu essen beginnen, schmatzend, gierig, merke ich wieder, daß ich weit im Osten bin, wo das Rülpsen nach getaner Mahlzeit nicht nur wohlanständig, sondern sogar Ehrenpflicht ist. In Tientsin überschwemmt eine japanische Invasion das Coupé. Zwei niedliche, bunte Damen in Kimono, Obi und Reisstrohsandalen hocken neben mir auf den bequemen Fauteuils des Wagens nieder, essen kleine Kuchen und schwatzen. Ein europäisch gekleideter Landsmann von ihnen, mit goldner Uhrkette und Brille, mustert uns blasiert und mit hochmütiger Nachsicht. Die Japaner da draußen haben alle etwas verteufelt Aufgeblasenes; nach ihren beiden letzten Kriegen fühlen sie sich ganz als Herrn der Welt. Zumal China sehen sie schon als ihre Provinz an. Von der fast kriechenden Freundlichkeit, die sie einst in Europa zur Schau trugen, merkt man nichts mehr. Wenn man hier mit ihnen zu tun hat, so lassen sie es zwar nicht an Verbeugungen fehlen, aber ein Entgegenkommen in der Sache selbst gibt es nicht, und ihre Beamten sind kurz angebunden nach preußischem Muster. Und doch und doch — ich habe Heimweh nach Japan, das wir erst vor wenigen Tagen verließen. Aber es nützt nichts, zu jammern. Hier hat sich eine andere Welt aufgetan, eine neue Welt, und in einer Stunde sind wir in Peking.

Das Land ist nun grün von Reis und Bäumen. Hier und da hebt sich das geschweifte Dach eines Tempels höher über das niedrige Gewimmel der Bauernhütten. Auf den Stationen stehen nicht mehr europäische, sondern chinesische Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett, die Mütze sitzt ihnen ungeschickt auf den dicken Köpfen, als ob der aufgesteckte Zopf darunter verborgen wäre. Aber den Zopf haben sie lang schon darangegeben. Sie erfreuen sich nur eines so üppigen Haarwuchses, daß die Dimensionen der Mütze nicht ausreichen. Ihre Gewehre gehören älteren Jahrgängen an. Die Hosen schlagen ungeschickt um die nackten Knöchel. Der Anblick ihres Schuhwerks würde einem deutschen Feldwebel Krämpfe verursachen.

Jetzt hebt sich links eine graue Zinnenmauer über die Bäume. Endlos lang, endlos lang. Weit in der Ferne ein breiter Torturm, vielstöckig, mit doppeltem, geschweiftem Dach. Drüben noch einer. Die Mauer rückt näher heran, gleichsam eine aus Riesenblöcken gefügte Bastion, ernsthaft, mitleidslos. Der Zug rennt auf sie los, stürzt sich in eine Tunnelöffnung. Gott sei Dank, die Mauer hat uns nichts getan, sie hat uns eine Bresche geöffnet, sie weicht nach beiden Seiten zurück. Wir sind in der „Chinesenstadt" von Peking, aber noch sehen wir nur dasselbe, was wir schon jenseits der Mauer sahen, niedrige Häuser im

Digitized by Google

Schatten alter Bäume, ein abgrundtiefes Kotmeer in den Straßen, auf denen blaugekleidetes Volk ohne Eile sich bewegt, Wiesen, Felder .... wir fahren immer noch schnell, als ginge es durch offenes Land, nur die vielen Tortürme, ebenso breit als hoch, mit ihren sechs und zehn Stockwerken, ihren geschweiften Dächern haben sich vermehrt. Und dann fahren wir auf einmal in einen scheinbar auf allen Seiten geschlossenen Riesenhof ein, noch ein Tortunnel, wir sind im Bahnhof, am Abhang einer finstern Mauer, die die Chinesenstadt von der Tatarenstadt trennt ....

Im Tempel des Himmels habe ich am nächsten Tag in schweigender Ehrfurcht geschwelgt. Ein grüner Hain, aus dessen meterhohem Gras sich uralte Bäume aufrecken, rote Mauern, Ehrenpforten mit goldglänzender Fayence bedeckt, Marmorbrücken über versumpfte Gräben, ein weiter vierfacher Kreis von bronzenen Räucherbecken und Marmorterrassen, Arena, Bühne- und Schaustück zugleich, Kuppelbauten mit blau- oder grünglasierten Dächern, von goldnen Knäufen gekrönt, Marmorlöwen, die mit zurückgeworfenen Köpfen, das Maul zum Brüllen aufgerissen, kindlich und doch schreckhaft stilisiert, die ewig verschlossenen Tore bewachen, in den Lüften das Schreien der Aasgeier, die mit ein paar zerlumpten Tempelwächtern nun die Herren des andächtig schweigenden, heiligen Bezirks sind, und dann, nachdem man wieder und wieder durch Tore geschritten ist, mitten in einem Hain ehrwürdig grauer Kryptomerien das Heiligste des Heiligtums selbst, in dessen rundem Bau die namenlose Gottheit selbst zu thronen scheint, von der ein Bild zu machen dem Menschen nicht verstattet ist. Nur goldne, dreiteilige Schirme stehen rings in der Runde und hüten mit ihrem herrlichen Holzzierat den leeren Raum, in den sich das höchste Wesen niederläßt, wenn sein später Ururenkel, der Kaiser, dem Ahnen geopfert hat und sich vor ihm in den Staub wirft. Ich weiß, das ist alles nicht so. Wir sehen die Dinge auf unsre Art. Aber das höchste Schwingen der Seele kommt hier wie dort aus den gleichen Tiefen. Und nicht die Art, sondern der Grad des Ergriffenseins kann gewertet werden.

Ich stand auf der Höhe des „Paukenturms", sah die Stadt unter mir, von Baumwipfeln beschattet, bunt und riesengroß, die Stadt ohne den Lärm der Wagen, mit ihren Mauerzügen, die sich in die Unendlichkeit hinauszuschwingen scheinen, mit ihren Tortürmen, die immer zu zweit aus der Bastion ihres Mauerfußes aufsteigen, mit geschwungenen Dächern, blau, grün, golden, die Ehrenpforten, die den Manen der Toten errichtet sind, aus grauweißem Marmor der Ketteler-Bogen, und das Treiben der Menge, die sich lachend und schwatzend durch Straßen und Tore schiebt, so kindlich einfältig, daß man nicht verstehen kann, wie sie ein anderesmal aus ingrimmig, urplötzlich erwachtem Fremdenhaß zum Mörder werden kann. Und ich sah von der Höhe herab die „Verbotene Stadt", den Wohnbereich des entthronten Kaisers, des jetzt Neunjäh-

Digitized by Google

rigen, und seines Hofes. Kein Fremder betritt diese Stadt, deren innerste Mauer zwei Kilometer lang ist. Und auch die sie umgebende „Kaiserstadt" ist erst seit einem halben Jahr, seit Yuanschikai Herr ist, dem Verkehr geöffnet.

Durch das äußere Tor — ach, Tore sind in Peking so zahlreich wie der Sand am Meer — geht es auf breiter, baumbepflanzter Straße zwischen Wohnungen der Palastbediensteten gradenwegs auf den „Kohlenhügel" los, angeblich wirklich aus Kohlen bestehend, die der letzte Ming-Kaiser hier in seinem Garten aufzuschichten befahl, um für eine Belagerung durch die heranziehenden Mandschu gerüstet zu sein. Die Form des Hügels verrät, daß Menschenhand ihn zusammengetragen hat. Aber er ist grün, von schönen Bäumen beschattet und trägt drei zierliche Pagoden, die aus ihrer von fremdem Fuß nur einmal betretenen Höhe — damals beim Boxeraufstand, als Soldatenfäuste nach den kostbaren Bronzen, Stickereien, Brokaten, Cloisonné- und Porzellangefäßen des Palastes griffen — sehr hochmütig herabsehen. Schon ist der Hügel nahe, aber ein breiter Graben, von Lotosblättern bedeckt, und jenseits die rostrote Mauer hemmen den Schritt. Die Straße führt nach rechts zu einem Fayencetor hinüber; dann hebt sich ein Mauerhügel, über dessen Zinnenrand Kryptomerien und goldene Tempeldächer ragen, Wachtposten mit geschultertem Gewehr gehen gleichmütig oben auf und ab. Ein breiter Graben zieht links an der rostroten Innenmauer in die Sonne hinaus, rechts erweitert er sich zum See, und stehst du dann auf der leicht geschwungenen Marmorbrücke, die mit höchstem künstlerischen Takt das Wasser überspannt, so stehst du in ein Märchenland, in dem die Ming-Pagode, weiß und golden, aus dem Baummeer aufsteigt, und fünf den Ahnentugenden errichtete, vieldachige Tempel in zierlicher Silhouette von der grünen Wand dahinter sich abheben. Eine goldene Gondel, die ein goldnes kofferartiges Häuschen trägt, gleitet über das lotosbedeckte Wasser. Sie beherbergt vielleicht bunte, geschminkte Damen vom Hofe, die Blume im Haar, in schillernde Seide gekleidet, vielleicht auch den Kaiser selbst, den ewig Eingeschlossenen, das Kind, das mit glänzenden Augen in diese unbegreifliche Welt hineinschaut und das sich vielleicht noch Kaiser wähnt, da es nur mehr ein schemenhaftes Idol ist. . . .

An einem Tor plaudern Offiziere mit einem zahnlosen, verrunzelten Palast-Eunuchen. Ein weiter Ehrenhof, auf dessen Rasen Reiter hin- und hersprengen, ein farbiges Holztor, lange, grünbewachsene, leere Straßen, noch ein Tor — wir haben in weitem Bogen einen Teil der „verbotenen Stadt" umfahren, nun nähern wir uns dem Haupteingang des „Winterpalasts"; da ist ein leerer Graben, über den eine fünffache Marmorbrücke zu fünf Toren führt in einem riesenhaften, breiten und nach oben sich langsam verjüngenden, rostroten Bau. Ihn decken zwei goldene Dächer, zierlich geschweift. Die fünf Tore sind geschlossen, die neun Fensteröffnungen darüber mit ihrem Leistenfüllwerk sind ge-

Digitized by Google

schlossen. Alles atmet vornehme Abwehr. Und unten vor der Brücke zwei Marmorlöwen mit gesträubter Mähne und zwei weiße Säulen, um die sich der kaiserliche, fünfkrallige Drache bis in den Himmel hinauf windet, den steinerne Wolken symbolisieren. Der weite Platz ist menschenleer. Hinter den Mauern dieses Tores aber lebt Yuanschikai, in Unzugänglichkeit vergraben wie einst der Kaiser, freiwilliger Gefangener freilich, in berechtigter Furcht vor Attentaten. Denn die schwere Aufgabe, die er unternahm, ein neues China zu schaffen, und den phlegmatischen, konservativen Norden mit dem schnellen, allzeit unruhigen Süden des ungeheuern Reichs dauernd zu versöhnen, ist erst in ihren Anfängen, und es werden noch viele Köpfe fallen müssen, nachdem die Zöpfe fielen, bis ein Frieden einkehren kann, unter dessen Schutz China schnell eine Macht werden wird, wie Japan in unseren Tagen. Ob dann noch die amerikanische Torwache oben auf dem Ha-ta-men-Turm gähnend in langen Stühlen wird liegen dürfen? Ob dann noch die Maschinengewehre an der Mauer, die die Gesandtschaften umgibt, ihren Schlund der „Verbotenen Stadt" werden zukehren dürfen? Ob China es dann noch dulden wird, daß die größeren Bahnstationen zwischen der See und Peking von den Soldaten der fremden Mächte bewacht werden? Heute ist es noch nötig; denn den Chinesen fehlt noch die Disziplin und die Einigkeit, die ihnen die Schmach dieser Bevormundung fühlbar machen würde. Aber ich glaube, der Tag, an dem dieser erwachende Staat die unerläßlichen Garantien des Schutzes der Fremden wird bieten können, ist näher als man denkt. Die alte Kaiserin-Mutter, Genie und Teufel in einer Person, ist ja tot, nachdem sie erst ihren Mann, dann den Kaiser Kwang-hsü zum Sterben zwang. Und fallen die Südstaaten von der neuen Republik auch ab, so wird der Norden, immer noch so groß und mächtig wie das europäische Rußland, durch innere Kämpfe nicht mehr zerrissen, ein zweites Japan werden. Yuanschikai aber ist viel zu klug und hat andere Sorgen, als daß er Zeit und Lust hätte, ein Europäergemetzel zu veranstalten. Noch ist er sein eigner Gefangener im Winterpalast, baut das Parlament (königlich preußische Renaissance), das einzige, europäische Haus außerhalb des Gesandtenviertels, baut sich ein paar Paläste in der Stadt und weiß nicht, ob er morgen noch lebt.

Freilich muß ich bekennen, daß mir das in diesen Tagen wenig Sorge machte. Ich saß im Theater, trank Tee und aß geröstete Sonnenblumenkerne dazu und sah auf dem Bühnenpodium eine schrecklich lange, ganz unverständliche Haupt- und Staatsaktion, in der viel gefochten, geschrien, in der Fistel gesungen und von einem barbarischen Orchester eine furchtbare Musik gemacht wurde. Im Zuschauerraum warfen die Diener geschickt den danach Schreienden die in Wasserdampf gedünsteten Frottiertücher zu, meine chinesische Nachbarschaft roch nicht nach Rosen, die Hitze betäubte mich fast, aber ich hielt wacker aus, bis es Zeit war, der Cloisonné-Manufaktur des Herrn Yang-tien-li einen Be-

Digitized by Google

such abzustatten und in der „Laternengasse“ angesichts der herrlichsten Bronze-, Jade-, Stickerei- und Porzellansachen die Unzulänglichkeit meines Geldbeutels zu beweinen.

Sonnenuntergang! Auf der Höhe der breiten Stadtmauer sehe ich den roten Ball hinter den Bergen der Mongolei langsam versinken. Die Tortürme schwimmen über dem Grau der unzähligen Dächer in roter Glorie und in den Straßen verhallt wie mit einem Schlag der Lärm des Tags.

Aus dem alten heiligen Köln.

Von Margarete Zündorff.

Das ist eine merkwürdige Stadt. So farbig und dann wieder wie mit Schleiern zugehangen, und so unruhig, kribbelig, voller Lärm und doch wieder so katholisch verhalten. Wenn ich ein paar Stunden in Köln herumgelaufen bin, dann genügt eine Kleinigkeit um mich aus aller Fassung zu bringen, mich ausgelassen lustig oder ebenso traurig zu machen, je nachdem wie es trifft. Die Ursache kann die gleiche sein. Etwa ein Zug von Nonnen in schwarzen oder grauen Schleiern, gesenkten Blickes schreitend, in den weiten Ärmeln versteckt den Rosenkranz, den sie heimlich beten. Oder eine Schar Kinder, die Kreis spielen und so laut, so hingegeben singen: „Im Frühling, wenn's warm ist, wenn der Kuckuck regiert, dann werden schöne Mädchen von Knaben poussiert, ein Mädchen wie du, dem lass' ich keine Ruh, dem geb' ich ein Küßchen und tanze dazu!“ Plötzlich stiebt die Schar kreischend auseinander. Der „Hähr“ kommt; der Herr Pastor oder der Herr Kaplan. In geschlossener Reihe rast man ihm entgegen, knixt, gibt das Händchen. „Gelobt sei Jesus Christus!“ sagt der Herr; „In Ewigkeit, Amen!“ antwortet man, und, froh seine Pflicht getan zu haben, schubbst man den nächsten vor, bis die ganze Reihe dran war.

Lächelnd und köpfetätschelnd schreitet der Mann in der Soutane die Front ab. Er ist zufrieden mit der jungen Garde. Aber wenn er den Rücken gedreht hat, geschieht es wohl, daß ein kleiner Rabau die Zunge nach ihm bleckt, daß man: „Paaf, Paaf!“ (Pfaffe) hinter ihm herschreit, oder daß ein besonders frecher, ihn karikierend, den strubbeligen Kopf zurückwirft, das Kreuz einzieht, das Bäuchlein vorstreckt und mit salbungsvoller Miene ein Veilchen hinter ihm dreinspaziert. Der Hähr merkt wohl, was hinter ihm geschieht, aber er lächelt nur, nachsichtig, überlegen. Er kennt seine köllschen Schäfchen, die Großen, wie die Kleinen; die müssen zappeln, sich wichtig machen, spotten und lachen, wenn sie leben sollen und sind im Grunde doch ganz geduldige, brave Tierchen, deren gar viele in einen Stall gehn. Und wenn die vergnügten kleinen

Digitized by Google

Mädchen, den Text ihres Liedchens verkehrend, hinter ihm drein singen: „Einem Hährchen wie du, dem laff' ich keine Ruh ....“ auch dann lächelt er nur. So ganz wörtlich wird das ja wohl nie wahr werden, davor möge ihn Gott behüten; aber für die meisten dieser kleinen Mädchen wird er doch einmal die höchste Instanz sein: in der Schule, in der Christenlehre, im Beichtstuhl und auf der Kanzel, in Beruf, Eheleben und Familie. Und immer werden sie ein bißchen über ihn spotten und gegen den Stachel löcken, doch er wird ER sein, Gottes Stellvertreter auf Erden, mit dem uneins zu sein niemanden dienlich ist.

Oder eine Prozession kommt, eine Wallfahrerprozession von Landleuten, die einen der vielen berühmten Kölner Heiligen besucht haben, oder irgend sonstwohin unterwegs sind, wo ein besonders guter Gott wohnen soll. Mit Kreuz- und Fahnenträgern an der Spitze, vom Herrn Kaplan geführt, der auf der langen Reise für Leib und Seele seiner Schäfchen zu sorgen hat, ziehen sie eilig dahin, beten den Rosenkranz und singen: „Maria wir dich grüßen / o Maria hilf! / O Maria hilf uns all / hier in diesem Jammertal!“ Nicht rechts, nicht links sehen sie. Sie waren im Dom, haben das erzbischöfliche Palais bewundert und im Hause eines besonders verehrten Heiligen gebetet: das ist ihr Köln, das alte, heilige Köln, das ewig lebt und ewiges Leben zu vergeben hat. Das moderne Köln wird vielleicht erst ihren Enkeln lebendig werden.

Am Pfingstmontag beginnen in Köln die Pfarrkirmessen, und von da ab, bis tief in den Herbst hinein, gibt es jeden Sonntag eine Prozession. Zu wessen Ehre sie gefeiert wird, weiß ich nicht, vielleicht zu Ehren des Kirchenpatrons, vielleicht auch nur, weil der Kölner so gerne zum Heile seiner Seele Feste feiert, bei denen auch sein sterbliches Teil nicht zu kurz kommt. Für viele Kölner ist die Pfarrkirmeß so etwas wie ein Sommerkarneval, der dem winterlichen an Gelegenheiten zu bös-weltlicher Erlustierung nichts nachgibt. Nur daß man mit besserem Gewissen feiert. Denn wer zu einem frommen Verein gehört, und wem nur ein bißchen an des lieben Gottes und der Nachbarn guter Meinung gelegen ist, der geht am Vormittag mit in der Prozession, oder steht doch betend am Wege. Und zu einem kirchlichen Verein gehört jeder, von der Wiege bis zur Bahre; für jedes Lebensalter, für jeden Beruf gibt es einen besonders geeigneten Schutzpatron.

Alle Straßen, durch welche die Prozession zieht, werden festlich geschmückt; duftende Streu von frischem Grün deckt sie; die Häuser sind beflaggt. Hinter den Fenstern hat man Altäre aufgebaut. Da stehen dann auf weißer Decke, inmitten blühender Blumen und brennender Kerzen, bunte gipserne Heilige und das Kruzifix. Ist man sehr fromm, und hat man zehn Fenster Front, und geschehen auch sonst die unheiligsten Dinge hinter diesen Fenstern, so schmückt man sie doch alle zehn, tobt seine festesfreudige Gottseligkeit in Farbenorgien aus, die blind machen könnten, dem lieben Gott aber, für den bekanntlich die

Digitized by Google

Ursache das Entscheidende ist und nicht die Wirkung, gewiß große Freude bereiten.

Bei dem Reichtum der Kölner Kirchen an Prunkgewändern, kostbaren Fahnen und Geräten, sind die Pfarrprozessionen sehr pomphaft. Als man noch ein Kind war, da hätte man um nichts in der Welt eine solche Prozession versäumen mögen. Schon lange vor ihrem Beginn stand man, in Erwartung fiebernd, in der ersten Reihe, ließ sich drängen und schieben und hatte eine Mordsangst vor den vielen fremden Menschen. Bis dann plötzlich, von der Kirche her, gedämpfte Musik herüberklang. Dann war es, als bekäme man eine Handvoll Nadeln ins Gesicht; man wurde blaß, eiskalt; die zitternden Beine schienen wegrutschen zu wollen; krampfhaft faltete man die Hände. Nun kam das Große, das Unsagbare, das bunte, festliche Wunder, bei dem man ganz elend wurde vor Andacht und Entzücken. Vorsichtig spähte man die Straße hinunter, sah die ersten Fahnen, die das hohe, strahlende Kreuz flankierten, sah den vergoldeten Stab des Ordners, dessen leuchtend rotes Sonntagskleid für einen Augenblick alle Pracht umher auszulöschen schien. Ein leichtes, angenehmes Schwindelgefühl ließ einen dies alles wie durch einen Nebel sehen. Und immer näher kam die Musik und war plötzlich dicht vor einem. Man hatte Mühe auf den Beinen zu bleiben, so groß war der frommen Töne Gewalt. Und man kannte alle Lieder, alle Gebete, die so schön, so geheimnisvoll, so voll klingender, großer Worte waren und so laut, daß man seine ganze Kraft zusammennehmen mußte, um sie ertragen zu können. So stand man frierend unter der sengenden Sonntagssonne, zitterte und schaute mit zwinkernden Augen in die blendende, heilige Herrlichkeit. Und dann, auf einmal begann es in der Ferne zu schellen, kam näher und näher, übertönte alles. Weihrauchwolken verfinsterten die Sonne, umhüllten die Köpfe der andächtig niederknienden Menschen.

Und in dieser Weihrauchwolke kam der liebe Gott selbst!.... Ein glattrasierter, behäbiger Herr im schönsten Kleide, das Kinderaugen je gesehen, trug ihn mit erhobenen Händen in einem spitzen, kleinen Turm aus lauterem Golde und blitzenden Steinen. Und zwei nicht minder festlich geputzte jüngere Herren trugen des Gottesträgers Schleppe. Über allen aber hielten vier Männer einen großen goldgestickten Baldachin, und der Kirchenchor sang: *„Pange lingua gloriosi | corporis mysterium!“* Das Kinderherz aber wollte fortfliegen vor Entzücken, weil der liebe Gott ihm so nahe war. Der ganze große, liebe Gott bescheiden in der kleinen Monstranz, die ein anspruchsvoller Herr trug. Das war ein großes, schönes Wunder, und das Herz glaubte daran; Gott konnte alles, alles, alles! Und in frommer Bewunderung rutschte man sich die Knie auf den Bordsteinen wund, schlug an seine Brust und betete: „Jesus sei mir gnädig! Jesus sei mir barmherzig! Gütigster Jesus verzeih mir meine Sünden!“

Mit dem lieben Gott entschwand auch das Interesse an der Prozession. Die

Digitized by Google

extatische Spannung löste sich; langsam fand man sich aus der Welt heiliger Wunder in die Wirklichkeit zurück, fühlte, daß die Knie wund waren und der Magen leer; Weihrauchdunst und Menschendunst machten einem übel; die schöne, waldduftende Streu war mißfarben und zertreten; glitschig rutschten die Rosenblätter, die kleine, weißgekleidete Mädchen vor dem lieben Gott hergestreut hatten, unter den Füßen weg und ließen einen ausgleiten. Immer fester klammerte man sich an Hand und Schürze des Dienstmädchens, stolperte, wurde hochgerissen, bekam Püffe und fing schließlich vor unsäglichem Unbehagen bitterlich zu weinen an. Und rings umher knatterten Frösche, ratschten Holzklappern, quietschten aufgeblasene Gummiwürste; ein halbes Dutzend Drehorgeln spielte gegeneinander an: „Großer Gott, wir loben dich!" Kinder, mit brennenden Wachsstöcken in den Händen, liefen hinter den Erwachsenen her und sangen: „Alle Herrcher solle levve, wenn sie mir och en Offer gevve!" Kriegten sie nichts, dann schrien sie aus Leibeskräften: „Gizzhals! Gizzhals! . . . ." Die Straßenkirmeß hatte begonnen, von der man leider nie mehr erlebte, als diese Introduktion.

Nun ist die Straßenkirmeß fast verschwunden, wie so manche andere Besonderheit im Kölner kirchlichen Leben, zum Beispiel die Kähzemöhn und die Karessiermesse. Die Kähzemöhn war ein freundliches, altes Frauchen, mit Kopftuch und Triefaugen, das rosenkranzbetend, tagaus, tagein hinter einem großen Korb voll Kerzen neben der Türe, oder im Kreuzgang, der Kirche hockte. Kam jemand vorüber, der so aussah, als bedürfte er einer besonderen Fürsprache beim lieben Gott, dann fragte die Kähzemöhn: „Soll ich en Kähz opstecke?" Man gab ihr einen Groschen, und sie steckte die Kerze auf die große, stachelnbewehrte Eisenplatte vor irgendeinem Heiligenbild. Die Kähzemöhnen erfreuten sich keines guten Rufes; man sagte, daß die meisten von ihnen in der Jugend zu denjenigen gehörten, denen, nach des Heilands Worten, einmal besonders viel vergeben wird.

Die Karessiermesse fand allsonntäglich um halb zwölf im Dom statt. Sie war die letzte Messe, und in ihr strömten alle Langschläfer aus ganz Köln zusammen. Bis auf die Straße standen sie dichtgedrängt, und bis drüben überm Rhein konnte man sie singen hören: „Wir sind im wahren Christentum, Herr Gott, wir danken dir!" Karessiermesse hieß sie, weil sie von vielen Liebespärchen besucht wurde, die am Vormittag spazieren gingen. Hier erwischten sie dann noch den Schlußsegen, trugen ein Weihrauchrüchlein im Sonntagsgewand nach Hause, und freuten sich, um eine schwere Todsünde herumgekommen zu sein. Denn eines der Hauptgebote der Kirche lautet: „Du sollst an Sonn- und Feiertagen eine heilige Messe mit Andacht hören." Eine heilige Messe hatte man gehört, und der Begriff Andacht läßt sich nicht endgültig bestimmen. Dann hatte Köln noch eine Messenbesonderheit, das war die Hörnchensmesse, die jeden

Digitized by Google

zweiten Montag in St. Severin gefeiert wurde. Sie hieß so, weil, wenn sie zu Ende war, ein Umzug durch die Kirche stattfand, bei dem die Gläubigen ein Reliquiar in Form eines Hornes küßten, das Gebeine oder Blut des heiligen Severinus barg. Diese Messe hatte ihre Stammgäste, unter ihnen, als die bemerkenswertesten und in größter Zahl, die Damen der Bayer-Pension mit ihren Kavalieren. Eine Morgenstunde lang sangen sie andächtig das Lob des Heiligen, küßten das Hörnchen und zogen dann in langer Reihe hinaus zum Toten Juden, um dort, von früh bis in die Nacht hinein, zu tanzen. Der Tote Jude war ein wenig gut beleumdetes Wirtshaus vor der Stadt, die Bayer-Pension die Kölner Baumwollspinnerei am Bayen. Ihre Arbeiterinnen machten, wenigstens damals, der Stadt der elftausend Jungfrauen wenig Ehre; doch fehlten sie bei keinem festlichen Aufzug, schritten mit in der Fronleichnamsprozession und tanzten, die einzigen weiblichen Mitwirkenden, im Karnevalszuge als Hilligenmädchen.

Das Kölner Stadtwappen zeigt drei Kronen und elf Zungen, die drei Kronen der heiligen Drei Könige, die elf Zungen als Symbol der elftausend Jungfrauen. Die Häupter der Könige werden im Dom aufbewahrt; den heiligen Jungfrauen hat man eine Kirche gebaut und bewahrt den größten Teil ihrer Gebeine dort in der sogenannten Goldenen Kammer. Als ich neulich die Goldene Kammer, in der ich als Kind Stammgast war, besehen wollte, mußte ich zuerst eine Mark an den Küster entrichten. Und voll Bekümmernis dachte ich der entschwundenen Tage, da man alle schönen, frommen und gruseligen Erlebnisse umsonst haben konnte und das ganze Himmelreich dazu, nur weil man ein Kind war. Und damals war alles Fromme schön und alles Schöne fromm; man kannte eben nur Frommes, das heißt Kirchliches; alles Weltliche war, *a priori*, sündhaft. Die Goldene Kammer ist schön, fromm und gruselig. Den oberen Teil ihrer Wände schmücken mosaikartig die Gebeine der elftausend Jungfrauen, und ringsum auf Konsolen und Simsen stehen lebensgroße, zum Teil silbergetriebene Büsten, die die Überreste der namentlich bekannten Heiligen umschließen. Woher man diese Namen kennt? Ich weiß es nicht, und der Küster, der mich das letzte Mal führte, wußte es auch nicht. Vielleicht hat ein frommer Mann sie eines Nachts geträumt. Sicher ist, daß einmal, natürlich ist dies schon lange her, als der heilige Kunibert über den Gebeinen der Jungfrauen die Messe las, eine weiße Taube in die Kirche flatterte und sich auf einen der Särge niederließ. Daraus schloß man, daß dieser Sarg eine, dem lieben Gott besonders angenehme Heilige bergen müsse; man öffnete ihn und fand die Überreste der heiligen Ursula. Und dann sind noch viele namenlose Schädel da, ich glaube über 700; sie alle tragen purpurfarbene, mit Gold und Perlen prachtvoll verzierte Häubchen, die grausame Hieb- und Pfeilschußverletzungen freilassen. Unter Glasstürzen stehen kostbare Reliquienschreine, deren einer viele

Digitized by Google

kleine, zum Teil sehr schöne Reliquiare umschließt, die manche seltsame Reliquien enthalten, so, in einem kleinen Elfenbeinkästchen, das Haarnetz der heiligen Ursula, ihren Fuß, ebenfalls in einem schönen Elfenbeinkasten, der, mit Schnitzarbeit reich verziert, zweifellos von großer Kostbarkeit ist. Neben noch vielen anderen Anteil heischenden Dingen birgt die Goldene Kammer, als besondere Merkwürdigkeit, einen der sechs Krüge von der Hochzeit zu Kana, den ein kölnischer Ritter im 14. Jahrhundert aus dem Heiligen Land mitbrachte und der Kirche schenkte.

So erhebend nun die Geschichte der heiligen Ursula und ihrer jungen Gefährtinnen ist, die um der Tugend willen hier den Tod erlitten, so ist sie doch erfunden. „XI. M. M." lautete die Inschrift, der die Ursulakirche ihre Entstehung auf einem Gräberfelde dankt. „*Undecies mille martyres virgines*" deutete man sie und schuf aus Sagen und Legenden die Geschichte der britischen Königstochter, die, auf der Fahrt zu ihrer Hochzeit mit einem römischen Heerführer im Bretonenlande, von den Hunnen, die Köln belagerten, an dieser Stelle ermordet wurde mitsamt ihren Gespielinnen und allem Gesinde.

Nun hat ein neuerer Forscher entdeckt, daß die Inschrift „*undecies martyres martyres virgines*" geheißen habe, daß die Verdoppelung des „*M*" also nur eine Unterstreichung des Plurals bedeute. Man nimmt nun an, daß die Gebeine von einem römischen Gräberfelde stammen, zumal man sie in römischen Steinsärgen fand, deren einige in die Altäre der Kirche eingebaut sind. Die katholische Kirche zieht übrigens die Konsequenz dieses Forschungsergebnisses, indem sie in den neueren Heiligenlegenden die Geschichte der heiligen Ursula sehr kurz und „der Sage nach" berichtet. Aber noch alljährlich am Feste der Heiligen, am 21. Oktober, werden von Zöglingen des Priesterseminars die Büsten, Schreine und kleinen Reliquiare in einem feierlichen abendlichen Umzug durch die Hauptstraßen der Pfarrei getragen, und wöchentlich einmal wird zu ihrer Ehre in der Goldenen Kammer eine Messe gelesen.

Bemerkungen zu einem neuen Meinungsaustausch über Richard Wagner.

Von Alexander Berrsche in München.

Eine Zeitlang schien es, als wolle sich zum hundertsten Geburtstag Richard Wagners ein neuer Meinungsstreit erheben. Aber es wurde nur eine Jubiläumsausgabe des alten. Die Wagnergegner kompilierten Hanslick und verdünnten mißverstandenen Nietzsche. Die Wagnerianer sprachen vom Gesamtkunstwerk, der Idee und dem alten, giftigen Natternhaß. (Und wie um diese Metapher vor der Lächerlichkeit zu retten, wurde rechtzeitig der Versuch ge-

Digitized by Google

wagt, auch noch im Menschen den Künstler zu treffen: es erschien das Buch Emil Ludwigs „Richard Wagner oder die Entzauberten".) Beiden Parteien war gemeinsam, daß sie nicht beim Thema bleiben konnten. Sie wechselten gutgläubig in jeder Diskussion drei- bis viermal den Standort, indem sie bald den Künstler durch den Theoretiker, bald den Musiker durch den Dramatiker zu „retten" oder zu „erledigen" suchten. Ihre Rede war die aus Prinzip. Mit um so größerer Freude muß man daher zwei neue, wirklich sachliche Bücher begrüßen: „Wagner in seiner Zeit und nach seiner Zeit; eine Jahrhundertbetrachtung" von Oskar Walzel (bei Georg Müller und Eugen Rentsch in München) und „Richard Wagner als Dichter" von Erich von Schrenk (bei Oskar Beck in München). Beide Verfasser kennen ihren Gegenstand und halten ihn fest. Aber ihr Gegenstand ist nicht der unserige. Oskar Bies geistvoller Essai „Verdi und Wagner" in der Fischerschen „Neuen Rundschau" spricht klar aus, was voreingenommene Theoretiker bestreiten: daß der „Fall Wagner" nur ein musikalischer Fall ist. Der Dramatiker, der Dichter Wagner wird damit nicht geleugnet, sondern nur an die richtige Stelle gesetzt. Möge sein Schicksal sein wie es wolle, den „Fall Wagner" wird es nicht entscheiden. Leider hat sich Oskar Bie dem musikalischen Problem nur präludierend genähert und es bei der Erledigung landläufiger Mißverständnisse bewenden lassen. Er scheint ganz aus der Stimmung heraus geschrieben zu haben, in der ein musikalischer Mensch das Buch Emil Ludwigs aus der Hand legt, und man fühlt, daß er nicht von der Vorstellung loskam, dem ungenannten Gegner gegenüberzusitzen. Über Wagner sollte man aber nur vor Musikern sprechen wollen; vor jenen wenigen Musikern, die jenseits aller Streitenden und jenseits aller Schlagworte stehen.

In Wagner gipfelt die musikalische Romantik. Er hat ihre letzten Konsequenzen gezogen, und die Klarheit und Energie, mit der er es getan hat, ließ auch die Allgemeinheit ein scheinbar neues musikalisches Problem gewahr werden, das in Wirklichkeit schon seit Weber existiert.

Zwei Mißverständnisse beherrschen die Romantik, und man weiß nicht, welches das ältere ist: das Mißverständnis der großen Form und das Mißverständnis Beethovens. Die romantische Symphonie hat zuerst allzu ernst genommen, was die Formenlehre mit pädagogischer Lizenz sagen darf oder nicht zu bestreiten braucht: daß die Form etwas für sich Bestehendes sei, dem ein Inhalt angepaßt werden müsse, daß sie ein Kanon für alles sei, was musikalisch ausgedrückt werden wolle. In Wahrheit ist die Form, wie sie die Formenlehre demonstriert, nichts anderes als die abstrakteste Beschreibung dessen, was eine Anzahl bestehender Kunstwerke miteinander gemeinsam haben; sie gibt keine Gesetze, sondern weist nur auf Tatsachen hin. Wer allgemeine Gesetze aus diesen Tatsachen ableiten will, muß erst erkennen, was

Digitized by Google

hinter diesen Tatsachen steht. Die Werke der Klassiker zeigen es: nicht der Wille zur Form, sondern der Einfall ist es, der sich die Form schafft. Man lernt das am besten an Beethoven verstehen. In seinen Symphonien sind Form und Einfall identisch. Man versuche einmal, die Formenlehre zu verwörtlichen und etwa aus dem ersten Satz der Vierten das Hauptthema herauszugreifen: es wird nicht gelingen, einen abgeschlossenen, durch sich allein verständlichen Gedanken zu erfassen. Immer wird man, wo man auch aufhört, das Gefühl haben, als hätte man einen Satz in der Mitte abgebrochen. Niemand kann den berühmten Moment herausfinden, an den Theoretiker glauben, den Moment, wo die Intuition aussetzt und das Kombinatorische beginnt. Die Intuition erstreckt sich vielmehr über den ganzen Satz, und darin liegt das Geheimnis Beethovens. Seine Themen sind nicht Einfälle für sich, sondern Teile eines größeren Einfalls, und das gibt ihnen das Drängende, vorwärts Weisende, woran auch der weniger Musikalische Beethovens Art erkennt. Seine Form wächst organisch mit dem Einfall, sie sitzt an ihm wie die Haut an dem Körper.

Bei den Romantikern ist die große Form nur ein Kleid. Ihre schöpferische Intuition umfaßt keine symphonischen Ecksätze, sondern eine Menge herrlicher Einzelgedanken, die nach einem vermeintlichen Gesetz aneindergereiht werden.

Diese Einzelgedanken wirken ehrlich und notwendig, wo sie sich in der ihnen angemessenen Form aussprechen. In große Symphoniesätze gestellt, müssen sie mehr sagen, als sie zu sagen haben, und ihre Redseligkeit hält uns die Inkongruenz von Inhalt und Form drastisch vor Augen. Gerade Mendelssohn, der die Form als solche ganz vollendet „beherrschte", mußte durch sein Schaffen zeigen, daß nicht jeder das Recht zu jeder Form hat. Das Hauptthema im ersten Satz der „Schottischen Symphonie" könnte auch ein Lied sein; daß es in eine Symphonie hineingearbeitet wurde, war nicht Notwendigkeit, sondern Willkür. Daher können wir diesen Satz auseinandernehmen wie eine technische Konstruktion, wir können zeigen, wie weit der Einfall geht, wo ihm Gewalt angetan wird, und wo das rein Kombinatorische beginnt. Immer sind es in den symphonischen Ecksätzen Mendelssohns und Schumanns (noch mehr Bruckners) die kurzen Einfälle, die Themen im Sinne der Formenlehre, die uns mitreißen, und immer sind es die Durchführungen, die uns kalt lassen; weil sie eben nur Durchführungen im technischen Sinne sind, weil sie *gemacht* sind: bei Mendelssohn sehr gut, bei Schumann weniger gut, aber mit genialeren Blitzen, und bei Bruckner schlecht. Welch ein Abstand — ich sage nicht einmal von einer Beethovenschen, sondern nur von einer Haydnschen Durchführung, die im kleinsten Streichquartett immer eine Steigerung bedeutet, einen temperamentvollen Disput zwischen den vier Instrumenten, so daß auch der stumpfste Hörer sich etwa einen Moment dafür interessieren könnte, wie das wohl alles wieder friedlich beigelegt und zu einem guten Ende geführt wer-

Digitized by Google

den könnte. — In alten Büchern über Beethoven findet man öfter die Bemerkung, wie doch seine Themen gegenüber denen der Romantiker so einfach, ja oft fast unbedeutend anmuteten, aber wieviel er eben „daraus machen" könne. Diese alten, ehrlichen Musiker haben im Grunde das Richtige empfunden und waren nur durch theoretische Vorurteile gehindert, es auch richtig zu sagen. Sogar die Romantiker selbst hatten ein dunkles Gefühl dafür, aber sie erklärten es auf ihre Weise. Gerade die Kürze der Intuition und damit das Eindringen fremder, meist lied- oder marschmäßiger Elemente in die große Form, wurde als das besonders Reizvolle der neuen Musik empfunden. Es weckte in dem Hörer die außermusikalischen, märchenhaften, balladesken Vorstellungen, und das berühmte Wagnersche „Mehr als Musik" tauchte auch hier schon auf, wie es jederzeit zur Stelle war, so oft irgendwo weniger als Musik geboten wurde.

Damit war das Tragischste geschehen, was diesen glühenden Verehrern Beethovens, was der Musik selbst widerfahren konnte: das ganze Lebenswerk Beethovens war verkannt und entstellt, der lebendige Organismus seiner Symphonik durch ein romantisches Arrangement abgelöst. Die schöpferische Intuition umfaßt nicht mehr den notwendigen Zusammenhang alles dessen, was in einem Satze steht, sondern nur das einzelne Thema. Das Thema wächst nicht mehr, es reckt sich nicht, es zeugt nicht das zweite Thema — das bei Beethoven mit so genialer Selbstverständlichkeit erscheint — sondern es wird künstlich vorwärts bewegt, aus dem Beethovenschen *propter hoc* wird ein *post hoc*, das zweite Thema ist keine Notwendigkeit mehr sondern eine Überraschung. Daher bedürfen auch die zweiten Themen der Romantiker als heterogene Zufallseinfälle oft der stärksten Tempomodifikationen, während die Beethovens solche Nuancen nicht ertragen können. Bei Beethoven ist das Bedürfnis nach innerer Einheitlichkeit so stark, daß er sie auch da noch herstellen kann, wo er die Produkte verschiedener Schöpfungsakte verbindet. Das geschieht dann durch einen neuen Schöpfungsakt. Man sehe sich das zweite Thema der dritten Leonorenouvertüre an. Jeder Romantiker hätte hier Florestans *As-Dur*-Melodie wörtlich zitiert, und es wäre ein ruhiges Intermezzo im Stile des zweiten Themas der „Oberon"-Ouvertüre geworden. Aber das konnte einem Beethoven nicht genügen. Er schafft eine ideale Variation des Themas, sodaß die Bewegungstendenz des Satzes gewahrt bleibt. (Womit natürlich jene fast unwillkürlichen und unmerklichen Modifikationen künstlerischen Musizierens nicht ausgeschlossen werden sollen; aber nun höre man im Konzertsaal, wie sich manche die diskrete Modifikation eines Beethovenschen Allegros vorstellen, um zu ermessen, wie tief die Mehrzahl unserer Künstler noch in romantischen Vorurteilen steckt und wie vergeblich Joachim ein Leben lang diesen Leuten in Lehre und Tat Beethoven nahebringen wollte.)

Digitized by Google

Nur einmal hat die Romantik einen großen Satz geschaffen, in dem die entgegengesetztesten Einfälle durch einen wahrhaft neuschöpferischen Akt zu einer vollkommenen Einheit verbunden sind: Webers „Freischütz"-Ouvertüre. Hier ist alles Intuition, nichts Kombination. Wagners Meistersingervorspiel ist daneben nur ein romantisches Potpourri mit fühlbaren Nähten. Und es zeigt sich auch hier, daß Webers Ouvertüre gerade um so viel organischer als die Wagnersche konzipiert ist, als sie die aus der Oper übernommenen Themen nicht vollständig und nicht wörtlich zitiert, während das eben im Meistersingervorspiel fast durchweg ebenso wörtlich wie vollständig geschieht und jede abweichende Wendung sich nur als geschickt gemachter Übergang erweist.

Gleichwohl hat Wagner das Mißverständnis der romantischen Symphonie vor allen anderen durchschaut, denn er kannte Beethoven wirklich. Seine Verehrung für diesen Meister war ebenso tief und ernst als sein Zorn gegen alle, die aus dem so einzig organischen Kunstwerk Beethovens musikalische Hausregeln für die Gruppierungen ihrer eigenen Einfälle abzogen. Daß er die Geschichte der großen, absoluten Musik mit Beethoven abgeschlossen glaubte, war nicht so ganz *pro domo*-Theorie, wie selbst eifrige Verehrer heute „zugeben". Es war nur die etwas unphilosophisch ausgedrückte, im Grunde verzweifelt richtige Überzeugung eines Musikers, der einmal in seiner Zeit am besten und vielleicht ganz allein gewußt hat, was eine Beethovensche Symphonie ist. (Die *E-moll*-Symphonie von Brahms hat er ja nicht mehr erlebt.)

Aber dieser hellsichtige Mann erkannte nur eine subjektive Seite des Romantikerproblems: er durchschaute das künstlerisch Unechte einer nicht gewachsenen, sondern befolgten Form. Die objektive Seite des Problems, das Mißverhältnis zwischen Einfall und Verarbeitung des Einfalls, zwischen Größe der Intuition und Länge der Komposition, sah er nicht. Sein eigenes schöpferisches Naturell hinderte ihn daran. Denn gerade in ihm erreichte die romantische Entwicklung zur immer knapperen Konzentration des Einfalls ihren Höhepunkt, und gerade er hat zugleich die Dimensionen des musikalischen Kunstwerks erweitert wie keiner vor ihm. Nie vorher waren wenige Töne so inhaltsschwer. Das Zwischenspiel vor den Worten Isoldens: „Als für ein fremdes Land der Freund sie einstens warb" ist ganze drei Takte lang, aber es ist in sich abgeschlossen, es lebt und verfolgt uns wie ein Vers von Goethe oder Shakespeare, es hat wie fast alle Wagnerschen Leitmotive die Wirkung eines selbständigen Gedankens, es ist nur formal ein Motiv, in Wahrheit eine kleine Melodie. (Friedrich Nietzsche, der Wagner am besten gekannt hat, hat ihn auch zuerst als den „Meister des ganz Kleinen" bewundert. Nur nahm er den Begriff nicht musikalisch genug — fast möchte ich sagen, nicht wörtlich genug —, sondern zu gegenständlich und dachte dabei ausschließlich an psychologische Feinheiten Wagners, an den „mitleidenden" Wagner.) Aber alle

Digitized by Google

Wunder seiner aphoristisch knappen Tongedanken mußten nur das Romantikerbeispiel ins Riesenhafte vergrößern helfen: das Bestreben steigern, von einem Einfall mehr zu verlangen, als er nach seiner Natur gewähren konnte. So mußten denn jene Kunstmittel gefunden werden, deren Konsequenzen uns heute schon so fremdartig berühren: das Überwuchern des Kombinatorischen, die fühlbaren Verknotungen, die stereotypen Steigerungen durch das Rücken zu einer immer höheren chromatischen Stufe — das Vorbild steckt in den Balladen Loewes — und vor allem jene endlosen Wiederholungen, die das Beste entwerten, namentlich was im Grunde dazu geboren war, einmal Gesagtes zu sein. Keine Kunst zeigt uns auf ihren Höhepunkten das Beispiel eines ähnlichen Wucherns mit dem Einfall. Alles das konnte nur in Zeiten des Niederganges möglich werden, es mußte am Ausgang der Romantik als Surrogat dienen für die ganz große, ganz einheitliche, ganz umfassende Intuition. Wir finden bei Wagner dieselben intellektualistischen Konstruktionen, die uns schon in Mendelssohnschen Durchführungen die Freude an den schönsten Themen verderben können. In beiden Fällen waren diese Konstruktionen unentbehrlich, weil der Mangel an immanenter Einheitlichkeit durch ein transzendentes, außermusikalisches Prinzip ersetzt werden mußte. Es bleibt vollkommen dasselbe, ob ein Komponist ohne Notwendigkeit einem musikalischen „Gesetz" folgt, das von dem Werke eines anderen Musikers abgezogen ist, oder sich gleich außerhalb seiner Kunst Anregungen und Analogien holt. Denn die Form Beethovens ist für den, der nicht auch eine Beethovensche Intuition zur Verfügung hat, etwas genau so Außermusikalisches wie ein Gemälde oder ein Gedicht.

Ein Gesetz aber gilt in allen Künsten *a priori*: Jedes Nacheinander und Nebeneinander muß sich allein durch die Logik der Kunst rechtfertigen lassen, der es angehört. Alles andere ist ein romantisches Mißverständnis, ist das Kunstmißverständnis *par excellence*. Der bekannte Einwand, daß man bei Wagner eben vom Drama ausgehen müsse, wird von denen, die ihn machen, nicht zu Ende gedacht. Sonst müßten sie ihn auch beim Lied bringen können und etwa sagen, daß man ganz vom Gedicht auszugehen hätte, um etwas musikalisch nicht restlos Organisches zu „verstehen". Aber davor hüten sie sich doch; im Lied verstehen und verlangen sie sehr wohl, was sie im Drama wieder vergessen, und auch diese Inkonsequenz wurzelt in der Romantik. Denn in der kleinen Form haben gerade die Romantiker das musikalische Gewissen ungemein geschärft. Und so kommt es, daß dieselben Leute zuerst im Lied jedes Einwirken des Dichterischen, das nicht vollkommen in organische, streng thematische Musik umgesetzt ist, mit Recht ablehnen und dann der Trauermusik in der „Götterdämmerung" mit Ergriffenheit folgen, ohne das ganz Außermusikalische, rein assoziativ Addierende ihres Hörens irgendwie peinlich zu empfinden. Unsere Zeit ist abgestumpft gegen die Forderungen ganz großer Kunst, und auch

Digitized by Google

viele von den Besten sind den Werken der Klassiker innerlich entfremdet. Sie haben keine Ohren mehr für Beethoven. Das zeigen die Interpretationen, die von Publikum und Kritik begeistert aufgenommen werden, das zeigen auch die Wertschätzungen moderner Werke. Daß man Bruckner einen Nachfolger Beethovens nennen konnte, beweist nur, daß man Beethoven so hört, wie Bruckner gehört werden muß. Daß man sich gegen Brahms solange gesträubt hat und ihn — wenigstens in Süddeutschland — auch jetzt nur sehr reserviert gelten läßt, hängt mit dem gleichen Beethovenverständnis zusammen. Und wurde nicht Pfitzner noch am ehrlichsten von denen begriffen, die organisch hören können?

Ich glaube aber: je mehr wir wieder Beethoven hören lernen, je weniger wir auch der großen Form gegenüber auf die Forderung immanenter Logik und einheitlicher Intuition verzichten können, mit einem Wort: je musikalischer wir werden, desto mehr werden wir uns von allen Mißverständnissen der Romantik entfernen. Auch dann wird uns Wagner der genitale, letzte Erbe der Romantik bleiben, aber er wird aufhören, im Mittelpunkt unserer musikalischen Kultur zu stehen.

Gerhart Hauptmanns Lohengrin.

Zitate[1]) mit Glossen von Josef Hofmiller.

„Der gefeierte Dichter der Versunkenen Glocke erzählt hier unter voller Entfaltung der ganzen Schönheit seiner Sprache die alte Sage von Lohengrin, dem Schwanenritter und der blonden Else von Brabant." Ullstein & Co.

Unter Glockengeläut und Volksjubel geschah die Hochzeit Parsivals und Blancheflours . . . Welche Irrfahrten er bis dahin durchgemacht hatte, ist in der besonderen Geschichte Parsivals aufgezeichnet, auch daß er und warum er seine Gattin schon am Morgen nach der feierlichen Hochzeit heimlich verließ. (Dieses „daß" und „warum" wäre zwar äußerst wichtig, aber die „besondere Geschichte Parsivals" kommt erst im Herbst bei Ullstein heraus, dem Verfasser fällt ohnehin nichts ein, vielleicht fällt es ihm bis zum Herbst ein; außerdem ist es so viel einfacher.)

Dreiviertel Jahre nach dem Verschwinden Parsivals gebar Blancheflour ihren einzigen Sohn Lohengrin . . . dessen Schönheit so blendend war, daß man nach dem geheimnisvollen Verschwinden seines Vaters geradezu von göttlicher Herkunft munkelte. (Wir sind zwar im deutschen Mittelalter, aber „göttliche Herkunft" macht sich immer stimmungsvoll.) Er liebte die Jagd, er liebte den Glanz, er baute sich hie und da im Lande romantische Burgen

[1]) Alles was nicht in Klammern steht, ist wörtlicher Text von Gerhart Hauptmann.

Digitized by Google

und Luftschlösser, die er mit köstlichen Gärten umgab und abwechselnd mit seinem Gefolge besuchte. Er feierte Feste, hielt weltberühmte Turniere ab, während seine Mutter in der Stille der Bibliothek mit einem Araber über den Gralsbüchern grübelte. (Die Gralsbibliothek ist seine Erfindung; er stellt sich darunter eine Art germanistisches Seminar vor. Er liebt die germanistischen Seminare, und die germanistischen Seminare lieben ihn.)

Sie betrachtete seine (des Grals) Segnungen mit Sehnsucht sowohl als mit Bitterkeit und mit einer Ehrfurcht, die, wenn sie an Lohengrin dachte, der nackten kahlen Furcht zum Verwechseln ähnlich sah.

So hatte sie einen geheimen, strengen Befehl an jedermann ausgehen lassen, der mit Lohengrin in Berührung kam, daß er bei Strafe des Köpfens oder Hängens niemals vom heiligen Grale sprechen, ja auch nur seinen Namen erwähnen dürfte. Ebenso blieb der Teil der Bibliothek, wo die Gralsbücher aufgestapelt lagen, immer vor dem Prinzen verschlossen, auch dann, wenn die Königin mit dem Araber in diesem Raume ihre Studien trieb.

Bei jeder Tafel erhob er sich feierlich, wenn er das erste Glas Wein an die Lippen setzte, und trank es auf seiner erhabenen Frau Mutter Wohl. . . . . Es war bezaubernd, wie er . . . mit edelstem Anstand und kindlicher Devotion behutsam die lange weiße Hand Blancheflours an die Lippen nahm. . . . . Nie trug Lohengrin andere Farben, als die seiner Mutter, grün und weiß, beim Turnier. Was Wunder, wenn er nur lachend den Kopf schüttelte, als seine Mutter ihm die Notwendigkeit, ein Weib zu nehmen, vorstellte. Nein, er wollte nicht heiraten. Und er heiratete nicht.

So gelobe mir, niemals und niemand nach deinem Vater und niemals und niemand nach dem geheimnisvollen Gegenstand zu fragen, in dessen Studium ich hinter den Mauern unserer Bibliothek versunken bin! (In den Ritterdramen, die die Tiroler Bauern an Sonntagnachmittagen spielen, pflegen so gruselig schöne Stellen vorzukommen. Aber jetzt passen Sie auf: er muß die Handlung in Fluß bringen. Jetzt sieht man ihn bei der Arbeit:) Man hatte so einen entlegenen See erreicht, bei dessen Anblick Lohengrin äußerte, er komme ihm vor, wie der Styx, das ist jener Strom der Unterwelt, über den der Totenfährmann abgeschiedene Seelen ins Reich der Schatten hinüberrudert. (Merken Sie noch nichts?) Kaum daß der junge Prinz diesen Gedanken ausgedrückt hatte, so schien ihn ein Nachen mitten im See zu bestätigen, in dem sich die hohe, unbewegte Gestalt eines Anglers abzeichnete. Der dort könnte wahrhaftig Charon sein, sagte Lohengrin . . . zugleich kam eine Wildtaube herangeflogen. Lieber Täubrich, sagte da in einer Anwandlung frevlen Übermuts Lohengrin, für dich soll dieser See nun wahrhaft und wirklich den Styx

Digitized by Google

bedeuten. . . . . Der Fischer sagte: Hier hast du dein blutendes Opfer, Prinz Lohengrin! Du tötest den Schwachen, Parsival pflegte den Starken zu töten. (Ein Vorwurf, der einem Angler besonders gut ansteht. Aber was tut man nicht um zu motivieren?)

(Blancheflour stirbt), Lohengrin, in silberner Rüstung, auf dem Haupt einen Helm in Form eines silbernen Schwanes tragend, ritt hinter dem Sarge her (erste Einführung des Schwanes! Warum hat Lohengrins Helm diese Form? Abwarten! . . . . . Es wird noch alles, wie der alte Carrière zu sagen pflegte, „klar und offenbar" werden). (Lohengrins Vater kommt dazu:) noch trug er die Rüstung Gornemants, die er übernommen hatte und deren genaue Beschreibung in der Chronik des Hauses zu finden war. Aber auch diese Chronik war sorgfältig im Auftrage der Königin Blancheflour ihrem Sohne verborgen worden. (Der arabische Gralsbibliothekdirektor, der auch mit dem Trauerzuge geht, erkennt ihn sofort:) Ich sehe dir an, sagte er zu Parsival, du hast den Weg zum Gral nicht gefunden. Was mich betrifft, ich bin heute hundertunddreißig Jahre alt (der Mann gehört eigentlich längst pensioniert!), älter als mir die Sterndeuter voraussagten . . . Parsival fragte: Wer ist der Ritter im silbernen Harnisch, mit dem silbernen Schwan auf dem Helm, der ähnlich dem Sonnengott auf schneeweißem Pferd hinter dem Sarge herreitet? (Der Vater wagt nicht sich dem Sohn zu erkennen zu geben.) Staunen und Betrübnis war allgemein, als man eines Tags erfuhr, Lohengrin habe eine Regentschaft eingesetzt und treibe irrende Ritterschaft . . . bald danach wurde ein fahrender Held unter dem Namen Ritter Hilfreich berühmt, der einen Schwan als Helmzier führte . . . Zu vielen Malen hatte er nicht verschmäht, in die allerniedrigsten Hütten der Armut mit seiner silbernen Rüstung hineinzukriechen . . . Eines Abends kam Ritter Hilfreich unter dem Jubel des armen Volkes in eine Stadt geritten. Man schrie Hosianna, warf Blumen und grüne Zweige auf seinen Weg, und einige abergläubische Weiber gingen so weit, sich vor sein Roß zu werfen, damit es über sie hinwegschreite. Sie glaubten dadurch von ihren unheilbaren Übeln geheilt zu werden. (Lohengrin trifft seinen Vater als Lastträger, Parsival erzählt seine Irrfahrten,) als wären es die eines anderen, . . . er sprach vom Herzeleiden, der Mutter Parsivals. Er nannte sie, gleichsam vom Geist erleuchtet, die Allmutter . . . Er sprach noch viele wunderliche Dinge, wie: Herzeleide Herzeleide, überall, sprach von einem Reich Salvaterre, wo er hin wollte und um dessen Grenzen Herzeleide bis zum Tage der großen endlichen Wiederkehr des Heilandes ruhelos schwärmen müsse (er verwechselt offenbar Kundry mit dem Fliegenden Holländer). Er sprach von der Gralsburg, ihren Paladinen und ihrem heimlichen Dom und dem Strom des Lebens, dem Blute des Lebens, das ihn durchrausche, und so fort. Es waren viele andere Lastträger da, und sie lachten laut,

Digitized by Google

als der Alte seine Erzählung beendet hatte. Sie meinten, es wäre ein alter Narr, und wenn sein Unsinn ihn stärker befalle, so nenne er sich gar selber den Parsival ... Jede der vierzig Nächte, die Lohengrin in der Herberge zubrachte, träumte er seinen Glockentraum ... er war nun, nicht anders als Parsival, zum Gralssucher geworden ... Die ganze himmlische Feerie schwebte langsam über den See (der Schwan mit dem Nachen nämlich) ... Am Ufer erwartete eine Schar von Gralsrittern Lohengrin ... Und Gornemant sagte: Mein Junge, wie bist du doch schön geworden.

Als Volk und Regent in der Residenzstadt Lohengrins ein Jahr lang vergeblich auf die Rückkunft des jungen Königs gewartet hatten, hielten die Anverwandten des Herrscherhauses den ersten Familienrat. Von dem Vertreter der nun erbberechtigten Nebenlinie wurde geltend gemacht ... Der Regent aber nannte sich Telramund. Telramund hatte bisher im Verborgenen gelebt und kannte Lohengrin nur vom Hörensagen. Seine Familie ... hatte bisher ihre Zeit auf ihren entlegenen Gütern mit Gift- und Galleschwitzen zugebracht ... Er nannte den verschollenen Parsival einen Narren und Abenteurer, Lohengrin einen weibischen Gecken, die tote Blancheflour ein weinerliches und verrücktes altes Weib und alle drei ein Kleeblatt, wo ein Blättchen des anderen würdig gewesen wäre ... Telramund hatte den gelehrten Araber aus der Bibliothek gejagt, samt allen gelehrten Doktoren, die darin arbeiteten, weil er selber nicht lesen konnte ... Als Telramund sich zum König machte, ... ließ er auf dem Markte der Stadt einen riesigen Haufen Bücher zusammenschleppen und unter dem Jauchzen des Volkes in Brand stecken. Bei dieser Gelegenheit gingen auch die meisten Bücher, die das Geheimnis des Grals behandeln, leider in Flammen auf. (Die Ullsteinbücher existierten leider noch nicht.)

Else, die verwaiste Tochter des Herzogs von Limburg und Brabant, war eine reiche Erbin, auf die Telramund schon im ersten Jahre seines Königtums mit dem Gedanken einer Ehe sein Auge richtete ... Allein der gefährliche Abenteurer wich und wankte nicht, selbst dann nicht, als es der letzte Stiefelputzer im herzoglichen Palaste merken mußte, daß er ein ungern gesehener, lästigfallender Fremder war. Freilich, ganz offen gegen ihn mit der Sprache herauszurücken, wagte man nicht ... Niemanden fürchtete sie und haßte sie so, wie den König Telramund, der sie in täglicher Gegenwart mit dem unentrinnbaren Blick einer Schlange fesselte ... Da er den Räten zu verstehen gab, er werde, wenn man ihm Else verweigere, Brabant und Limburg mit Krieg überziehen ... Schließlich aber mischten sich andere, benachbarte Herrscher ein und bedeuteten Telramund, daß sein Betragen mißfällig sei ... Da aber zeigte sich die niedrige und verbrecherische Seele Telramunds: denn nun log er mit dreister Stirn, daß die schöne Herzogin ihm die Ehe versprochen habe. Durch diese Gemeinheit war Telramund in den Augen der Wissenden zum Schurken

Digitized by Google

gestempelt. Aber die Fernerstehenden konnten nicht wissen, wie seine Behauptung von Anfang bis Ende erlogen war. Die junge Herzogin konnte den Ritter durch falsche Reden an sich gezogen und seinen guten Glauben betrogen haben. Telramund wußte sehr wohl, wie sehr er durch seine Schurkerei den Ruf der jungen Herzogin schädigte, von deren makelloser Tugend er durchdrungen war. Eine solche Handlungsweise kann nur von einem niederträchtigen Schurken ausgeübt werden. Die junge Herzogin geriet denn auch in einen verzweiflungsvollen Zustand hinein, als ihr die letzte Ausflucht des Schurken bekannt wurde. Die Entrüstung, besonders unter der jungen Ritterschaft, war allgemein. Aber der Sturm beschwichtigte sich, als der gefürchtete Telramund sich zu einem sogenannten Gottesgericht bereit erklärte. (Wer etwa behauptete, dieses Deutsch sei Schundliteratur, beginge eine Ungerechtigkeit. Gegen die Schundliteratur.)

(Wir gelangen im fünften Kapitel ins „Zwischenreich Salvaterre", in die Gralsburg.) Neben der Glocke, die in der Riesenkuppel des Gralsdomes hing und die immer, so oft das Wunder des heiligen Speers und der Schüssel Joseph von Arimathias sich erneuerte, von selbst zu dröhnen begann, gab es eine Glocke, die niemand sah und niemand jemals gesehen hatte, weil sie ihre Tonwogen aus dem Innern der Erde emporsandte ... Feierlich wiederholte sich Tag für Tag in der Gralsburg das Abendmahl, in dem der König mit den elf Herzögen vom Gral die Tafelrunde bildete. Gralskönig war jetzt Parsival ...; der Platz zu seiner Rechten, der dreizehnte in der Runde, war frei gelassen ... Dieser Platz war dem Heiland der Welt, bei seiner endlichen Wiederkunft, die man stündlich erwarten konnte, vorbehalten. (Die Gralsritter sind also Adventisten: eine neue Entdeckung!) Zur Rechten des leeren, göttlichen Stuhles, saß Amfortas ... zur Linken Parsivals wiederum saß Gornemant. Lohengrin hatte seinen Sitz von seinem Vater und König drei Plätze und vier Plätze von Amfortas entfernt angewiesen erhalten (Honoratiorenstammtisch im Nebenzimmer des Gasthofs zur Gralsburg) ... Wenn die Runde tafelte, war jedesmal die Messe des heiligen Grals im Dom vorangegangen. Die Nahrung der Männer aber bestand aus Milch, Brot und Früchten, wie sie die Herde, das Feld und der Garten gab. Es fehlte der Wein. Man trank neben der Milch nur klares Quellwasser. Man hatte gegessen und getrunken und sich von der unendlichen Güte des Weltheilands unterhalten. (Glockentöne und Erdbeben: Lohengrin wird zur Elsa gerufen.)

Ist es richtig, daß Gottes Hilfe am nächsten ist, wenn die Not ihren höchsten Gipfel erreicht, so mußte im Falle Elsas Gottes Hilfe wohl nahe sein. Hatten sich doch bis jetzt Kämpfer, die auf Tod und Leben mit Telramund in die Schranken zu reiten willens waren, nicht angemeldet ... Der Herzog von Cleve zwang sie, die Schleier abzutun und ihr Antlitz der unübersehbaren Menge preiszugeben... Es ist eine sonderbare Tatsache, daß eine große Menschenmasse, die auf ein blu-

Digitized by Google

tiges Schauspiel wartet, zwar bereit ist, den Sieger auf Händen im Triumph davonzutragen, aber fast noch gieriger darauf brennt, den Besiegten eigenhändig zu steinigen . . . Dann, fuhr der Herzog von Cleve fort, fehlt nur noch, daß Telramund vor aller Welt sein Visier öffnet und mit weithin schallender Stimme öffentlich auf eine Hand, wie die deine, verzichtet. Dann werde Nonne und laß dich einmauern . . . Wenn nun der dritte Ausruf ebenso lange vorüber ist, so mußt du dich auf eine höchst sonderbare, allgemeine Ehrenbezeugung gefaßt machen. Du wirst einen Hagel oder einen Regen erleben, der von der sonstigen Art des Hagels oder Regens einigermaßen unterschieden ist. Aber denke nur nicht an Manna-Regen. Auch an die Wachteln bei dem Auszug der Kinder Israel in der Wüste denke nicht. Auch kommt dieser Hagel und Regen nicht senkrecht vom Himmel, sondern wagerecht, oder schräg von der Erde heraufgeflogen. Kurz, ich fürchte, wir werden hernach einen Handel mit faulem Obst und Käse, Brocken von Brot und fettiger Wurst und dergleichen eröffnen können . . . (Telramund) knirschte das Wort (feige Kanaillen!) durch die Zähne . . . Aber ich denke, die Entscheidung liegt nicht in hunderttausend Bier- und Schnapsgurgeln, sondern in meiner eigenen Hand . . . Und wenn er an Elsa dachte und sich selber mit seinem Rivalen verglich, so krümmte sich seine getretene Eitelkeit und es gab für seinen Stolz keinen Balsam. Vergeblich aber suchte er in den treuherzig blickenden, offenen Augen des Gegners nach einem Zucken von jenem Gift, das ihn selbst bis zum Rand mit Mordwut anfüllte . . . Nun aber stellte sich zum Befremden der Menge ein Herold und erklärte im Auftrag des Schwanenritters, daß dieser ein geharnischter Bote des Friedens sei und Telramund im Namen Gottes ersuchen lasse, sich selbst durch Reue und Geständnis der Schuld zu ehren . . . Man schrie: Feigheit! Feigheit! Schlag ihn nieder! Renn ihn über den Haufen, Telramund! Rufe, die diesem eine Wut und Verwegenheit der Verzweiflung einflößten. Er ließ durch seinen Herold erklären: Er lehne den knabenhaften Vorschlag des Ritters von der Flaumfeder mit Entrüstung und Verachtung ab. Eine Erklärung, die ihm Stürme des Beifalls einbrachte.

(Die Vorszene) Telramud hatte einen ebenso jämmerlichen, als furchtbaren Fall getan und zappelte hilflos auf der Erde . . . Der Gralsritter riß dem Verleumder den Helm vom Haupt, das Schwert aus der Faust und schlug ihn mit der gepanzerten Rechten nieder, mit furchtbarem Laut, wie wenn man ein Tier mit der Axt erschlägt. Die Weiber kreischten und wurden ohnmächtig. Die silberne Rüstung des Schwanenritters war, wie bei einer häßlichen Schlächterei, von Blut gefärbt, das seinem Opfer stoßweis aus Mund und Nase stürzte.

(Das Dampfbad) Einige Stunden brachte der Sieger damit zu, in heißen Dämpfen oder heißer, trockener Luft zu liegen, in kühlen Wasserbassins herumzuschwimmen, kalte Brausen über sich ergehen zu lassen und ähnliches mehr. Man knetete ihn, man trocknete ihn. In reinliches Linnen gewickelt legte man

Digitized by Google

ihn auf ein weiches Lager, damit er vom Mord und den Strapazen des Kampfes ausruhe.

Erst am folgenden Tage ward er der jungen Herzogin vorgestellt ... Ich gehöre einem geheimen, ritterlichen Orden an, dessen Aufgabe es ist, zum mindesten die schwersten Ungerechtigkeiten in der Welt nach Möglichkeit zu verhüten. Gern würde ich euch meinen Namen sagen, aber da der Großmeister unseres Ordens es verbietet, darf ich es nicht ... Herr Ritter, Ihr habt so Großes für mich getan, daß es wohl mehr als undankbar wäre, wenn ich mich mit Eurer Erklärung nicht begnügen wollte (der gute Ton in allen Lebenslagen) ... Aber meine liebe, durchlauchtigste Nichte, so einfach sind diese unerledigten Fragen nicht aus der Welt zu schaffen ... Der Ritter muß ... Aber da blitzten Elsas Augen und sie sagte in einem ganz neuen Ton, ebenso kurz als unwidersprechlich: Mit Verlaub, Herr Oheim, nichts mehr davon *(Cave, adsum!)* ... Dann ritt er fort und zwar zu dem Einsiedler. Was führt Deine Heiligkeit in die niedere Hütte Deines Knechtes? („Sei mir gegrüßt, Gesegneter des Herrn! *Bonjour, monsieur, comment vous portez-vous?*") ... Ich habe, wie du siehst, mein Heiligtum mit Zypressen umgeben. Es sind ihrer vier, die erste habe ich Herzeleide, die zweite Amfortas, die dritte habe ich Parsival, die vierte habe ich nach Dir genannt (Bismarckeiche).

Zwei Tage und Nächte blieb der Gralsritter verschlossen in seiner Zelle mit Gott allein, um vor ihm seine durch allerlei Umstände in Zweifel verwickelte Seele auszuschütten ... Ich fühle, sie und keine andere ist der Schwan, dessen Zeichen ich von jeher ahnungsvoll als Helmzier geführt habe ... Gornemant kam gelassen und ernst durch den Wald geritten. Was diese beiden Diener des Grals dann miteinander gesprochen haben, gehört in die geheimen Schriften von Montsalvatsch und Salvaterre hinein. Nur soviel ist wichtig: Gornemant brachte die Einwilligung zur Vermählung Lohengrins vom Gralskönig. Nur eine Bedingung ward gestellt, die dahin lautete, daß die künftige Gattin das Versprechen ablegen müsse, Lohengrin niemals nach seinem Vater und nach seiner Herkunft zu fragen.

Eine Stunde später kam Elsa von Brabant auf weißem Zelter mit vielen Herren und Damen nach der Einsiedelei geritten (Café zur Eremitage). Die Damen stiegen von den Pferden und bildeten einen Reigen um Lohengrin und er wurde mit Blumenketten umwunden (Kotillon) ... Der Wald wurde dichter, sie mußten absteigen, aber Gott sei Dank schien der Mond, und es näherte sich eine laue Nacht.

(Bürgermeister Trömel im Dämmerzustand) Er hatte das dunkle Gefühl, früher ein Leben gelebt zu haben, aber wie und was es für eines gewesen, war ihm entschwunden. Sein zweckloses Nachgrübeln erregte ihm keinerlei Bitterkeit. Er dachte nur höchst belustigt, er müsse da einen ganzen Schober von

Digitized by Google

Dingen und Ereignissen im Gedächtnis eingebüßt haben. Wirklich wußte er von nun an nichts mehr von seiner Mutter Blancheflour, noch von dem Araber, noch von dem Fischer, noch von dem Lastträger, noch von Parsival, noch von dem See und dem Aschenhaufen Herzeleidens und weder etwas von Amfortas, von Gornemant, noch überhaupt vom heiligen Grale, ja, er hatte den eigenen Namen vergessen.

(Er verwechselt sich mit Hans Sachs) Sie hörte ihn manchmal im Traum mehrmals das selbe Wort: Wahn! Wahn! Wahn! aussprechen.

(Lohengrin liest moderne Lyrik, worauf er) seinem Schreiber ein nicht gerade allzu fröhlich lautendes Gedicht in die Feder diktiert (ich muß es hersetzen, weil es sonst kein Mensch glaubt):

Die Klosteruhr.

Die Klosteruhr der Schweigenden spricht:
Mit Klang und Beben
zerrinnt das Leben!
Oder zerrinnt das Leben nicht?
Die da schweigen
in Klostermauern,
hoffen zu dauern,
wie würden sie sonst sich beugen, sich neigen
und ein Leben vertrauern?
Ein Leben verschweigen,
sich nur vor dem Künftigen schweigend neigen?
Oder ist es ein Zwiesprachhalten
mit dunklen Gewalten?
Ein Bitten, ein Flüstern, am Ende ein Schreien,
womit sie das unerbetene Leben
zurückgeben?
Wie Vögel mit schmerzenden Flügeln schweben,
verwundet von Raubtierkrallen,
zugleich sich heben und fallen? —
Ist es Flucht? Ist es Todesmut? —
O, weiße Schweiger,
Die Klosteruhr rückt den Zeiger.
Die Zeit verrinnt. Es verrinnt euer Blut:
Durch Klostermauern fühlt man es tropfen
und eure Herzen an Steinen verklopfen.

Mit gelber Haut, überwacht, überweint,
schlürft ihr durch den Käfig des Heiles,
wund von der Wunde des Gnadenpfeiles,
im dumpfigen Zuchthause Gottes vereint,
um in heiseren Wahnsinnsgesängen
wirre Seelen ans Licht zu drängen.
Draußen im Lichte braust das Meer.
Wogen und Wolken wandern schwer:
Wandern schwer und trübe einher.
Da sind keine Mauern
und doch auch hier nur Schweigen und Trauern?
Oder auch hier ein Zwiesprachhalten
mit dunklen Gewalten?
Ein Bitten, ein Flüstern, am Ende ein Schreien,
über den leuchtenden Wüsteneien,
sie von dem Fluche des Scheins zu befreien?
Sind Wogen und Winde marternde Fragen
und niemand will ihnen Antwort sagen?
Oder müssen sie nutzlos flehen,
zu vergehen?
Oder ist es ein trübes Trauern,
daß sie vergehen und nicht dauern?
Hoffen sie noch? Und warten sie nur?
Horch, die Glocke der Klosteruhr!

(Elsa konsultiert Spezialisten) Dieses Gedicht, dessen Inhalt die Herzogin nicht verstehen konnte und das sie deshalb besonders beunruhigte, veranlaßte

Digitized by Google

ſie, nacheinander einen gelehrten frommen Biſchof, einen paduaniſchen Arzt und einen Mönch jenes Kloſters, deſſen Nähe das kleine Poem verſchuldet hatte, heranzuziehen. Der Mönch hatte als Teufelsbanner eine große Berühmtheit erlangt. Die drei Männer, über die vermutliche Urſache dieſer verworrenen Zeilen befragt, äußerten ſehr verſchiedene Anſichten. Der Biſchof verhehlte nicht, oder deutete wenigſtens an, daß ſeiner Meinung nach dieſes Poem des Herzogs Hilfreich von Brabant vielleicht ein wenig nach Ketzerei rieche. Er wolle nicht ſagen, es liege darin eine Ketzerei, aber man könne es dieſem und jenem einfältigen Menſchen nicht verdenken, wenn er den Irrtum beginge, etwas dergleichen darin zu ſehen. Er verfehlte nicht, eine Menge wunderlicher Gerüchte, die begreiflicherweiſe im Volke umherliefen . . .

Der Biſchof ſchloß: An eurer Stelle, Frau Herzogin, würde ich eine Gelegenheit herbeizuführen ſuchen, um von eurem Gatten ein offenes Geſtändnis über ſeinen Namen und ſeine Herkunft zu erhalten . . .

Der paduaniſche Arzt ſprach, als er das Gedicht geleſen hatte, vielerlei von feuchter und trockener Komplexion, ſchrieb Rezepte, verordnete heißen Wein, Abreibungen und Blutegel und legte die Verſicherung ab, wenn der Herzog Hilfreich dieſen Verordnungen nachlebe, werde ſo etwas nicht wieder vorkommen. Der Karthäuſer aber ſagte kurz: er zweifele durchaus nicht daran, daß der Herzog an gewiſſen Anfechtungen zu leiden habe . . .

Aber Gott ſei Dank machte die Herzogin Elſa von den Ratſchlägen der drei Herren keinen Gebrauch.

(Aber, aber, aber, aber
Jetzt kommt der Filuzius!)

Und ſchon waren die Mächte am Werk, denen jedes wirkliche Glück am Ende zum Opfer fällt. (Nämlich? nämlich? Wer veranlaßt Elſe die verbotene Frage zu tun? Wer? Raten Sie! Sie werden es in ihrem Leben nicht erraten! Die Inquiſition! Jawohl, die In-qui-ſi-tion!! Nein, es iſt kein großartiger Witz, es iſt Herrn Hauptmann blutiger Ernſt: die Inquiſition miſcht ſich in Lohengrins Ehe mit Elſa von Brabant! Sie können es nicht glauben? Ich zitiere weiter:) Nicht zum Wenigſten taten dazu die Verwandten des von Lohengrin erſchlagenen und gerichteten Telramund, die einen ihres Geſchlechts unter den Mitgliedern der ſogenannten Heiligen Inquiſition hatten, deſſen gehäſſige Wühlerei ſchließlich den Zuſammenbruch des Glücks dieſer muſtergültigen Ehe bewirkte. Die heilige Inquiſition iſt heute Gott ſei Dank abgeſchafft. Sie war ein ſogenanntes geiſtliches Gericht neben dem weltlichen und verbrannte ſonderbarerweiſe Hunderttauſende von armen, unſchuldigen Menſchen, angeblich weil ſie in die Gewalt des Satans geraten wären...

Digitized by Google

Die drei Herren der Inquisition waren in lange dunkle geistliche Kleider gehüllt, hatten Käppis auf ihren Glatzen, aber man sah um ihre weißen Häupter nicht die Spur eines Heiligenscheins. Menschengesichter haben nicht selten eine gewisse Tierähnlichkeit, und diese hier sahen alten, halbgerupften, blutgierigen Aasgeiern nicht unähnlich . . . Herzogin Elsa entrüstete sich . . . Handel und Schiffahrt blühen auf, der Bauer wird reich und der Arbeitsmann hat zweierlei Fleisch, zweierlei Fisch und zweierlei Gemüse zu Tisch. Das, sagten die Inquisitoren, sind Dinge, die nur den sündigen Leib betreffen. Sie sagten: Der sündige Leib ist ein Madensack! wobei ihre Augen zu winzigen, weißen Punkten wurden. Niemals, meinte heftig die Herzogin, habe ich einen gesunden Leib mit einem Sack voll Maden vergleichen können. — Als sie das sagte, blickten die Inquisitoren einander mit weißen Augen an, auf eine Art, die wahrhaftig nichts Gutes weissagte.

Was Wunder, nachdem sie gegangen waren, hatte die Herzogin Angst bekommen. Kein Mensch, ja nicht einmal ein regierender Fürst war damals sicher vor den Krallen der Inquisitions-Geier . . .

(Die große Szene) Lieber, antwortete Else, es trübe dir keinen Augenblick. Schließlich ist es doch nur lächerlich, wenn sie in einem einfachen, weißen Schwan Zauberei wittern. — Ah, sie verdächtigen mich wegen der Helmzier, die ich trage, der Zauberei. Und es ist doch nur eine Helmzier, die ich als Symbol deiner Reinheit und Unschuld angelegt habe. — Nicht allein deiner Helmzier wegen, verzeih mein Lieb, erwiderte Else, regt sich der allgemeine Verdacht, sondern jenes lebendigen Schwanes wegen, der, als du zu meiner Rettung erschienst, vor deinem Schifflein geschwommen ist . . . — Was sprichst du da, meine liebe Else von Brabant? Ich kann dich da wirklich nicht verstehen. Ein Schwan auf der Schelde bedeutet nichts. Und wenn der Zufall einen vor meine Barke gebracht hat, als ich übers Wasser kam, welcher Hansnarr wollte da Zauberei riechen? — Hast du denn ganz vergessen, mein Geliebter, sagte Else, wie du im Bereich des jubelnden Volks erschienen bist und daß dein Schiff von einem Schwane an Blumenketten gezogen wurde? — Kind, es ist kein Wunder, wenn du bei deiner damaligen Not mich wie eine Art gottgesandten Märchenprinzen, von einem Schwane gezogen, gesehen hast! — . . . So weißt du wohl auch nicht mehr, daß du uns deinen Namen, deine Herkunft und deinen Stand verheimlicht hast? — O weh, du hast recht! ich hatte das wahr und wahrhaftig in all der Zeit, die zwischen damals und heute liegt, vergessen . . . Königin meines Herzens, Else, glaube mir, selbst wenn man mich jetzt auf die Folter legte, ich wüßte nicht mehr wie ich heiße, wer mein Vater und meine Mutter war und woher ich gekommen bin. — Laß es dich nicht beängsten, ich kenne dich, wie ich dich kenne! du bist, der du bist! (und so weiter. Ich kann diesen infamen Mist nicht länger abschreiben.)

Digitized by Google

Wer könnte leugnen, daß in solchen Anklagen eine gewisse Wahrheit lag, und wie hätte Lohengrin diese Wahrheit verkennen sollen, da er die gleichen Klagen gegen sein eigenes Geschick und seine grausame Führung richtete. (Aus einem deutsch-lateinischen Exerzitium für Quarta.)

Da geschah das Unerhörte, daß *am Schluß seines Liedes, und nachdem der Sänger geendet hatte*, neben brausendem Beifall sich ein lautes Hohngelächter bemerklich machte (ungefähr wie am Schluß Hauptmannscher Premièren, und nachdem der Vorhang gefallen ist, neben brausendem Beifall sich ein vernehmliches Zischen bemerklich macht).

(Lohengrin ruft) Ich betreibe weder weiße Magie noch schwarze Magie. Und er rief plötzlich: Bringt mir die goldene Harfe ... Es ward, als wenn die Seele der alldurchdringenden Gottheit in sich zu musizieren anfing und in endlos wechselnden Harmonien redete.

(Jetzt kommt das Schönste, die von Hauptmann verbesserte Gralserzählung:)

Ich wohne an einem breiten Strom.
Ich wohne in einem hohen Dom.
Der breite Strom fließt durch den Dom.
Und breiter immer wird der Strom,
und höher immer wölbt der Dom.
Der Strom fließt endlos durch den Dom.
Im Nachen schwimm ich auf dem Strom:
D'rin spiegelt sich ein zweiter Dom:
Ich tauche nieder in den Dom —
und tauche wieder aus dem Strom
geflügelt in den obern Dom:
Musik durchrauschet voll den Dom.
Und Well auf Welle bringt der Strom.
Und alles wogt und klingt im Dom:
und dröhnt und bebet laut im Dom.
Du weißt nicht: bist nur du der Strom?
Bist, was da rauscht und braust im Dom?
Am Ende bist du selbst der Dom.

Ich mag nicht mehr, ich kann nicht mehr.

Ich habe Hauptmann gewiß ausführlich genug zu Wort kommen lassen.

Aber der Raum dieser Zeitschrift ist wirklich zu etwas Gescheiterem da, und ich habe meine Zeit nicht gestohlen, und schriebe wirklich lieber über ein anständiges Buch, als daß ich meine Zeit und diesen Raum damit vergeudete, Hauptmannische Prosa und Hauptmannische Lyrik abzuschreiben.

Aber es mußte sein.

Lest! lest! lest! das ist euer Hauptmann! da habt ihr ihn, euern Dichter!

Seht ihn, wie er arbeitet!

Diesen Stoff kennt ihr, hier *könnt* ihr urteilen, hier *müßt* ihr urteilen!

Ihr meint, diese unqualifizierbare Verballhornung einer unserer herrlichsten deutschen Sagen sei natürlich sofort von den zuständigen Richtern, nämlich

Digitized by Google

den Germanisten unserer Universitäten, gehörig gebrandmarkt worden: ihr täuscht euch, Freunde!

Auf der ganzen Linie wird dies Machwerk totgeschwiegen.

Ich kenne nur zwei Literarhistoriker, die es öffentlich ablehnten: von der Leyen im „Bücherwurm", noch energischer Eduard Engel in „Über Land und Meer".

Sonst ist alles mäuschenstill:

„Pst! Pst! Um Gottes willen! Erst Atlantis, dann das Festspiel — nur kein Sterbenswörtchen vom Lohengrin!"

Mechanismus, Vitalismus und Seele.

Von Gustav Wolff in Basel.

In der Wissenschaft vom Lebenden stehen sich noch immer zwei Forschungsrichtungen gegenüber, die man gewöhnlich durch die Bezeichnungen „Mechanismus und Vitalismus" auseinanderhält. Der Mechanismus behauptet, die wissenschaftliche Beschäftigung mit den Lebenserscheinungen habe sich zu beschränken auf die Forschungsweisen, die sich beim Studium der anorganischen Natur herausgebildet haben. Dieser Satz ist gewiß richtig, wenn er heißen soll, daß die beobachtende Erfahrung die Grundlage ebensowohl der organischen wie der anorganischen Naturwissenschaft sein soll. Oft wird der Satz aber dahin verstanden, daß die Beschreibung der im Organismus sich abspielenden chemisch-physikalischen Vorgänge die ausschließliche Aufgabe der organischen Naturwissenschaft sei. Eine solche Beschränkung der Wissenschaft ist dogmatisch. Sie verbietet willkürlich die Untersuchung und bestimmt selbstherrlich die Beantwortung einer Frage, deren Prüfung gerade die erste Aufgabe der organischen Naturwissenschaft sein muß, der Frage nämlich, ob zwischen der lebenden und toten Natur ein Unterschied besteht. Sie macht etwas, das höchstens ein Resultat der Forschung sein könnte, zum Ausgangspunkt und zur Voraussetzung der Wissenschaft; denn wenn es die ausschließliche Aufgabe der Forschung ist, die im Organismus sich abspielenden physikalisch-chemischen Vorgänge zu beschreiben, so ist es selbstverständlich, daß diese Forschung nichts anderes finden kann. Diese Tatsache darf dann aber nicht, wie es immer wieder geschieht, als ein Forschungsergebnis verkündigt werden.

Das Postulat einer Gleichheit der im lebenden und toten Körper sich abspielenden Vorgänge wird auf mehrfache Arten zu begründen versucht, z. B. mit der Behauptung: demjenigen falle die Beweislast zu, der jene Gleichheit

Digitized by Google

bestreite. Nun ist ja ohne weiteres zuzugeben, daß auch in der Wissenschaft ein geregeltes Verfahren, sozusagen eine Erkenntnisprozeßordnung, eingehalten werden muß. Jede Forschung geht aus von dem unmittelbar Gegebenen, von der Art, wie uns die Welt erscheint. Es ist selbstverständlich, daß in der Astronomie nicht das Kopernikanische sondern das Ptolemäische Weltbild das erste sein mußte, weil es das unmittelbar gegebene war. Denn der Mensch sah nicht die Erde um die Sonne, sondern die Sonne um die Erde sich bewegen. Wollte jemand diese, der unmittelbaren Betrachtung sich aufdrängende Auffassung umstoßen, so war er verpflichtet, seine entgegengesetzte Anschauung zu beweisen.

Die Unterscheidung lebender und lebloser Körper ist nun etwas, das mit so elementarer Unmittelbarkeit, mit so unwiderstehlichem Zwang der beobachtenden Forschung sich aufdrängt, daß die vom Mechanismus proklamierte Gleichheit beider Erscheinungsgruppen niemals als das zunächst Gegebene angesehen werden kann. Die Verschiedenheit zwischen Lebendem und Totem ist das uns unmittelbar Gegebene; sie bedarf keines Beweises, sondern derjenige, der die Verschiedenheit bestreitet, hat den Beweis zu führen.

Die Ökonomie der Forschungsmethoden, auf die in solchen Betrachtungen gerne hingewiesen wird, kann ja niemals ein wirkliches Beweismoment bilden. Einfacher wäre es freilich, wenn wir in der organischen Natur nichts anderes fänden, als physikalisch-chemische Vorgänge. Aber das Verlockende dieser Einfachheit kann doch höchstens den Versuch rechtfertigen, ob sich die organischen Erscheinungen auf anorganische zurückführen lassen. Dazu bedarf es aber jener Begründung gar nicht, denn die Berechtigung jenes Versuches ist selbstverständlich. Zwei verschiedene Dinge sind aber der Versuch, eine Erklärungsweise möglichst auszudehnen, und die dogmatische Behauptung ihrer allgemeinen Gültigkeit.

Das Hauptargument, das der Mechanismus immer wieder für seine Auffassung heranzieht, bildet der Hinweis auf die zahlreichen physikalisch-chemischen Prozesse, die wir in immer größerer Zahl im Organismus sich abspielen sehen. Für die Frage, ob sich die organischen Vorgänge auf mechanische Prozesse zurückführen lassen, hat aber der Nachweis mechanischer Prozesse im Organismus keine Bedeutung. Daß im Organismus physikalisch-chemische Vorgänge sich abspielen, hat noch niemand bestritten, und es ist dies eine so selbstverständliche Tatsache, daß man schwer begreift, wie sie fortwährend zur Widerlegung eines nicht-mechanischen Standpunktes angeführt werden kann. So berechtigt das Bestreben ist, unsere Kenntnisse der im lebenden Körper sich vollziehenden mechanischen Vorgänge zu erweitern und zu vertiefen, so gering ist die prinzipielle Bedeutung all dieser Erfolge für die mechanische Erklärung der Lebensvorgänge. Solche Ergebnisse führen uns dem Ziele einer restlosen Auflösung alles organischen Geschehens in anorganische Prozesse nicht näher, sondern sie rücken dieses Ziel immer weiter hinaus. Je genaueren Einblick wir

Digitized by Google

erhalten in den physikalisch-chemischen Zusammenhang eines im lebenden Körper sich vollziehenden Geschehens, umso deutlicher offenbart sich in der Art dieses Geschehens das organische Prinzip der Zweckmäßigkeit, um so offenkundiger enthüllt sich die Tatsache, daß all diese physikalisch-chemischen Prozesse derart angeordnet sind, daß sie die Herbeiführung einer bestimmten Leistung bewirken müssen.

Es hilft uns auch nichts, wenn im Organismus physikalisch-chemische Prozesse aufgedeckt werden, die unserer unmittelbaren Wahrnehmung verborgen sind, derart, daß sie nur mit dem Mikroskop oder andern subtilen Hilfsmitteln nachgewiesen werden können. Auch die in der mikroskopisch kleinen Zelle sich abspielenden physikalisch-chemischen Prozesse, ob nun die Zelle für sich ein lebendes Wesen bildet, oder ob sie zum Verband eines größeren Organismus gehört, können uns prinzipiell nichts anderes zeigen, als dasjenige, was wir alltäglich an unsern eigenen Gliedern beobachten können, an diesen verhältnismäßig einfachen Apparaten, deren Bewegungen sich nach den im Einzelnen zu berechnenden Hebelgesetzen vollziehen. Wir können diese Bewegungen registrieren, wir können sie in mathematischen Kurven und Formeln darstellen, aber die exakteste mathematisch-mechanische Beschreibung löst nicht das Problem, das uns diese Apparate aufgeben, sondern stellt das Rätsel der organischen Funktion immer deutlicher aber immer ungelöster vor unser Auge.

Da wir auf Grund unserer Erfahrung den Organismus definieren müssen als einen Körper, in welchem sich physikalisch-chemische Prozesse abspielen, die zu einer Funktion führen, so ist es unmittelbar selbstverständlich, das wir im Organismus, je genauer wir ihn kennen lernen, immer mehr mechanische Prozesse entdecken werden. Aber ebenso selbstverständlich muß es erscheinen, daß uns diese Entdeckungen das Wesen des Organischen nicht entschleiern können. Betrachten wir es nur als unsere Aufgabe, diese chemisch-physikalischen Vorgänge zu beschreiben, so werden wir natürlich nichts anderes finden, als in der anorganischen Natur. Wir ignorieren aber dann die funktionelle Natur dieser Prozesse, also diejenige Eigenschaft, die sie in charakteristischer Weise von den anorganischen Vorgängen unterscheidet.

Deshalb haben wir für die Lösung der Frage des Lebens auch nichts gewonnen, wenn es gelingt, eine Reihe von physikalisch-chemischen Erscheinungen, die wir in lebenden Körpern beobachten, bis zu einem gewissen Grade nachzuahmen. Wenn es gelungen ist, künstliche Schäume herzustellen, die ähnliche Bilder liefern, wie sie bei gewissen Vorgängen und Strukturverhältnissen im Körper einzelliger Wesen beobachtet werden, so sind solche außerordentlich verdienstvollen Versuche jedenfalls sehr geeignet, unsere Kenntnis der im Organismus sich abspielenden mechanischen Prozesse zu fördern. Einen Beitrag zur mechanischen Erklärung des Lebens können sie aber nicht liefern, und sie offenbaren uns auch nichts, was nicht von vornherein zu erwarten stand.

Digitized by Google

Ebenso wenig wird die mechanische Erklärung des Lebens gefördert durch den Hinweis auf die immer einfacher werdende Struktur des Protoplasmas bei den einfachsten einzelligen Wesen. Die oft wiederholte Behauptung, daß die niedersten Organismen weiter nichts sind als einfache Eiweißklümpchen, ist nur geeignet, den Tatbestand zu verwirren. Ein mikroskopisches Tröpfchen Hühnereiweiß ist ein einfaches Eiweißklümpchen, aber es ist kein Organismus, denn die an ihm sich abspielenden physikalisch-chemischen Erscheinungen zeigen keinerlei Funktion, wie wir sie selbst an den allereinfachsten Protozoen nicht vermissen.

Jede gründliche Betrachtung einer organischen Erscheinung führt uns zu der Überzeugung, daß zum Verständnis des Organischen zwar eine möglichst genaue Kenntnis der einzelnen physiko-chemischen Vorgänge notwendig ist, daß jedoch eine Beschränkung auf das Studium und die Beschreibung dieser Vorgänge das eigentlich Wesentliche des Lebenden unberücksichtigt ließe. Eine solche Beschränkung ist auch in Wirklichkeit gar nicht durchzuführen, und sie wird immer nur theoretisch proklamiert. Denn die Physiologie, welche die Funktionen des lebenden Körpers erforscht, muß die auf ein bestimmtes Ziel gerichtete Tätigkeit der Organe studieren und beschreiben, ist also in Wirklichkeit durchaus teleologisch, einerlei ob sie es bestreitet oder ob sie es anerkennt. Jeder Physiologe, welcher die Funktion der Organe studiert, ist Teleologe, denn der Begriff der Funktion hat einen teleologischen Charakter.

Die Funktion ist eine Erscheinung, die in der anorganischen Natur nicht beobachtet wird. Jedes Nachdenken über das Wesen dieser eigenartigen Erscheinung muß dazu führen, gewisse Analogien zu erkennen zwischen ihr und psychischen Vorgängen. Da nun ohnehin schon in den ältesten Zeiten bei der Beschäftigung mit der Tierwelt in erster Linie diejenigen Vorgänge den Blick des Beobachters fesseln mußten, die auf eine gewisse Verwandtschaft mit seinem eigenen Wesen zu deuten schienen, so ist es ganz selbstverständlich, daß die Tiere von jeher, und lange vor Linné, als beseelte Wesen gegolten haben. Ebenso begreiflich ist es, daß auch in denjenigen Erscheinungen der lebenden Welt, welche das Psychische nicht in so deutlicher Weise zu offenbaren schienen, doch jener funktionelle Charakter alles beobachteten Geschehens den Gedanken an eine Beseelung alles Organischen hervorgerufen hat, und daß infolgedessen schon frühzeitig, schon bei den alten Naturphilosophen, die Neigung auftrat, Lebendes und Psychisches zu identifizieren. Und auch diejenigen alten Naturphilosophen, welche zur Lösung des Lebensproblems die zugleich älteste und modernste, nämlich die einfachste Lösung angewandt haben, indem sie in der lebenden Materie keine Besonderheit erblickten, auch diese Philosophen haben, indem sie die Eigenschaft des Lebens auf die anorganische Welt ausdehnten, häufig gleichzeitig auch die Beseeltheit auf das All übertragen und so den Hylozoismus zum Panpsychismus gemacht.

Digitized by Google

Ganz geschwunden sind solche Vorstellungen niemals; sie treten auch heute in sonst ganz heterogenen Schriften auf, und diese Vorstellungen haben ihre Wurzel in der nicht zu bestreitenden Verwandtschaft des Teleologischen und des Psychischen. Daß der Begriff der Zweckmäßigkeit ursprünglich unserem eigenen Seelenleben entstammt, ist ja ohne weiteres selbstverständlich, aber das Verhältnis, in welchem die Teleologie zum Psychischen steht, ist trotzdem, oder gerade deshalb, vielfach mißverstanden worden, obwohl schon vor mehr als hundert Jahren einer der größten Denker aller Zeiten diese Frage mit bewunderungswürdiger Klarheit und Sicherheit gelöst hat.

Die organische Zweckmäßigkeit zwingt uns zur Annahme eines Kausalverhältnisses, das wir sonst nur in unserm geistigen Dasein erleben. Diese besondere Art von ursächlichem Verknüpftsein dreht das zeitliche Kausalverhältnis um, das wir bei mechanischen Vorgängen ausschließlich beobachten. Während wir hier immer die Wirkung als Folge einer vorangegangenen Ursache ansehen müssen, gibt es, wie Kant in der Kritik der teleologischen Urteilskraft ausführlich dargelegt hat, eine Gruppe von Erscheinungen, bei denen auch ein umgekehrtes Kausalverhältnis stattfindet. Kant sagt hierüber:

„Die Erfahrung leitet unsere Urteilskraft auf den Begriff einer objektiven und materialen Zweckmäßigkeit, d. i. auf den Begriff eines Zwecks der Natur nur alsdann, wenn ein Verhältnis der Ursache zur Wirkung zu beurteilen ist, welches wir als gesetzlich einzusehen uns nur dadurch vermögend finden, daß wir die Idee der Wirkung, der Kausalität ihrer Ursache, als die dieser selbst zum Grunde liegende Bedingung der Möglichkeit der ersteren, unterlegen.“[1])

Ferner:

„Ein Ding existiert als Naturzweck, wenn es von sich selbst (obgleich in zweifachem Sinne) Ursache und Wirkung ist.“[2])

Die Möglichkeit solch doppelten Kausalverhältnisses ergibt sich fortwährend in der Tätigkeit des Menschen. Kant führt als Beispiel ein Haus an, das einerseits die Ursache der Einnahmen ist, die durch Miete entstehen, während andrerseits auch die Einnahmen, d. h. die Vorstellung dieses Einkommens, die Ursache der Erbauung des Hauses war.

Wenden wir das Kantsche Schema auf irgend einen Vorgang der organischen Natur an, so können wir z. B. sagen: Die Herztätigkeit ist die Ursache des Blutumlaufs; umgekehrt ist aber der herbeizuführende Blutumlauf auch die Ursache des Daseins des Herzens.

Das Kantsche Exempel vom Miethaus und das Beispiel vom Herzen unterscheiden sich nur dadurch von einander, daß bei jenem ein psychisches Element unmittelbar deutlich ist; und zwar macht uns gerade das psychische Element, die Vorstellung des Mietzinses, wenn wir einmal die menschliche Psyche als

[1]) Kant, Kritik der Urteilskraft, 2. Auflage S. 279. — [2]) *l. c.* S. 286.

Digitized by Google

gegeben hinnehmen, dieses umgekehrte Kausalverhältnis begreiflich. Demgegenüber befindet sich in dem analogen Kausalverhältnis des Beispiels vom Herzen gerade an dieser Stelle eine Lücke, die allerdings das Zwingende der Kausalverknüpfung nicht verringert.

Das Verhältnis der mechanistischen zur teleologischen Kausalität ist von Kant in folgender Weise dargelegt worden:

Sowohl der Satz: „Alle Erzeugung materieller Dinge und ihrer Formen muß, als nach bloß mechanischen Gesetzen möglich, beurteilt werden", als auch der ihm entgegenstehende Satz: „Einige Produkte der materiellen Natur können nicht, als nach bloß mechanischen Grundsätzen möglich, beurteilt werden (ihre Beurteilung erfordert ein ganz anderes Gesetz der Kausalität, nämlich das der Endursachen)"[1] sind regulative Grundsätze, die nicht in konstitutive verwandelt werden dürfen. Als objektive Prinzipien der bestimmenden Urteilskraft würden sie einander widersprechen und einer der beiden Sätze müßte falsch sein. Der daraus entstehende Widerspruch wäre keine Antinomie der Urteilskraft sondern „ein Widerstreit in der Gesetzgebung der Vernunft". „Die Vernunft kann aber weder den einen noch den andern dieser Grundsätze beweisen, weil wir von Möglichkeit der Dinge nach bloß empirischen Gesetzen der Natur kein bestimmendes Prinzip *a priori* haben können."

Dagegen widersprechen jene als Maximen einer reflektierenden Urteilskraft angewendeten Sätze einander nicht; denn mit dem Versuch, alle Ereignisse der materiellen Natur so weit es möglich ist, nach rein mechanischen Gesetzen zu beurteilen, ist die Ausschließlichkeit des mechanischen Geschehens nicht behauptet, und es besteht kein Hindernis, sobald eine ausschließlich mechanistische Beurteilung nicht mehr möglich ist, nämlich den Organismen gegenüber, die zweite Maxime anzuwenden, die nach dem Prinzip der Endursachen reflektiert[2].

Die mechanistische Beurteilung ist nach Kant vor allem deshalb im weitesten Umfang anzuwenden, weil da, wo Zwecke als Gründe der Möglichkeit gewisser Dinge gedacht werden, auch Mittel angenommen werden müssen, „deren Wirkungsgesetz für sich nichts einen Zweck Voraussetzendes bedarf, mithin

[1]) Kritik der Urteilskraft, S. 314. — [2]) Regulativ und heuristisch ist nicht dasselbe. Ein bloß heuristisches Prinzip ist nach Kant die teleologische Beurteilung nicht, oder höchstens nur in dem Sinne, in welchem auch die mechanistische Beurteilung als heuristisches Prinzip angesehen werden müßte. Die Anwendung dieses Prinzips der Teleologie auf organische Körper ist nach Kant eine schlechthin notwendige. Von der teleologischen Beurteilung als einem heuristischen Prinzip redet Kant nur bei Besprechung der Frage, inwieweit es berechtigt sei, diese Maxime der Urteilskraft auch „am Ganzen der Natur" zu versuchen, also nicht nur den Organismen gegenüber, bei denen ihre Anwendung zwingend ist (*l. c.*, S. 334 und 355).

Digitized by Google

mechanisch und doch eine untergeordnete Ursache absichtlicher Wirkungen sein kann [1])."

Mit dieser Darlegung hat Kant jeden zwischen dem Standpunkt des Mechanismus und des Vitalismus möglichen Streit schon längst entschieden. Und wenn unsere Mechanisten nur einmal die Kritik der teleologischen Urteilskraft studieren wollten, so würden sie darin die Grenzen des Mechanismus in einer Weise festgestellt finden, die sich unmittelbar auf alle unsere heutigen Probleme anwenden läßt. Sie würden erkennen, „daß zwar das Prinzip einer mechanischen Ableitung zweckmäßiger Naturprodukte neben dem teleologischen bestehen, dieses letztere aber keineswegs entbehrlich machen könnte: das heißt man kann an einem Dinge, welches wir als Naturzweck beurteilen müssen (einem organischen Wesen), zwar alle bekannten und noch zu entdeckenden Gesetze der mechanischen Erzeugung versuchen, und auch hoffen dürfen damit guten Fortgang zu haben, niemals aber der Berufung auf einen davon ganz unterschiedenen Erzeugungsgrund, nämlich der Kausalität durch Zwecke, für die Möglichkeit eines solchen Produktes überhoben sein; und schlechterdings kann keine menschliche Vernunft (auch keine endliche, die der Qualität nach der unserigen ähnlich wäre, sie aber dem Grade nach noch so sehr überstiege) die Erzeugung auch nur eines Gräschens aus bloß mechanischen Ursachen zu verstehen hoffen [2])."

Ausdrücklich betont aber Kant immer wieder, daß etwas Spezielleres über eine teleologische Ursache nicht ausgesagt werden kann. „Es ist doch ganz etwas anderes, ob ich sage: die Erzeugung gewisser Dinge der Natur ist nur durch eine Ursache, die sich nach Absichten zum Handeln bestimmt, möglich; oder: ich kann *nach der eigentümlichen Beschaffenheit meiner Erkenntnisvermögen* über die Möglichkeit jener Dinge und ihre Erzeugung nicht anders urteilen, als wenn ich mir zu dieser eine Ursache, die nach Absichten wirkt, mithin ein Wesen denke, welches nach der Analogie mit der Kausalität eines Verstandes produktiv ist [3])." Damit wird schon von Kant auf das deutlichste ausgesprochen, daß die Analogisierung der organischen Zweckmäßigkeit mit Psychischem nur in Form eines Vergleiches erfolgen darf bezw. erfolgen *muß*, daß wir aber nicht die geringste wissenschaftliche Berechtigung haben, zur Erklärung der organischen Zweckmäßigkeit eine psychische Ursache anzunehmen. Das Kantische „als wenn" wird vielleicht sprachlich bequemer ausgedrückt, wenn man von einer *psychoïden* Ursache spricht, wie ich dies früher vorgeschlagen habe [4]). Eine *psychische* Ursache, sei es außerhalb, sei es innerhalb des Organismus einzuführen, wäre durchaus unstatthaft, weil damit nur ein neues Rätsel konstruiert wäre, ohne daß das alte seiner Lösung auch nur um einen Schritt näher gebracht würde.

[1]) *l. c.*, S. 361. — [2]) *l. c.*, S. 353. — [3]) S. 333. — [4]) Mechanismus und Vitalismus, 2. Auflage, S. 14.

Digitized by Google

Eines ist ohne weiteres klar. Wenn ich infolge der eigenartigen Beschaffenheit meines Denkvermögens gezwungen bin, einer Reihe von Vorgängen nur mechanische, einer andern Reihe dagegen psychoïde Ursachen zuzuschreiben, so müssen sich diese beiden Reihen von Vorgängen in irgend einer prinzipiellen Weise unterscheiden. Obwohl wir die eigentliche Ursache dieses Unterschiedes nicht zu erkennen vermögen, so ist der Unterschied als solcher unbestreitbar.

Der Fehler, die organische Zweckmäßigkeit durch eine Psyche zu erklären, ist leider auch nach Kant, trotz seiner klaren und zwingenden Darlegungen immer aufs Neue gemacht worden. Einer der Gründe, die solche Spekulationen fortgesetzt wieder auftauchen lassen, dürfte wohl in der Schwierigkeit liegen, die Grenzen des Psychischen zu bestimmen, vor allem den Punkt anzugeben, an welchem in der Reihe der Organismen das Psychische zum ersten Male erscheint. Die direkte Erkennung des Psychischen ist uns ja nur in der Form von Selbstbeobachtung möglich. Daß es außer meinen eigenen Bewußtseinstatsachen noch psychische Dinge gibt, die von einem andern Bewußtsein erlebt werden, ist keine Beobachtungstatsache sondern eine auf einen Analogieschluß gegründete Hypothese. Es ist allerdings eine Hypothese, von deren Richtigkeit wir ebenso überzeugt sind, wie von der Richtigkeit des pythagoräischen Lehrsatzes, das heißt es ist dem einzelnen menschlichen Bewußtsein unmöglich, nicht anzunehmen, das es andere Menschen gibt mit einem ähnlichen Bewußtsein und ähnlichen innern Erlebnissen. Wenn wir das aber auch für die Menschen annehmen müssen, und wenn der Standpunkt des extremsten Solipsismus höchstens als theoretische Formel, aber nicht als Ausdruck einer wirklichen Überzeugung vertreten werden kann, so ist die Sache sofort anders, sobald wir zu der Tierreihe heruntersteigen. Zwar die meisten Menschen werden wenigstens den höheren Säugetieren noch ein Bewußtsein zuschreiben, aber je tiefer wir in der Tierreihe herabgehen, umso unsicherer werden wir in der Deutung vermeintlicher Ausdrucksbewegungen, und umso schwankender wird unsere Ansicht über die Frage, ob ein Bewußtsein vorhanden ist.

Man hat sich große Mühe gegeben, diejenigen Bewegungen niederer Organismen, welche den Eindruck von Handlungen machen, als maschinenmäßig ablaufende Vorgänge darzustellen, die von keinerlei Bewußtseinserscheinungen begleitet sind. Die zurzeit viel behandelte Lehre von den „Tropismen" wird von einer Reihe von Forschern in einer Weise auszubilden gesucht, die alle diese Erscheinungen mechanisch erklären soll. Das Schema, nach welchem solche Ansichten entwickelt werden, ist folgendes: Ein bilateralsymmetrischer Organismus, zum Beispiel ein Wurm, der vom Licht angelockt wird, also die Erscheinung eines positiven Heliotropismus darbietet, wird durch den auf den Körper fallenden Lichtreiz zur Lokomotion veranlaßt, weil die durch den Lichtreiz erzeugte Erregung diejenigen physiologischen Prozesse im Organismus

Digitized by Google

herbeiführt, welche zur Kontraktion der Muskeln führen. Wirkt nun eine Lichtquelle von der Seite auf den Organismus ein, so wird bei diesem bilateralsymmetrischen Tiere auf einer Körperseite eine stärkere Muskeltätigkeit entwickelt als auf der anderen, und es kommt dadurch zu einer Seitwärtsbewegung beziehungsweise zu einer spiraligen Drehung des Körpers, die so lange andauert, bis das Tier eine Lage angenommen hat, in welcher beide Seiten gleichmäßig vom Licht getroffen werden. Sobald dieser Zustand herbeigeführt ist, bewegt sich das Tier in gerader Linie auf die Lichtquelle zu, weil nunmehr die Lokomotionsapparate beider Seiten in völlig gleichmäßiger Weise arbeiten. Die Möglichkeit kann nicht bestritten werden, daß wir manche wie Handlungen aussehende Bewegungen zahlreicher niedriger Organismen als solche Tropismen auffassen dürfen, und wenn wir auch nicht wissen, ob solche maschinellen Deutungen, die ja ausschließlich konstruiert sind, und gegen die sich jedenfalls viel einwenden ließe, wirklich denjenigen Mechanismus darstellen, durch welchen der Bewegungserfolg erreicht wird, so müssen wir doch zugeben daß es möglich ist, das Zustandekommen solcher Tropismen auf rein mechanischem Wege sich vorzustellen; und wenn dies möglich ist, so fällt jeder wissenschaftliche Grund weg, in solchen Fällen die Mitwirkung psychischer Vorgänge vorauszusetzen. Es muß also zugegeben werden, daß das Vorkommen psychischer Prozesse bei zahlreichen Organismen wenigstens durch die Beobachtung nicht nachgewiesen und zur Erklärung der Erscheinungen nicht gefordert wird.

Man könnte versuchen, das Vorkommen psychischer Faktoren auch bei niedrigen Organismen nicht durch Beobachtung, sondern auf rein theoretischem Wege wahrscheinlich zu machen, indem man darauf hinweist, daß im allgemeinen alle diejenigen Funktionen, welche wir bei den höchsten Organismen beobachten, schon *in nuce* sich bei den niedrigsten Organismen abspielen. Stoffwechselvorgänge, Sekretionsprozesse, Plasmabewegungen, Kontraktionserscheinungen, kurz alle diejenigen Erscheinungen, welche wir an den Zellen höherer Tiere beobachten, sind im Grunde nur spezielle Differenzierungen von Prozessen, die auch im Körper der allerniedrigsten Organismen vorkommen. Nur durch die spezielle Ausbildung und die mannigfachsten Kombinationen dieser elementaren Lebensfunktionen wird die weitere Ausbildung höherer Organismen bewirkt. Diesem Gedankengang folgend könnte man zur Vermutung gelangen, daß auch die psychischen Erscheinungen höherer Organismen schon in irgend einer Weise im niedrigsten Lebewesen enthalten sind, und derselbe Gedankengang könnte durchgeführt werden auch für die ontogenetische Entwicklung der höchsten Tiere. Wie ja *in potentia* sämtliche Funktionen des höchst entwickelten Organismus schon irgendwie in den Keimzellen enthalten sein müssen, so könnte dies für die psychischen Faktoren angenommen, und dadurch wenigstens theoretisch die Schwierigkeit beseitigt werden, die sich uns entgegenstellt, wenn

Digitized by Google

wir bestimmen wollen, an welchem Punkt der individuellen Entwicklung das Psychische im Organismus auftaucht.

So bestechend eine solche Ableitung uns auch erscheinen mag, so bringt sie uns im Grunde doch nicht der Lösung desjenigen Rätsels näher, das uns in erster Linie wichtig sein muß. Wenn wir das Psychische wie andere Lebensfunktionen als eine elementare Eigenschaft der lebenden Zelle betrachten, so müßten wir das Vorhandensein dieser Potenz auch für die einzelnen Zellen des höheren Organismus behaupten. Nun hat man ja vielfach manchen derartigen Zellen psychische Eigenschaften zusprechen wollen. Man hat zum Beispiel in den Zellen des Darmepithels psychische Qualitäten finden wollen, vermöge deren ein solcher Elementarorganismus imstande sei, die zuträglichen Nahrungsstoffe aufzunehmen und die schädlichen abzulehnen. Wenn wir psychische Faktoren in den einzelnen Zellen zum Beispiel des menschlichen Organismus annehmen wollten, so würden wir jedoch durch diese Annahme denjenigen psychischen Erscheinungen, die sich im Bewußtsein des Organismus abspielen, nicht um einen Schritt näher kommen. Die etwaigen Lust- und Unlustgefühle der Epithelzellen meines Dünndarmes haben mit den von meinem Bewußtsein erlebten Gefühlen sicher nichts zu tun. Auch ist die Vorstellung jedenfalls nicht unmöglich, daß auch die gewiß sehr merkwürdige, scheinbar auswählende Funktion der Darmzellen zustande kommen kann ohne Mitwirkung psychischer Prozesse. Genau wie eine Eizelle nur auf eine bestimmte Art von Spermatozoen eingestellt ist, dergestalt, daß allen andern das Eindringen unmöglich gemacht wird, so könnten wir uns durchaus die Möglichkeit denken, daß die Darmzellen nur für bestimmte Arten von Stoffen aufnahmsfähig sind. Die Annahme psychischer Prozesse würde unser Verständnis in keiner Weise weiterführen, und so fehlt uns eine genügende wissenschaftliche Berechtigung, psychische Prozesse für die einzelnen Zellen des höheren Organismus anzunehmen.

Nach dem heutigen Stand unseres Wissens haben wir also kein Recht, allen Organismen psychische Qualitäten zuzuschreiben, wir sind aber nicht imstande, die Grenze anzugeben, an der das seelische Leben beginnt. Die heutige Forschung zeigt vielfach die Tendenz, diese Grenze möglichst weit nach oben zu rücken. Sobald psychisches Leben überhaupt zugegeben wird, hat diese Grenzfrage kein prinzipielles sondern nur systematisches Interesse. Jene Tendenz geht aber häufig von der Hoffnung aus, alle seelischen Prozesse völlig eliminieren zu können.

Diese Forschungsrichtung muß als das selbstverständliche, als das letzte und wichtigste Ziel des Mechanismus erscheinen. Solange psychische Prozesse zugegeben werden, bleibt der teleologischen Naturbetrachtung immer noch der Hinweis auf Bewußtseinsvorgänge, also auf Prozesse, die zweifellos teleologischen Charakter tragen. Gelingt es aber dem Mechanismus, auch die Be-

Digitized by Google

wußtseinsvorgänge auszuschalten, so raubt er damit den vitalistischen Bestrebungen die Möglichkeit, sich auf das tatsächliche Gegebensein teleologischer Vorgänge zu berufen und die Zweckmäßigkeit der organischen Welt in Analogie zu bringen mit den Zweckhandlungen des bewußten Denkens.

Auch diesen Versuch, die Bewußtseinstatsachen zu leugnen, hat der Mechanismus mutig und unverdrossen übernommen. Schon das oben erwähnte Bestreben, das Seelische auf einen immer kleineren Kreis von Lebewesen einzuschränken, entspringt der Hoffnung, den Radius dieses Kreises schließlich der Null ohne Ende sich nähern zu lassen.

Das gleiche Ziel verfolgen die immer wieder auftauchenden Bemühungen, die Psychologie als eine der Exaktheit entbehrende Disziplin hinzustellen, die außerhalb der Wissenschaft stehe, und deren Gegenstand daher in wissenschaftlichen Fragen keine Beachtung beanspruchen könne.

Gerade in der heutigen Zeit ist man vielfach bestrebt, der objektiven Seelenkunde, vor allem der Tierpsychologie, jeden wissenschaftlichen Charakter abzusprechen, und man begründet diese Stellungnahme einerseits mit den Schwierigkeiten, die sich einer objektiven Feststellung fremder Seelenvorgänge entgegensetzen, andererseits mit dem Hinweis auf die unsinnigen Anschauungen, die im Laufe der Zeiten schon über die geistigen Fähigkeiten der Tiere geäußert worden sind. War man von jeher geneigt, schon den rein vegetativen Verrichtungen der Organismen auf Grund ihrer Zweckmäßigkeit eine intellektuelle Ursache zuzusprechen, so mußte die Versuchung noch näher liegen, die zweckmäßigen Handlungen der Tiere, wie sie zutage treten in den Instinkten, vor allem in denjenigen, die mit der Brutpflege zusammenhängen, als Ausfluß einer Verstandestätigkeit zu betrachten. Man braucht nicht nur ältere Schriften durchzulesen, um auf die merkwürdigsten Anschauungen über die hohe intellektuelle Begabung der Insekten, der Vögel und anderer Tiere zu stoßen.

Es ist leicht, die naiven Irrtümer nachzuweisen, die solch kindlichen Auffassungen über die fast unbegrenzte Intelligenz der Tierwelt zugrunde liegen. Und es ist auch richtig, daß noch in unserer Zeit selbst von ernsten Forschern manche im Tierleben sich abspielenden Vorgänge als intellektuelle Leistungen betrachtet werden, die, wenn solche Auffassung richtig wäre, eine Intelligenz verraten würden, welche diejenige der Menschen weit überträfe. Aber man macht es sich allzuleicht, wenn man mit der Widerlegung solcher Naivitäten das Psychische aus dem Tierleben eliminiert zu haben glaubt. Hat man solche Vorgänge auf Instinkt, auf Assoziationen oder auf andere, angeblich begreifliche Dinge zurückgeführt, so sind sie damit — vielleicht — ihres intellektuellen, nicht aber ihres psychischen Charakters entkleidet, denn Instinkthandlungen und Assoziationsprozeße setzen Empfindungen, Gefühle und Triebe voraus. Dies wird fortgesetzt vergessen von derjenigen modernen Richtung, die von dem Bestreben aus-

Digitized by Google

geht, Psychologie aus der Wissenschaft vollständig zu streichen und zu ersetzen durch die Physiologie des Zentralnervensystems.

Nehmen wir einmal eine der bekanntesten Programmschriften dieser Richtung zur Hand, zum Beispiel die Abhandlung von Üxkülls „Im Kampf um die Tierseele“ [1]), so erfahren wir, daß jede Hypothese, welche die Annahme eines Fremdbewußtseins zu ergründen sucht, fallen gelassen und die Forschung beschränkt werden soll auf das Studium sinnlich wahrnehmbarer Vorgänge. An die Stelle einer psychologischen Ableitung der tierischen Handlungen aus seelischen Vorgängen hat nur die physiologische Forschung der im Nervensystem wellenförmig ablaufenden Erregungszustände und der durch sie veranlaßten Muskelbewegungen oder anderer Reaktionen zu treten.

Auf diese Weise seien vor der objektiven Forschung die Empfindungen, das Gedächtnis und die Gedanken der Tiere entschwunden wie flatternde Nebelgestalten. „Die eiserne Kette objektiver Veränderungen, die mit der Erregung des Sinnesorganes anhob und mit der Muskelbewegung abschloß, wurde auch in der Mitte zusammengeschmiedet. Nirgends blieb ein Plätzchen für die Seele der Tiere. Auf diesen unantastbaren Tatsachen fußend, erklärte die vergleichende Physiologie die psychologischen Schlüsse für bloßen Aberglauben und bestritt der vergleichenden Psychologie das Recht, sich eine Naturwissenschaft zu nennen.“

Wenn derartige Argumentationen eine Disziplin in ihrer Existenz bedrohen könnten, so wäre allerdings, wie von Üxküll annimmt, die vergleichende Psychologie, und nicht nur diese, sondern überhaupt die Psychologie gefährdet. Denn, wie man auch über die Bedeutung jener Ableitungen denken mag, ihre etwaige Beweiskraft würden sie vollständig verlieren, sobald sie nicht auf die Gesamtheit der Tiere angewendet werden können, und jenes Plätzchen, das für die Seele der Tiere in der physiologischen Kette fehlt, ist ja doch für den Menschen erst recht nicht nachzuweisen.

Das hier herangezogene Problem vom Zusammenhang zwischen Leib und Seele kann aber für die Frage, ob es überhaupt etwas Psychisches gibt, nicht in Betracht kommen. Denn selbst derjenige, der eine kausale Beziehung zwischen seelischen Tatsachen und körperlichen Gehirnvorgängen bestreitet, hat doch damit nicht die Existenz des Psychischen widerlegt. Vollends verfehlt wäre es, aus der Unverständlichkeit eines mechanischen Zusammenhangs zwischen körperlichen und seelischen Vorgängen das Nichtvorhandensein psychischer Prozesse zu folgern.

Das letztere will übrigens von Üxküll gar nicht, sondern er verfolgt sein Ziel, wenigstens die Tierpsychologie zu stürzen, in anderem Zusammenhange. Er gibt eine Beziehung zwischen Hirnvorgängen und Empfindungen zu, die er sogar auf „experimentellem“ Wege nachweist durch folgendes „*experimentum crucis*“:

[1]) Wiesbaden, 1902, S. 4.

Digitized by Google

„Denken wir uns, wir vermöchten mit Hilfe von verfeinerten Röntgenstrahlen die Erregungsvorgänge im Nervensystem des Menschen in Form von beweglichen Schattenwellen auf einem Schirm vergrößert zu projizieren, so dürfen wir nach unseren bisherigen Erfahrungen folgendes erwarten: Beobachten wir eine Versuchsperson, während in der Nähe eine Glocke angeschlagen wird, so sehen wir den Schatten auf dem Schirme (als Zeichen für die Erregungswelle des Nerven) durch den Hörnerven zentralwärts eilen, wir verfolgen den Schatten bis in das Großhirn, und wenn die Versuchsperson auf den Schallreiz hin eine Bewegung macht, so kommen auch zentrifugal ablaufende Schatten zur Beobachtung.

Dieses Experiment würde sich in nichts von einem beliebigen physikalischen Versuch gleicher Ordnung unterscheiden, nur daß im Gehirn mit seinem komplizierten System von Leitungsbahnen der Ablauf der Erregungen und der Umsatz angesammelter Energie ein sehr verwickeltes, schwer entwirrbares Bild entwerfen muß.

Jetzt setzen wir uns selbst vor den Röntgenapparat und beobachten unsere eigenen Gehirnveränderungen im Schattenbilde. Wir werden ganz genau die gleichen Erscheinungen beobachten wie vorhin, mit dem einzigen Unterschied, daß im Moment, in dem die Schattenwelle zur Großhirnrinde gelangt, wir den Ton der Glocke hören.

Es wird sicher früher oder später, auf diese oder ähnliche Weise gelingen, durch Selbstbeobachtung festzustellen, bei welcher Stelle im Gehirn unsere Empfindungen ansprechen. Wir haben fürs erste noch keine Ahnung davon, welche Regel hierfür gefunden werden wird, nur im Groben können wir jetzt schon bestimmte Hirnregionen mit bestimmten Empfindungen für verknüpft erklären. Nehmen wir aber an, wir wüßten ganz genau für jeden Ort des Gehirnes, welche Empfindung ihm entspräche — was haben wir dadurch gewonnen? Genau wie wir die Erfahrung gemacht haben, daß unsere Sinnesorgane notwendig sind zum Zustandekommen der normalen Apperzeption, wie wir weiter die Erfahrung machen, daß das Gehirn in Ausnahmefällen durch anormale Erregungen gleichfalls Erscheinungen und Apperzeption zeitigen kann, so würden wir in Zukunft die Erfahrung machen, welche Teile des Gehirns nicht fehlen dürfen, damit noch bestimmte Erscheinungen in unserer Sinnlichkeit auftreten.

Es ist damit die Tatsache des Zusammenhangs des Gehirns mit den Erscheinungen unwiderleglich festgestellt. Sehen wir jetzt zu, was wir über diesen Zusammenhang näheres aussagen können. Es ist nicht so schwierig, sich hierüber Klarheit zu verschaffen, wenn man sich streng an die Tatsachen hält und sich nicht verwirren läßt. Auf der einen Seite haben wir die Bewegungen der Materie des Gehirnes, die wir in einen vergleichbaren Zusammenhang bringen wie alle Vorgänge der Außenwelt, auf der anderen Seite haben wir Empfin-

Digitized by Google

dungen, die unter sich durchaus unvergleichbar bleiben. Auf der einen Seite haben wir durch Apperzeption entstandene Gegenstände, auf der andern Seite den Apperzeptionsvorgang selbst. Auf der einen Seite haben wir Gegenstände in Raum und Zeit, auf der andern Bewußtseinsvorgänge, die nur der Zeit nach geordnet sind[1])."

Um dasjenige Resultat, auf das es von Uexküll ankam, zu erhalten, wäre dieses Experiment nicht einmal nötig gewesen. Daß die materiellen Gehirnvorgänge zwar mit den Bewegungsvorgängen, nicht aber mit den seelischen Erlebnissen in einen vergleichbaren Zusammenhang gebracht werden können, hat die Menschheit lange gewußt, bevor sie die Röntgenstrahlen kannte, und sie wird es auch dann nicht mit größerer Sicherheit wissen, wenn jenes Röntgenexperiment einmal wirklich gemacht sein sollte. Wenn aber von Uexküll auf Grund dieser Ungleichartigkeit beider Arten von Vorgängen die Möglichkeit eines Kausalzusammenhangs bestreitet, so zieht er einen Schluß, über dessen Fehlerhaftigkeit die Akten längst geschlossen sind. Am allerwenigsten kann man sich bei einer solchen Annahme, wie dies von Uexküll fortgesetzt tut, auf Kant berufen, welcher, im Gegensatz zu Descartes und Spinoza aber im Einklang mit Hume, gerade die Möglichkeit einer ursächlichen Verknüpfung von Ungleichartigem verfochten hat[2]), und der außerdem der Meinung war, daß dieser Fall einer kausalen Verknüpfung von Ungleichartigem hier gar nicht zutreffe, weil vom Standpunkt seines transzendentalen Idealismus die Materie nur Erscheinung, d. h. Vorstellung, also etwas Psychisches ist. Kant behandelt ausführlich den Einwand, daß „dasjenige, was als Materie erscheint, durch seinen unmittelbaren Einfluß nicht die Ursache von Vorstellungen, als einer ganz heterogenen Art von Wirkungen, sein könne". Diejenigen, welche diesen Einwand erhoben, können — so führt Kant aus — „mit dem, was sie unter dem Gegenstande äußerer Sinne verstehen, nicht den Begriff einer Materie verbinden, welche nichts als Erscheinung, mithin schon an sich selbst bloße Vorstellung, die durch irgend welche äußere Gegenstände gewirkt worden, denn sonst würden sie sagen: daß die Vorstellungen äußerer Gegenstände (die Erscheinungen) nicht äußere Ursachen der Vorstellungen in unserem Gemüte sein können, welches ein ganz sinnleerer Einwurf sein würde, weil es niemandem einfallen wird, das, was er einmal als bloße Vorstellung anerkannt hat, für eine äußere Ursache zu halten. Sie müssen also nach unseren Grundsätzen ihre Theorie darauf richten: daß dasjenige, was der wahre (transzendentale) Gegen-

[1]) von Uexküll, Im Kampf um die Tierseele, S. 15 und 16. — [2]) Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik. Reklamsche Ausgabe, S. 128 ferner Kritik der reinen Vernunft, Reclamsche Ausgabe, S. 427. Vgl. auch die historische Darstellung dieser Frage in Külpe, über die Beziehungen zwischen körperlichen und seelischen Vorgängen. Zeitschrift für Hypnotismus Bd. VII, S. 97 ff.

Digitized by Google

stand unserer äußeren Sinne ist, nicht die Ursache derjenigen Vorstellungen (Erscheinungen) sein könne, die wir unter dem Namen Materie verstehen. Da nun niemand mit Grund vorgeben kann, etwas von der transzendentalen Ursache unserer Vorstellungen äußerer Sinne zu kennen, so ist ihre Behauptung ganz grundlos. Wollten aber die vermeinten Verbesserer der Lehre vom physischen Einflusse, nach der gemeinen Vorstellungsart eines transzendentalen Dualismus, die Materie, als solche, für ein Ding an sich selbst (und nicht als bloße Erscheinung eines unbekannten Dinges) ansehen und ihren Einwurf dahin richten, zu zeigen: daß ein solcher äußerer Gegenstand, welcher keine andere Kausalität als die der Bewegungen an sich zeigt, nimmermehr die wirkende Ursache von Vorstellungen sein könne, sondern daß sich ein drittes Wesen deshalb ins Mittel schlagen müsse, um, wo nicht Wechselwirkung, doch wenigstens Korrespondenz und Harmonie zwischen beiden zu stiften: so würde sie ihre Widerlegung davon anfangen, das πρῶτον ψεῦδος des physischen Einflusses in ihrem Dualismus anzunehmen und also durch ihren Einwurf nicht sowohl den natürlichen Einfluß, sondern ihre eigene dualistische Voraussetzung widerlegen. Denn alle Schwierigkeiten, welche die Verbindung der denkenden Natur mit der Materie treffen, entspringen ohne Ausnahme lediglich aus jener erschlichenen dualistischen Vorstellung: daß Materie, als solche, nicht Erscheinung, das ist bloße Vorstellung des Gemüts, der ein unbekannter Gegenstand entspricht, sondern der Gegenstand an sich selbst sei, so wie er außer uns und unabhängig von aller Sinnlichkeit existiert“[1]).

Von Uexküll schließt: „Der Lauf der Untersuchung hat dargetan, daß — im Gegensatz zu den anderen Organen, deren Leistungen sich in voller Gegenständlichkeit nach dem Kausalgesetz vollziehen — das Gehirn zu unseren Empfindungen in einem durchaus inkommensurabeln Verhältnis steht, dagegen in seinen objektiven Zustandsänderungen Leistungen aufweist, die dem Kausalgesetz folgen, und für welche allein der von den Psychologen beanspruchte Analogieschluß zulässig ist.“[2])

Wir sehen also, auf welche Weise das gewünschte Ziel erreicht wird. Unter fortwährender Bezugnahme auf Kant, welcher in Wirklichkeit das Gegenteil gelehrt hat, wird aus der Ungleichartigkeit von Gehirnvorgängen und Empfindungen die Unmöglichkeit einer kausalen Beziehung gefolgert. Aus dem Fehlen der kausalen Beziehung wird die Unzulässigkeit des „von den Psychologen beanspruchten Analogieschlusses“ abgeleitet, und darauf zwar nicht die Behauptung gegründet, die Tiere besäßen keine Psyche, aber doch die Tierpsychologie als ein außerhalb der Erfahrung liegender Gegenstand „in das Reich der Märchen“ verwiesen.

[1]) Kritik der reinen Vernunft, Reclamsche Ausgabe S. 328, 329. Der zitierte Passus steht nur in der ersten Auflage. Kant hat ihn damit aber nicht etwa aufgegeben, wie jeder weiß, der das Verhältnis der ersten zur zweiten Auflage kennt. — [2]) *l. c.* S. 19.

Digitized by Google

Italiens neuer Kurs.

Von Spectator Germanicus.

„*L'Italia vuole che Tripoli rimanga Turca*" verkündete vor bald drei Jahren di San Giuliano im Parlament auf Monte Citorio. Es war im Dezember 1910. Neun Monate später erfolgte der Angriff auf Tripolis und die Cyrenaika durch die Wehrmacht Italiens zu Wasser und zu Lande. Seither dringen die italienischen Truppen langsam südwärts vor ins tripolitanische Hinterland; aber ihr Vormarsch begegnet dem verzweifelten Widerstand fanatischer Araber. Mögen auch die südlichen Provinzen noch geraume Zeit dem italienischen Vormarsch trotzen, dies ändert nicht, daß die Hauptforderung Italiens erfüllt ist: die Besetzung der nordafrikanischen Küste gegenüber Sizilien. Verwertbare Häfen bietet diese Küste zwar verzweifelt wenig; Tobruk, hart an der ägyptischen Grenze gelegen, ist der einzige natürliche Hafen; die Umgebung von Tobruk ist aber so öde und wüste, daß für die dortige Garnison Wasser von Neapel hinübergeschafft werden muß. In Italien ist bis heute die öffentliche Meinung der neuen, durch den Tripolisfeldzug eröffneten Politik treu geblieben. Sogar in das dem nationalen Gedanken entfremdete Proletariat hat sich die Idee eines größeren Italiens fest eingewurzelt. Das zeigt sich schon in kleinen Äußerlichkeiten: trug früher jeder zweite Arbeiter eine Emailplakette mit dem Bilde des Sozialistenführers Enrico Ferri, so ist diese jetzt verschwunden und man sieht an dessen Stelle ein nationales Abzeichen. Ferri selbst ist Nationalist geworden; diese Wendung hat sich bei ihm auf einer Reise vollzogen, die er nach Südamerika zum Besuche der dortigen italienischen Ansiedelungen unternahm. Die italienischen Kolonisten und Emigranten verleugnen im Auslande ihr Vaterland nicht mehr, sie horchen nicht mehr wie früher ausschließlich auf anarchistische Hetzer, sondern sie beginnen, ihrer Heimat froh zu werden. Allgemein bemerkt wurde, wie bei der Reise des italienischen Königspaares nach Stockholm dieses von den italienischen Arbeitern in Kiel und anderswo begeistert begrüßt wurde. In der Schweiz beginnen die italienischen Einwanderer, sich aus ihrer Helotenstellung emporzuarbeiten und sich Geltung zu verschaffen. Interessant in dieser Hinsicht ist eine vor Kurzem veröffentlichte Statistik aus dem Kanton Tessin. Sie zeigt, daß die dort niedergelassenen Italiener sich nie um das schweizerische Bürgerrecht bewerben. Ganz im Gegensatz zu den vielen Reichsdeutschen, die sich in Basel und Zürich einbürgern. Die Italiener und Engländer sind die einzigen Ausländer in der Schweiz, die sich der Einbürgerung widersetzen.

Die für Humanität und Weltverbrüderung schwärmenden liberalen Zeitungen Italiens sind verstummt. Jetzt vernimmt man die großen Schlagworte des Nationalismus. „*L'immortale stirpe di Roma è ancora pronta al più vasto dominio.*" (Der unsterbliche Stamm Roms ist noch zur weitesten Herrschaft bereit.)

Digitized by Google

Dies alles ist um so bemerkenswerter, da in Italien mit der Zeit jedermann von den heimkehrenden Soldaten erfahren hat, daß Tripolitanien ein ganz unfruchtbarer Strich Erde ist, der keine Zukunft verspricht und niemals imstande sein wird, den italienischen Auswandererstrom aufzunehmen. Jeder Italiener gibt zu, daß Tripolitanien zum großen Teile eben eine Sandwüste sei, ein ödes Land, noch viel trauriger als das Innere Siziliens oder die Basilicata. Der alte Lord Salisbury sprach einmal im englischen Oberhaus anläßlich der Abgrenzung der britischen und französischen Interessensphären in Nordafrika, wobei die Sahara bekanntlich Frankreich zuerkannt wurde, das bissige Wort: „*Il faut que le coq français se gratte dans la sable!*" Jetzt könnte der englische Staatsmann diese Beschäftigung auch dem savoyischen Adler zuweisen!

Mit der Eroberung Tripolitaniens hat nun aber Italien seine imperialistischen Ansprüche keineswegs befriedigt. Wer glaubte, daß Italien, seit es seinen Fuß nach Afrika gesetzt hat, seine Expansionspolitik in Albanien und im östlichen Mittelmeer einschränke oder gar aufgeben würde, hat stark geirrt. Nichts weniger als die Herrschaft des Mittelmeers ist das Endziel der italienischen Außenpolitik. Der erste Schritt zu diesem Ziele war, daß man die Herrschaft im Adriatischen Meere anstrebte. „*Il mare adriatico un lago italiano*", war schon lange die Losung der Großitaliener. Das Buch des Publizisten Vico Mantegezza „*L'altra sponda*" und das Drama Annunzios „*La Nave*" behandeln beide dieses Thema. Freilich sind beide Werke vor der Liquidierung der europäischen Türkei geschrieben und berühren mehr Dalmatien und das dortige Italienertum. Die Spitze richtet sich in beiden gegen Österreich. Dalmatien ist aber für Italien ein verlorener Posten. Das Italienertum war von jeher nur in den dalmatinischen Städten mächtig. Das Landvolk war stets serbo-kroatisch. In den letzten Jahren haben die Serbo-Kroaten die ganze Macht an sich gerissen. Italienische Sprache und Kultur wurden immer mehr zurückgedrängt und sind im Verschwinden begriffen. Dieser Prozeß wurde durch die österreichische Regierung noch beschleunigt. Um die gefürchtete italienische Irredenta wirksam zu bekämpfen, wurden in allen Küstenländern von Wien aus überall die Slaven begünstigt. Die Zweisprachigkeit wurde in Dalmatien durch alleinigen Gebrauch des Kroatischen ersetzt. Die alten Städtenamen Zara, Ragusa, Cattaro verschwanden und machten Zadar, Dubrovnik und Kotor Platz. Jetzt erweckt Dalmatien durchaus den Eindruck eines slavischen Landes. Trotz dieser Begünstigung sind aber die Dalmatiner nicht reichstreu geworden. Nirgends wie in Dalmatien kam im vergangenen Winter der Mißton zur Geltung, der zwischen Österreichs innerer und äußerer Politik besteht. Das ganze Land war vollbesetzt von Soldaten, die bereit standen, nach Serbien oder Montenegro einzumarschieren. Die Landesbevölkerung aber machte keinen Hehl aus ihrer Sympathie für die Balkanländer; jeder Sieg der serbischen Truppen wurde festlich begrüßt. Kroatiens Hauptstadt Agram war

Digitized by Google

am Abend des Tages, als die Nachricht vom Falle Skutaris eintraf, festlich beleuchtet. Erst gegen das Ende des Balkankrieges fing die Regierung an, die Sympathiekundgebungen einzudämmen: es wurden einige Beamte, die sich allzu laut daran beteiligt hatten, in niedere Rangklassen versetzt. Österreich hat also mit seiner Begünstigung der Südslaven die italienische Irredenta wirksam bekämpft. Dafür hat es eine serbische Irredenta, die gefährlicher ist.

Die italienischen Expansionspolitiker haben deshalb ihre Augen mehr nach Süden gerichtet: nach Albanien und nach dem Ägäischen Meere. Noch nicht lange ist es her, da war in Albanien Österreichs Einfluß allmächtig. Jetzt steht dort neben ihm auf Schritt und Tritt Italien. Seit einem Jahrzehnt haben die Italiener in jenem Lande eine gewaltige Propaganda entfaltet. Die Mittel sind die gleichen wie in Tripolis (siehe Septemberheft 1912 der Süddeutschen Monatshefte, „Die Vorgeschichte des Tripolisfeldzuges“)[1]). Die italienische Regierung scheute dabei vor keinen Kosten zurück. Nur gebärdet sich dieses Liebeswerben um Albanien manchmal gar zu plump, sogar für den Balkangeschmack. In Durazzo hat das italienische Konsulat einen alten Han, ein Wirtshaus, angekauft und eine Schule darin errichtet. Um nun auch eine schöne Zahl von Schülern zu bekommen, so werden jedem Kinde, das die Schule regelmäßig besucht, monatlich zwei Meschidje (sechs Mark) ausbezahlt. Der Erfolg war, daß die griechische Schule für ein Jahr fast leer blieb, bis zum Zeitpunkte, da die Griechen auch anfingen, den Schulbesuch mit klingender Münze zu belohnen. Italienische Konsulatsärzte verteilen freigebigst Heilmittel; überhaupt fließen aus den italienischen Konsulaten reichlich Geldmittel. Daß die arme Bevölkerung gerne davon profitiert, zugunsten der italienischen Regierungs-Statistik, ist begreiflich. Allerdings, das Ansehen Italiens hat sich durch diese Art der Propaganda nicht gehoben. Dafür sorgen schon die italienischen Arbeiter und Kleinhändler, die den Ruf des Europäertums im nahen Orient ohnehin herabsetzen. Der gemeine Italiener, dessen Frau nachlässig gekleidet ist und ihr Kind vor aller Welt säugt, dessen Familie womöglich noch mit einer andern eine kleine Wohnung teilt, ist dem stolzen Albanesen, der auf

[1]) Über die kolonisatorische Tätigkeit der Italiener in Tripolis seit der Besetzung berichtete uns kürzlich ein dort ansässiger Europäer folgendes: „Die Hafenbauten gehen sehr langsam vorwärts. Überhaupt haben die Italiener lange nicht das gebracht, was man nach den glänzenden Zeitungsberichten erwartete. Am meisten zum Augenschein kommt ihre Unfähigkeit, die Straßen so rein zu halten, wie man es von einem europäischen Staate erwarten sollte. Für lange Zeit waren wir in dieser Beziehung schlimmer daran als in den türkischen Tagen .... Der frühere Generalkonsul wurde aus dem Staatsdienst entlassen. Er hatte seine Regierung mit seinen Berichten getäuscht, indem er gemeldet hatte, die Araber würden die Italiener mit offenen Armen empfangen.“

Digitized by Google

äußere Sitte hält, ein Greuel. Der Italiener trägt in Albanien den Spitznamen Tartaruga (Schildkröte), weil er dieses Tier nebst Meertieren verzehrt. Der italienische Einfluß reicht bis heute noch nicht zu den Bergalbanesen; dort in der wilden Ljuma ist Österreich, Nemzia genannt, noch allein ausschlaggebend.

Italien arbeitet aber nicht allein in Albanien, sondern im ganzen Balkan. Seit ganz kurzer Zeit wurden neue Schiffskurse eingerichtet, die Venedig und Brindisi mit Salonik, Konstantinopel und den Häfen des Schwarzen Meeres verbinden. Unaufhörlich wird von Italien gearbeitet, dem italienischen Handel neue Märkte zu erschließen[1]). Im letzten Juni besuchte eine fünfzehngliedrige Kommission von italienischen Handelsexperten Odessa und andere südrussische Plätze. Die lateinische Rassenbrüderschaft zwischen Italien und Rumänien ist plötzlich zu einer intimen Freundschaft geworden, die schon saftige Früchte für italienische Werfte gezeitigt hat; diese erhielten Auftrag zum Bau rumänischer Torpedoboote und Zerstörer. Auch in der Türkei wird von Italien aus gearbeitet. Kürzlich erwarb die *Società Commerciale* in Mailand für zehn Millionen Franken türkische Staatspapiere.

In den letzten Wochen wurden auch mit Serbien engere Bande geknüpft. Während des Krieges, solange serbische Truppen an der Adria standen, machte Italien mit Österreich gemeinsame Sache, um Serbien vom Meere abzudrängen. Der italienische Konsul in Durazzo, Herr Dolfini, war unermüdlich, den Serben Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Als das italienische Schulgebäude dort von der serbischen Sanitätsleitung zur Unterbringung Verwundeter belegt wurde, erfolgte von Rom aus Protest. Im letzten Dezember wollten die Serben vom italienischen Roten Kreuz Sanitätsmaterial für die Verwundeten in Durazzo kaufen, da der Transport von Serbien nach der Adria langwierig und schwierig war. In Rom wurde aber die Abgabe von Sanitätsmaterial rundweg verweigert. Es war in Durazzo ein offenes Geheimnis, daß das dortige italienische Stationärschiff „Cariddi" mit Funkenspruch den türkischen Kreuzer „Hamidje" von der Anwesenheit griechischer mit serbischen Truppen befrachteter Transportdampfer benachrichtigte. Die „Hamidje" erschien darauf vor Medua und schoß drei dieser Schiffe in den Grund. Im letzten Mai waren die Verhandlungen über eine serbische Anleihe bei der *Società Commerciale* in Mailand schon dem Abschluß nahe. Da kam von Rom ein Verbot, die Anleihe abzuschließen. Ob aus dem Grunde, das verbündete Österreich nicht zu verletzen, bleibt dahingestellt. Ende Juli erfolgte aber die Gründung einer italo-serbischen Vereinigung zum Zwecke eines engen gegenseitigen Anschlusses der beiden Reiche, deren Könige ja bekanntlich verschwägert sind. Wahrscheinlich

[1]) Der österreichische Export nach den Balkanländern hat durch die italienische Konkurrenz sehr schwer gelitten. Den Export von Baumwollstoffen, um nur ein Gebiet zu nennen, hat Italien fast ganz übernommen.

Digitized by Google

wird sich italienisches Kapital auch stark beteiligen an der Erstellung der Transbalkanbahn von Üsküb nach Durazzo. Es ist dies das russische Projekt, das vor einigen Jahren der österreichischen Sandschakbahn gegenübergestellt und damals schon in Italien lebhaft begrüßt wurde.

Wir sehen also auf der Balkanhalbinsel Italiens Einfluß sich mehr und mehr ausbreiten. Der wichtigste Vorstoß Italiens, ein Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung, erfolgte aber im östlichen Mittelmeer. Seit dem Tripoliskriege hält es mehrere der südlichen Ägäischen Inseln, den sogenannten Dodekanesos, besetzt. Darunter sind Rhodos und das strategisch äußerst wichtige Stampalia oder Astypaläa. Im Vertrag von Lausanne heißt es, daß Italien diese Inseln so lange behält, als türkische Soldaten in Tripolitanien stehen. Inzwischen kam der Balkankrieg und nun verlangt Griechenland sämtliche Inseln des Ägäischen Meeres für sich mit der Begründung, daß die Bevölkerung dort eine rein griechische sei. Die Pforte versichert, daß alle türkischen Soldaten aus Tripolis abgezogen seien. Dies wird jedoch von Italien aus bestritten; denn dort denkt vorderhand niemand daran, diese wertvollen Pfandstücke auszuhändigen und gar noch an Griechenland. Einige italienische Zeitungen machten den Vorschlag, Italien solle auf seine Kosten in Libyen türkische Soldaten halten; auf diese Weise könne es mit gutem Recht die Ägäischen Inseln behalten[1]). Italien will in Stampalia mit seinem geschützten Hafen eine mächtige, das östliche Mittelmeer beherrschende Flottenbasis schaffen. Damit ist es im Besitz einer Einfallspforte nach Kleinasien. Der Besitzer von Stampalia und Tobruk kontrolliert zugleich auch den Suezkanal.

Vergebens protestiert Griechenland gegen die italienische Besetzung der Inseln. Die italienische Presse ist sehr feindlich gestimmt gegen Griechenland; denn dieses Land, das jetzt daran geht, sich eine mächtige Flotte zu bauen, ist ein Hindernis für die imperialistischen Pläne im Mittelmeer. Deshalb muß Griechenland bekämpft werden. Italien verlangt, daß die von Griechen bewohnten Städte Koritza und Argyrocastro Albanien zugeteilt werden. Braucht Österreich-Ungarn ein autonomes Albanien gegen Serbien und Montenegro, so sucht Italien den neu zu gründenden Staat auf Kosten Griechenlands zu vergrößern. Die provisorische Regierung in Valona steht schon stark unter italienischem Einfluß.

Auf den Ägäischen Inseln wird die griechische Bevölkerung vom italienischen Statthalter General Ameglio unterdrückt. Kürzlich lief das französische Kriegsschiff „*Latouche-Tréville*" Rhodos an; bei diesem Anlasse ließen die Rhoder die französischen Seeleute hochleben und priesen Frankreich als ihre Beschützerin. Frankreich verlangt mit Griechenland von Italien die Heraus-

[1]) Das neueste Schiff der italienischen Handelsmarine, ein Ozeandampfer der „Veloce", erhielt schon den Namen Stampalia; ein Zeichen, daß Italien nicht daran denkt, Stampalia zu verlassen.

Digitized by Google

gabe der Inseln. Frankreich, dessen Offiziere dazu beigetragen haben, das griechische Heer kriegstüchtig zu machen, steht in Griechenland seinen Bundesgenossen im östlichen Mittelmeer. Seit den Zwischenfällen des „*Carthage*“ und des „*Manouba*“ hat die Freundschaft der lateinischen Staaten Frankreich und Italien stark abgenommen. Durch Italiens neuen Kurs sieht sich Frankreich in seiner Stellung bedroht. Italien strebt mit aller Macht nach der Herrschaft des Mittelmeeres. Hinter Frankreich steht England, das den Seeweg nach Indien durch eine Macht des Dreibundes bedroht sieht. Die neue Mittelmeerfrage wird zu den schwierigen Problemen der kommenden Jahre gehören. Diese wie die ganze Orientfrage, die durch den Überfall der Italiener auf Tripolis aufgerollt worden ist, bergen noch unendliche Gefahren für den Weltfrieden.

Rundschau.

Berlin und München.

Von Dr. Walter Riezler, Museumsdirektor in Stettin.

Offenbar ist es mit der Berliner Secession wirklich zu Ende: außer Corinth sind alle bedeutenden Mitglieder ausgetreten, und auch Corinth kann an der Spitze einer Schar von durchaus tüchtigen, aber doch im Grunde belanglosen Künstlern keine Siege erfechten. Dieses Ende muß man bedauern; denn jetzt eben hat die Berliner Secession mit ihrer letzten Ausstellung einen Beweis der stärksten inneren Lebenskraft gegeben.

Diese Ausstellung war eine der besten, oder wenigstens der anregendsten, die ich je sah. Sie war von einer überraschenden Vielseitigkeit. An einer Wand fünf Werke von Leibl, und zwar bedeutende, daneben eine Reihe von Cézannes, unter denen wenigstens drei ersten Ranges waren. Diese Wand schon muß jedem im Gedächtnis bleiben; die Zusammenstellung eröffnete ganz neue Blicke auf jeden der beiden großen Meister. — Ein Raum mit zum Teil prachtvollen Renoirs und einigen Hauptwerken des wenigstens historisch sehr bedeutsamen Seurat. — Ein Kabinett mit Liebermanns, Bilder aus allen Perioden seines Schaffens; aus früher Zeit ein meisterhafter Halbakt, der in manchem an die Nähe Leibls denken läßt, und verschiedene Interieurs; aus der spätesten Zeit Porträts, eine Reiterin und ein Haus im Park, diese beiden letzten Bilder von einer wunderbaren Reife und Schönheit, ganz klassische Alterswerke. — Ein Raum für Trübner, auch mit frühen und späten Bildern, sehr lehrreich, wenn man auch vielleicht in dieser Umgebung deutlich sah, daß dieser sehr begabte, ja manchmal bedeutende Maler als Künstler, als menschlich ergreifende Macht, doch nicht so hoch wie mancher andere zu stellen ist. — Von Corinth neben anderem eine sehr schöne südliche Landschaft. — Von Slevogt leider nur weniges, aber ein paar köstliche Stilleben der letzten Zeit, in dem Schimmer und der seelischen Kraft der Farbe beinahe an die Welt Van Goghs (von dem einige herrliche Blumenstücke da waren)

Digitized by Google

rührend, dabei aber mit der ganzen spirituellen Leichtigkeit des Impressionisten gemalt, Zeugnisse einer ganz neuen Entwicklung des Künstlers.

Und außerdem die Jungen: nicht nur der Berliner Nachwuchs der Secession, wie Beckmann und Rösler (beide in keiner erfreulichen Form), sondern fast alles, was in den letzten Jahren mit dem Mut zu neuen Taten und mit Talent dazu hervorgetreten war (glücklicherweise mit Ausnahme der Kubisten); die „neue Secession", Mitglieder der „neuen Künstlervereinigung München", die jungen Franzosen, die Nachfolger Cézannes und die „*couleur pure*"-Schule unter Führung von Matisse, dessen großes Tanzbild allerdings ein böser Versager ist, und dessen Bedeutung überhaupt wohl mehr die eines sehr gescheiten und eindrucksvollen Lehrers, als die eines gottbegnadeten Künstlers ist. — Als einer der bedeutendsten Jungen der Wiener Kokoschka mit wirklich schönen Bildern. — Daß alle Bilder dieser Gruppen schön und reif sind, wird auch die Jury nicht finden; dennoch tat sie recht, sie aufzunehmen, weil sich in ihnen eine starke Empfindung und ein Weg zu Neuem offenbart. Dazu die Plastik: von Barlach mehrere Holzfiguren von grandiosem Ernst und einer Tiefe der Empfindung wie sie frühere Werke von ihm kaum hatten; von Kolbe eine ausgezeichnete Büste Van de Veldes und Figuren, die freilich die „Tänzerin" des letzten Jahres an Bedeutung nicht erreichten. Daneben Lehmbruck, Haller und manche andere. Es war ein Raum in dem der mächtige und strenge Geist der Plastik eindringlich sprach.

Der Katalog zählte 273 Nummern; gut 50 von den Werken waren in sich bedeutend oder wenigstens als Zeugnisse der Entwicklung interessant.

Es gibt Ausstellungen, die das Zehnfache an Nummern und den zehnten Teil an bemerkenswerten Werken enthalten.

Und diese Ausstellung ist Schuld am Ende der Secession. Die mit ihren Werken zurückgewiesenen Mitglieder haben sich zu einem Protest gegen den neuen Präsidenten Cassirer vereinigt, und haben es dazu gebracht, daß die andern, d. h. die Bedeutenden, ihren Austritt erklärten. Man erhob den Vorwurf, es seien die Bilder der Gegner von Cassirers Wahl zurückgewiesen worden. Ob das richtig ist, weiß ich nicht. Da die Bilder der Zurückgewiesenen ausgestellt waren, weiß man aber, daß kein einziges bedeutendes Bild darunter war, dagegen sehr viel Schlechtes. Ich gebe zu, daß auch unter den angenommenen Bildern manche nicht bedeutender waren, daß daher die Vermutung naheliegt, man habe doch manchmal auf Personen etwas Rücksicht nehmen müssen; aber wo ist das nicht der Fall? Deshalb war es doch richtig, die Unbedeutenderen da, wo keine Rücksicht zu nehmen war, auszuscheiden; denn so war es möglich, das allgemeine Niveau zu heben. — Ferner wurde behauptet, ein großer Teil der ausgestellten Bilder gehöre Cassirer, ein großer Teil der ausstellenden Künstler sei von ihm abhängig. Dies wird wohl richtig sein; es beweist aber nur, daß Cassirer eine große Anzahl von hervorragenden Bildern des 19. Jahrhunderts besitzt, und daß er es versteht, seine Hand auf diejenigen Künstler zu legen, die etwas taugen. Außerdem mußte es sogar auffallen, daß so viele Bilder zu sehen waren, die nicht dem Impressionismus, dem eigentlichen Geschäftsbereich Cassirers, angehören.

Es bleibt also übrig, daß es politisch unklug war, einen Kunsthändler zum Präsi-

Digitized by Google

denten einer Künstlervereinigung zu machen. Indem man es tat, gab man offen zu, daß sehr viel geschäftliche Tüchtigkeit und Erfahrung dazu gehöre, eine Ausstellung gut zu machen; wahrscheinlich wäre es unmöglich gewesen, Cassirer auf andere Weise zu halten. Sachlich wäre nichts dagegen zu sagen gewesen, denn die Jury von Künstlern hatte dafür zu sorgen, daß der künstlerische Standpunkt nicht dabei Schaden litte.

Allein die Mißachtung des guten Rufs hat sich auch hier gerächt.

Die Münchener Secession lebt weiter, gesund und ohne Konflikte. Sie hat im Münchner Glaspalast dieses Jahr wieder eine Anzahl von Sälen belegt, — wenn man aber durch diese Säle geht, fragt man sich immer wieder, ob hier nicht schon die „Genossenschaft" beginne. Vom Geist der Secession ist wenig mehr in den Räumen zu spüren.

Die Ausnahmen sind bald gezählt. Ein weibliches Bildnis von Habermann zeigt diesen starken und seiner Meisterschaft sicheren Maler auf ganz neuem Weg, dem Weg zur Farbe; auch A. von Keller ist in dem Bildnis der Frau Bosetti auf diesem Weg, und man freut sich bei beiden über die Frische der Entwicklung. — Zwei Bilder von Albert Weisgerber sind die schönsten der Ausstellung, wie mir dieser junge Maler überhaupt als eine der bedeutendsten Kräfte unserer Zeit erscheint. Er ist vielleicht der einzige, der die Anschauungsform des großen Cézanne nicht nur als Resultat äußerlich angenommen hat, sondern sie innerlich besitzt und zu einer neuen Bildform verarbeitet. Der „Knabe mit der Maske" ist mehr als eine prachtvoll gemalte Studie, ein Stück ganz unkonventionell gesehenen Lebens, und das kleinere Bild „Auf dem Balkon" ist ein Juwel von Malerei, dabei als innere „Welt" schön und tief. — Zwei Bilder von Jagerspacher fallen durch ihre freie Malerei auf; sie würden aber vielleicht in einer andern Umgebung nicht so gut wirken. — Landschaften von Marta Caspar-Filser sind sehr schön und stark, in den Bildern von Julius Seyler sieht man ein in steter Entwicklung zum Freien hin schaffendes Talent, dessen Ergiebigkeit jedoch noch nicht zu erkennen ist. — Damit ist es aber zu Ende; nicht, daß die übrigen Bilder alle schlecht wären: es sind sehr viel Bilder da, die als das, was sie sein wollen, sehr gut, sehr geschickt, sehr geschmackvoll sind; aber sie zeigen weder neue Wege, noch eröffnen sie tiefe Blicke in die Welt; oder aber es sind Ansätze einer starken Naturanschauung vorhanden, die sich aber nicht zum Bilde gestalten wollen. Den ausgestellten Versuchen einer monumental-religiösen Malerei fehlt die Entschiedenheit des Wollens und die innere Einheit des Stils. — Von den Berliner Secessionisten fehlen die Bedeutenden ganz; es haben vor allem die in Berlin zurückgewiesenen ausgestellt; einer von ihnen, ein Bildhauer, hat sogar eine Medaille erhalten.

Der Plastikraum der Secession birgt manches feine Stück: von Hildebrand, dem selten ausstellenden, ein reizendes Relief früherer Zeit, voll von unmittelbar gesehener Natur, von Bleeker wiederum zwei bedeutende Büsten, von Akerberg, den man in München viel zu wenig beachtet, mehrere sehr feine Arbeiten; wo gibt es heute einen Bildhauer, dessen Arbeiten soviel natürlichen Zauber, soviel Zartheit atmen. Auch sonst noch manches Gute, das meiste von der bekannten Art, jener harmonisch-dekorativen, etwas unindividuellen und nicht sehr starken Plastik, die man im

Digitized by Google

übrigen Deutschland mit einem wenig bezeichnenden Wort die „Hildebrand-Schule" nennt; die natürlich unter dem Einfluß Hildebrands steht, aber eher eine Verflachung und Umdeutung von Hildebrands Art in das Münchnerische Dekorative bedeutet.

Wie gesagt, man muß den meisten der ausgestellten Kunstwerke zugestehen, daß sie, wie es so heißt, „gut gemacht" sind, daß sie von einem gewissen, oft hohen Können zeugen, das seiner selbst, auch seiner Grenzen sicher ist und sich hütet vor Aufgaben, die über diese Grenzen hinausführen. Aber zu welchem Zwecke wurde eigentlich vor zwanzig Jahren die Secession gegründet? War es nicht eine Vereinigung jener, die sich gegen die Schablone, gegen das Hergebrachte, gegen das nur um des flachen Wohlgefallens willen Gemalte auflehnten, die im „Fortschritt allein die lebendige Kunst" sahen? Die revolutionäre Gesinnung, aus der die Bewegung entstanden ist, hat sich im Verlauf der zwanzig Jahre in Wohlgefallen aufgelöst, — unter dem Einfluß jenes Münchner Klimas, in dem überhaupt Revolutionen schlecht gedeihen.

Dieses Klima hat eine seltsame Eigenschaft: es löst aus jeder Lebensäußerung das vielleicht als Möglichkeit enthaltene dekorative Element los, bringt es an die Oberfläche und läßt es da mächtig gedeihen, auf Kosten der andern Elemente. Es ist die gleiche Kraft, die die Volks- und Künstlerfeste, den Karneval und alles ähnliche schafft: es ist kein Zufall, daß gerade in München die Reform des Theaters, das heißt der Theaterdekoration, eingesetzt hat, und zwar so, daß der schöne Schein der Bühne den Ernst der Tragödie wohlgefällig verhüllte. Wenn heute München — vielleicht mit Recht — als die schönste moderne Stadt gilt, so ist es weniger die städtebauliche und raumgestaltende Kraft ihrer Architekten, als das dekorative Talent, das den Straßen zu einer heiteren, amüsanten Erscheinung, den Einzelbauten zu einem reichen und harmonischen Schmuck verhilft. Es gehört dekoratives Talent dazu, aus Opernaufführungen, die weder in der Qualität des Materials noch in der Sorgfalt der Vorbereitung eine gute Hoftheatervorstellung wesentlich übertreffen, „Festspiele" zu machen, für die die Fremden die höchsten Preise bezahlen; und schließlich ist es auch eine „dekorative" Leistung, wenn es den Münchnern im Laufe der letzten Jahrzehnte gelungen ist, den Fremden das Leben in München so angenehm zu machen, daß sie keinen andern Wunsch mehr haben als hier ihr Geld loszuwerden.

Wer die Entwicklung der Münchener Kunst verfolgt, sieht hier die gleichen Kräfte am Werk. Zwei gewaltige Ströme beherrschten die Malerei der letzten Jahrzehnte: der Impressionismus, und, später einsetzend und noch heute nicht ganz entfaltet, der monumentale Stil. — Was sich die Münchner Malerei aus dem Impressionismus geholt hat, ist nicht etwa der neue Blick auf die Welt, die Verlebendigung und Vergeistigung des Sehprozesses — all das, was zu dem Wort geführt hat: „der Impressionismus ist kein Stil, sondern eine Weltanschauung" — sondern nichts weiter als ein paar neue, sehr feine, sehr geschmackvolle Nuancen der Farbe, dekorative Wirkungen mit Hilfe der „aufgehellten Palette". — Und aus dem gewaltigen, oft gewaltsamen, selbstzerstörerischen Ringen um einen neuen monumentalen Stil haben die Münchner Künstler nicht viel anders gelernt als ein paar billige Prinzipien, die ihnen zu einer dekorativen Malerei verhalfen, die

Digitized by Google

mit Monumentalität nichts, dagegen mit dem Plakat recht viel gemein hat. — Mit der Plastik ist es nicht anders: die Erneuerung der deutschen Bildhauerei, die mit dem Auftreten Hildebrands einsetzte und seither, unter Einflüssen von Frankreich her, zu einer mächtigen Bewegung geworden ist, führt in München nur zur Schaffung eines für Bauten verschiedenster Art sehr brauchbaren, dekorativen Stils, der sich auch außerhalb Münchens bei den Architekten großer Wertschätzung erfreut, der aber dennoch für die tiefere Entwicklung der Kunst recht wenig bedeutet.

Es ist selbstverständlich, daß nicht alles, was in München künstlerisch produziert wird, zu der bezeichneten Art gehört, und ich bemerke ausdrücklich, daß auch unter den nicht genannten Künstlern viele — oft mit innerem Protest gegen München — andere, höhere, ernstere Ziele verfolgen. Aber das, was man als die eigentliche Münchner Kunst bezeichnen muß, und was die — oft ungerechte, oft aber auch ernsthaft und mit guter Begründung ablehnende — Stellung des übrigen Deutschlands zur Münchner Kunst verschuldet, das ist nichts anderes als diese, immer irgendwo im Dekorativen stecken gebliebene, wohlgefällige, anmutige, bequeme Geschmackskunst. Weil dem so ist, sieht derjenige, der mit größerem Ernst, tieferen Forderungen der Kunst gegenübertritt, einer Ausstellung der Münchner Secession ohne innere Spannung entgegen: er weiß von vornherein, daß es da doch wieder vor allem gilt, zu konstatieren, daß der Maler X. seine Interieurs mit dem nackten Mädchen jedes Jahr geschickter malt, daß die Landschaften des Y. nachgerade doch zu schlecht werden, und daß es dem Z. noch immer nicht gelingt, seine schön und kräftig gesehenen Naturstudien zu einer Bildidee zu entwickeln. Deshalb hat eigentlich nur derjenige ein Interesse an einer solchen Ausstellung, der beabsichtigt, eines dieser Bilder sich in sein Zimmer zu hängen; und deshalb scheint mir hier das rein geschäftliche Interesse — gegen das natürlich gar nichts zu sagen ist — eine viel größere Rolle zu spielen, als bei der Berliner Secession, wo es zwar auch vorhanden ist, aber neben der rein künstlerischen, kulturellen Anregung, die geboten wird, nicht in Betracht kommt.

In dem äußerst wirksamen Vorwort zum Katalog der letzten Berliner Secession stehen folgende Sätze: „Die Secession hat nie für ein erfüllbares Programm gekämpft, es sei denn, man nenne das ein Programm: jedem Talent, wie es sich auch äußere, Raum zu gewähren .... Die Idee der Secession macht es unmöglich, daß ihr Erfolg die Secession beruhigt. Sie ist kein Ruhepunkt, sie ist ein Weg; sie ist für ihre Mitglieder keine Existenzsicherung, sondern eine Existenzgefährdung, denn sie macht die Kräfte der Kommenden immer wieder mobil .... Sie muß die Kunst zeigen, die schon über den Kämpfen der Zeit steht, und sie muß zeigen, was jetzt den Künstler bewegt, erregt und angreift."

Die Münchener Secession verzichtet auf ein Vorwort zu ihrem Katalog. Aber man merkt es auch so: sie ist kein Weg, sondern ein Ruhepunkt, und nichts liegt ihr ferner, als die Existenz ihrer Mitglieder zu gefährden; wer wird denn in München so unkollegial sein! Sie versichert deren Existenz so hoch wie möglich und außerdem sorgt noch jedes einzelne Glied der Gruppe für den Ruhm des andern. Wehe dem, der es wagt, einem Mitglied gegenüber die absolute Vollkommenheit eines andern Mitgliedes anzuzweifeln, etwa gar einen Berliner oder einen Franzosen

Digitized by Google

dagegen auszuspielen: er ist ein Verräter, ein Knecht Cassirers, ein Anhänger Tschudis — man kann nicht mehr mit ihm verkehren.

Wenn man freilich die Münchener Presse liest, möchte man meinen, die Münchener Kunst blühe mehr als je, und eine andere Kunst komme neben ihr gar nicht in Betracht. Immer wieder ist davon die Rede, daß München immer mehr der Mittelpunkt des deutschen Kunstlebens werde; wenn die Presse einmal über das, was außerhalb Münchens vorgeht, ausführlich berichtet, so geschieht es, um München zu loben: in zwei Artikeln haben die „Neuesten Nachrichten" über die Berliner Ausstellungen dieses Jahres berichtet; der eine, zum großen Teil negative, beschäftigte sich mit der Secession, in dem zweiten, der „Großen Berliner" gewidmeten, war nur von Franz von Stuck die Rede, dessen Kollektivausstellung dort als das große künstlerische Ereignis dieses Jahres, als neuer Triumph Münchens überschwänglich und maßlos gefeiert wurde; gerade als ob die Berliner durch diese Ausstellung nach langem Darben wieder einmal von einem Strahl der wahren Kunst begnadet worden wären.

Der Lokalpatriotismus der Münchener Presse ist zur Genüge bekannt; aber der bildenden Kunst gegenüber fühlt sie doch noch ganz besonders. Wenn ein Münchener Dramatiker durchfällt, wenn ein Konzert, eine Theateraufführung schlecht ist, dann sagen es die Zeitungen ganz ruhig, wenn auch vielleicht in schonenderer Form. Der Maler ist in München sakrosankt und unverletzlich. Das reizende und rührende Verhältnis des Prinzregenten Luitpold zu den Münchener Künstlern, seine Freude am Verkehr mit ihnen und an dem Zauber des Ateliers, es ist wie ein Symbol der Freude an dem Künstler, des Stolzes auf die Häufigkeit seines Vorkommens in München, wie der Münchener es empfindet. Was die Münchener Presse über Münchener Kunst zu sagen hat, das läßt sich im Grunde in die paar Sätze zusammenfassen, mit denen ein Kritiker der „Neuesten Nachrichten" vor kurzem einen Aufsatz über den Glaspalast geschlossen hat und die ungefähr so gelautet haben: Eigentlich sind alle ausgestellten Bilder gleich vorzüglich, und wir hätten deshalb alle nennen sollen — aber das wäre zu langweilig für den Leser; deshalb haben wir nur eine Auswahl gegeben. — Ausgenommen von der allgemeinen Loberei sind nur die Jüngsten, die echten Revolutionäre, die mit dem Pariser Gift Infizierten: sie werden tüchtig hergenommen, damit jeder gleich wisse, daß sie als abtrünnig, vaterlandslos zu behandeln sind.

Es muß wirklich einmal gesagt werden, daß ganz im allgemeinen, nicht nur in der Besprechung der Münchener Ausstellungen, der Standpunkt der Münchener Kunstkritik ein betrübend tiefer ist. Wenn auch die Münchener Ausstellungen wenig Gelegenheit zur Entwicklung großer Gesichtspunkte bieten, so enthält der jetzt vorzüglich geleitete Münchener Kunsthandel fast stets Kunstwerke, über die sich etwas sagen ließe — angefangen von den großen rückschauenden Ausstellungen der Galerie Heinemann bis zu den Vorführungen der Jüngsten in der „Neuen Kunst". Aber was kümmert es die „Neuesten Nachrichten", wenn bei Thannhauser zum erstenmal den Münchnern eine größere Anzahl von Werken von Cézanne gezeigt werden? Sie schreibt einige nichtssagende Zeilen, in denen Cézanne als dekoratives Talent hingestellt wird, das nur leider über den Farbflecken ganz die Seele vergessen habe — er, dessen seelische Tiefe bis in die Regionen der Mystik reicht! — Gesagt oder

Digitized by Google

verschwiegen, der Sinn ist doch immer der: was brauchen wir das alles in München? Wir haben ja eine einheimische Kunst, die viel mehr wert ist.

Als im Frühjahr Julius Meier-Graefe im Münchener Künstlerhaus einen Vortrag hielt, in dem er, der leidenschaftliche Vorkämpfer der großen Impressionisten, Front machte gegen die Kunst der Jüngsten, und von diesem Standpunkt aus wie ein Alternder zurückblickte auf die angebeteten Ideale seiner Jugend: da war es seltsam zu sehen, wie er die großen klassischen Meister, die Sterne am Himmel der modernen Kunst pries — vor einem Publikum, für das diese Sterne überhaupt noch nicht in Sehweite gekommen sind, das heute noch Manet für einen zweifelhaften Revolutionär, dem einige gute Bilder gelungen sein mögen, van Gogh für einen armen Narren, Cézanne für einen unverständlichen Experimentierer, der jedenfalls nichts fertig machen konnte, hält und auch bis auf weiteres halten wird. Die Münchener verdanken es ihrer ausgezeichneten Presse, wenn sie heute in den Anschauungen über bildende Kunst weit zurückgeblieben sind — nicht etwa nur hinter Berlin, über dessen Snobismus sich lustig zu machen billig wie Bohnenstroh ist, — sondern hinter all den Städten, in denen man sich mit der Kunst ernsthaft abgibt.

Es liegt nicht an dem konservativen Charakter der Stadt: in der Literatur ist München recht fortschrittlich, in der Musik sogar fortschrittlicher als andere Städte; denn der schwerst zugängliche aller modernen Musiker, Hans Pfitzner, hat hier seine größte Gemeinde: seine Kammermusik, der das Berliner Publikum ratlos gegenübersteht, wird in München verstanden und geliebt. — Nichts anderes ist daran schuld, als die Ausnahmestellung, die der brave, harmlose, mittelmäßige Maler bei der Münchener Presse einnimmt.

Und es ist wirklich nicht so, wie es die „Neuesten Nachrichten" immer wieder versichern: die künstlerische Überlegenheit Münchens ist nicht mehr so über allen Zweifel erhaben, wie vielleicht vor zwanzig Jahren noch. Man braucht nur die Ausstellungen dieses Jahres, oder einige davon, aufmerksam zu betrachten, und man wird bemerken, daß die Münchner Internationale eine der schlechtesten ist. Bisher galt stets die „Große Berliner" dafür; in diesem Jahre war ihre Aufgabe noch besonders schwer, da sie als Huldigung zum Regierungsjubiläum des Kaisers gedacht war. Vielleicht wäre es richtiger gewesen, dieses Ziel ganz konsequent zu verfolgen und nur diejenige Kunst auszustellen, die sich der Förderung des Kaisers erfreut. Dies hätte wenigstens dem Gefeierten Freude gemacht und wäre auch ganz lehrreich gewesen. Mit dem Kompromiß, zu dem man sich entschloß, war niemand gedient. Immerhin war die rückschauende Abteilung deutscher Kunst recht interessant: man sah so manche Bilder wieder, die bei ihrem ersten Auftauchen aufregend wirkten und für die sich schon heute niemand mehr erwärmt, und andere schlichte, deren Sprache erst jetzt Ausdruck zu gewinnen scheint. Daß die große Kollektion Stuck wirklich ein so wichtiges Ereignis war, haben wohl nicht viele empfunden. Was sonst da war, gab freilich für dieses starke dekorative Talent einen guten Hintergrund ab; Stuck geht immer direkt und mit brutaler Kraft auf das Bildganze los. Nur wurde da, wo man soviele seiner Bilder zusammen sah, recht deutlich, daß seine Welt doch äußerlich und ohne Seele ist, daß der schöne Glanz, der Prunk, für ihn die Hauptsache ist, und auch, daß seine Arbeitsweise

Digitized by Google

mit der Zeit immer billiger geworden ist. Man weiß vor seinen Bildern nicht recht: könnte er es nicht auch besser machen, oder hat er sein nicht tiefes Talent zu Leistungen von prunkendster Wirkungskraft gezwungen? Seine Entwicklung ist, alles in allem genommen, das typische Münchener Künstlerschicksal.

Was die Große Berliner von der Münchner Ausstellung vorteilhaft unterscheidet, das ist das Fehlen des „Auslands". Die internationale Abteilung des Glaspalastes zu durchwandern, ist wirklich eine Qual. Vielleicht war es vor dreißig Jahren lehrreich und verdienstvoll, auf diese Weise die Kunst des Auslandes zu zeigen; heute freut sich kaum mehr ein Mensch darüber. Was sollen wir mit der offiziellen Kunst aller Länder, wo wir schon unsere eigene nicht mehr sehen können! Was gibt uns überhaupt die unübersehbare Menge von Kunstwerken, zumeist ohne Gesichtspunkt ausgewählt, schlecht und recht aufgehängt? Was brauchen wir die Kunst von Ländern, von denen jedes weiß, daß sie heute keine echte Kunst mehr haben! Die Italiener haben plastische Monstra geschickt, die die Abnützung des Eisenbahnmaterials nicht wert sind, die der bayerische Staat durch ihren kostenlosen Transport erleidet. In der französischen Abteilung möchte man den Vinnenschen Protest noch nachträglich unterzeichnen, so schlecht sind die Bilder, so unwürdig sind Künstler wie Renoir und Degas (abgesehen von einer sehr schönen Zeichnung) vertreten. Einige gute Bilder, die schönen Blätter von Forain, sowie die zum Teil herrlichen, aber schlecht aufgestellten Stücke von Rodin können daran nichts ändern. — Österreich macht eine Ausnahme; diese Räume haben doch ein Gesicht, und die Kunst, allerdings sehr spezieller und etwas oberflächlicher Art, hat ihren Charakter. — Die Schweiz zeigt leider fast nur die Hodlerschule, die keine erfreuliche Erscheinung ist; Hodler selbst, der nach Berlin ein sehr starkes Frauenporträt geschickt hat, ist schwach vertreten. — Wenn man sich recht Mühe gibt, kann man in der ausländischen Abteilung vielleicht zwanzig interessante Bilder finden.

Möge diese internationale Ausstellung die letzte ihrer Art sein! Denn fremde Kunst zu zeigen, hat doch nur dann einen Zweck, wenn sie stärker ist als die eigene, oder wenn sie wenigstens ganz selbständige Werte ihr eigen nennt. Die Stellung der Mittelmäßigkeit noch durch das Ausland zu verstärken, ist wahrhaftig nicht nötig. Der bayerische Staat hätte dieser Ausstellung zu besonderem Glanz verhelfen können, wenn er aus seinem Besitz die französischen Bilder der Tschudispende, die bisher nur kurze Zeit zugänglich waren, ausgestellt hätte. Statt dessen hat er einen Teil der Bilder nach Stuttgart geschickt, wo sie den interessantesten Teil der dortigen Ausstellung ausmachen. Man möchte überhaupt wünschen, daß sich dieser auch von der Berliner Secession geübte Brauch mehr einbürgerte: Klassische Meisterwerke neben die neuen Bilder zu hängen. Das ist nicht nur lehrreich, sondern hebt auch das Niveau; aus dem Kunsthandel wären solche Bilder stets zu haben. Nach dem Sinn der Münchner Künstler ist es allerdings nicht. — Die Stuttgarter Ausstellung ist auch noch in manchem ein Kompromiß, da die württembergischen Künstler, und nicht nur die bedeutenden, begreiflicherweise bei dieser ersten großen Ausstellung ausgiebig vertreten sein wollten. Aber die Ausstellung ist gut gemacht, sie enthält aus ganz Deutschland interessante Bilder (zum Beispiel ist Slevogt ausgezeichnet vertreten), und es stehen ihr vor allem in den kleinen Sälen des neuen

Digitized by Google

Kunstgebäudes musterhafte Räume zur Verfügung, die einen angenehmen Aufenthalt gewähren und für die Bilder eine vorzügliche Umgebung sind.

In Mannheim stellt der Künstlerbund aus, und zwar in den ganz verfehlten Räumen der neuen Kunsthalle, die als Museum und Ausstellungsraum fast unbrauchbar ist. Trotzdem wirkt diese Ausstellung sehr gut. Sie gibt ein fast geschlossenes Bild der jüngeren Kunstbewegung, von den Impressionisten an (Liebermann, Corinth, Slevogt, reich und stark vertreten, Corinth mit einem wundervollen Bildnis) bis zu den Jüngsten; gerade diese letzteren wirken hier reifer, ruhiger als ich sie je sah. Auch neue Namen fielen mir auf: Franz Noelken, Hamburg, mit sehr guten Bildern, und ein kleines Bild von Hans Gött, einem Münchner, dem ich noch in keiner Münchner Ausstellung begegnet bin. — Ein „hängender Sebastian" von Weisgerber wirkt auch in dieser Umgebung fast als das stärkste Bild.

Konkurrenz regt sich aller Orten. Es ist wirklich nicht ganz leicht für München, seinen alten Platz zu behaupten oder — wieder zu erobern. Denn es ist leider nicht mehr zu verkennen, daß München bei den Ernsthaften schon viel von seinem Ruhm als Kunststadt verloren hat.

Und es hätte keine Konkurrenz zu scheuen. In München arbeiten so viele Männer wie anderswo, ohne irgendeinen Seitenblick, nur um der Sache willen, mit dem Einsatz ihrer ganzen Kraft. Und die Stadt bietet alle Möglichkeiten. Aber es sind Kräfte am Werke, die diese schöne Stadt niederziehen wollen, ganz heimlich und unbemerkt: der Geist der Behaglichkeit und Selbstzufriedenheit, der nichts wissen will von der Härte der Zeit und die Augen schließt vor den fremden Leistungen; und der Geist der Gewinnsucht, der aus München um jeden Preis ein Weltbad machen will und den Fortschritt am Maßstab des Fremdenverkehrs mißt.

Mit diesen Mächten gilt es zu kämpfen. Je offener dieser Kampf geführt wird, um so besser. Wer schweigt, stärkt die Stellung des Gegners. Deshalb heißt es reden, auch auf die Gefahr hin, als einer zu gelten, der nur aus der Lust am Verneinen den schönen Frieden stört.

Gustav Roloffs Geschichte der europäischen Kolonisation seit der Entdeckung Amerikas.[1])

Von Dr. Erich Schultz, Kaiserlichem Gouverneur von Samoa.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gesetzt, die Entwicklung der europäischen Kolonisation in großen Zügen zu beschreiben. Die leitenden Gedanken, der Einfluß der geistigen Faktoren auf den Gang der Ereignisse, die weltgeschichtlichen Zusammenhänge stehen im Vordergrunde. Dagegen werden die territorialen Veränderungen und die innern Geschicke der einzelnen Kolonien nur soweit berührt, als der Zweck der Darstellung es erfordert. In der hierdurch erzielten Kürze und Übersichtlichkeit liegt der praktische Wert des Buches. Nur 242 Seiten stark, wendet es sich an die weiten Kreise des gebildeten Laienpublikums, das, ohne sich in Spezialstudien zu verlieren, aus der Kenntnis der Vergangenheit ursächliches Verständnis für die Vorgänge der Gegenwart gewinnen will. Die Schilderung ist

[1]) Heilbronn, Eugen Salzer, 1913.

Digitized by Google

objektiv; die Hinweise auf die von andern Kolonialstaaten begangenen Fehler sind geeignet, dem kleinlichen Tagespessimismus, unter dem unsere eigene Kolonialpolitik gelegentlich immer noch zu leiden hat, entgegenzuwirken.

Hervorgehoben zu werden verdient die Anschaulichkeit des Gegensatzes zwischen romanischer und germanischer Kolonisation, sowohl nach der Verschiedenheit der Verwaltungsmethoden, die immerhin ihre Ergebnisse haben, als nach den erzielten Erfolgen, die im Grunde von der wirtschaftlichen Tüchtigkeit des kolonisierenden Volkes abhängen. Fast scheint es, als sei den Romanen kulturgeschichtlich nur die Rolle einer kolonialen Vorhut zugewiesen. Selbst die Franzosen, das tatkräftigste Volk dieser Rasse, haben daran glauben und an vielen Stellen der Erde, wo sie politisch oder kommerziell Fuß gefaßt hatten, den Engländern das Feld räumen müssen, noch bis in die neueste Zeit hinein (Faschoda), und die moderne Freundschaft zwischen den beiden alten Rivalen ist ein Unikum, das nur aus Erwägungen der hohen Politik zu erklären ist. Von aktuellem Interesse sind ferner zum Beispiel die Bemerkungen über die koloniale Autonomie, von der Professor Roloff zusammenfassend urteilt, daß sie häufig verhängnisvolle Folgen für die Eingeborenen gehabt habe, aber bei Siedelungskolonien mit einer starken zukunftssichern Bevölkerung von wesentlicher Bedeutung für die Gestaltung der Beziehungen zum Mutterlande sei. Hier ist es wiederum England, das die Aufmerksamkeit der Welt auf sich lenkt; belehrt durch seine Erfahrungen in Nordamerika, hat es seinen größten Kolonien Freiheit gegegeben und ist zurzeit damit beschäftigt, sie bei Belassung weitgehendster Selbständigkeit enger an sich zu fesseln.

In dem Kapitel über die Geschichte des vergangenen Jahrhunderts hätten wohl einige Worte über Neuseeland gesagt werden können, jenes entfernte und erst schwach besiedelte, aber reiche Entwicklungsmöglichkeiten bietende Land, dessen Schicksale auch in der allgemeinen englischen Kolonialpolitik fühlbar geworden sind; denn der langdauernde Maorikrieg der sechziger Jahre brachte in dem damals ohnehin saturierten England die Neigung zu weiterer Expansion zeitweilig völlig zum Stehen. Schließlich sei ein Lapsus erwähnt, der dem Verfasser Seite 70 unterlaufen ist: Neu-Amsterdam, das heutige Neu-York, lag nicht an der Hudsonsbai, sondern an der Mündung des Flusses Hudson.

Hermann Kerschensteiners Geschichte der Münchener Krankenanstalten, insbesondere des Krankenhauses links der Isar[1]).

Von Dr. Erich Ebstein, Oberarzt am Städtischen Krankenhaus in Leipzig.

Wer Kerschensteiners Vortrag seinerzeit im ärztlichen Verein in München gehört hat, wird jetzt diesen schönen Band, der mit 11 Tafeln und 50 Abbildungen im Text geschmückt ist, herzlich willkommen heißen. Seit C. Wibmers medizinischer Topographie und Ethnographie Münchens aus dem Jahre 1862, die Kerschensteiner (S. 278) mit Recht immer noch als „bestes Werk" zur Medizingeschichte Münchens bezeichnet, ist ein so großangelegtes, anregend und geradezu fesselnd geschriebenes Buch über Münchens Krankenanstalten nicht erschienen.

1) Sonderabdruck aus den Annalen der städtischen allgemeinen Krankenhäuser zu München. Band XV, 1909—1910. München 1913. J. F. Lehmanns Verlag, 298 Seiten.

Digitized by Google

Es braucht kaum hervorgehoben zu werden, daß Kerschensteiner reichlich aus archivalischen Quellen geschöpft hat. Das erste große Kapitel ist den Krankenanstalten vor 1813 gewidmet, und zwar dem heiligen Geistspital, dem Gasteigspital, dem Sondersiechenhaus in Schwabing, dem Stadtbruderhaus am Kreuz, dem Brechhaus, dem Stadtkrankenhause am Anger, dem Herzogs- und Josephspital, dem Hofkrankenhaus in Giesing, dem Spital der barmherzigen Brüder und dem der Elisabethinerinnen. An der Hand der instruktiven Pläne und Abbildungen wird es dem Leser leicht gemacht, sich mühelos zurecht zu finden und sich auch geographisch zu orientieren. Der an den Schluß gestellte Abschnitt gibt in manchen Punkten Anlaß zum Nachdenken; ich erwähne nur die sich unter anderem ergebende Tatsache, daß die manifeste Syphilis damals — am Ende des 18. Jahrhunderts — nicht seltener gewesen ist als heute. — Was Franz Xaver Haeberl, ein Schüler Stolls, für München durch den Bau des 1813 eingeweihten allgemeinen Krankenhauses geleistet hat, wie er besonders für damalige und die spätere Zeit mustergültige Einrichtungen, zum Beispiel die Ventilation schuf, hat Kerschensteiner mit großer Liebe auseinandergesetzt, so daß Haeberls Persönlichkeit einem bei der Lektüre ganz vertraut wird. Unter Haeberls Nachfolger — Andreas Koch —, der Chirurg war, fand 1826 die Verknüpfung der Universitätskliniken mit dem Krankenhause statt; aber im nächsten Jahre mußte Koch auf allerhöchsten Befehl seine Stellung verlassen, wodurch der erste große Konflikt zwischen Regierung und Magistrat herbeigeführt wurde. — Unvergleichlich bedeutender war Ernst von Grossis Persönlichkeit, der 1829, erst 47 Jahre alt, wie ich dem 1830 in Hamburg erschienenem Buche von F. A. Simon jun. („Der Vampirismus im 19. Jahrhundert oder über wahre und falsche Indikation zur Blutentziehung nicht mit Beziehung auf Ernst von Grossis tragischen Tode nach neunmaligen Aderlässen innerhalb sechs Tagen"), S. VIII, entnehme, wegen einer „*Pleuritis costalis rheumatica cum complicatione gastrica et congestionibus pulmonum ex haemorrhoidibus*" neunmal mit Lanzette und zudem mit 24 Blutegeln behandelt wurde und dann starb. (Um 17 Aderlässe, wie Geheimer Rat von Bauer zu erzählen pflegte, hat es sich also doch nicht gehandelt! [S. 174]). Erwähnt mag hier noch werden, daß von Grossis berühmtester Patient der Philosoph Arthur Schopenhauer im Jahre 1823 gewesen, ist, der damals an einer „Verkettung von Krankheiten" (Hämorrhoiden mit Fistel, Gicht, Nervenübel und so weiter litt. (Vgl. Iwan Blochs Syphilisdiagnose, die Kerschensteiner mit Wilhelm Ebstein zurückweist.) Als gleichzeitiges Urteil über Grossi will ich noch erwähnen W. Horn (Reise durch Deutschland und so weiter, Berlin 1831. Bd. 1, S. 112 ff. und ebenda Bd. 4, S. 41 ff. über die Behandlung der Syphilis von 1828—1830). Unter Loës Direktion vollzog sich die Einführung des Ordens der barmherzigen Schwestern, der sehr segensreich wirkte, besonders was auch die hygienischen Verhältnisse anlangte; sonst scheint er „eine Null" gewesen zu sein, im Gegensatz zu Johann Nepomuk von Ringseis, den Kerschensteiner als hochinteressanten Menschen und Forscher schildert und sich so recht in seine Persönlichkeit vertieft, im Gegensatz zu den vielen anderen, die ihn nur mit einem wegwerfenden Schlagwort abtaten. Ringseis Verhängnis war, daß er romantischen Katholizismus und medizinische Wissenschaft miteinander verweben wollte. Aber man darf ihm nicht vergessen, daß er in Mün-

Digitized by Google

chen den Gebrauch des Stethoskopes eingeführt und Buhl 1845 gegen große Widerstände die Abhaltung des ersten physikalisch-diagnostischen Kurses ermöglichte. Was Ringseis und seinen Lehren schadete, war, daß er erst 1880 — 95 Jahre alt — starb, zu einer Zeit, wie Kerschensteiner sagt, da Virchow und Robert Koch auf der Höhe ihres Wirkens standen! — Der Chirurg Wilhelm, der 1840 dem Münchener Typhus zum Opfer fiel, war nur kurze Zeit Direktor, und daher ist sein Name wenig genannt worden. Dagegen ist Philipp Franz von Walther wieder eine Persönlichkeit, der als ein Reformator der Chirurgie gelten muß; auch für das Krankenhaus hat er Wichtiges geleistet. G. Fried. Louis Strohmeyer war nur sehr kurz tätig, hat aber in seinen berühmten „Erinnerungen" uns ein auch für die Münchener Verhältnisse wichtiges Quellenwerk hinterlassen. Aus der Reihe der Krankenhausdirektoren sei hier noch K. von Gietl hervorgehoben, der ein ausgezeichneter klinischer Beobachter war, so daß jedes Wort fast stets den Nagel auf den Kopf traf. So war er in der Behandlung des Typhus bahnbrechend. — Mit Pfeufer, Nußbaum, Lindwurm (dem Übersetzer von W. Stokes) kommen wir schon in bekanntere und uns näher liegende Zeit. Ziemssens Lebenswerk und Bauers anziehende Persönlichkeit („der berühmte Diagnostiker") ziehen in warm gehaltenen Nachrufen an uns vorüber.

Und damit sind wir am Schluß des mit so viel Liebe und Aufopferung geschriebenen Werkes, das keiner als Kerschensteiner hätte eben besser schreiben können. Man darf dem Werke, das hoffentlich auch als Sonderabdruck einzeln zu beziehen sein wird, alles Gute und vor allem viele aufmerksame Leser wünschen.

Anmerkungen.

Von Dr. Karl Voll, Professor an der Technischen Hochschule und der Universität in München.

Im zweiten Band des vorletzten Jahrgangs schrieb ich über die Erst-Ausgaben der Werke von Wilhelm Busch und nannte als die erste des heiligen Antonius jene, die mit bunten Initialen gedruckt ist und als Umfassung des Textes blaue Linien hat, während die späteren schwarze Initialen und rote Umfassung haben und die üblichen, die auch als Erstausgaben verkauft werden, schmäler sind, nur noch schwarz gedruckt sind und auch die zum Teil beschnittenen Zeichnungen im Zinkkliché geben.

Diese Angaben haben, wie ich bemerkt habe, viel Interesse erweckt, bald ein reines auf Seite der Sammler, bald ein gemischtes auf Seite der Verleger. So kennen die Leser unserer Zeitschrift den Brief des Verlags von Moritz Schauenburg; aber auch vom Verlag Bassermann erhielt die Redaktion den Ausdruck der lebhaftesten Mißstimmung nebst der Mitteilung, daß der Verlag sich überlegt habe, ob er mich nicht wegen Verleumdung verklagen solle. Beide Verleger aber brachten keine Angaben, aus denen man in solchen bibliographischen Fragen etwas Authentisches hätte erfahren können.

Ich habe aber im Verlauf der Untersuchung erkannt, daß jene oben angegebene Reihenfolge zwar richtig, jedoch unvollständig ist, insoferne gerade die wirklich erste Ausgabe des heiligen Antonius nicht genannt ist. Vor jener mit den blauen Um-

Digitized by Google

fassungslinien und den bunten Initialen steht eine, die im Frühjahr 1870 herausgekommen ist und die sogleich als sie auf der Ostermesse in Leipzig bekannt gemacht wurde, einen außerordentlich starken Verkaufserfolg hatte. Diese hat auf dem Umschlag eine Zeichnung mit der Rückenansicht des heiligen Antonius im Strahlenkranz und trägt den Titel: Der h. Antonius von Padua von Wilhelm Busch. Darunter steht Lahr. Verlag von Moritz Schauenburg. Dieser Titel ist mit den gleichen Worten auf dem ersten Blatt des Buches wiederholt, nur ist das Wort „Heilige" ausgeschrieben aber die Zeichnung ist weggelassen. Auf der letzten Seite steht: Druck von J. H. Geiger in Lahr. Auf dem hinteren Umschlagblatt sind Ankündigungen von Druckwerken desselben Verlags und bei zweien steht der Vermerk, daß sie im Herbst 1870 erscheinen werden. Da die Ausgabe mit den blauen Linien auf dieser hinteren Umschlagseite schon ein Werk Sedaneia ankündigt, kann sie nicht an Ostern 1870 erschienen und also nicht die erste sein.

Die hier beschriebene Erstausgabe ist als solche leicht an einem anderen Umstand zu erkennen. Sie ist in Antiqua gedruckt, während die späteren die sogenannte deutsche Schrift anwenden. Sie ist ferner durch folgendes Detail interessant. Sie enthält als vorletztes Verspaar die Zeilen:

Es kommt so manches Schaf herein,
Warum nicht auch ein braves Schwein.

Diese Stelle wurde sogleich inkriminiert und Gegenstand eines Prozesses. So blieb sie in den folgenden Ausgaben weg und scheint in den Exemplaren der ersten Auflage, die damals noch nicht verkauft waren, überklebt worden zu sein, wie auch die Darstellung der von der Rückseite gesehenen Madonna auf Seite 22. Später wurden diese Zeilen wieder in den Text aufgenommen.

Diese erste Auflage ist nicht so sorgfältig behandelt und nicht so schön ausgestattet wie die mit den blauen Linien; aber sie enthält nun einmal die frühesten Drucke, so daß in ihnen die Zeichnung des Künstlers besser herauskommt als selbst in der besser gedruckten zweiten Auflage. Späterhin hat die gute Ausstattung, die ziemlich kostspielig war, weil die Bogen dreimal durch die Maschine gehen mußten, einer flüchtigeren Platz gemacht, bis im umgekehrten Verhältnis zur Auflagenhöhe das Büchlein immer weniger gut präsentiert erscheint.

In der letzten Zeit ist das Interesse für Wilhelm Busch wieder recht lebhaft angeregt worden: da lohnt es sich wohl auch, auf die Biographie hinzuweisen, die mit reicher Benützung des besten authentischen Materials von seinen drei Neffen Nöldeke herausgegeben worden ist. Hermann, Adolf und Otto Nöldeke: Wilhelm Busch. München im Verlag von Lothar Joachim, 1909.

Über Busch als Menschen, Künstler und Schriftsteller sind viel irrige Meinungen verbreitet zum Teil mit seiner eigenen stillschweigenden Genehmigung; denn der ausgezeichnete, aber etwas seltsame Mann liebte die Einsamkeit und sah es ganz gern, wenn über seinen Aufenthaltsort und seine Lebensgewohnheiten falsche Anschauungen herrschten. Auf diese Weise wurden ihm viele Besuche erspart, die er sonst wohl hätte über sich ergehen lassen müssen. Diese mit Absicht geduldeten Irrtümer werden jetzt beseitigt, und man erfährt wie der geistreiche, aber sehr einfache und recht altmodische Junggeselle in ruhigem Humor, wenn ihn nicht seine Nerven

Digitized by Google

gar zu schlimm plagten, ein neckisches Versteckenspiel mit der Welt spielte, die er sich fern hielt, und für die er doch so warme Sympathien hatte. Das Buch ist von drei Autoren in einzelnen Abschnitten geschrieben, für die bald dieser, bald jener zeichnet. Das nimmt ihm die Geschlossenheit, es ist auch sonst kunstlos geschrieben: aber das pflegt ja bei Büchern, die so unmittelbar aus dem archivalischen Material schöpfen, auch sonst der Fall zu sein. Die Verfasser haben sich bemüht objektiv zu sein, daß sie aber gar zu nah bei Busch stehen, spürt man doch mitunter. Jedoch schönfärberisch ist das Buch nicht. Man erkennt, daß Männer zu uns sprechen, die die Wahrheit kennen und die von Busch selbst gelehrt waren, über ihn ohne Scheu bloß das zu erzählen, was sie an ihm gesehen und aus seinem eigenen Munde gehört haben.

Von größtem Wert ist, daß hier zum erstenmal viele urkundlich sichere Nachrichten über Entstehungszeit, erste Veröffentlichung und Reihenfolge seiner Werke gegeben werden. Völlig klar wird ja auch in diesem Buche nicht alles, aber man hat doch endlich einmal festen Boden für die sehr komplizierten Fragen, denen man gerade bei Busch begegnet.

Das Buch ist mit vielen noch unveröffentlichten Schriftstücken und Zeichnungen von Wilhelm Busch ausgestattet, auch mit Reproduktionen nach Gemälden, so daß wir ihn genau kennen lernen.

Die Sonderausgaben der großen Meisterwerke der Literatur werden immer mehr beliebt. Es genügt heute nicht mehr seinen Shakespeare in einer guten Gesamtausgabe zu besitzen, sondern man muß die einzelnen Dramen in diesem oder jenem Vorzugsdrucke haben. Bei Goethe ist es gerade so. Ich kann diese Sitte nur billigen, zumal wenn es sich um unillustrierte Ausgaben handelt; denn diese Drucke sind oft hervorragend schön. Bei den illustrierten liegt der Fall gewöhnlich weniger günstig. Da gibt es eine Gattung, die man als Geschenkliteratur bezeichnen kann und die besonders zur Weihnachtszeit begehrt wird. Der moderne Farbendruck ist so hochentwickelt, daß er in rein technischer Hinsicht ausgezeichnete Leistungen bringt; besonders glänzend vermag er das Aquarell nachzuahmen. So ist denn auch in dem Lande, wo das Aquarell am meisten kultiviert wird, und zwar als Ersatz für die schwierigere und auch kostspieligere Ölmalerei, in England das mit solchen Farbdrucken illustrierte Buch sehr beliebt. Dem englischen Geschmack sagt es zu; denn in England herrscht eine ausgesprochene Vorliebe für alles was hübsch und nett ist. Die große Qualität der strengen ernsten Kunst hat über dem Kanal wenig Freunde. Man behilft sich dort mit dem süß schmeckenden Surrogat.

Diese englische Mode kommt nun auch zu uns. Die Ausgabe von Shakespeares Sturm die eben bei Bruckmann herausgekommen ist, hat eine Anzahl von Farbendrucken nach ungemein süßlich-freundlichen, höchst korrekten, salonmäßig anmutigen Kompositionen des englischen Illustrators Edmund Dulac. Sie sind als Drucke so vollendet, daß auf dem Titel mit einer leicht begreiflichen Prätension nicht von Illustrationen, sondern von Bildern gesprochen wird, die Dulac zu Shakespeares letztem Meisterwerk gemacht hat. Aber das, was man in Deutschland und auch in Frankreich Illustration nennt, sind sie gewiß nicht. Sie sind eine Zierde für den *drawing-room* einer eleganten Engländerin, aber wie sie sich im robusteren Deutschland halten sollen, scheint mir noch eine Frage an die Zukunft zu sein.

Digitized by Google

Wie der Sturm ist die Lästerschule eines der in Deutschland am meisten bekannten englischen Bühnenstücke. Das England von 1800 ist in überaus geistreicher Weise darin persifliert, wie das nur jener Sheridan konnte, der einer seiner Lieblingsfiguren den Wahlspruch in den Mund legte: *powers of impudence befriend me.* Hugh Thomson illustrierte das Stück vom Standpunkt der Bühne aus. Was er bei den Aufführungen in eleganten Toiletten vom ausgehenden 18. Jahrhundert sieht, hält er mit gelehrtem Stifte fest. Er sucht mit klugem munteren Sinn die besonders heiteren glücklichen Momente heraus, allerdings weniger aus künstlerischen Erwägungen als im Spürsinn für das was Lessing den fruchtbaren Moment nannte. Das alles gibt er in der Regel recht getreu, aber häufig in dem milden Ton der englischen Aquarelle, so daß wieder — nach englischem Geschmack — etwas überaus Hübsches und Amüsantes entstand. Die Deutsche Verlagsanstalt hat dann mit ihren ausgezeichneten Hilfsmitteln alle Kraft der modernen Reproduktionstechnik aufgeboten, um die Aquarelle in möglichst reiner Weise zu reproduzieren und hat geleistet was nur zu leisten war: aber da Thomson nur elegante englische Durchschnittsaquarelle geliefert hat, jedoch keine international bedeutende Kunstwerke, so handelt es sich auch hier wie bei Shakespeares Sturm nur um den Versuch einer englischen Mode bei uns Geltung zu verschaffen. Wenn diese Versuche den Erfolg haben sollten, daß ähnliches auf eine unserem Empfinden völlig entsprechende rein künstlerische Weise geschaffen würde, so wären sie im höchsten Grade zu rühmen; jedenfalls aber ist es interessant zu sehen, wie auch diese Welle englischer Kunst und Buchindustrie zu uns kommt.

Neues vom Vogelschutz in Bayern.

Von Dr. Rudolf Hermann, k. Bezirksamtsassessor in Weilheim.

Daß die bayerische Vogelschutzverordnung vom 19. Oktober 1908 schon nach nicht ganz fünf Jahren durch eine andere ersetzt wird, ist bei der raschen Vergänglichkeit der Gesetze unserer Zeit nichts Außergewöhnliches und es wäre nicht richtig, hieraus den Schluß zu ziehen, als ob etwa der Ausbau der Vogelschutz- oder allgemein der Tierschutzvorschriften in Bayern eine besonders rasche Entwicklung nehme. Immerhin bedeutet die neue Verordnung vom 5. Mai 1913, die an die Stelle der obengenannten getreten ist, doch wieder einen erfreulichen Schritt vorwärts, und wenn auch nicht im Wortlaut, so prägt sich doch in ihrem Geist schon nicht mehr nur die Erwägung wirtschaftlichen Nutzens, sondern die Idee des Heimatschutzes aus. Nicht nur, daß der Kreis der unter Schutz gestellten Vogelarten erweitert wurde; auch der gesetzliche Schutz selber ist verstärkt worden, und im engsten Zusammenhang damit stehen auch einige Änderungen auf dem Gebiet des Jagdrechts.

Vergleicht man zunächst die Anlage I der Verordnung, d. h. das Verzeichnis der geschützten Vögel, so stellt sich dasselbe gegenüber der Anlage I der älteren Verordnung um nachstehende Vogelarten erweitert dar:

Geschützt sind jetzt auch Abendfalken, Bussarde, Eisvögel, Gabelweihen (rote Milane), Rötelfalken, Schelladler, Schlangenadler (Schlangenbussarde), Schreiadler, schwarze Milane, Seeadler, Turmfalken — wie man sieht, lauter Raubvögel, zu deren Schutz ihre zunehmende Seltenheit veranlaßt hat; ferner ist der Schutz der Grasmücken,

Digitized by Google

der Laubsänger, der Pieper und der Rohrsänger auf sämtliche Arten ausgedehnt und darunter ausdrücklich die Gartengrasmücke und der Gartenspötter inbegriffen. Nun sind ferner aufgenommen der Steinsperling *(passer petronius)* und von Wasservögeln die Seeschwalben, die Wasseramseln und die Triele (Dickfüße.)

Für Wasseramseln und Eisvögel ist jedoch zunächst der Schutz beschränkt durch die Vorschrift des Fischereigesetzes (Art. 85), wonach der Fischereiberechtigte innerhalb seines Fischwassers und in einer Entfernung von 3 Meter von dessen Ufer diese Tiere (die Wasseramseln allerdings nur bei geschlossenen Gewässern) erlegen darf.

Bisher bestand der Schutz der in Anlage I genannten Vogelarten darin, daß sie nicht gefangen, nicht erlegt, in totem Zustand nicht angekauft oder verkauft, nicht ein-, aus- oder durchgeführt, ihr An- oder Verkauf nicht vermittelt werden durfte. Nunmehr ergreifen diese Verbote auch die lebenden Vögel. Ausnahmen hiervon können die Distriktsverwaltungsbehörden (Bezirksämter) für bestimmte Zeit und bestimmte Örtlichkeiten zu wissenschaftlichen und Lehrzwecken, zur Wiederbevölkerung mit einzelnen Vogelarten oder zur Verhinderung einer schädlichen Überhandnahme bewilligen. Auch kann für Stubenvögel der An- und Verkauf, die Vermittlung eines solchen, das Feilbieten, die Aus-, Ein- und Durchfuhr in lebendem Zustand gestattet werden. Aber auch diese Möglichkeit ist für eine Reihe von Vogelarten ausgeschlossen, die schon in Anlage II der älteren Verordnung aufgezählt und einem besonders weitgehenden Schutz unterstellt waren, und zu denen noch einige neue hinzugekommen sind. Diese letzteren sind sämtliche Laub- und Rohrsänger und die Sprosser.

Auch ein Fanggerät ist dem Verbot unterstellt worden; nämlich das Pfahleisen, das jetzt weder zum Vogelfang noch zum Jagdbetrieb mehr verwendet werden kann. Nur der Fischereiberechtigte darf sich desselben in recht beschränktem Umfange noch bedienen. (Art. 85, Fischereiges.)

Die erwähnten Bestimmungen haben auch eine Revision der Verordnung zur Folge gehabt, die das Verzeichnis der jagdbaren Tiere enthält. Zu diesen gehören nämlich hinfort nicht mehr die Triele (Dickfüße), die Seeschwalben, die Schell- und Schlangenadler (Schlangenbussarde), die Rötel- und Abendfalken. Eine grundsätzliche Abänderung der bayerischen Jagdvorschriften unter dem Gesichtspunkte der Tiererhaltung war nicht beabsichtigt; daß eine solche dringend veranlaßt ist, steht außer Zweifel und es ist zu hoffen, daß sie nicht allzulange auf sich warten lassen werde. Einstweilen mögen wir uns gerne das Wenige aber Erfreuliche gefallen lassen, was die neue bayerische Vogelschutzverordnung dem Tier- und Naturfreund beschert hat.

Ein Vorschlag zur Diskussion.

Im Augustheft hatte der Assessor am Arbeitshaus Rebdorf, Leo Freiherr von Egloffstein, anknüpfend an die Ermordung des preußischen Majors von Lewinsky gezeigt, daß solche Naturen wie der Mörder Straßer, von früh auf in Heimstätten gehören. Er hatte ausgeführt, daß tausende solcher Existenzen alljährlich aus den Strafanstalten auf die Gesellschaft losgelassen werden. Diese Ausgestoßenen und sich selbst Ausstoßenden sollen durch ein großartiges Liebeswerk — eine Heilsarmee ohne Humbug — von Jugend auf in Pflege genommen werden. Dazu schreibt uns eine Leserin:

Digitized by Google

Ich gehe weiter und sage: der Staat erziehe alle unehelichen Kinder und Ausgestoßenen schon vom Säuglingsalter an. Er kann es für dasselbe Kostgeld, das jetzt der Vater oder die Mutter des Kindes der Kostfrau gibt. Für die Kosten müssen wie bisher die Eltern aufkommen, aber die Verwendung wird anders wie bisher, eine reelle.

Man wird mir antworten: Damit wird der Leichtsinn unterstützt. — Die Eltern müssen aber nach wie vor pekuniär für ihre Kinder aufkommen. Dies Verantwortlichkeitsgefühl bleibt ihnen; nur kann Schlimmes in Gutes verwandelt werden mit demselben Aufwand. Die Erziehung der Kinder fängt schon im Wickelkissen an. Wie denkbar ungünstig für das geistige Wachstum sind die Bedingungen für diese Kinder, die oft durch Beispiel direkt zum Verbrechen erzogen werden. Der Staat wird sehr viel Verbrecher weniger haben. Er nehme die Erziehung in die Hand mit Hilfe unserer Frauen und Mädchen, die Bedürfnis nach einem Beruf haben. Da könnten sie den schönsten ausüben, wären gut vorgebildete Frauen und Mütter. Die Zeit käme für sie den militärischen Dienstjahren der Männer gleich und der Staat bekäme brauchbare Menschen statt Schädlingen. Auch leiblich würden diese Kinder besser geraten: Während vielfach von den Kostfrauen das Kostgeld nicht zugunsten der Kinder verwendet wird und diese schon die erste grundlegende Nahrung minderwertig bekommen, würden sie jetzt richtig ernährt und ohne Alkohol kräftig aufwachsen. Die günstigen Folgen sind gar nicht abzusehen, es ist mir, als sähe ich weit in ein blühendes sonniges Land! Die Jugendhäuser könnten mit geringem Zuschuß vom Staat errichtet und erhalten werden. Einfach, luftig und hell ohne Zentralheizung und andere Bequemlichkeiten:

1. Auf dem Lande müßte man sie errichten, wo die Lebenshaltung billiger, die Luft gesünder und zugleich ein Arbeitsfeld für die Größeren bei der Landwirtschaft gegeben wäre.

2. Das Kostgeld muß wie bisher an anderer Stelle von den Eltern entrichtet werden.

3. Die Anfängerhilfskräfte könnten in den ersten Jahren für ihre Ausbildung bezahlen und später die Stellung einer Erziehmutter anstreben (eingeteilt zu je sechs bis acht Kinder wie in einer Familie, auch die häusliche Einrichtung der einer Familie entsprechend). Jede der Erziehungsmütter wird für ihre Familie das beste Erziehungsresultat anstreben.

Schon lange möchte ich diesen Gedanken zur Wirkung bringen, habe aber selbst drei Kinder, von denen der Jüngste $2^1/_2$ Jahre ist, so möchte ich zunächst die Anregung in den Süddeutschen Monatsheften geben und hoffen, daß eine Tat daraus wird.

Frau Hedwig Beckh (München).

Bei der Enthüllung der Frithjofstatue

am 31. Juli 1913 hielt der Kaiser nach den uns vorliegenden Zeitungsberichten eine Ansprache, die mit folgenden Worten schloß:

„Aber nicht nur ein Zeichen meines Dankes an Norwegen allein soll dieser ragende Recke sein, nein, größere und allgemeinere Bedeutung kommt ihm zu. Er soll ein Wahrzeichen für Skandinavier, Deutsche, Angelsachsen und alle diejenigen Stämme sein, die mit Stolz sich zu der gewaltigen Gruppe der indogermanischen

Digitized by Google

Völker zählen! Wie er so dasteht, schwertfroh und schwertgewohnt, auf die vornehmste und Lieblingswaffe der Germanen, auf sein gutes Schwert „Angurwadel" gestützt, „das stets Böses schlug, litt Unrecht nie," in männlicher Zuversicht und unerschrockenem Selbstgefühl, so soll er alle Indogermanen daran erinnern, daß sie eines Stammes und eines Blutes sind und daß es ihnen durch Gottes Gnade vergönnt gewesen sei, in der Vergangenheit Großes für die Entwicklung der Welt und ihrer Kultur zu leisten, und daß sie treu und fest zusammenhalten sollen, um auch in Zukunft die großen Aufgaben, die Gott ihnen stellen wird, zum Segen der ganzen Menschheit gemeinsam zu lösen. Das will ich, daß Frithjof es allen sagt, die ihn betrachten werden. Das walte Gott!"

Der alte „Pütz", der in Preußen während der siebenziger und achtziger Jahre vielfach als Schulbuch gebraucht wurde, zählt als indogermanische Völker auf: Die Arier, die sich wieder in das Zendvolk (Iranier, so die Meder und Perser) und das Sanskritvolk (Indier) trennten; den südeuropäischen Stamm, Thraker, Illyrier, Griechen und Lateiner; den nordeuropäischen Stamm, die Kelten, Germanen, Slaven ...

Soll der treffliche Frithjof da droben diese ganze Völkertafel vertreten — auch die Romanen und Slaven? Man kann sich denken, welche Glossen man in Paris oder Petersburg zu diesem Text machen wird.

Es kann nur Pedanten wundernehmen, wenn ein Mann, wie der Kaiser, wissenschaftlich-technische Ausdrücke, die ihm noch von der Schulbank her im Ohre haften mögen, nicht ganz zutreffend anwendet.

Aber muß Derartiges aus der Umgebung des hohen Herrn den Weg durch die Tagesblätter nehmen? Findet sich da wirklich niemand, der alleruntertänigst darauf hinweist, daß der Ausdruck nicht ganz zutreffend sein dürfte?

Es ist ein ähnlicher, freilich nicht ganz so krasser Fall, wie bei der Jubiläums-Ansprache, die der Kaiser den Berliner Professoren und Studenten hielt.

Man mag sagen: Worte! Was sind Worte? Aber es handelt sich hier um ein Krankheitssymptom der neuesten Phase unsrer Monarchie.

Nachschrift: Ein Leitartikel, der in Nr. 422 des Münchner Weltblattes erscheint, zitiert die Worte des Kaisers „vom Zusammenhalten aller germanischen bezw. indogermanischen Völker, also England inbegriffen" und leitet daraus ihre politische Harmlosigkeit ab. Bravo! An eines Kaisers Wort soll man nicht deuteln. —s.

Bebel und Bernstein

haben kürzlich, dreißig Jahre nach seinem Abschluß, den Briefwechsel zwischen Engels und Marx der Öffentlichkeit übergeben. Bernstein bemerkt unter anderem:

„Unvermeidlich war dagegen eine gewisse philologische Behandlung der Briefe, und zwar namentlich der Briefe von Marx. Es handelt sich um den Gebrauch französischer und englischer Ausdrücke. Die betreffenden Stellen sind in den Briefen unverändert geblieben, aber in Rücksicht auf die proletarischen Leser sind den betreffenden Briefen Übersetzungsnoten beigegeben worden, von denen je nach Bedarf Gebrauch gemacht werden möge. Zum zweiten war auch eine gewisse sprachliche Redaktion am deutschen Text einzelner Briefe nicht zu umgehen. Marx läßt sich zeitweise in seinen Briefen nicht weniger drastisch aus, als dies der Olympier Goethe zu tun pflegte, und ge-

Digitized by Google

legentlich tut es auch Engels. Es würde aber durchaus nicht in ihrem Sinne gehandelt sein, wenn die derben Ausdrücke unverändert im Druck wiedergegeben würden. Denn weder Marx noch Engels waren etwa doktrinäre Gegner zivilisierter Umgangsformen. Marx äußert sich vielmehr bei Gelegenheit sehr entrüstet darüber, daß einer seiner Briefe von den Empfängern unverändert in der „brutalen Sprache von Briefen" veröffentlicht worden war. (Es handelt sich um den Brief an den Braunschweiger Ausschuß der Eisenacher Sozialdemokratie über die Annexion Elsaß-Lothringens.) Es sind daher Worte, die der deutsche Druck nun einmal nicht verträgt, durch andere ersetzt worden."

Also Marx und Engels drücken sich gelegentlich so drastisch aus, wie Goethe — der Stürmer und Dränger, nicht der Olympier —: wen wird das überraschen? Trotzdem wurde beliebt, „Worte, die der deutsche Druck nun einmal nicht verträgt", durch andre zu ersetzen. Das ist das Gegenteil einer „philologischen Behandlung".

Hätte man's wenigstens bei den drei Sternen oder Strichen belassen, die jedermann aus dem Faust und dem Götz kennt.

Die Herausgeber haben aber in solchen Fällen den Text selbst zurecht gemacht, auf deutsch: gefälscht. Aus übertriebenem Zartgefühl: August Bebel und Ed. Bernstein,

Herr Gott, wird der bürgerliche Leser denken, das war also noch viel stärkerer Tobak, als in den Verhandlungen der Sozialistenkongresse geraucht zu werden pflegt.

Schade. Das Zutrauen zu der Urkundlichkeit der Ausgabe wird so nicht gerade erhöht. —s.

Ludwig Plates Vererbungslehre.[1])

Das Platesche Buch gehört zu der Sammlung der von ihm selbst herausgegebenen Handbücher der Abstammungslehre, die in etwa zehn bis zwölf Bänden die gesamte biologische Entwicklungslehre zeitgemäß darstellen soll. Plate hat es mit bewunderungswürdiger Klarheit verstanden, die Grundbegriffe der Vererbungslehre darzustellen, so daß auch der Anfänger auf diesem Gebiete sich leicht orientieren kann. Die theoretischen Probleme des Mendelismus stehen im Mittelpunkt des ganzen Werkes. Sie haben in letzter Zeit auch in der Medizin viel Anregung und Aufklärung gebracht. Und daher hat Plate sich der dankenswerten Aufgabe unterzogen, unter Benutzung möglichst charakteristischer Stammbäume den Einblick in dieses interessante Gebiet zu erleichtern. Es gibt zum Beispiel schon jetzt sechzig erbliche Merkmale beim Menschen, die sich auf die Mendelschen Regeln zurückführen lassen. Ich hebe hier als Beispiele von Vererbung von nicht pathologischen Variationen hervor: die Haarform und Haarfarbe, die reine Stirnlocke, die Farbe der Iris, die Farbe der Haut, den Albinismus, die Lang- und Kurzlebigkeit, die sogenannte Habsburger Unterlippe und so weiter. — Unter den Mißbildungen erwähne ich die Vielfingrigkeit und den Zwergwuchs; unter den Krankheiten die verschiedenen Stoffwechselkrankheiten und so weiter. — Aber nicht nur der Arzt, sondern jeder Biologe und Naturforscher wird mit dem allergrößten Nutzen dieses Standard-Werk lesen, das für immer seinen Wert behalten wird. E. E.

[1]) Mit besonderer Berücksichtigung des Menschen, für Studierende, Ärzte und Züchter. Leipzig. Wilhelm Engelmann, 1913.

Digitized by Google

Der Lebensprozeß der Nervenelemente.

Die tiefste aller Fragen, an das Geheimnis aller Geheimnisse rührend, ist die psychophysische Kardinalfrage, die Frage nach dem Verhältnis zwischen Geist und Körper. Ungelöst, vielleicht nie zu lösen, läßt sie uns doch keine Ruhe. Wer wissen will was die Seelenforschung unserer Zeit zu sagen hat, sei aufmerksam gemacht auf die Serie „Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens", die der bestbekannte Nervenarzt Löwenfeld herausgibt. Die Hefte wenden sich an die Gebildeten aller Berufsgruppen, haben schon viel Gutes gebracht und immer anregend gewirkt. Das letzte, von V. Franz verfaßte Heft[1]) behandelt die Frage, wie weit wir in der Erforschung der körperlichen Substrate unseres Nerven- und Seelenlebens gekommen sind. Freilich einen Schritt vorwärts in der Erkenntnis des Zusammenhanges zwischen Körper und Seele haben uns auch die wunderschönen anatomischen Untersuchungen der Neuzeit, die Franz trefflich schildert, nicht gebracht, so wenig wie uns die genaueste Kenntnis der Verkehrslinien, Bahnhofsbauten und Betriebseinrichtungen über das Wesen der menschlichen Kultur aufklärt. Aber auch wenn man sich in solchen Dingen bescheidet, hat das Studium der feinen Grundlagen unserer Seelenvorgänge, des Baues, der Entwicklung der Nervenzelle einen großen Reiz, geradeso wie das Phantasieren über die verschiedenen möglichen Vorgänge, die sich in dem Wundernetze des Nervensystems abspielen. H. K.

Roux gegen Verworn.

Max Verworn hatte in seiner 1912 (G. Fischer) erschienenen Schrift geschrieben: „Es ist ebenso unterhaltend wie lehrreich, dem Eiertanz zuzusehen, den Roux zwischen „Determinationsursachen" oder „spezifischen Ursachen", „Realisationsursachen" oder „nötigen Nebenursachen", „Alterationsursachen" oder „unnötigen Ursachen" und so weiter in der Entwicklung aufführt. Wer einer solchen Variété-Vorstellung von Ursachen beigewohnt hat, wie sie zum Beispiel bei Roux gegeben wird, dürfte nicht mehr verkennen, daß bei manchem Embryologen statt einer streng wissenschaftlichen Betrachtungsweise noch immer eine grenzenlose Konfusion herrscht." — Roux hat nun in einem Büchlein[2]) Verworns Weltanschauung scharf kritisiert, beleuchtet und rechnet diejenigen, die der Verworn'schen Gemeinde angehören, zu der „Gemeinde der Getäuschten". Ja, Roux hält das Verworn Eigene seiner Schrift, „nicht nur vielfach sachlich unrichtig, sondern auch widerspruchsvoll in sich selber, nicht logisch, sondern verworren." Die Weltanschauung Verworns, so schließt Roux, würde, wenn sie richtig wäre, statt Licht, Dunkel verbreiten.

Es bleibt abzuwarten, ob auch in solcher Weise Verworn die Polemik aufgreift und fortführt. E. E.

Die Heilige und ihr Narr.

Als Agnes Günther dies ihr Lebensbuch geschrieben hatte, legte sie sich zum Sterben nieder. So ward ein seltsames und feines Buch zum Vermächtnis einer Frau, die zu den seltsamsten und feinsten ihrer Zeit gehörte. Ungekannt, ganz

[1]) Wiesbaden. Bergmann, 1913. 8°. 58 Seiten. Mit 23 Abbildungen. M 2.40.

[2]) Über kausale und konditionale Weltanschauung und deren Stellung zur Entwicklungsmechanik. Leipzig. Wilhelm Engelmann 1913.

Digitized by Google

in sich lebend, reifte sie wie das Korn in Sonne und Wind, und als sie ganz reif war, als Künstlerin und als Mensch, war sie erfüllt von jener Bereitheit und Demut vor der Sichel, welche die letzten Kapitel ihrer Dichtung so schwermütig und zugleich so trostvoll machen. Ein Hofroman auf den ersten Blick. Aber man liest weiter und findet ein Erleben der Natur, zart und köstlich, wie seit Stifter nicht mehr. Man glaubt eine Zeit lang eine jener vollendeten Handarbeiten vor sich zu haben, die so inspiriert sind wie eine phantastisch schöne Radierung, so seltsam unwirklich und wirklich zugleich, wie eine japanische Landschaft. Aber je mehr man liest, desto ergriffener wird man inne, wie hier reine Gläubigkeit reine Kunst geworden ist. Wie aus vertrauten, frommen Chorälen singt es, ein altes Oratorium wird langsam entziffert, erhält Leben und erklingt nach Jahrhunderten in der Schloßkirche. Aber dies ist das Schöne und Unbeschreibliche: wie der Trotzige das unabwendbare Schicksal empfängt und das Bitterste lernt: Die Geliebte leiden sehen, sterben sehen, nicht helfen können, und sanft sich beugen.

Das Buch wird ausführlich gewürdigt werden (Stuttgart, J. F. Steinkopf). Aber es wäre unrecht gewesen, nicht sogleich die erste Gelegenheit zu ergreifen, um es den Lesern dieser Zeitschrift ans Herz zu legen. J. H.

Sisto e Sesto.

Wenn ich sagen soll, welche von den Novellen, die in diesem Jahre 1913 erschienen, ich für die schönste halte, muß ich Heinrich Federers unseren Lesern bekannte „Sisto e Sesto" nennen (Heilbronn, Salzer), die Geschichte vom Papst und von seinem Bruder, dem Räuber, von Gerechtigkeit und Erbarmen, vom Gesetz und von der Liebe, die über allem Gesetz ist. Lichtenberg sagt irgendwo, er habe beim Lesen seiner eigenen Schriften gefunden, daß er dann am allerbesten geschrieben habe, wenn er sich ganz ohne Absicht zum Schreiben niedergesetzt hätte. Die Forderung einer künstlerischen Prosa, die man dem in sprachlichen Dingen richtungslosen Talent immer wieder vorhält, verstummt vor der angeborenen Sicherheit einer Kunst, die aus dem Herzen quillt. Der durchschnittliche Horizont unserer erzählenden Literatur — Großstadt und kein Ende, Liebelei und kein Ende, Ehebruch und kein Ende — zerreißt vor der rauhen Einfalt dieser Abruzzenberge, und ihre fragwürdige Problematik schrumpft in ein Nichts vor der klassischen Schlichtheit und Würde dieses Bruderkonflikts. Ihren Dichter als den berufenen Nachfolger Conrad Ferdinand Meyers einzurubrizieren, hieße ihm und Meyer Unrecht tun. Hier ist etwas durchaus anderes, als die marmorne Prägnanz der Meyerischen Historie. Hier ist Reichtum, der fröhlich verschwendet, Phantasie, die sonnig spielt; ein Seelenkünder gestaltet, ein Dichter bildet aus Landschaft und Legende das Unnachahmliche, hold Lebendige. Eine Sprache ohne Manier, rein, fest und würzig wie die Apenninkräuter, die der alte Pfarrer dem todgeweihten Paar in die Engelsburg schickt, Herzensgüte, die zum Humor wird, wo findet man das gleich wieder so wärmend und festlich beisammen, wie bei diesem Schweizer, der zu den stärksten Hoffnungen unserer erzählenden Literatur gehört? J. H.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge nur auszugsweise und mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, G. m. b. H, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

Henrik Pontoppidan / Der Schmied von Ensley. Erzählung

Arthur Trebitsch / Die schlechteste Tat. Novelle

Karl Voll / Die Kritiker

Carl Spitteler / Meine frühesten Erlebnisse

Georg Friedrich Daumer / Briefe an seine Nichte

Joseph August Beringer / Deutsche Kunstnöte

Franz Doflein / Tiere als Krankheitsquellen

Richard Huldschiner / Auf dem Jangtsekiang

Alfred Wolf / Patriotismus in Elsaß-Lothringen

Josef Hofmiller / Dichtkunst und Kochkunst

Mirko Jelusic / Pas de quoi. Gedicht

Rundschau.

München, November 1913.

Vierteljährlich 4 M Einzeln 1.50 M

Digitized by Google

SAALECKER WERKSTÄTTEN

Künstlerische Leitung:
PROF. SCHULTZE-NAUMBURG

Entwurf und Ausführung von Schlössern, Herrenhäusern, Stadt- und Landhäusern, von Garten- und Parkanlagen. Lieferung von ganzen Wohnungseinrichtungen und einzelnen Möbeln. Ständige Ausstellung Berlin W, Viktoriastr. 23 (bei der Potsdamer Brücke)

Kataloge 1913

Gratis und franko!

Digitized by Google

Thomas Mann

Porträtradierung von Max Oppenheimer

Von der unverstählten Kaltnadel-Platte (Größe 18:21 cm) wurden im August 1913 auf der Pan-Presse Paul Cassirer zu Berlin gedruckt:

25 Exemplare auf echt holländ. Bütten je M. 75.—
50 Exemplare auf van Geldern . . . . . je M. 50.—
75 Exemplare auf weißem Strahtmore . je M. 30.—

Die ersten 75 Exemplare sind auch vom Dichter signiert.

Alle Exemplare sind numeriert: die Platte wurde zerstört.

Der Neue Kunstsalon

Max Dietzel, München, Prannerstr. 13.

J. Windhager, Kunsthandlung, München

Gemäldegalerie, Prannerstraße 5 (Hotel Bayer. Hof)

Vase, 34/44 cm, **M. 50.—**
Säule, 80/39 cm, **M. 80.—**
(Terrakotta)

Sommer-Ausstellung in Bad Reichenhall.

Münchener Plastiken-Haus.

Salvatorstrasse 3 (Kübbogen bei Theatinerstr).

Nachbildungen KLASSISCHER BILDWERKE in verschiedener, nur tadelloser künstlerischer Ausführung (Bronze, Galvano, Gips, Hartmasse, Kunststein)

Besonderheit:

Italienische Terrakotten.

Neu erschienene Kataloge:

Katalog I für Haus- u. Zimmerschmuck (Figuren, Büsten, Reliefe) **mit zugehöriger neuer Preisliste, Preis 2 M.**

Katalog II für Gartenschmuck (auch Vasen und Sockeln) **mit zugehöriger** Preisliste, **Preis 3 M.**

Beide Kataloge sind reichhaltig und illustriert und können auf keinen Fall gratis abgegeben werden. Man verlange unser Informationsheftchen, das gratis versandt wird.

Vase, 44/61 cm, **M. 80.—**
Säule, 86/48 cm, **M. 120.—**
(Terrakotta)

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

11. Jahrgang November 1913 Heft 2

Inhaltsverzeichnis:

Seite

Henrik Pontoppidan / Der Schmied von Ensley. Erzählung 129
Arthur Trebitsch / Die schlechteste Tat. Novelle 144
Karl Voll / Die Kritiker 160
Carl Spitteler / Meine frühesten Erlebnisse 161
Georg Friedrich Daumer / Briefe an seine Nichte 180
Josef August Beringer / Deutsche Kunstnöte 198
Franz Doflein / Tiere als Krankheitsquellen 208
Richard Huldschiner / Auf dem Jangtsekiang 218
Alfred Wolf / Vom Patriotismus in Elsaß-Lothringen 224
Josef Hofmiller / Dichtkunst und Kochkunst 228
Mirko Jelusic / Pas de quoi. Gedicht . . 232

Rundschau: Seite

Vorwort zu einem Roman / Von Thomas Mann 235
Der Deutsche Historikertag in Wien Von Dr. Sebastian Merkle, Professor der Kirchengeschichte an der Universität Würzburg 239
Diderot und Rousseau / Von Professor Dr. Paul Sakmann 247
Theater in Berlin und Hellerau / Von Ulrich Rauscher 250
Neues zum deutschkolonialen Tierschutz / Von Bezirksamtsassessor Dr. Rudolf Hermann 254
Des Freiherrn von Münchhausen wunderbare Reisen und Abenteuer 255
Der Goethekreis in Silhouetten 256
Droysens York 256
Josef Hofmiller / Bücher des Monats XVIII

Copyright 1913 by Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. München.

Bei allen Installateuren und Elektrizitätswerken erhältlich:
WOLFRAM-LAMPEN A.-G. AUGSBURG

Digitized by Google

Der Schmied von Enslev.

Erzählung von Henrik Pontoppidan.

Aus dem dänischen Manuskript
übersetzt von Mathilde Mann.

(Schluß.)

Sören war schon ein gutes Stück über das Dorf hinaus. Es war ein schöner Sommermorgen mit Regenbogenschimmer über den taufeuchten Feldern. Die Lerchen hingen hoch unter dem Himmel in der stillen Luft und sangen wie besessen. Er schritt tüchtig aus und schwenkte seinen Knittel. Er hatte die aufgehende Sonne im Rücken, und sein Schatten streckte sich riesenhaft vor ihm aus auf derselben Landstraße, auf der er an jenem Regenabend vor zehn Jahren nach Enslev gekommen, und auf die er an jenem Tage kaum geachtet hatte.

Jetzt wo das Lebewohl gesagt war, und die große, weite Welt wieder in strahlendem Morgenglanz vor ihm lag, versanken in einem Nu alle diese Jahre der Sklaverei in die Erde. Das Gefühl der Freiheit durchströmte ihn wie ein mächtiger Rausch. Auch die Schnäpse fingen in dem nüchternen Magen an zu wirken. Er vergaß sogar, sich auf dem Mühlenhügel umzusehen. In taktfestem, dröhnenden Soldatenmarsch schritt er dahin, und da er ringsumher auf den Feldern keine Menschen erblickte, fing er an zu singen. Es war ein Stück von einem lustigen Lied, dessen er sich aus dem Feldzug entsann:

Vater schweigt,
Mutter schreit,
Warum küßtest Du die Maid?
Singsalte! Singsaltum
Bum!

Drei Stunden später saß er an einem Grabenrand, eine Strecke vor dem Städtchen und hatte sein Essenbündel hervorgeholt. Er war übrigens gar nicht hungrig, und beim Anblick von Ane-Mettes lecker gestrichenen Butterbroten verging ihm der Appetit jetzt ganz.

Auf dem Wege von der Stadt her kam eine lange, magere Frauensperson mit einem Lumpensack auf dem Rücken und einem Stab in der Hand. Er kannte sie recht gut. Es war eine alte Halbverrückte, die in der Gegend herumging und bettelte. Als sie seine Butterbrote erblickte, blieb sie vor ihm stehen, schüttelte sich in ihren Lumpen und bat um einen Bissen in Gottes Namen.

Digitized by Google

Sören hatte noch niemals einem Armen ein Stück Brot verweigert, aber Ane-Mettes letzte Brotschnitten waren ihm zu teuer. Er brachte es nicht übers Herz, sich auch nur von einem Brocken zu trennen und fertigte die Frau mit einem Zwei-Schillingstück ab.

Er folgte ihr lange mit den Augen und dachte daran, daß sie vielleicht vor Hereinbruch des Abends nach Enslev gelangen und bei Ane-Mette anklopfen und in die Küche hineinkommen und einen Schluck Kaffee bekommen würde. Er sah die ganze Szene so sonderbar leibhaftig vor sich. Ane-Mette stand mit der kleinen Hanne auf dem Arm da, schon ein wenig unruhig, weil er noch nicht gekommen war. Tyge versteckte sich hinter ihrem Kleiderrock und war bange vor der fremden Frau mit dem häßlichen Hundegesicht. Und draußen stand Kresten mit Jörgen an der Hand und sah auf dem Wege nach ihm aus.

Er bereute jetzt, daß er nicht noch zehn Reichstaler mehr von seinem Reisegeld zu Hause gelassen hatte.

Er hatte sich früher als reisender Handwerksbursche durchgefochten und konnte es gut noch einmal tun. Sobald er in die Stadt kam, wollte er an Ane-Mette schreiben und ihr seine Absichten erklären. Und er wollte sie bitten, guten Mutes zu sein und nur auf ihn zu warten. Alles, was er über sein Essen und Trinken hinaus verdiente, wollte er ihr schicken.

Weder sie noch die Kinder sollten Not leiden — wollte er schreiben. Er selbst bildete sich nicht ein, daß vorläufig etwas für sie übrig bleiben könne, aber die Worte würden sie in der ersten Zeit trösten, wenn es für sie am schwersten war.

Bald darauf ging er durch die Stadt und begab sich nach Madam Jörgensens Kellerwirtschaft am Hafen, um ein Glas Bier zu trinken und sich nach einer Schiffsgelegenheit zu erkundigen.

„'N grot Glaß un' 'n lüttjes ... Ik häw Döst", sagte er merkwürdig laut, sobald er zur Tür hineingekommen war, worauf er mit großem Spektakel an einem Tisch unter den Fenstern Platz nahm.

Es waren keine andern Gäste im Lokal als ein großer, dicker Mann mit einem Nacken wie ein gemästeter Eber. Er hatte eine Militärmütze auf, und seine blauroten Hände ruhten schwer auf einem Rohrstock, der zwischen seinen Beinen stand. Es war der ehemalige Schutzmann des Städtchens, der jetzt Gefangnenwärter geworden war.

Madam Jörgensen saß hinter dem Schänktisch und häkelte. Sie war klein und dick wie ein durchgeschnittenes Branntweinfaß. Es kostete ihr Zeit, vom Stuhl aufzustehen und Sören ein Glas Bier und einen Schnaps zu bringen, und erst als sie wieder hinter ihren Flaschen zur Ruhe gekommen war, fuhr der Gefangnenwärter mit der Erzählung fort, in der er durch Sö-

Digitized by Google

rens Kommen unterbrochen worden war. Sie handelte von ein Paar Jungen, ein Paar kleinen Dieben, denen er am Morgen auf dem Rathaus die Rute gegeben hatte. Mit inniger Befriedigung machte der große, fette Mann eine ausführliche Beschreibung von dem blutigen Vorgang.

„Fünfundzwanzig auf jeden Podex abgezählt, wie wir zu sagen pflegen. Sie können Gift darauf nehmen, daß aus den Frikadellen Hackbeefsteak geworden is'."

Madam Jörgensen wand sich in ihrem gestrickten Seelenwärmer. Sie versuchte, die Jungen in Schutz zu nehmen. Die Rangen da unten in der Hintergasse bekamen ja auch keine Erziehung. Wenn der Mann auf See war und die Frau auf Arbeit gehen und für andere Leute waschen mußte, was sollte da wohl aus den armen Gören werden.

„Ganz meine eigenen Worte!" sagte der Gefangnenwärter. „Diese Art Bengels spazieren direktemang ins Zuchthaus. Das hat der Bürgermeister auch gesagt."

Sören war allmählich an seinem Fenstertisch sehr still geworden. Seine Lippen waren weiß, die Augen blutunterlaufen. Es zog in ihm zu einem argen Unwetter auf. Er hatte ein Gefühl, als werde hier über seine eigenen Jungen geredet.

Die Worte drangen ihm wie Messer in das Herz. Wenn der fette Mann nur noch ein Paar Minuten weitergeredet hätte, würde er ihm mit seinem Knittel den Schädel eingeschlagen haben.

Aber im selben Augenblick ging die Tür auf, und eine Schar Hafenarbeiter kamen auf ihren großen Holzschuhen hereingetrampelt.

Sie ließen sich um den großen runden Tisch mitten in der Stube nieder, um ein Maß Branntwein zu ihrem Butterbrot zu trinken.

Sören hörte, daß sie von einem Kohlenschiff sprachen, das gelöscht hatte und bald abgehen sollte. Er hörte auch den Namen des Schiffes. Der klang englisch. Aber als er nach einer kleinen Weile auf der Straße stand, ging er doch nicht nach dem Hafen hinab, um das Schiff zu suchen. Mit friedlosem Sinn trieb er sich in der Stadt herum, und er hatte ein Gefühl, als wenn ihn alle Menschen mit scheuen Blicken ansähen. „Da geht ein Ausreißer," las er in aller Gesichtern. Das machte ihn wieder hart. Ein kleines Mädchen, das vor ihm stehen blieb und ihn fragte, wieviel die Uhr sei, stieß er beiseite. Ihre kleinen braunen Zöpfe hatten ihn an seine eigene Trine erinnert.

Oben am Marktplatz ging er wieder in eine Wirtschaft hinein und setzte sich hin, um mit einem fremden Mann, dem er spendierte, zu trinken. Beim vierten Glas Punsch fing er an, von seiner Frau und seinen Kindern zu reden und erzählte, er sei in die Stadt gekommen, um Stangeneisen und Werkzeug zu kaufen.

Digitized by Google

Er wurde immer lauter und großredneriſcher, für ſeine Frau wollte er einen Hut mit ſeidenen Bändern kaufen, ſagte er. Seine Jungen ſollte jeder einen Säbel und eine Trommel und einen Torniſter haben. Und den kleinen Mädchen wollte er ein bißchen Bummelwerk vom Goldſchmied mitbringen.

Erſt mehrere Stunden ſpäter kam er wieder auf die Straße hinaus. Aber da war er ſternhagelbeſoffen.

Kurz erzählt: Am Tage darauf ſtand Sören wieder in ſeiner dunklen Schmiede und machte das Haus mit den Schlägen ſeines gewaltigen Vorhammers erzittern. Und hier ſtand er ſeither jahraus, jahrein, bis er ein alter Mann wurde. Er alterte früh. Der Schädel ward blank, und der Bart verblaßte, ehe er die Fünfzig erreicht hatte. Er war menſchenfeindlich und faſt ſtumm. Nur wenn er einen über den Durſt getrunken hatte, fand er die Sprache wieder und warf mit prahleriſchen Reden um ſich, ſo daß die Leute hinter ſeinem Rücken über ihn lachten. Einmal bei einer ſolchen Gelegenheit ſchlug er ſich mit der geballten Fauſt gegen die Bruſt und nannte ſich den „Meiſterſchmied“ . . . ein anderes Mal „den Helden von Schanze Nummer Zwei in Friedrichsſtad“.

Viele waren der Anſicht, daß er nicht ganz bei Verſtand ſei. Selbſt ſeine eigenen Kinder ſchämten ſich zuweilen ſeiner.

Ane-Mette war trotz alledem immer dieſelbe rührige kleine Frau mit den vergnügten Augen. Auch ſie kam jetzt zu Jahren, aber obwohl ſie beſtändig gelebt hatte, als brüte ein Donnergrollen über dem Hauſe, hatte ſie ſich nicht unterkriegen laſſen. Sie kannte Sören auch am beſten und wußte, wieviel Gutes und Liebevolles er hinter ſeinem grimmen Weſen verbarg. Und doch hatte er auch ihr gegenüber niemals das geringſte über ſeinen verunglückten Fluchtverſuch verlauten laſſen.

Die Kinder waren ihre Freude. Die meiſten von ihnen wurden groß und ſchön wie der Vater und hatten im Gegenſatz zu ihm das Glück, den Leuten zu gefallen. Nur Sören konnten ſie nicht leicht zufriedenſtellen. Als der älteſte von den Söhnen nach ſeiner Konfirmation in der Stadt in die Uhrmacherlehre kam und ſchon im dritten Lehrjahr bei einer Lehrlingsprüfung mit der Prämie des Handwerkervereins belohnt wurde, empfing ihn Schmied Sören bei ſeiner Heimkehr mit den Worten:

„Na, büſt du door? Dat is man god, dat du mi nich grad to Schann makſt!“ Auch der Sohn Jörgen, der Seminariſt, kam gut vorwärts, und mit Tyge ging der Märchenſtern über dem kleinen Schmiedeheim in Enslev auf. Bei ſeiner Geburt hatte freilich großer Jammer geherrſcht. Er kam mit einem Klumpfuß zur Welt, einem Familienerbteil von ſeiten der Mutter. Nach der Unterſuchung erklärte der Arzt, daß der Junge hinken würde.

Digitized by Google

Sören raste tagelang wie ein Wilder, warf mit den Türen und schwur, er würde die Mißgeburt im Misthaufen verscharren.

Als der Junge heranwuchs, hüpfte er zwischen seinen Geschwistern und andern Spielkameraden herum wie ein Vogel, dem die Schwingen gestutzt sind. Er besaß eine eigenartig schwermütige Lustigkeit. Wie sein Gang, war auch sein Sinn ohne Gleichgewicht, den einen Augenblick jubelnd in wildem Freudenausbruch, den nächsten von einer ebenso unbeherrschten Wut verfinstert. Ein ewiges Aprilwetter. Er war immer blaß. Sonne und Wind konnten ihm nichts anhaben. Auch darin war er eine fremdartige Erscheinung unter der übrigen Dorfjugend. Aber schon ehe er in die Schule kam, zeigte er eine ungewöhnliche Begabung für das Lernen, und mit vierzehn Jahren wurde er auf die Bitte seines Lehrers nach Kolding in die Lateinschule geschickt, um später studieren zu können.

Schmied Sören hatte gerade eine Reihe guter Jahre. Trotz seines Wesens begannen die Leute aus den benachbarten Gemeinden mit ihren Pflügen und andern Ackergerätschaften zu ihm zu kommen. Aber namentlich hatte er sich einen Ruf erworben durch seine Heusensen, von denen es hieß, daß sie um sich beißen könnten wie ihr Vater.

Als Tyge dann Student geworden war, wollte er auch sein juristisches Examen machen, und Sören half ihm nach besten Kräften. Doch mußte er sich selbst durch Unterricht und auf andere Weise das meiste beschaffen. Nach einer Reihe von Jahren bestand er aber die Staatsprüfung mit Auszeichnung.

An dem Sommerabend, als der Brief mit der Examensnachricht aus Kopenhagen kam, saß Ane-Mette draußen auf der Bank am Giebel des Hauses, einen Strickstrumpf in den fleißigen Händen. Von der Bank hatte man eine weite Aussicht über das offene Feld bis an einen eingetrockneten See, hinter dem die Sonne in einem rötlichen Nebel prachtvoll unterging. Da draußen, wo in früheren Zeiten eine blanke Wasserfläche die umgebenden Heidehügel und die Flammen des Sonnenunterganges widergespiegelt hatte, trieb eine Schar scheckigen Jungviehs auf dem sandigen Schlick herum. Die Kiebitze schrien draußen über dem Moor, und hoch aus der Luft antworteten ihnen die Krähen, die dem Walde zuzogen.

Nach Feierabend kam Sören heraus und setzte sich neben sie. Er empfand das Bedürfnis, ein wenig mit ihr über die große Begebenheit zu plaudern. Die letzten Jahre waren überhaupt eine reiche und glückliche Zeit für sie gewesen. Vor kurzem hatte die Tochter Katrine ihren Kaplan geheiratet. Der Uhrmacher in Kolding hatte sein eigenes Geschäft bekommen, und der Schullehrer seine erste Anstellung.

Aller dieser Erfolg der Kinder hatte Sören schließlich ganz mit seinem

Digitized by Google

eigenen Mißgeschick ausgesöhnt. Es ward ihm zugleich eine Besieglung dafür, daß eine höhere Gerechtigkeit im Leben waltete, eine Vorsehung. Indem er sich daran erinnerte, wie er damals im Begriff gewesen war, Heim und Kinder preiszugeben, um sich das Glück aus der Hand des Bösen zu erkaufen, erkannte er die Wahrheit der Worte des Pfarrers: daß alles denen zum besten diente, die sich auf Gott verließen und nach seinen Geboten lebten. So wie er zu Ane-Mette sagte, während er dasaß, die Arme auf den Knien, und zu den Sonnenwolken hinübersah:

„Der liebe Gott ist doch ein vernünftigerer Mann, als wie man manchmal geglaubt hat."

Ane-Mette lächelte so verschmitzt über ihrem langen Strickstrumpf.

„Ja wahrhaftig, er is' am Ende garnich so dumm," sagte sie.

Dann vergingen abermals zehn Jahre, und das alte Ehepaar lebte nun ganz im Glanze des wachsenden Ansehens seiner Kinder. Sören war von Anfang an sehr unzufrieden mit Tyges Berufswahl gewesen. Er hatte davon geträumt, seinen Sohn in Beamtenuniform zu sehen, mit Dreispitz und vergoldetem Degen. Tyge selber hatte ursprünglich geglaubt, daß er sich seine Zeitgenossen als Dichter untertan machen solle. Als er das erstemal seinen Namen der Öffentlichkeit präsentierte, stand er unter einigen satirischen Versen. Aber eines Nachts, bei einem der von den Vätern ererbten, sonnabendlichen Trinkgelagen im Studentenverein, sprang er auf seinen Stuhl und hielt eine politische Aufrührerrede, die die Punschgemütlichkeit erstarren machte und schließlich eine Panik hervorrief. Ein Student, der sich für Politik interessierte, war zu jenen Zeiten eine Seltenheit; ein Athenienser, der in dem Elysium der akademischen Bürgerschaft selbst als revolutionärer Agitator in volkstümlichem Stil auftrat, war etwas ganz Unerhörtes und wurde als Entheiligung aufgefaßt. Man brüllte und schrie, um ihn zu übertäuben, und schließlich riß man ihn vom Stuhl herunter. Es wurde ein Skandal, von dem man im ganzen Lande redete.

Tyge hatte bis dahin das einsame und freudlose Leben des Studenten bäurischer Herkunft in der Hauptstadt geführt.

Sein körperliches Gebrechen hatte ihn noch mehr isoliert. In dieser Verlassenheit hatten alle Eindrücke von Menschen und Gesellschaftsverhältnissen seinen leidenschaftlichen und lebensdürstigen Sinn überwältigt wie ein Besessensein. Erst hier in dem großen, leichthinlebenden Gewimmel war er sich ganz als Sohn des Volkes bewußt geworden, als Kind kleiner Leute, und der dunkle Schrei jahrhundertelanger, ungerächter Unterdrückung und Not fand Widerklang in seiner Seele. Es hatte Zeiten gegeben, in denen das qualvolle Gefühl von Ohnmacht gegenüber aller dieser selbstangemaßten Herrenmacht ihn mit einem solchen Lebensüberdruß erfüllte,

Digitized by Google

daß er wiederholt mit dem Gedanken umging, der Qual mit einem Lot Blei ein Ende zu machen. In einer solchen Periode der Niedergeschlagenheit und Verzagtheit hatte er sich eines Tages kurz nach seinem Examen mit einer zwölf Jahre älteren Pensionsvorsteherin verheiratet, die ihn während einer Krankheit gepflegt hatte, und der er außerdem Geld schuldete.

Jetzt flog sein Name und seine Tat von Mund zu Mund durch das ganze Land, als eins der Kampfsignale, die eine neue Zeit für die akademische Jugend in Dänemark verkündeten.

Sein ältester Bruder Kresten saß zu jener Zeit in einer der Seitengassen von Kolding mit einem kleinen Uhrmachergeschäft: ein strebsamer Gewerbetreibender und Familienvater. Er war immer bitter auf Tyge gewesen, weil sein Universitätsaufenthalt und seine guten Examina seiner alten Prämie bei der Lehrlingsprüfung den Glanz genommen hatten. Als er nun den Namen des Bruders ein paarmal in den Zeitungen gesehen hatte, überkam ihn eine krankhafte Unruhe, wie sie eine Ente überkommt, die auf dem Dorfteich den Strich der wilden Vögel über ihrem Kopfe vernimmt. Er fand, es sei kein Grund vorhanden, daß Tyge sich allein bemerkbar machen und in den Zeitungen erwähnt werden sollte. Um so weniger, als er doch der Älteste war und ein natürliches Anrecht darauf hatte, der Erste zu sein. Eines Morgens, nach einer schlaflosen Nacht, beschloß auch er, die Kraft seiner Schwingen zu erproben.

In dem Städtchen waren zu jener Zeit die Gemüter sehr in Anspruch genommen von den Plänen zu einer notwendigen Erweiterung des Friedhofes, und eines Tages las man in der Zeitung ein „Eingesandt" darüber, das „Kresten Sörensen, Uhrmacher" unterzeichnet war. Der Artikel erregte Aufsehen, weil er ganz mutig den Standpunkt des Bürgermeisters und anderer hervorragender Mitglieder des Stadtrats kritisierte. Der bisher namenlose Uhrmacher aus der Süderstraße wurde für einen Tag die meistbesprochene Persönlichkeit des Städtchens. Leute, die er garnicht kannte, kamen zu ihm in den Laden und dankten ihm für seine mutigen Worte. Bei einer später in dieser Angelegenheit abgehaltenen Bürgerversammlung ergriff er das Wort, und seine große, ein wenig wohlbeleibte, zierlich gekleidete Gestalt machte den besten Eindruck auf die Versammlung. Er gewann seine erste Schlacht mit Glanz, und die Machthaber der Stadt hielten es für geraten, Annäherungen zu machen. Noch bevor Tyge sich seinen Platz im Folketing erkämpft hatte, saß der Bruder Kresten im Koldinger Stadtrat, war Mitglied der neuen Leichenbrüderzunft und zweiter Vorsitzender des Handwerkervereins. Er hatte sich außerdem ein kleines Grundstück in der Strandstraße kaufen können, wo er sich einen Laden mit einem Kontor im Erdgeschoß und oben eine hübsche Wohnung eingerichtet hatte.

Digitized by Google

Ein paar Meilen von der Stadt entfernt, in einem kleinen Dorf draußen an der See, wohnte der Bruder Jörgen, der Schullehrer. Er war früh Witwer geworden und lebte einsam, mit seinen beiden Kindern, zwei blauäugigen Söhnen, die Zwillinge waren. Mit ziemlicher Regelmäßigkeit, einmal jeden zweiten Monat, fuhr er nach Kolding, um Kresten und seiner Familie einen Besuch zu machen, und dann hatte er immer seine Kinder bei sich.

Für diese Besuche galt ein ein für allemal festgestelltes Programm. Die Gäste kamen erst am Vormittag gegen elf Uhr in die Stadt, und nach dem Mittagessen gingen die Brüder zusammen in das Kontor, um ungezwungener plaudern zu können. Der Schullehrer setzte sich mit seiner Pfeife auf das Sopha, und auch hierher nahm er seine Zwillinge mit, aus Rücksicht auf die Schwägerin, die, seit sie in das große Haus gezogen war, in fieberhafter Angst um ihre neuen Möbel und feinen Teppiche lebte. Die Jungen mußten mäuschenstill jeder in seiner Ecke des Zimmers sitzen und die Unterhaltung der Erwachsenen mit anhören. Bei all ihrem Gehorsam waren es ein Paar hübsche, frische Jungen, die von Zeit zu Zeit verstohlen, mit einem kleinen Lächeln zu einander hinüberschielten. Ihre hellblauen Augen waren eine Seltenheit in der Familie, die durchgehends dunkeläugig war. Dahingegen hatte die Familienschwäche in den Knöcheln den einen der Jungen in Gestalt eines häßlichen Klumpfußes heimgesucht.

Wie so viele andere öffentliche Persönlichkeiten, mochte der Uhr- und Instrumentenmacher am liebsten von sich selbst sprechen.

Während er im Zimmer auf und nieder ging, unterhielt er den Bruder mit der Wiederholung langer Stücke seiner Stadtratreden und sprach von seinen Verdiensten um die Reinlichhaltung der Stadt, um die Anlagen oder das neue Gaswerk. Aber früher oder später wußte Schullehrer Jörgen immer die Unterhaltung auf Tyge und sein Auftreten in der Presse oder auf der Rednertribüne zu bringen.

Dies mußte mit einer gewissen Vorsicht bewerkstelligt werden. Kresten war nicht immer gleich aufgelegt, dies Thema zu behandeln. Nur wenn sich Tyge zufällig in den letzten Tagen in einem Zeitungsartikel eine Blöße gegeben, oder auf einer Wahltribüne eine Niederlage erlitten hatte, wurde er herablassend und sprach mit einem Kopfschütteln davon, „daß dies doch wirklich eine sehr fatale und beschämende Geschichte für Tyge sei". Aber jemehr Popularität Tyge rings umher im Lande gewann, um so weniger war er geneigt, von ihm zu reden. Er hatte nie ein Geheimnis daraus gemacht — auch Fremden gegenüber nicht —, daß er seinen Bruder als Abenteurer betrachtete, der in trauriger Weise die guten Gaben mißbrauchte, mit denen der liebe Gott ihn ausgerüstet hatte. Aber wenn er — wie er sich ausdrückte — „um seines Gewissens willen" dies Geständnis abgelegt

Digitized by Google

hatte, schwieg er am liebsten über ihn. Und dies Schweigen, dessen Ursache man in der Regel mißverstand, brachte ihm große Anerkennung für hochherzige brüderliche Gesinnung ein.

Trotzdem gab es Zeiten, wo er hier in seiner eigenen Stube, wenn er sich unter vier Augen mit Jörgen befand, seinem Haß freien Lauf ließ. Mit den hellblauen Kinderaugen in den Ecken zu rechnen, vergaß er bei einer solchen Gelegenheit ganz; und die wurden doch gerade so groß und rund vor Erstaunen, den würdigen Oheim bleich vor Erregung zu sehen. Was für ein Tyge das war, der ihn immer so in Zorn versetzte, begriffen die Jungen vorläufig nicht, aber der Name bekam infolge der strengen Verurteilung des Oheims einen unheimlichen Klang in ihren Ohren.

„Tyge erinnert mich oft in trauriger Weise an die Geschichte mit dem Fischer, der König und zuletzt Gott sein will. Auch er wird im „Pißpott" enden. Wir wollen nur hoffen, daß es unsern alten Eltern erspart bleibt, das Ende der Komödie zu erleben. Ich weiß noch ganz genau, wie sie es sich zu Herzen nahmen, als Tyge seinen Namen veränderte, weil Sörensen nicht vornehm genug war. So etwas tut auch nur ein Mensch, der kein Gefühl im Leibe hat."

Schullehrer Jörgens Worte waren milder. Sie kamen zögernd aus dem großen Bart heraus, wurden eins nach dem andern in der Windel einer großen Rauchwolke zur Welt gebracht. Er und Tyge waren mehr gleichaltrig und waren gute Spielkameraden gewesen. Und dann waren sie auch politische Gesinnungsgenossen. Im Grunde bewunderte er seinen Bruder, tat es aber mit schlechtem Gewissen und unter vielen Anfechtungen. Er hatte selbst einstmals tiefe Holger Danske-Träume von politischer Tat und Ehre geträumt, doch wußte er sich selbst frei von jeder neidischen Regung. Seine Sorgen galten Tyges Privatleben, über das so viele Gerüchte verbreitet waren, an die er nur ungern glauben wollte. Auch war er bedenklich in bezug auf das politische Bündnis zwischen Kopenhagener Freigeistern und reichen Börsenjuden, das zur Stütze der Parteipresse zustande zu bringen, Tyge so eifrig bemüht gewesen war. Wie konnte eine solche Gemeinschaft der Sache des Volkes zum Segen dienen? Hatte Tyge vielleicht selbst sein Herz Christus verschlossen? Er äußerte sich nie öffentlich über dergleichen. Zeugte aber nicht vielerlei in seinem späteren Leben gegen den Herrn? . . .

Während dessen legte sich der graue Schimmel des Alters immer dichter über die beiden Alten daheim in Ensley. Ane-Mette wurde zuerst abgerufen. An einem stürmischen Herbsttag trugen ihr Mann und ihre Kinder sie nach dem Kirchhof hinaus. Der witzige Totengräber, der ihre stattlichen Söhne und Töchter das Grab hatte umstehen sehen, rechnete aus, daß sie,

Digitized by Google

die doch nur eine kleine Frau gewesen war, sechzehn Ellen Nachkommenschaft mit einem Gewicht von zusammen ein tausend Pfund hinterließ. Tyge Ensleo war jetzt der kleinste in der Familie.

Bald nach dem Begräbnis übergab Sören Haus und Schmiede dem jüngsten Sohn und zog selbst in eine kleine Altenteilerstube. Sein grauer Kopf, der dem eines wilden Mannes glich, war der Schrecken der Dorfjugend, wenn sie ihn hinter der Fensterscheibe gewahrten, wo er mit einer großen Messingbrille auf der Nase saß und in den vielen Zeitungen las, die ihm Tyge regelmäßig zukommen ließ.

Auch in der Bibel las er fleißig. Fremden gegenüber bewahrte er freilich beständig sein hochmütiges Schweigen, aber wenn man ihn in Veranlassung seiner Kinder beglückwünschte, erhob er seine Greisenaugen und sah den Sprecher an, als wollte er sagen: „Wovon schwatzest du? Das fehlte auch noch! Meine Kinder!" — Aber in seinem Herzen war er ein demütiger Mann geworden, der Frieden in dem Glauben an eine weise und gerechte Weltenlenkung gefunden hatte.

Sein altes Verhältnis mit dem Teufel, das er nie irgend jemand gegenüber erwähnt hatte, verursachte ihm trotzdem jetzt auf seine alten Tage hin und wieder Gewissensbisse.

Seiner Kinder so ungewöhnlicher Erfolg in bezug auf Ansehen und Wohlstand konnte ihn zu Zeiten besorgt machen, daß dies Verhältnis nicht hinreichend geordnet war. Als seine jüngste Tochter Sofie sich mit dem reichen Australier verlobte, war er lange ganz mutlos und las häufig in seiner Bibel. Dieselbe Furcht veranlaßte ihn auch, den Begräbnisplatz für Ane-Mette und sich selbst in der Ecke der Armen auf dem Kirchhof zu wählen. Obwohl alle Kinder Einspruch erhoben, hatte er sich seinen sonderbaren Beschluß nicht ausreden lassen.

Während seiner letzten Krankheit sprach er oft in seinen Fieberphantasien davon, daß er „dem Gottseibeiuns" nichts schuldig sei. Am Abend vor seinem Tode, als der Pfarrer bei ihm saß, um ihm das heilige Abendmahl zu reichen, und die nach Hause gekommenen Kinder sein Bett umstanden, fuhr er fort mit einer ihnen allen unerklärlichen und schließlich peinlichen Hartnäckigkeit zu versichern, daß er ehrlich von seiner Hände Arbeit gelebt habe und als armer Mann sterbe.

Er ging in Frieden heim und zur rechten Stunde. Hätte er länger gelebt, so würde er mit seinen aufmerksamen und mißtrauischen Augen nicht davon verschont geblieben sein, die Beobachtung zu machen, daß die alte Rechnung wirklich noch nicht beglichen war. Sein Greisenfriede würde erschüttert worden sein von der Entdeckung, daß auch der Herr der Finsternis ein eifriger Gott ist, der Abtrünnigkeit an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied rächt.

Digitized by Google

Schon der Begräbnistag war unheimlich. Beim Mittageſſen in dem alten Heim nach der Beerdigung, wo die ſechs Geſchwiſter überhaupt zum letzten Male verſammelt waren, kam es zu einem ärgerniserregenden Auftritt in demſelben Zimmer, aus dem ſie ſoeben ihren Vater hinausgetragen hatten. Als Proteſt gegen Tyges eigenmächtiges Auftreten draußen am Grabe und ſpäter vor der Kirchenhofstür ſchloſſen die andern ihn nun mittels eines völligen Schweigens ihm gegenüber von der Unterhaltung aus. Sie antworteten nicht, wenn er ſie fragte, und taten überhaupt, als wenn er noch gar nicht nach Hauſe gekommen ſei, ſondern noch immer daſtünde und ſeinen politiſchen Freunden Vorträge halte.

Schullehrer Jörgen war auch bei dieſer Gelegenheit wieder der einzige, der ſich von dem Familienſtreit ausſchloß. Seine großen, einfältigen Augen glitten um den Tiſch herum, als wollten ſie um Verzeihung für den Bruder flehen. Stadtrat Kreſten dahingegen ſaß ſo ſteif da, als habe er eine Elle hinuntergeſchluckt, und ließ ſich während der ganzen Mahlzeit keine Silbe abringen, obwohl Tyge neben ihm ſaß. Und Katrine, die Pfarrersfrau, die den Platz an ſeiner andern Seite einnahm und die eigentliche Anſtifterin des Komplotts war — wandte ſich ab und ſchnob vor Wut, ſobald er ein Wort zu ihr ſagte. Die jüngeren Geſchwiſter folgten nach und nach dem Beiſpiel. Alle hatten ſie dies oder jenes bei ihm ausſtehen, eine abweiſende Bemerkung, eine vermeintliche Zurückſetzung, einen Sarkasmus oder eine wirkliche Kränkung, die in einem treuen Herzen bewahrt und im Gedächtnis gepflegt worden, und auf Zinſen gegeben war ſeit jenen Kindertagen, als alle ſechs Geſchwiſter Seite an Seite unter den milden Augen der Mutter heranwuchſen wie Pflanzen in einem Warmbeet.

Als dies Unweſen eine Weile gewährt hatte, ſtand Tyge ganz empört von Tiſche auf und fuhr nach einer Weile ohne Abſchied fort.

Die Erregung legte ſich jedoch ſchon faſt, ehe er noch auf den Wagen hinaufgekommen war und ſich auf dem Wege nach der Bahnſtation befand. Die Zeit war längſt vorüber, wo er ernſtlich erzürnt auf ſeine Geſchwiſter werden konnte. Dazu verſtand er die Erbitterung ihrer Gemüter jetzt zu gut. Dazu neidete er ihnen auch zu ſehr ihre Unwiſſenheit in bezug darauf, was ein Sieg wie der ſeine koſten konnte. Er, der ſich ſeinerzeit ſeine Unabhängigkeit mit einer unglücklichen, kinderloſen Ehe hatte erkaufen müſſen, und der nicht wagte, ſich ſcheiden zu laſſen, um nichts von der Popularität aufs Spiel zu ſetzen, die das tägliche Brot eines Politikers iſt — er war ſelbſt keineswegs von ſeinem Ruhm geblendet. Der war mit Schweiß und mit Blut bezahlt. Ein Liebesverhältnis mit einer jungen Dame aus der guten Kopenhagener Geſellſchaft hatte er aus demſelben Grunde verheimlichen müſſen; und als die junge Dame ſich kürzlich aus Scham das Leben

Digitized by Google

genommen hatte, wäre er ihr in seiner Verzweiflung fast in den Tod gefolgt. Und dies war nicht das erste Menschenopfer, das er auf dem Altar der Siegesgöttin gebracht hatte, und es würde nicht das Letzte sein.

„Dahin ist es mit mir gekommen," dachte er, während er dort im Wagen saß und über die ärmliche Gegend mit ihren verkrüppelten Wäldern und dunklen Mooſen hinausſah, wo er als Student einsam umhergegangen und seine unschuldigen Träume von dem frischen Gang des Freiheitskampfes und den Siegespalmen geträumt hatte. „Politik ist ein blutiges Geschäft. Eine Meuchelmörderwaffe ist ihr geheimes Emblem," setzte er seine stumme Unterhaltung mit sich selbst fort. Es galt einen täglichen Kampf gegen Feinde und Freunde und gegen sich selbst — und die letzteren waren in der Regel die gefährlichsten. Hätte er dies alles früher gewußt, so wäre er vielleicht dennoch Dichter geworden, und hätte jetzt irgendwo unter den Dachsteinen sitzen und Satiren oder Liebeslieder schreiben können. — Nun gab es kein zurück für ihn!

Es war dieselbe Gemütsstimmung, die ihn am Grabe des Vaters überwältigt hatte. Eine ebensolche augenblickliche Mutlosigkeit hatte ihn dazu getrieben, in beinahe biblischen Wendungen die treue Selbstaufopferung für das Heim und die Familie als den größten aller Siege zu preisen.

Schmied Sören und Ane-Mette haben jetzt schon viele Jahre nebeneinander in Enslever Kirchhoferde geruht, und was sie hier oben an Gutem und Bösem hinterließen, wächst bereits bei einer neuen, einer dritten Generation weiter, die das Leben der Großeltern nur als eine ausgeschmückte Familiensage kennt. Von den Zeitungen werden die beiden Alten regelmäßig jedesmal erwähnt, wenn Tyge Enslevs Lebenslauf von neuem erzählt wird. Auch ihre Bilder sieht man zuweilen in den Zeitungen, ja sogar der großen Welt wurden sie von ausländischen Blättern an jenem Junitage zu Anfang des Jahrhunderts vorgestellt, als Tyge in dem ersten Volks-Ministerium Minister wurde.

An jenem berühmten Tage konnte Schullehrer Jörgen sich vor lauter Spannung nicht in seinem Dorf zu Hause halten. Man erwartete die Ministerernennungen im Laufe des Vormittags, und gleich am Morgen fuhr er mit seinen Söhnen nach Kolding, um den Neuigkeitsquellen näher zu sein. Aus einzelnen Häusern waren schon Flaggen herausgesteckt, als er vom Bahnhof kommend, zwischen zwei blauäugigen Studenten mit weißen Mützen auf dem lockigen Haar, die Hauptstraße hinaufschritt.

Er traf seinen Bruder und seine Schwägerin allein in der Familien-Wohnstube an und ward von beiden sehr ungnädig empfangen. Der ehemalige Stadtrat, der kürzlich von der abgegangenen Regierung aus Anlaß eines Jubiläums zum Kanzleirat ernannt und außerdem von der Bevölkerung auf Grund seiner Verdienste in der Vergangenheit durch eine silberne Wein-

Digitized by Google

kanne geehrt worden war, lebte in Wirklichkeit jetzt wie ein friedloser Mann in der Stadt. Er war mit dem Alter mager und gelb von Haut geworden und hatte den ganzen Mund voll falscher Zähne. Außerdem hatte er sich eine vergoldete Brille zugelegt, die dem glattrasierten Gesicht ein prälatenhaftes Aussehen verlieh, was auch ausdrücklich beabsichtigt war. Seit es ihm widerfahren war, daß er von seinen eigenen politischen Gesinnungsgenossen den verhaßten Namen seines Bruder Tyge mit Anerkennung, ja, mit Bewunderung hatte nennen hören, hatte er sich immer inniger einer kleinen Gemeinde von Frommen angeschlossen, bei der aller Alltagslärm und alles Reden über Politik verpönt war.

Er empfing auch seinen Bruder Jörgen mit einer Bemerkung, die von vorneherein jegliche Erörterung über das große Ereignis des Tages ablehnte.

„Ihr bekommt jetzt also euren Willen", sagte er in weltfernem Ton. „Du kennst meine Anschauungen, daher hat es keinen Zweck, weiter darüber zu reden. Wenn die Zeit kommt, werden wir ja sehen, wer von uns recht gehabt hat."

Das Mittagessen verlief so feierlich wie ein heiliges Abendmahl. Unten auf der Straße herrschte dahingegen ein ungewöhnliches Leben. Die Extrablätter mit der Ministerliste waren vor kurzem in der Stadt verteilt worden. Tyges Ernennung zum Ministerpräsidenten, die man im übrigen sicher erwartet hatte, war jetzt offiziell. Man konnte die Leute sich seinen Namen über die Straße zurufen hören.

Der Kanzleirat, der mit seiner goldenen Brille und seinem Käppchen am Tische präsidierte, schien völlig unberührt von der ganzen Erregung. Er unterhielt seine Neffen mit einigen langgezogenen Erinnerungen aus den in seiner Jugend in Deutschland zugebrachten Lehrjahren, die sie bei dieser Gelegenheit nicht zum ersten Male hörten. Sein eigener Sohn, der Leiter des Geschäfts und in allem sein verjüngtes Spiegelbild war, ahmte anfänglich erfolgreich seines Vaters Gleichgültigkeit nach, konnte sich aber auf die Dauer nicht beherrschen und entblößte den Giftzahn. Er mußte einmal von Tische aufstehen, weil die Ladenglocke klingelte, und als er zurückkehrte, bemerkte er mit Augen, die vor Befriedigung strahlten, daß ein Verwandter der versoffenen Rollfrau Sidse in der Hintergasse dem Verlauten nach auch Minister geworden sein sollte.

Die junge Tochter des Hauses, Rosalie, begriff die sonderbare Stimmung nicht, die bei Tische herrschte. Sie war eine hübsche kleine Brünette, deren Offenmündigkeit und freimütiges Wesen den Eltern wie auch dem Bruder zu täglicher Sorge gereichten. Sie hatte ihren Kopenhagener Oheim nie gesehen, und deswegen war es ihr — wie sie sich ausdrückte — so mordsmäßig gleichgültig und völlig schnuppe, daß er jetzt Minister geworden war. Sie

Digitized by Google

trugen ja nicht einmal denſelben Namen. Sie hielt es in dieſer Beziehung genau ſo wie ihre beiden Studenten-Vettern, die ſich auch nicht für Politik intereſſierten, und bei denen nur die Ehrerbietung vor dem Vater und der Reſpekt vor dem würdigen Oheim den jugendlichen Übermut im Zaum hielt. In ihren jungen Seelen hatte das ſchwere Familienerbe aus Schmied Sörens Drangſalszeiten noch keinen Brutplatz gefunden. Alle drei waren ſie in glücklicher Unwiſſenheit in bezug auf die Giftſtoffe des Gemüts, die den andern das Daſein verdunkelten. Ihre Zeit war noch nicht gekommen.

Unmittelbar nach Tiſche gingen die beiden Alten ihren gewohnten Gang nach dem Kontor, während die Studenten und die Couſine ſich zu einem Spaziergang anſchickten. Schullehrer Jörgen ſetzte ſich mit ſeiner großen hölzernen Pfeife auf ſeinen gewohnten Platz auf dem Sofa, und ohne daß ſie beide es eigentlich wußten, ſprachen ſie eine lange Zeit über einen der älteren Bürger der Stadt, der verunglückt war, indem er die Treppe hinabſtürzte.

Der Kanzleirat ſaß vor dem Schreibtiſch und gab ſich den Anſchein, als ſei er mit dem Durchſehen einiger Rechnungen und dem Notieren von Zahlen beſchäftigt. Der Schullehrer ſaß ſchwer in ſich ſelbſt verſunken da und paffte aus der lieben Pfeife, ohne zu merken, daß ſie ausgegangen war. Das Wunderlichſte bei dem, was geſchehen, war für ihn, daß er es in ſeinen Gedanken alles ſchon längſt erlebt hatte. Seit ſeiner erſten Jugend, als das erwachende Volk ſich zum Kampf gegen ſeine Vormünder und Ausbeuter erhob, hatte er begeiſtert und glücklich von dieſem Siegestage geträumt, hatte ſich die flaggengeſchmückte Stadt wie auch die Erregung auf den Straßen und die vielen frohen Geſichter vorgeſtellt. Nur eins war ganz anders: nämlich er ſelbſt, ſeine eigene Freude, die zu neuer Unruhe und Sorge bei dem Gedanken an Tyge verwandelt war. Trotz vielen Grübelns und angeſtrengter, ſchlafloſer Nächte am Betpult und vor der Bibel, konnte er nicht faſſen, daß der Allſehende, für den die Abgründe des Herzens ſind wie der klarſte Tag, einen Menſchen wie Tyge zum Führer eines chriſtlichen Volks in ſeinem Kampf um Freiheit und Gerechtigkeit in ſeinem heiligen Namen auserſehen hatte. Einen Abtrünnigen, einen Lüderjahn!

Auf ſeinen Knien hatte er oft Gott angefleht, ihn zu erleuchten. Aber es hatte auch Augenblicke gegeben, an die er jetzt nicht gern erinnert werden mochte, Augenblicke, in denen er wie Hiob mit der himmliſchen Vorſehung gehadert und ſie für Tyges ſtrahlende Siegesbahn verantwortlich gemacht hatte. Noch in dieſer letzten Nacht hatte er ſeinen Bruder vor Gottes Richterſtuhl angeklagt, hatte an alle ſeine Verſündigungen erinnert, an ſeines Herzens Trotz und Verhärtung. Um der däniſchen Gemeinde willen, um ſeiner eigenen tiefen Seelennot willen, auch um Tyges ewiger Erlöſung willen hatte er Gott angefleht, im letzten Augenblick das Ärgernis abzuwenden.

Digitized by Google

Plötzlich ertönte Musik auf der Straße. Ein demokratischer Wahlverein zog in Prozession durch die Stadt auf dem Wege nach dem volkstümlichen Kolosseum, wo der Sieg mit einem Fest gefeiert werden sollte.

Schullehrer Jörgen wollte sich erheben, um an das Fenster zu treten, als er aber sah, daß der Bruder sich nicht rührte, blieb auch er sitzen, während der Zug vorbeizog.

Das Messinggetöse klang gegen die Fensterscheiben. Es war ein patriotisches Lied, das gespielt wurde, und viele sangen aus vollem Halse mit.

„Die Leute sind ja wohl schon jetzt betrunken", bemerkte der Kanzleirat über seine Papiere gebeugt.

Einer von den Teilnehmern des Zuges, ein Mann mit einer gellenden Stimme, rief demonstrativ gerade vor dem Hause: „Tyge Ensley soll leben, hurra!" Und augenblicklich antwortete die Volksmenge mit einem lauten, begeisterten Hurra.

Jörgen schielte zu dem Bruder hinüber. Als er aber seine leichenblassen Wangen und seinen bebenden Mund sah, zog er den Blick schnell und beschämt zurück.

„Sehe ich selbst so aus?" dachte er.

Er wurde dunkelrot.

Nach einer Weile, als der Volkszug vorübergezogen war, hörte man draußen auf dem Gang Schritte und Stimmen. Es waren seine Söhne, die der Verabredung gemäß kamen, um ihn zu erinnern, daß es Zeit sei, nach dem Bahnhof zu gehen.

Das Vaterherz strömte über bei dem Anblick ihrer fröhlichen, unberührten Jugend. Er sah sie an, und seine großen Ochsenaugen füllten sich mit Tränen. Und abermals den Blick niederschlagend, bat er in aller Stille mit tief bewegtem Sinn: „Herr, bewahre ihre Herzen rein!"

Wieder ist eine Reihe von Jahren verstrichen, und sowohl der Kanzleirat als auch Schullehrer Jörgen sind zu der großen Ruhe eingegangen. Auch Katrine, die Pfarrersfrau, ist gestorben, und mit ihr nahm es ein trauriges Ende. Während eines Wortstreits mit ihrem Manne wurde sie in dem Maße durch seine Langmut gereizt, daß sie ihm eine Ohrfeige gab, und dann ging sie hin und ertränkte sich in der Mergelgrube.

Von Schmied Sörens und Ane-Mettes sämtlichen Kindern lebt jetzt außer der Tochter in Australien nur noch Tyge. Aber auch ihn hat der Tod gezeichnet. Die Blässe seines Gesichts ist bleifarben geworden. Das dichte Haar und der Bart schimmern um seinen runden Kopf wie die feinste und weißeste Watte. Nur die Augen sind noch dunkel wie in der Jugendzeit.

Aber Tyge Ensley gehört der Geschichte an. Von ihm muß in einem andern Zusammenhang erzählt werden.

Digitized by Google

Die schlechteste Tat.

Novelle von Arthur Trebitsch in Wien.

Eine kleine Herrengesellschaft hatte sich nach einem heiteren Mahle im Jagdzimmer des Grafen Pasinsky zusammengefunden. Da einige Schriftsteller anwesend waren, so bewegte sich das Gespräch um literarische Fragen: ein alter Diplomat wollte von der neuen Dichtung, die er, seit er sich ins Privatleben zurückgezogen hatte, mit mehr Erbitterung als Interesse verfolgte, nichts gelten lassen. Da er als Gesandtschaftssekretär seine besten Jahre in Rußland verbracht hatte, so waren ihm die Meisterwerke dieses Landes besonders ans Herz gewachsen, zumal er durch Beobachtung der russischen Gesellschaft Gontscharow, Dostojewski, Tolstoi und Turgenjew in ihrer lebendigen Wahrheit erkannt hatte.

Als er nun so gegen die Wertlosigkeit der heutigen Kunst loszog und die unendliche Lebensfülle seiner Lieblinge gegen die neurasthenischen Bagatellen heutiger Dichter ausspielte, meinte ein jüngerer Dichter spöttisch: man habe heute freilich keine Geduld mehr zu den langatmigen Romanwälzern der Russen; in Rußland möge ja immerhin in Gesellschaft so gräßlich viel geschwätzt werden wie etwa bei Dostojewski; aber eine ewig menschliche über die Eigenarten seiner Landsleute hinausreichende Darstellung könne er bei den Russen nicht erblicken. Das seitenlange Geschwätz der vielen Wirrköpfe in allen Romanen Dostojewskis sei nicht zu ertragen. Der alte Herr fuhr sich wie nach Luft schnappend mit der allzu weißen Hand zwischen Hals und Kragen und äußerte: „Die ganze psychologische Tiefbohrung, von der die Jungen so viel Wesens machen, sei bei den Russen vorweg genommen! Wer die Natur in ihren Geheimnissen aufgedeckt finden wolle, lese Dostojewski!“ Und sich an den spöttisch lächelnden jungen Dichter wendend, fragte er, ihm scharf ins Auge blickend: „Kennen Sie zum Beispiel den Idioten Dostojewskis?“ Der Dichter verneinte achselzuckend.

Da fuhr der Alte auf: „Sehen Sie, und da wagen Sie ein Urteil zu fällen! Und ich sage Ihnen, daß auf jeder Seite dieses Meisterwerkes mehr von der Tiefe der menschlichen Seele ans Tageslicht gezogen wird, als bei euren ganzen jetzigen Skribenten zusammengenommen!“

Ein Behäbiger beschwichtigte: „Nun also Exzellenz, ehe Sie uns Jünger der Neuzeit gar so kränkend beiseite schieben, erzählen Sie uns doch irgend etwas aus Ihrem Lieblingsbuche. Ein Beispiel ist mehr wert als viel allgemeine Behauptungen!“ — Die übrigen Gäste befanden sich zumeist in jener behaglichen Stimmung, in der man, zwischen Schnapsglas und Zigarre abwechselnd, lieber einer Erzählung lauscht, als an einem Streite von Meinungen Anteil nimmt. „Erzählen Sie uns was daraus“, ertönte es von

Digitized by Google

allen Seiten. Als nun aber der Hausherr, dem literarische Gespräche eher langweilig waren, dem alten Freunde auf die Schulter klopfte, und sich wuchtig neben ihm in ein Fauteuil streckend bat: „Erzähl' was, alter Raisonneur", begann der alte Diplomat, ein wenig errötend ob der allgemeinen Aufmerksamkeit zu sprechen:

„Ich könnte euch die Hinrichtung, wie sie „Der Idiot", der Held des Werkes, mitansieht, beschreiben! Aber da es auf einem Erlebnis Dostojewskis beruht, mag vielleicht nicht jeder die Phantasie aufbringen, sich hineinzudenken. Lest das lieber selber nach, es gehört zu dem Ergreifendsten, was über die Todesstrafe gedacht wurde! Ich will nur die köstliche Szene andeuten, wo in einer Gesellschaft der Vorschlag gemacht wird, ein jeder solle die schlechteste Tat seines Lebens erzählen. Ich kann euch nur andeuten, wie unerreichbar psychologisch wahr die guten Leute solche Sachen zum Besten geben, bei denen sie, schon dadurch daß sie heucheln, diese Vorfälle für ihre schlechtesten Taten zu halten, sich in den Augen der andern als edle und hochsinnige Leute spiegeln wollen! Wo aber die oft recht zweifelhaften Charakter dem Leser bekannt sind, ist diese Mischung von Heuchelei und Selbstbetrug, dieser Einblick in die Verlogenheiten aller Menschenseelen, geradezu bewundernswert. Den Höhepunkt erreicht die Sache, als einer, ein verkommener Kerl, durch die Geständnisse der Anwesenden ermutigt, die er nicht in ihrer Heuchelei durchschaut, plötzlich mit seiner schlechtesten Tat herausplatzt! Er hat einmal drei Rubel gestohlen, schlechtweg, und in einer merkwürdigen Aufwallung von großtuerischer Offenheit erzählt er es. Ich sage euch, wie da plötzlich das stillschweigende Einverständnis all dieser Generäle, Beamten und Landedelleute zerbrochen wird, wie sie mit einem Schlage von dem armen allzu offenherzigen Lumpen abrücken und sich in ihre Bourgeois-Ehrenhaftigkeit gegen ihn vergattern, das ist geradezu köstlich und spricht mehr über die Erbärmlichkeit der Gesellschaft als viele Bände es könnten! Und das ist so wenig russisch und so allgemein menschlich, daß ich euch sage: wenn ihr alle, wie ihr dasitzt, vor eine ähnliche Probe, natürlich nicht durch diese Geschichte vorbereitet, gestellt würdet, ihr wäret genau so heuchlerisch und erbärmlich wie die Russen bei Dostojewski."

Es entstand eine erstaunte Pause, nach der der Schriftsteller, der sich angegriffen fühlte, als erster offenherzig bekannte: „Ja, Exzellenz, das ist ewig menschlich, ich gebe es zu; und um den Frieden zu schließen, will ich als erster zugestehen, daß keiner eine wirklich beschämende Tat bekennen würde, eher noch eine ersonnene als eine erlebte!"

Nun begann ein heftiges Durcheinanderlachen. Die meisten stimmten dem Dichter zu und verweigerten in scherzhafter Übertreibung die Aussage über ihre Schurkenstreiche.

Digitized by Google

Da sagte die alte Exzellenz, die Hand in gewohnter Weise zwischen Hals und Kragen legend: „Betont nicht gar so sehr eure Schlechtigkeit, ihr wollt dadurch erzielen, daß wir nicht daran glauben, aber ich für meine Person, glaube euch von Herzen gerne alles im voraus, auch wenn ihr's nicht sagt!"

Das etwas gezwungene Gelächter, das dieser mit satanischem Lächeln pointierten Bemerkung folgte, unterbrach der Hausherr, der langsam den langen Schnurrbart durch die Finger gleiten lassend sagte: „Nein, eine wirklich niedrige Tat wird keiner eingestehen, der sich respektiert, und obwohl ich euch sage, daß ich in meinem Leben wahrhaftig keine vorfinde, so könnte ich euch doch ein Erlebnis erzählen, das zwar nicht eine Gemeinheit war, aber doch von einer Frau sicherlich für eine gehalten wurde."

Das erwartungsvolle Schweigen, das nun eintrat, ward erst durch die langsamen Worte des alten Diplomaten beendigt: „Erzähl' uns das, Andreas! Das kann sehr hübsch sein und wahrhaftig obendrein! Denn wenn ein Kavalier wie du zuläßt, daß jemand niedrig von ihm denkt, so muß das doch wohl seine eigenartigen Gründe haben!" — und ein kaum merkliches Lächeln umspielte seine dünnen Lippen.

„Ich will gerne erzählen", begann der Graf, „zumal ich überzeugt bin, daß jeder von euch in ähnlicher Situation ähnlich, wenn nicht ebenso gehandelt hätte. Also hört mich wohlwollend an und bedenkt, ob ihr anders gewesen wäret.

Ihr wißt, daß ich in meinen jungen Jahren kein Heiliger war, und wenn ich euch die Geschichte erzähle, so kann ich's ruhig tun.

Bald nach dem Tode meines Vaters hatte ich unser Gut an der mährisch-schlesischen Grenze bezogen. Ich lebte damals recht zurückgezogen. Ich fuhr meine Pferde durch die herbstlich verödeten Hügel und machte meinen Pirschgang, las Bücher und hatte als einzige gesellige Anregung den Besuch in dem nicht weitgelegenen Sanatorium für Rekonvaleszenten, dessen Arzt und Besitzer schon meinem Vater bekannt gewesen war und mir nun freundlichste Teilnahme erzeigte. Wenn schon die Gesellschaft, die sich dort zusammenfand, nicht gerade glänzend war, so traf man doch ab und zu einen Mann, mit dem sich ein vernünftiges Wort sprechen ließ und — warum sollte ich es leugnen — auch manch nicht gerade häßliches Geschöpf, das in dieser Landeinsamkeit Erholung suchte.

Wennschon das neugierige Interesse, das ich, vorbeireitend oder fahrend in den Augen hübscher Patientinnen gelesen, mir bei früheren flüchtigen Besuchen nicht gerade unangenehm war, so war nun, nach dem Verluste meines geliebten Vaters, mein Sinn nicht auf Abenteuer gerichtet.

So erwiderte ich denn erst nach einigen Wochen den Beileidsbesuch des alten Arztes und traf ihn gerade an, wie er im Garten in väterlicher

Digitized by Google

Fürsorge eine junge Patientin durch das raschelnde Laub des ein wenig vernachlässigten Anstaltsparkes geleitete. Eine Vorstellung war unvermeidlich. Und wenn ich mich auch sofort mit dem überaus höflichen, langbärtigen Arzte in dessen Privatwohnung begab, so hatte doch ein kurzer Blick genügt, mir das blondhaarige Mädchen einzuprägen, das mich mit einem erstaunt forschenden Augenaufschlag gleichsam umfangen hatte.

Wozu soll ich leugnen, daß ich in den nächsten Tagen öfter als sonst jene Straße befuhr, die in sanften Windungen zu dem lieblichen Gipfel führte, an dessen Abhang das langgezogene alte Anstaltsgebäude sich erhebt? Stets aber wandte ich mein Wägelchen zur Heimkehr, ehe das Ziel erreicht war; denn es wäre mir peinlich gewesen, mit meiner unbestimmten Sehnsucht von irgendwem durchschaut zu werden. Ich fuhr damals zumeist einspännig und allein, in einem jener zweirädrigen Landwägelchen, bei denen das Pferd in eine schiefe Gabel gespannt ist, so daß es im Geleise geht, den Schotter unserer schlechten Straßen meidend, ohne daß diese schiefe Stellung unangenehm bemerkbar würde. Dies Fuhrwerk ist zwar leicht und nicht ohne Grazie, hat aber den Nachteil, daß man nur durch Aufheben des Sitzes von hinten hineingelangen kann und so im Falle der Gefahr ein Abspringen beinahe unmöglich wird!

Ich besaß damals einen wirklich reizenden ungarischen Rappwallach, der mit prachtvoller Bewegung ein lammfrommes Gemüt verband, so daß er mir für mein leichtes Fuhrwerk sehr angenehm war. Zwar war er nicht mehr ganz rein auf den Sehnen vorne, machte aber, wenn er im schnellen Trabe daherkam, namentlich auf Laien, die mehr auf das figurante Exterieur als auf ehrliche Vorzüge geben, einen entzückenden Eindruck. Wer wird es mir nun verargen, daß ich auf diesen Eindruck bauend, als ich eines Tages die langgesuchte hohe Gestalt von weitem in lässigem Gange allein mir entgegenschreiten sah, die Zügel schärfer faßte, meinen Rappen antrieb und im vollen Tempo, plötzlich und gleichsam erstaunt anhielt, in höflichem Schwunge die Peitsche senkend? Meine blasse junge Dame wurde über und über rot und die Verwirrung galt wohl mehr dem bewunderten Fuhrwerk als dem verlegen stotternden Fahrer. Ich erkundigte mich nach ihrer Gesundheit und vernahm, daß sie sich zusehends erhole; vom Sitz herunterplaudernd fuhr ich neben dem Mädchen im langsamsten Schritt einher. Als ich sah, wie sie das ungewohnte Fuhrwerk erstaunt musterte, erklärte ich ihr seine Vorteile und meinte lachend: für ängstliche Damen ist's freilich nichts; man kommt schwer hinauf und schwerer noch hinunter! Ich erhob mich und ließ den Sitz zur Erläuterung auf- und niederfallen! Sie fragte nun: „Glauben Sie, daß ich feig bin?" und als ich lachend erwiderte: „Freilich glaub ich das, alle Damen sind feig!" da hatte

Digitized by Google

ich meinen Zweck erreicht, schneller noch als ich erhofft hatte. „Bleiben Sie sofort stehen", befahl sie lächelnd. Und als ich erstaunt meinen Rappen zum Stehen gebracht hatte, da gebot sie kurz: „So, jetzt heben Sie den Sitz auf, ich komme neben Sie, Sie sollen sehen, daß ich Ihr gefährliches Fuhrwerk nicht fürchte!" Ich tat wie sie wollte, wendete um, da ich der Anstalt schon recht nahe gekommen war, und während ich lachend meine Nachbarin ab und zu befragte: „Noch keine Angst?", schlug ich ein immer schnelleres Tempo ein, bis meinem Rappen der schäumende Schweiß den Rücken entlang zu rinnen begann. Auf mein Fragen war mir nur mit schelmisch verneinendem Nicken geantwortet worden; nun aber verhielt ich das dampfende Pferd, und während wir langsam durchs Land trabten, das in allen warmen Farben des Herbstes erglomm, begannen wir natürlich und zwanglos von allem Erdenklichen zu plaudern, als wären wir alte Freunde. Nach einem Viertelstündchen legte meine Nachbarin die Hand gelassen auf meinen Arm und warnte: „Jetzt müssen wir umkehren". Im Schritt legten wir die Strecke zurück. Mit tiefgesenktem Hals und heißen Nüstern torkelte mein Rapp dahin. Mit einem frohen Blick in die braunen Augen meiner Gefährtin bat ich um Verzeihung für die Langsamkeit: ich wollte weder durch die Lenkung von ihr abgezogen werden, noch durch Eile das reizende Beisammensein verkürzen. Wir sprachen so frei und innig, daß ich nicht einmal staunte, daß beim Abschiede, als der schwierige Abstieg gelungen war, mit einem letzten Händedruck eine Fahrt für den zweitnächsten Tag verabredet wurde.

Was soll ich euch viel erzählen! Bald waren die Fahrten durchs stille Land, das nur uns zu gehören schien, liebe und unentbehrliche Gewohnheit. Und bald geschah es auch oft und öfter, daß mein linker Arm den Zügel fahren ließ und sich meiner Nachbarin um die Schultern legte, die ihren Blondkopf im Kusse an mich zu schmiegen sehr rasch erlernt hatte.

Ich erfuhr alles aus ihrem engbegrenzten Leben. Sie hatte, ein halbes Kind noch, von einem Manne sich betören lassen und lebte nun, von Hause verstoßen mit ihm, durch Anstand und Vorsicht im täglichen Leben getrennt, wohl in steter Hoffnung auf eine Ehe, die der Mann, ein junger Richter in der Hauptstadt, indes nie versprochen hatte. Sie war begreiflicherweise durch dies beinahe heimliche und so ängstlich zurückgezogene Leben auf das traurigste vereinsamt. Außer einer alten Tante, die sie noch ab und zu besuchen durfte und einer Klavierlehrerin, die sich die Verlassene zur Freundin erwählen mußte, besaß sie niemanden! Ihr „Bräutigam", so nannte sie ihn mit zuckenden Mundwinkeln, kam nur des Abends ein paar Stunden, und das nicht täglich. Sie war mit der Zeit so verschreckt und menschenscheu geworden, daß sich eine Erholung in einem Sanatorium als unerläßlich

Digitized by Google

erwiesen hatte. Und nun blühte sie in der ungezwungenen und von harmloser Geselligkeit erheiterten Atmosphäre auf, so daß das große Mädchen, wenn ihre Wangen sich röteten, ihre Augen zärtlich und wie auflebend in die meinen tauchten, für Augenblicke beinahe schön zu nennen war.

Als es eines Nachmittags heftig zu regnen begann und ich beinahe bis nach Hause gefahren war, da vermochte ich sie doch dazu, endlich bei mir einzukehren. Ich bewies ihr, welch lächerliche Prüderie es wäre, sich bis auf die Haut durchnässen zu lassen, statt in dem gastlich nahen und einsamen, nur von mir bewohnten Hause Unterkunft zu suchen. Wenngleich ihre Augen gar oft aufleuchteten, wenn ich sie bereden wollte, zu mir zu kommen, oder ihr im Anblicke des Gebäudes die Inneneinrichtung beschrieb, so hatte sie doch stets den Besuch als unschicklich verweigert. Diesmal aber, wo wir uns besonders herzlich geküßt und auf das Übermütigste geplaudert hatten, scherzte sie weiter und fuhr ohne jeglichen Einwand mit mir im Hofe vor, wo mein Jagdhund mich fröhlich kläffend begrüßte. Sie spielte mit dem jungen Vorstehhund, indes ich mein Fuhrwerk zum Stall lenkte und das nasse Pferd dem Kutscher übergab. Als ich zurückkehrte, hatte sie noch die Hände zärtlich an den Kopf des Hundes gelegt, der mit aufgestützten Vorderpfoten schmeichelnd zu ihr emporsah. Wir betraten das Haus, das offen stand, da außer mir niemand den herrschaftlichen Eingang benützte.

Ihr wißt, daß mein alter Kasten von außen nichts Außergewöhnliches bietet. Ist man aber einmal drinnen, so fühlt sich wohl jeder behaglich angeheimelt von den wohligen Räumen. Namentlich das große eichenholzgetäfelte Bibliothekszimmer mit seiner achtfachen Deckenbeleuchtung, seinen von Bronzen nach der Antike gekrönten Bücherschränken, die tiefe friedliche Ruhe des ernsten Raumes, das alles erregte ihre sichtliche Bewunderung. Sie sprach gar nichts, aber als wir nach der Besichtigung der Räume endlich so ganz ungestört in der Bibliothek standen, und ich mit einer lächelnden Frage in den Augen die ihren suchte, da schlang sie plötzlich die Arme um mich und begann mich wild und leidenschaftlich zu küssen.

Wir saßen dann noch an meinem Schreibtisch, sie wollte alle Papiere mustern, die mich beschäftigten, alle Bücher sehen, die ich las, und versuchte eine gewisse Vertrautheit mit all dem an den Tag zu legen. Dann aber mahnte sie zur Rückkehr und, mit einem großen Regenmantel umhüllt, brachte ich sie in die Nähe der Anstalt, indes sie wenig sprach und in Träumen versunken den eben geschauten Eindrücken nachzusinnen schien...

Ihr werdet euch wohl denken, daß Paula von da ab öfter mein Gast wurde. Und wenn es auch nur halbe Stunden lang möglich war, zu bleiben; ich fühlte mit welch freudiger Sehnsucht sie die ihr liebgewordenen Räume stets wieder mit ihren Blicken umfing. Sie hatte jede Scheu verloren, und

Digitized by Google

wenn sie zärtlich an mich gepreßt auf meinen Knien saß, dann hatte sie mir gar oft mit mißmutig verzogenem Gesicht gesagt, wie wenig sie mehr an ihrem Bräutigam hing, der nach der allerersten stürmischen Zeit sich als ein langweiliger, pedantischer, kleinlich denkender Geselle entpuppt hatte! Nur ihr Ehrgefühl und die Unmöglichkeit einer Änderung hielten sie noch fest. Aber ihr Fühlen — dies unterließ sie nicht des öfteren anzudeuten — wandte sich immer mehr allem vergangenen Leben ab, und sie lebte in der ihr neuen Welt geradezu auf.

Brauche ich euch noch zu versichern, daß diese offenkundige und zur Schau gestellte Wendung zu mir hin nicht die erhoffte Wirkung hatte? Jeder Mann, der aus der Zeit der ersten Jugendeseleien hinaus ist, kennt das seelische Unbehagen, das die Verantwortung gebiert, die eine Frau uns gleichsam aufzwingen will. Ich begann, statt heiter und ungezwungen zu fühlen, kühler und abweisender zu werden; denn ich ahnte, daß neben dem Liebesgefühl doch auch Zukunftshoffnungen sich regten, die außer durch die Romantik unserer einsamen Fahrten doch wohl durch die ihr neue soziale Position stark beeinflußt wurden. Und wenn auch sie selbst wohl nicht an eine ernste Verknüpfung unserer Schicksale denken mochte, — ich will's euch offen gestehen — der Gedanke, ich solle der Anlaß sein, daß das Mädchen von einem ihr ernstlich verpflichteten Manne sich loslöse — flößte mir tiefes Mißbehagen ein und machte mich eher abweisend.

Und wenn Paula nun in gewohnter Weise den nächsten Tag der Ausfahrt bestimmen wollte, so waren es ab und zu Verpflichtungen, die mich verhinderten, die aber, offen gestanden, zumeist erfunden waren.

Das Mädchen, wohl über mein zurückhaltendes Wesen erzürnt, beleidigt, hatte eine überreizte Lustigkeit angenommen. In ihren Küssen zeigte sich eine wilde Sinnlichkeit, die mir etwas gequält erschien, zumal eine unbestimmte Abneigung gegen das arme bedürftige Wesen in mir wach wurde.

Wir hatten bereits die ganze nähere Umgebung abgefahren, und als wir einmal den Kreuzgang des nahegelegenen Zisterzienserklosters durchschritten, war sie von der ausgelassensten Lustigkeit, so, daß der Laienbruder, der die Führung übernommen hatte, recht befremdet und beinahe ängstlich blickte. Als wir dann nach einigen Gläsern des alten Klosterweines heimfuhren, da war mein Blut erhitzt und etwas von der Leidenschaft unserer ersten Tage überkam mich; glücklicherweise drängte die Zeit, so daß ich das Mädchen, das mir willenlos am Halse hing, heimwärts bringen mußte. Für morgen war ein Besuch bei mir in Aussicht genommen. Und ich gestehe, daß ich, ungestümer als sonst, diesem Nachmittag entgegenblickte.

Am nächsten Tag aber war sie wie verwandelt. Sie war bleich, hatte rotgeränderte Augen und schien verstört. Außerdem las ich eine wilde Entschlossen-

Digitized by Google

heit in ihrem Blick als ich nach ihrem Befinden fragte. „Es ist nichts," sagte sie mit bebender Stimme, „fahr schnell, damit wir bald bei Dir sind!" Ich konnte eines tiefen Unbehagens nicht Herr werden, trieb mein Pferd an, und so fuhren wir schweigend bei mir ein. Zu Hause dann im Bibliothekzimmer, in dessen Ofen ein behagliches Holzfeuer prasselte und schwählte, nahm ich sie bei beiden Händen, blickte ihr fest in die Augen und bat, mir endlich zu sagen, was sie so verändert hätte.

Da kam es ruckweise und zögernd heraus; daß ihr Bräutigam sie gestern nachmittags aufgesucht und nicht angetroffen hatte, daß man ihm von ihren nachmittägigen Ausflügen gesprochen, ja daß auch mein Name gefallen sei! Nach stundenlangem, vergeblichem Warten sei sie endlich gekommen, und da habe es denn eine heftige Szene gegeben, in der er ihr gemeines, unschickliches Benehmen vorgeworfen hatte, sie aber die jahrelang verhaltene Bitternis über ihr durch ihn verfehltes Dasein in wilden Ausdrücken austoben ließ. So sehr ich nun Paula bemitleidete und am vorigen Abend beinahe geliebt hatte, so wenig konnte ich mich für die Tragik solcher, wie mir schien, überflüssiger Szenen erwärmen. Ja ich meinte sogar zu fühlen, daß sie das Ganze provoziert hätte, und als ihre gestrige überlaute und wilde Lustigkeit mir vor Augen trat, da durchzuckte mich die Ahnung, ja die Gewißheit, sie hätte zur Zeit, da wir im Kreuzgang schlenderten, des Freundes Anwesenheit genau gekannt . . .

Ich faßte mir Mut und sagte gerade heraus: „Ich glaube, du hast mit Absicht den armen Doktor gestern aufsitzen lassen; du hast das Ganze leichtfertig heraufbeschworen; das hättest du nicht tun sollen." Da blieb sie ganz stumm, ihre Pupillen weiteten sich, Tränen schossen in die starren Augen und plötzlich brach sie laut und krampfhaft schluchzend nieder. Sie fühlte in diesem schweren Augenblicke, wo ich nichts tat und tun konnte, als ihr wie mechanisch beruhigend übers Haar zu streichen, wobei ich den Kopf, der sich mir stets schluchzend entzog, aufzurichten versuchte, daß ihr ganzer Plan an meinem Scharfblick und vor allem an meiner zunehmenden Kälte zunichte wurde. Und als ich mich neben sie niederließ, ihre tränenfeuchten Wangen leise küssend und sie auf meinen Knien wiegend wie ein krankes Kind, da fühlten wir beide tief innen, daß dies nur mehr Lüge, ja feige Höflichkeit war, um die Kränkung zu mildern .... Und ich wußte, daß ihr heißersehnter Plan, mich dauernd an sich zu fesseln, in dieser traurigen Stunde zunichte ward .... Aber besser jetzt als später, wenn Hoffnungen, die ich nicht erfüllen konnte, emporgewachsen wären . . .

Die Heimfahrt an jenem trüben Oktobernachmittag gehörte zu dem qualvoll traurigsten, das ich je erlebte. Ich redete ihr zu Herzen, daß es nicht gut sei, ihren Bräutigam, der ihr ja so sehr verpflichtet wäre, durch ihr Un-

Digitized by Google

geschick dahin zu bringen, vor sich selber jeder Verpflichtung ledig zu sein. Ich warnte sie mit allem Eifer vor der Gemeinheit der Männer im allgemeinen, der Furcht vor Verantwortung und der Freude, ihrer ledig zu sein, im besonderen. Ich wollte so in uns beiden alles betäuben, was wir dennoch fühlten und wußten. Sie aber antwortete mit abgewandtem Antlitz: „Du hast ganz recht", auf alles was ich sprach und sagte es noch beim Aussteigen, als kein rechter Sinn hierinnen zu liegen schien. Ich aber fühlte wohl, wieviel Bitternis und resignierte Verzweiflung in ihr nagte. Aber besser jetzt als zu spät, dachte ich, als ich ihre schlaff herabhängende Hand zum Abschied an die Lippen hob, und fuhr hart und stark von dannen.

Ich fühlte wohl, wie grausam das alles für das Mädchen war. Aber wie wir Männer nun einmal sind, daß unser ästhetisches Empfinden in allem Lieben und Fühlen das erste Wort spricht, so war ich durch das schlechte Aussehen, die geröteten Augen, die bleiche Hautfarbe, auf der einige gelbe Sommersprossen recht deutlich hervortraten, durch das alles verbunden mit der Angst vor einer aufgehalsten Verantwortung abgekühlt genug, auch die nächsten Tage nichts hören zu lassen. Als ich dann aber doch die gewohnte Straße fuhr, ohne Paula zu erblicken, als ich dann ein Bauernkind in die Anstalt schickte, um nach dem Fräulein zu fragen, da erfuhr ich erleichtert aufatmend, daß sie abgereist war.

Ich fühlte mich verpflichtet, einen — übrigens heuchlerisch harmlosen — Brief zu schreiben, auf den ich keine Antwort erhielt. Dann erfuhr ich auf Umwegen, daß Paula übersiedelt war und mit ihrem Freund völlig gebrochen hatte. Eine Erbschaft, die sie durch den Tod ihrer Mutter gemacht hatte, war ihr wohl hiebei recht zustatten gekommen.

Ich selber aber verreiste bald nach dem Süden und muß gestehen, daß ich für Monate kaum mehr des armen, einsamen Geschöpfes gedachte. Als ich im Frühjahr wieder zu Hause saß, dachte ich wohl ab und zu an Paula, schob aber stets die Pflicht eines Besuches weiter hinaus. Ich wollte ihr und mir das Peinliche und Gequälte eines Wiedersehens ersparen. Eines Maiennachmittages aber, da ich bei geöffneten Fenstern in meiner Bibliothek saß, klingelte das Telephon und ich erkannte die Stimme Paulas, die mich mit mühsam gespieltem, harmlos gesellschaftlichem Ton begrüßte, erzählte, sie hätte mich in der Stadt gesehen und möchte mich in einer ernsten Sache um Rat und Hilfe bitten. Ich beteuerte meine völlige Bereitschaft und fragte scherzend, ob sie nicht bei dem schönen Frühlingswetter zu einer Fahrt ins Freie Lust hätte. Zu meinem Erstaunen bejahte sie und nannte gleich den morgigen Tag und einen Frühzug, damit sie nicht zu spät in Wien zurück sei. Ich stimmte zu und so sah mich der nächste Morgen an der nahegelegenen Bahnstation.

Digitized by Google

Auffallend schlank geworden und sichtlich sehr um ein gefälliges Aussehen bemüht, entstieg Paula dem Zuge und fuhr bald mit mir, als wärs in alter Zeit, durch die herrliche, frisch ergrünte, einsame Landschaft. Im Park begrüßte uns freudig bellend der Hund, der bald an Paula, die er als alte Freundin erkannte, emporsprang.

Ich hatte das Mittagmahl in der Bibliothek servieren lassen, und als wir allein beim Dessert saßen, wünschte ich zu wissen, worin ich ihr helfen sollte; und da bat sie mich ohne viel Umschweife um eine Summe Geldes, da sie bei ihrer Übersiedlung viel ausgegeben und sonst nicht im Sommer aufs Land ziehen könnte, was doch vielleicht schade wäre, wie sie mit ein wenig Schalkhaftigkeit hinzufügte. Offenbar wollte sie die kommenden Monate wieder in unserer Gegend verbringen. Ich war wirklich erfreut, ihr helfen zu können, stellte sofort den Scheck auf die genannte Summe aus und dankte ihr, daß sie vertrauensvoll zu mir gekommen war.

Als ich unbemerkt ihr Täschchen nahm und das Papier darin verbarg, erhob sie sich plötzlich, kam zu mir und, meinen Namen flüsternd, umschlang sie mich in einem langen Kusse. Ich erwiderte ihn und wir standen uns eine Weile tiefatmend gegenüber. Etwas von der langgestauten Sinnlichkeit in dem armen Mädchen war auf mich übergeströmt und ich hätte wohl ohne eigentliche Liebe dieser sinnlichen Welle nachgegeben; aber gerade jetzt fühlte ich mich gehemmt, ja für Paula selbst verletzt, bei dem Gedanken, dieser Geldgefälligkeit eine Liebesszene folgen zu lassen. Es erschien mir unser beider nicht würdig, und so schlug ich ihr denn einen Spaziergang vor, bei dem ich wieder völlig zur Besinnung kam. Des Abends brachte ich sie dann zur Bahn. In ironisch frivolem Tone dankte sie mir für meine Ritterlichkeit, und beinahe hätte mich meine Zurückhaltung gereut, als ich ihr beim Zuge die Hand küßte und sie mir wie bedauernd über die Wange strich. Heimkehrend aber war ich von Herzen froh; Paula hatte so vielerlei, was mir nicht sonderlich zusagte, daß gar bald die für sie nachher doppelt schmerzliche Enttäuschung gekommen wäre. Als ich Anfang des Sommers meinen Landsitz verließ, ohne sie wieder gesehen zu haben, glaubte ich diese Affäre für immer abgeschlossen.

Was ich euch aber jetzt zu erzählen habe, ist die letzte Episode, und wenn ich's nicht wie eine Beichte empfände, es möchte mir schwer fallen.

„Nimm ein Glas Cognac", sagte die alte Exzellenz, ein wenig spöttisch lächelnd, „das gerbt das Gewissen." Die anderen Gäste baten eifrig um den Schluß, der stets das Beste sei. Der Graf erhob sich, schritt einige Male mit auf den Rücken verschränkten Armen auf und ab, dann hob er den Kopf und sagte laut: „Trinken will ich nichts, alter Freund, denn ich hab schon noch genug Mut, zum Ende zu kommen. Und ihr alle sollt wissen und er-

Digitized by Google

fahren, wieso es einen Menschen auf der Welt gibt, der den Andreas Pasinsky für einen schlechten, ja schäbigen und gemeinen Kerl hält, und daß dieser nichts, gar nichts tun kann, um 's zu ändern!"

Die Anwesenden rückten näher und Graf Andreas, der beim Fenster stehen geblieben war, fuhr, nachdem er sich wie besinnend über die Stirne gestrichen hatte, zu berichten fort: „Ich habe euch alles Bisherige vielleicht allzu ausführlich erzählt; es war ein bißchen Feigheit dabei, wie man gerne einen Umweg macht, wenn man zu einem schmerzlichen oder gefahrvollen Ziel die Schritte lenkt. Jetzt aber keine Umschweife mehr. Ich war schon ein Jahr nach der letzten Begegnung mit Paula glücklicher Ehemann. Bald aber nach der fröhlichsten und übermütigsten Zeit unserer ersten Liebe starb meine Mutter; wir zogen uns auf meinen stillen Landsitz zurück und lebten abgeschlossen von aller Welt in einer tiefen Einsamkeit, die um so stärker wirkte, als die fröhlichen Tage von Paris und der sonnigen Riviera noch recht lebhaft mir vor Augen waren! Meine liebe, junge Gattin fühlte diese Einsamkeit nicht in ihrer lähmenden Beengung wie ich. Denn an und für sich wenig gesellig veranlagt, hatte sie sich mit voller Liebe dem Landleben, den kleinen Beschäftigungen in Wirtschaft und Stall, Garten und Glashaus hingegeben. Waren mir so auch diese wenigen Sorgen entrissen worden, so fühlte ich das fest Gebundene, und ich möchte sagen Aussichtslose, unseres friedlichen Daseins geradezu beängstigend. Wenn ich an regnerischen Tagen, bar jeder Lebenslust, jeder Aussicht auf ein freudiges Ziel, der Verzweiflung mich nahe fühlte, dann mußte ich Heiterkeit und gute Laune heucheln, wo die Ohnmacht, aus dem Allen herauszukommen die Trostlosigkeit meines Innern noch vertausendfachte. Nicht einmal Jagd und Geselligkeit, zwei köstliche Tröstungen in diesem eintönigen Dasein, waren mir geblieben. Ich vertiefte und verbohrte mich in das hoffnungslose Grau des traurigen Spätherbstes. Zwang ich mich zum Lesen, so flog nach kurzer Zeit das Buch mit einem gelangweilten Seufzer in die Ecke und ich brütete stundenlang untätig vor mich hin, mit der Wollust der Selbstvernichtung.

Warum soll ich's jetzt, wo mehr als fünfzehn Jahre einer gutbestandenen Ehe ein freies Wort gestatten, nicht eingestehen, daß ich in diesen leeren Tagen unsre so heiß ersehnte Vereinigung für eine unbedachte Torheit hielt? Ich glaubte das ewige Gleichmaß nicht ertragen zu können. Es sind jene Krisen im Eheleben, wie sie alle Männer kennen, die Phantasie und Jugend besitzen und plötzlich nicht mehr jenes fröhliche Vielleicht der abenteuerlichen Jugendzeit vor sich sehen. Nun aber hatte ich alle leichteren und ernsteren Beziehungen meiner Junggesellenzeit derartig abgetan, daß jene Frauen alle für mich tot waren, die mir hatten meine Freiheit genießen helfen. So blieb denn vor meiner suchenden Sehnsucht kein hübsches Angesicht, keine

Digitized by Google

schlanke Gestalt, die ein abenteuerliches Aufflackern der gelähmten Lebensgeister hätten versprechen können. Nichts fand ich, was Abwechslung versprach. Fuhr ich ab und zu zur Stadt, so war mir das Gehen auf den Straßen, das Treffen von Bekannten unerquicklich und voll verlogener Feierlichkeit, die meine Trauer mit sich brachte. Besuche gab es nicht, und Kaffeehäuser, Restaurants und was es sonst noch an armseligen öffentlichen Lokalen sein mag, waren verboten und mir ohnehin recht wenig sympathisch. So war man froh, wieder in der Bahn zu sitzen und wieder in das bequeme Nest der behaglichen Ziel- und Hoffnungslosigkeit zurückzukehren. Arbeit gab es nicht; wie ihr ja wißt, feiert der Landwirt um diese Zeit. So war ich denn einer tiefen Apathie verfallen, in die ich mich mit dem Hohn der Selbstzerfleischung versenkte, wenn ich mit meiner ahnungslosen Frau heitere und friedliche Reden tauschte.

Als ich so eines Tages daheimsaß — draußen plätscherte in erstarrender Eintönigkeit der Regen an die trüben, angelaufenen Scheiben — fiel mein Blick auf ein Kistchen, in dem ich Photographien aus alten Zeiten aufbewahrte, unaufgezogen, wie ich sie selbst aufgenommen hatte. Als ich das nichtssagende Zeug, eines nach dem andern aufrollend, betrachtete, fiel mir plötzlich eine Photographie in die Hände, die ich mit wahrem Heißhunger ans Fenster hielt; Paula war's, auf meinem Gigg sitzend und den Blick lächelnd zur Seite gewandt, offenbar zu mir her, der ich sie aufgenommen hatte. Ich konnte mich kaum der Aufnahme erinnern, die ich zu einer Zeit, da mir vor einer allzugroßen Zuneigung des armen Mädchens am meisten bangte, wohl achtlos beiseite geworfen hatte. Nun aber sprang ich nach der Lupe, hielt mir das Bild recht nahe vors Licht und fand das jugendlich frohe Gesicht einfach reizend. Dann aber betrachtete ich mir das Ganze mit einer seltsam gerührten Wehmut. Wie war das doch weit, weit weg! Wie jung war ich damals, wie lebensfroh und wie überglücklich in meiner Freiheit gewesen. Auch das Pferd war nicht mehr mein, und das liebe kleine Wägelchen stand unbeachtet und verstaubt im hintersten Winkel der Remise. Wie einen wertvollen Schatz barg ich das Bild an meiner Brust, und kaum war das stille Mahl vorüber, so sperrte ich mich mit meinem köstlichen Funde wieder ein. Und wie ich so saß und schaute, und die heitere Vergangenheit vor mir lebendig ward, da durchfuhr mich's auf einmal mit tiefer, verzweifelter Reue: Was hatte ich getan, ich Narr, ich ängstlicher kleinlicher Narr! Geliebt hatte mich das reizende leidenschaftliche Mädchen, und ich dummer, armseliger Kerl hatte diese so offen dargebotene Liebe voll schnöder Kälte in den Staub getreten! Und da saß das Mädel vor mir, und ich fühlte ihren heißen sehnsüchtigen Blick auf mich gerichtet, daß ich hätte aufschreien mögen. Was war aus ihr

Digitized by Google

geworden, ja schrecklicher noch, was hatte ich aus ihr gemacht, ich hartherziger Klügler! Da gabs kein Selbstbelügen; ich war schuld gewesen, ich ganz allein, daß ihr armseliger Bräutigam ihr in seiner spießbürgerlichen Langeweile unmöglich geworden war! Und dann als sie, meine freiere Atmosphäre gewohnt, in der alten nicht mehr atmen konnte und wollte, da hatte ich sie mit unbarmherzigen Händen zurückgestoßen in diese Luft, in der sie erstickte! Was Wunder, wenn sie häßlich geworden und verfallen war! Und ich, ich hatte dies reizende lebensvolle Geschöpf zerstört, ich hatte ihr Jugend und Schönheit gemordet. Und als ich im Bett lag und dies alles an meinen erregten Sinnen vorüberzog, da weinte ich in die Kissen hinein. Und in das Mitleid mit dem Mädchen mischte sich Mitleid mit mir selbst und meiner eigenen in ihr auf immer vernichteten Jugend!

Und da ich nichts besaß, was mich von diesem Gedanken hätte ablenken können, so schürte und nährte ich dies Feuer der Sehnsucht mit all meinen unausgegebenen geistigen Kräften.

Ich sage es immer, alles Böse in der Welt, alles Verbrecherische und Lebenzerstörende kommt von der Langenweile! Und so klammerte sich denn mein Denken, das wie eine leerlaufende Maschine sich selber verzehrte, mit ganzer Seligkeit des beglückenden Geheimnisses an diese Vergangenheit. Unzählige Küsse gab ich dem kleinen Bildchen und alles tauchte wieder vor mir auf, was mir Paula süß und begehrenswert machen konnte. Ich erlebte wieder ihre tolle Lustigkeit in den Klostergängen, kostete in der Phantasie in vertausendfachter Süße die Küsse beim Fahren und ließ mit geschlossenen Augen das Gefühl in mir aufwallen, das die heiße nie ganz ausgebrochene Sinnlichkeit Paulas an Liebesseligkeit hatte ahnen lassen. Ja ich träumte und malte mir diese nie genossene Glückseligkeit verführerisch aus. Wenn ich aber dann Paula sah, wie sie später geworden war, dann genoß ich im Geiste die Wonne, mit meiner Zärtlichkeit diese verschüttete Schönheit auszugraben. Und ich genoß es im voraus, wie das Mädchen an meiner reuigen Liebe in Seligkeit sich verschönte und von neuem in Jugend erblühte! Und ich selber wollte noch einmal meiner Jugend bis ins innerste froh werden bei diesem köstlichen Erlebnis.

Und so ganz eingesponnen in die Phantasien meines rastlos arbeitenden Hirnes, schrieb ich an Paula einen Brief, in dem ich sie einfach bat, mir in einer äußerst dringenden Angelegenheit eine Zusammenkunft zu gewähren. Es stand nicht viel mehr drinnen, als ich euch sage und doch, das fühle ich noch heute, es lebte in den wenigen Zeilen die ganze Sehnsucht nach dem ungenützt Verlorenen. Ich bat, ob sie mich in Wien an einem bestimmten Tag besuchen könnte. Als Adresse gab ich die Wohnung eines Freundes an, der, als Legationssekretär im Ausland tätig mir seine Räume zur Verfügung hielt.

Digitized by Google

Mit Ungeduld erwartete ich den Tag, der uns in regelmäßiger Gewohnheit in der Stadt sah. Ich eilte, kaum angelangt, zum Postamt, und wer beschreibt meine überhitzte Seligkeit, als ich einen Brief fand, in dem geschrieben stand: „Ich komme wann und wohin Du willst, Paula." Ich glaubte die ganze jahrelang gedämmte Sehnsucht zu fühlen, die in den wenigen demütigen Worten zu zittern schien. Hastig warf ich Tag, Stunde und Ort aufs Papier, so nicht viel von der Sehnsucht verratend, die mich bei dem Gedanken an das Kommende übermannte.

Ich war die nächsten Tage von einer sonderbaren und überreizten Lustigkeit, hinter der ich nur mühsam die fieberhafte Ungeduld verbarg, die in mir brannte. Als aber jener Tag kam, erwartet mit all der sinnlichen Glut, wie sie sich in solch weltferner Einsamkeit ansammeln kann, fuhr ich allein in die Stadt, eine Besprechung mit meinem Advokaten in Erbschaftsangelegenheiten vorschützend.

In Wien angelangt, eilte ich in die Wohnung meines Freundes. Worte reichen wahrhaftig nicht aus, euch zu beschreiben, mit welch zitterndem Verlangen ich den kommenden Stunden entgegensah. Ich hoffte auf ein Glück, wie es wohl nur im Reich der Phantasie gefunden werden kann. Ich raunte mir all die Worte vor, mit denen ich Paula überschütten wollte, und dann würden wir beide nur stammeln können und schluchzen und unser Beider beinahe auf immer verlorene Jugend endlich, endlich in hellsten Flammen auflodern lassen. Das alles erhoffte ich, da ich mich in dem kleinen behaglichen Salon eingeschlossen hatte, und als gar zur genauen Stunde die Klingel durch die einsame Stille, unendliches Glück versprechend, schrillte, da klopfte mir der Herzschlag bis an den Hals hinauf. Und Paula trat ein ....

Ich schritt ihr ungeduldig und zitternd voraus, und als wir im Zimmer waren und ich die Türe geschlossen hatte, da stand vor mir ein dickes, häßliches und gewöhnliches Weib, mit unheimlich starken Hüften, einem breiten unförmigen Oberleib, einem blassen, verquollenen Gesicht mit geröteten Augenlidern und den deutlich sichtbaren Sommersprossen um Nase und Stirne. Und als sie nun ungeschickt die Handschuhe auszuziehen begann, unter denen die weißen Hände, aber mit kurzen, wenig gepflegten Nägeln, müde und wie verkümmert hervorkamen, und sie mit vertraulich sein sollender Stimme ungeschickt zu stammeln begann: „Du hast geschrieben und ich bin da, kann ich Dir vielleicht irgendwie helfen?" — da war mein Entsetzen, mein Sturz von den inbrünstigsten Phantasien zu dieser trostlosen aber unentrinnbar deutlichen, nicht zu verscheuchenden Wirklichkeit so groß, so entsetzlich, daß ich kein Wort hervorzubringen vermochte und wie im Traume nur immer auf dies häßliche, alternde Weib zu starren imstande war. Sie schien mein Schweigen als Schüchternheit

Digitized by Google

und Verlegenheit der ungewohnten Situation gegenüber zu empfinden. Und wie um mir Mut zu machen, sagte sie: „Du hast ja geheiratet, sogar wie man mir sagte, eine sehr schöne junge Frau, aber manchmal hat man vielleicht auch einmal Sehnsucht nach seiner Vergangenheit. Also sag mir nur, was ich tun kann", und sie ließ sich neben mir nieder.

Also sie hatte verstanden und das Richtige geahnt, aus meinen wenigen Zeilen. Da packte mich namenloses Entsetzen, und damals durchlebte ich, was man die Kehle zuschnüren nennt. Nur um Gotteswillen — durchfuhr mich's wie ein Blitz — nichts verraten von meinen Hoffnungen, nichts merken lassen von der entsetzlichen Enttäuschung, ja dem unüberwindlichen Abscheu, der mich schaudernd erfaßte. Ich meinte in ihrem bequem gesättigten Anblick zu fühlen, daß sie mit einem ordinären und sinnlichen Menschen in niedrigster Gemeinschaft lebte, und lüstern und neugierig und ein wenig schadenfroh zugleich gar gerne gekommen war zu dem seltsamen Stelldichein. Ich begann zu stottern und zu stammeln, die Todesangst, die Wahrheit zu verraten, saß mir im Nacken, und ich suchte nach einer Ausrede, einem Vorwand zur Erklärung, daß sie und ich, die uns nie, nie mehr im Leben hätten begegnen sollen, jetzt hier in dem allzu vertraulichen Raume beisammen saßen, als wollte ich etwas von ihr, was Berührung und Sinnenlust wäre. Ich hätte beinahe geschrien vor Abscheu bei dem Gedanken, sie könnte so etwas nun wirklich von mir erwarten. Und da, in meiner Ratlosigkeit, wie der Ertrinkende, der nach einen Strohhalm greift, griff ich nach dem, was mir blitzschnell auftauchte als einzige Hilfe. Denn lieber alles Böse, alles Häßliche, als dieses arme, vom Leben zerstörte Geschöpf ahnen zu lassen, welch entsetzliche Enttäuschung sie mir war. Diese Kränkung, ja tödliche Beleidigung, konnte, durfte ihr nicht widerfahren. Und da begann ich zu faseln, von meinen Verhältnissen, die sich verschlechtert hätten, von Verlusten, die ich erlitten, und ich schäme mich bei jedem Worte, mit dem ich's euch sagen muß, und da bat ich das arme Weib, mir das Geld zurückzugeben, das ich ihr vor einigen Jahren geliehen hatte.

Sie wurde bleich bis in die Lippen hinein; denn auch sie hatte anderes erwartet, und ihre Enttäuschung war fürchterlich. Daß ich so gemein sein würde, ich, der, wie sie wohl wußte, in den besten Verhältnissen lebte, sie an jene Summe zu mahnen, die mir nichts, ihr aber wohl den Unterhalt eines Jahres bedeutete, das mußte sie mit Haß und Ekel zugleich erfüllen.

Und doch atmete ich erleichtert auf, als ich den Abscheu, ja die stolze Entrüstung sah, die sich in ihrem bleichen Gesicht malte. Alles Erbärmliche sollte sie immerhin von mir glauben, — aber nur das nicht, ihr mein närrisches, unbegreifliches, jeder Wirklichkeit so himmelweit entferntes Fühlen zeigen und den Abscheu, den ihre Häßlichkeit mir erregte. Und so

Digitized by Google

übersprudelte ich mich und schwätzte das dümmste Zeug weiter, daß ich wirklich sie nur bitte, weil ich unbedingt müßte, daß sie natürlich wann immer sie wolle, mirs schicken solle; ich wollte sie nicht drängen und so weiter, daß mich heute der tiefste Ekel würgt, wenn ich daran denke. Sie aber hatte sich erhoben, groß und wuchtig stand sie in all ihrem überquellenden formlosen Fleisch vor mir; hastig begann sie, sich die Handschuhe wieder über die zitternden Hände zu ziehen: „Bemühen Sie sich nicht weiter, Herr Graf, ich weiß, was Sie wollen", sagte sie hart, „und ich finde nur diese energische Art, mit der Sie durch Ihr früheres Leben einen Strich machen, nicht sehr vornehm. Aber", fügte sie noch hinzu, „das paßt ausgezeichnet zu allem, was Sie an mir getan haben! Bemühen Sie sich nicht weiter, Sie werden Ihr Geld, sobald ich mir's beschafft habe, erhalten! Ich verlange von Ihnen nur eines: wenn Sie mich jemals wieder sehen, verbiete ich Ihnen, mich zu grüßen!" Vergebens war all mein sinnloses, stammelndes Beschwören; sie richtete sich mit zitternder Hast Hut und Schleier vor dem Spiegel, und dann ging sie und sagte nur noch: „Adieu, ich wünsche Ihnen viel Glück fürs künftige Leben".

Ich war allein und in einer seelischen Verfassung, die zu schildern ihr mir wohl erlassen werdet.

Und doch fühlte ich tiefe Erleichterung bei dem Bewußtsein, daß mir's erspart geblieben war, die rätselhaft qualvolle und noch tausendfach beleidigendere Wahrheit zu sagen. Und mein einziger Trost, wenn ich wieder und immer wieder die schreckliche Situation an mir vorübergleiten ließ, war, daß ich auch bei ruhiger Überlegung nichts Anderes, Plausibles finden konnte als jene Gemeinheit, die ich mir zugedacht hatte. Dann kam nach einigen Tagen die Geldsendung, von der Freundin, jener Klavierlehrerin, die ich erwähnte, unterschrieben . . .

Als mir anfangs durch deinen Russen die alte Geschichte einfiel, da ahnte ich nicht, was es mir selber zumuten hieß, es zu erzählen. Aber jetzt ist's vorüber und ihr alle mögt Richter sein, ob ich anders hätte handeln können." Die alte Exzellenz fuhr sich langsam mit der weißen Hand zwischen Hals und Kragen und sagte mit einem feinen spöttischen Lächeln: „Du weißt ganz gut, daß wir dich für diese Gemeinheit nur loben können. Und so behält denn mein alter Dostojewski wieder recht; da aber die schlechten Taten der übrigen Anwesenden wohl zu meines Russen Geschichten nichts Neues hinzufügen würden, sich aber kaum eine zweite so eigenartige Abart einer schlechten Handlung wird erzählen lassen, so wollen wir aufbrechen. Denn außer dem allen ist's recht spät geworden. Gute Nacht lieber Andreas!"

Dem Grafen Pasinsky aber schienen die Händedrücke der Freunde beim Abschiednehmen besonders herzlich zu sein.

Digitized by Google

Die Kritiker.

Von Karl Voll.

In der Mitte der neunziger Jahre begannen auch die neueren schottischen Maler, die bis dahin in Deutschland unbekannt gewesen waren, sich an den deutschen Ausstellungen zu beteiligen. Sie kamen zu guter Stunde; denn die Deutschen lenkten damals von einem öden Naturalismus zu einer die Eindrücke seiner verarbeitenden Kunstanschauung ein und sie befreiten sich von der Herrschaft der etwas trüb malenden altmeisterlichen Richtung. So konnte die zarte Tönung der schottischen Bilder und ihre milde Stimmung nur gefallen. Sie fanden auch rasch genug viele Freunde. Während aber das Interesse für die Bilder sehr groß war, wußte niemand etwas über die Maler, ihre künstlerische Herkunft und Heimat. Da galt es für die Kunstschriftsteller, rasch ans Werk zu gehen und die Belehrung, die unter den obwaltenden Umständen nur von ihnen dem Publikum gegeben werden konnte, möglichst schnell in einleitenden Artikeln zu spenden.

Nun war in einer Universitätsstadt, die durch ihre Kunstpflege bekannt ist, ein sehr erfahrener kenntnisreicher Kunstschriftsteller, der für eine große Zeitung schrieb. Er veröffentlichte, kaum nachdem die Schotten auch in seine Stadt gekommen waren, einen Aufsatz, der zunächst alle wünschenswerten Aufschlüsse erteilte und dem Verfasser die verdiente Anerkennung brachte.

Der Kritiker freute sich noch seines interessanten Aufsatzes, der ihm wohl gelungen zu sein schien. Da ließ ihn der Chefredakteur rufen und sagte ihm: Herr Doktor ich schätze Sie sehr, darum tut es mir doppelt leid, daß Sie von dem Professor der Kunstgeschichte unserer Universität in dem vorliegenden Brief des Plagiats beschuldigt werden. Er schreibt mir, daß Sie einen Aufsatz, den er über die Schotten geschrieben habe, in sehr reichlicher Weise, teilweise wörtlich benutzt haben, ohne daß Sie seinen Namen zitiert hätten.

Hierauf sagte der, wie ich nochmal bemerke, sehr kenntnisreiche Kritiker: Ich kenne keinen Aufsatz des Herrn Professors über die Schotten und hab' infolgedessen auch keinen solchen Aufsatz von ihm plagiiert. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie den Herrn Professor veranlassen würden, das zur Nachforschung notwendige Material vorzulegen.

Nach einigen Tagen ließ der Chefredakteur den Kritiker wieder zu sich bitten. Diesmal empfing er ihn ziemlich düster, legte ihm den Aufsatz des Professors vor und sagte: Ich habe die zwei Artikel gelesen und finde so große und leider auch wörtliche Übereinstimmungen, daß ich, nachdem der Aufsatz des Herrn Professors ein früheres Datum trägt als der Ihrige, zu meinem größten Bedauern nur annehmen kann, daß Sie ein Plagiat an diesem Aufsatz begangen haben.

Stillschweigend griff der so schwer angeschuldigte Kritiker nach dem Blatt. Er las einige Spalten des Artikels, dann lachte er und sagte: Der Herr Professor hat aus demselben englischen Buch abgeschrieben wie ich; denn wer bei uns in Deutschland weiß etwas über die Schotten!

Digitized by Google

Meine frühesten Erlebnisse.

Von Carl Spitteler in Luzern.

III. Im Reiche der Großeltern.

Hinter dem Hause.

Sobald ich mich auf meinen Beinen leidlich sicher fühlte, geriet ich so natürlich aus der Wohnstube ins Freie hinunter wie ein flügger Sperling aus dem Nest. Unten befand ich mich im Reiche meiner Großeltern, denn alles weit und breit war Eigentum des Großvaters und seines Bruders, des „Götti". Die beiden Brüder waren über Tag meistens abwesend, der Götti, der Bierbrauer, mit seinen Knechten im Brauhause, der Großvater, der Gärtner und Landbauer, auf dem Felde. Zu Hause schaltete unterdessen die Großmutter; ihrem Schutze durfte man mich getrost überlassen. Ihre Aufsicht über mich war um so erwünschter, als meine Mutter mit meinem neugeborenen Brüderchen genug zu tun hatte.

Vorn hinaus auf die Straße mich zu vergehen, war strengstens untersagt. Mit Recht, denn zu viele Fuhrwerke machten damals, wo es noch keine Eisenbahn gab und der Verkehr von Basel nach der Innenschweiz am Hause vorbeiführte, die Straße unsicher. Aus diesem Grunde bin ich auch nie in die Wiese jenseits der Straße gekommen. Also hinten hinaus, in den Hof, in den Garten, auf den Kegelplatz, an den Rain des Hügels. Dort drohte keine Gefahr, da Zaun und Tor einen sichern Abschluß gegen die Straße bildeten.

Der Hof war geräumig, aber unerfreulich, nämlich leer und düster. Nach links und rechts ermangelte er des Abschlusses. Links ging es zum Kegelplatz und Garten, rechts zu dem nichts weniger als lieblichen Hinterhause der Wirtschaft „zur Kanonenkugel". Der sonderbare Name wollte daran erinnern, daß vom Überfall der Basler her noch eine Kanonenkugel in der Mauer steckte. Die eine Langseite des Hofes wurde vom Wohnhause der Brüder Brodbeck, der sogenannten Brauerei, und von den Wagenschuppen, Scheunen, Ställen usw. eingenommen, die gegenüberliegende von dem gewaltigen, finsteren Brauhause, das mir damals noch nichts sagte. So diente mir der Hof hauptsächlich nur als Durchgang. Trotz seiner Häßlichkeit erhielt später in Bern, wenn ich mich nach Liestal zurücksehnte, auch dieser Hof einen heimatlichen Gefühlston; ich konnte kein Hofbild von Ludwig Richter ansehen, ohne dadurch an den Hof der Großeltern zwischen der „Brauerei" und dem Brauhause erinnert zu werden. Und an die zwei Bäumchen im Hofe knüpft sich eine anmutige Erinnerung aus der Kinderzeit meiner Mutter. Wenn der Wind die Zweige schüttelte, meinte sie:

Digitized by Google

„Ach, wenn doch nur die einfältigen Bäumchen nicht daſtänden, damit der abſcheuliche Wind nicht wäre!“ Sie glaubte, die Zweige verurſachten den Wind, ähnlich wie ein Fächer.

Mit dem Garten wußte ich auch nicht viel anzufangen. Die Blumen durfte ich nicht abrupfen, die Beete nicht betreten; was tue ich in den langen, einförmigen Wegen, auf welchen nichts zu finden iſt, nicht einmal Gras? Und wenn je zur Seltenheit ſich etwas Ergötzliches im Garten ereignete, etwa ein Pferd, das durch die Beete galoppierte, ſo lief alles eilends herbei, um dem Vergnügen ein Ende zu bereiten.

Dagegen der Rain des Hügels benahm ſich freundlicher; der lud einen zur Schneckenjagd ein. Und es gab der Schnecken eine Menge, welche einem bereitwillig ihre Kunſtſtücke zum Beſten gaben, die Hörner vorſtreckten, ſich ins Gehäuſe verkrochen, kurz alles, was ſie wußten und konnten. Nur wurde man leider immer bald vom Rain zurückgerufen; entweder hieß es, das Gras wäre zu naß, oder man zertrete die ſchöne Matte, oder ich verſtieg mich zu hoch hinauf. Auf dieſem Rain war es, daß meine Mutter als Kind meinte, oben am Hügelſaume gehe es in den Himmel („Er iſt ſo nah, ſieh wie er aus dem Graſe guckt dort oben.“).

So verblieb als Hauptbühne zur Verluſtigung der Kegelplatz und der freie Raum daneben. Dort ſtolzierte ich herum, einen zweiſpitzigen Oberſthut auf dem Kopfe, den mir die Großmutter aus Zeitungspapier zurechtgefaltet hatte. Sie verſtand das wie niemand ſonſt, aus Papier einen Oberſthut zurechtzuklappen. Eins, zwei, drei war der Hut fertig. Leider ging er auch eins, zwei, drei in Fetzen, ſo daß ich dutzendmale im Tage zur Großmutter laufen mußte, um einen friſchen Hut zu beziehen. Kamen Nachbarkinder zu Gaſt, ſo wurde mit kriegeriſchen Geſängen in Reih und Glied marſchiert. Eines der Lieder ſchloß mit der Drohung: „Wenn nur der Wolf nicht kommt!“ Beim Namen Wolf ſtob alles auseinander. Eigentlich tat es uns ein bißchen leid, daß er nicht kam, der Wolf. Wir hätten ihn gerne über dem Hügelſaum heruntergucken ſehen, die Schnauze leckend und mit dem Schwanz wedelnd, vorausgeſetzt, daß er aus Kartenpapier geweſen wäre. Gab es Unfälle, ein Umpurzeln auf den Boden oder was ſonſt, ſo wurde eilends zur Küche oder Wirtſchaft der Großmutter gelaufen. Etwas Weibliches war dort jederzeit zu finden, wenn nicht die Großmutter ſelber, die große Thereſe, die Kellnerin, oder die Köchin. Die bliesen einem den Schmerz mit einem Segensſprüchlein weg; wenn ſie aber verſicherten, „jetzt tut's dem Büblein nicht mehr weh“ und es mir trotzdem noch weh tat, erboſte ich.

Das Ende des Kriegsſpiels war immer eine gewiſſe Enttäuſchung. Ich beobachtete nämlich gar wohl, daß die Leute, die auf der Straße vorbei-

Digitized by Google

gingen, meinen ſtolzen Oberſthut nicht ernſt nahmen, wie keck ich auch marſchierte und krähte. Man möchte aber ernſt genommen werden. Um ernſt genommen zu werden, erſehnt das Büblein den Bart.

In der Wirtſtube.

Der Götti, der Bierbrauer, hatte im alten Hauſe der Brauerei ein Wirtſtübchen eingerichtet, unten an der Straße. Weil er lange Zeit ledig blieb und nachher eine kränkliche Frau heiratete, die früh an Schwindſucht ſtarb, fiel meiner Großmutter neben der Leitung des eigenen Haushaltes auch der Haushalt des Götti und die Führung der Wirtſchaft zu.

In früheren Zeiten, in der Kindheit meiner Mutter, war es in dieſer Wirtſtube kriegeriſch hergegangen, es war ein Revolutionsſtübchen. Eines Morgens kehrten die Baſler mit Trommeln und Trompeten, Flinten und Säbeln bei der Großmutter ein, während unterdeſſen ihr Mann und der Götti von den Flühen gegen die Baſler knallten, und ihre Kinder, haſtig in finſterer Nacht in den Kanton Solothurn hinüber gerettet, unter dem freien Himmel auf einem Bauernwägelein wohnten. Die Baſler taten der Großmutter nichts zuleide, bezahlten ſogar Speiſe und Trank, dagegen ſchoſſen ſie beiläufig hinten auf dem Kegelplatz ein harmloſes Männlein durchs Bein. Dann verſammelten ſich die revolutionären Flüchtlinge aus aller Herren Ländern in Göttis Wirtſtube. Übrigens in friedlicher Angelegenheit: als Koſtgänger, weil die Großmutter vorzüglich kochte. Einzig mit dem Munde wurde zwiſchen Fleiſch und Gemüſe gegen die Fürſten, Pfaffen und Ariſtokraten gefochten. Von dieſen Flüchtlingen wußte meine Mutter viel zu erzählen. Zum Beiſpiel von einem gewiſſen Dr. Fein, der von ſich zu rühmen pflegte: „fein bleibt fein“ und den die frommen Weiber mit den Beſenſtielen totzuſchlagen drohten, weil er nicht an Gott glaubte. Oder von einer Polin, die in Mannskleidern umherging und Pulver in ihren Branntwein ſchüttete, damit er nicht ſo fade ſchmecke. Die hielt dann, als die Revolutionszeit der dreißiger Jahre vorbei war, friedlich eine Kleinkinderſchule. Eines Tages führte ſie ihre Lieſtaler Kinderſchar nach Freiburg im Breisgau. Dort verſchwand ſie mit dem Gelde und ließ die Kinder ſitzen, die man dann auf Gemeindekoſten zurückholen mußte. Eines der Kinder war meine Mutter.

Zu meiner Kinderzeit war es ein ſtilles, ruhiges Stübchen, das vom Wirten nicht viel anderes mehr übrig hatte als den Namen. Selten verirrte ſich ein vereinzelter Gaſt herein, etwa ein vorüberziehender Fuhrmann, den ich dann als Eindringling herzhaft verabſcheute. Tatſächlich diente jetzt die ſogenannte Wirtsſtube den vereinten Familien des Götti und des Großvaters zur Wohnſtube und Eßſtube. Weil aber die Großmutter dort zu

Digitized by Google

finden war, wurde es auch meine Wohnstube, wohin ich mich verzog, wenn der Aufenthalt im Freien nicht gedieh. Also bei Regenwetter und zur Winterszeit. Es regnet aber oft, sogar in dem sonnigen Baselland, und der Winter ist lang. Und einen gesunden Buben in einer Stube zu beruhigen, dazu braucht es Geduld. Nun, die Großmutter hatte Geduld, unendliche Geduld.

Auch der Großvater. Er war sanft und gutmütig, nur war er eben ein Mann, und eines Mannes Geduld, wenn es nicht mehr zum Aushalten ist, nimmt schließlich ein Ende. Wenn er alles versucht hatte, mich auf den Knien geschaukelt, mir die Geißel in die Hand gegeben, mir seine Lieder vorgesagt, vom Joggeli, der nicht Birnen schütteln wollte, und vom Kopf, den man an die Mauer stoßen solle, und ich trotz allem noch unausstehlich blieb, übernahm ihn der Jähzorn, der Jähzorn der sanften Leute. Dann nötigte er mich, zur Strafe einen Satz aufzusagen, den er mir vorsprach und der mein Kennzeichen enthielt. „Was bist du?" fragte er mich, und ich sollte antworten: „Ein verdrossener, störrischer, widriger, unausstehlicher Bub." Das Sprüchlein sagte ich herzhaft mit lauter Stimme auf, ohne Zaudern noch Widerstreben, rein sachlich, aus Wahrheitsgründen, und das offene Geständnis schaffte ihm für gewöhnlich Erleichterung. Es kam aber auch vor, daß er aufsprang und mich den Schweinen zum Fressen vorzuwerfen drohte, wenn ich nicht artig würde. Und wirklich übermannte ihn eines Tages der Jähzorn dermaßen, daß er mich auf den Arm lud und mit mir zum Schweinekoben lief. Bah, dachte ich, das ist blindes Bangemachen, er wird schon beizeiten umkehren. Als er jedoch wahrhaftig das Guckloch öffnete und die scheußlichen Ungetüme mit greulichem Gebrüll gegen mich emporjuckten, da wurde mir tüchtig angst, so daß ich mörderlich zu schreien anfing. Geholfen hat diese Kur freilich nicht viel.

Was schließlich half, und gründlich half, waren die Märchen, die mir die Großmutter erzählte. Nachdem ich von dieser Kost geschmeckt hatte, verlangte ich nach nichts anderem. Nur immer und ewig erzählen, meinetwegen stets das nämliche, die Geschichte von dem Geißlein und dem Wolf, von der Kohle und dem Strohhalm; ob ich das schon auswendig wußte, ich mochte es immer von neuem hören, und zwar von der Großmutter, von niemand anders. War der Märchenschatz der Großmutter zu Ende, und er war nicht groß, so heischte ich die Geschichte von der Krähe. Das war eine höchst einfache Geschichte: eine Krähe fiel vom Baum und brach sich das Bein; dieses Geschichtchen konnte mir jeder andere erzählen, ich selber sogar, aber wenn die Großmutter es erzählte, wirkte es auf mich durch ihre Stimme wie ein Märchen.

So wurde mir durch die Großmutter eine ungemütliche, von Fuhrknechten heimgesuchte Wirtstube zur Märchenstube.

Digitized by Google

An dieſer Wirtſtube haften meine meiſten Erinnerungen aus dem zweiten und dritten Lebensjahr, wie ich ja auch in Wirklichkeit, nachdem ich einmal gehen gelernt hatte, die meiſte Zeit des Tages dort zubrachte. Ich wußte nichts anderes, als daß ich dorthin gehörte. Weil aber erſt im zweiten und dritten Lebensjahr des Menſchen der Wachzuſtand über den Schlafzuſtand das Übergewicht gewinnt, empfand mein Bewußtſein die Wirtſtube als die Geburtsſtätte meines Ich und das ganze frühere Wiegen- und Wohnſtubenleben als unvordenkliche Vergangenheit. Wenn ich daher am Mittag zum Eſſen und am Abend zum Schlafen aus der Wirtſtube der Großmutter in die Wohnung meiner Eltern hinaufſtieg, ſo überkam mich ein Gefühl, als begäbe ich mich aus der Gegenwart in längſt überwundene Urzeiten zurück.

Der Götti.

Der Pate (Götti) und Oheim meiner Mutter, von aller Welt kurz der Götti genannt, war der Schrecken der Familie. Wenn es hieß: „der Götti kommt", wurde jedermann vor Bangigkeit nervös. Er ſah auch wirklich fürchterlich aus: eine wuchtige Geſtalt, ein Geſicht wie ein Menſchenfreſſer, eine abenteuerlich getigerte Haut, blutunterlaufene rollende Augen, Arme und Fäuſte um einen Ochſen totzuſchlagen. So ſchaute er im Frieden drein — weſſen mußte man ſich nicht verſehen, wenn er in Zorn geriet! Ein zorniger Götti! Bei dieſer bloßen Vorſtellung zitterten die Herzen. Und ſchreckliche Dinge erzählte man ſich von ſeiner Gewalttätigkeit. Ein in Baſel wohnender Verwandter, der Schwager der Großmutter, wagte ſich, weil baſleriſcher Geſinnung verdächtig, wegen des Götti nur heimlich in finſterer Nacht in die Brauerei; man mußte ihn verſtecken wie einen Verbrecher. Einen Berliner Schwätzer, der die Trommelkunſt des öffentlichen Ausrufers abfällig beurteilte, nötigte er, ſeine eigene Trommelkunſt vorzuweiſen, und als das kläglich ausfiel, ſchlug er ihn windelweich. Das war ſeine Logik.

Hinter dem ſchrecklichen Äußern ſteckte jedoch ein achtbarer und keineswegs böſer Menſch. Fürs erſte war er ehrlich, und das iſt ſchon nicht wenig; ferner war er außerordentlich fleißig und tüchtig in ſeinem Geſchäft, der Bierbrauerei, ſo daß er das gemeinſame Heimweſen gedeihlich emporbrachte. Er war gütig gegen ſeine kranke Frau und leidlich gnädig gegen ſeine Kinder, und was ihm beſonders zur Ehre gereicht, er war unparteiiſch gerecht, in ſolchem Maße gerecht, daß er ſeinen Neffen um des Fleißes willen vor ſeinem eigenen, etwas arbeitſcheuen Älteſten bevorzugte. Und merkwürdig, der ſchreckliche Menſch mit der Ungeheuerſtimme war ein guter Sänger und fand beim Singen angenehme Töne.

Er litt ſelber darunter, daß ihn die Natur mit ſo fürchterlichen Eigen-

Digitized by Google

schaften bedacht hatte. „Ich meins ja nicht böse", brüllte er. Er meinte es wirklich nicht böse. Übrigens kam ihm seine Stärke in seinem Brauerberufe und auch in seinem Wirtgeschäfte zustatten, wenn es zur Seltenheit eine Rauferei gab. Allein so stark wie mein Vater war der Götti doch nicht. Wenn im Streit der Götti nicht mehr Meister wurde, holte man meinen Vater aus der Kanzlei, sperrte die Fenster auf und warf Matratzen auf die Straße. In Kürze flog einer nach dem andern aus den Fenstern. So wurde erzählt. Doch das waren andere Zeiten. Mit angesehen habe ichs nicht, überhaupt niemals einen Streit in der Wirtstube erlebt.

Uns Kindern hat der Götti niemals etwas zuleid getan, nicht einmal ein böses Wort gegeben. Wir bewegten uns daher um den Götti ohne die mindeste Befangenheit, wie die Maus im Löwenkäfig. Nur mußte man schleunig den Platz räumen, wenn der Götti mit seinen Brauknechten zum Mittagessen einbrach. Wenn man sich da nicht zeitig rettete, so geriet man im Hausgang zwischen ein Dutzend wildstampfender gestiefelter Beine, daß man besorgte, aus Versehen zertreten zu werden wie ein Frosch auf dem Exerzierfeld. Nachher, wenn die wilden Knechte mit dem Essen fertig waren, und das geschah rasch, wurde es in der Wirtstube wieder geheuer.

Zuwachs und Nachkommenschaft.

Sowohl der Großvater wie der Götti hatten mehrere Kinder. Des Großvaters Ältesten, den „Onkel Henri", bekam ich erst in späteren Jahren zu Gesicht; damals wohnte er als angehender Kaufmann in Bordeaux, was er hauptsächlich meinem Vater verdankte, der in der Brauerei den guten Geist spielte, indem er nach Kräften verhinderte, daß sämtliche Kinder verbauerten. Ich wußte vom „Onkel Henri" nur das, daß jedesmal, wenn ich eine schöne Zeichnung bewunderte, es hieß: „Das hat der Onkel Henri gezeichnet." Der zweite Sohn, namens Karl, war zu Hause, ging aber noch zur Schule. Weil er noch so jung war, wurde er zum Unterschied von Onkel Henri der kleine Onkel, der Unggeli, genannt. Vom Götti waren ebenfalls zwei Söhne im Hause, die auch noch in die Schule gingen, Adolf und Karl. Es lebten also zwei Karl Brodbeck und mit mir drei Karl in der Brauerei.

Die drei Schulbuben nun, der Unggeli, der Adolf und der Karl, begannen, nachdem einmal die Wirtstube mein täglicher Aufenthalt geworden war, sich angenehm bemerkbar zu machen. Sie halfen, wenn sie von der Schule heimkamen, mich unterhalten, luden mich auf ihre Achseln, was weder die Großmutter, noch die lange Therese konnte, gaben mir eine Art Zeichenunterricht, indem sie mir die Hand führten. Ein Strich mit etwas Wolle darüber ergab einen Baum; ein Punkt mit einem Schnabel davor und Wolle

Digitized by Google

dahinter ein Huhn oder eine Krähe, nach Belieben. Ich hatte ſie alle drei gleich lieb und ſie waren mir ſämtlich gleich zugetan.

Und eines Tages lernte ich ſie begeiſtert bewundern. Die Großmutter war wieder einmal mit mir zum Steinenbrücklein gegangen. Während wir von dort nach dem unheimlichen Bache in den gefährlichen Abgrund hinunterblickten, erſchienen wahrhaftig unten, mitten im Waſſer, drei tapfere Burſchen, die furchtlos im Bache umherſprangen und mit Stangen in den Uferbäumen herumſchlugen (wahrſcheinlich gab es dort Haſelnüſſe). Und wie ſie näher kamen, waren es der Unggeli und der Adolf und der Karl. Jene Stunde lernte ich die Bewunderung kennen. Helden! Von da an war ich ſtolz auf die drei, mein Herz jauchzte ihnen zu. In der Folge, in meiner Berner Zeit, wenn ich nach Lieſtal in die Ferien durfte, wurden die drei ſogar die Hauptperſonen.

Übrigens war noch ein zweiter Adolf da. Ein kleines Geſchöpf, von dem man behauptete, er wäre mein Bruder, von dem ich aber nicht begriff, wozu er nützlich ſei; noch weniger, weswegen man ſolch ein Weſen aus ihm mache wie von mir ſelber. Ich genügte für mein Bedürfnis, was brauchte ich einen Bruder? Und nicht bloß unnütz war er, ſondern mitunter ſogar hinderlich. Wenn ich die Großmutter beläſtigte, wollte er ſie ebenfalls beläſtigen, wenn ich im Kinderwagen gefahren wurde, ſaß er gegenüber und nahm mir die Hälfte Platz weg, ſo daß wir uns mit den Füßen ſtoßen mußten. Hingegen als er dann auf die Beine ſtand, ſo daß er zum Spielkameraden taugte, ließ ich ihn mir gefallen, alſo zum Beiſpiel bei der Schneckenjagd. Und eine geradezu erbauliche Szene brüderlicher Eintracht führten wir einmal im Hofe auf. Die Großmutter hatte eine mit Waſſer gefüllte Badewanne im Hof aufgeſtellt, damit der Sonnenſchein das Waſſer wärme. In dieſe Badewanne wurden wir beide gleichzeitig hineingeſetzt. Nichtdeſtoweniger erfolgte jetzt — unglaublich! — kein Zank und kein Platzneid, im Gegenteil, wir jauchzten, patſchten und ſpritzten um die Wette, friedlich, mit vereinten Kräften. Zur eigentlichen, bewußten Bruderliebe jedoch kam es erſt in den Schuljahren. Dann aber, einmal angefangen, beſtand ſie treu und feſt fürs ganze Leben.

Auf dem Felde.

Ein reines, ruhiges, ſeliges Stücklein Leben ließ mich eines Morgens die Güte des Großvaters genießen. Ich danke ihms heute noch. Er nahm mich auf ein Mättelein jenſeits der Geſtadeckbrücke mit. Dort arbeitete er irgend etwas, einen Korb mit Eßwaren neben ſich; mich ließ er derweilen im Graſe herumſtoffeln, wohin ich mochte und konnte. Keine Gefahr, daß ich ihm entlaufe, denn mit meinem Alleingehen ſah es noch ſchwach aus.

Digitized by Google

Das saftige Mättelein behagte mir, es war wie eine Insel abgeschlossen, hinten durch einen Weg, vorn durch ein winziges schmales Bächlein, und hinter dem Bächlein schaute das Städtlein Lieſtal zu uns herunter. Während ich so zufrieden am Rande des Bächleins nach Neuigkeiten schnupperte, ereignete sich ein wundersames Abenteuer. Ein richtiger, echter, lebendiger Storch gesellte sich zu uns, in meiner nächsten Nähe spazierte er im Grase umher, als ob er zu uns gehörte; ich konnte ihn fast mit den Händen greifen. Es war unaussprechlich schön. Und eine lange lange Zeit dauerte die Wonne, immer von neuem blieb er wieder da. Schade, schließlich flog er doch davon, aufs Kirchdach. Und wir reisten nach Hause, in den gemeinen Alltag. Aber unsäglich schön war es gewesen.

Ein anderes Zufriedenheitsglück verschafften mir meine drei heldenhaften Freunde, die Buben aus der Brauerei. Auf einem Acker des Großvaters, das Gitterli genannt, wurde ich unter einen hohen, schlanken Baum gesetzt, der mir außerordentlich wohl gefiel. Man erblickte nämlich durch den Baum den glänzenden Himmel, und an den Zweigen hingen unzählige Büschel von lieblichen kugelrunden roten Beeren. Siehe, da erschienen der Anggeli und die beiden Buben des Götti, stellten eine Leiter an den Baum und kletterten in schwindelhaften Höhen mutig darin herum. Erstaunlich und unterhaltlich anzusehen. Das beste aber kam erst noch. Sie brachten mir von den Beeren herunter, hängten mir sie um die Ohren und ermunterten mich, sie zu essen. Und wahrhaftig, sie schmeckten; schmeckten ausgezeichnet, besser als Zucker. Ein Baum, der einem Süßigkeiten spendet wie eine Urgroßmutter; wenn das nicht ein Wunder ist!

Von jener Stunde her hat mein Herz dem Kirschbaum eine besondere Zärtlichkeit aufbewahrt.

Überhaupt schafft es ja ein ganz anderes Gemütsverhältnis zur „Natur", das will sagen zu den irdischen Dingen unter freiem Himmel, wenn man sie im frühesten Kindesalter erlebt als wenn man sie erst nachträglich durch Spaziergänge und Ausflüge kennen lernt. Vollends wenn ihre erste Bekanntschaft auf dem Grund und Boden des Familieneigentums geschlossen wird, entsteht etwas wie Seelenverwandtschaft mit den Dingen. Die trauten Gestalten der Angehörigen färben auf das Gefilde ab. Aus diesem Grunde, ich meine, weil ich als kleines Kind die „Natur", also die Landschaften der Erdoberfläche, nie anders als in Gesellschaft der Meinigen gesehen habe, wird mir das, was andere ihr Naturgefühl nennen, zum Heimatgefühl. Der Kirschbaum der Aphrodite, der Nußbaum der Pandora, das Gras des Baldur, das Korn der Mittagsfrau sind auf den Feldern meines Großvaters gewachsen. Das Versetzen haben sie gut vertragen, sogar bis auf den Olymp.

Digitized by Google

Die Betzeitglocke.

Als mein Brüderchen so weit war, daß er nachts keiner Pflege mehr bedurfte, wurde uns Kindern ein besonderes Schlafstübchen angewiesen, hinten hinaus gegen das Läublein, den Hof und das Brauhaus. Ich erinnere mich noch genau, wie ich am ersten Abend nach dem Umzug verwundert durchs Fenster das düstere Brauhaus musterte und in Gedanken zu mir sagte: „So! angesichts dieses finsteren Ungeheuers wird also fortan dein Leben dahinlaufen. Merkwürdig, sonderbar. Eigentlich nicht schön das Brauhaus, und außer ihm sieht man nichts."

In diesem neuen Schlafstüblein nun gab es jeden Abend beim Auskleiden ein ausgelassenes Freuden- und Freundschaftslustspiel mit Jauchzen, Lachen und Strampeln. Nämlich zum Auskleide- und Waschgeschäft vereinigten sich um uns die drei Liebsten aller Lieben: die Großmutter, Mama und Agathe. Agathe hieß unser Dienst- und Kindermädchen. Die stammte aus dem badischen Schwarzwald, war ein hübsches, stattliches Geschöpf und uns Kindern treu zugetan. Nach der zärtlichen, ich möchte fast sagen, jubelnden Anhänglichkeit zu schließen, die sie uns einflößte, muß sie ein ganz außerordentlich treffliches Kindermädchen gewesen sein. Agathe war uns unentbehrlich, bedeutete uns für sich allein eine ganze Heimat. Galt es in der Folge einen Wohnungswechsel oder eine Auswanderung, so genügte der eine Satz: „Agathe kommt mit", um uns mit der Veränderung zufrieden zu stellen.

Der Freudensturm beim Auskleiden und Waschen mag wohl zum Teil körperliche Ursachen gehabt haben: überschüssiges Gesundheitsgefühl, gereizt durch die Nacktheit und das Wasserplatschen; Hauptsache war indessen das dreifache Freundschaftsglück, die Liebesversammlung.

Unterdessen lag schon der Schlaf in den Betten, uns erwartend. Und kaum waren wir zur Ruhe gelegt, so senkten sich die Lider. Aber nachdem Agathe sich entfernt, die Mutter uns sorgsam zugebettet und mit Gruß und Kuß gesegnet hatte, unersättlich, zu immer neuen Malen, geschah zuweilen noch ein Nachspiel, indem die Großmutter ins Stübchen zurückgeschlichen kam und den bereits halb Schlafenden ein frommes Sprüchlein vormurmelte, das wir ihr nachsprechen sollten. Es kam vor, daß im nämlichen Augenblick die ferne Betzeitglocke leise ertönte. Ihr Ton ist nie in meinem Herzen verklungen, weil er zum Abendsprüchlein der Großmutter das Schlummerlied sang.

Der Vater tritt auf.

In der Kinderstube wußte weder der Vater mit uns, noch wir mit ihm viel anzufangen. Anders, als wir sprechen und gehen konnten und männliche, kriegerische Anwandlungen bekundeten. Da hatte er Freude an

Digitized by Google

seinen „gesunden, urwüchsigen Buben" und wir an ihm. Erstens trug er, wie sichs gehört, einen Schnurrbart. Ein Mensch muß einen Schnurrbart haben; fertig. Sodann begeisterte uns seine Stärke, die allerdings außerordentlich, sogar berühmt war. Dann hatte er in seiner Kanzlei Säbel, Flinten, Sporen, das ging noch über die Geißeln des Großvaters. Endlich offenbarte er soldatische Liebhabereien und Kenntnisse, und das war der Gipfel.

War anständiges Wetter, so führte er uns in den Hof und ermunterte uns zum Taktschritt, wozu er kommandierte und durch die Fäuste einen Trompetermarsch blies, alles eingeleitet, abgeschlossen und unterbrochen mit vergnügtem, lautschallendem Lachen. Dem sah einmal der Oberst Sulzberger, ein Freund meines Vaters, zu, hatte sein Ergötzen daran, schenkte mir seine besondere Gunst, setzte mich auf seine Knie und gewährte mir jede Art Spaß und Neckerei, die mir einfiel. Daraus entspann sich ein gegenseitiges Freundschaftsverhältnis, er erkor mich zu seinem Liebling und ich ihn zu meinem Vorbild. Wenn mich jemand fragte: „Was willst du einmal werden, wenn du groß bist", so antwortete ich bestimmt, mit fester Stimme: „ein Oberst Sulzberger." Durch die Gunst des Oberst Sulzberger fühlte ich mich dem eiteln Soldatenspielen enthoben und unter die ernsthaften Soldaten eingereiht. Denn der Oberst Sulzberger war ein echter Oberst, dem die wirklichen, erwachsenen Soldaten gehorchten, und nicht bloß das, er war der Höchstkommandierende des ganzen Kantons.

Überdies vergönnte uns Papa ein über alle Begriffe herrliches Kunststück, das er eigens für uns ersonnen hatte. Er stellte sich auf das Läubchen, das hinter unserer Wohnung im ersten Stock über den Hof ragte, schickte uns in den Hof hinab, und ließ sich vom Anggeli Bohnenstangen hinaufreichen, während wir schon vor Freuden zappelten. Unter den Bohnenstangen wählte er die längste und stärkste aus, indem er sie der Reihe nach mit den Händen auf ihre Festigkeit prüfte. Die ausgewählte Stange reichte er mir in den Hof hinunter, während er das andere Ende festhielt. „Jetzt klammere dich fest! aber fest!" Nachdem ich mich mit Armen und Beinen an der Stange festgeklammert hatte, zog er mich durch die Luft zu sich hinauf, indem er stetig mit den Händen tiefer griff; oben angelangt, pflückte er mich auf das Läubchen. Nachher tat er das nämliche mit dem kleinen Adolf, trotz dem ängstlichen Abmahnen der umstehenden Zuschauer. Diese Luftfahrt verschaffte uns solch ein Vergnügen, daß er sie noch oft wiederholen mußte.

So trat der Vater auf. Leider war es nur ein kurzes Gastspiel. Denn diesen nämlichen Sommer verreiste er im Auftrag der Regierung nach Bern. Und blieb solange in Bern, daß wir ihn fast ganz wieder vergaßen.

Digitized by Google

IV. In Waldenburg.

Salomelis erſtaunliches Kunſtwerk.

In Waldenburg lebte eine Schweſter meiner Großmutter, die verwitwete Tante Tſchopp, mit zwei Töchtern, der damals etwa zwanzigjährigen Salome, allgemein „das Salomeli“ geheißen, und Marie, die noch in die Schule ging. Als Verwandte kam das Salomeli manchmal zu Beſuch nach Lieſtal, half gern meiner Mutter in der Kinderpflege nach, und da wir uns ſo gut verſtanden, nahm ſie mich einmal mit heim nach Waldenburg, zu ihrem und meinem Vergnügen.

Auf der Fahrt nach Waldenburg machte mir, ähnlich wie im vorigen Jahr während der Baſlerfahrt, ein Landſchaftsbild den nachhaltigſten Eindruck; und wieder war es wie damals ein Flußufer. Hinter dem ſogenannten „Bubendorfer Bad“ zweigt ein Seitenweg über eine Brücke nach dem Dorfe Bubendorf ab. Beim Vorüberfahren iſt weder der Bach unter der Brücke, noch der Talboden und das Dorf Bubendorf zu ſehen, die Beſonderheit des Lichtes aber flüſtert von geheimnisvollen Gegenden im unſichtbaren Hintergrund. Beim Anblick dieſes Brückenbildes verſpürte ich ſo neue und befremdende, ſo weit vom Verſtande entfernte Gefühle, daß ich mich ihrer ſchämte. Ich meinte nämlich, Regungen, die ſich ſo tief innen im Dunkel verſteckt hielten, müßten etwas Unerlaubtes oder Lächerliches ſein.

In Waldenburg angekommen, hielten wir mitten im Städtchen an und ſtiegen aus; denn dort war das Häuschen der Tante (eigentlich Großtante) Tſchopp. Zur Haustür ging es auf ein paar Stufen. Stufen mochte ich gerne, ſeit ich imſtande war, ſie ohne Schwanken zu erſteigen; ſie gaben mir das Bewußtſein der Kraft. Im Hausgang öffnete das Salomeli eine Tür, ein Tuchlädlein kam zum Vorſchein, darin ſtand, mit einer Kundin redend, die Tante Tſchopp, anzuſehen wie ein zweites Großmütterchen, auch ebenſo bekümmert und ſeufzeriſch. Die Ähnlichkeit gewann ihr ſofort mein Herz. Zum Willkomm langte ſie mir aus einer Schublade Roſinchen hervor. Das fängt gut an. Beiläufig: iſt euch nicht auch ſchon aufgefallen, daß alle guten Menſchen ein Tuchlädlein haben mit Roſinchen in einer Schublade? Mich wenigſtens brachten die Jungfer Beggli in Baſel, die Tante Tſchopp in Waldenburg, die Urgroßmutter in Langenbrugg zu dieſer Überzeugung. Das Lädlein der Tante Tſchopp war aber das ſchönſte von allen. Erſtens hingen Geißeln darin, und dann gab es dort ein luſtiges, unſichtbares Glöcklein, das von Zeit zu Zeit plötzlich klingelte, ohne daß man wußte, wo und wieſo. Schon bei unſerm Eintritt hatte ich gemeint, ſo etwas zu hören; jetzt, als die Kundin den Laden verließ, klingelte es deutlich zum zweiten Male. Halb aus eigener Klugheit, halb aus dem ſchlauen Lächeln des Salomeli

Digitized by Google

bekam ich heraus, daß das fröhliche Glöcklein irgend etwas mit der Tür mußte zu tun haben. Richtig, dort oben hinter der Tür höckelte es im Versteck, und jedesmal, wenn man die Tür auf und zumachte, begann es zu klingeln. Die gewonnene Einsicht setzte ich sogleich ins Werk, indem ich ewig zur Tür aus und einging, um das Glöcklein spielen zu hören.

„Komm jetzt; du kannst nachher noch oft mit dem Glöcklein spielen", mahnte das Salomeli, worauf sie mich eine Treppe hinauf in die Wohnstube führte. Während sie auf einen Augenblick nebenan ins Schlafstübchen ging, um ihre Überkleider abzulegen, was entdeckte ich unterdessen in der Wohnstube? Auf der Kommode, unter einer Glasglocke, ein Wunderwerk, daß mir vor Entzücken der Atem ausgegangen wäre, wenn ich nicht unaufhörlich Ah und Oh geseufzt hätte: ein blauer See, mit schwimmenden Schwänen darauf, hinter dem See eine jähe Felswand, mit Moos und Gebüsch und Bäumen darüber. In den Bäumen stand eine Kapelle; aus der Kapelle kam ein Kapuziner eine steile Treppe nach dem See heruntergestiegen. Von diesem Schaustück war ich gar nicht wegzubringen. Und als ich vollends vernahm, das Salomeli selber hätte das Wunderwerk mit eigenen Händen zusammengekünstelt, überschlug sich mein andächtiges Staunen in heiligen bewundernden Unglauben.

„Das Marieli kommt jetzt gleich aus der Schule heim", hieß es. Das Marieli kam und mit ihr eine neue Überraschung, eine in ihrem Gesicht. „Du hast glänzige Äuglein und goldige Sternlein", lautete meine frohe Begrüßung. Dieses Sprüchlein blieb zeitlebens am Marieli hangen, sogar als sie schon Großmutter geworden war und ihre armen verkümmerten Augen längst nicht mehr glänzten. Auch den Namen „Schwesterlein", den ich ihr damals erteilte, mochte sie im Alter gerne wiederholen, und so oft sie ihn aussprach, glänzten wahrhaftig trotz allem die goldenen Sternlein wieder aufs neue.

Das war die Einleitung. Die Folge glich der Einleitung. Ich bin nachmals noch oft in meinem Leben glücklich gewesen, anhaltend glücklich sogar; ob ich jedoch jemals wieder so durch und durch bis in die kleine Zehe wunschlos selig gewesen bin wie damals in Waldenburg, frage ich mich. Ich frage mich, die Antwort aber mir zu geben hüte ich mich, um nicht ein ernsteres, dunkleres Glück auf höherer Stufe zu beleidigen. Also ohne Vergleich sei gemeldet, daß mir der Waldenburger Aufenthalt wie ein Schmuckkästlein vorkommt, das man ohne Schaden aus meinem übrigen Kindesleben herausnehmen und beiseite stellen kann; es strahlt für sich und hat keine Zusammenhänge über seinen eigenen Rahmen hinaus. Wie innig die Seligkeit war, läßt sich daraus erraten, daß noch ein halbes Jahrhundert später mein Dankgefühl eines meiner Bücher (den „Gustav") in Walden-

Digitized by Google

burg ſpielen ließ. So nachhaltig leuchtete in meinem Herzen das Glück, das ich als kaum zweiundhalbjähriges Büblein dort genoſſen.

Der Waſſerfall.

Gleich am folgenden Morgen, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuſcht, jedenfalls am Morgen eines der erſten Tage führte mich das Salomeli in ein geheimnisvolles, dämmerdüſteres, doch keineswegs finſteres Waldverließ hinter dem Städtchen. Nicht Schlucht, denn der Raum weitete ſich frei behaglich wie ein Saal, nicht Grotte, denn da gab es weder Höhlen noch Felszacken, halt etwas beſonderes für ſich, das ſich mir unter keinen gewöhnlichen Namen fügen will. Die Waldenburger nennen es „das Münſterli“ (nicht „Fenſterli“, wie ich im „Guſtav“ irrtümlich ſchrieb). Das Münſterli, mein Münſterli, ſieht folgendermaßen aus: Links und rechts ſteile Waldhänge; hinten eine gewaltige, jähe, glatte Steinwand, wie eine Mauer emporſteigend; von der Steinwand herunter plätſchert ein beſcheidener, frommer Waſſerfall ſchnurgerade in ein ſeichtes natürliches Waſſerbecken, und hoch oben über dem Waſſerfall wächſt ein von jenſeits, aus unſichtbaren Lichtquellen durchleuchteter Wald. Den lichteren Wald über dem Waſſerfall las ich mit dem Herzen ab. Das flache Erdgeſchoß diesſeits des Waſſerfalles, alſo der Saal vor dem Waſſerbecken, eben wie ein Zimmerboden, war damals mit ſonderbaren, handtellerförmigen Blattpflanzen wie mit einem Teppich bekleidet, mit hohen Bäumen ſpärlich beſtanden, deren Kronen, obſchon nicht üppig, genügten, um ein gemeinſames Dach zu bilden, von Abflußbächlein und Weglein durchkreuzt. Wahrſcheinlich hatte der reiche Leuenwirt Jöri, deſſen Ziergärtlein an das Münſterli grenzte, hier unten ein bißchen Ordnung geſchafft. Gegenwärtig iſt das Münſterli verwildert, weglos, von naſſem ſumpfigen Gras überwuchert; wenigſtens habe ich es vor drei Jahren ſo gefunden.

In dieſem Münſterli nun durfte ich mit dem Salomeli eine unabſehbare, ewige Seligkeit lang verweilen, Stunde um Stunde, in unbeſchränkter Freiheit, durfte Entdeckungsreiſen anſtellen wohin ich wollte, ſei es an den Rand des Beckens unter dem Waſſerfall, ſei es über den Blätterteppich, mitten zwiſchen die Pflanzen hinein, ſei es am Ufer eines der Abzugsbächlein, durfte Steinchen aufheben, Blätter abrupfen, ein unerſchöpflicher Reichtum der Güte. Und wohlverſtanden: das Salomeli folgte mir nicht etwa auf Schritt und Tritt ängſtlich nach, ſondern ſaß abſeits auf einem Wachtpoſten am Rande eines Abhangs und ſchaffte an einer Arbeit, als ob ſie mich nicht ſähe. Und dazu ſang der Waſſerfall ſein ruhiges leiſes Lied; außer ihm war nichts zu hören. Hier wurde mir wunſchlos wohl, hier hätte ich ewig bleiben mögen; dieſe Stelle erwählte mein Herz zu ſeiner land-

Digitized by Google

schaftlichen Heimat. Kein anderer Fleck Erde hat mir jemals wieder eine solche innige Zustimmung abgelockt wie das Münsterli unter der Obhut des Salomeli.

Endlich — „wir müssen jetzt allsgemach heim zum Mittagessen" — mußte vom Münsterli geschieden werden. Heimzu machte aber das Salomeli mit mir einen kleinen Umweg, an dem steilen, gefährlich aussehenden Abhang gegen Jöris Gärtlein hinauf, auf einem jetzt nicht mehr bestehenden Pfade, dann an dem Pförtlein des Gärtleins vorbei in eine dichte aber durchleuchtete Buschwildnis, wo einem die Zweige fast den Durchgang sperrten, während von oben der blaue Himmel hereinsah. Wie mich dieser Lichtwechsel und diese Szenenverwandlung beglückte, verrät meine Schilderung des „Fensterli" im „Gustav". Und unerwartet gab es noch eine zweite Verwandlung: plötzlich wie mit einem Zauberschlag kamen wir aus dem Gebüsch in den strahlenden Tag, in eine weite, ungeahnte Welt, auf eine grüne Wiese hoch oben über einem Tal. Was ich bei dieser doppelten Verwandlung empfand, zuerst aus dem Düster des Münsterli in das durchleuchtete Waldgebüsch und dann aus dem Zwielicht des Gebüsches in die freie sonnige Au, möchte ich Theaterglück nennen; aber ein edleres Theaterglück, eines das nicht täuscht und nicht entschwindet, sondern unverlöschlich nachleuchtet, weil es vom wahrhaftigen Tagessonnenschein entzündet wurde. Da wo der Wiesenpfad zur schlangenförmigen Landstraße (Langenbrugger Straße) hinabsteigt, im Winkel diese schneidend, wollte ich am Straßenbord verweilen, denn diese Stelle gefiel mir ganz außerordentlich. Daß ich von dieser hohen köstlichen Straßenschleife in die Tiefe hinunter mußte, konnte ich fast nicht verwinden. Losreißen mußte ich mich. Aber nun höre und staune, hernach lobpreise Waldenburg. Stundenweit glaubte ich von dem unsichtbaren Waldenburg entfernt zu sein. Eine Kleinigkeit, so waren wir zu Hause, mitten im Städtlein. Wer außer Waldenburg beschert einem solch eine vergnügliche Überraschung?

Das glückspendende Höflein.

Mitten im Hause, oder, genauer gesagt, hinten zwischen dem Wohnhause und den Holzschopfen und den verwaisten Hühnerställen befand sich ein weltabgeschlossenes, einsames, stilles Höflein, und innerhalb des Höfleins ein zweites kleineres, noch einsameres und stilleres. Da war nichts von der Außenwelt zu hören, auch nichts anderes zu sehen als zerfallene Bretterwände, Treppchen, Türen, Läubchen und dergleichen, und oben darüber ein Ausschnitt Himmel. Ein Geruch von moderndem Holz grüßte einen beim Eintritt.

Dieses zweite Höflein in vermindertem Format, das Urbild der vielen

Digitized by Google

Höflein, die ich in meinen Schriften, namentlich im „Guſtav", geſchildert, wurde nun täglich und ſtündlich mein Lieblingsaufenthalt. Ihm vor allem verdanke ich meine unvergeßliche Waldenburgerſeligkeit. Ein kleines, ſtumpfes Beil und eine Anzahl Nägel wurden mir überreicht, dann ließ man mich allein, und ich durfte mit dem Beil an den Holzſtufen eines Treppchens beliebig zimmern, die Nägel einſchlagen wohin ich wollte; alles rund herum war dermaßen ſchadhaft, daß ich nichts beſchädigen konnte. Warum verſchaffte mir nun das Nägeleinſchlagen ſolch eine innige Befriedigung, daß ich dieſes Geſchäft unerſättlich Tag für Tag von neuem betreiben mochte, während ich der Spiele immer bald überdrüſſig wurde, ſo daß ich nach Abwechſlung, nach Geſellſchaft, nach Anleitung verlangte? Weil ich mit Anſtrengung zielmäßig arbeitete, und weil ich etwas Sichtbares und Haltbares leiſtete. Ich konnte am folgenden Tage darauf zurückblicken, was ich am Tage vorher gezimmert, und durfte das Werk fortſetzen. Ich koſtete jetzt zum erſtenmal ſtatt des bisherigen luſtigen, trügeriſchen Spielglückes ein echteres, ernſthafteres: das Handwerkerglück. Weil ich aber nicht unter fremder Anleitung, ſondern frei nach eigener Erfindung die Nägel einſchlug, war es zugleich Schöpferglück. Darum vermochte mich die mühſame Arbeit ſo innig und unerſättlich zu befriedigen. Vom berühmten Spielglück des Kindes, beiläufig bemerkt, halte ich nach meiner Erfahrung nicht viel. Die gähnende Kluft zwiſchen der Wirklichkeit und den Phantaſieträumen beim Spielen kommt nämlich dem Kinde gar wohl zu Bewußtſein. Ich hatte es bald gelernt, daß die Bleiſoldaten und irdenen Schäflein und Rößlein, die ich aufſtellte, wieder in die Schachtel zurückmüſſen, und daß ſie einen trotz dem ſchönen Traumleben, das man ihnen leiht, ſtumm und dumm anglotzen. Das Spiel hat einen glücklichen Auftakt, aber die Fortſetzung langweilt, weil ſie der Erwartung keine Antwort bringt; darum bedarf es des ewigen Wechſels, um immer von neuem den Auftakt zu gewinnen. Das Spiel beruht auf Täuſchung, darum endet es mit Enttäuſchung. Dagegen das Nägeleinſchlagen, ha, das iſt etwas anderes; das dauert, das überlebt, das hinterläßt bleibende Werke.

Wenn ſich die Zahl der Worte nach der Bedeutung des Gegenſtandes zu richten hätte, ſo müßte ich dem glückſpendenden Höflein noch viele Seiten widmen. Da das aber nicht der Fall iſt, und da ſich Glück überhaupt nicht erzählen läßt, weil es zum Weſen des Glückes gehört, daß nichts geſchieht, nehme ich hiermit von meinem lieben Waldenburger Höflein Abſchied.

Geſegneter Abendfriede.

Um die Dämmerſtunde begann Tante Tſchopp zu ſpinnen, unten im Stübchen gegenüber dem Lädelein. Sie ſpannen alle, die von Langenbrugg

Digitized by Google

ſtammten, auch die Großmutter und die Urgroßmutter. Eine von ihnen, ich weiß nicht mehr welche, ſtand ſogar im Rufe einer vorzüglichen Spinnerin. Eigene Beobachtung dagegen brachte mich zu der Überzeugung: Spinnen heißt, wenn immer am Rädchen etwas fehlt oder der Faden abreißt.

War es völlig dunkel geworden, ſo begab man ſich in die Schlafſtube hinauf und zündete die Kerze an. Dort lehrte mich das „Schweſterlein" die Kunſt, zuſammengeknickte Spielkarten als Kapuziner hintereinander aufzuſtellen und anzublaſen, ſo daß die ganze Reihe auf einmal umfiel. Das Salomeli aber künſtelte mit der Schere aus Papier die wunderbarſten Figuren, Blumenkörbe, Vögel, Menſchen. Das hatte ich freilich von der Großmutter ſchon hundertmal geſehen, allein das Salomeli verſtand es noch beſſer. Hernach wurde mir ein großes Bilderbuch vorgelegt. Darin war unter anderm eine Rieſenſchlange zu ſehen, die von einem Baum herunterhing und der ein nackter Wilder mit dem Meſſer den Bauch aufſchlitzte. Noch weckten die Bilder nicht meine Phantaſie zu ſelbſtändiger Spielgeſchäftigkeit; die abenteuerlichen Bilder genügten mir für ſich; bloß Inhalterklärungen dazu heiſchte ich. Höchſtens daß unbeſtimmte wolkige Gemütswallungen oder Gedankenanwandlungen über die Bilder hinweg in die von der Kerze unzulänglich erleuchtete Nacht ſich verloren, erzeugt von der Ahnung, daß irgendwo in der Ferne außerhalb der Waldenburger Wahrheit noch eine andere Welt wahr ſein könnte.

Und niemals die mindeſte Zurechtweiſung oder ein ermahnendes, erzieheriſches Wörtlein, geſchweige denn ein Schmälen. Wie von Engelein fühlte ich mich von dem Salomeli und dem „Schweſterlein" behütet. Freilich, dann braucht man auch keine Ermahnungen; man erwidert von ſelber Liebe für Liebe und folgt wie ein Lämmlein.

Horch das Betzeitglöcklein! Das tönte hier anders als das großmütterliche Betzeitglöcklein in Lieſtal. Aber wie, das habe ich leider vergeſſen. „Möchte wiſſen, wie es tönte."

Warum ich das alles ſo im einzelnen aufzähle? Das ſind doch, wird man vielleicht unwillig ausrufen, lauter Kleinigkeiten und Alltäglichkeiten. Ich bin anderer Meinung: Glückſeligkeit iſt weder eine Kleinigkeit noch etwas Alltägliches.

Ein ergötzliches Städtchen.

Schon am erſten Tage geleitete mich das Salomeli abends, als es dunkel wurde, durch das Höfchen zwiſchen verlaſſenen Hühnerſtällen und Schweinekoben, wo es ſcharf roch, durch eine finſtere Tür. Draußen war man plötzlich in einer Nebengaſſe voller Miſthaufen, Hühner und alter Weiblein, die einen wie Bekannte grüßten. Durch die Nebengaſſe etwas bergauf ziehend, gelangten wir vor ein Tor, das ſich von den anderen Toren,

Digitized by Google

die ich bisher geſehen hatte, dem Lieſtaler „obern Tor“ und Sct. Albantor in Baſel, angenehm unterſchied. Der Turm ſperrte nicht den Weg, ſondern ſtand ſeitwärts von der Straße, den Vorüberziehenden zuſchauend, müßig, die Hände in den Hoſentaſchen. Dieſem vergnüglichen Tor ſagte ich ſofort Freundſchaft an. Herwärts des Tores bogen wir links um die Ecke, ſtiegen tapfer ohne Unfall ein paar Steinſtufen hinab — ah! Stufen! meine Lieblinge! — wendeten noch einmal links, und unverſehens hielten wir mitten im Städtchen vor der Haustür. Die ganze Runde war nur wie um ein Haus herum. Schon durch dieſen erſten Gang hatte mich Waldenburg gewonnen. Ein freundlicher Traum wiederholte mir in der Nacht das ergötzliche Städtchen, wo das Tor auf einer erhöhten Warte nebenab von der Straße ſteht, wo man aus der Hintergaſſe zur Hauptgaſſe eine Treppe hinunterſteigt, wo man hinten hinaus fortwandernd, im Augenblick wieder vorn vor der Haustüre ſteht.

Überhaupt hatte das Städtchen juſt das richtige Maß, als wäre es für meinen Körper eigens zugemeſſen worden. Das obere und das untere Ende berührten ſich faſt mit den Ellenbogen; kaum daß man an einem Ort hineinging, war man gegenüber ſchon wieder draußen. Welch eine Erquickung nach dem unabſehbar großen Lieſtal! Von den endloſen Steinhaufen Baſels gar nicht zu reden. Und wie alle Leute einen kennen und einem freundlich zunicken!

Die Hauptherrlichkeit Waldenburgs lernte ich dann an einem der folgenden Tage kennen: mitten im Städtchen, nur um eine Ecke herum; unten in der Nähe der Kirche, kam man an einen Bach, und in dem Bache ſchwammen, ruderten, watſchelten Enten. Enten ſind wundervolle Vögel mit prachtvollen, metallſchillernden, in allen Farben glänzenden Hälſen. Die Enten Waldenburgs, überhaupt das Städtchen habe ich in einer meiner Schriften ſo genau und überzeugt geſchildert, daß ich es hier nicht wiederholen will; alles was ich heute darüber berichtete, wäre bloß ein ſchwächlicher minderwertiger Auszug. Man kann gewiſſe Dinge nur ein einziges Mal erſchöpfend ſagen.

Wenn man von den Enten unten bei der Kirche bachaufwärts wanderte, ſo gelangte man längs dem von einem ſteilen Waldberg überſchatteten Waſſer an einem wirren Haufen von Hinterhäuſern, Höfchen, Gärtchen und Hühnerſtällen vorüber. Dem Erwachſenen wird dort nicht geheuer, ihm bangt für ſeine Schuhe und ſeine Naſe. Einem Kinde dagegen wird an einer ſolchen Stelle entdeckungswohl, wie einem wohlerzogenen Schoßhund vor einem Kehrichtkübel. Iſt es nicht ſauber, ſo iſt es dafür vielerlei.

Auch außerhalb des Städtchens gab es Schönes. Unten vor dem Städtchen, in der Gegend der heutigen Eiſenbahnſtation, aber auf der andern

Digitized by Google

Seite des Baches erhob sich die Statthalterei, also das Haus, welches die Tante Tschopp bewohnt hatte, als ihr Mann, der Statthalter, noch lebte; das Haus, in welches meine Mutter in ihrer Schulzeit mitunter während der Ferien zu Besuch kam. Es war das einzige einigermaßen herrschaftliche Haus Waldenburgs; ein parkähnlicher Baumgang zeichnete es aus, nicht so stolz und groß wie der Baumgang meiner Patin, der Frau Rosenmund in Liestal, den ich bewunderte, immerhin ein Baumgang, der nicht bäurisch, sondern herrschaftlich aussah. Oben hinaus, auf der Langenbrugger Seite, neben der Papiermühle, besaß die Familie Thommen, die im Städtchen einen Tuchladen hatte, ein merkwürdiges, abenteuerliches, farbiges Gartenhaus; allerlei fröhliche Launen verwirklichten sich dort; die Einzelheiten habe ich vergessen, nur den Gesamteindruck eines farbenlustigen, glänzenden, schmucken Häuschens und Gärtchens behalten.

Je kleiner ein Städtchen, um so höckriger die Einwohner. Das Salomeli schleppte mich nicht in die Weite spazieren, wie einst die Tante Gotte in Basel, sondern ließ mich ruhig und friedlich mit meinem Beil im Höfchen. Und das trug ebenfalls zu meinem völligen Behagen bei.

Die geräuschvolle Base.

Ob ich mitkommen wolle zu der Base So und So (den Namen habe ich vergessen), fragte mich das Salomeli und stieg mit mir durch einen brückenförmigen Gang nach dem Hinterhause über den Ställen. Schon von weitem hörte ich ein sonderbares stetiges Gepolter, pumps und ritsch und rätsch, daß einem davon die Ohren vertaubten. Und mit jedem Schritt wurde das schreckliche Rasseln stärker. Doch das Salomeli beruhigte mich. Die Base lärme nicht vor Zorn, belehrte sie mich, sondern sei ein ganz friedliches, gutes Weiblein, ich solle nur ruhig mitkommen, ich werde dann schon sehen. Und überredete mich, in die schauerliche Wüterei einzutreten.

Dort tobte ein ungeheuerlich großes, das ganze Stübchen ausfüllendes Spielwerk wie wahnsinnig mit den Armen und Beinen, immer auf und ab, auf und ab. Spulen und Fäden wirbelten darin umher und etwas Lebhaftes schoß wie der Blitz ewig hin und her, so schnell, daß man es kaum sehen konnte. Und die Wände donnerten und der Fußboden zitterte. Ganz schwindelig wurde einem von dem Geschütz und Gedonner; gut, daß das Salomeli mich fest an der Hand hielt.

Da guckte hinter dem Geschütz ein Weiberkopf um die Ecke, und augenblicklich hörte der ganze Lärm auf und das zappelnde Spielwerk stand still. Und wie ein gewöhnliches, friedfertiges Weiblein kam jetzt die Base freundlich auf uns zu, begrüßte mich und erklärte mir, daß sie es wäre, welche zusammen mit dem Spielwerk den Lärm vollführe, und daß sie, so oft sie

Digitized by Google

wolle, den Graus anſtiften und wieder abſtellen könne. Was ſie mir durch wiederholte Proben bewies. Nachdem ich das begriffen, war ich mit einmal entzückt von der luſtigen, geräuſchfrohen Baſe und konnte nie genug von dem mutigen Raſſelſpiel bekommen. Je ſtärker es donnerte, deſto glücklicher war ich. Ganz verträumt ſtand ich dabei, wollüſtig das Getöſe genießend. Ungern verließ ich das wunderſame Raſſelſtübchen, erhielt übrigens die Erlaubnis, wiederzukommen ſo oft ich wollte.

Auf dem Rückwege erteilte mir das Salomeli Aufſchluß über das Erlebnis. Die Baſe ſpinne, ſagte ſie, das wäre aber eine beſondere Art des Spinnens, die nenne man boſamenten. Aber o weh, die Fremdwörter! Wenn ſchon das Salomeli, wie alles Volk, ſtatt *passementerie* „boſamenten" ausſprach, wie ſollte ich das ſchwierige Wort behalten, geſchweige verſtehen! Ich verwechſelte das „boſa" mit Baſe und nannte den Lärm, den die geräuſchvolle Baſe vollführte, „baſeſpinnen" oder, wenn das Salomeli über den Irrtum lachte, „baſementen". Indeſſen, ob „ſpinnen" oder „menten", eines blieb ſich gleich: immer von neuem begehrte ich in das Raſſelſtübchen zu der guten, freundlichen Baſe hinauf, um ſie „menten" oder „baſeſpinnen" zu hören. Und als ich ein paar Jahre ſpäter in einem Märchenbuch (Bechſtein, mit Zeichnungen von Ludwig Richter) ein Bild ſchaute, wo beim Mondenſchein im Tannenwalde ein Weib ſpann, dachte ich dabei nicht an die ſpinnenden Tanten und echten Baſen, ſondern an das fremde poſamentierende Weiblein oben über den Hühnerſtällen in Waldenburg, die den Namen Baſe bloß wegen ihres Alters und ihrer Freundlichkeit erhielt.

Bei Herrn Meyer im Himmel.

In Waldenburg, mitten im Städtchen, aber in der gegenüberliegenden Häuſerreihe, wohnte damals ein Junggeſelle namens Meyer, der für einen mürriſchen, halbnärriſchen Menſchenfeind galt. Dieſer Herr Meyer bezeigte mir eine beſondere Gewogenheit, ſprächelte mit mir, lud mich ſogar ein, zu ihm aufs Bänklein vor dem Hauſe zu ſitzen, was allgemeine Verwunderung erregte. Mir wieder ward zutraulich zumute in ſeiner Geſellſchaft, und ſo blieben wir gewöhnlich in der Abenddämmerung lange Zeit wie Kameraden nebeneinander ſitzen. Schließlich begehrte ich ſelber zu ihm hinüber, ſo oft ich ihn auf dem Bänklein vor ſeinem Hauſe ſitzen ſah.

Eines Abends, wie wir wieder ſo beiſammen ſaßen, lud er mich mit geheimnisvoller Miene ein, ihm in den Hausgang zu folgen. Zu hinterſt im Hausgang ſchwenkte er links ab in ein Gemach, das keine Wohnſtube war, ſondern etwas wie ein Raum zum Aufbewahren von unnützen Gegenſtänden. Zunächſt gewahrte ich dort nichts Merkwürdiges. Plötzlich aber entdeckte ich mit namenloſem Entzücken, daß er mich in den Himmel ge-

Digitized by Google

führt hatte: goldene Fiſche ſchwammen dort im Waſſer herum, ſei es in einem Glaſe oder, wie meine Erinnerung glaubt, in einem Teiche am Boden. Vom Himmel hatte ich aus dem Munde der Großmutter oft gehört, wenn ſie uns den Abendſegen betete. Freilich, wo der war, hatte ich mir nicht vorſtellen können, jetzt aber wußte ich's, wo er war: in Waldenburg beim Herrn Meyer in einer Hinterſtube. Und keine Möglichkeit, mir das abzuſtreiten, ich hatte ja doch die goldenen Fiſche klar und deutlich mit eigenen Augen geſehen.

Das war indeſſen noch nicht einmal alles. Er zeigte mir noch etwas Himmliſches, hinter dem Hauſe, neben dem Entenbach, wo die Gärtlein und Hühnerſtälle und Kehrichthaufen der Waldenburger ſind: Kaninchen mit blauen Hälſen und roten Schwänzen und Ohren, Hühner mit weißen und grünen Beinen; ich glaube, ſogar bunte Schweinchen waren dabei. Auch das behauptete ich mit eigenen Augen geſehen zu haben und ließ es mir nicht abſtreiten, ſolange ich ein Kind war. Später freilich ſah ich die Unmöglichkeit ein, daß ich dergleichen in Wirklichkeit geſehen haben könnte, weshalb ich dieſes Geſchichtlein ins Traumreich verwies. Dort blieb es liegen, bis mich vor ein paar Jahren das „Schweſterli" belehrte, daß meine Erinnerung doch recht hatte. Nämlich der Herr Meyer betrieb neben anderen Narreteien auch dieſe, ſeine Kaninchen und Hühner mit Farben anzuſtreichen.

Solche himmliſche Dinge gab es im Waldenburg des Salomeli zu genießen. Aber nun ſehe einer die Bosheit der Menſchen: das Salomeli habe ein häßliches Geſicht, wollte man mir einreden. Empörend lügneriſch! Und obendrein noch einfältig! Sie meinen immer, ſie wären ſo geſcheit, die Erwachſenen. Und wiſſen noch nicht einmal, daß die Salomeli und Tante Gotten, die Großmütter und Urgroßmütter die ſchönſten Menſchen ſind.

(Fortſetzung folgt.)

Georg Friedrich Daumer: Briefe an ſeine Nichte.

(Poſtſtempel Nürnberg 15. März, 1854.)

Du biſt das wunderbarſte Weſen, das mir jemals vorgekommen. Wenn man dich kennen gelernt, ſo glaubt man wohl, dich auf eine Weiſe zu lieben und anzubeten, die keine weitere Steigerung zuläßt; und dann fühlt man ſich gleichwohl auf einmal auf eine noch höhere Stufe des Gefühls, der Vorſtellung und der Begeiſterung für dich erhoben. So viel Geiſt, ſo viel Charakterſtärke, eine ſolche Größe der Anſchauung und des Willens, und dazu dieſe unvergleichliche Güte, Sanftmuth und ſchöne Menſchlichkeit! Ich wage es nicht mehr, dich mein Kind zu nennen, du biſt meine Königin, meine menſchliche Gottheit, zu der ich

Digitized by Google

ein Vertrauen habe, das, wenn ich es aussprechen wollte und könnte, wie der verrückteste Aberglaube erscheinen würde und mir selber, wenn ich bloß verständig darüber nachdenke, so vorkommt. „Mein Kind" ist jetzt die arme, unglückliche Mathilde, der du durch deinen schönen Brief eine so erhebende Ueberraschung und Freude bereitet hast. Ich hoffe noch ein zweites Kind zu bekommen — — mein eigenes. Ottilie war mir früher völlig entrissen. Sie konnte mich in Folge der fürchterlichsten häuslichen Zerrissenheiten nur als den schwarzen Verbrecher betrachten, als den sie mich schildern hörte, während ich mich, ohne das Unheil noch größer zu machen, mit ihr gar nicht verständigen konnte. Jetzt fängt sie an, mich zu begreifen, mich auch wohl lieb zu gewinnen; und wenn sie noch älter sein wird, so wird sie, wie ich glaube, unserm Bunde nicht fehlen.

Mathilde hat nicht gleich antworten können; sie hat das beiliegende mit Mühe aufgesetzt; du wirst vorläufig daraus wohl zu merken im Stande sein, daß sie deines Antheils, deiner Freundschaft nicht unwerth ist. Fast hätte ich dir das Briefchen nicht mittheilen können; meine Frau war in mein Zimmer geschlichen, als ich mich nur einen Augenblick entfernt hatte, und da ich zurückkehrte, war das Briefchen verschwunden. Ich foderte es; man läugnete. Doch am nächsten Morgen brachte es mir Ottilie unter dem Vorwande, daß sie es in einer meiner Taschen gefunden. Meine Frau hatte wohl eine andere Entdeckung zu machen gedacht; ich weiß nicht, was sie gefühlt hat, als sie ihren Raub untersuchte und etwas so Reines und Edles fand; gebessert hat es das traurige Verhältnis nicht; sie geht ihren Gang für sich und schläft nicht mehr mit mir. Thue mir doch den Gefallen und vernichte nur wenigstens das Blättchen, worauf ich dir zuerst eine Andeutung über diese Zerwürfnisse gab; es kann dir an seiner Aufbewahrung doch wohl nicht viel gelegen sein, und ich habe mich vielleicht in einem gereizten Augenblick zu hart ausgedrückt. Am 5. März brachte mir eine Freundin, die Prof. Hofmann, eine sehr intelligente Frau, ein Sträußchen zu meinem Geburtstage; ich war überrascht, denn ich hatte an diesen Tag nicht gedacht, und meine Frau, die ihn sonst, wenn sie gut gelaunt war, nicht so hatte vorbeigehen lassen, war diesmal nicht in der Stimmung, mir etwas Freundliches zu erzeigen. So bin ich überall weniger fremd, als in meinem eigenen Hause. Ich hatte schon angefangen mich von jener Kranken wieder zurückzuziehen; da schickte aber der Arzt, der außer mir der einzige Freund der Unglücklichen ist, und ließ mich auffodern, zu kommen, da ich ihm als Beistand nöthig sei. Meine Frau konnte daraus sehen, daß mich nicht Muthwille und Frivolität trieb; auch hatte es eine momentan gute Wirkung auf sie; aber das Bessere hat hier zu wenig Boden, um wurzeln zu können. Daß du mit M. in Verbindung stehst, hat sie jetzt aus dem erhaschten Blatt ersehen; das hat aber nichts zu sagen. Künftigen Ereignissen der Art ist vorgebeugt. Sehr wünschenswerth wäre es mir, mehr von deinen Poesien zu erhalten, auf was sie sich auch beziehen mögen. Wolltest du

Digitized by Google

gelegentlich auf dieſen Wunſch Rückſicht nehmen? Es werden dieſe und andere Sachen bei mir einer Kiſte anvertraut, deren Schlüſſel ich ſtets bei mir führe. Daß du dich rein nur als eine Prophetenſchüllerin, ſo zu ſagen, bezeichneſt, iſt zu beſcheiden; du ſelbſt haſt einen Prophetengeiſt; es tritt in dir jenes Höhere hervor, welches die heidniſchen Germanen im Weibe erkannten und verehrten; und ich müßte mich ſehr irren, wenn deine künftige Bedeutung nicht über die einer Sand, Rahel, Bettina hinausginge.

(Beiblatt.) Wenn dir die Sicherheit, die ich dir für deine Mittheilungen bieten kann, nicht genügen ſollte, ſo ſchlage ich dir vor, dich eines fremdartigen Alphabets zu bedienen. Am nächſten liegt das Griechiſche; es iſt leicht zu lernen und dem Ungelehrten doch unverſtändlich genug. Ich habe ſelber angefangen, mich desſelben für gewiſſe Aufzeichnungen zu bedienen. Du brauchſt bloß die kleinen Buchſtaben anzuwenden; für den Fall, daß ſie dir nicht bekannt ſind, ſetze ich ſie her: [folgen die griechiſchen Buchſtaben mit Erläuterung].

Vor einer Geheimſchrift hat dieſes Alphabet den Vortheil voraus, daß z. B. Gedichte, die man damit geſchrieben, nach dem Tode des Dichters doch nicht ganz unlesbar und verloren ſind. Das Bild liegt bei, dürfte ich mir wohl von dir eine ähnliche Gabe erbitten?

(1854.)

Sei nicht ungehalten, meine Theuere, daß ich dein letztes liebes Schreiben ſo lange nicht beantwortete. Erſt konnte unſere Kranke nicht gleich erwiedern, dann ſchrieb ich einen Brief an dich, dem ich aber einen zweiten hinzufügen wollte, und daher noch ein paar Tage liegen ließ; unterdeſſen befiel mich ein zermalmendes Unwohlſein, das mir alle Thätigkeit unmöglich machte. Ich leide noch daran und faſſe mich daher nur kurz, das Uebrige für eine nächſte Sendung aufſparend. Es quält mich hiebei die Sorge, du möchteſt, da die beſſere Witterung eingetreten, vielleicht ſchon deine Rückreiſe angetreten haben und dieſer Brief möchte erſt durch einen Umweg in Wien an dich gelangen. Biſt du noch am Orte, ſo bitte ich dich, mir beſtimmt anzugeben, wie lange du bleibſt und wie wir es nach deiner Wiederkehr in die Heimat mit unſerer ferneren Correſpondenz halten wollen. Wollteſt du mir wieder einige Punkte angeben, die du beantwortet haben möchteſt, ſo würde ich weiterhin in einer Reihe von Briefen darauf eingehen. Mathilde iſt nicht mehr hier; ſie bittet dich, deine Briefe forthin unter der Adreſſe: Mathilde Binder bei Frau Raum, Stadtmelderin in Horsbruck an ſie gelangen zu laſſen. („Melderin" ein Provinzial-Ausdruck, von dem ich nicht weiß, ob er dir bekannt.)

Deinen nächſten Brief an mich bitte ich, an ſie durch Einſchluß unter derſelben Adreſſe abgehen zu laſſen; er kommt dann ſofort an mich, da ſie fortwährend mit mir correſpondirt. Sie hat ſich endlich ſo weit erhohlt, daß ſie außer Gefahr des Unterganges zu ſein ſcheint und hält ſich den Sommer über in Hors-

Digitized by Google

bruck auf, um von den schrecklichen Nürnberger Verhältnissen und Umgebungen entfernt zu sein und so ihre Gesundheit zu befestigen. Ich habe sie auf das geistig Produktive hinzuleiten gesucht, zunächst um ihre Gedanken abzuleiten und ihr eine ihrem [Wissen?] angemessene Beschäftigung zu geben; sie hat einen Roman angefangen und ein Paar allerliebste Scenen niedergeschrieben; gelingt ein Ganzes, so gedenke ich, die Sache in die Hände zu nehmen und zu ihrem Besten herauszugeben, zumal da ihre Zukunft auch in finanzieller Hinsicht bedrohlich ist. Was deine mir mitgetheilten Poesien betrifft, für die ich in höchstem Grade dankbar bin, so bezeugen sie alle ein entschiedenes Talent, das ich dich bitte, ja nicht zu vernachlässigen. Entzückend schön und edel ist namentlich eines:

„Wie wohl das Grün dem Auge thut."

Meine Frau ist der Meinung, sie habe, da sie zuletzt geschrieben, ein Briefchen von dir zu hoffen. Vielleicht bist du so freundlich, ein solches zu schicken und damit deinen Besuch bei uns, wenn ein solcher möglich ist, einzuleiten. Ich habe neulich in einem Brief an ihren ältesten Bruder ausgesprochen, daß ein solches Verhältniß, wie es sich seit einer Reihe von Jahren zwischen mir und meiner Frau gestaltet hat, durchaus unerträglich geworden sei, daß ich bisher geschwiegen hätte, nun aber in äußerster Noth mich endlich an meine eigenen Verwandten wenden und sie um Rath und Beistand ersuchen wolle. Meine Frau und ihre Brüder scheinen aber doch eine allzu bedenkliche und verhängnisvolle Katastrophe zu fürchten; jene hat sich seitdem einigen Zwang angetan, und wir leben so wenigstens ohne äußeren Skandal wieder nebeneinander hin, immer freilich in innerem Zerfall und geheimer Spannung. Das wird nie mehr anders werden. Wäre nicht mein Kind, so wäre ich vielleicht in solchem Elend bereits aus dem Leben gegangen; so aber fordert die Pflicht, so lange auszuhalten, als es menschenmöglich ist. Die Rücksicht auf die Vollendung meiner projektierten Werke und die nähere Fortarbeit auf das dir bewußte Ziel hin, kann mich kaum mehr binden; denn die Welt ist jetzt in einen für solche Dinge nicht mehr empfänglichen Zustand verfallen. Ich weiß nicht, ob ich ferner noch etwas herausgeben kann, soviel ich auch liefern könnte meinen Grundlegungen und theilweise fast fertigen Manuscripten nach. Wüßte ich etwas statt dieser sich immer fruchtloser gestaltenden Schriftstellerei; etwas dem meine physischen Kräfte gewachsen wären und das zu einigem Erwerb dienen könnte, ich würde es ergreifen, was es auch sein möchte.

Grüße deine trefflichen Eltern von mir und bitte sie in meinem Namen um Verzeihung, daß ich so lange nicht geschrieben. Du selbst aber höre nicht auf, mir mit gewohnter Freundlichkeit zugethan zu sein — ich wüßte nicht, wie ich es trüge, wenn ich dich, die meinem sonst so trüben Dasein einen so süßen Trost gewährt, verlieren sollte.

Der frühere Brief, von dem ich gesprochen, ist nicht ganz zu Ende geschrieben; ich theile ihn dir wohl nächstens nachträglich mit, wenn ich Nachricht von dir erhalte.

Digitized by Google

Die Veilchen, die ich frisch erhalten, sind leider schon welk geworden — meine Schuld. Doch ich bitte nicht weiter um Vergebung; du glaubst mir und kannst dich in meine Umstände denken.

(Nürnberg 8. Mai 1854.)

Weißt du was? Meine bessere, klügere, stärkere Seele ist aus mir ausgewandert; sie lebt und denkt jetzt in dir und spricht aus dir mich an, mahnt, straft, erhebt mich aus deinen Briefen und Liedern — — — — O du bist göttlich, einzig, unvergleichlich, und ich bin gesunken, gar nichts mehr; häusliches Elend und Gram über die allgemeine Erbärmlichkeit und Schlechtigkeit, die stets wiederkehrende und triumphierende Dummheit und Roheit der Welt hat mich zermalmt. O verlaß mich nicht! Bleibe bei mir, da es Abend geworden, da es Nacht werden will in mir; vielleicht habe ich am Ende nichts, gar nichts mehr, woran ich mich halten kann, als dich; laß mich von Zeit zu Zeit wissen, daß du an mich denkst, daß du mir noch gut bist, sollte auch eine Correspondenz, wie sie früher war, aufhören. Du würdest mir indessen immer schreiben können, wie und was dir beliebt; ich werde dir immer eine Adresse angeben können, durch welche deine Briefe, ohne in mein Haus zu kommen, an mich gelangen können.

Dein Vater schrieb mir neulich; er machte mir Hoffnung, daß er mit dir im Juni kommen werde; meine Frau hatte gerade wieder einen neuen Schlag auf mich geführt und mich dadurch schrecklich leidend gemacht; in diesem Zustand konnte ich mich nicht enthalten, auch einmal deinen Vater einen Blick in die Tiefe meines Elends thun zu lassen; ich weiß nicht, wie er es aufgenommen hat, denn ich bemerkte ihm, er möchte mir hierauf nicht in's Haus antworten; ich bat ihn, statt dessen zu kommen, da ich ihn sehr nöthig habe. Kannst du nichts darüber sagen? Als Mathilde von hier fortgebracht und ich wieder, wie früher, stets zu Hause war, fiel aller Anlaß zur Eifersucht weg; da kam aber meine Frau mit einer ökonomischen Chikane; warf mir eine Rechnung hin, die ich nicht beurtheilen kann, sagte, sie müsse Geld haben, könne nicht mehr haushalten, behandelte mich vor dem Kind wie einen elenden Lumpen; ich hatte erst im Winter etwas für Otto Wigand geschrieben; daß mir dieser das Honorar dafür trotz meiner Anmahnung nicht zahlte, dafür konnte ich nichts. Wir haben indessen für Nothfälle Einiges zurückgelegt, und meine Frau konnte auch von ihrem reichen Bruder entlehnen. Aber sie wollte mich nur kränken und demüthigen. Ich konnte es jetzt nicht mehr aushalten und wollte fort um jeden Preis; Mathilde hatte für mich einen Ort ausfindig gemacht; ich erklärte, daß ich fortginge, es war alles schon bereit; da änderte meine Frau ihr Betragen; sie protestirte nicht, gab aber Geld her, was ich nicht verlangt hatte — ich verwalte mein Geld nicht selbst, meine Frau hat alles über sich, und ich muß jeden Kreuzer von ihr verlangen — und benahm sich sonst so artig und gefällig, als möglich. Ob dies aus Reue und gutem Herzen oder aus Furcht und Klugheit geschah,

Digitized by Google

weiß ich nicht. Kurz, es geht seitdem wieder besser; aber lieb wäre es mir doch, wenn ich nur einmal ein paar Wochen allein auf dem Lande leben könnte. Ich wäre, wie im Himmel. Zwar manches schöne Wohlwollen beglückt mich, Engel, wie du, lieben und trösten mich — aber die Atmosphäre, in der ich fortwährend unmittelbar zu athmen habe, ist dennoch fürchterlich und wird noch am Ende jede Kraft in mir ersticken. Vor der Hand erhebe ich mich noch zuweilen in Nachahmungen griechischer Poesien über meinen traurigen Lebenszustand; ich habe ein ganzes Werk der Art angelegt und einige Proben drucken lassen, wovon ich Etwas beilege. (Es folgt ein anderer Brief, der deinen offenen beantworten soll.) Ich wünsche, daß dich diese mit meiner übrigen Schwäche wieder ein wenig aussöhnen sollen. In formeller Hinsicht wirst du bemerken, daß ich besonders darauf ausgehe, die der deutschen Sprache eigenen consonantischen Härten zu milden und die Versification der Flüssigkeit und Leichtigkeit des altgriechischen Versbaues zu nähern.

Stelle mich künftig nicht mehr so hoch; es beschämt mich. Behandle mich als einen armen, kranken Menschen, der unter allen Menschen auf dich sein festestes Vertrauen setzt. Ich sage dir damit das Höchste, was man sagen kann; denn Glauben und Vertrauen ist selbst mehr als die flammendste Liebe — die mitunter ganz ohne Glauben und Vertrauen ist. Ich klammere mich an dich an, laß nicht von mir und vergiß mich nicht ganz. Verlöre ich dich, ich weiß nicht, ob und wie ich es ertrüge, was noch aus mir würde. Andere, die mir wohl übrigens lieb und werth, sind selber krankhaft und schwach und können mich nicht stützen.

Ich muß dir nur gleich eine Adresse angeben, unter welcher du an mich schreiben kannst, wenn Mathilde nicht mehr in Horsbruck und vielleicht auch nicht mehr in Nürnberg sein sollte. Ich habe mich mit meinem Neffen Carl Daumer benommen; er wohnt in der Messinghandlung, die diesen Daumern gehört; dorthin gelangen jetzt Mathildens Briefe an mich; und da könntest du auch unmittelbar die deinigen hinschicken. Ich habe Carln Einiges von dir und deinen poetischen Produkten mitgetheilt; er hat Verstand genug, dergleichen zu würdigen und zu bewundern; ich habe hier auch keine rohe Auffassung meines Verhältnisses zu dir und Mathilden zu fürchten; er begreift das höhere Interesse, das wir aneinander nehmen oder ahnt es doch wenigstens und läßt es gelten. Mathilde schreibt an einem Roman und schickt mir von Zeit zu Zeit einige Bogen zur Durchsicht. Ich weiß nicht, ob ich dir schon davon gesagt: wenn ein Ganzes gelingt, gebe ich es heraus. Die Adresse, von der ich sprach, ist folgende: Herrn Carl Daumer, Rosenthal S., No. 1563, Nürnberg.

S. bezeichnet die Seebalder Seite. Mache einen Umschlag mit dieser Adresse, setze die meinige auf den innern Brief und siegle diesen auch.

Ich fürchte einen Fehler gemacht zu haben. Dein Vater mag sich vielleicht

Digitized by Google

in so böse und unheilbare Verhältnisse, wie ich ihm das zu meiner Frau geschildert, nicht mengen, und meidet deshalb Nürnberg. Ach, ich war damals so verstört, ich hätte auch bei dir, wie du mit Recht bemerkst, zu bedenken gehabt, daß du mir deine bevorstehende Abreise, wenn sie zu befürchten gewesen, sicher gemeldet hättest. Ich bin nun einmal solchen deprimirten Zuständen unterworfen und meine Freunde müssen das wissen und mir verzeihen.

Adieu, mein Engel! Dieser Name ist so mißbraucht; aber wenn er irgend anwendbar, so ist er es bei dir, du edle und schöne Seele, die so ganz über alle Trübung erhaben. Wie habe ich dich bewundert in der Stellung, die du dir zu der unglücklichen M. gegeben! und wie bewundernswürdig war und ist dein Benehmen gegen mich! O glaube mir, ich weiß das alles zu schätzen und empfinde es tief, tief in meiner Brust; daher auch das grenzenlose Vertrauen zu dir. Vielleicht ist dies der letzte Brief der Art, den ich an dich schreiben kann; unterrichte mich genau darüber, daß nicht wieder ein Fehler gemacht wird. In dem Augenblick ist M. noch in Horsbruck und du kannst da noch hinschreiben, doch könnte es sein, daß sie dazwischen einmal in Nürnberg wäre, dann bekomme ich deinen Brief vielleicht nicht auf der Stelle. Schreibe nach Empfang dieses Briefes nach Nürnberg an Carl Daumer. Das ist das Beste. Und so fortwährend auch von Wien aus, wenn du Etwas Heimliches schreiben willst. Auch etwas an Mathilde kannst du da gleich beilegen, wenn du etwas für sie bestimmt hast; sie bekommt es dann durch mich. Solltest du nicht in Wien eine Freundin haben, wo du Briefe von mir bekommen könntest? Es läßt sich doch sonst alles machen in der Welt. Adieu, mein Trost, meine Stütze, meine Hoffnung. Bleibe, was du mir bist und wanke nicht!

Ich lese dein Gedicht immer von neuem und immer mehr kommt Frieden in mein Herz. Habe ich dir Etwas gegeben, so gibst du mir's tausendfach zurück. O du bist gut! Du hast ein Herz für mich! Ich vertraue dir, ich küsse deine Füße, meine Königin, sei mir gnädig!

Ach, wenn es sich doch fügte, daß ich in deiner Nähe leben könnte. Dich liebe ich, liebe ich immer mehr und fühle, daß ich dich werde ewig lieben können und müssen. In deinen Armen möchte ich meinen müden Geist verhauchen.

Wenn es bei Carl nicht mehr angeht, so deute ich es dir an, indem ich schreibe, daß er verreist sei, oder daß ich nicht mehr so gut mit ihm stehe, wie früher. Eine neue Adresse kann ich dir aber freilich in einem nicht heimlichen Brief nicht angeben.

(Poststempel Nürnberg 10. Mai 1854.)

Meine theuere Helene.

Nichts könnte mir interessanter sein, als deine letzten Mittheilungen. Heinrichs Brieffragment hat das doppelte Interesse, erstlich einige sehr merkwürdige Züge des modernen Magismus zu enthalten, dann zur Characteristik seiner ganzen,

Digitized by Google

eigenthümlichen Persönlichkeit zu dienen. Ich habe jetzt eine ganz bestimmte Vorstellung von ihm; er muß ein sehr origineller Mensch sein, mit einem wissenschaftlichen Forschergeist erfüllt, der ihn immer rein nur das Object, die Sache beachten läßt, mit Vernachlässigung alles Formellen, Unwesentlichen. Wie sonderbar contrastiren die Sprach- und Schreibfehler, die er macht, mit seinem sachlichen Ernst und Untersuchungseifer, mit seiner physikalischen und chemischen Gelehrsamkeit! Was den orakelgebenden Tisch betrifft, so ist mir dieses eine Sache von der größten Wichtigkeit, weil es einen so tiefen Blick in die Natur eröffnet und so sehr die rohmaterialistische Weisheit des Tages beschämt, der ich, wie du weißt, eben so abhold bin, wie pfäffischem Unsinn und Aberglauben. Ich habe leider noch keine Personen gefunden, mit denen ich Experimente genug nach eigenem Geschmack und Bedürfniß anstellen konnte; doch habe ich Merkwürdiges der Art wiederholt beobachtet und glaube an die Sache. Hier ist Jemand, der, wie man mir versichert, die Gegenstände ohne unmittelbare Berührung in Bewegung bringt — da fiele dann aller Gedanke an Betrug weg. Die Resultate des Tischklopfens oder Tischrückens sind sehr verschieden, es zeigt sich neben manchem Nichtwissen, mancher abweisenden, falschen, närrischen oder groben Antwort, doch eine Art von Allwissenheit, wie sie in unserm gewöhnlichem Bewußtsein nicht vorkommt. Sehr bedeutsam ist, was euer Tisch über das Wesen des ihn bewegenden Princips ausgesprochen und was ganz mit meiner Auffassung stimmt. Die Worte, die der Tisch etwas corrumpirt herausbrachte, sollen offenbar so lauten: Ich bin die Seele der Naturen — bin Gott für den, der mich begreift — Ich wohn im Fels, im Baum und auf den Fluren — Doch nie wird euer Geist für mich gereift. — Es ist eine höhere Geistigkeit, die durch die Natur ausgegossen, in einzelnen „Naturen" (Organismen, Naturgebilden) aber eingeschlossen und begrenzt, theilweise getrübt, verdunkelt ist, sich von unserm eigentlichen, besondern Ich bestimmt unterscheidet, oder auch, wie in jenen Tischen, deren sie sich magisch bemächtigt, aus uns herauszutreten und mit uns in Form einer klopfenden oder schreibenden Conversation zu verkehren im Stande ist. Es ist ein wirkliches Geisterreich, das sich hier offenbart, aber keines wie es sich die dummen, bigotten Amerikaner oder unsere Pfaffen oder Pietisten vorstellen; es verhüllt sich bloß die in der Natur überall vorhandene, an alles vertheilte universelle Geistigkeit, die in ihrem Zusammenschluß mit Einzelnem und Persönlichem selbst als ein Einzelnes oder Persönliches, eine Art von Dämon des Genius erscheint, wie bei diesem Orakeltisch. Ich hoffe mit dir über diese Dinge ausführlich zu verhandeln, wenn du kommst. Suche das doch ja herbeizuführen, ich würde weinen, wenn es unterbliebe. Beiliegend ein paar Gedichte aus meinem „Anakreon" abgedruckt im Bremer Sonntagsblatt. Adieu, lieber Engel, und vergiß nicht deinen dir mit grenzenloser Zuneigung und Sympathie zugethanen Onkel G.

Digitized by Google

(Frankfurt 1854)
Poste restante: H. D. Nr. 3 Wien

Endlich einmal wieder ein Lebenszeichen, ein Zeichen fortdauernder — ach nein, erneuter Gunst von dir. Denn du hast mir gezürnt, ich fürchte recht tief gezürnt. Ich habe jene Adresse nicht benützt, das konnte dich verletzen, das sehe ich ein. Aber ich war in der fürchterlichsten Lage der Welt, ganz nahe dem Untergange, geängstiget im höchsten Grade, durch eigene und fremde Noth und Qual; ich mußte jede Kraft, die ich noch übrig hatte, auf das zu allernächst Notwendige lenken und war oft so schwach, daß ich kaum ein Glied rühren konnte. Ich kann dir nicht alles schriftlich auseinandersetzen; du würdest dich schwer in diese Lage hineindenken; es ist ein Wunder, daß ich nicht wahnsinnig wurde.

Von deinem Vater sah ich mich verlassen, obgleich er verheißen hatte zu kommen; ich will und muß glauben, daß er wirklich nicht gekonnt, aber es machte einen fürchterlichen Eindruck auf mich, wie er nachdem ich so fest vertraut, so lang mit heißester Sehnsucht auf ihn gewartet, endlich — doch nicht erschien; wie du so nahe warst und nicht zu mir durftest, du, nach der ich ein so unaussprechliches Verlangen habe und die ich jetzt vielleicht nie mehr mit diesen Augen sehe. Hat damals meine Frau etwas gethan, was Einfluß hatte? Dein Vater war schon einmal böse auf mich und ich wußte nicht warum. Kannst du mir Aufschluß geben?

Zürne mir nie mehr, laß dich nicht durch einen bösen Schein irreführen, halte mich fest, wie du mich kennst. Von deinem Geist, deinem Herzen kann ich so etwas verlangen, erwarten. Man begreift mich oft nicht, mein Benehmen hat oft eine ganz andere Bedeutung, als das Gleiche bei einem Andern haben würde. Meinst du, ein Mensch wie ich, der auf persönliche Verhältnisse, wie das zu dir, einen so unermeßlichen Wert legt, der so etwas nicht allein für dieses Leben festzuhalten wünscht, welcher glaubt, daß es ins Unendliche fortwirkt, in alle Ewigkeit hinein seine Folgen erstreckt, der dich doch einst wiederzusehen, zu erkennen, zu umfassen, zu besitzen gedenkt, wenn er dich auch in diesem Leben nicht mehr sehen sollte, — meinst du, ein so schwärmerisch liebender Mensch — wie sie es nennen würden — wenn sie es wüßten — würde ohne den äußersten Drang der Not ein solches Verhältniß vernachlässigen, würde eine solche Perle gleichgültig in den Staub werfen?? Sie könnte ihm nur im Moment totaler Erschöpfung aus der Hand fallen und er würde vor Schmerz darüber sterben. Daß ich mich auch von dir losgelöst fühlte, das war mir das Bitterste von allem, das Unerträglichste. Die Seelenberührung mit dir, war der schönste Lichtblick meines Lebens, mein Leben ist öde ohne dich, was mir auch sonst werden möchte.

Ich habe dich in die innerste Tiefe meines Seelenlebens hineingenommen; ich schwärme für dich — ich könnte in jeden Todt für dich gehen, mit dir jedes Elend theilen; ich träume halb wahnsinnige Träume von einem zukünftigen

Digitized by Google

Dasein, mit dir zu sein und zu leben — und du kannst zürnen, grollen, aufgeben? Du bist mein, ewig mein, wessen du auch sonst sein magst; so, wie du mein bist, wirst du nie eines anderen sein. Daß du mir verwandt bist, das ist mir nur in äußerer Beziehung von Wert; du bist nicht deßhalb so innig und ewig mein, sondern deßhalb, weil du Geist von meinem Geist, Seele von meiner Seele bist; weil eine so tiefe innere Berührung, wie unsere war, nie werth- und bedeutungslos werden kann. So gewiß dich die große Seele der Welt nicht läßt, so gewiß läßt dich meine Seele nicht. Schicke mir bald einen Brief, auch für mich allein, ich lechze danach; ich möchte wieder einen Blick in deine Seele thun und du wirst ihn mir gestatten. Bin ich nicht auch ein Theil deines Wesens geworden? Ach, süßes Leben, scheide dich nicht von mir, komm wieder an mein Herz und bleibe da ruhen in alle Ewigkeit!

Wenn du wieder brav bist, du liebes, böses Kind, so bekommst du auch einige Gedichte, auf dich, an dich, aus dir heraus — längst gemacht, aber nicht abgeschickt. Du lebst auch in meinen Liedern, nur kommt es mir schwer an, dir diese Kleinigkeiten mitzutheilen, weil sie mir deiner nicht würdig scheinen.

Wenn du mir etwas schreibst, was auch Helene lesen darf, so adressire an mich „bei Herrn Jean Daumer, vor dem Friedberger Thore" wenn du aber willst, daß ich ganz allein deinen Brief lesen soll, so mache um den gesiegelten und an mich überschriebenen Brief noch die Adresse: Herrn Jean Valentin in der Krystall- und Glasfabrik von J. Vogelsang Söhne, in Frankfurt am Main.

Dieser Jean ist mein Neffe, Käthe's Sohn, mit dem ich ganz vertraut bin und der mir deinen Brief einhändigen wird, ohne daß ich verpflichtet und gezwungen bin, ihm denselben mitzutheilen. Meine eigene Adresse ist: An Prof. G. Fr. Daumer, Grünerburgweg, Gartenwohnung Nr. 36.

Aber ich traue nicht recht, da diese Wohnung weit von der Stadt weg und etwas zu abgeschlossen ist. Sonst wäre das das Einfachste.

Ich mag dir nicht viel vorklagen, was meine äußere Lage betrifft, ich bin aber stets ein Kind des Unglücks; wenn mich Menschen nicht verfolgen, so kommen die Dämonen und beschädigen mich in einer Weise, die nicht tückischer sein kann; ich werde nächstens deinem Vater schreiben, von meinem Sturz in den Frankfurter Graben und dem daraus erwachsenen Elend. Deinen Bruder auf den ich deinen Mittheilungen zur Folge ganz eigenthümliche Hoffnungen baute, haben sie mir auch weggerafft; es war mir so schmerzlich, daß ich es gar nicht sagen kann; hier sah ich mich bei meinen Neffen nach einem Individuum ähnlicher Art um; aber Wilhelm, der studirt ist ein Pietist, und haßt mich beinahe aus Religionsfanatismus. Veit[1]) hat Talent, ist aber noch sehr jung. Wenn

[1]) Veit Valentin, der sich späterhin als Gelehrter und als Schulmann um das geistige Leben in Frankfurt so verdient gemacht hat. Er hat Daumers Leben in der Allgemeinen Deutschen Biographie dargestellt. D. R.

Digitized by Google

du bei mir wärest, du könntest mir Alles sein; nicht bloß das, was dir als Weib eigenthümlich zukommt. Du bist mehr, als wir Alle. Ich habe auch hier, in unserm Familienkreise, eine große Begeisterung für dich erweckt, wenn du kommen würdest, wie würde man dich feiern! Wenn dies Andere zu lesen bekämen, würden sie vielleicht sagen, ich gehe darauf aus, dich hochmüthig zu machen; aber gerade, weil du so hoch stehst, göttlich und himmlisch bist, so bist du vor einem Hochmuth, einer Arroganz, wie sie sich nur bei kleinen Seelen findet, sicher.

Mit jenem unglücklichen, tiefzerrütteten Mädchen, das die Ursache so großen Unheils für mich geworden ist, weil ich es nicht ganz verlassen wollte, stehe ich kaum mehr in Verbindung. Sie ist wieder bei ihrer Mutter, durch die sie gemordet wird. Ich bot alles auf, den Vater zu bewegen, Mathilde von Nürnberg zu entfernen. Dadurch zog ich mir den Haß jenes abscheulichen Weibes zu, welches den schwachen Mann derart beherrscht, daß er auf ihren Befehl auch gegen seine Meinung und Überzeugung handelt. Mathilde schrieb an einem Roman, den ich herausgeben soll, ich habe aber schon lange nichts mehr von ihr erhalten.

Adieu, lieber Engel, und sei auch darin großartig, daß du nie mehr etwas Böses von mir glaubst, ob auch alles gegen mich zeuge!

(Adressiert nach Wien, an die Adresse des Vaters von Helene.)

(Poststempel Frankfurt 15. November 1854)

Herzlichen Dank, meine gute Helene, für deine freundlichen Zeilen! Diese lieblichen Berührungen gehören zu dem, was mich in so mancherlei Not und Qual am Leben erhält; ich hoffe, sie sollen nie wieder eine bedenkliche Unterbrechung erleiden. Ich hätte nicht so lange gewartet, dir zu antworten, und würde auch jetzt ausführlicher schreiben, wenn ich nicht durch das Excerpiren einiger kleingedruckter physiologischer Bücher, die ich in Beziehung auf mein Werk über Tod und Unsterblichkeit studiere und ausziehe, eine Augenentzündung bekommen hätte. Für diese Arbeit hast du dich schon früher interessirt und so wird es dir auch jetzt von Interesse sein, zu hören, daß ich mit Eifer an deren Vollendung gegangen. Aber es ist ein schweres Werk und ich muß mich dabei in Wissenschaften vertiefen, die sonst mein Fach nicht sind. Es ist namentlich das Verhältniß des Gehirns zu den sogenannten Seelenthätigkeiten, was beleuchtet werden muß und was bei der Dunkelheit des Gegenstandes, großen Schwierigkeiten in Beziehung auf Feststellung einer bestimmten Ansicht unterliegt. Zum Glück habe ich hier einen Artzt gefunden, der in dieser Rücksicht speziell bethätigt ist und mich mit den neuesten Werken der bezüglichen Art unterstützt. Daß du dich so angelegentlich mit der englischen Sprache beschäftigst, ist sehr gut; die Sprache ist zwar nicht schön, aber wichtig wegen der

Digitized by Google

Literatur und sonst; die Stelle, die du citirst, und wovon mich besonders die prosaische interessirte, beweisen deine Liebe zur Sache und deine Fortschritte. Solche Beschäftigungen werden dich auch am leichtesten über das Trübe hinweg heben, das leider auch in dein Leben und Gemüth gekommen ist.

Leset ihr das Frankfurter Conversationsblatt? Wenn es nicht der Fall ist, so schicke ich nächstens einige Nummern davon, wo Etwas von mir abgedruckt ist.

Mit der innigsten Liebe dein Georg

November, 1854

Deine Briefe, meine gute Helene, haben mir und unsern Verwandten hier, zunächst dem Wilhelm, große Freude gemacht. Der gute Junge hat in letzter Zeit große Fortschritte in Bezug auf Denkfreiheit und allgemeine Bildung gemacht, seine Zöpfe fallen ihm allmählig ab, er hält mich nicht mehr für ein Ungeheuer, das nur darauf ausgeht, dem Menschen alles zu rauben, was ihm heilig und theuer ist; er klammert sich im Gegentheil fast krampfhaft an mich an, weil er wohl sieht, wie gut ich es mit ihm meine. Helene hilft auch redlich dazu, und was ich als Mann nicht kann, das kann sie als Weib. Denn mit unserm Verstand ist es eine wunderliche Sache; er meint wohl selbstständig zu sein und sich selbst zu entscheiden, aber unser Kopf wird vom Herzen und von den Sinnen aus regiert; erst fühlt, wünscht, will der Mensch, dann reflectirt er und seine Ansicht, sein Denksystem baut sich einzig und allein auf jenem Grunde auf. Es sind von jeher nur wenig Einzelne gewesen, die unbedingt nur das Wahre gewollt und rein, wie es sich ihnen bot, angenommen haben; alle Andern wollen, daß das, was ihnen beliebt, wahr sein solle und hassen die entgegenstehende Wahrheit, auch wenn sie dieselbe mit dem Verstande erkennen. Dem Herzen und Charakter nach, sind die Kinder der Käthe alle ausgezeichnet gut und brav; dich beten sie an, und welch ein Fest für sie wäre es, wenn du einmal hieher kämst. Ich für mich mag mich diesem süßen Traum nicht mehr hingeben; denn ich weiß doch, daß nichts daraus wird. Damals als du bei uns in Nürnberg warst, da warst du zu zurückhaltend, als daß ich etwas mehr als eine Ahnung deines innern Wesens erlangen konnte; diese Zeit verstrich leider allzu ungenützt, und es ist keine Hoffnung, daß sie sich erneuere, wie's wohl jetzt, da dein Wesen noch entwickelter ist als damals und wir uns seitdem brieflich so gut verständigt haben, umso viel reicheren Stoff zu Ideenaustausch und sinniger Unterhaltung hätten. Der briefliche Weg ist doch gar zu umständlich, schleppend, unterbrochen und unvollständig; ein paar lebendige Worte sind oft mehr, als ein ganzer Briefwechsel. Wie gern möchte ich dich auch mit den vorzüglichen Frauen meiner Bekanntschaft zusammenbringen, die dich alle schon einigermaßen aus meinen Erzählungen und Beschreibungen kennen und schätzen gelernt haben. Eine Dame von eminentem Geiste, bat mich neulich, sie wenigstens die Züge deiner Hand sehen zu lassen. Den englischen Brief, den dir Jean Valentin ge-

Digitized by Google

schrieben (das ist auch ein ganz vortrefflicher Mensch) hast du wohl schon erhalten. Wir haben in unserer Familie glücklicher Weise doch so Manches, was sich durch Güte des Herzens, geistige Befähigungen und würdigen Character auszeichnet; ich darf dabei auch unsere Helene allhier nicht übergehen, die leider nur durch ihr eheliches Verhältniß gehindert ist, sich in Kreisen zu bewegen, die ihrem Geiste und ihrer imponierenden Erscheinung besser entsprechen, als diejenigen, auf die sie sich zu beschränken pflegt. Ich gebe mir alle Mühe, sie in die höheren Kreise der Gesellschaft zu bringen, in die ich hier so gegen alle Erwartung einzutreten veranlaßt worden bin; es hat aber noch nicht gelingen wollen. Denn ihr Gatte ist zwar ein sehr guter, auch gegen mich sehr wohlwollender Mensch; steht aber in geistiger Entwicklung so tief und ist so wenig im Stande in feinerer Gesellschaft eine Rolle zu spielen, daß man ihn in jene Zirkel unmöglich aufnehmen kann. Es ist unbegreiflich, wie Helene einen so totalen Mißgriff zu thun im Stande gewesen.

Sei herzlichst gegrüßt von deinem treuen Onkel Georg.

H. D. Nr. 3 — *Poste restante* Wien

(Poststempel Frankfurt, 25. November 1854)

Also, mein lieber, süßer, trauter Engel, das ist abgemacht: wir halten treu und fest zusammen und lassen uns durch nichts mehr an einander irre machen, wir vertrauen einander unbedingt und sind Freunde für die Ewigkeit. Wenn mein Leben auch kein anderes Resultat gehabt hat, als dieses, — es genügt. Ich mußte lange darauf warten, ich wurde beinahe ein Greis bis es mir wurde; aber es wurde mir doch endlich noch: Du bist mein. Ich will auch nicht mehr klagen; kein Unglück, kein Elend kann dieses Glück überwiegen.

Ich schicke dir ein Paar Gedichte, aber nicht ohne Scham. Sie sind deiner nicht würdig: es ist deinem Wesen darin kein entsprechender Ausdruck gegeben; es sind unbedeutende Versificationen. Ich hätte nicht davon sprechen sollen. Aber ich glaube, ich habe es gethan, um dich zu bestechen, daß du mir wieder gut werden sollst, wie man einem zürnenden Kinde Bonbons verspricht. Das Herz übt zuweilen, uns unbewußt, solche Listen und Kniffe aus; aber ich fürchte diese Bonbons verfehlen ihren Zweck. Damit alles klar sei — denn es soll zwischen uns nichts Heimliches und Dunkles sein — muß ich dir schon ein wenig beichten. Zieh einen Priesterrock an, setze dich in den Beichtstuhl und sei nicht allzu streng, wenn ich recht menschlich dastehe vor dir: Mein Herz war leer und todt; du hast es durch deine ersten Briefe wieder zum Leben erweckt; die ganze Glut meiner Seele, welche nun einmal lieben oder vergehen muß, warf sich auf dich, und so war ich denn auch im besten Zuge auf dich Gedichte zu machen, die du erhalten solltest und von denen ich hoffte, daß sie dir einige Freude machen sollten. Da fand sich aber daß deine Seele von einer

Digitized by Google

leidenschaftlichen Liebe beherrscht war, was ich mir nicht vorgestellt hatte, so natürlich auch das war und so wenig es mich wundern konnte, da ich es erfuhr. Nun wirst du mich nicht für so erbärmlich halten, daß ich mich etwa darüber ärgerte, eine Art von Eifersucht empfand, wie sie gar nicht auf ein solches Verhältniß paßt, aber ich fand mich in meiner poetischen Production insoferne gestört, als ich dachte, du würdest bei einer solchen Gemütsverfassung für meine Sachen wenig Sinn haben und ich würde vielleicht sogar eine komische Figur spielen. Seitdem machte ich nichts mehr, und das ist schade, denn es wären wohl bessere Sachen nachgekommen, die dein Wesen specieller gespiegelt hätten. Dann wurde ich in das Verhältniß zu Mathilde hinein gerissen, das mir beinahe den Untergang brachte. Ich sah sie in der rührendsten Gestalt, krank, zertreten, mißhandelt, in Gefahr des Todes — ich hatte mich von ihr und ihrer Schwester fern gehalten, da sie noch gesund und glücklich waren, hatte da auch keine Veranlassung, mich zu nähern; nun hatte ich aber die Allerstärkste; ich konnte, ich durfte nicht widerstehen. Sie klammerte sich an mich an, sie setzte alle ihre Hoffnung auf mich, sie schickte nach mir, wenn ich nicht kam; die Eltern, der Arzt baten mich, an der Cur theilzunehmen, welchem Ansinnen ich zuerst entschieden wiederstrebte, am Ende aber doch willfahren mußte — da erhob sich jener fürchterliche Sturm, der mich erst auf den alten Thurm und dann hieher nach Frankfurt wehte. Wie ich wieder zu einiger Ruhe kam, lebte ich nur in dem bittern Gefühl, auch dich verloren zu haben. Nun weißt du alles, nun absolvire mich!

Du könntest mir entsetzliche Dinge erzählen, sagst du — — das wäre ja doch wohl Etwas, was ich noch nicht weiß, nicht bloß jener Todesfall .... Du erschreckst mich; ich kann mir nichts denken; was verstört dich so; was greift so furchtbar in dein junges, blühendes Leben ein?

„Was liegt daran, ob wir uns jemals hier wiedersehen?“ Viel, antwortet dir mein Herz, für sich selbst. Bei dir ist es begreiflich, du hast von mir nichts, als meinen Geist, den ich dir auch schriftlich offenbaren kann; ich aber hätte von dir noch außer deinem Geist Etwas, was zu entbehren kein kleiner Verlust ist. Ich hätte die unmittelbare, lebendige Anschauung deiner weiblichen Anmuth und Holdseligkeit, und ich würde mich, dich in lebensvollen Situationen vor mir habend und beobachtend, dichterischer Stoffe erfreuen, die ich jetzt nicht in Anwendung bringen kann. Ach, die volle lebendige Wirklichkeit hat einen großen Werth, und ich kann mich nur dadurch über deine Ferne trösten, daß ich mich in schwärmerische Gedanken vertiefe und dich in anderen, künftigen Gestalten, wo ich auch wieder jung sein werde, zu umfassen hoffe. „Die ganze Ewigkeit ist unser;“ das ist der wahre Trost.

Eines von den mitfolgenden Gedichten ist, wie du sogleich erkennst, aus deinen Briefen combinirt. Ich habe das deinige möglichst getreu wiedergegeben, wie

Digitized by Google

man denn Prosa leicht in reimlose Jamben verwandeln kann; nur foderte es der Zusammenhang, in den ich das Gedicht zu stellen beabsichtigte, daß ich Einiges demgemäß änderte. Das mußt du mir also nachsehen. Es geschah nicht aus Eitelkeit.

Ich weiß nicht, ob ich dir schon Etwas in Bezug auf meine „Frauenbilder" bemerkt habe. Diese Sammlung kann mich bei dem, der sie oberflächlich betrachtet, in ein sehr ungünstiges Licht stellen; ich erscheine da als eine Art Don Juan, was doch ganz gegen meine Weise zu fühlen und meinem in der Art nicht reichen Leben gar nicht entsprechend ist. Das kommt von der lyrischen Form dieser Darstellungen. Ich wollte eine Galerie weiblicher Charactere der verschiedensten Art geben und da bildeten sich zumeist kleine Romane in Gestalt von Liedercombinationen, wie sie der lyrischen Poesie eignen, wo der Dichter in eigener Person auftritt — seine eigenen Empfindungen ausspricht, oder auch solche, die bloß der Phantasie entsprungen, als seine eigenen hinstellt. Da tritt dann in Beziehung auf ein die Sache nicht verstehendes, philiströses und klatschsüchtiges Publikum der Uebelstand ein, das Alles, was der Dichter auch rein nur aus seiner Phantasie schöpft, auf ihn selber fällt, während man z. B. als Romanschreiber umgekehrt alles, was man selbst erlebt hat und wäre es das Verfänglichste Anstößigste, gefahrlos in seine Dichtung verwebt, indem man es erdichteten Personen zuschiebt. Ich kann mich nun einmal in keine andere Form fügen, als die lyrische, die ich als die lebendigste und in echtester Art poetische liebe und cultivire, muß deßhalb aber auch den persönlichen Nachtheil hinnehmen, der aus dieser Darstellungsweise erwachsen kann. Uebrigens ist in diesem Buch in der That viel unmittelbar Erlebtes und Gefühltes, manche Poesie ist ganz und gar nur Leben und Wirklichkeit, nichts gemacht, erfunden, nachträglich zu Stande gebracht. Die Gedichte entstanden aus dem Drange, einer leidenschaftlichen Empfindung Worte zu geben, sich selbst poetisch zu beschwichtigen, oder waren wirklich für eine bestimmte Persönlichkeit bestimmt und kamen in die Hände derselben.

Willst du wissen, was das für Poesien sind, so brauchst du nur von den heiteren und scheinbar frivolen, von denen in welchen Genuß und Befriedigung geschildert wird, abzusehen und dich nach den thränenreichen und verzweiflungsvollen umzusehen. „Adele" [1]) und „Malvine" sind solche. Meine „Miranda" ist auch größtenteils wahr, aber sie gehört eigentlich zur „Malvina"; ich stand mit einem Weibe in Verhältniß, das ich so maßlos feierte, wie in der „Miranda" zu sehen und das mich doch gleichwohl verrieth und verließ. Ich konnte mich nicht entschließen, die begeisterungsvollen Lieder mit jenen Klagen und gegentheiligen Schilderungen zusammenzuwerfen; ich machte zwei Abtheilungen daraus; in der Miranda gab ich ein reines Bild und das unglückliche Ende gab

[1]) Adele 9 von Brahms komponiert. D. R.

Digitized by Google

ich in der „Malvina“. Auf diese Weise bist du im Stande, der Sache auf den Grund zu sehen.

Adieu, theures Leben! Ich bitte dich nicht mehr, mir gut zu bleiben, denn es gibt für uns keine Zweifel, keine Bange mehr. Wir werden uns nun ununterbrochen schreiben, nicht wahr?

(Ich habe dich in meinen Gedichten „Sperate“ die Ersehnte, genannt. Der Name ist dem Sinn nach gut, aber nicht wohlklingend genug, ich weiß nicht, ob ich dabei bleibe.)

(Ein zweites ähnliches Blatt schrieb ich in einer andern Nacht.)

Mitternacht ist's; ich komme in meine Klause zurück von jenem Zirkel, von dem ich schon geschrieben habe; die Hoffmann war sehr liebenswürdig gegen mich, ich saß auch einem recht hübschen Mädchen gegenüber — sonderbar, daß ich gerade nach solchen Abenden deiner am lebhaftesten gedenke und den Drang habe, dir noch mit müden Augen etwas zu schreiben. Ist das nicht mehr, als die süßeste Schmeichelei, die ich dir sagen könnte? Nicht wahr, das legst du doch auch in die Wagschale? Nicht wahr, du bist mir gut und bleibst es? Dennoch? Ewig?

Du schläfst wohl jetzt. Träumst du jetzt von mir, so ist es sicher etwas Gutes. Auch wenn du im Wachen nichts davon mehr wissen wirst. In das Wachen pflegen nur die Träume zu reichen, die aus dem Wachen kommen. Wenn wir wüßten, was in jenen tieferen zur Vorstellung, zum Bewußtsein kommt! Da sind wir einander vielleicht näher, als wir glauben. Auf jeden Fall verbindet alle wahrhaft liebenden Seelen ein tiefes, inneres, ewiges Band. Eine ganze Ewigkeit ist unser, und diese Ewigkeit lang werden wir uns immer wieder neu finden, uns lieben und umfassen, ob wir es auch nicht mehr wissen. Auch haben wir uns gewiß schon oft gefunden, oft geliebt und umfaßt, ob wir es auch nicht mehr wissen. Du kennst ja meinen Glauben, und hast dich mit ihm vertraut gemacht! Halte ihn fest. Er wird dir einen ächteren Trost geben, er wird dir, wenn du träumen willst, süßere Phantasien erlauben, als jeder andere.

(Kleines Blättchen.) Ich schreibe dies nach Mitternacht, nach Hause kommend aus einer glänzenden Gesellschaft, in die mich eine reiche, geistreiche, liebenswürdige Dame gezogen, die mir wohl will, mich auf alle mögliche Weise auszeichnet, mir gerade heute die auffallendsten Beweise ihres Wohlwollens gab; ich starre vor Frost im ungeheizten Zimmerchen und ich bin doch so voll von dir, von dem Gefühl meiner Liebe zu dir, und deiner Liebe zu mir, daß es mich drängt, dir noch ein paar Zeilen zu schreiben. Bei Käthe haben wir heute wohl eine Stunde lang von dir gesprochen. Engel des Himmels! Es gibt keinen Ausdruck für meine Anbetung, für meine Bewunderung für dich. Verzeih mir nur meine schlechten Gedichte! Bei dir wird meine Poesie bankerott, für dein Wesen gibt es keine adäquate Schilderung. —

Digitized by Google

Du sprichst von einem Verhängniß, das dich verfolgt, das dich von jedem geliebten Herzen zu trennen versucht. Ach, du scheinst nicht zu wissen, daß dies ein ganz allgemeines Verhängniß ist. Es beruht theils auf der Wandelbarkeit der menschlichen Empfindungen, theils, und das ganz vorzüglich, auf unsern Sitten und socialen Einrichtungen. Ich habe mein ganzes Leben lang ein Herz gesucht, das mich verstehe und an dem ich ruhen könne unwandelbar bis an's Ende — ich habe es nicht gefunden, wenn du es nicht bist, und ich bin nicht mehr jung wie du, ich habe über ein halbes Jahrhundert hinaus gelebt. Gelingt es auch, die engsten Verbindungen zu schließen, wie namentlich die eheliche; so ist man doch nicht sicher vor dem Verlust. Die Ehe namentlich ist wie darauf eingerichtet, die verbundenen Individuen innerlich in dem Maße zu scheiden, als sie äußerlich zusammengeschmiedet sind. Wenn alles frei gegeben wäre, würden sich eher schöne dauernde Verhältnisse bilden. Denn es ist im Menschen auch ein Trieb zur Gestaltung bleibender Verhältnisse; selbst unter den Thieren (bei den Tauben z. B.) gibt es förmliche Ehen; jetzt aber, da der Zwang herrscht und die Liebe den Zwang nicht duldet und der Mensch nach dem Verbotenen verlangt, strebt alles auseinander und nichts erscheint süßer, als jene ehernen Banden zu brechen, wie es denn so unmöglich auch äußerlich und öffentlich sein mag, doch durch und durch innerlich und im Geheimen geschieht.

Da komm ich wiederum einmal nach Hause, und schreibe dir in meiner kalten Klause in tiefer, dunkler Mitternacht. O wäre meine Seele wie die deine so schön, so gut! Denn die ist lauter Licht, die strahlt in ewig unbefleckter Reine; kein Flecken ist, kein dunkeler in ihr. Ich aber, ach, ich bin, wie diese Nacht, so schwarz vor dir.

Das schrieb ich gestern im halben Träumen schlafwandlerisch hin. Ich wollte keine Verse machen, es wurden aber solche.

Ach, theueres Leben! Erkenne wenigstens meine Liebe, meine Andacht zu dir! Ich will dir nicht besser erscheinen, als ich bin, du bist ja mein liebes, süßes Beichtväterchen; ich bekenne dir alle meine Sünde und Schuld. Du bist ein vom Himmel gekommener Engel, der mir Beicht hört. Tausende von Menschen verachte ich gegen mich, weil ich mich besser weiß; gegen dich weiß ich mich böse und schlecht. Aber ein Blick aus deinen Augen, ein Wort aus deinem Munde reinigt mich. Ein Blick? — Ja doch, denn ich sehe dich immer vor mir.

Du thust dir so viel Zwang an, um heiter zu sein oder doch zu scheinen; es ist dies ein sehr schöner, edler Zug von dir; aber ich fürchte, daß dich dieser Kampf aufreiben wird. Es gibt Dinge, die man wohl durchsetzen kann, aber nicht ohne Gefahr für Gesundheit und Leben. So viel ich mich erinnere, ist Göthe das Opfer eines solchen Kampfes geworden. Er wollte den Schmerz über den Verlust seines Sohnes unterdrücken und bekam einen Blutsturz. Ich habe wenigstens etwas der Art über ihn gelesen. Thue nicht mehr so, ergieb dich lieber der Traurigkeit; sie wird vorübergehen; aber lachen mit gebrochenem Herzen, das

Digitized by Google

ist tödtlich. Denke dir deine Eltern, deinen Vater, der schon fast wahnsinnig geworden scheint, über den Verlust des Sohnes! Ich will von mir nicht reden. Aber ich kann mirs nicht denken, wie ich fortleben sollte, wenn du nicht mehr da wärest. Komm lieber zu mir, weine dich aus bei mir, laß uns zusammen klagen, das ist besser, wenn auch nicht so heroisch. Du darfst nicht so edel sein; dieser Edelmuth würde zur Sünde werden, wenn er dich zu Grunde richtete. Ach komm! Ich will alles Mögliche und Erlaubte tun, um dieses Glück zu erleben, nur etwa die Rücksicht auf mein Kind würde ich nicht aus den Augen lassen dürfen.

Ich bin manchem andern weiblichen Wesen einen gewissen Grad von Liebe und Anhänglichkeit schuldig; die Passavant, die mich zu Nürnberg beschützte, Helene, die mich rettete, die Hoffmann hier, die unglaublich schön und edel an mir handelt, ich muß sie ehren; und Mathilde zu verlassen, so lange sie mich braucht, wäre schlecht; aber nichts könnte mir doch wohl jene allertiefste, innerste Genüge geben, die mir durch dich wird; ohne dich würde ich mich dennoch arm und elend fühlen, würde ich dennoch verzweifeln. O komm, komm zu mir, mein Kind, meine Geliebte, mein Alles!

Ehe ich siegle, noch Etwas! Meine Existenz hier wird immer unmöglicher, mein Kind jammert und fleht mich an, meine Rückkehr zu beschleunigen, meine Frau sagt, sie müsse bei der jetzigen Einrichtung Hunger leiden, sie wird kommen, um mich zu hohlen. Wenn ich auf diese Weise gezwungen sein sollte, eher fortzu gehen, als du kommst, so bitte ich, deinen nächsten Brief nach meinem Abgang, den ich melden werde, in mein Haus nach Nürnberg zu adressieren, ihn jedoch Französisch zu schreiben und deinen Namen nicht zu nennen, oder es auch so einzurichten, daß ein kleiner deutscher Brief vorhergeht, den Alle lesen können und daß dann eine scheinbare Stelle aus einem französischen Schriftsteller folgt. Das Weitere werde ich dann schreiben. Ich muß auch deßhalb fort, weil ich hier meinen verletzten Fuß immer übermäßig anstrengen muß und gar keine Pflege habe, so daß das Uebel immer ärger wird, in Nürnberg werde ich lange Zeit gar nicht ausgehen; für diese Periode wird kaum etwas anderes übrig bleiben, als jene Art von Correspondenz. Ließe sich dein Vater zu einer Reise bestimmen, und könnten wir nicht mehr in Frankfurt zusammen sein, so könntet ihr doch wohl nach Nürnberg kommen, ohne mit meiner Frau, von der dein Vater nichts mehr wissen will, in Collision zu kommen. Ihr könntet bei Veit's Sohn Carl in der Messinghandlung wohnen; das ist ein weitläufiges Gebäude; Jean Valentin wohnt auch dort und Karl ist ein gutmüthiger, wenn auch etwas schwacher Mensch. Veit wohnt nicht in der Messinghandlung sondern in einem Garten. Wenn du glaubst, daß es etwas nützen kann, so will ich diese Vorschläge in einem Brief an deinen Vater machen. Ich käme dann, von Karl gerufen, zu euch; ich brächte auch meine Ottilie mit und so hätten wir uns doch noch einmal im Leben gesehen. Suche es zu erwirken, lieber Engel! ich lebe

Digitized by Google

vielleicht nicht mehr lang. Ich würde dir nicht meinen Segen geben, sondern dich anflehen, ihn mir zu geben als Reisesegen in eine andere Welt.

(Poststempel Frankfurt, 11. Januar, 1885)

O eile, schmiege
dich an mein Herz;
Das bange Pochen
in ihm beschwichtige,
Die Flammenqualen,
Die es verzehren,
In Schlummer wiege;
Und komm zur Ruh'
Du lieber, armer
Gequälter Engel
An ihm auch du.

Ohn Ende hier
Blüht dir die Blume,
Die himmlische,
Die lilienreine
Des Mitgefühls.
Ohn Ende blüht sie
Ich glaube, weiß es,
An deinem Herzen,
Geliebte, mir.
Im Heiligthume
So hehrer Liebe
Da wohnt der Friede;
Da ruht es sich
Wie in dem Schoße
Der Ewigkeiten,
So sanft, so gut.
Hier laß uns hausen!
Was wollen wir
Im weltlich wirren
Getobe draußen,
Wo nimmer rastet
Für zarte Seelen
So wüster, wilder
Gestürme Muth?
Komm an mein Herz!
Nicht kann es dir,
So heiß es glühe,
So treu es schlage,
Die Wonne spenden,
Die junge, schöne
Die sinnenfrische
Die du verlangst.
Doch ein Genügen
Das tiefer wurzelt,
Das nicht so eilig
In Nichts verweht,
Wird es dir geben,
Wenn du's vertrauend
Zu deines schmerzlich
Erkrankten Lebens
Zu deiner Seele,
Der aufgeschreckten
Verletzten Taube,
Heimatlich-stillen
Asyl erkorst.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Kunstnöte.

Von Josef August Beringer in Mannheim.

Wenn wir Deutschen die Abrechnung über die bald fünfzigjährige Kulturarbeit und -Leistung seit unserer Einigung aufstellen, so können wir nicht unbeträchtliche Posten zu unseren Gunsten aufzählen. Wir haben eine lange Friedensperiode und während dieser eine glänzende wirtschaftliche Entwicklung. Wir haben erstaunliche soziale Reformen und Verbesserungen eingeleitet und durchgeführt und einen kolonialen Besitz, der das Mutterland mehrmals an Größe übertrifft. Wir stehen in Wissenschaft und Technik mit an der Spitze der Nationen und haben in der ernsten Musik nicht nur unsere Vorherrschaft von altersher behauptet, sondern mit dem Genie Wagners die überragende Stellung Deutschlands verstärkt. Wir haben auf allen Gebieten des materiellen, geistigen und künstlerischen Lebens Zeugnis gegeben, daß wir eine aufstrebende, innerlich und äußerlich reiche Nation sind, an deren Wesen die ganze Welt ein Vorbild finden und genesen kann. Das neue Deutschland hat in kurzer Zeit neue Ausdrucksformen in Literatur, Musik und bildender Kunst geschaffen. Wir schienen

Digitized by Google

auch da an die Spitze einer neuen Zeit treten zu wollen und haben doch, wenn wir näher zusehen, einen Notstand zu verzeichnen, der einem unvoreingenommenen Beobachter unmöglich verborgen bleiben kann. Auf allen Gebieten künstlerischen Schaffens stehen wir heute Einzelerscheinungen, sogar Gesamteindrücken gegenüber, die das Elend und die Not des deutschen Kunstlebens offensichtig machen. Der aufrüttelnde Ruf Nietzsches nach einer gesunden, starken, eigenherrlichen künstlerischen Kultur scheint klanglos verhallt zu sein. Die Siegfriedsnaturen endigen in Resignation; die Alberiche gieren nach Gold und Macht. Der Drache des materiellen Besitzes liegt erdrückend auf dem ungehobenen Nibelungenhort, der in der Tiefe des deutschen Wesens als Kunst verwahrt ist.

Warnende und anklagende Zeichen über das Elend und die Not in der deutschen Kunst erheben sich allenthalben. Die Kunst, einst der Ausdruck des höchsten und heimlichsten Wertes einer Nation, ist eine käufliche Sache geworden, ein Gegenstand wütender und sinnloser Spekulation. Die Künstler, die noch auf Selbstachtung und Selbständigkeit halten, sehen sich zu Protesten und Organisationen veranlaßt. Das deutsche Volk steht heute verwirrter, ratloser als je vor den Kunstleistungen seiner Zeit und wird eine Beute schlauer Taugenichtse und abgefeimter Betrüger.

Woher diese Verwirrung, dieses Elend, diese Not?

Da die Kunst einer Zeit der Ausdruck ihres kulturellen Wesens ist, so läßt sich aus den Zuständen unseres Kunstlebens auf den Inhalt unserer Kultur schließen. Die Existenz so verschiedener, sich ausschließender und feindlich gegenüberstehender Richtungen in der Kunst, die Schreckensherrschaft, die das Kunstschrifttum, das Cliquenwesen und ein Künstlerverband gegen den anderen ausüben, beweisen genugsam, daß es uns an einer gemeinsamen, einheitlichen und ernsten Welt- und Kunstanschauung gebricht, die, Richtung und Ziele gebend, über unserem Kunstschaffen steht. Der Kulturkampf, der bei Errichtung des deutschen Reiches gekämpft wurde, ging doch noch um andere Güter, als nur um das Verhältnis von Staat und Kirche. Jener Kampf hat die Grundlagen unserer Weltanschauung bis in die tiefsten Wurzeln erschüttert. Die unerhörten politischen Errungenschaften und die daran sich anschließenden großartigen wirtschaftlichen Ergebnisse schienen durchaus der „Realpolitik“ und dem „Erfolg“ recht zu geben. Die größten deutschen Meister der Kunst starben aber in denselben Jahren des politischen und materiellen Aufschwungs als Einsame, Verkannte, Verzweifelte: Moritz von Schwind, der Erzpoet der deutschen Kunst, schloß 1871 zu München sein schönheitsseliges Auge vor dem neuen Deutschland. Die Erstaufführung des Nibelungenringes 1876 zu Bayreuth bedeutete für Wagner einen finanziellen Zusammenbruch, und nach dem Parsifal 1883 schied er als ein Erschöpfter und Verzweifelter aus dem Leben. Feuerbach ging 1880 an der Teilnahmslosigkeit seines Volkes zu Grunde.

Digitized by Google

Zur selben Zeit, als das Genie Bismarcks die verheerenden Wirkungen des Kulturkampfes für das Volksleben des geeinigten Deutschlands erkannte und zu beseitigen unternahm, erhoben die Ichsucht in den Massen, die am Buchstaben klebende Krittelsucht in der Wissenschaft, die Zweckdienlichkeiten in den sozialen Beziehungen, der Götze Technik in der Industrie, der Handelsbetrieb in Kunst und Wissenschaft ihr Haupt. Die Wissenschaft und die Schulen begannen auf einer kahlen Geistespfiffigkeit und Schwätzerei zu bauen. Die Lebensgrundsätze verzichteten auf die Tiefe und machten sich in der Fläche breit. Die Erhebungen und der Schmuck des Lebens, seine Tröstungen und seine Freuden, Religion und Kunst traten in den Hintergrund. Sie fristeten abseits und fern vom Strome des Lebens in der Einsamkeit und Verkennung ihr Dasein. Sinn und Bedeutung der Worte in Kunst und Leben wurden zur Phrase verflacht. Das Schlagwort trat seine Herrschaft an.

In denselben Jahren, in denen der Materialismus philosophisch zwar überwunden wurde, begann der mißverstandene Darwinismus in die Massen zu bringen und eine „Umwertung aller Werte" herbeizuführen. Nur eine intellektualistisch bloß prunkende, geistig feminin verschwächte Zeit konnte den eben geborenen wundersamen Begriff vom männlichen, seine Schwächen und sich selbst überwindenden, in seiner Stärke und in seiner Zartheit heldischen Übermenschen in sein groteskes Gegenbild vom brutalen Egoisten verzerren und den Herdenmenschen zum Idealbild erheben, indem sie die Massen zu organisieren und mit Führern in Bewegung zu setzen begann, denen die großen, volltönigen Worte lockerer auf der Zungenspitze saßen, als die großen Gedanken und Anschauungen im Gehirn, und deren Erfolg nur in der Statistik steigender Zahlen lag. Je feinere Köpfe, reinere Herzen, leidenschaftlichere Triebe vorher daran gewesen waren, mit dem neuen auch ein besseres Deutschland herbeizuführen, um so mehr bekamen jetzt die fühllosen Zahlen und die plumpen Massen ihr Gewicht. Die geistige Demokratisierung und Proletarisierung, die ethische Uniformierung begann mit der materiellen gleichen Schritt zu halten. Das ältere Deutschland hatte mit dem Einigungskrieg Weltgeschichte gemacht. Die junge Generation glaubte der geschichtlichen und traditionellen Werte entbehren und die neue Welt und Zeit aus sich heraus und ohne Rücksicht und Ehrfurcht vor den Zusammenhängen gebären zu können. Das endlich geeinigte Deutschland wurde schnell zu eng befunden. Die Söhne jener Deutschen, die „mit Blut und Eisen" sich national zusammengefunden hatten, nahmen mit den internationalen Geschäftsbeziehungen auch internationale Wesenlosigkeit an. Sie gaben die besten Eigenschaften auf, um charakterlose Allgemeinerscheinungen zu werden, um sich nicht zu unterscheiden von den Bildungen, denen die geschäftliche Arbeit von Jahrhunderten ihr geistiges und körperliches Gepräge dünn geschliffen und nur dem „Geschäftemachen" angeglichen hatte. Weltweis-

Digitized by Google

heit, Weltschönheit, Weltgerechtigkeit war einst, „Weltwirtschaft" wurde jetzt das Ideal, dem die ehrwürdigen, vererbten und in langer Geschichte gewordenen nationalen Tugenden und Werte geopfert wurden. Ein alles zu Geld machender, alles in Geld ausdrückender Amerikanismus auf allen Gebieten beginnt sich breit zu machen. Jeder Humbug gilt als recht und erlaubt, jede Reklameaufmachung als zulässig und zweckmäßig, jede List und Brutalität als tauglich und anwendbar, wenn es gilt, ein „Geschäft" zu machen. Die nationale Selbstachtung, die Pietät vor dem Gewordenen, die Ehrfurcht vor den reinsten und tiefsten Offenbarungen nationalen Wesens werden verkauft und verschleudert. Unter dem Schutz, der Förderung und der Irreführung feiler Federn wird eine Bewegung großgezogen, die mit artistischen Künsteleien an Stelle der Reinheit und Tiefe der nationalen Kunstoffenbarungen eine glänzende und schillernde Oberfläche vortäuscht. In denselben Jahren, in denen die politische und wirtschaftliche Überlegenheit Deutschlands sich dartun kann, wird die deutsche Kunst dem welschen Geschmack und dem welschen Wesen untergeordnet, — ein Vorgang, wie er für schöpferische Völker in der Welt- und Kunstgeschichte noch nie da war. Wie verhielt sich die Künstlerschaft während dieser Entnationalisierung der Kunst, die zugleich eine Herabwertung und Entwürdigung der deutschen Kunst darstellt? — Man muß, um festen Boden zu gewinnen, zwischen der älteren und jüngeren Generation unterscheiden. Die ältere Generation, die noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts geboren ist, hat die Bitterkeit eines bodenständigen, aus den Tiefen des eigenen Ingeniums oder aus der Volksseele herausquellenden Schaffens bis auf die Neige durchgekostet. Sie hat ihre künstlerische Persönlichkeit mit dem Schmerz langjähriger Verkanntheit und Ablehnung bezahlt. Von diesen Schmerzen der deutschen Kunst seien hier nur die sieben genannt: Feuerbach, Böcklin, Leibl, Marées, Lugo, Thoma, Trübner. Sie rangen und wurden. Niemand hat sich um sie gekümmert, und ihre „Richtungen" waren doch verschieden genug, um irgend einem Geschmack zu entsprechen. Erst spät hat der Kunsthandel sich an ihnen bereichert, ohne je ein Risiko getragen zu haben. Aber diese Künstler haben ihre Persönlichkeit und ihre persönliche Kunst über alles gestellt. Sie haben die Sache um ihrer selbst willen getan. Sie sind Deutsche.

Unter der jüngeren Generation gibt es gewiß auch die einsamen Schaffer, die in der Kunst ihre eigene Welt und damit ein Neues und Eigenartiges geben. Mag es noch so eng und klein sein, es ist ein Ganzes und Wertvolles und Lebendiges. Aber eine andere Gruppe der jüngeren Generation nahm es mit dem Begriff der Persönlichkeit leicht. Geboren im neuen Deutschland, nahmen sie mehr als einen Hauch von dessen neuem Geist, wie er oben geschildert wurde. Sie wurden „Weltbürger", — meist, ja fast ausschließlich, indem sie Pariser Manieren annahmen. Auch die ältere Generation hatte sich wohl in Paris um-

Digitized by Google

gesehen. Feuerbach hatte sich bei Couture von den Düsseldorfer Einflüssen befreit. Böcklin hat die Revolution in Paris erlebt und einige stoffliche Anregungen empfangen. Leibl und Thoma waren nicht ohne Gewinn in Paris gewesen. Aber sie alle wahrten ihr Deutschtum in der Kunst. Sie verarbeiteten die in Paris gewonnenen Eindrücke auf ihre Art und gaben deutsche Kunst. Ihr Wesen hatte am Kontrast sich geklärt und gefestigt. Es ist falsch und irreführend zu behaupten, irgend einer der Genannten hätte der Pariser Kunst etwas Wesentliches zu danken. Feuerbach, Böcklin, Marées und Lugo haben ihren endgültigen und vollkommenen Stil unter Italiens Sonne gebildet, Leibl in der Aiblinger Einsamkeit, Thoma und Trübner in München und Frankfurt.

Paris ist seit Jahrhunderten herrschend in der Mode. Die verwelschte Kunst unserer Zeit weist gern auf Friedrich den Großen hin, der sich mit heute hoch im Kurs stehenden Werken der französischen Rokokomalerei umgeben und dadurch sich höchste malerische Werte gesichert habe. Das lag aber einmal in der französischen Kultur, die damals an den absolutistischen Fürstenhöfen herrschend war. Dann aber wollte Friedrich II. diese Werke sicher weder als Spekulationsobjekte, noch als malerische Vorbilder in Deutschland einführen. Es war eben persönliche Liebhaberkunst ohne Nebenzweck.

Was soll daneben das Geschrei nach französischer Kunst als der „richtunggebenden", der „einzigen" von malerischer Bedeutung?

Die junge Generation hat diesen modischen Einfluß nicht bloß an sich empfunden, sie hat ihn völlig als alleinwertig nach Deutschland übertragen — im schlimmsten Sinn der Mode! Man kennt die Vergesellschaftungen der Künstler und Literaten vom Montmartre und Mont Parnasse. Sie sind die Urformen der Herdeninstinkte. Wie durch ein geheimes Symbol verbunden, haben die deutschen Parnassiens ihre Brüderschaft „daheim" fortgesetzt. Sie haben sich ihrer Bodenständigkeit begeben, wollten als starke Talente gelten und gaben sich fast besinnungslos der Stoffwelt und der Technik ihrer Meister hin. Statt in ernster Arbeit und mit erweitertem Gesichtskreis sich zu prüfen, zu klären und zu sich selbst zu finden, wurde die „neue Kunst" aus einigen äußeren „Errungenschaften" zusammengeflickt. Manets Kunstweise, als Komponente aus Goya und japanischen Einflüssen entstanden, Monets helle Impressionen von Luft- und Lichtdarstellung, Cézannes farbige Schatten und neue Farbenklänge, van Goghs flackernde Technik und intensive Farbigkeit wurden wohl nachgeahmt, aber nicht nacherlebt und nachempfunden. War es nicht schon ein Mangel, die ganze neue Malerei nur auf „das Malerische", den „Farbenklang", den „Pinselstrich" (das Komma und die Arabeske) aufzubauen und Form, Zeichnung, Raumbildung, Perspektive, Anordnung, Ausschnitt usw. zu vernachlässigen?

Was die junge Künstlerschaft bot, war in jedem Betracht Kunst zweiter Hand, weil sie nicht errungen und erarbeitet, sondern nachgearbeitet und mecha-

Digitized by Google

nisch nachgebetet war. Das Persönliche, das in der Kunstbewertung ausschlaggebend ist, wurde in die Masse verlegt, in die Masse der Produktion, in die Masse der Zusammengehörigen. Werk auf Werk wurde herausgeschleudert, skizzenhaft, unfertig; die Masse der Werke sollte zeigen und aussagen, was ein einzelnes, gut ausgereiftes, im Technischen und Inhaltlichen bis zur letzten Möglichkeit beherrschtes Werk — nicht mehr sagte. Hinter jedem großen Werk von Dauerwert leuchtet der göttliche Ernst der Arbeit hervor, auch wenn er zu spielender Heiterkeit gewandelt ist. An diesen neuen Werken zeigte sich nur die grinsende Grimasse, mit der die Leichtfertigkeit und Selbstsucht sich über die Normen hinwegsetzte. An ein organisches Wachsen, Blühen und Reifen aus den eigenen Kräften, Anlagen, Studien und Kämpfen heraus wurde gar nicht mehr gedacht; denn das Wachsen und Reifen geschieht in der Stille. Mit einem oder mehreren Stücken zu bluffen, jeden Tag neu zu scheinen, einen Reichtum, eine Vielseitigkeit vorzutäuschen, die nicht vorhanden waren: das galt als original, neu, wertvoll!

Bildende Kunst ist Stille, ist Ruhe. Aber im Zeitalter der Elektrizität, der Automobile, des Sportes sollte die Kunst ein Abbild des Lebens werden. Sie wurde also ein Mechanismus, der dort den Sieg gewann, wo er Rekorde schlug, Rekord in der Produktionsmenge, Rekord in der faustfertigen Technik, Rekord in der Wahl der Motive usw. Daß bei der fieberhaften Arbeitsweise, — die angestrengte Arbeit ist wohl noch der beste Teil der jungen Künstlerschaft, — bei der Furcht, ja nicht rückständig und immer auf dem Neuesten zu sein, weder den Einzelheiten noch dem Ganzen die nötige Sorgfalt zugewendet werden konnte, ist klar. Aus der Überproduktion ergab sich naturnotwendig eine Verrohung des Gesichtssinnes, die in Form und Farbe, in Raumbildung und Aufteilung zum Ausdruck kam, eine Fühllosigkeit für die feineren Reize, die der Kunst zugänglich sind, die nur noch von der Gemütlosigkeit übertroffen wurde, mit der die Stoffe angefaßt zu werden pflegten.

Noch nie in der Kunstentwicklung hat eine solche Umwertung der Grundlagen stattgefunden, wie heute. Der Schrei nach einer „unliterarischen", „inhaltlosen" Kunst hat zur Verblödung in der Kunst geführt. Indem die Phantasietätigkeit beim Kunstschaffen von der stofflich inhaltlichen rein auf die kunsttechnische Seite, vom Was auf das Wie der Darstellungsweise umgeschaltet wurde, begaben sich die Künstler des einzigen Korrektivs hinsichtlich der strengen Form, der Raumbildung, der Rhythmik der Massen, der Schönfarbigkeit, das heißt sie gaben leichtfertig die von den Besten in schwerer Arbeit erzielten Errungenschaften von Jahrhunderten auf, um imaginäre oder bereits vorhandene Werte nachgeordneter Bedeutung nachzuklüngeln. Die Klarheit und Transparenz der Lüfte, das helle Spiel des Lichtes im Freien und in Innenräumen, die Pracht der Farben und ihre sinnlich schöne Verteilung war ja in verschiedenen Zeiten schon erreicht

Digitized by Google

und zwar in einer Vollkommenheit, die weit über dem Niveau der heutigen Farbenkneter-Leistungen stand. Es handelt sich im Grunde auch nicht um ein neues optisches Verhältnis zur Natur, denn das Auge ist unverändert geblieben, sondern um ein hirnliches oder besser seelisches Moment. Aber gerade das sollte in der neuen Kunst ausgeschaltet werden. Die Verfeinerung der Sinnesmechanismen müßte logischerweise eine schärfere Betonung der formalen räumlichen und koloristischen Komponenten eines Kunstwerkes zur Folge haben. Aber gerade das Gegenteil trat ein. Eine Verfeinerung und Vertiefung der geistigen und seelischen Kräfte allein kann die neue und vertiefte Auffassung der Natur begünstigen und herbeiführen. Der neue Geist allein gebiert die neue Welt und entwickelt aus gegebenen, unveränderten Elementen ein Neues. Die Sprache, das heißt die technische Ausdrucksweise für dieses Neue bildet sich nach Maßgabe der neuen Erkenntnis, nicht umgekehrt.

Der krampf- und krankhafte Drang der neuen deutschen Künstlerschaft, zu einer neuen Monumentalform zu kommen, beweist genug, einerseits, daß sie der nur technischen Vortragsweise satt geworden ist, andererseits, daß sie wiederum einem Irrtum entgegengeht, insofern sie die Monumentalmalerei höher einschätzt, als die Tafelmalerei. Das Suchen der Monumentalform, die notwendigerweise wegen der meist erstrebten Fernwirkung auf stärkerer Vereinfachung in den Einzelformen, in der Gliederung und Aufteilung der Massen beruhen muß, bewirkt logischerweise eine Betonung der großen Form und Linie. Damit wird, ganz im Sinne der Zeit, auf „großzügige", das ist rohere Linien- und Flächenwirkungen hingearbeitet. Der Gipfel der Gedankenlosigkeit und des Industrialismus in der Kunst liegt nicht mehr weit bei solchem Schaffen. Eine endlich gefundene „Wirkung" wird dann in ungezählten Repliken und Varianten ausgenützt vom originalen Künstler selbst, wie auch von seinen Nachahmern. Der klassische Schulfall hierzu liegt in den dutzendweise vorhandenen Mähern und Holzfällern vor, die von einem zurzeit im höchsten Modewert stehenden Schweizer Künstler angefertigt wurden. Seine auf äffischem Nachahmungstriebe begründete Schule, deren Produkte ohne weiteres in Form und Farbe rezeptmäßig hergestellt werden, beweist unwiderleglich, daß hier der Herdeninstinkt, die Modenachäffung, die wirtschaftliche Seite und die Geistlosigkeit gleichermaßen am Werk sind, den Kunstbetrieb industriell auszubauen und auszunützen und durch Massenwirkungen die Massen zu beherrschen. Dieses Organisationsprinzip macht sich heute geltend, wo immer ein künstlerisches Problem angeschlagen wird. So entstehen aus falscher Originalitätssucht, die das Ganze und allein Wertvolle der Kunst außer acht läßt, jene Vergesellschaftungen und Herdenbetriebe, wie wir sie heute im Neoimpressionismus, Expressionismus, Kubismus und Futurismus orgiastisch sich auswirken sehen. Man darf 100 gegen 1 wetten, daß die in die Zukunft wirkende Kunst heute wieder, wie je, in der Einsamkeit und Stille von den unbe-

Digitized by Google

kannten Meistern geschaffen wird, und daß der hochgeschrieene und hochgeschriebene Kunstherdenbetrieb nichts als eine Modeerscheinung ist, der der Meisterzauberer zur rechten Zeit zurufen wird: In die Ecke, Besen! Seid's gewesen!

Die Kunst ist ja nicht nur ein Ergebnis der allgemeinen kulturellen Zustände und der Künstler, sondern auch eine Sache der Kunstfreunde, des Publikums. Wer das Verhältnis der Kunstkonsumenten zur Kunst untersucht, entdeckt wenig Erfreuliches. Eine innere Beziehung zur Kunst, jenes feine Liebhabertum, das zum Glück und Wohlbehagen für die Kunst weit genug war, um durch die verschiedensten Richtungen und bei den verschiedensten Künstlern befriedigt werden zu können, scheint fast ganz ausgestorben zu sein. Glaubwürdigen Äußerungen von Künstlern, Kunsthändlern, Kunstvereinsvorständen und Liebhabern zufolge werden heute Kunstwerke nicht mehr gekauft, um in ihnen einen immer gegenwärtigen Bildungsbesitz zu haben, eine Quelle immer neuer seelischer Freuden und Anregungen. Der Sammler im alten Sinne aus Liebe zur Kunst, etwa wie Graf Schack einer war, ist nahezu ausgestorben. Die deutsche Kunst hat vielfach jede geographische und innerliche Bodenständigkeit aufgegeben. Sie sagt nichts mehr vom deutschen Wesen. Sie ist eine Kunst der Atelierstreitigkeiten, der Kämpfe und der „Prinzipien" geworden. In jeder Kunstausstellung weht deutlich Kampfluft, und der Sturm kann bald aus jedem Bild hervorbrechen. Statt der Empfindungen und Stimmungen, statt der fabulierenden und erzählenden Stoffe haben wir jetzt gemalte Doktrinen, Malerscholastik, Farbendialektik, nur nicht mehr den Frieden und die Harmonie. Diese Kunst ist, mehr denn je, nur noch dem Verstand und dem Gehirn zugänglich. Es ist Tendenzkunst im artistischen Sinn, malerische Spitzfindigkeit an Stelle der harmonischen Kulturwerte. Als solche hat sie keinen „Liebhaber"-, sondern nur mehr „Markt-Wert". Wenn es hoch kommt, wird heute Kunst gekauft, um mit Kultur zu prunken, Kunstliebe vorzutäuschen, um unter dem Deckmantel der Kultur gute Geschäfte zu machen. Kunst ist heute ein Wertpapier, eine steuerfreie Kapitalanlage. Heute kauft man Kultur, Tradition, den Geschmack von Generationen, Kunst, wie man Käse kauft. Eine alte Galerie, für etliche Millionen angekauft, soll für oberflächliche Urteile traditionell gepflegten Kultursinn gewährleisten; eine neue Galerie soll den Anschein des „auf der Höhe" stehenden Zeitgeschmackes erweisen. Im Grunde bezeugt ja das alles nicht mehr, als die Schicksalsgunst eines gefüllten Geldbeutels und einigen Wagemut. Bildwerke sind heute Kurswerte wie Industrieaktien, mit Kurszetteln und Börsenplätzen, Agenturen und Reklameeinrichtungen, mit Nennwerten und Spekulationspreisen, kurz, mit allen Merkmalen der Börsentechnik. Wichtiger als der Künstler und sein Werk in diesen Transaktionen ist der Händler, seine Geriebenheit, Gerissenheit, seine spekulative Fähigkeit und Zähigkeit. Jenes einst von autoritativer Künstlerseite ausgesprochene Wort, Berlin sei der erste deutsche

Digitized by Google

Kunstplatz geworden, denn es habe den größten Umsatz, hat in diesem kaufmännischen Sinne volle Wahrheit und Richtigkeit. Nur eben, daß alles das mit Kunst und Kunstschaffen nur noch äußerst lose oder gar keine Beziehungen mehr hat, sondern nur mit der merkantilen Ausnützung der Kunst, mit dem Kunstgeschäft zusammenhängt. Durch diesen in das Kunstleben gekommenen geschäftlichen Zug, der sich auf Modenamen, auf Modetechniken, auf Besitzergier und Auktionsergebnisse stützt, ist der Händler zum Regisseur der Kunst geworden. Der Handel mit „neuesten Hodler", „frühen Liebermann und Trübner" usw., wie er vom Kunsthandelsspezialisten getrieben wird, ebenso wie gewisse Häuser nur „Vertretungen der Impressionisten", der „blauen Reiter", der „neuen Vereinigung" u. s. f. sind, beweist doch unwiderleglich, daß der Handel in der Kunst eine Form angenommen hat, wie der Zirkus für das Theater unter Reinhardts Führung. Dieser Reinhardtismus in der Kunst wirkt durch seine grobe Materialität, seine Massensuggestion nicht bloß schädigend und verderblich auf Kunst und Künstler, — die Künstler werden die „Sklaven der Händler" — sondern auch auf das Kunstpublikum im allgemeinen. Dieser Handel und seine Regie beeinflußt und vergiftet nicht bloß die unmittelbaren Beziehungen von Künstler und Liebhaber, die Preise und die Kunstbewegung im allgemeinen, sondern auch das Verhältnis der Kunstbeamtung und der Presse zur Kunst.

Das junge Kunstbeamtentum ist eine der neuesten Erscheinungen im Kunstleben und nicht allewegs eine der erfreulichsten. Das Streben dieser namentlich im Kommunaldienst tätigen, aus Kunsthistorikern zu Kunsthändlern sich umwandelnden Budgetverwaltungsbeamten geht, da sie Galerien meist erst zu schaffen haben, vielfach zunächst darauf aus, mit großen Budgetsätzen und freiwilligen Spenden sich gut zu inszenieren und durch verblüffende Ankäufe zu imponieren. Von ihrer unschätzbaren Bedeutung als Wahrer und Träger der Kultur sind sie meist so gründlich durchdrungen, daß sie jede gegenteilige Meinung vielfach mit Glück niederzukämpfen wissen. Denn sie haben fast immer die Presse zu ihrer Verfügung, die ein leichtbegreifliches Interesse daran hat, die nötige Reklamefolie für die neu errichtete Kunstkirche zu schaffen. Weiterhin versieht ja diese Kunstbeamtung die Presse mit den interessantesten Kunstnotizen und Kunstberichten im Sinne einer „einheitlichen" Aufklärung des sehr kunsthungrigen Publikums. Die kommunale Kunstpflege, die ihre Mittel den Kreisen der Bürgerschaft entnimmt, hat natürlich die Pflicht und das Bedürfnis, dieser selben Bürgerschaft eine Gegenleistung zu bieten. Die Popularisierung der Kunst tritt in den verschiedensten Aufmachungen auf, als zyklische Vorträge, als Führungen, als Akademie für Massen mit und ohne Lichtbilderserien u: s. f. Die Phrase, der Kunstkinobetrieb, der Geniekult der vom jeweiligen Kunsthallendirektor geachten Genies und der Modedienst sind fertig. Man begreift nur nicht, warum die Kinematographen als „Lichtspieltheater"

Digitized by Google

sich nicht schon längst dieses dankbaren und mit geringen Kosten zugänglichen Kunst-Filmbetriebes bemächtigt haben, und warum die kulturgierigen Stadtverwaltungen diese Kunstkinos nicht in eigener Regie führen wollen. Daß in der Allerweltskunstsuppenschüssel jede feinere und reinere Kunstwirkung ertrinkt, ist für jeden, dem Kunst und Kunstgenuß noch voller Reinheit und Keuschheit sind, ohne weiteres verständlich. Diese Demokratisierung der Kunst ist ohne Frage ihre Vulgarisierung.

In der gleichen Richtung bewegt sich auch der neue Kunstjournalismus, ein Sumpf, aus dessen Schlammgrund die Edelstauden der Sensation, der Clique und Claque und der Beckmesserei zu wachsen pflegen. Die große Bedeutung der Aufklärungsarbeit durch die bis in die letzte Hütte dringende Presse darf keinen Augenblick verkannt werden. Sie wird von der ernsten Presse mit ihrem fachmäßig vorgebildeten Redaktionsstab oder durch eine geeignete und aus langen Erfahrungen heraus berichtenden Mitarbeiterschaft tatsächlich und in ehrenvoller Weise geleistet. Aber jene nicht allzu eng begrenzte Presse, die sich durch kunstfachliche Grünlinge, denen neben jugendlichem Draufgängermut und einiger Kühnheit vielleicht nur noch der technische Kunstjargon zur Verfügung steht, und durch jene Kunstschmocks bedienen läßt, die ohne Zeit und Lust zum ernsthaften Kunststudium aus ihrer Kaffeehausmystik und zwischen zwei Zigaretten fachmäßig gespickte „Kunstberichte" stilisieren, sind eine der ärgsten und ärgerlichsten Kunstnöte in deutschen Landen. Sie sind die Väter und Enkel des Herrn Snob, der mit blasierter Geste die herbe und reine Kunst ablehnt, weil sie nicht marktgängig ist. Sie sind die Mitläufer jener sensationell zugestutzten Kunst, über die sich „immer etwas sagen läßt". Sie sind die Taufpaten jeder neuen, unerhörten, allein seligmachenden Kunstrichtung, deren epochale Bedeutung mit der Menge der über sie ausgegossenen Druckerschwärze im geraden, deren innerer Wert aber im umgekehrten Verhältnis dazu steht. Bedürfte es noch eines Beweises für die Unzulänglichkeit so mancher journalistischer „Kunstkritik", so brauchte man nur auf die Verachtung hinzuweisen, mit der der Kunstjournalismus in den Künstlerkreisen bedacht wird. So dankbar Künstler für jede verständige Wegweisung und Einführung, für jedes Liebe zur Sache zeigende Wort sind, das ihren Kampf und ihr Streben stützt, so berechtigt lehnen sie das Allzulaienhafte als ihrem Schaffen schädlich ab. Würde diese Art von Presse sich gegenwärtig halten, daß sie weniger die kritische Rosinante des Angriffs reiten, als den guten Willen haben soll, Aufklärung und Hinleitung zum Kunstverständnis zu verbreiten, was sie durch das ihr zur Verfügung stehende Wort allein kann, so hätte sie den Künstlern und dem Publikum genug getan und sich selbst den größten Dienst erwiesen. Sie würde dann nicht in die diskreditierende Lage kommen, sich so oft von der Kunstentwicklung korrigiert zu sehen.

Man muß sich die Frage vorlegen, ob bei der ungünstigen Lage der allge-

Digitized by Google

meinen Kulturverhältnisse, bei der Leichtfertigkeit, ja Verständnislosigkeit der Kunstjungmannschaft für das Wesen, die Würde und die Verantwortlichkeit der Kunst und bei den unklaren, oft verzweifelt trüben Verhältnissen des Kunstpublikums der deutschen Kunst überhaupt noch zu helfen sei, ob nicht dem Kunstspektakel das Kunstdebacle folgen müsse.

Der unendliche Geist alles Lebens, der uns in den trüben Stunden der Not mit den Hoffnungen und dem Vertrauen auf Besserung speist, hat uns noch nicht ganz verlassen. Das offenkundige Wiedererwachen der philosophischen Studien, — die auch in ihrer verworrenen Gärung ersichtliche Belebung der religiösen Verhältnisse, — das stille, ernste Ringen und Schaffen doch so mancher Künstler, die fern vom Getriebe der Welt den Gott in sich suchen, der ihnen ermöglicht, zu sagen, was sie lieben und leiden, — das in den besseren Schichten des deutschen Volkes unzweifelhaft vorhandene Gefühl für die Notwendigkeit eines sensationsfreien, aus unserem eigenen Wesen, Fühlen, Denken und Können heraus reifenden Kunstwerkes: das sind tröstliche Aussichten. An den Kunstfreunden wird es sein, diese Faktoren zu entwickeln und sie stark und ohne Nebenzwecke ins Leben wirken zu lassen. Wir müssen wieder deutscher werden, das heißt wieder lernen, die Sachen um ihrer selbst willen zu tun. Wir müssen die Kunst von politisierenden Unterströmungen jeglicher Art, Farbe und Form frei zu halten suchen und sie wieder in den reinen Äther heben, der als Geist der Menschheit zwischen Himmel und Erde flutet. Denn die Kunst ist ebensowenig nur ein Produkt materieller Erdhaftigkeit, wie nur eine Ausstrahlung geistiger Unsinnlichkeit. Ihr Wesen ist mit beidem verstrickt. Sie ist das von der Menschheit geschaffene Organ, unsere irdische Beschwertheit im Lichtäther der Freude und der Erhebung aufzulösen, wie auch die Brücke, auf der die Göttlichkeiten in unsere Erdentale schreiten.

Tiere als Krankheitsquellen.

Von Franz Doflein in Freiburg i. Br.

Früher sprach man viel davon, daß das „Klima" die Besiedlung mancher Gegenden für den Weißen unmöglich mache. Das „Klima", das war bei dieser Meinung ein einigermaßen mystischer Faktor. Man dachte allerdings hauptsächlich an die Einwirkung der Temperaturen, auch der Feuchtigkeitsverhältnisse der Luft, aber inwiefern diese verderblich wirkten, das konnte man nicht exakt nachweisen. Wohl durfte man annehmen, daß der Stoffwechsel des Menschen durch die genannten Faktoren beeinflußt werde. Aber andrerseits erkannte man, daß innerhalb weniger Jahre bei vernünftigem Leben, bei körperlicher Übung und Mäßigkeit eine individuelle Anpassung an die neuen Bedingungen

Digitized by Google

stattfindet. Die Gegenden, deren Klima man für besonders gefährlich hielt, waren nicht so sehr diejenigen mit hohen absoluten Temperaturen und die sehr trockenen Gebiete, als vielmehr die eigentlich „tropischen" Länder, d. h. diejenigen, in denen stets relativ hohe Mitteltemperaturen herrschen, und in denen infolge von häufigen Regenfällen ein hoher Feuchtigkeitsgehalt der Luft die Regel ist. Die schädlichen Einflüsse dieser physikalischen Faktoren auf den Organismus, der an ein mittel- oder nordeuropäisches Klima angepaßt war, lassen sich kompensieren und ein gesunder Mensch kann ihnen zum Trotz auch in den Tropen ein hohes Lebensalter erreichen. Die durchschnittliche Lebensdauer eines tropenbewohnenden Europäers wird auch in der Regel nicht durch Einflüsse solcher Art herabgesetzt — wenn auch zugegeben werden muß, daß für den nicht Eingewöhnten mancherlei Gefahren aus ihnen resultieren —, die Hauptgefahr bilden für ihn die sogenannten Tropenkrankheiten. Und diese werden nicht durch die physikalischen Einflüsse des Klimas hervorgerufen, wie man früher annahm, sondern sie sind so gut wie ausschließlich Infektionskrankheiten. An sie dachte man hauptsächlich, wenn man ein „Klima" als für den Europäer unmöglich bezeichnete. Und tatsächlich hängen sie sehr eng mit dem Klima zusammen, wenn wir die Definition dieses Begriffes nur weit genug fassen.

„Klima", sagte mir einmal ein bekannter, tüchtiger Tropenarzt, „das ist für uns ungefähr der Begriff, den Sie mir neulich darlegten, als Sie mir schilderten, was Sie als Biologe unter dem Milieu oder Lebensraum einer Tierart verstehen. Sie verstehen darunter die Gesamtheit der Faktoren der unorganischen und der organischen Welt, die während des Lebens des Individuums oder richtiger gesagt, einer Art, auf dieselbe einwirken. Nun wir Ärzte hier in China müssen darunter nicht nur diejenigen Faktoren einbegreifen, welche uns Thermometer, Barometer und Hygrometer anzeigen, sondern auch die Zusammensetzung des Wassers und Erdbodens, den mineralischen Staub, den wir beständig einatmen und der sich auf unsere Haut legt, die speziellen Stoffe, welche in den Pflanzen und Tieren enthalten sind, die unsere Nahrung bilden und vieles andere in der Physik und Chemie der unser tägliches Leben bedingenden Gegenstände. Das sind ja alles Dinge, die in derselben Weise in unserer Heimat Gültigkeit haben. Wer aus einem Kalkgebirge in eine Urgebirgslandschaft verzieht, der muß sich an das kalkarme Wasser gewöhnen; der Einfluß, den manche Wasserarten auf die Schilddrüse haben, ist ja allbekannt. Und sorgfältige Ärzte können immer wieder feststellen, daß z. B. in Deutschland in manchen Gegenden empfindliche Personen, welche erst seit kurzem in der betreffenden Gegend verweilen, durch Darmstörungen, nervöse Erscheinungen, Ekzeme usw. auf die spezielle Zusammensetzung der dort wachsenden Gemüse und Obstarten reagieren. Das sind für jeden modernen Arzt geläufige Erfahrungen. Wie viel größer sind die Verschiedenheiten im Milieu eines tropischen oder subtropischen Landes gegenüber

Digitized by Google

der europäischen Heimat und wie viel schwerer muß es für den menschlichen Organismus sein, sich an diese neuen Bedingungen anzupassen."

In unseren weiteren Gesprächen kamen wir noch auf viele anderen Übereinstimmungen, die Mensch und Tier in ihrer gesamten Abhängigkeit vom „Milieu" zeigen und wir waren uns klar darüber, daß das Studium der Abhängigkeit des Tieres von seinem Lebensraum auch für den Arzt die größte Bedeutung haben müsse.

Ein Tier z. B., welches wir experimentell an ungewohnte Lebensbedingungen gewöhnen wollen, macht, wenn es überhaupt dazu gebracht werden kann, die ihm von uns aufgezwungenen Bedingungen zu ertragen, eine Übergangszeit durch, in der es schlecht gedeiht, abmagert, in der vor allem seine Widerstandskräfte gegen Krankheiten und andere Gefährdungen herabgesetzt sind. Eine solche Akklimatisationsperiode hat auch jeder Mensch durchzumachen, der in einem ungewohnten Klima zu leben genötigt ist. Alle möglichen Einflüsse, welche an den Eingeborenen oder den lange einsässigen Europäern spurlos vorübergehen, schädigen seinen Organismus, Krankheiten, die jene nur ganz leicht befallen, suchen ihn schwer heim usw. Tausend Fäden müssen ihn erst mit seiner neuen Heimat verbinden, ehe er als vollständig akklimatisiert zu betrachten ist, und ist er es einmal, so muß er nach der Rückkehr in die alte Heimat erst wieder einen Akklimatisationsvorgang durchmachen, ehe er dort wieder eingewöhnt ist. Zu den wichtigsten Faktoren eines Lebensraumes gehören die lebenden Mitbewohner, also die anderen Menschen, die Tiere, die Pflanzen, Bakterien usw. In den Tropen, deren Jahreszeiten keinen das Leben einschränkenden Winter umfassen, sind die Wechselwirkungen zwischen den Menschen und den andern sie umgebenden Lebewesen ganz besonders eng und intensiv. Wie diese Verkettung sich äußert, das sollen uns einige Beispiele klar machen.

Wenn wir im Laboratorium einen sauberen, gut gehaltenen Käfig mit einer prächtig gedeihenden Zucht von Kaninchen, Meerschweinchen, Mäusen oder anderen Versuchstieren haben, so kann es uns vorkommen, daß jedes fremde Tier, das wir in den Käfig zu den anderen setzen, trotz absolut gleichmäßiger Behandlung in kürzester Zeit erkrankt und zugrunde geht. Wie ist das zu erklären? Jene scheinbar gesunden Tiere im Käfig sind alle infiziert; sie haben aber alle die Krankheit überstanden, sind dadurch gegen sie immun geworden, haben aber die in ihrem Körper steckenden Krankheitserreger nicht überwinden und abtöten können. Dadurch stellen sie eine beständige Gefahr und Infektionsquelle für ihre Artgenossen dar; wenn solche, die die betreffende Krankheit noch nicht überstanden haben, mit ihnen in Berührung kommen, erkranken sie in der Regel.

Es ist ja allgemein bekannt, daß Menschen, die den Typhus und andere Infektionskrankheiten überstanden haben, als Bazillenträger eine dauernde, schwere Gefahr für ihre Mitmenschen bilden können. Solche Bazillenträger werden dann

Digitized by Google

ein wichtiger Faktor in dem „Klima", in dem Lebensraum der von ihnen bewohnten Örtlichkeit. In China gibt es ganze Gegenden, in denen jedes Dorf ein Typhusherd ist. Kommt man hin, so wird einem allgemein versichert, hier ist es gesund, kein Mensch hat Typhus, das Wasser ist gut usw. In Wahrheit erkrankt fast jeder Fremde, der sich in dem Dorf aufgehalten hat, an Typhus. Alle Brunnen sind mit Typhus verseucht, die Mehrzahl der Bewohner des Ortes sind Bazillenträger. Sie alle haben ihren Typhus überstanden und sind immun; aber obwohl sie alle gesund sind, ist das „Klima" der von ihnen bewohnten Gegend für den neuen Einwanderer sehr gefährlich.

Ein anderes Beispiel bietet uns die echte Tropendysenterie. Sie wird durch einen tierischen Erreger, ein Protozoon, die *Entamoeba dysenteriae* erzeugt. Es scheint, daß eine besondere Disposition notwendig ist, um durch sie zu erkranken. In den eigentlichen Tropen erfolgt die Infektion wohl meist durch verunreinigtes Trinkwasser. Die Amöben, welche in der Darmwand der Erkrankten schlimme Verheerungen anrichten, verlassen den Patienten mit dessen Entleerungen in encystiertem Zustand. Es ist dann der zarte Körper der Amöbe von einer Hülle umgeben, welche sie gegen schädigende Einflüsse schützt. So kann sie vom Regen weggeschwemmt werden; sie kann aber auch, wie das in vielen Gegenden Chinas die Regel zu sein scheint, mit den Entleerungen eintrocknen und wird dann im Staub vom Wind davongetragen. Solcher Staub legt sich auf unsere Lippen, auf unsere Hände, auf die Speisen und Gebrauchsgegenstände, er fällt in unser Trink- und Waschwasser. Kurz, es gibt tausend Möglichkeiten, die den Keimen des Dysenterieerregers gestatten, ihr Ziel zu erreichen. Alle Menschen in einer solchen Gegend sind der Gefahr der Infektion ausgesetzt und doch sind es nur einige, die noch nicht Akklimatisierten, oder solche, deren Akklimatisation durch irgendeine Schwächung unterbrochen ist, welche erkranken.

In den erwähnten Fällen sind die kranken Menschen die Infektionsquelle für ihre Mitbrüder, das tropische oder subtropische Klima ist nur insofern von Bedeutung, als es den gefährlichen Keimen länger im Freien zu leben erlaubt. Sehr bedeutungsvoll tritt uns der Anteil der Tierwelt bei der Verbreitung einer so furchtbaren Krankheit wie der Pest entgegen. Schon lange weiß man, daß die Beulenpest in irgendeiner Weise mit den Ratten zusammenhängt. Pestepidemien wurden oft dadurch angekündigt, daß Massensterben bei den Ratten einsetzte, ehe es bei den Menschen auftrat, welche mit jenen unappetitlichen Mitbewohnern die Wohnstätte teilten. Erst die Forschungen der neuesten Zeit haben gezeigt, in welch intimer Weise bei der Pestübertragung Mensch und Tierwelt verkettet sind. Die Pest scheint bei mancherlei wilden Nagetieren vorzukommen, bald als verheerende, viele Tiere mordende Seuche, bald als mildere Epidemie, welche fortbestehen kann, ohne durch Massensterben oder sonstwie für den Menschen auffällig erkennbar zu werden. Von solchen Epidemien wilder Nager, viel-

Digitized by Google

leicht auch von schleichenden Endemien unter den Ratten selber, können immer wieder die in ihrer Entstehung oft so rätselhaften, den Menschen befallenden Pestepidemien aufflackern. In vielen Gegenden exotischer Länder kann man wie auf einem Vulkan wohnen; die Pest ist da, nur ist sie nicht bei den Menschen, sondern sie glimmt weiter, in den Kanälen, Kellern, Speichern — bei den Ratten. Ein Windstoß genügt, um den Brand zum Aufflackern zu bringen. Geschwächte menschliche Individuen werden vom Bazillus infiziert, der in ihnen die erhöhte Angriffskraft gegen das Menschengeschlecht wieder gewinnt.

Wie kommt aber der Pestbazillus in den Menschen? Das Transportmittel ist wieder ein Tier — ein Floh. Der Rattenfloh ist es, der von einer pestkranken Ratte beim Blutsaugen die im Blut lebenden Pestbazillen aufgenommen hat, und der sie, wenn er dazu kommt, einen Menschen zu stechen, mit seinem spitzen Stechrüssel, wie mit einer Injektionsspritze, in das Blut des Unglücklichen einimpft. Wie sehr viele Säugetierarten hat die Ratte ihren eigenen Floh, der aber oft auf den Menschen übergeht und imstande ist, mit seinem Rüssel die Menschenhaut zu durchstechen.

Ein alter Instinkt schreckt die Menschen vor dem „Ungeziefer" zurück. Der Ekel und die instinktive Furcht vor all den blutsaugenden Insekten sind nicht nur durch die Belästigungen und durch das Gefühl der Unreinlichkeit, sie sind durch viel ernstere Zusammenhänge begründet.

Fast alle blutsaugenden Insekten kommen als Vermittler von schweren Krankheiten des Menschen und der Haustiere in Betracht, und zwar hauptsächlich in den Tropen und Subtropen. Außer der Pest übertragen Flöhe schwere Milzkrankheiten, die z. B. als Kinderkrankheiten in Nordafrika und den Mittelmeerländern vorkommen und heute noch unheilbar sind. Es ist speziell der Hundefloh, der die Milzvergrößerung der Kinder, die durch ein parasitisches Protozoon erzeugt wird, vom Haushund auf den Menschen überträgt. In Indien spielt die Hauswanze in einer dort vorkommenden besonderen Form die Vermittlerrolle bei der Kala-Azar, einer schweren, tödlich verlaufenden Milzkrankheit der Erwachsenen. Eine Wanzenart ist es auch, welche in Brasilien das dortige Trypanosomenfieber beim Blutsaugen überträgt.

Läuse und Zecken stecken bei ihrem Stich mit den Spirochätenkrankheiten an, Blutkrankheiten, welche, wie das Rückfallfieber, oft unter sehr schweren Fieberanfällen zum Tode führen können. Die Zecken können, wie viele Blutsauger oft monatelang auf eine Blutmahlzeit warten. Haben sie sich vollgesaugt, so fallen sie von ihrem Wirt ab. Im Gras, in alten Hütten und Rasthäusern lauern solche hungrige und infizierte Blutsauger oft viele Monate lang auf neue Opfer. So sind im Lauf der Zeit manche Karawanenstraßen in Afrika z. B. mit dem Rückfallfieber verseucht worden, so daß von jeder durchwandernden und an den üblichen Lagerplätzen lagernden Karawane viele Mitglieder erkranken.

Digitized by Google

Auch viele der schweren, für die Kolonisten so verlustreichen Viehseuchen werden durch Zecken übertragen.

Das größte Aufsehen erregte die Entdeckung, daß die schwerste Geißel der Tropen, die Malaria oder das Wechselfieber, durch Insekten übertragen wird. Der bedeutende englische Tropenarzt Manson wies zuerst auf die richtige Spur, aber erst die Forschungen von Roß und von Grassi und seinen Mitarbeitern zeigten, daß es eine bestimmte Moskitogattung *(Anopheles)* ist, welche die Malariaparasiten von Mensch zu Mensch übertragen. Die genaue Untersuchung der Lebensgeschichte des zu den Protozoen gehörenden Malariaerregers und der ihn verbreitenden Mückenarten hat uns die Mittel zu einer großzügigen Bekämpfung der Malaria in die Hand gegeben. Da die Malaria an die beiden Gattungen *Anopheles* und *Homo* gebunden ist, kann durch deren genaue Kontrolle in einem bestimmten Gebiet die Malaria ausgerottet werden. Werden die Mücken vertilgt, so werden die Menschen vor neuer Infektion bewahrt; werden die Menschen alle von Malaria geheilt, so können sich die Moskitos nicht mit dem Krankheitskeim beladen. Durch diese Methode der Bekämpfung von zwei Seiten her, zu der noch hinzukam, daß man die Menschen durch Gitter und andere Maßregeln vor den Stichen der Moskitos schützte, hat man es erzielt, daß früher ganz verseuchte Gegenden malariafrei geworden sind. Wer heute durch die Campagna von Rom reist, sieht an allen Bahnstationen die Fenster der Wärterhäuser, Wartesäle usw. mit feinen Fliegengittern verschlossen. Er sieht rotwangige, gesund aussehende Menschen, wo früher ihm aus tiefliegenden Augen und hohlen Wangen das Gespenst der Malaria entgegenstarrte. Die komplizierte Biologie der Malariaparasiten hat den Kampf gegen sie zum Teil erleichtert, in mancher Beziehung aber auch erschwert. Es ist allerdings gelungen in umgrenzten Gebieten, vor allem in relativ zivilisierten Gegenden die Malaria sehr einzuschränken; nicht nur in Italien, sondern auch am Suezkanal, in Panama, in Afrika, besonders in unseren und den englischen Kolonien hat man zum Teil glänzende Resultate erzielt.

In manchen Gegenden, so in Neu-Guinea und in Teilen von West- und Zentralafrika hat sich aber der Kampf gegen die Malaria als besonders schwierig herausgestellt. Es sind das diejenigen Gegenden, in denen das ganze Jahr hindurch ein gleichmäßig heißes und feuchtes Wetter herrscht. Keine kühle oder trockene Jahreszeit wirkt dort hemmend auf die Entwicklung der Stechfliegen ein. In solchen Gegenden erkrankt jeder neueingewanderte Europäer an Malaria; aber die Empfänglichkeit für diese Krankheit ist nicht auf die weiße Rasse beschränkt. Chinesen, Neger, die benachbarten Stämme, ja selbst die Einwohner der betreffenden Region, wenn sie einige Monate auf Reisen waren, erkranken an Malaria, wenn sie eine Zeitlang das gefährliche Gebiet bewohnen oder wieder bewohnen. Untersucht man aber die dauernd dort lebenden erwachsenen Eingeborenen, so sind sie alle malariafrei. Wie ist dies zu erklären? In solchen

Digitized by Google

Gegenden ist die Malaria eine Kinderkrankheit. Alle Kinder leiden am Fieber und viele von ihnen sterben in jugendlichem Alter. Diejenigen, welche am Leben bleiben, obwohl sie ihre ganze Kindheit hindurch krank waren, werden allmählich gesund und gewinnen eine gewisse Immunität gegen neue Malariainfektionen. Sie behalten diese Immunität nur so lange, als sie durch die Stiche der Moskitos immer wieder von neuem mit den Malariakeimen geimpft werden, welche dann ohne sie krank zu machen, nur zur Erhaltung der Immunität beitragen. Sind sie aber einige Monate, bei Abwesenheit von ihrer gefährlichen Heimat, in einer malariafreien Gegend der immerwährenden Neuinfektion mit Malariakeimen entzogen, so verlieren sie ihre Immunität und können, wenn sie wieder gestochen werden, an Malaria erkranken. Sie selbst und vor allem die malariakranken Kinder sind die Quellen stets neuer Infektionen der Zugewanderten; sie bilden einen gefährlichen Bestandteil des „Klimas" einer solchen Gegend.

Wir wissen noch nicht mit Bestimmtheit, ob nicht auch Tiere, etwa höhere Affen, in manchen Gegenden als „Reservoire" der Malaria dienen, von denen aus stets wieder durch Vermittlung der Moskitos Infektion der Menschen erfolgen kann. Man kennt allerdings Malariaparasiten des Affen, aber bis jetzt ist ihre Übertragbarkeit auf den Menschen bestritten. Bei anderen gefährlichen, durch einzellige Tiere erzeugten Seuchen, hat man aber nachgewiesen, daß die Erreger in wilden und zahmen Säugetieren vorkommen und von ihnen auf den Menschen übertragen werden können, das ist z. B. der Fall bei der Schlafkrankheit.

Die Schlafkrankheit ist eine Seuche, welche zu der Gruppe der Trypanosomenkrankheiten gehört. Diese werden durch Blutparasiten hervorgerufen, welche zu den einzelligen Tieren gehören und in Gestalt von kleinen Schlängelchen oft in großen Massen in der Blutflüssigkeit herumwimmeln. Einige der Trypanosomenkrankheiten sind sehr gefährliche Viehseuchen. Sie machen die Besiedlung und die Viehzucht in manchen Gegenden Afrikas unmöglich. In Indien und Südamerika richten sie ungeheuren Schaden an. Auch bei ihnen erfolgt, wie bei der Malaria, die Übertragung von einem kranken auf ein gesundes Tier durch ein blutsaugendes Insekt. Es sind in Afrika die Tsetsefliegen, unserer Stubenfliege ähnliche Arten der Gattung *Glossina*, in anderen Gegenden der Erde sonstige Blutsauger (Bremsen usw.), welche dies Geschäft besorgen. Früher glaubte man, es sei der giftige Biß der Tsetsefliegen, der in manchen Gegenden Rinder und Pferde in kurzer Zeit töte. Der englische Militärarzt David Bruce, dessen Name durch viele bedeutende Entdeckungen mit der Geschichte der Tropenmedizin aufs ruhmreichste verknüpft ist, wies nach, daß bei dem Stich der Tsetsefliege nur dann eine Gefahr für das Vieh eintritt, wenn das Insekt vorher an einem kranken Tier die krankheitserregenden Trypanosomen aufgesaugt hat. Die durch die Tsetsefliege übertragene, durch Trypanosomen erzeugte Naganaseuche trat bei dem Vieh der Ansiedler dann auf, wenn

Digitized by Google

wandernde Herden von Huftieren, vor allem von Antilopen, in dem betreffenden Gebiet bemerkt wurden. Es hat sich gezeigt, daß das Wild in ähnlicher Weise wie wir das oben für die Eingeborenen gewisser Gegenden gegenüber der Malaria erwähnt haben, eine gewisse Immunität gegen Trypanosomen besitzt, die bei den Haustieren tödliche Erkrankungen hervorrufen. Ohne wirklich in erheblichem Maße krank zu sein, beherbergt das Wild in seinem Blut krankheitserregende Trypanosomen, die, wenn sie durch den Stich von Tsetsefliegen auf gesundes Vieh übertragen werden, bei diesem eine tödliche Seuche verursachen.

Die neuesten Forschungen haben gezeigt, daß bei der afrikanischen Trypanosomenkrankheit des Menschen, bei der sog. Schlafkrankheit, ähnliche Verhältnisse vorliegen. Die Schlafkrankheit ist eine Seuche, welche eine geradezu ungeheuere Gefahr für die afrikanischen Kolonien der europäischen Völker darstellt. Erst in den letzten Jahrzehnten hat sie sich über den ganzen tropischen Teil des afrikanischen Kontinents ausgebreitet und fordert jetzt jährlich Hunderttausende von Opfern. In Uganda sind ganze Sultanate verödet; der Wert unseres neuerworbenen Kolonialbesitzes in Neukamerun wird ganz erheblich dadurch herabgesetzt, daß weite Gebiete desselben durch die Schlafkrankheit vollkommen entvölkert sind. Noch vor kurzem erzählte mir ein Reisender, daß er am mittleren Kongo Dörfer, die vor 3—4 Jahren Tausende von Einwohnern beherbergten, im vorigen Jahre vollkommen ausgestorben fand. Die Schlafkrankheit hat sich mit dem Karawanenhandel über Afrika ausgebreitet. Arten der Tsetsefliege gibt es fast überall im schwarzen Kontinent. Die Fauna bot also die eine Grundbedingung zur Ausbreitung der Seuche dar. Wo mit den Karawanen schlafkranke Träger hinkamen, da lauerte schon der Blutsauger, um als Vehikel den Krankheitskeim auf gesunde Individuen zu übertragen.

Die Schlafkrankheit kann in einer schleichenden Form auftreten; die Befallenen sind dabei relativ leistungsfähig und schleppen die verderblichen Trypanosomen in noch unverseuchte Gegenden ein. Aber nicht nur infizierte Menschen stellen Reservoire dar, von denen die Seuche immer von neuem ihren Ausgangspunkt nehmen kann, auch Tiere spielen diese verderbliche Rolle. Schon längst weiß man, daß die Schlafkrankheitstrypanosomen in dem Blut vieler Laboratoriumstiere, auch von Affen, gedeihen und sich erhalten. Wir wissen nicht, ob auch in der freien Natur Affen als Reservoire des Schlafkrankheitstrypanosomes des Menschen dienen. Aber Bruce und seine Mitarbeiter haben neuerdings nachgewiesen, daß Antilopen wie für das Trypanosoma der Nagana so auch für dasjenige der Schlafkrankheit Reservoire bilden.

So sehen wir in der Tierwelt Afrikas eine Quelle furchtbarer Gefahren für den Menschen, die auch in vollkommen menschenleeren Gebieten den Einwanderer überfallen können.

Digitized by Google

Zu den größten Triumphen, welche die Vereinigung von Zoologie und Medizin in den Tropen feiern durfte, gehören die Erfolge der Bekämpfung des gelben Fiebers. Diese Krankheit, welche noch vor zehn Jahren Häfen wie Santos, Bahia, Habana, Veracruz zu gefahrvollen Aufenthaltsorten machte, ist jetzt überall, wo eine rationelle Bekämpfung eingesetzt hat, ausgerottet. Wo früher alljährlich Hunderte oft sogar Tausende von Todesfällen am gelben Fieber zu registrieren waren, kommt jetzt kein einziger mehr vor, wie in Habana oder Rio de Janeiro. Auch das gelbe Fieber wird durch eine Stechmücke übertragen, einen Moskito aus der Gattung *Stegomyia*. Indem man diese ausrottete, ihre Brutstätten vernichtete, sie vom Menschen fernhielt, verhinderte man die Ausbreitung der Seuche. Der Kampf gegen das gelbe Fieber wurde durch die Tatsache erleichtert, daß das Blut der Kranken nur etwa 48 Stunden lang infektionsfähig ist. Der Feldzug gegen das gelbe Fieber war so erfolgreich, obwohl man heute noch den Erreger nicht kennt, der durch die *Stegomyia* aus dem Blut eines Menschen in das der anderen übertragen wird.

Aber nicht nur als Überträger, auch als selbständige Krankheitserreger können höhere Tiere in Betracht kommen. Eine furchtbare Plage der Karawanenstraßen Afrikas ist in den letzten Jahrzehnten der Sandfloh geworden. Dies Tier ist ursprünglich in Amerika einheimisch, von wo es erst 1873 an der Westküste von Afrika eingeschleppt wurde. Seither konnte man Jahr für Jahr seine Ausbreitung den Handelswegen entlang ins Innere von Afrika und bis zur Ostküste verfolgen. Das Weibchen bohrt sich in die Zehen und Fußhaut der Lastenträger ein, wächst da stark heran, während es seine Eier produziert, und ist die Ursache von Schwellungen, Geschwüren, Eiterungen, welche die Träger minderwertig oder untauglich machen.

Alle diese Schädlinge des Menschen, deren wirtschaftliche und soziale Bedeutung zum Teil eine enorme ist, können nur durch das genaue Studium ihrer Lebensgewohnheiten und ihrer gesamten Naturgeschichte wirksam bekämpft werden. Das gleiche gilt für die durch parasitische Würmer erzeugten Krankheiten der Tropen, auf die wir noch einen flüchtigen Blick werfen wollen.

Auch bei uns in Europa gibt es außer relativ harmlosen Parasiten, wie den Spulwürmern und den gewöhnlichen Bandwürmern des Menschen, Würmer, welche schwere und gefährliche Krankheiten erzeugen. Ich brauche da nur an die Trichine zu erinnern. Ein gefährlicher Wurm, der neuerdings auch in Deutschland eine große Verbreitung erlangt hat, ist der Grubenwurm, der die ägyptische Bleichsucht oder Grubenkrankheit der Ziegelei- und Bergwerksarbeiter verursacht. Erst seitdem wir die Naturgeschichte dieses aus südlichen Gegenden auf dem Weg über Italien bei uns eingeschleppten Parasiten, der in manchen Tropenkolonien, z. B. in Sumatra, viel Schaden anrichtet, genau kennen gelernt haben, kann man an die sehr schwierige Bekämpfung der von ihm er-

Digitized by Google

zeugten Seuche denken. Seine Larven gelangen nicht nur mit Wasser und Nahrung in den menschlichen Darm, sie sind sogar imstande, sich durch die Haut von Menschen hindurchzubohren, welche baden oder welche lange Zeit in schlammigem Wasser stehend arbeiten. So bildet denn die von ihnen hervorgerufene Blutarmut eine Gewerbekrankheit der Ziegelei-, Tunnel- und Bergwerkarbeiter.

In Afrika und Asien fordert eine Krankheit viele Opfer, welche durch einen Wurm *(Schistosomum haematobium)* erzeugt wird, der im Blut des Pfortadersystems lebt. Von diesem gefährlichen Parasiten wissen wir noch nicht, in welcher Weise er den Menschen infiziert. Wir haben allen Grund zur Vermutung, daß das Wasser in irgendeiner Weise ihm den Weg zum Menschen bahnt. Ob dies aber in direkter Weise geschieht, indem er sich wie die Larve des Grubenwurms aus dem Wasser in den Menschen einbohrt, oder ob er eine Zwischenperiode seines Daseins in einem Wassertier verbringt, wie der Medinawurm, das wissen wir noch nicht. Der letztere ist im Orient und Afrika weit verbreitet, wo er eiternde Geschwüre der Haut hervorruft. Er lebt als Larve in kleinen Krebstieren des Süßwassers, die verschluckt werden müssen, damit eine Ansteckung erfolgt.

In China ist ein Plattwurm *(Paragonimus Westermanni)* als Lungenparasit des Menschen häufig, und mancher junge Arzt hat dort schon einen Blut hustenden Menschen fälschlich auf Tuberkulose behandelt, während er von dem Lungenwurm befallen war, der meist eine nicht tödliche Erkrankung verursacht.

Schließlich sei aus der Fülle von durch tierische Erreger verursachten Tropenkrankheiten noch auf die Filariosis aufmerksam gemacht. Diese Krankheit wird durch Würmer (Filaria) verursacht, die im Bauchgewebe des Körpers hausen und etwa 5 Zentimeter lang werden. Die erwachsenen Tiere bringen Larven zur Welt, die in den Blutgefäßen des Kranken mit dem Blutstrom kreisen. Aus ihm werden sie durch Stechmücken, Moskitos aus den Gattungen *Culex* und *Anopheles* gesaugt. In diesen müssen sie einige Häutungen und Entwicklungsstadien durchmachen, ehe sie bei einem neuen Stich der Mücke in die Blutbahn eines neuen Menschen gebracht werden können. Von den Adern aus bohren sich die jungen Tiere in das Gewebe, um da heranzuwachsen und geschlechtsreif zu werden. Durch Verstopfung von Lymphgefäßen entstehen oft kolossale Anschwellungen an verschiedenen Körperteilen, welche das Krankheitsbild der *Elefantiasis* bedingen.

Alle diese Beispiele haben uns gezeigt, welche wichtige Bedeutung die Tiere, von den höchsten bis zu den niedersten, für das „Klima" der Tropen haben. Die Gesundheit der die Tropenkolonien bevölkernden Menschen und Haustiere und damit das wirtschaftliche Gedeihen dieser Länder hängt vollkommen von der Beschaffenheit ihrer Fauna ab. Die neue Entwicklung, welche mit dem Handelsverkehr den ganzen schwarzen Erdteil und die größten Teile der Tropen

Digitized by Google

erschlossen hat, war die Veranlassung zur Verschleppung vieler Tropenkrankheiten, die früher nur lokale Verbreitung hatten, über das ganze Gebiet. Überall, wo eine neue Krankheit eingeschleppt wurde, fand sie die eingeborene Bevölkerung vollkommen schutzlos, ohne jede Anpassung und erworbene Immunität vor. So mußte sie verheerend wirken und viele früher dicht bevölkerte Gegenden sind durch die vom Handelsverkehr verschleppten Seuchen menschenleer geworden. Der Europäer vollends hat gar keine inneren Abwehrmittel gegen die spezifischen Tropenkrankheiten. Nur ein sorgsames Studium der Krankheitserreger und ihrer Zusammenhänge mit der Tierwelt, kann ihm dazu verhelfen, die Tropen zu erobern und besiedlungsfähig zu machen. Die Tropenkolonien werden aber nur dann den sie Besitzenden den nötigen Gewinn abwerfen, wenn sie von einer zahlreichen, arbeitsfähigen und gesunden Bevölkerung erfüllt sind. Die Anfänge der Kolonisation haben statt dessen in weiten Gebieten von Afrika, wie wir gesehen haben, zu einer Dezimierung der Bevölkerung durch Seuchen geführt. In einer erschreckenden Weise ist dies z. B. in unserer neuerworbenen Kolonie Neukamerun der Fall.

Die Regierungen werden in den nächsten Jahrzehnten eine große Aufgabe zu lösen haben, wenn sie es unternehmen, die Tropenkolonien für Europäer dauernd bewohnbar zu machen und mit einer blühenden Eingeborenenbevölkerung zu füllen oder wieder zu füllen. Daß eine Sanierung der Tropenkolonien möglich ist, haben die Erfolge des Kampfes gegen Malaria, gelbes Fieber, zum Teil auch Schlafkrankheit usw. gelehrt. Es hat sich aber dabei gezeigt, daß ein inniges Zusammenwirken von medizinischer und zoologischer Wissenschaft und Praxis notwendig ist, um sichere Resultate bei der Bekämpfung der Tropenkrankheiten, ihrer Erreger und Verbreiter zu erzielen.

So muß denn in den nächsten Jahren ein Stamm von vielen zoologisch gebildeten Medizinern und medizinisch geschulten Zoologen auf unseren Universitäten und Medizinschulen erzogen werden, die als Eroberer hinausziehen werden, um mit ihren Waffen des Friedens die Gegenden der Erde für die weiße Rasse zu erobern, die mit Blut und Eisen nicht zu bezwingen waren.

Auf dem Jangtsekiang.

Von Richard Huldschiner (Hamburg).

Im Nebel kamen wir vor die Mündung des Jangtsekiang. Nur die Gelbfärbung des Wassers verriet, wo wir waren. Träg schlugen die Schlammwogen gegen die schwarzen Bordwände. Es war schwül und windstill.

Am Nachmittag lagen wir bei aufklarendem Wetter vor Wusung. Links ragten einige Fabrikschlote und Masten in die trübe Luft. Rechts dehnte sich

Digitized by Google

das gelbe, langsam ziehende Wasser des Stroms bis an den undeutlich verschwimmenden und oft unterbrochenen Strich, der das Ufer bedeutete. Es gab sonst nichts zu sehen als ein paar vor Anker liegende japanische Dampfer und urvorweltliche Dschunken von der Form gedrungener Fische. Sie hatten links und rechts am Bug je ein nach innen schielendes Auge aufgemalt, „um zu sehen, wohin sie fahren". Das sah seltsam listig aus, es personifizierte sie gleichsam. Halbnackte Leute saßen darauf in träger Erstarrung; einer am Steuer, ein paar am Mast; ein Feuer schwelte unter dem Kochtopf, in dem sie irgendwelche Delikatessen chinesischer Prägung zubereiten mochten, verfaulte Fische, Seetang, stinkende Tiereingeweide.

Ein Schlepper brachte uns hundert Kulis für die Lösch- und Ladearbeiten in Hankau. Auf dem Hinterdeck wimmelte es nun von struppigen, lärmenden Gesellen, die sich gleich eine Kochhütte aufschlugen, und bald zogen auch bei uns undefinierbare Speisegerüche durch die Luft.

Der Dampfer nahm seine Fahrt wieder auf. Links und rechts rotgelbes Schlammwasser bis an die in weiter Ferne verschwimmenden Ufer. Ein ungeheurer Strom, unüberseḧbar, der Abfluß riesiger Landgebiete, in Tibet gesammelt, dann sich durch gewaltige Ebenen schlängelnd, in seiner Länge, Breite und Wassermasse ein Abbild des chinesischen Reichs, ein Symbol seiner Größe und seines Volksreichtums. Er kommt aus fast unerforschten Bergschluchten, er breitet sich aus, bewässert das Land, verschlingt es in seinen jährlichen Überflutungen, speit es wieder aus; kein Auge vermag durch sein trübes Medium ihm auf den Grund zu sehen, keiner kennt noch seine Tiefen und Untiefen, er befruchtet und vernichtet, er ist Gott und Teufel.

Als ich schlafen ging, lag der Dampfer wieder vor Anker, da die Lotsen die starken Strömungen, die in jener Gegend quer über das Fahrwasser von Ufer zu Ufer setzen, nicht des Nachts zu befahren wagten. Eine Besteuerung des Stroms in unserm Sinn gibt es nicht auf dem Jangtse. Der Strom verändert seine Gestalt von Tag zu Tag; was gestern Tiefe war, ist heute seichter Sumpf; wo gestern die Sandbank braun in der Sonne lag, ist heut ein tiefer Priel. Und nur jahrelange Erfahrung, eine Art Instinkt und unermüdliches Loten ermöglicht die sichere Führung des Schiffs.

Ein sonniger Morgen. Der Strom ist immer noch so breit wie zuvor. Aber wir halten uns bald dem rechten, bald dem linken Ufer so nahe, daß wir die Leute sehen können, die in den Reisfeldern und in den sumpfigen Wiesen zusammenlaufen, um uns irgend etwas nachzuschreien, was wahrscheinlich kein Segenswunsch ist. Das Land ist grün, von schönen Bäumen beschattet, unter denen braun und dürftig die Lehmhütten stehen. Nirgendwo eine Dorfschaft, aber allenthalben Hütten und Hütten, die ganze Landschaft ein ungeheures Dorf, in dem es von schlitzäugigen, bezopften Menschen wimmelt. Und mag der Strom in jedem Jahre noch so viele ersäufen und still und blau zum Meer

Digitized by Google

hinuntertragen, gegen die Fruchtbarkeit dieses Volks ist er machtlos. Es ist, als ob sein braunes Schlammwasser ebenso Kinder erzeugt, wie es Reis, Getreide und Gemüse aller Art aus der durchtränkten Erde erstehen läßt. Nackte Kinder stehen auf den niedrigen Schlammwülsten, die da und dort als Andeutungen eines Deichs das Land schützen sollen, am Wasser sitzen die Weiber bei den großen Netzen, die Männer waten in den Reisfeldern, in den Creeks liegen verlotterte Dschunken verankert, das hinter dem Dampfer aufbrodelnde Kielwasser reißt den Uferlehm in großen Brocken vom Lande los, weithin ist alles gelb, gelb, gelb von Schlamm; die Strömung und das von unserm Bug verdrängte Wasser bilden gelbe, kochende Strudel, ganz in der Ferne steht der blaue Schatten von Bergzügen am sonnenflimmernden Himmel.

Jetzt gehen wir wieder einmal schräg über den Strom an das andere Ufer hinüber. Der lotende Gehilfe des Lotsen schwingt mit geschicktem Drehen des Handgelenks das schwere Bleigewicht im Kreise hinaus, läßt den Strick gleiten, mit einem plätschernden Schlag versinkt es im Strom ... *"no glound..."*, *"no glound..."*, dann *"six fath oms"*, *"seven fath oms"*, *"no glound"* schallt es zur Brücke hinauf. *"No ground"* soll es heißen, aber die Chinesen können das r nicht aussprechen. Und so geht es den ganzen Tag. Immer schallt ein monotones, fernes Rufen in die sonntägliche Stille, und bis in den Schlaf hinein verfolgt uns das seltsam melancholische *"No glound"*.

Gegen Mittag waren wir bei den Lan-schan-Höhen, deren höchster Punkt eine sechsköpfige Pagode trägt. Keuchend arbeitet sich der Dampfer den Strom hinauf, gegen eine Strömung von sieben Seemeilen die Stunde. Schwüle, feuchte Luft; alles trieft von Nässe, in den Schränken schimmeln Kleider und Schuhzeug. Der Strom ist immer gleich gelb, das Land immer gleich grün. Kein Fleckchen ist unbebaut geblieben, überall regen sich fleißige Hände.

Wieder treten schön geformte Höhenzüge an das linke Ufer heran, auf ihren Terrassen stehen Kanonen im Schutz anscheinend moderner Wälle. Auf einem Bergvorsprung eine ruinenhafte, sehr hohe Pagode, aus deren Dach Zwergkiefern herausgewachsen sind. Dann, wie sich die Kulissen verschieben, weiter drin im Land eine zweite Pagode, Häusergewimmel, die große Stadt Kiang-yin. Auf spitzem Hügel, an dem ein paar zerzauste Kiefern hinauflaufen, drei, vier niedrige weiße Häuser mit grauen, geschweiften Dächern, ein Tempel oder Kloster, übereinandergebaut wie San Romedio im Nonsberg. Ich mache den Vergleich bei mir im stillen und muß lachen. Ach, wie ist der Nonsberg fern! Und was hat Konfutse mit dem heiligen Romedius zu tun! Aber wer weiß, vielleicht sind die Beziehungen näher als man denkt, Büßertum und in sich gekehrtes Sinnen kommen überall aus der gleichen Wurzel ...

Berge kommen und schwinden wieder in der Ferne. Sie sind lustig grün wie im Alpenvorland, aber nicht bebaut und nicht besiedelt. Alle Ansiedlungen stehen

Digitized by Google

im Tal und harren der Überschwemmung; auch jetzt sind schon weite Strecken im Land drin unter Wasser. Kanäle und tote Arme ziehen sich durchs Grün und die Dschunkensegel auf den Seitenästen des Stroms scheinen, von uns aus gesehen, auf festem Boden zu schwimmen, zwecklos, grotesk.

Bei den Hütten wird das eben geschnittene Getreide ausgedroschen, nackte Kinder und blau behoste Weiber laufen, kaum einen Steinwurf von uns entfernt, am Ufer entlang.

In den kleinen Häfen liegen Kriegsdschunken mit der rot·gelb·blau·weiß·schwarzen Flagge der neuen Republik, die eine große Kriegsmacht in diese unruhigen Provinzen geworfen hat. Aber die Kulis arbeiten anscheinend unbekümmert in den Feldern, fast nackt, auf dem Kopf den großen Strohhut von der Form eines niedrigen Trichters.

Am Nachmittag hob sich wieder auf felsigem Riff, aus Bäumen emporwachsend eine trümmerhafte Pagode. Ein uraltes, zinnenbewehrtes Fort lag dahinter, mit nutzlosen Kanonen drohend. Dann traten die Berge, grüne, vielfältig geformte Kuppen und Hörner, etwas zurück und gaben ein hügeliges Vorland frei, über dessen Höhen hinauf und hinab eine altersgraue Zinnenmauer im Rechteck lief; aber sie umschloß keinen Häuserkern: sie war leere Schale wie die Zyklopenmauer von Norba im Volskergebirge bei Rom. Die Stadt ist verschwunden, aus ihren Trümmern sind Baumveteranen aufgeschossen.

Der Dampfer rennt auf eine Felseninsel los und gerade, als ich zu glauben beginne, daß ihn die Strömung von der Seite her fassen und auf die braunen Steinklötze werfen wird, schwenkt er, wunderbar dem Steuer gehorchend, in die schmale Straße zwischen Insel und Festland ein. Links steht eine achtstöckige Pagode, unter ihr ein Felszahn, anzusehen wie eine Buddha·Statue, rechts die kleine Insel wimmelt von den Bauten eines Tempels und Klosters, vielbachig, mit buntbemalten Mauern und geschnitzten Altanen, Götzenbilder flankieren den Eingang unten am Ufer.

Dann wieder eine Biegung und es drängt sich die große Stadt Chin·kiang·fu an den Strom, mit einem Wald von Dschunkenmasten, mit vertäuten, plumpen Landungshulken. Bunte Fahnen wehen, am Ufer dahinter steht eine weiße Pagode, die Sonne rüstet sich rot zum Untergang.

Der Dampfer quert von neuem den Strom. *„No glound, no glound!“* Ein großes Dorf, vornan der Yamen des Orts·Mandarin, flankiert von den mastkorbartigen Krähennestern, aus deren Schutz heraus einst, als der fünfkrallige kaiserliche Drache noch Symbol des Reichs war, die Polizei ihren Wächterdienst übte. Eine schwere Dschunke, dicht mit Menschen besetzt, eine Fähre, gleitet schräg von der Strömung abgetrieben zum andern Ufer. Im Stern steht mit gewaltigem Ruder der Fährmann, riesengroß, im Abenddämmer anzusehen wie Charon, der die Seelen der Toten hinüberleitet ins Schattenreich.

Digitized by Google

Dann überfielen uns blutdürstig die Moskiten. Auf dem Achterdeck aber saßen die Kulis um einen der ihren, einen alten, stoppelbärtigen Gesellen, der ihnen mit tausend Fältchen um Augen und Mund, mit großen, ausdrucksvollen Armbewegungen, eine Geschichte oder ein Märchen erzählte. Sie rauchten dazu und horchten aufmerksam. Vorn sang der lotende Mann sein „*no glound*" zur Brücke hinauf. Am Himmel stand silbern der volle Mond.

In der Nacht passierten wir Nanking. Aber ich sah nichts davon, ich schlief einen traumlosen Schlaf.

Ein trüber Tag dämmerte herauf. Die höheren Gipfel steckten in Wolken. Mannigfache Bergzüge schieben sich hintereinander ins Land hinein. Wilde Gänse fliegen über den Strom, der immer noch gleich schlammgelb und gleich mächtig uns entgegenrauscht. Wir fahren dem rechten Ufer so nahe, daß man in drei Stößen hinüberschwimmen könnte. Im Schilf quaken die Frösche. Weiden und Pappeln heben sich über die Niederung.

Am Dampfer vorbei treibt eine Chinesenleiche, das Gesicht nach abwärts, mit hängenden Armen und Beinen. Der Strom frißt die Lebenden, aber er ist auch der große Totengräber des Landes. Denn die Leute setzen ihre Toten in einem dürftigen Sarg, mit etwas Reisstroh bedeckt, neben den Häusern aufs Feld. Steigt dann das Wasser, so holt es sich, was noch nicht verfault ist, und treibt's dem Meere zu. Überall sehen wir die Särge in den Feldern stehen. Es ist für den Arzt ein unheimliches Gefühl, den Tod so nahe den Lebenden zu wissen ...

Immer wechselt die Szenerie von neuem. Bald ist der Strom so breit wie der Ammersee und dahinter dehnt sich der weiße Spiegel von flachen Riesenseen, bald stürzt er sich, von grünen Bergen eingeengt, durch schmale Pässe, bald fließt er, langsamer dahinströmend in viele Arme auseinander. Weidenumsäumte Inseln, auf denen schwarze Büffel grasen, Pagoden auf den grünen Höhen, Tempeldächer unter den Bäumen, Fischer mit ihren Netzen, Dörfer, vor denen die nackte Jugend zusammenläuft und angstvoll auseinanderstiebt, wenn der Wachthabende auf der Brücke am Hebel der Dampfpfeife zieht, auf dem Strom die Dschunken mit ihren lauernd einwärts schielenden Augen, mauerumwallte Städte mit Yamen und Tempeln und leider auch Missionskirchen, Bergkette hinter Bergkette, immer blauer in der Ferne verdämmernd! Was ist Elbe, Rhein, Donau gegenüber dieser Mannigfaltigkeit!

Um 5 Uhr des Nachmittags hebt sich eine weiße und rote Porzellanpagode über die Hügel. Am Ufer steht eine ganze Stadt von Zelten, Pferdekoppeln dazwischen, ein Militärlager. Yuanschikai sammelt hier seine Truppen, um gerüstet zu sein, wenn der unruhige Süden einen Vorstoß machen will. Jetzt wird auch das Häusergewimmel hinter der Pagode deutlich. Eine graue Zinnenmauer steigt die Hügel hinauf und hinab. Das Ufertor mit seinem geschweiften

Digitized by Google

Dach ist vom gelben Wasser umspült. Auf den Höhen stehen graue Yamen, auch ein europäischer Renaissancebau, über dem die neue Fahne weht, wahrscheinlich das Landtagsgebäude der Provinz, deren Hauptstadt Nyan-King ist.

Und es wird wieder Abend. Der volle Mond spiegelt sich im Strom. Unzählige Grillen zirpen. Um 11 Uhr passieren wir den „kleinen Waisenknaben". Eine spitzige Felseninsel, die wie ein Horn aus dem Wasser ragt, von einer kleinen Pagode gekrönt.

In der Kammer herrscht tropische Hitze. Schon um 3 Uhr des Nachts bin ich wieder an Deck und sehe die Lichter der Stadt Kin-Kiang. Wir geben mit der Dampfpfeife unser Kompanie-Signal, lang—kurz, damit die Signal-Station unsere „Brasilia" telegraphisch in Hankau anmelden kann.

Ich schlafe wieder ein bißchen, aber um 5 Uhr biegen wir um eine Ecke, die wie der Loreley-Felsen am Rhein aus den Fluten steigt. Dann drängt sich roter Porphyr von beiden Seiten her hoch und steil an den Strom. In einer Talmulde liegt die Stadt Wusueh, ganz von einem Militärlager umgeben. Überall Zelte, Pferde, Kanonen. Unter lustigem Hörnerklang ziehen Soldaten durchs Tor und die liebe Jugend läuft voraus und hinterdrein. Wenn sie nicht nackt wäre, könnte man glauben, es wären deutsche Jungen und deutsche Mädchen schauten aus Tor und Fenster dem Schatz nach.

Eine Stunde weiter die Stadt Kichau mit ihrer Mauer, die ganz vom Efeu umsponnen ist. Auf den Ecken stehen kleine pagodenartige Bastionen. Über dem Westtor kreist ein Adler. Unten am Fluß exerzierendes Militär, im Wasser an hundert Transportdschunken, brav in Reih und Glied ausgerichtet, denn das neue China hat den Willen ein Kulturstaat zu sein und beginnt es daran zu zeigen, daß ihm der Drill nichts Unbekanntes mehr ist.

Wir überholen zwei „Marus". Alle japanischen Dampfer heißen „Maru". Sie dampfen ärgerlich und lassen einen schwarzen Rauchschweif hinter sich. Und „Brasilia" gibt den ihrigen drein.

Die Gegend wird wild. Das Gestein dieser Berge ist dunkelgrau, fast reines Erz, das im Tagbau gewonnen wird. Am Ufer rauchen die Ofenschlote, lange Dämme von Erzabfällen unterbrechen mit ihrer Aufschüttung häßlich das freundliche Grün der Hänge. Aber vor uns treten die Berge zurück, der Strom breitet sich aus, Seen spiegeln sich im Hintergrund zu beiden Seiten, es beginnt wieder die Poesie der Flußebene, der weiten Blicke über Wasser und Schilfinseln, der weidenden Büffel, der einsamen Bäume auf verlassenen Werdern ....

Und abends um 5 Uhr erscheint in der Ferne vor uns am Horizont eine dunkle Rauchwolke, der Dunstkreis einer großen Menschenanhäufung, die zarte Silhouette von Türmen und hohen Gebäuden. Der Fluß macht eine weit ausholende Biegung, ungestüm heranrauschend, schlammgelb, schwer von Segen und Fruchtbarkeit. In einer Stunde wird „Brasilia" vertäut an der Pier liegen,

Digitized by Google

vor der Fremdenansiedlung von Hankau, das mit den Nachbarstädten Hanyang und Wutchang 2½ Millionen Menschen umschließt, ein brodelndes, lärmendes, geheimnisvolles Zentrum chinesischer Kultur, 600 Seemeilen vom Meer entfernt; aber der Strom scheint hier oben gerade noch so kraftvoll und wasserreich wie vor seiner Mündung. Was sind 600 Seemeilen dem Jangtsekiang!

Vom Patriotismus in Elsaß-Lothringen.

Von Alfred Wolf in Hunspach (Elsaß).

Religiöse und nationale Gefühle haben eine gewisse Wesensverwandtschaft. Sie blühen und reifen in der Sonne der Freiheit, sie siechen und sterben im Schatten des Zwangs. Kirche wie Staat, die geschichtlich gewordenen von Menschen geschaffenen Organe und Sachwalter beider, das Leben der Völker schlechthin bestimmender Kräfte, laufen stets Gefahr, aus ihrer natürlichen Rolle zu fallen, aus weiser Passivität, die nach innen horcht und jede Aktion aus der Entwicklung der beiden Kräftegruppen ableitet, zu selbstbewußter, besserwissender Aktivität überzugehn. Daraus kommt fast alles Unheil im Leben der Kirche wie des Staats.

Der offizielle, abgestempelte Patriotismus ist in seinen Wirkungen kaum irgendwo sichtbarer, als im neuen Deutschen Reich. Eine gemeinsame jahrhunderte alte Geschichte rettet zwar die Reinheit des Nationalgedankens immer wieder vor dem Ersticken in der zudringlichen Flut eines geradezu maschinell betriebenen Patriotismus und grenzenloser Heuchelei. Dieser heroische Zug des Vaterlandsgedankens, dessen gewaltige Wirkung wir in der neuen Heeresvorlage wieder sehen, reicht heute nicht mehr aus zur Überbrückung sozialer Gegensätze in nationalen Fragen. Die offizielle Heuchelei wirft die Sozialdemokraten einfach aus der Gemeinschaft der „loyalen" Staatsbürger hinaus und glaubt damit eine glänzende Probe echten Patriotismus abgelegt zu haben. Die ungeheure Trauergemeinde Bebels bleibt damit doch ein Stück deutschen Volkes, riesengroß an Leistung in Staatserhaltung und Wirtschaftsleben.

Hier sind wir bei den Wurzeln des großen Irrtums vom Wesen des Nationalgedankens, wie er weite, auch sogenannte gebildete Kreise beherrscht. Man will ihn erzwingen, man rechnet ihn dem Bürger als Verdienst, man belohnt seine verschiedenen Stärkegrade, die mit der Rangliste natürlich anwachsen, die meßbar sind mit Trommelfell und Augenglas, mit den verschiedenen Ordensklassen, man erzieht ein Geschlecht von Heuchlern und Strebern. Und all dies hat mit Patriotismus wenig zu tun.

Demgegenüber freuen wir uns der stilleren, aber allein wirksamen Arbeit an der Vertiefung des Vaterlandsgedankens, die abseits der offiziellen ausgetretenen

Digitized by Google

Straße auf den Wegen demokratischer Politik und der Hebung des staatsbürgerlichen Interesses und Verantwortlichkeitsgefühls geleistet wird, eine Arbeit, die allein eine harmonische Ergänzung des heroischen Wesensbestandes des Nationalempfindens nach der staatspolitischen und kulturellen Seite bringen kann. Man kann in Naumann die Verkörperung dieses neuen Vaterlandsgedankens erblicken.

Elsaß-Lothringen, ein früher deutsches, später französisches, dann dem „Erbfeind" entrissenes Land war von vornherein ein wunderbar geschaffener Tummelplatz für die Betätigung des ungeduldigen, gewalttätigen Patriotismus, der die „Eindeutschung" der Reichslande, wie der Ausdruck der Alldeutschen in Anlehnung an die Fachsprache der Konservenfabrikation lautet, möglichst rasch und gründlich besorgen wollte. Elsaß-Lothringen hat unter nichts mehr gelitten als unter den Segnungen eines solchen verzerrten Patriotismus, der so wenig wußte von der inneren Bedingtheit des Nationalgefühls, dieses zarten Pflänzchens in zunächst fremdem Boden und ungewohntem Klima. Gewiß fanden seine Wurzeln in den untersten Schichten des Erdreichs alten vertrauten Grund, es wuchs und erstarkte trotz aller Hemmungen und wechselnden Schwierigkeiten. Man hat ihm das Leben sauer genug gemacht, dem Gefühl der Zugehörigkeit zum größeren Vaterland. Wenn es doch gewachsen ist und weiter wächst, ist bewiesen, daß es einfach nicht umzubringen ist. Die Nationalisten im Lande selbst hatten längst gezeigt, daß sie ihm nichts anhaben konnten. Was sie taten und heute noch tun, ist ohnmächtiger Protest gegen unabänderliche Völkerentwicklung.

Aber viel gefährlicher als aller Nationalismus, so sehr er zeitweise die Köpfe verwirrt haben mag, war die Unvernunft des Staates, auch „Staatsraison" genannt, der bis zur Stunde nicht begreift, wie kläglich das Deutschtum abschneidet im Lande, wenn man nicht seiner natürlichen Kraft vertraut, sondern glaubt es besser zu fördern, indem er das Postulat „loyaler" Gesinnung in den Mittelpunkt aller Verwaltungspraxis stellt. Auch das wäre noch gegangen, wenn man diese Verwaltungsart konsequent durchgehalten hätte. Es ist oft besser, auch etwas Falsches folgerichtig durchzuhalten, als in stetem Wechsel der Methoden eine Verwirrung der Gemüter herbeizuführen.

Puttkammer, der gescheiteste Staatssekretär, den wir je gehabt, hat diese Methode glänzend durchgeführt, so gut, daß in seiner Zeit die Notabeln, die später Wetterlé beklatschten, nicht öffentlich sich mit ihm zu zeigen wagten. Diese Methode mußte versagen, so auffallend ihr Erfolg in jener ruhigsten Zeit des Landes war, in dem Augenblick, in dem das öffentliche Gewissen mit dem politischen Interesse breiterer Massen wach wurde. Das hat in Elsaß-Lothringen lange gedauert, weil das System Puttkammer geschickt anknüpfte an dieselbe Regierungsmethode des letzten französischen Kaiserreichs. Nach Puttkammer begann die Zeit politischer Gruppenbildung nach Prinzipien. In sie hinein kam

Digitized by Google

Köller mit der festen Absicht, Ruhe um jeden Preis zu schaffen durch Entgegenkommen an die Männer schärfster Opposition, die die Politisierung des Landes, im Gegensatz zu den Liberalen, die die innere Konsolidierung erstrebten, in ein nationalistisches Fahrwasser zu lenken suchten. Das war die Zeit der Hintertreppenpolitik, die für Köller, der damit Ruhe schuf und glänzende Berichte nach Berlin erzielte, weniger blamabel war, als für diejenigen Elsässer, die die Hintertreppen benutzten. Das Anschwellen der oppositionellen Strömungen in allen Parteien nach Köller ist eine Folge der künstlichen Eindämmung des politischen Lebens gewesen.

Die Lieblinge Köllers wurden zu Führern des Nationalismus, weil sie dieser Strömung die größte Tragfähigkeit zutrauten. Sie haben sich geirrt. Die Parteien, die sich im großen und ganzen nach dem Vorbild und unter dem Einfluß des deutschen Parteiwesens bildeten, gewannen die Oberhand und beherrschen, abgesehen von Lothringen, wo der Lothringer Block die Existenz eines politischen Blindarms fristet, der zur Exstirpation reif ist, heute die Situation. Das Berechtigte des Nationalismus, der elsässische Partikularismus, ein im besonderen deutsches staatspolitisches Ferment, wurde von allen Parteien aufgenommen, stand in den letzten Jahren im Mittelpunkt der Aussprache und ist jetzt selbstverständliches Besitztum aller Parteien, die den gleichberechtigten Bundesstaat erstreben und die heutige Verfassung miterkämpft haben.

Die Regierung, die unter Graf Wedel diesen natürlichen Gang der inneren Entwicklung des Landes zu fördern schien, die Verfassung schuf, Verständnis zeigte für die Folgen einer jahrelangen Stauung der politischen Gewässer, die dann losgelöst auch Schlamm und Trübung bringen mußten, hat inzwischen wieder den Kopf verloren und die alte Staatsraison wieder gefunden, ohne jedoch das Talent und die Diplomatie Puttkammers zu besitzen, die auch heute nicht mehr ausreichen würden im veränderten politischen Kräfteverhältnis. Um wie viel weniger ausreichend ist die vergröberte Methode der die Dinge aus dem kleinen Fenster eines Polizeireviers betrachtenden Regierung des Elsässers Herrn von Bulach, der zur Vertretung des Ausnahmegesetzvorschlags Herrn Mandel nach Berlin schickte. Die Lorbeeren pflegen die höchsten Herrn bei uns gern selber zu pflücken. Das andere überlassen sie den Herren vom „Ressort".

Das elsässische Volk, das sich über gar nichts mehr wundert, hat auch diese letzte Phase einer im Grunde ziellosen Regierungspolitik ohne nachhaltige Erschütterung mit bewundernswerter Gesundheit überwunden. Einem Staatsminister aber, der bei jeder Gelegenheit erklärt, er bleibe an seinem Platze, so lange er das Vertrauen der höchsten Stelle habe, kann ja das Vertrauen des Volkes egal sein. Wäre unser Volk nicht so kerngesund und nicht im Besitze eines, wenn auch oft grimmigen Humors, so müßte auf diese Dauer die Politik verheerend wirken. Daß aber das Tempo der inneren Einfühlung in deutsche

Digitized by Google

Wesensart und deutsche Kultur und Politik unter diesen Umständen ein langsames sein muß, mag niemanden wundern.

Es ist schade drum, denn Elsaß-Lothringen braucht innere Ruhe und Anschluß zum Ganzen, in jeder Hinsicht, namentlich auch wirtschaftlich. Diesen Willen zur inneren Versöhnung und zur Förderung des Reichsgedankens hat keine Partei schärfer betätigt als die Fortschrittspartei des Landes. Sie hält aber wenig von Deklamationen patriotischer Art, sondern erwartet alles von ernster Arbeit im politischen Leben des Landes und Teilnahme an den Aufgaben der Reichspolitik. Nun tritt in neuester Zeit eine aus dem Geist nationalen Mißtrauens geborene neue Partei, die „Mittelpartei", auf den Plan. Wäre diese Partei lediglich ein Sammelpunkt der sogenannten gemäßigten Liberalen, die einen aufrechten, konsequenten, demokratischen Liberalismus nicht vertragen können, wäre das unter Umständen eine Verstärkung der Front gegen den mächtigen Klerikalismus durch Heranziehung von Elementen, die der Fortschritt nicht fassen kann. Das ist leider nicht zu hoffen, solange der grimmigste Feind der Fortschrittspartei, der Freikonservative Höffel, mit an der Spitze der neuen Gruppe steht. Diese Gruppe ist zwar für sich gesehen schwach und wird es bleiben, aber ihre nationalpolitische Haltung ist trotzdem verhängnisvoll. Sie ist der Sammelpunkt aller Pharisäer des Deutschtums, die in abgrundtiefer Heuchelei es fertig bringen, alle andern Gruppen, ganz besonders die Fortschrittspartei, in deren Gefilden sie jagt, der nationalen Unzuverlässigkeit zu beschuldigen, eine Partei, deren führende Männer in einem Jahrzehnt opfervoller, aufbauender politischer Versöhnungsarbeit, gar oft unter dem Vorwurf, schlechte Elsässer zu sein, weil sie den Realien der Politik Rechnung trugen, das Verständnis für die inneren Notwendigkeiten einer an den Grundtendenzen der Reichspolitik orientierten Landespolitik gefördert und damit eine Pionierarbeit für ein werdendes deutsches Vaterlandsgefühl geleistet haben, deren Erfolg unverlierbar ist.

Was kann es demgegenüber für einen Eindruck machen, wenn ein altdeutscher Professor, dessen Wiege irgendwo im Herzen Deutschlands gestanden, dessen Erziehung in deutscher Familie erfolgt ist, sich als Hort deutschen Patriotismus hinstellt. Das müßten traurige Kerle sein, die Altdeutschen, deren Eltern die Reichsgründung miterkämpft haben, die ihr Vaterland nicht hochhielten. In dem Augenblick aber, in dem sie diesen ihren wohlererbten Patriotismus mit pharisäischem Hinweis auf andere schlechtere Patrioten zur Stimmungsgrundlage einer Partei machen, entwerten sie diesen wohlberechtigten Patriotismus, tragen Erbitterung und Spaltung in die so schwer ringende nationale Versöhnung in unserm Lande, das nur auf andern Wegen dem Vaterland zugeführt werden kann.

Die Entwicklung des Vaterlandsgedankens in Elsaß-Lothringen ist eine lange Leidensgeschichte voller Mißtrauen, Unverstand, Haß, Kurzsichtigkeit, gewiß auch auf altelsässischer Seite, der man, sofern man historisch denken kann,

Digitized by Google

mildernde Umstände bewilligen wird. Auch die Fehler der Gegenseite kann man von höherer Warte aus begreifen. Das Deutsche Reich ist noch zu jung und ohne die selbstsichere, selbstverständliche Tradition Frankreichs oder Englands, wie sie z. B. in deren Kolonialpolitik zutage tritt. Wir jüngeren Elsässer haben die Sehnsucht, zu unsern Lebzeiten, was der Generation zuvor versagt bleiben mußte, zu erleben. Trauer erfüllt uns, wenn wir sehen, wie ohne Not Berge von Schwierigkeiten immer wieder aufgehäuft werden. Es ist mühselige Arbeit, sie wegzuräumen. Wir wollen sie uns nicht verdrießen lassen. Der Himmel schütze unser Land vor den deutschen Patrioten. Dann kommt der deutsche Patriotismus.

Kochkunst und Dichtkunst.

Von Josef Hofmiller.

Ich will die Kochkunst nicht herabsetzen, weil ich sie mit der Schriftstellerei in einem Atem nenne. Die Wiener Küche zum Beispiel ist auch heute noch wertvoller als die Wiener Dramatik; ganz zu schweigen von Paris, wo man überhaupt kaum mehr dichtet, aber immerhin noch speist. *Edere necesse est. Scribere non est necesse.* Einen Fall gibt es allerdings, in welchem die edle Kochkunst gezwungen ist, sich zur Litteratur herabzulassen, weil sie sich nur auf diesem Wege fortpflanzen kann: die Notwendigkeit des Kochbuchs ist ein mildernder Umstand für die Erfindung der Buchdruckerkunst. Kochbücher gehören zum ehrwürdigsten literarischen Besitz der Nationen, von des Apicius Caelius klassischen zehn Büchern *De arte coquinaria* an, die in unsern Tagen zum erstenmal ins Deutsche übersetzt wurden[1]), bis zu Brillat-Savarins nicht minder klassischer *Physiologie du goût*, die man eben nicht weniger als dreimal neu in deutscher Sprache auflegt[2]). Aber es liegt nicht in meiner Absicht, einen Artikel über Kochbücher zu schreiben, obwohl ich, im Gegensatz zu andern

[1]) Apicius Caelius: Altrömische Kochkunst. In zehn Büchern. Bearbeitet und ins Deutsche übersetzt von Eduard Danneil, herzoglich altenburgischem Hoftraiteur. Leipzig 1911. Herausgabe und Verlag: Kurt Däweritz, herzoglich altenburgischer Hoftraiteur, Obermeister der Innung der Köche zu Leipzig und Umgebung. —
[2]) Gastrosophische Bücherei. Herausgegeben von Heinrich Conrad. Band I und II. Physiologie des Geschmacks von Brillat-Savarin, München, Georg Müller. Brillat-Savarins Physiologie des Geschmacks, neu herausgegeben von Alexander von Gleichen-Rußwurm. Braunschweig, Vieweg & Sohn. B.-S., Ph. d. G., in gekürzter Form übertragen von Emil Ludwig. Insel-Verlag. Jede der Ausgaben hat ihre Vorzüge: die erste ist prachtvoll gebunden, die zweite ist die Erneuerung der guten Karl Vogtschen Übersetzung, die dritte endlich bringt viele von den reizenden Holzschnitten der französischen Ausgabe von 1864.

Digitized by Google

Dingen, über die ich an dieser Stelle berichtete, dadurch weder meine Zeit für verloren, noch den Raum dieser Zeitschrift für vergeudet ansähe. Doch wenn ich auch über Literatur ein Wort mitzureden wage, weil ich glaube, schließlich nicht weniger vom Metier zu verstehen, als die literarischen Köche, die sich als Produzenten fragwürdiger *Vol-au-vents* schwer tun und es uns armen Konsumenten schwer machen, so getraue ich mir's nicht in einer so ernsten und verantwortungsvollen Sache, wie die Kochkunst es ist, bei der man, sehr im Gegensatze zur Kunst des Dichtens, etwas Gründliches gelernt haben muß, um vor die Zeitgenossen mit dem stolzen Worte hinzutreten: *Anch' io son cuoco.* Ich möchte nur ein wenig und ganz allgemein, ohne mich auf so feine und schwierige Dinge wie Rezepte einzulassen, von einigen Ähnlichkeiten sprechen, die mir zwischen dem Prozesse des dichterischen Schaffens und der Kunst des Kochens zu obwalten scheinen, als zwischen zwei Schwesterkünsten, die beide an den Rohstoff gebunden sind, beide als letztes Ziel haben, den Genießenden das Stoffliche vergessen zu machen.

Dies ist so wenig eine neue Entdeckung, daß ich im Gegenteil glaube, die Schriftsteller mußten, wenn sie über ihr Handwerk nachdachten, oder ihre Arbeit mit der ihrer Frau verglichen, von je auf diese Ähnlichkeit kommen. „Was nun aber das Kunstwerk anbetrifft, meine Lieben", sagt kein Geringerer als der weise Busch in jenem tiefsinnigen Buche „Eduards Traum", „so meine ich, es sei damit so ungefähr wie mit dem Sauerkraut. Ein Kunstwerk, möcht' ich sagen, müßte gekocht sein am Feuer der Natur, dann hingestellt in den Vorratsschrank der Erinnerung, dann dreimal aufgewärmt im goldenen Topfe der Phantasie, dann serviert von wohlgeformten Händen, und schließlich müßte es dankbar genossen werden mit gutem Appetit." Mit genialer Sicherheit gibt Busch in diesen paar Zeilen die drei Gebote des künstlerischen Schaffens: daß das Werk der Natur seine Wärme verdanke, nicht der Kunst und Künstlichkeit seine Überhitzung; daß der Künstler sich von ihm sodann eine Zeitlang trenne, wie der Winzer sich vom Wein fernhält, solang er gärt und arbeitet; daß er endlich geduldig und fromm brüte, wie die warme Henne auf den weißen Eiern.

Aber wo wird heute noch „am Feuer der Natur" gekocht? Immer wieder singen wir das alte Klagelied Lichtenbergs: „Das wären keine Originale, das wären Dichter aus Dichtern und nicht Dichter aus Natur." Wohin wir blicken — Nachahmer und kein Ende! Wie die malenden Schweizer durch das spekulative Wetthodlern allmählich eine fatale Familienähnlichkeit bekommen, verwischen sich die Individuen auch in der Literatur. Ist Kellermanns „Tunnel" nicht wie eine Übersetzung aus dem Dänischen des Johannes V. Jensen? Dichtet von unseren jungen Großstadtlyrikern und unfreiwilligen Parodisten Baudelaires nicht einer wie der andere, so daß es scheint, als habe ihnen der verstor-

Digitized by Google

bene Heym zwölf Zentner posthumer Lyrik vermacht unter der Bedingung, daß keiner mehr als ein Viertelpfund jährlich herausgebe? Ist es nicht völlig gleichgültig, ob ein modernes Feuilleton von der Lasker-Schüler, oder von Robert Walser, oder von Max Brod stammt? Stünde kein Name darunter, wir könnten nie aus innern Gründen die Verfasserschaft diesem zuweisen und nicht jenem. Man denke sich umgekehrt je ein Dutzend Aufsätze von Speidel, von Widmann, von Kürnberger anonym an einige ältere Wiener von Geschmack ausgeteilt: in einer Stunde sind die Verfasser festgestellt und ich wette, daß keine drei einem falschen zuerkannt werden. (Spitzer lasse ich absichtlich beiseite, weil er an Stil und Umfang zu rasch demaskiert wäre.) Schon vor längerer Zeit habe ich den Verdacht geäußert, daß die Schweizer Romandichter sich gegenseitig zu viel lesen, wobei jeder dem andern so viel Eigenart abguckt, als er an ihn verliert. Man besehe sich doch die Größen unserer Literatur, und prüfe jeden einzelnen: „Bist du Dichter aus Dichtern, oder Dichter aus Natur?" — und man wird in Verlegenheit kommen, ob man, sie aufzuzählen, noch den vierten Finger brauchen werde.

Über das „Hinstellen in den Vorratsschrank der Erinnerung", das „Aufwärmen im goldenen Topf der Phantasie" habe ich seinerzeit in einem kleinen Aufsatze „Vom Tempo und Kaliber des künstlerischen Schaffens" (S. M. VIII, 5) so viel gesagt, daß ich mir ersparen kann, es zu wiederholen. Es sei nur gestattet, ein Wort Conrad Ferdinand Meyers anzuführen, das, ernsthaft und ohne Bild, dasselbe ausdrückt, was Busch mit seinem Sauerkraut-Symbol meint: „Ein starker Faktor meiner Sachen ist die Länge der Zeit (drei, fünf, zehn Jahre), während welcher meine bildende Kraft sich mit ihnen beschäftigt, ganz mühelos, aber unablässig, vegetativ sozusagen, aber doch mit latentem Verstande, durchaus zweckmäßig." Wie fast allen Werken unserer Zeit sieht man, um im gewählten Bilde zu bleiben, an, wie hastig sie gekocht sind, ohne Liebe, gleichgültig, fast ärgerlich, wie an einem starkbesuchten Ausflugsort die Hühner. Romane brauchen, wie Kalbsbraten, von Zeit zu Zeit nachsehen und beschütten, wenn sie vollkommen geraten sollen. Aber machen wir die Probe in einem Pack neuer Erzählungen: mit ganz wenig Ausnahmen ist das Fleisch am Knochen noch gallertartig weichlich, weil das Feuer zu stark und die Bratzeit zu kurz war; gar nicht zu reden vom betrüblichen Aussehen und Geschmack des Hechts entlang der Mittelgräte, der nicht lang genug im heißen Wasser lag. Freilich gibt es Stoffe, die sofort verderben oder wenigstens ihr Feinstes einbüßen, sobald sie zu lang liegen. Werke, die man zu oft überarbeitet, schmecken nach der Kochkiste. Manche Einfälle gleichen den edlen Aschen, die man eigentlich unmittelbar aus dem Bach an den Stecken über der sanften Glut bringen müßte, wenn sie noch ihr unvergleichliches Bukett haben sollen. Andre müssen, um mürb zu werden, abliegen, einige dürfen sogar über Nacht ein wenig ge-

Digitized by Google

frieren, wie die Wildenten, die man in den Federn vors Fenster hängt, andre wieder müssen, um ihr Bestes zu geben, lange mit dem Essigtuche abwartender Selbstkritik umhüllt aufbewahrt werden. Langsames Feuer verlangen die einen, rasches Anbraten die andern, die Asbestplatte höchster Besonnenheit wieder andre. Das Leben ist kurz, die Kunst ist lang, und „es ist des Lernens kein Ende".

Um keinen Irrtum aufkommen zu lassen: hier ist nur von durchschnittlicher Literatur die Rede, im guten und besten, im üblen und übelsten Sinn: Nicht von den „unbegreiflich hohen Werken", obgleich gerade die Dichtung, der dies Zitat entnommen ist, vielfach in unser Thema einschlüge; nicht von jener göttlich inspirierten Dichtkunst, die wie ein schönes Wunder leuchtend dasteht und nichts von sich weiß, wie aus dem Boden gezaubert, wie vom Himmel gefallen. Von ihr redet der Kritiker selten nur und zögernd, weil sie jenseits aller Kritik steht, unbegreiflich, unbeschreiblich, unerreichbar. Man kritisiert sie nicht, man freut sich ihrer Pracht. Wem der Mund nicht still wird vor der Größe, hat kein Gefühl für Größe. Was in den Bereich des Kritikers fällt, sind die mittleren Werke. Robert Schumann schrieb über die Phantastische Symphonie von Berlioz; ich zweifle, ob er jemals über Beethovens Neunte in dieser Art geschrieben hätte. (Wenn man die ganz großen Werke dem großen Publikum näher bringt, wie der Ausdruck lautet, so gewinnen sie ebensoviel wie sehr edler Tee, den man einem Heringsfasse näher bringt.) Die großen Schöpfungen mag man mit Früchten vergleichen, oder mit Weinen, mit Bäumen, selbst mit Felsen, kurz mit etwas Gewachsenen. Wer vor dem Urgebirge steht, der empfindet dumpf und schauernd im tiefsten Innern einen Psalm oder eine Ode, seine Seele wird feierlich und schweigend. Die schönste Art einer neuen Statue zu huldigen, war die der Florentiner, die ein Sonett neben sie legten.

Aber ganz große Schöpfungen sind selten. Was dem Kritiker unter die Hände kommt, sind Erzeugnisse der Küche, Produkte, die man anrichtet, salzt, würzt, brät, dünstet, garniert, auf den Tisch bringt, lauter Hantierungen, zu denen Sorgfalt, Klugheit, Sachlichkeit gehört, die jedes Zuviel oder Zuwenig verdirbt. Jede Erzählung, jedes Drama ist ebensosehr das Ergebnis des Kunstverstandes wie der Phantasie; in jedem einzelnen Stadium des Entstehens können schwere Fehler begangen werden, die das Werk für den wählerischen Geschmack ungenießbar machen. Dann schmeckt es bestenfalls geradeaus, wie man hierzulande sagt. Der Autor muß auch wissen, was für eine Art Küche er hat. Kennen wir nicht manches nette und appetitliche kleine Geschäft, das in seiner Art unübertrefflich war, aber, als der Besitzer umbaute und vergrößerte, als er aus dem kulinarischen Talent ein literarischer Geschäftsmann wurde, sank es zur Abfütterungsanstalt mit Margarine herab. Surrogat oder echt? Die erste Frage gegenüber jeder Küche, jedem Künstler. „Schlecht gewordenen Honig mische zum Verkauf einen Teil schlechten mit zwei Teilen guten" empfiehlt der

Digitized by Google

alte Gauner Apicius. Sein moderner Herausgeber macht dazu eine entrüstete Anmerkung von Betrug und Nahrungsmittelfälschung, weil er nur Koch ist und es nicht besser weiß. Der moderne Literat aber weiß es besser und lächelt über das Verhältnis Zwei zu Eins (das übrigens beim echten Bauernschmalz nicht unbeliebt ist) und über die Naivität einer Zeit, die überhaupt Naturhonig zur Fälschung des Kunsthonigs verwandte. Stehen nicht in der Literatur wie in der Butterfrage die Begriffe schon fast auf dem Kopf? Sieht sich nicht hier wie dort das Echte und Gute in die Defensive gedrängt? Bringt nicht die Dreistigkeit der Kunstbutterfabrikanten es heraus, als sei Butter ein minderwertiges Surrogat für Margarine? Solang manche Köche und Schriftsteller sich plagen und ein Stammpublikum erst gewinnen müssen, arbeiten sie nach dem Sprichwort „Ehrlich währt am längsten". Sind sie aber große Auflagenbäcker oder Tantiementraiteure geworden, dann hat oft ehrlich am längsten gewährt. Doch ich laufe Gefahr, den Vergleich totzuhetzen. Ich breche ab.

Aber da von der Kunst des Kochens die des Speisens unzertrennlich ist, darf diese harmlose Plauderei nicht ohne ein Wort über das Lesen schließen. Der bibliophobe Barbar und der bibliophage Banause sind die Gegensätze, die im edlen Bibliophilen eine Art hegelianischer Versöhnung feiern. Es gibt nur eine vollkommene Art zu lesen: Fletchern, oder, wie Emile Faguet es ausgedrückt hat: *Pour apprendre à lire, il faut d'abord lire très lentement et ensuite il faut lire très lentement et toujours, jusqu'au dernier livre qui aura l'honneur d'être lu par vous, il faudra lire très lentement.*

Pas de quoi.

Die Nacht war lind und die Nacht war lau
Und war wie eine verwunschene Frau:
Unwirklich und traumverfangen,
Mit blitzenden Sternen behangen.
Ein Springbrunn tönte von ferne sacht:
Eine Pariser Frühlingsnacht.

Die Seele erfüllt von Reim um Reim,
Ging der Herzog Morain vom Feste heim.
Er ging — nein, er schwebte, als trüg er am Fuß
Das Flügelpaar des Mercurius,
Er tanzte die hallende Straße entlang
Wie ein junger Panisk beim Flötenklang,
Denn die Nacht war lau und die Nacht war lind,
Wie nur in Paris die Nächte sind.

Digitized by Google

Mit einemmal stockt' er und hemmte den Schritt
Und rasch seine Hand an den Degen glitt:
Klang's nicht, als riefe da irgendwer
Aus dem Dunkel der Straße zur Linken her?
Klang's nicht — im Nu war die Klinge frei —
Wie ein erstickter weiblicher Schrei?
Und schon, Degen hoch, über Stock und Stein
Raste er in das Dunkel hinein.
Ein baumlanger Kerl — ein Stoß — ein Fall —
Trappender Schritte verklingender Hall —
Und schwer am Halse des Herzogs hing
Zitternd und bebend ein junges Ding,
Die Haare zerrauft, die Kleider zerfetzt.
„Mademoiselle sind doch nicht verletzt?!" —
„Nein — Sie sind eben zurecht gekommen —
Ich bin nur vom Schrecken noch ganz benommen —
Ich war bei der Tante — blieb lange aus —
Und wollte gerade hinein ins Haus —
Da packten mich Drei — ich wehrte mich — schrie —
Und dann kamen Sie!"
Schluchzend sie ihm zu Füßen sank:
„Dank, mein Retter! O tausend Dank!"
Der Herzog senkte den Chapeau bas
Und neigte sich lächelnd: Pas de quoi!

* * *

Der Tag war grell und der Tag war rot,
Heiß hat die Sonne vom Himmel geloht.
Gesindel tanzte die Straße entlang
Und gröhlend hob sich vom Tanz ein Sang,
Ein Sang so dumpf, ein Sang so hohl,
Blutdürstig, rasend — die Carmagnole:

„Die Witwe Sanson hat öfter schon
Adliges Blut getrunken;
Der Witwe Sanson sind Graf und Baron
In die offenen Arme gesunken.

Heut aber macht sie ihr Meisterstück —
Mag keiner den Tag vergessen —
Heut kriegt sie den ersten leibhaftigen Duc,
Den Duc de Morain zu fressen!

Digitized by Google

Morain, was nützt dir dein seidener Frack?
Morain, heut kommst du zu Falle!
Morain, Morain, du spuckst in den Sack —
Bald folgen die anderen alle!"

Zwei ruppige Mähren im Zotteltrab
Zieh'n eine Karre die Straße herab.
Rund um die Karre ein johlender Hauf —
Der Herzog Morain sitzt obendrauf.
Sitzt drauf mit starrem, versteintem Gesicht —
Die johlende Menge, er sieht sie nicht:
Schaut unbeweglich zum Himmel empor. . .
Da drängt sich ein blutjunges Mädel vor
Und mit einem Schlag verstummt das Gespött:
„Silenc'! Ecoutons la bell' Ninett'!"
Ninettchen tanzt an der Karre vorbei
Und singt ein munteres Liedchen dabei;
Frech singt sie zum Herzog Morain empor,
Die rasende Menge kreischt mit den Chor
Von der Witwe und von Monsieur le Duc —
Da senkt der Herzog zu Boden den Blick.
Vier Augen sehen einand auf den Grund. . .
Ninette stockt das Liedchen im Mund.
Rund um sie her ein Wirbeln, ein Drehn —
Die Augen — die Augen — die hat sie gesehn!
Vor ein paar Jahren in einer Nacht
Haben die Augen sie angelacht,
Leuchteten hell ihr in höchster Not —
Und heute — schließen sie sich im Tod!
Sie schlägt mit den Fäusten sich gegen die Brust:
„Ich hab's nicht gewußt! Ich hab's nicht gewußt!"
Wild schluchzend wirft sie den Kopf zurück:
„Pardon, pardon, Monsieur le Duc!"
Der Herzog verächtlich ins Leere sah
An ihr vorüber:
„Pas de quoi . . ."

Wien. Mirko Jelusic.

Digitized by Google

Rundschau.

Vorwort zu einem Roman.[1])

„Liebe zu sich selbst", hat, ich weiß nicht mehr welcher Autor gesagt — es war ein geistreicher Autor, so viel ist sicher — „Liebe zu sich selbst ist immer der Anfang eines romanhaften Lebens." Liebe zu sich selbst, so kann man hinzufügen, ist auch der Anfang aller Autobiographie. Denn der Trieb eines Menschen, sein Leben zu fixieren, sein Werden aufzuzeigen, sein Schicksal literarisch zu feiern und die Teilnahme der Mit- und Nachwelt leidenschaftlich dafür in Anspruch zu nehmen, hat dieselbe ungewöhnliche Lebhaftigkeit des Ichgefühls zur Voraussetzung, die, nach jenem Autor, ein Leben nicht nur subjektiv zum Roman zu stempeln, sondern auch objektiv ins Interessante und Bedeutende zu erheben vermag. Das ist etwas Stärkeres, Tieferes und Produktiveres als „Selbstgefälligkeit". Es ist in den schönsten Fällen das dankbar-ehrfürchtige Erfülltsein der Götterlieblinge von sich selbst, wie es mit unvergleichlich innigem Nachdruck aus den Zeilen spricht:

„Alles geben die Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz:
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz."

Es ist das naiv-aristokratische Interesse an dem Mysterium hoher Bevorteilung, substanzieller Vornehmheit, gefährlicher Auszeichnung, angeborener Verdienste, als deren Träger sie sich fühlen, ist die Lust, aus geheimster Erfahrung zu bekunden, wie ein Genie sich bildet, Glück und Verdienst nach irgendwelchem Gnadenschlusse sich unauflöslich verketten: Sie brachte „Dichtung und Wahrheit" hervor; und sie ist recht eigentlich der Geist der großen Autobiographie überhaupt.

Dabei ist merkwürdig, daß der autobiographische Trieb sich kaum jemals als dilettantischer Irrtum erweist, daß er seine Rechtfertigung in sich zu tragen scheint. Was ist Talent? Ein sehr heikler, schwieriger Begriff jedenfalls, bei dem es sich weniger darum handelt, ob einer etwas kann, als darum, ob einer etwas ist, so daß man sagen könnte, Talent bedeute nichts weiter als Schicksalsfähigkeit. Aber sind es zuletzt nicht Geist und Empfindung, die einem Leben Schicksalswürde verleihen? Seltener auftretend, als der rein poetische, der so oft auf Selbsttäuschung beruht, hat der autobiographische Impuls, wie es scheint, immer ein Maß von Geist und Empfindung zur Voraussetzung, das ihn von vornherein rechtfertigt, so daß er nur produktiv zu werden braucht, um unserer Teilnahme sicher zu sein; und jene „Liebe zu sich selbst", die sein Ursprung ist, sie pflegt von der Welt bestätigt, pflegt von ihr geteilt zu werden. Nicht die Meisterwerke spielend-erfindender Kunst unter den Büchern sind es, die am meisten geliebt, am meisten gelesen werden; es sind die persönlichsten, unmittelbarsten und vertraulichsten, sind die Urkunden leidenschaftlichen oder doch innigen sinnlich-sittlichen Ichgefühls, die Bekenntnisse, die Autobiographien. Oder wo wäre die freie Dichtung, auf der so viel Liebe geruht hätte wie auf Augustins, Jean Jacques' und Goethes Konfessionen, auf Jung Stillings

[1]) „Nacht und Tag", Roman von Erich von Mendelssohn (wird im Verlag der weißen Bücher, E. E. Schwabach, Leipzig, erscheinen).

Digitized by Google

sanfter Lebenserzählung oder selbst auf der einsamen Selbstzergliederung Anton Reisers? Heute zumal, wo eine Hochflut neuedierter Memoiren und Briefsammlungen den Markt überschwemmt, wo von Cellini bis Casanova, von Casanova bis zu den Gedanken und Erinnerungen jenes glänzenden Herrn Manolesku, die, wie man hört, ein großer moderner Verlag neu herauszugeben sich anschickt, alle primären, direkten und dokumentarischen Veröffentlichungen eines Massenabsatzes sicher sind: scheint es nicht heute, als hätte alles Vertrauen, alle auf das Menschliche gerichtete Wißbegier sich von den Erzeugnissen dichtender Einbildung abgewandt und sich auf solche Bücher geworfen, in denen Menschenschicksal und Leben ohne Fiktion, Intrigue und Flausen sich selber vertragen? Es wird wohl an uns liegen, an uns Schriftstellern, wenn der heutige Leser ein Wort des größten Autobiographen unter den Dichtern gegen uns zu kehren und zu sprechen scheint: „Ich habe die Wirklichkeit immer für genialer gehalten als euer Genie."

* * *

Wir legen die Jugendgeschichte eines Frühverstorbenen vor, geschrieben von ihm selbst; ein autobiographisches Fragment, das den Titel eines Romans verdient, weil der Verfasser darin „dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben" sucht; ein Knabenleben, aus frischer Erinnerung, in epischer Rückschau gestaltet von der Hand eines früh zum Manne erzogenen Jünglings, das unsere Teilnahme anruft mit dem Rechte des Geistes und der Empfindung.

Erich von Mendelssohn wurde 1887 in Dorpat geboren. Sein Vater, ein Oldenburger, war dort Universitätsprofessor für altklassische Philologie und Geschichte, seine Mutter, eine geborene von Cramer, die Tochter eines estländischen Gutsbesitzers. Nach dem Tode des Vaters, 1896, siedelte die Familie nach Jena über, wo Erich die unteren Klassen des Gymnasiums besuchte. Als Obertertianer kam er in das Landerziehungsheim zu Haubinda und blieb dort bis zur Oberprima. Zum Abiturium bereitete er sich in Jena privatim vor, indem er gleichzeitig einige Kollegien an der Universität besuchte. Die kunsthistorischen Vorlesungen Botho Graafs, mit dem er seit jener Zeit persönliche Beziehungen unterhielt, fesselten ihn besonders, und dem Einfluß dieses Professors war es zuzuschreiben, daß der junge Mendelssohn sich nach bestandenem Examen, 1906, in Berlin dem Studium der Kunstgeschichte widmete, obgleich er längst wußte, was sein Beruf und Schicksal sei, was er einzig wolle und müsse: schreiben . . . Und es begann das hin und her zuckende, experimentierende, nervös-vorläufige, unregelmäßige Dasein des werdenden Schriftstellers, der für seinen Beruf noch unreif ist und sich zu jedem anderen doch unfähig fühlt. Er lebte in Paris, er „studierte" in München. Dort sah ich ihn manchmal: Ein großer, dunkler und hagerer, fast schöner Mensch mit Adlernase und von einer gewissen, bedrängten Leidenschaftlichkeit des Wesens, kam er und brachte Verse, rodomontierte knabenhaft von Zusammenstößen mit Apachen. Seines Berufes schien er gewiß zu sein; wenigstens gehörte er nicht zum Schlage derer, welche die Verantwortung für das Wagnis des eigenen Lebens auf andere abwälzen und sich den Beruf zum Dichter von außen attestieren lassen möchten. Er wußte wohl, daß dazu niemand ernstlich imstande ist, daß solcher Beruf sich einfach erweisen müsse. „Talent" ist bei einem Zwanzigjährigen nur festzustellen, soweit es nichts weiter als formale

Digitized by Google

Begabung bedeutet. Aber es bedeutet ja viel, viel mehr; es bedeutet geheime Entwicklungs- und Bildungsmöglichkeiten, schlummernde sittliche Eigenschaften, die unmöglich im voraus zu konstatieren sind. Talent ist bei Zwanzigjährigen etwas durchaus Subjektives, ein Instinkt, ein Glaube. Ihn zu bestärken, ihn zu entmutigen, ist gleich verantwortungsvoll. Und ich sollte denken, daß jeder Künstler ein zu gefährdetes Dasein führt, um auch noch die Verantwortung für fremde Existenzen tragen zu können.

Geführt von Abenteuerdrang und seiner Liebe zu nordischer Dichtung, tritt der junge Mendelssohn 1908 seine erste Reise nach Island an, und dieses Land wird das große Erlebnis seiner Seele. Seine intellektuellen Triebe sowohl, wie der Ehrgeiz, seinem Körper ritterlich strenge Zumutungen zu stellen — ein heroischer und vielleicht unzukömmlicher Ehrgeiz, denn er hat einen zarten Körper — finden in dieser Natur, unter diesen Menschen wonniges Genüge. Ein rauhes Jäger- und Reiterleben nimmt ihn auf; zu Pferde durchstreift er wochenlang die Lava- und Schneewüsten der Hochebene, erlauscht zwischendurch mit Literatenlust die Sagen des Volkes, vertieft sich in dessen altnordische Mundart. Zurückgekehrt in die Zivilisation, der er dienen, in der er seßhaft werden will, läßt er sich in Kopenhagen nieder und wirft sich auf das Studium der skandinavischen Sprachen. Er liebt, er heiratet dort oben, und, unbemittelt, schafft er wie ein Mann den Unterhalt für Frau und Kind, indem er isländische, dänische und schwedische Romane ins Deutsche übersetzt. Ein Band isländischer Sagaliteratur erscheint in seiner Übertragung in der Sammlung „Thule" bei Eugen Diederichs; er verdeutscht die Gedichte Jacobsens für den Inselverlag, die J. W. Jensens für den Verlag S. Fischer. Daß diese Übersetzungen Brotarbeit waren, hindert nicht, daß sie sehr gut sind. Sie sind es, die ihm einen Namen zu machen beginnen, nicht seine Dichtungen, und er leidet darunter, er findet seine Lage „grotesk". Freilich, ein Roman, „Die Phantasten", eine kecke, doch wenig persönliche, wenig dichterische Fiktion, erscheint 1911 bei Oesterheld; ein Buch Gedichte folgt 1912. Aber für die Werke seines Herzens, den Roman „Die Heimkehr" und so manches andere ist keine Unterkunft zu finden. Den Jüngling, der sich so früh ein männliches, verantwortungsvolles Kämpferleben bereitet hatte, mögen da Furcht und Zweifel angewandelt haben. Wenn Talent die Gabe ist, Erfolg zu haben, so, scheint es, hat er keines. Verfehltes Leben? — Da scheint der Aufstieg beginnen zu sollen. Ein junger Verlag greift nach dem letzten Manuskript — es heißt „Nacht und Tag" —, eröffnet die Aussicht, weitere, frühere Arbeiten zu übernehmen, erklärt seine Teilnahme, will sich für den jungen Autor einsetzen. Das ist das Glück, das ist wahrscheinlich der Ruhm. Er ist „durch", er wird arrivieren. Zur selben Zeit fällt eine Lungenentzündung ihn an, die in fünf Tagen seine Kräfte bricht. Ein Herzübel, das er sich als Knabe durch einen Parforcelauf zugezogen — der Roman berichtet davon — kehrt unter der Gewalt des Fiebers zurück. Er ist voller Hoffnung, voller Gewißheit, er spricht von seinen Büchern, die nun erscheinen sollen, erklärt wiederholt, daß er sich besser fühle, greift sich ans Herz und stirbt.

* * *

„Nacht und Tag" ist nur der erste Teil eines breit angelegten Entwicklungsromans, dessen Plan zwei weitere Teile von ähnlichem Umfang umfaßt. Um was handelt es sich? Um Schulerfahrungen, Ferienausflüge, Knabengespräche, Lehrer-

Digitized by Google

figuren, um erste Liebe und keimendes Dichtertum, um Krankheit, Genesung und Kindheitsdämmerung, — nur um ein wenig Leben, mit einem Wort, ganz ohne Fabel und Spannung, gegeben mit einer Kunstlosigkeit, die zuweilen wie ein Jenseits der Kunst anmutet, wie ein höchst anständiger Widerwille gegen Kunst oder doch gegen Künste — man sehe die eigentümlich keusch wirkende Behandlung des Dialogs, bei dem oft sogar das epische „Sagte er" gespart und nur der Name des Redenden der Replik vorangesetzt ist.

Es ist sein Schauplatz, dem der Roman nicht nur ein gut Teil seiner poetischen Möglichkeiten verdankt, der ihm auch seinen Wert als Zeit- und Kulturdokument verleiht: Dies Milieu eines modernen thüringischen Erziehungsinstituts, einer „freien Schulgemeinde". Landschaftsschilderungen von zarter Leuchtkraft entstehen, wo der Autor seine Schülerwanderungen durch den Thüringer Wald heraufbeschwört; Freiluftszenen, Bilder einer philosophisch betonten Körperfreudigkeit, Wintersporttreiben, mit sachlichster Teilnahme dargestellt, vergnügen das innere Auge; und der spekulative Drang junger Leute, die sich nach neuen, radikalen und noch umstrittenen Grundsätzen gebildet und gelenkt fühlen, tut sich in jenen lyrischen und grüblerischen Gesprächen kund, von denen das Buch voll ist, — Gesprächen von einem sehr deutschen Niveau, wie man hinzufügen darf, wenn man dies Knabenbuch mit solchen anderer nationaler Herkunft vergleicht. Auch Mowgli's starker Dichter hat einen Schulroman geschrieben; aber die humoristisch-stumpfsinnige Roheit seiner Boys findet rechtes Verständnis wohl nur an Ort und Stelle — und freilich noch bei jenem deutschen Referenten, der erklärte, wer über diese Geschichte nicht Tränen lache, der sei ein hoffnungsloser Misanthrop. Dann bin ich hoffnungslos. Und so sehr ich die Dschungelbücher liebe und bewundere, so widerwärtig, so unzugänglich ist mir „Stalky & Co.", so unbedingt ziehe ich Otto Mahrenseе und seine Freunde dem Kiplingschen Kleeblatt vor.

Ich übersehe nicht das persönliche Problem des jungen Mendelssohn, das ein Problem des Blutes — seines halb jüdischen, halb junkerlichen Blutes — war und das ihn wahrscheinlich zum Schriftsteller machte; denn nur wo das Ich eine Aufgabe ist, hat es einen Sinn, zu schreiben. Übrigens aber war der Verfasser von „Nacht und Tag" ein typischer Angehöriger jenes Geschlechtes von heute Zwanzig- oder Fünfundzwanzigjährigen, das unter der Herrschaft des Regenerationsgedankens herangewachsen ist, — dieses dominierenden Zeitgedankens, der auch in der geistigen Verfassung der modernen Freiluft-Pädagogien offenbar eine wichtige Rolle spielt. Das intellektuelle Interesse, welches letzten Endes die heute zur Lebenshöhe vorgeschrittene Dichtergeneration beherrscht und beschäftigt, ist das Interesse am Pathologischen, am Verfall. Die jungen Leute sind anders gerichtet: die Gesundheits- und Durchsonnungstendenzen der Zeit sind stark in ihnen, dieser Zeit, die möchte, daß erst mit ihr das Mittelalter sich endige und die eigentliche Renaissance durch Darwin eingeleitet sei, welcher, obgleich er Christ zu sein glaubte, ihr den Anfang aller heutigen Ideale, der „Rückkehr zur Natur", der Verherrlichung der Erde, des Leibes, die endgültige Abkehr vom Kreuze bedeutet. Gesundheits- und Kraftkultus überall; und der frühe Tod des jungen Mendelssohn ist vielleicht ein Zeichen dafür, daß diesem Kultus zuweilen heroische Opfer gebracht werden.

Ich habe im Ganzen nicht den Eindruck, daß der junge Nachwuchs, dieser Rege-

Digitized by Google

nerationstypus, welcher, ostentativ helläugig, vom Wintersport gebräunt und mit offenem Hemdkragen, sein unbedecktes Haupt der Sonne darbietet, weniger zart, weniger auf Zucht und Ökonomie angewiesen wäre, als das vorhergehende Geschlecht. Es hat mit dem Begriff der Gesundheit eine nicht minder heikle Bewandtnis als mit dem des Talentes. Man kann auf gesunde Art krank und auf kranke Art gesund sein. Man kann als grimmiger Pessimist und Prediger des Nirwana ein Patriarchenalter erreichen „und Flöte blasen", und man kann, während einem die Schwindsucht auf beiden Wangenknochen glüht, beständig rufen: Wie ist das Leben so stark und schön! Das Leben ist oft auf seiten derer, die es verneinen. Das Leben ist oft auf jener Seite, wo im Grunde nur eines geliebt wird: der Tod.

* * *

Die phantastische Prosadichtung „Juliana", die zum mindesten ein sehr starkes Kapitel enthält — es ist das in der schmutzigen Höhle spielende — fügen wir der Ausgabe von „Nacht und Tag" hinzu, da sie einem späteren Teil des Romans — dem dritten — auf irgendeine Weise einkomponiert werden sollte.

Tölz im September 1913. Thomas Mann.

Der Deutsche Historikertag in Wien.

Von Dr. Sebastian Merkle, Professor der Kirchengeschichte an der Universität Würzburg.

Nummer 13 in der Reihe der Hotelzimmer kann man eigenem oder fremdem Aberglauben zuliebe ausfallen lassen oder durch 12ª ersetzen; eine Reise kann statt am 13. eines Monats am 12. oder 14. angetreten, die ominöse Zahl bei einer Tischgesellschaft durch Streichung oder Hinzufügung eines Gastes vermieden werden: die dreizehnte Zusammenkunft eines Verbandes zu überspringen — diese Kunst ist noch nicht erfunden. Aber wenn Männer der Wissenschaft abergläubischen Befürchtungen je zugänglich wären, so durfte die dreizehnte Versammlung deutscher Historiker, zumal im Gedächtnisjahr 1913, die Beschämung solcher Anwandlungen mit um so froherer Zuversicht erwarten, als eine Stadt von altbewährter Anziehungskraft zum Ort der Tagung erwählt war. Der tatsächliche Verlauf hat jedoch auch kühne Erwartungen weit übertroffen. Wien hat seinen Ruf als Kongreßstadt ebenso glänzend gerechtfertigt, wie die Wiener und die Österreicher überhaupt ihre Kunst Gäste zu fesseln und Feste zu feiern, im vorteilhaftesten Lichte zeigten. Nimmt man dazu die reiche historische Vergangenheit, auf welche die Kaiserstadt an der Donau zurückblickt, die zahlreichen Monumental- und Prunkbauten, die selbst wieder eine eigene Geschichte zu erzählen wissen — hat ja, im Unterschiede z. B. von Berlin, der hohe österreichische Adel großenteils seine Paläste in der Residenz der Habsburger —, und *last not least* die achtunggebietende Stellung, die das Institut für österreichische Geschichtsforschung in der deutschen Historiographie einnimmt, so bedarf es kaum mehr der Konstatierung, daß die Besucher des Kongresses von der ersten bis zur letzten Stunde sich wohl und heimisch fühlten und mit dankbarer Befriedigung an die nur zu rasch entschwundenen Tage zurückdenken.

Eine Aussprache zwischen Vertretern desselben Faches ist von Zeit zu Zeit notwendig, weil, wie der österreichische Unterrichtsminister in seiner Begrüßungsrede her-

Digitized by Google

vorhob, „die Beherrschung der gesamten Disziplin durch einen einzelnen nicht mehr möglich“ ist und die Gelehrten sich gezwungen sehen, sich auf ein Teilgebiet zu beschränken. „Um so wichtiger ist für sie alle der Überblick über das Ganze der Wissenschaft, das ihnen stets als Ideal vor Augen schweben soll, und das Verständnis für den Zusammenhang der Detailarbeit mit den Gesamtaufgaben der historischen Forschung. Je weiter die Spezialisierung und Arbeitsteilung um sich greift, desto notwendiger ist das Zusammenwirken vieler Gleichstrebender, um den Widerstreit der Meinungen über grundlegende Probleme zu beseitigen oder zu mildern, um die Richtlinien für weitere Untersuchungen und Forschungen zu bestimmen und große gemeinsame Unternehmungen für die nähere und fernere Zukunft vorzubereiten.“ Diesen Zweck vermag der Deutsche Historikertag schon wegen seiner viel geringeren Teilnehmerzahl weit eher zu erreichen, als etwa die internationalen Historikerkongresse, deren letzter im vorigen Frühjahr in London tagte, oder gar die Monstre-Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte, die sich zeitlich unmittelbar an unsere Zusammenkunft anschloß. Wenn letztere gegen 300 Mitglieder zählte, so waren zu jener schon am achten Tage vor ihrer Eröffnung 4000 Anmeldungen erfolgt. Mit Rücksicht auf diese Zahl wie auf die fachlichen Unterschiede mußte sie in nicht weniger als vierunddreißig Abteilungen zerrissen werden, während der Historikertag auf die Schaffung von Sektionen verzichten und zu der mäßigen Zahl seiner Vorträge alle Teilnehmer versammeln konnte. So war ein gegenseitiges Sichkennenlernen und ein Meinungsaustausch, das Wertvollste an solchen Veranstaltungen, immerhin möglich, und die Darbietungen aus verschiedenen Gebieten durch Vertreter verschiedener Richtungen eröffneten eine Einsicht in das, was außerhalb des speziellen Arbeitsfeldes eines einzelnen vorgeht. Denn „jede Richtung und jede Schule, alte und junge Fachgenossen sollen sich auf dem neutralen, heiligen Boden der Wissenschaft zur Förderung derselben vereinigen“, das ist nach der Erklärung des Vorsitzenden Prinzip des Verbandes deutscher Historiker, innerhalb dessen auch verschiedene Lebensanschauungen Platz finden.

Am Abend des 16. September stellten auf einer zwanglosen Zusammenkunft in den Sälen zum „Grünen Tor“ im VIII. Bezirk die Teilnehmer nach Namensaufruf sich der Versammlung vor, ein Modus, der seinen Zweck noch sicherer erreichen würde, wenn das „Hier!“ laut genug aus jedem Munde käme und der Aufgerufene sich jedesmal etwas sichtbar machte. Die feierliche Eröffnung fand am 17. September, morgens 9 Uhr, im großen Festsaal der Universität statt. Von günstiger Vorbedeutung war diese glänzende Stätte, an der die Versammlung ihre Arbeiten begann, und nicht weniger die Anwesenheit der hohen Ehrengäste, die dem Akte beiwohnten. In der Eröffnungsansprache konnte Hofrat Professor Dr. Emil von Ottenthal, der Vorstand des Instituts für österreichische Geschichtsforschung und derzeitige Vorsitzende des Verbandes, den Unterrichtsminister Dr. von Hussarek begrüßen, der, vordem selbst ein sehr beliebter Lehrer in der juristischen Fakultät[1]), für die Wissenschaft und ihre Bedürfnisse ein warmes Herz hat, wie auch ausge-

[1]) Als er zum Minister ernannt war, verabschiedete er sich durch einen Anschlag am Schwarzen Brett von seinen Hörern, deren einer unten auf den Zettel schrieb: „Auf baldiges Wiedersehen!“ Ein Fakultätsgenosse des neuen Ministers übersandte diesem das Blatt zum Troste für den Fall . . .

Digitized by Google

sprochen liberale Männer dem katholischen Minister nachrühmen. Das Auftreten dieses feinen, gewandten Mannes und seine in der Form sorgsam gefeilte, im Ton warme Begrüßung machte einen höchst sympathischen Eindruck. Der Bürgermeister von Wien, Minister a. D. Dr. Weiskirchner, dankte den Historikern, daß sie die alte Kaiserstadt an der Donau als Sitz ihrer Tagung gewählt haben, und versicherte sie des warmen Verständnisses für ihre Bestrebungen. Anknüpfend an ein Wort des Vorsitzenden kam er auf die Jahrhundertfeier in Leipzig zu sprechen, bei der auch Österreich vertreten sein werde, um zu bekunden, daß die Donaudeutschen sich eins fühlen mit den Deutschen aller Gaue, daß sie teilnehmen wollen an den Errungenschaften unserer Nation, daß nichts uns trennen soll. Im Namen der Universität hieß deren Prorektor, Hofrat Professor Dr. Oswald Redlich, die Versammlung willkommen und stellte ihr die prächtigen Räume zur Verfügung. Wenn er den engen und traditionellen Zusammenhang der Alma Mater Rudolfina mit der Geschichtswissenschaft betonte, so mußte der reichsdeutsche Hörer mit Neid sich sagen, daß wir etwas dem Institut für österreichische Geschichtsforschung Ebenbürtiges nicht haben. Hofrat Professor Dr. Karabatschek überbrachte den Willkommgruß der Akademie der Wissenschaften. Außer diesen Ehrengästen, deren freundliche Worte lebhaften Beifall fanden, konnte der Vorsitzende, der besonders dem Kultusminister den Dank der Versammlung aussprach, weiter begrüßen den Direktor des Kriegsarchivs, General von Woinowich, dessen hohe Gestalt mit seiner ebenso liebenswürdigen wie imponierenden Gemahlin den Würzburgern von der vorigjährigen Tagung her in bester Erinnerung lebt, sowie den Sektionschef Dr. Freiherrn von Weckbecker als Vertreter des Obersten Kämmereramtes.

Von den Zunftgenossen waren natürlich die in Wien selbst ansässigen so gut wie vollzählig erschienen. Neben den bereits erwähnten Herren v. Ottenthal und O. Redlich ist der unermüdliche, für alles sorgende Vorsitzende des Ortsausschusses, Professor Alfons Dopsch, dankbarst zu nennen. Auch was die Universität sonst und was andere hohe Schulen und die Archive an Vertretern der Geschichte und verwandter Disziplinen aufweisen, war mit wenigen Ausnahmen anwesend. Der berühmten Namen sind so viele, daß man mit deren Nennung gar nicht anfangen kann. Nur der Geograph E. Oberhummer, der seinen bayerischen Landsleuten eine warme Anhänglichkeit bewahrt hat, soll nicht unerwähnt bleiben. Aus der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät ist uns der Rechtshistoriker Ernst Freiherr von Schwind, der sich selbst einmal scherzhaft einen schlechten Professor und einen noch schlechteren Baron genannt haben soll — wer ihn aber kennt, glaubt ihm weder das eine noch das andere — als vorzüglicher Gesellschafter bekannt geworden. Sein Fakultätsgenosse Grünberg, der Wirtschaftsgeschichtler, war ebenfalls Mitglied des Kongresses. Die übrigen deutschen Hoch- und Mittelschulen Österreichs, sowie die verschiedenen Archive waren mehr oder weniger stark vertreten: die deutsche Universität in Prag hatte sechs ihrer Professoren entsandt, Graz glänzte mit acht, von Innsbruck und Czernowitz waren nur je zwei erschienen; Herzberg-Fränkel von der letzteren Hochschule sollte die Stätte seiner Wirksamkeit nicht mehr sehen, am vorletzten Tage des Kongresses erlag er einem Herzschlag.

Der Zuzug aus dem „Reiche", namentlich aus dem Süden, hätte stärker sein

Digitized by Google

können. Wenn aus Rostock niemand da war, ist dies verständlich. Auffälliger ist es von Bonn. Daß aber die süddeutschen Universitäten von Tübingen und Erlangen gar nicht vertreten waren, ist mehr als auffällig. Begreiflicher ist es, wenn von den zahlreichen staatlichen und städtischen Archiven aus dem Norden und Süden des Reiches relativ wenige Beamte anwesend waren. Von Dozenten der deutschen Hochschulen weist die Präsenzliste auf: aus Berlin 3 (Erich Caspar, Paul Haake, Richard Sternfeld), Breslau 1 (Friedr. Andreä), Frankfurt a. M. 1 (Georg Küntzel), Freiburg i. Br. 1 (Fritz Vigener), Gießen 1 (Ernst Vogt), Göttingen 1 (Georg Brandi), Greifswald 1 (Ludw. Bergsträßer), Halle 1 (Ad. Hasenclever), Hamburg 1 (Friedr. Keutgen), Heidelberg 1 (Karl Stählin), Jena 3 (Alex. Cartellieri, Alb. Elkan, Georg Mentz), Kiel 1 (Felix Rachfahl), Königsberg 2 (Hans Spangenberg, Wilh. Stolze), Leipzig 5 (Paul Herre, Rud. Kötzschke, Herm. Krabbo, Joh. Kromayer, Jak. Strieder), Marburg 1 (Edm. Stengel), München 1 (Max Buchner), Münster 1 (Karl Voigt), Straßburg 2 (Harry Breßlau, Paul Hartmann), Würzburg 2 (Ant. Chroust, Seb. Merkle). Von den Schweizer Universitäten waren nur Zürich (Wilh. Oechsli) und Freiburg (Rich. Zehntbauer) vertreten. Dafür war aus Gent Paul Fredericq, aus Rom (vom Preuß. Histor. Institut) Fedor Schneider erschienen. Der katholische Theologe muß es bedauern, daß die ihm konfessionsverwandten Vertreter der Kirchengeschichte diesen Versammlungen fast durchweg fernbleiben und die mannigfachen Anregungen sich entgehen lassen. Umso erfreulicher war in Wien die Anwesenheit von einer Reihe von Ordensmännern, Benediktinern von Admont, Kremsmünster, Salzburg und Seckau. Auch Klosterneuburg, das ehemalige Stift des Fürsterzbischofs von Wien, war vertreten. Als eine Neuerung konnte es am Empfangsabend von Prof. Dopsch bezeichnet werden, daß nicht nur, wie auf früheren Tagungen, Frauen und Töchter von Historikern, sondern auf dem Gebiete der Geschichtsforschung selbständig tätige Damen Mitglieder des Kongresses seien.

Sobald die Begrüßungsansprachen verklungen waren, wurde in die eigentliche Arbeit eingetreten. An den Vormittagen des 18., 19. und 20. September wurden je zwei, an den Nachmittagen des 17. und 18. je ein Vortrag gehalten, alle in der kleinen Aula der Universität. Cartellieri („Die Schlacht von Bouvines im Rahmen der europäischen Politik") eröffnete den Reigen. Nicht wie die populäre Auffassung annehme, der Gegensatz zwischen Deutschland und Frankreich trete in jener Schlacht zutage, sondern vielmehr der zwischen Frankreich und dem ghibellinischen Deutschland einerseits, dem welfischen Deutschland und England andererseits. Nach einer kurzen Diskussion folgte der Direktor des Kölner Stadarchivs, Prof. Dr. Jos. Hansen, mit einem Vortrag über „Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und das liberale Märzministerium 1848", an dessen überzeugender, aus dem Vollen schöpfender Darstellung niemand etwas zu ergänzen wußte. Zu dem am 17. September, nachmittags 5 Uhr, stattfindenden öffentlichen Vortrag von Dr. Heinrich Friedjung hatte sich auch zahlreiches sonstiges Publikum eingefunden. Der Redner sprach über den „Imperialismus in England", dessen Schöpfer Disraeli, dessen Bannerträger Chamberlain war, und der Albion aus der *splendid isolation* zu seinem früheren System der Allianzen zurückführte. Manche Hörer meinten, tat-

Digitized by Google

sächlich reiche der imperialistische Gedanke in England ziemlich weiter zurück. Wir konnten die beredten Ausführungen mehr bewundern als kritisieren; jedenfalls hat der englische Imperialismus in den von Friedjung besprochenen Jahrzehnten sich allen Schwierigkeiten zum Trotz erfolgreicher als lange vorher betätigt.

Am folgenden Tage um 9 Uhr sprach Prof. Adolf Bauer aus Graz. „Hippolytos von Rom, der Heilige und Geschichtsschreiber" war sein Thema. Der erste Teil rekapitulierte in der Hauptsache die Resultate Döllingers und Joh. Fickers. Über den Geschichtsschreiber dagegen verbreitete der Vortragende neues Licht: die Chronik Hippolyts ist mit der des Julius Afrikanus und des Eusebius nicht zu vergleichen, ihr Wert ist wesentlich geringer. Da Bauer die Ausgabe des Werkes für die Berliner Kirchenväter-Sammlung bearbeitet, darf man sich von dieser viel versprechen, sie liegt in den besten Händen. Den daran sich anschließenden Vortrag des Wiener Privatdozenten Hans Hirsch über „Kaiserurkunde und Kaisergeschichte im 12. Jahrhundert" konnte ich leider nicht hören. Der Berichterstatter der Frankfurter Zeitung rühmt an ihm „die Verbindung diplomatischer und verfassungsschichtlicher Arbeit mit feinem Sinn für die kleinsten hilfswissenschaftlichen Details und gereiftem Verständnis für die großen Zusammenhänge." Der Redner habe „in der glücklichsten Weise die deutsche *École des chartes* (das Institut für österreichische Geschichtsforschung) vertreten. Auch sonst hörte ich die günstigsten Urteile über die Leistung des jungen Gelehrten. — In dem öffentlichen Vortrag, den abends 6 Uhr Regierungsrat Dr. Moritz Dreger, Vizedirektor des k. k. österreichischen Museums, über „Wiens Stellung in der Kunstgeschichte" mit Beiziehung eines reichen Illustrationsmaterials (in Lichtbildern) hielt, war die kleine Aula wiederum überfüllt. Vielen erschien nach den Darlegungen des Redners die alte Kaiserstadt und die österreichische Kultur überhaupt in neuem Lichte, und auch ihre vergleichsweise weniger hohen Leistungen auf dem einen Gebiete erklärten sich als das Korrelat zu um so höheren auf dem andern.

Für den dritten und letzten Arbeitstag (Freitag, 19. September) waren ursprünglich zwei Vorträge von Privatdozent Dr. Fritz Kern in Kiel („Gottesgnadentum, Volkssouveränität und Widerstandsrecht im früheren Mittelalter") und Prof. Dr. Harold Steinacker in Innsbruck („Die Eigenart der geschichtlichen Stellung Ungarns") angesetzt, die leider beide abgesagt wurden. Dafür trat der Hannoveraner Archivrat Dr. Jean Lulvès ein, der nach dem früheren Plane am Tage vorher hatte sprechen sollen. Er schilderte „die Machtbestrebungen des Kardinalkollegiums gegenüber dem Papsttum' durch reichlich fünf Jahrhunderte. Wie mühsam es ist, einen solchen Längsschnitt in so kurzer Zeit zu ziehen, leuchtet ohne weiteres ein. Umso anerkennenswerter ist die Leistung des Vortragenden, von der man nur wünschen möchte, daß sie, durch seine in langjähriger Arbeit gesammelten Materialien belegt und bereichert, baldigst der Öffentlichkeit zugänglich werde. Die Wünsche und Einwendungen, die Breßlau, Sternfeld und Vigener geltend machten, zeigen am deutlichsten, wie dringend nötig eine solche Publikation wäre, um die sich weitere Forschungen kristallisieren könnten. —An zweiter Stelle sprach Prof. Dr. Hans Übersberger in Wien über die Theorien der russischen Slawophilen im Zeitalter Nikolaus' I. und Alexan-

Digitized by Google

ders II. Die Ausführungen des als trefflicher Kenner der slawischen Geschichte bekannten Gelehrten waren von höchstem Interesse sowohl vom theologischen wie vom politischen Standpunkte aus und erinnerten an abendländische kirchliche Parallelen. Der Gegensatz gegen die „Westler," die das Heil im Anschlusse an die Kultur des Westens sahen, trieb die Slawophilen zu um so höherer Schätzung der einheimischen Zustände; wolle man diesen westeuropäische Kultur aufpfropfen, so sei das nur vom Übel (dies mag gegenüber manchen Produkten französischer Hyperkultur, die im Zusammenwirken mit russischer Unkultur nur hybride Resultate erzielen konnte, begreiflich sein; die Kurzsichtigkeit liegt in der Verallgemeinerung). Die orthodoxe Kirche, nicht Katholizismus oder Protestantismus, sei das einzige und wahre Christentum; darum sei die russische Kultur höher als die Westeuropas. Eine zweite Säule dieser überlegenen Kultur seien die bäuerlichen Gemeinden mit gemeinsamem Besitz an Grund und Boden. Peter der Große habe das zerstört durch die Annäherung an Westeuropa. Die allslawische Richtung sieht in der Begründung eines panslawistischen Bundes unter Führung Rußlands — Vertreibung der Türken aus Europa, ein russisches Konstantinopel — die Vorbedingung weiterer staatlicher Entwicklung jenes Reiches.

Zwischen den vor- und nachmittägigen Vorträgen hatte der umsichtige Lokalausschuß, um den fremden Gästen den Wiener Aufenthalt möglichst lehr- und genußreich zu gestalten, Führungen angesetzt durch die für Historiker wichtigsten Sehenswürdigkeiten der Kaiserstadt: im Haus-, Hof- und Staatsarchiv, dessen prächtiger, seinem Zweck trefflich dienender Neubau eine mustergültige Unterbringung der ebenso reichen als wertvollen Archivalien gestattet; in dem kunsthistorischen Hofmuseum, und zwar der Gemäldegalerie und der (Ambraser) Sammlung kunstindustrieller Gegenstände; in der Hofbibliothek, in der kaiserlichen Schatzkammer und im St. Stephansdom. Überall wurde die Führung durch sachkundigste Kräfte besorgt, mit der weltbekannten Wiener Liebenswürdigkeit. Kein Wunsch dürfte sich dabei häufiger geregt haben, als der: einige Wochen hindurch einmal in dieser einzigen Stadt weilen und ihre Herrlichkeiten mit Muße und Gründlichkeit kennen lernen zu dürfen. Es gibt nur ein Wien.

Aber noch etwas anderes ist zu erwähnen, was eine andere Kongreßstadt ihren Besuchern nicht in so reicher Fülle bieten wird: die literarischen Gaben. Geradezu unerschöpflich erwies sich die österreichische Freigebigkeit. An der Spitze steht ein gewaltiger Prachtband in Quart („Ladenpreis 40 Kronen"!) mit einer Unmenge schönster Tafeln: „Baugeschichte der k. k. Hofburg in Wien", bereits die Jahreszahl 1914 tragend, herausgegeben von dem kunsthistorischen Institut der k. k. Zentralkommission für Denkmalspflege, bearbeitet von demselben Moritz Dreger, der uns die kunstgeschichtliche Bedeutung seines Wien in Wort und Bild so beredt geschildert. Die Stadt Wien widmete uns ein hübsches Album mit Ansichten von Wien und Umgebung. Das k. und k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv schenkte die eben erschienene erste Lieferung der Reichsregisterbücher Kaiser Karl V.; das Institut für österreichische Geschichtsforschung ein inhaltreiches Heft seiner „Mitteilungen"; die Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich Professor G. Loeches umfangreiches Werk (812 S. gr. 8°) „Von der Duldung zur Gleichberechtigung in Österreich (1781—1861)"; der Verein für Geschichte der Deutschen in

Digitized by Google

Böhmen das neueste Heft seiner „Mitteilungen". Eine Reihe weiterer interessanter Angebinde können nicht im einzelnen aufgeführt werden. Wahrlich, Exzellenz Dr. Weiskirchner hatte recht gehabt, wenn er uns bei der Begrüßung voraussagte, wir werden kein Capua der Geister finden. Nicht genug mit der Arbeitsleistung, die uns drei Tage hindurch in einer Fülle geboten wurde, daß wir kaum mehr Zeit fanden, auch nur ans Essen zu denken, was bei der Wiener Küche etwas heißen will; unsere wackeren Wiener haben uns zu bleibender Erinnerung noch eine stattliche Reihe von Werken ihres Fleißes und ihrer Kunst mit auf den Weg gegeben.

Doch wenn es auch kein Capua ist, Wien bleibt immer Wien. Und so wurde neben und nach der Arbeit auch die Erholung nicht vergessen. Am Abend des 17. September war (bei sehr ermäßigten Preisen) Besuch der Hofoper oder des Hofburgtheaters oder des Deutschen Volkstheaters in Aussicht genommen. Ich wählte das Hofburgtheater, in dem Grillparzers „Der Traum ein Leben" zu meisterhafter Aufführung gelangte. Am nächsten Abend führte man uns (wiederum unter wesentlicher Preisermäßigung) zu der Adria-Ausstellung im Prater, wo wir angesichts der teilweise vortrefflichen Nachbildungen erst recht bedauerten, daß die ursprünglich geplante Fahrt nach Dalmatien, auf die so viele sich gefreut hatten, nicht zur Ausführung kommen konnte. Nachher tat man sich gütlich teils im Pschorrbräu, teils im Niederösterreichischen Landesmusterkeller. Und am letzten Abend vereinigte ein Festmahl im Hietzinger Hof die Teilnehmer des Kongresses mit einigen Ehrengästen. Hofrat von Ottenthal brachte ein Hoch auf die beiden Kaiser, den von Österreich und den deutschen aus, Sektionschef Dr. von Cwiklinski als Vertreter des Unterrichtsministeriums auf den Verband deutscher Historiker, Professor Rachfahl auf die Vortragenden, Professor Brandi auf die herrliche Stadt Wien, Hofrat Redlich auf die Unterrichtsverwaltung, Dr. Hans Helmolt (z. Z. Bremen) auf die Damen, die in schöner Zahl sich eingefunden hatten, Bibliotheksdirektor Geheimrat Dr. Ermisch (Dresden) auf den rührigen Ortsausschuß.

Das Schönste sollte aber erst der nächste Tag bringen: das war der Ausflug nach der von Geschichte und Sage verherrlichten Wachau und dem Kloster Melk. Nach 8 Uhr morgens entführte uns — auch zahlreiche Kongreßdamen, namentlich einige entzückende Wienerinnen, hatten sich angeschlossen — ein Extrazug vom Franz Josefsbahnhof donauaufwärts. Nachdem der vorige Tag ziemlich gewitterreich gewesen, stimmte das mehr und mehr sich aufheiternde Wetter doppelt zu frohem Genuß. In nicht anderthalb Stunden waren wir in Krems. Hier begrüßten uns Töchter der Stadt in kleidsamer Landestracht mit Blumensträußen. Wir wurden durch das malerische, an architektonischen Schönheiten reiche Städtchen zur Ratsstube geführt, wo der Bürgermeister und Landtagsabgeordnete Hofbauer die Gäste willkommen hieß. Die alte Cremisia empfinde eine ehrliche Freude über den Besuch der deutschen Forscher. Krems sei deutsch und wolle es bleiben. „Wir Deutsche stehen hier am Nibelungenstrom und werden jeden Angriff auf unser Volkstum zurückweisen." Ein Album „Bilder aus Altkrems" wurde den Besuchern überreicht, sechs Photolithographien nach reizenden Federzeichnungen von Dr. E. Strobl. Besonders Glückliche erhielten den Krems betreffenden Ausschnitt aus dem Monumentalwerk der Zentralkommission. Schließlich führte man die fahrende Gesellschaft in die Stadtkelle-

Digitized by Google

reien, wo von den jungen Kremserinnen und Studenten in Couleur ein Imbiß und reiche Proben köstlichen Weines kredenzt wurden. Auch an der „Nötigung“ fehlte es nicht; dafür sorgte, soweit die weibliche Jugend und die Musensöhne — jene durch Worte, diese auch durch Beispiel — es nicht genügend tun sollten, die resolute Vorsitzende des Volkstrachtenvereins, die sich als „die berüchtigte Pokorny“ vorstellte, die die Fleischrevolution angestiftet habe. Der Abschied von dem gastlichen Krems wurde nicht leicht, und als nachher im Eisenbahnwagen nur Ränzel und Mantel eines Fahrtgenossen ohne diesen selbst gefunden wurden, nahm man an, er sei gleich im Stadtkeller bei den jungen Kremserinnen und Kremsern geblieben; ein liebenswürdiger Hofrat fungierte als Gepäckträger und der umsichtige Dr. Ivo Lunz schleppte den Mantel des Vermißten, bis dieser in Dürnstein wieder auftauchte. Hier war die zweite Station unserer Fahrt. Das alte Wachauer Städtchen, überragt von der Ruine der Feste, in der einstmals Richard Löwenherz gefangen saß, hatte sich festlich geschmückt und begrüßte uns mit Böllerschüssen. Nach einer Wanderung durch seine Sehenswürdigkeiten nahmen die Ausflügler im Gasthaus „Zum Richard Löwenherz“ ihr Mittagsmahl ein, das gewürzt wurde durch Toaste auf die Wiener Damen — *feminae delicatissimae* wurden sie mit einem mittelalterlichen Besucher der nachmaligen Kaiserstadt genannt —, die sich von ihrer besten Seite gezeigt, sodann auch auf die österreichischen Fachgenossen und die deutschen Brüder im Habsburger Reiche überhaupt. Die Fahrt auf der Donau, die uns durch eine mit den Ufern des Rheins wetteifernde Landschaft an dem hochragenden Aggstein vorüber gegen 4 Uhr nach dem vom Nibelungenliede erwähnten Kloster Melk, dem Sitze der ersten Babenberger, brachte, wird jedem Teilnehmer unvergessen bleiben. Von einigen Patres geleitet, bestieg unsere Karawane die Höhe, auf der das altberühmte Stift thront. Im Hofe erwartete uns der Abt und führte uns durch die weitläufigen, an Kunst- und literarischen Schätzen überreichen Räume.

Dies war die letzte Station des Kongresses. Nachdem man vom Berge herabgestiegen, mußte die Gesellschaft sich auflösen, da kein Lokal im Städtchen Melk groß genug war, alle aufzunehmen. Das Gros kehrte abends 8 Uhr nach Wien zurück, während einige wenige in Melk übernachteten, um am folgenden Tage die Fahrt nach Linz und Salzburg fortzusetzen.

Wohl keine Tagung des Verbands Deutscher Historiker dürfte mit so vielen Schwierigkeiten verbunden gewesen sein, wie die in Wien; es war die erste in einer Millionenstadt. Aber auf keiner dürften auch dank einer aufs größte und kleinste bedachten, umsichtigen und aufopferungsfreudigen Leitung diese Schwierigkeiten so spielend leicht überwunden worden sein, wie auf ihr. Eine ungetrübte, dankbare Erinnerung wird jeder Besucher des Kongresses der prächtigen Kaiserstadt und ihren lieben Bewohnern, vor allem aber dem verdienten Ortsausschuß bewahren. Schöner hätte es gar nicht sein können. Für den Schreiber dieser Zeilen kam als weiterer erfreulicher Eindruck hinzu ein Besuch bei dem neuen Fürsterzbischof von Wien, an dem — ein seltener Fall — das Sprichwort *honores mutant mores* zur Lüge ward: er ist, bisweilen zum Schrecken seines Sekretärs, derselbe einfache, anspruchslose, liebenswürdige Mensch geblieben, als der er vor nahezu zwanzig Jahren zu Rom im Deutschen Campo Santo die Freude

Digitized by Google

seiner Haus- und Gesinnungsgenossen gewesen war. Der österreichische Kultusminister hat, indem er diesen geistig hervorragenden, gegen allen äußeren Glanz gleichgültigen Augustiner-Chorherrn, einen Mann von wahrhaft apostolischer Einfachheit, auf den Schild erhob, eine ungemein glückliche Hand gehabt. Möge es dem schlichten Ordensmann in seinem neuen Amte nicht zu schwer gemacht werden, immer der Alte zu bleiben!

Die nächste Versammlung des Historikerverbandes soll im Frühlinge 1915 in Köln stattfinden. Daß die Rheinländer Gäste anzuziehen und zu unterhalten wissen, gehört zu ihren Ruhmestiteln. Besser, als die Wiener es verstanden haben, werden sie es nicht können.

Diderot und Rousseau.

Von Professor Dr. Paul Sakmann in Stuttgart.

Der zweiten Jahrhundertfeier der Geburt J. J. Rousseaus, die wir im vorigen Jahre begangen haben, folgte in diesem Jahr der entsprechende Gedenktag für den am 5. Oktober 1713 geborenen Denis Diderot. Wie die beiden Männer sich im Lebensalter nahestanden, so gehören sie zueinander nach ihrem Entwicklungsgang und nach ihrer Bedeutung für die Geistesgeschichte. Sie sind es, die die französische Aufklärung weitergeführt und vertieft, die ihr frisches Lebensblut eingeflößt haben. „Vornehm und bejahrt, und ablehnend wie alles Vornehme", um Goethes Worte zu gebrauchen, war die französische Kultur mit Voltaire geworden. So glänzend dieser große Pariser ausgerüstet war für die vom Weltgeist ihm zugedachte Doppelrolle, die der Verkörperung der bourbonischen Kultur und die der Reinigung des europäischen Geistes vom Roste des Aberglaubens, etwas Kaltes und Scharfes, etwas Unjugendliches und Unvolkstümliches lag in den Zügen des rationalen Geistes, den er vertritt. Nicht erschöpft und nicht zur Überwindung reif war dieser rationale Geist — hat er doch seine lebendige Kraft erwiesen im Fortschreiten der wissenschaftlichen Kultur bis zum heutigen Tage — wohl aber der Ergänzung bedürftig. Und sie wurde ihm zu Teil in einer neuen, fruchtbaren Idee, in dem Naturgedanken, dem gleich zwei Propheten auf einmal erwuchsen.

„Hier ruht der Mensch der Natur", diese Inschrift könnte auf Diderots Grabmal stehen, so gut wie auf dem Rousseaus, so verschieden auch die beiden Söhne der einen großen Mutter sind. Der eine, der zartbesaitete Mensch der Sehnsucht, der von der Kultur, die ihn erdrückt, wegflieht in die Welt der Berge und Wälder, wo er Gesundung sucht am Busen der Natur, wo ihm, dem in höhere Sphären entrückten, hohe Offenbarungen werden, wo er aus der Tiefe des Herzens Ideale heraufholt, dazu bestimmt, die Menschenwelt, die er flieht, umzugestalten. Der andere, mit derberer Gesundheit begabt, genußfreudig, mit festen Füßen stehend auf mütterlichem Erdengrund, ohne jegliche Angst vor der Kultur, die sein Geist spielend beherrscht, heiteren Sinnes in die Gesellschaft sich eingliedernd, die dem kränklichen Genossen unheimlich ist, mit offenen Augen für die reizvolle Welt der Formen und Farben, die uns die bildende Kunst erschließt; aber wie jener ein geschworener Feind der Unnatur, auf die er bald zürnend, bald lachend die Peitschenhiebe seiner Überlegenheit niedersausen läßt. Naturalisten doch beide, der eine als Romantiker und Idealist, der andere als Realist im Goetheschen Sinne; und beide in ihrer Art

Digitized by Google

Propheten mit einer Sendung an die Menschheit, die das ideale Pathos und die Naturmystik des Genfers so nötig braucht wie die Weltfreude und den Humor des Franzosen.

Kein Wunder, daß die zwei sich fanden und in den Jünglings- und ersten Mannesjahren in dem Austausch einer Geistesgemeinschaft standen, die uns an das Verhältnis des jungen Goethe zu Herder gemahnt. Welch ein Anblick, diese beiden genialen Bohèmiens, wie sie einander in ihre Dachstuben zu Paris ihre Konzepte bringen! *Dans l'occasion j'ai pâli sur les ouvrages de Rousseau,* sagt Diderot. Wie schmerzlich nun, wenn wir auf das persönliche Verhältnis der Freunde sehen, wie tragisch und wie verhängnisvoll für die große und gute Sache, die beide vertraten, daß es so nicht bleiben sollte, daß es nicht zum dauernden Bund gemeinsamen Schaffens kam, wie bei Schiller und Goethe, sondern zur bitterbösen Feindschaft. Rousseau der Greis, der arme, in seinem Wahn verstrickte Mensch, sieht in Diderot einen der Führer des finsteren geheimen Komplotts, das ihn um seinen guten Namen, um die Achtung von Mit- und Nachwelt bringt. Und Diderot, nach langem würdevollem Schweigen, erwehrt sich endlich der Anklagen, die der alte Freund schon bei Lebzeiten, und aufs neue von jenseits des Grabes her in seinen *Confessions* gegen ihn schleudert, dann aber in maßlosen und ungerechten, verbitterten und giftigen Urteilen über Herz und Charakter des Genossen, dem er als Schriftsteller die Bewunderung nicht versagen kann.

Wie kam es dazu? Wie konnte es soweit kommen? Schon oft hat man die Geschichte dieser zerbrochenen Freundschaft geschrieben und die Verantwortlichkeit umzuteilen versucht. Zwar fehlt es uns an Quellen nicht, die uns unterrichten; wir haben die Briefe Rousseaus und Diderots, wir haben die Bekenntnisse Rousseaus und den Memoirenroman der Frau von Epinay. Und doch, die besten Kenner der Zeit gestehen, daß die Auswicklung der verwickelten Streitfragen, die im einzelnen die Anlässe bildeten, ein fast verzweifeltes Unternehmen ist. Aber es kommt soviel darauf nicht an. Schuldig sind beide Freunde und in gewissem Sinne auch wieder unschuldig. In der besten Meinung, in der er vielleicht recht hat, aber mit der Aufdringlichkeit des taktlosen Naturburschen mischt sich Diderot in Rousseaus private Angelegenheiten: Weil nach seiner Empfindung der Mensch in die Gesellschaft gehört und in der Einsamkeit unmenschlich *(méchant)* wird, darf Rousseau nicht auf dem Land bleiben, er soll fort von seiner Ermitage, zurück zu den Freunden nach Paris. Gebieterisch schreibt er ihm seine Pflichten vor: An Saint-Lambert, den Geliebten seiner Geliebten, der ältere Rechte hat, hat er so und so zu schreiben, dem Freunde Grimm hat er auf die und die Art Abbitte zu leisten; der Gönnerin Frau von Epinay ist er das und das schuldig: wenn sie nach Genf reisen will, hat er sie zu begleiten und falls er das Fahren nicht vertragen kann, soll er einen Stock nehmen und zu Fuß neben ihrem Wagen hergehen.

Und Rousseau? Statt dem stürmischen Ratgeber humorvoll ins Gesicht zu lachen — daß das das einzig Richtige gewesen wäre, sieht er später selbst ein — macht er aus allen Lappalien Haupt- und Staatsaktionen, schreibt, wie Grimm sagt, wahre Manifeste von Briefen und stellt jeden Augenblick die Kabinettsfrage der Freundschaft. Schlimm für ihn ist vor allem, daß er mit zwei lügnerischen Weibern

Digitized by Google

zusammenlebt, mit der minderwertigen Therese und ihrer grundgemeinen Mutter, der alten Levasseur, und daß er namentlich der ersteren unbedingtes Vertrauen schenkt. Dieses Vertrauen zusammen mit dem Mißtrauen gegen die alten Freunde, das ist sein wundester Punkt. Wenn man den Bekenntnissen, diesem Buch von unerhörter Wahrhaftigkeit, das Vertrauen nicht schenken kann, das der Gesinnung seines Verfassers ohne Frage gebührt, so sind vor allem die Lügen dieser Therese daran schuld. Nun denke man auch an die Gemütsverfassung, in der er sich in dieser Zeit befand; was da innerlich und äußerlich über ihn hereinstürmte, dem waren seine schwachen Kräfte nicht gewachsen. In diesen wenigen Monaten der Jahre 1756 und 1757 hat sein Geist alle seine großen Werke teils konzipiert, teils ausgetragen. Da hat er die tiefste Krise seines Innenlebens durchzumachen, die Seligkeit und die Qual der Leidenschaft für Frau von Houdetot, die er sich doch selbst verbietet und die er überwinden muß. Dazu nehme man die Pein der schiefen Stellung zu Frau von Epinay, in die er sich begeben hat, er mit seinem Drang nach stolzester Unabhängigkeit und mit der Schwäche, rasch und willig verpflichtende Wohltaten anzunehmen. Kein Wunder, wenn er in eine nervös überreizte Stimmung gerät, in der wir schon einen Vorboten der schwereren geistigen Störungen der späteren Zeit zu sehen haben.

Und so müssen sich die Freunde Unrecht tun. Es ist eine Art von Tassotragödie, was sich da vor uns abspielt. Von freier Bosheit ist auf keiner Seite die Rede. Es ist ein großes Mißverständnis. Diderot kann Rousseaus Benehmen nicht verstehen, weil er noch nicht die Einsicht in die pathologischen Gemütszustände hat, wie sie uns von der Wissenschaft unserer Tage vermittelt worden ist. Wenn er und Voltaire Rousseau gerne einen *fou* nennen, so liegt in dem Wort keine Spur von Mitleid, sondern die ganze herabsehende Härte der Moralistenweisheit, mit der man den „Narren" einst abschätzte. Darüber sind wir glücklich hinaus. Aber darüber sollten wir nun doch auch hinaus sein, den Wahn eines kranken Gehirns, den Komplottwahn des alternden Rousseau, aufs neue als Wahrheit auszugeben. Frederika Macdonald, die begeisterte Rousseaujüngerin und verdienstvolle Rousseauforscherin in allen Ehren! Sie hat das Glück und das Verdienst, eine Urschrift des Memoirenromans der Frau von Epinay mit tendenziösen Änderungen nach Diderotschen Anweisungen aufgefunden zu haben. Man wird das von ihr erschlossene Material aufs gründlichste zu untersuchen haben. Aber wie sie nun selbst diese Papiere ausbeutet, wie sie uns das Bild eines teuflischen Diderot vormalt, das hält nicht Stich; das lehnen wir ab. Da ist etwas von dem scharfäugigen und doch krankhaften Spürsinn ihres Helden auf die Verehrerin übergegangen. Ist denn die Tatsache so unbegreiflich, daß der Kreis um Diderot, Grimm und Frau von Epinay sich verteidigen will gegen die furchtbare Anklageschrift Rousseaus und daß er gegen die *Confessions* literarische Notwehr übt?

Aber das wiederholen wir: Verhängnisvoll für die Sache der Aufklärung war dieser Freundschaftsbruch. Mit gebrochener Front ist die Aufklärung so in die späteren Krisen der folgenden Jahrzehnte eingetreten. Rousseau, der doch nur von der Kirche verfolgt wird — ihr leiht das Parlament nur den Arm — sieht in sich ein Opfer der „Philosophen". Gegen sie, mit denen er zusammengehört unbeschadet

Digitized by Google

seiner Ursprünglichkeit, führt er nun seine wuchtigsten Schläge und fängt an, mit den alten Knechtschaftsmächten zu liebäugeln. Und die „Philosophen" vergelten ihm Böses mit Bösem, Voltaire vor allem mit Zins und Zinseszins. Es war leider nicht das letztemal in der Geschichte der Aufklärung, daß die Freunde der Freiheit und Wahrheit, ihrer Solidarität vergessend, sich zerfleischten — zur Freude der Gegner.

Theater in Berlin und Hellerau.

Von Ulrich Rauscher in Berlin.

Wenn ich mich für ein Mysterium entscheiden soll, so tu ich es für das menschlichste, das „Peer Gynt" heißt. Claudels Lehre, daß aus tiefster Demütigung heiligste Kraft entspringt, ist schön, aber erdenfern. Wedekinds mysteriöse „Franziska" ist, was das Gedankliche anlangt, komisch.

So mancher hetzt seine Tage mit Teufeln, kann vor der nächsten Notdurft, dem allernächsten Ehrgeiz keinen Atemzug an andere abgeben, läßt im atemlosen Kampf um Glück, Ruhm, Reichtum Band um Band fallen, vergißt der Brüder und Schwestern, der Freunde und der Geliebten und kommt endlich müd und verwittert nach Haus, so kurz vor dem letzten Ziel, daß auf den Meilensteinen schon Reue und Verzweiflung, Strafe und Vergeltung sitzen, wie die fluchenden Königinnen vor dem Londoner Palast. Es gibt keine Zukunft mehr, nur noch eine Vergangenheit, ein verlorenes, verspieltes, durchjagtes Leben, das, wie ein mürbes Gespinnst, nirgends Stich hält und reißt, wo man es anfaßt. Und nun, angesichts der alten, vor Urzeiten verlassenen Hütte, kommt das Wunder: derweil der Mann ohne Rast und Liebe hinter irgendeinem Phantom dreinjagte, wuchs der reinliche Keim seiner Jugend in einem einsamen Weibe weiter, war er, sein ganzes, wirres Leben lang, in Solveigs Glauben, Hoffen und Lieben.

Hier ist Trost für jeden; Keiner, dem nicht hinter den Bergen der Jugend die schmerzensreiche Mutter sitzt, deren Leben in Glauben, Hoffen und Lieben zum seligen Lied wird. Das vollendet den „Faust". Wer niemals strebend sich bemüht, den können wir, um eines Weibes willen, erlösen. Mephisto, die Lemuren, der Krumme, der Knopfgießer, alle sind mit Pakt und Register die Geprellten: „Er war zu stark. Weiber standen neben ihm." Es ist nie etwas Tieferes gedichtet worden von der gegenseitigen Erlösung zwischen Frau und Mann.

Barnowsky, der nach Brahms Tod das Lessingtheater übernommen hat, begann mit Peer Gynt, der Ibsen-Dichtung, die auf der Ibsen-Bühne *par excellence* nie zu Wort gekommen ist. Barnowsky hat letzten Winter im „Kleinen Theater" eine vorzügliche Aufführung von „Professor Bernhardi" herausgebracht. Wenn man jene Schnitzler- und diese Ibsen-Aufführung nebeneinander hält, hat man die vorläufigen Grenzen seiner Kraft. Schnitzlers gescheiter Rationalismus fand in ihm den besten, klügsten Regisseur, der restlos dies saubere, vielköpfige Spiel zum Ausdruck brachte. Den Abenteuern Peer Gynts stand er wesensfremd gegenüber. Er glaubte mit Sorgfalt, mit Unermüdlichkeit, mit einer Art photographischer Treue siegen zu können und hat fast restlos verloren. Gespensterndes mit peinlicher Deutlichkeit geben zu wollen, kann nur dem einfallen, der im Grunde eben

Digitized by Google

nicht an Gespenster glaubt. Die ganze Aufführung litt unter dem Zwang, den der Regisseur auf den Zuschauer ausüben zu müssen glaubte, daß nämlich ethnographisch die Sache so echt wie möglich sei. Aber all diese blauenden Gebirge, dieses massive norwegische Haus, dieser herrliche Anker am Mittelmeerufer, diese schiefe Pyramide vor einem blau-violetten Himmel sind Nebensächlichkeiten, mehr noch, sind Belastungen, Erschwerungen der Dichtung, genau so, wie die vollständige Peer-Gynt-Suite von Grieg. Alles ist zu gewichtig genommen, für zwanzig Zeilen Dialog wird ein ebenso genaues Bühnenbild gestellt. wie für die allerwichtigsten Szenen, die Absichtlichkeit, ja vollständig zu sein, macht das Leichteste plump, diese fliegende Dichtung stapft in Barnowskyschem Kostüm daher, wie ein Konfirmand in dem auf Zuwachs berechneten, neuen Festrock.

Am schlimmsten waren die phantastischen Szenen. Die Saeterinnen waren muntere, freche Dirnen, die sicher keinen nächtlichen Trollbesuch empfingen und des Dovre-Alten Königshalle war ein wirrer, langweiliger Maskenball. Langweilig — das ist wohl das Wort für die Aufführung. Sogar die Volksszenen der Hochzeit waren langweilig und schlecht; dabei kann das Barnowsky sonst wirklich. Aber selbst Kayßler war lange Strecken langweilig, solange wenigstens, als er den hellen, fabulierenden Märchen- und Frauenjäger glaubhaft machen sollte. Aber der alte Gynt, der Heimkehrende, war ein Wunder von Schauspielkunst. Dazu die stille Beseligung von Lina Lossen, die tiefe Menschlichkeit von Ilka Grüning als Aase: das waren die Träger der Dichtung. Ich werde die Unabsichtlichkeit, die starke und doch unmerkliche Inbrunst nie vergessen, mit der die Lossen vor Gynts Weltfahrt das Wort sagte: „Ich warte!"

Ein Haus weiter! Gastspiel des Ehepaars Wedekind im modernen (modernen) Mysterium Franziska. Franziska ist: ein schlechtes Plagiat Wedekinds an Wedekind. Es ist nicht zu sagen, wie sich der Mann zwingt, dämonisch zu sein und nur langweilig wird. Ich komme von diesem Wort nicht mehr weg. Der Grundgedanke ist verblüffend: ein Weib wird zum Mann, um den intensivsten Genuß zu erleben, plumpst zurück ins Weibliche, wo es am tiefsten ist und endet schließlich in der Erlösung einer biedern Ehe. Das ist alles mit einer Routine ins Ungewöhnliche abgebogen, daß man vor lauter Einfällen gähnt. Wenn nicht — und das ist das einzig Mysteriöse — wenn nicht doch durch die stammelnde Unfähigkeit, das schwitzende Bemühen irgendein unheimlicher Zwang ginge, etwas hinter den Worten, das unruhig macht, erschreckt, peinigt, mit keinem Satz zu fassen, aber unleugbar da ist. Es ist lächerlich, in die Weinstube Clara satirische Spitzen von einer seltenen Stumpfheit über den Schriftsteller hinzusetzen, aber das Begrüßungslied an Laurus Bein hat, wie der ganze Kerl, doch etwas Jenseitiges, Außerweltliches. Der Anfang ist abgeleierter, verzweifelt paradoxer Wedekind, das berühmte Papierdeutsch ist zur Unerträglichkeit gesteigert, die „Kühnheiten" (Ich bin in einer Geburtsversicherung) täppisch und die „Wahrheiten" immer mit der Geste gesagt: „So 'nen Mut hab' ich!" Die ganze Ehegeschichte ist trostlos ungekonnt, die ganze Affäre im Herzogtum Rotenburg (bis auf einige Töne des Gesprächs zwischen Gislind und dem Herzog) einfach schlecht, die Geistbeschwörungsszene (wie erscheint bei Wedekind ein Geist? Natürlich in Kniehosen und schwarzen Schuhen mit roten Absätzen) läppisch, in-

Digitized by Google

tellektuell dumm, dumm, dumm, das Festspiel indiskutabel, dazu noch mit den unsauberen Anbiederungen mit dem Publikum auf dem Weg scheinbarer Beschimpfung, die Szene unterm Sternenhimmel eine rasche, schöne Vision, ehe die Sintflut des Theaters der Fünftausend hereinbricht, rettungslos, ungestaltet, roh, von ein paar menschlichen Worten des Freiherrn von Hohenkemnath dürftig unterbrochen und schließlich die Sudermanniade des letzten Erlösungsaktes . . .

Man kann sich nur so, Szene für Szene, durch den Wust durchfinden, dessen tiefe Bedeutung auf derselben Stufe mit der Erfindungskraft steht, die Franziskas Kind nach den zwei Vätern kombiniert, Veitralf benannt hat. Die „Franziska" ist das schlechteste Stück Wedekinds, in dem kein Hauch mehr vom Dichter der „Pandora" ist. Jeder Durchfall war dem Stück und dem Verfasser zu gönnen gewesen. Denn auch Wedekind der Schauspieler ist ja gar keiner. Er ist vorzüglich, wenn er sich selbst spielt, sich, den in Dämonien verirrten Bourgeois, seine Stimme, seine knarrende Sprache, seine gewaltsamen, grotesken Bewegungen und er wird — nicht etwa schlecht, sondern gar nichts, nicht mehr Schauspieler, nicht mehr seelischer Täuscher, wenn er z. B. als Franziskus über sein Wesen hinaus soll. Also: er ist gar kein Schauspieler, denn alle Häute außer der eigenen sind ihm verwehrt. Frau Wedekind ist wundervoll angenehm zum Ansehen, sonst von einer uninteressanten Mittelmäßigkeit. Die Aufführung in den „Kammerspielen" war Schluderarbeit, wie das Stück.

Das dritte Mysterium: „Verkündigung", von Paul Claudel in Hellerau. Andreas Gradherz hat zwei Töchter, Violäne und Mara. Violäne küßt mitleidsvoll den Baumeister Peter von Ulm, der aussätzig ist und wird angesteckt. Jacobäus, ihr Verlobter, will an die Harmlosigkeit dieses Kusses nicht glauben, als ihm Violäne ihre Krankheit entdeckt, und verstößt sie. Violäne entwandert in die Einöde und Jacobäus heiratet Mara. In einer Christnacht kommt Mara mit ihrem toten Kind zu der aussätzigen Violäne und bestürmt sie, die Vertraute Gottes, ihr Kind wieder zum Leben zu erwecken. Violäne schaudert vor solch hochmütigem Glauben, aber ihre demütige Erniederung begnadet sie: Aus ihrem jungfräulichen Leib wird das Kind aufs neue geboren. Aber Mara, die der Schwester einst den Geliebten raubte, haßt sie ob des Geschenks. Sie stößt sie in eine Kiesgrube, Peter von Ulm findet sie, bringt die Sterbende ins Elternhaus zurück, und die Tote eint trotz Untat und Verwirrung die Lebenden.

„Verkündigung" ist eine starke Dichtung, an deren Aufführbarkeit ich nicht zweifle, wenn sie auch gerade dem Besten nicht zu einer stärkeren Wirkung verhelfen wird, als die Lektüre. Das Vorspiel allein ist wahrhaft dramatisch, ist von einer lebensvollen Irdischkeit, die wie mit Weihrauch vor der Mystik der kommenden Geschehnisse durchtränkt ist. Wenn man die „Verkündigung" also überhaupt aufführen will, so geschehe es mit allem Prunk, aller geheimnisvollen Pracht der triumphierenden Kirche. Claudel wünschte sich *„non pas un temple, mais un atelier souple et commode."* Das halte ich für einen Irrtum. Man darf dem kirchlichen Mysterium nicht das leuchtende Helldunkel nehmen, das durch die Juwelenfenster des Doms bricht. Wäre es Claudel gelungen, das Erdenfeste des Vorspiels festzuhalten, so brauchte es keiner Kultusgeräte. Aber mit dem ersten Akt schon dämpfen

Digitized by Google

sich die Reden, hüllt die Verwirrung der Ekstase Tun und Handeln ein, das Weltlichste wie Geschlechterliebe und Eifersucht ragt in mystische Nebel, die Handlungen lassen sich nicht mehr aus den Fasern des Menschenherzens lesen, sondern sind von göttlicher Eingebung und unirdischem Fühlen getrieben. Vater Gradherz zieht auf die Pilgerschaft, einem unerhörten Rufe folgend, Violäne ringt mit Jacobäus auf der messerscharfen Schneide von Haß und Liebe wie eine Heilige, eine Weihnacht senkt sich hernieder, in der Könige durch feindliche Lande in heilige Städte reiten, während abseits ihres Fackelpfads, in kalter, einsamer Höhle wiederum eine Jungfrau ein Kind gebiert. Und über Violänens heiligem Grab läutet die Schwesterglocke von selbst und kündet in drei Schlägen dem lauschenden Himmel und der aufhorchenden Erde das Mysterium: Gott ist Mensch geworden! Er ist gestorben! Er ist wieder auferstanden! Halleluja!

Hier sind die puritanischen Methoden Helleraus verloren, wären sie auch verloren, wenn sie durchdachter und durchgebildeter wären. Die dreimal gestaffelte Bühne (deren dritte, oberste Terrasse überflüssig, wenn nicht schädlich ist), wirkt lediglich als Notbehelf, nicht als logische, künstlerische Lösung. Und das Neue, was Hellerau ausproben und zeigen wollte, die Beleuchtung, der an der Rampe keine Grenzen gesetzt sind, hat sich als verfehlt herausgestellt. Der Hellerauer Theatersaal ist mit präparierten Stoffbahnen überspannt, hinter denen die Glühlampen reihenweise in Nischen angeordnet sind. „Ein leuchtender Raum", sagt Salzmann im Programmbuch. Er will Zuschauerraum und Bühne nun gegeneinander abstimmen, um mit dem Prinzip des heutigen Theaters zu brechen, das den Zuschauerraum zum dunkeln Keller macht. Es kommt aber dabei nur eine allgemeine Dämmerung heraus, selbst die höchste Helligkeit wirkt nicht hell, sondern verworren. Hier aber ist der Grund, warum Hellerau scheiterte: Bewegungen und Gebärden des Schauspielers auf der Bühne sind letzte Auslese. Je besser der Darsteller, desto mehr sagt jede einzelne Bewegung, desto strenger sind die Wiederholungen, Verwässerungen, Unentschlossenheiten des gewöhnlichen Lebens ausgeschaltet. Da nun jede Gebärde begriffen werden muß, so muß auch jede durch ein starkes Licht begleitet, illustriert sein, das Licht muß ebenso letzte Auslese sein, es muß den entscheidenden Augenblick treffen und darf nicht plätschern. So gut auf der Bühne die nahezu absolute Dunkelheit ausgeschlossen sein muß, die vor allem Wagner auf dem Gewissen hat, so gut muß die „atmosphärische", unprononzierte Helligkeit als Prinzip ausgeschlossen sein.

Die Aufführung in Hellerau war sehr mäßig: Herr Decarli als Vater nur Bart und Erhabenheit (seine Rückkehr von der Pilgerschaft war das grotesk Gespreizteste, was ich je auf dem Theater sah), Fräulein Hohorst als Mutter nur kleines, graues Weiblein, Herr Ebert als Peter von Ulm nur Pathos, dem sein schnell brechendes Organ nicht gewachsen war. Die Violäne des Fräulein Martersteig war nicht von Claudel, der, wenigstens im Vorspiel, die gesunde Bauerntochter zeigt, die im Leiden dann seelischer, höher, unirdischer wird. Fräulein Martersteig war von Anfang an auf einen zirpenden Ton gestimmt, der die Gestalt blaß und schwach werden ließ. Fräulein Mary Dietrich war als Mara am falschen Platz. Ihr gehört die Violäne. Sie hätte mit ihrer starken Innigkeit, mit ihrer Inner-

Digitized by Google

lichkeit die gebärende Jungfrau zu einem großen Erlebnis gemacht. So konnte sie als Mara nur die eine Seite ihres reichen Wesens, das dunkle, erschütternde Temperament in die Gestalt der begehrlichen Schwester gießen und gab doch von allen die einzigen Erinnerungen an den Abend in Hellerau.

Neues zum deutschkolonialen Tierschutz.

Von Dr. Rudolf Hermann, k. Bezirksamtsassessor in Weilheim.

Vielen wird noch erinnerlich sein, wie vor einigen Jahren gegen das Gouvernement von Deutsch-Ostafrika öffentlich und unwiderlegt die Anschuldigung erhoben worden ist, daß man lediglich aus vager Furcht vor dem Eindringen der damals angeblich in Britisch-Ostafrika ausgebrochenen Rinderpest in das deutsche Schutzgebiet hier in einem ungeheuer ausgedehnten Grenzgebiet habe einfach alles Wild abschießen lassen.

Seitdem ist eine neue große Gefahr für das Kolonial-Großwild emporgestiegen, insoferne englische Gelehrte (Kinghorn und Yorke) die Behauptung aufstellen, daß das afrikanische Großwild auch bei der Übertragung der den Menschen so gefährlichen Schlafkrankheit auf den Menschen eine bedeutende Rolle spiele. Schon wurde von vielen Seiten, zum Teil auch schon in Parlamenten, im Hinblick auf diese Angaben von Gelehrten eine Propaganda für den sofortigen Abschuß alles Wildes im Interesse der Bekämpfung der Schlafkrankheit eingeleitet. Gottlob ist nun ein deutscher Forscher, Stabsarzt Dr. Taute, aufgetreten und hat auf Grund eigener, teilweise auch am eigenen Leibe vorgenommener Experimente, die Behauptung der Engländer von der Vermittlerrolle des Wildes bei der Schlafkrankheit[1]) in anscheinend berechtigten Zweifel gezogen. Wie bekannt, wird nämlich der Erreger der Krankheit, das sogenannte *Tripanosoma*, durch den Stich von Mücken, in denen er sich entwickelt, in erster Linie der *Glossina palpalis*, aber auch der *Glossina morsitans*, auf den Menschen übertragen. Die englischen Forscher hatten nun gefunden, daß 16% des Wildes in Nordrhodesia mit dem den Menschen so gefährlichen Schlafkrankheitserreger infiziert seien. Dem entgegen glaubt Dr. Taute gefunden zu haben, daß die im Wild vorkommenden Tripanosomen, trotz ihrer großen Übereinstimmung mit den für die Menschen gefährlichen Erregern, dennoch mit diesen nicht identisch seien. Es sind also wieder neue Versuche nötig, aber soviel ist doch immerhin vorderhand erreicht, daß ein allgemeiner Abschuß des afrikanischen Großwildes wieder in die Ferne gerückt ist.

Im übrigen machen sich in Ostafrika die Wirkungen der strengeren Jagdvorschriften bereits da und dort bemerkbar. So wird z. B. aus dem Süden des Schutzgebietes berichtet, daß die Elefantenjagd infolge der hohen Gebühren weder für den farbigen, noch für den weißen Elefantenjäger mehr rentabel und daher stark im Abnehmen sei. Die Stationen geben weniger Jagdscheine und weniger Pulver aus, und die Eingeborenen liefern allmählich ihre Gewehre ab und lassen sie vernichten. Niemand wird diese Wirkungen der Wildschutzbestimmungen beklagen.

Neue Vorschriften auf diesem Gebiet sind soeben für Samoa erlassen worden in Gestalt einer Verordnung des Gouverneurs vom 15. Juli 1913, betr. Vogelschutz,

[1]) Vgl. die Ausführungen von Prof. Doflein auf S. 214 f. dieses Heftes.

Digitized by Google

nebst dazu gehöriger Bekanntmachung vom 22. Juli 1913 (Kolonialblatt 1913, S. 791/2). Hiernach ist es verboten, die in der natürlichen Freiheit lebenden Vögel jeglicher Art zu erlegen, zu fangen, ihnen nachzustellen, ihre Eier oder Jungen auszunehmen, ihre Nester zu zerstören, sie in unbefugter Weise zu halten und sie auszuführen. Von diesem Verbot sind sieben Vogelarten nicht mitumfaßt, nämlich das verwilderte Haushuhn, der große Star, der (eingeführte) Maynahstar, der Wasserläufer, die Pfuhlschnepfe, der Regenpfeifer und der Steinwälzer. Auch wird in Aussicht gestellt, daß die Jagd auf die Höckerfruchttaube und die Bandtaube vorbehaltlich einer noch festzusetzenden Schonzeit ab 1. Juli 1914 wieder freigegeben werde. Zu dem Verbot des Nachstellens wird noch besonders hervorgehoben, daß es umfaßt das Werfen mit Steinen und anderen Gegenständen nach Vögeln, das Schießen mit Katapulten, Pfeilen, Blasrohren, Luftgewehren oder Feuerwaffen, das Legen von Schlingen, Leimruten, Netzen oder Fallen, endlich das Hetzen mit Hunden. Ausnahmen von dem Verbot kann nur der Gouverneur gestatten. Dieser kann aber auch Anordnungen zur Vernichtung der wildernden Katzen und zur Einschränkung der Haltung von Katzen treffen. Das Strafmaß für Zuwiderhandlungen gegen die Vorschriften bildet Geldstrafe bis zu 1000 Mark oder Gefängnis bis zu drei Monaten. Daneben muß aber auf Einziehung der verbotswidrig erlegten oder in Besitz genommenen Vögel, Nester oder Eier, der benutzten Schußwaffen, Fanggeräte oder Hunde erkannt werden, gleichviel, ob sie dem Verurteilten gehören oder nicht.

Wie ersichtlich gehen die Vorschriften sehr weit. Sie sind aber geeignet, Fehler teilweise wieder gutzumachen, die früher in der Südsee begangen worden sind — man erinnere sich an das Schicksal der Zahntaube —, und der Perle der Südsee, deren Fauna der größeren Tiere gänzlich entbehrt, den herrlichen Schmuck ihrer vielartigen und interessanten Vogelwelt zu erhalten.

Des Freiherrn von Münchhausen wunderbare Reisen und Abenteuer.

Deutsch von C. (!) A. Bürger. Mit vielen Bildern von J. v. Divéky, Brüssel. Mit einem Nachwort von Paul Holzhausen über seine Lügendichtung (Morawe & Scheffelt, Berlin, 1913. 151 Seiten, gebunden M 4.50). Holzhausens Nachwort hat mich besonders interessiert; es ist gut; nicht richtig ist, daß Gottfried August Bürger aus Geldspekulation den Raspeschen Münchhausen bearbeitet habe. Sagt Bürger doch selbst, daß er ihn seinem Verleger „nunmehr" aus Gefälligkeit gegeben habe. Und zwar reicht Bürgers Kenntnis des Münchhausen, respektive des Vademekums auf das zuerst Büchmann, später mit Nachdruck Eduard Grisebach hingewiesen hat, ins Jahr 1773 zurück. Aber schon 1779 und Anfang 1781 kommt in Bürgers Briefen an Dietrich zweimal vor: „Hol mich der Teufel, Dietrich, das soll dir nicht unvergolten bleiben." Im Beginn des Münchhausen heißt es genau so, nur steht statt Dietrich — „mein Sohn". Also Bürger hat lange dazu gebraucht, bis er das Volksbuch herausbrachte. Holzhausen hat recht zu sagen: „Wer den Münchhausen . . . auswendig kennt, der wird auch beim Blättern Neues gewinnen." So ging es auch mir! Die Illustrationen gehören zu den schönsten, die ich zum Münchhausen gesehen habe. Wir werden bald die große Freude haben, von Börries Freiherrn von Münchhausen, dem Balladensänger, eine Bibliographie des über die ganze Erde verbrei-

Digitized by Google

teten Volksbuches zu erhalten, die gegen 400 Ausgaben aufzählt. Börries von Münchhausen ist der glückliche Besitzer von gegen 200 Ausgaben. Die Holzhausen-Divékysche Ausgabe wird jederzeit mit Ehren genannt werden und ihren Platz behalten. E. E.

Der Goethekreis in Silhouetten

nennt sich eine im Verlag Alt-Weimar in Weimar erschienene Mappe. Sie enthält zehn farbige Silhouetten — doch besser gesagt — schwarze Schattenrisse auf einem mattgrünen Hintergrund, und zwar den Herzog Karl August und die Herzogin Anna Amalia und Luise, Oberstallmeister von Stein und Gattin, Schiller, Goethe, Wieland, Herder, und *last not least* — Lavater. — Was ich an der sonst ganz schmucken — aber etwas teuren Mappe (10 M) — vermisse, ist irgend ein Blatt, das orientiert, aus wessen „Privatbesitz" diese Schattenrisse stammen. Dagegen lobe ich mir die Goethezeit in Silhouetten, die 1911 (Verlag von G. Kiepenheuer, Weimar) H. Hans Timotheus Kroeber herausgegeben hat. Es ist ein wichtiges Quellenwerk geworden, das ich neben dem Werke von L. Grünstein (Wien 1909, Hofkunstanstalt Löwy) nicht missen möchte, ebenso wie die von Kroker seinerzeit herausgegebene Ayrersche Silhouetten-Sammlung (Leipzig, Theodor Weicher 1898). Doch wird die Mappe den Freunden des Schattenrisses — in einem Sammelrahmen — ein hübscher Zimmerschmuck sein. In diesem Sinne ist die Gabe des neuen Verlages willkommen zu heißen. E. E.

Droysens York.

Der Inselverlag hat „eins der populärsten deutschen Geschichtsbücher" durch eine neue Ausgabe wieder zugänglich gemacht und so einen wertvollen Beitrag zum großen Jubiläum gegeben. Es wäre abgeschmackt, ein Werk, dessen Bedeutung längst geschichtlich feststeht, wie eine Novität zu rezensieren. O. Hintze nennt in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" (Band XLVIII, S. 82—114) Droysens York „vielleicht sein vollkommenstes literarisches Erzeugnis...: Was ihn vornehmlich zu dem Stoffe hinzog, war gerade das „spezifisch Preußische", und das Militärische daran, die Mischung von strenger, soldatischer Pflichterfüllung und kühner patriotischer Entschlußkraft. Er wollte der matten und zerfahrenen Gegenwart ein Bild des preußischen Wesens vorhalten, wie es in den großen Tagen der Freiheitskriege gewesen war. Er wollte an einer typischen Figur die moralischen Kräfte demonstrieren, die damals in der Armee lebendig waren und das Vaterland gerettet hatten. Es ist bewundernswert, in welchem Maße ihm das gelungen ist. Eine Atmosphäre von sittlicher Energie herrscht in dem Buche, deren stählenden Einfluß der Leser auch heute noch spürt. Der preußischen Armee sind dadurch Achtung und Sympathie verschafft worden in Kreisen, die damals nur Haß und Hohn für den Militarismus hatten. Das ideale Preußentum, wie es im Geiste des Verfassers lebte, trat in historischer Verkörperung als eine mahnende und aneifernde Kraft hervor, die auch über die Zeit der Entstehung des Buches hinaus weithin fortgewirkt hat: der York ist eins der populärsten deutschen Geschichtsbücher geworden". (2 Bände, geheftet 11 M.) J. H.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge nur auszugsweise und mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, G. m. b. H., München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

Karl Borromaeus Heinrich / Zwei Gebete. Legende

Grazia Deledda / Der Schatten der Vergangenheit. Roman

Carl Spitteler / Meine frühesten Erlebnisse

Karl Voll / Ein Echtheitsstreit

J. H. / Nachwort zum Fall Hauptmann

Ernst von Düring / Zur Frage des Kinderhandels

Richard Huldschiner / Reisebrief aus Japan

Georg Friedrich Daumer / Briefe an seine Nichte

Rudolf Louis / Eine Stuttgarter Uraufführung

Bismarcks Gespräch mit Karl Schurz am 28. Januar 1868

Weihnachtsrundschau.

München, Dezember 1913.

Vierteljährlich 4 M — Einzeln 1.50 M

Digitized by Google

Bayerische Handelsbank München

(gegründet 1869)

Bank- und Hypothekenabteilung, Lagerhaus.

Aktienkapital: M 44,500000.–. Reserven: M 14,400000.–.

Zweigniederlassungen:

Amberg	Donauwörth	Kulmbach	Nördlingen
Ansbach	Gunzenhausen	Lichtenfels	Regensburg
Aschaffenburg	Hof	Marktredwitz	Rosenheim
Bad Reichenhall	Immenstadt	Memmingen	Schweinfurt
Bamberg	Kaufbeuren	Mindelheim	Selb
Bayreuth	Kempten	Münchberg	Traunstein
Deggendorf	Kronach	Neuburg a. D.	Würzburg

Offene und geschlossene Depots.

Schrankfächer (Safes).

Verkehr mit Gemeinden und Stiftungen.

Alle Bankgeschäfte.

Pfandbriefe mündelsicher und stiftungsmäßig,
von der Reichsbank und von der Kgl. Bank zur Beleihung in der ersten Klasse zugelassen.

NB. Über alles, was sich auf die Vermögensverhältnisse unserer Kunden bezieht, wird von uns und unserem gesamten Personal gegen jedermann, auch gegen Behörden (Rentämter u. s. w.), unverbrüchliches und unbedingtes Stillschweigen beobachtet.

Gedruckte Bestimmungen für alle Geschäftszweige kostenlos.

Digitized by Google

Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig

Soeben erschien:

BRILLAT-SAVARIN

Physiologie des Geschmacks

oder

Betrachtungen über höhere Gastronomie

Den Pariser Feinschmeckern gewidmet

von

einem Professor

Mitglied vieler gelehrter Gesellschaften

Nach Carl Vogts Übersetzung in 6. Auflage neu herausgegeben von Alexander von Gleichen-Rußwurm

In Leinenband Mark 7.50; in Halblederband Mark 9.—.

Die „Physiologie du goût", die 1825 in Paris bei Sautelet anonym erschien, „den Pariser Feinschmeckern gewidmet von einem Professor, Mitgliede vieler gelehrter Gesellschaften", bedeutete nicht bloß damals etwas ganz Neues, noch nicht Dagewesenes; nein, noch heute, nach bald hundert Jahren, hat weder die französische noch die deutsche oder irgend eine andere Literatur ein Werk aufzuweisen, das nach Inhalt oder Form mit diesem sich messen könnte, wenn auch vielleicht einige wenige ihm ähnliche sich finden lassen.

Und wer das Buch kennt, wird auch verstehen, warum ein Lebenskünstler wie Alexander von Gleichen-Rußwurm sich von ihm angezogen fühlen mußte und seine Kraft gern an die Aufgabe setzen mochte, es in Carl Vogts meisterhafter Übersetzung — die lediglich hier und da berichtigt und der modernen Denk- und Sprachweise angepaßt wurde — wiederum der Allgemeinheit darzubieten. Es ist daher zu hoffen, daß alle, die dieses „göttliche" Buch mit seinen unzähligen Feinheiten des Denkens und Fühlens, mit seiner prickelnden und graziösen Sprache, mit seiner überlegenen und doch so milden, gutherzigen, nie verletzenden Ironie zur Hand nehmen, es schnell lieb gewinnen und immer wieder nach ihm greifen werden, um dieses oder jenes ihnen besonders behagende Kapitel recht innig zu genießen. Darf Brillat-Savarins „Physiologie des Geschmacks" doch noch heute im besten Sinne als „das französischste aller französischen Bücher" bezeichnet werden; behauptet es doch auch heute noch als „Philosophie des Genießens" seinen einzigartigen Platz in der Weltliteratur! Es ist ein Buch, dessen einfache, klare, durchsichtige und liebenswürdige Sprache jede Spur von „Gelehrsamkeit" abgestreift hat, und das durch die Fülle seiner prächtigen Anekdoten mehr als einmal beweist, daß seinem Verfasser nichts Menschliches fremd war.

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

11. Jahrgang Dezember 1913 Heft 3

Inhaltsverzeichnis:

Seite

Karl Borromaeus Heinrich / Zwei Gebete. Eine Legende 257

Grazia Deledda / Der Schatten der Vergangenheit. Roman 259

Carl Spitteler / Meine frühesten Erlebnisse 293

Karl Voll / Ein Echtheitsstreit 318

J. H. / Nachwort zum Fall Hauptmann . 319

Ernst von Düring / Zur Frage des Kinderhandels 323

Richard Huldschiner / Reisebrief aus Japan 336

Seite

Georg Friedrich Daumer / Briefe an seine Nichte 342

Rudolf Louis / Eine Stuttgarter Uraufführung 358

Bismarcks Gespräch mit Karl Schurz am 28. Januar 1868 / Mitgeteilt von Richard Fester 362

Weihnachts-Rundschau:

Anmerkungen / Von Josef Hofmiller, Karl Alexander von Müller, Karl Voll . 368

Bücher zum Kaufen u. Schenken / Von Josef Hofmiller 381

Copyright 1913 by Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. München.

Wir bitten unsere Freunde, sich der hier eingehefteten Bestellkarte (Auswahl unserer Geschenkbücher) zu bedienen.

Bei allen Installateuren und Elektrizitätswerken erhältlich:

WOLFRAM-LAMPEN A.-G. AUGSBURG

Digitized by Google

Zwei Gebete.

Eine Legende von Karl Borromaeus Heinrich.

Zwischen zwölf und ein Uhr Mittag, also zu einer Tagesstunde, wo überall die dampfenden Schüsseln auf dem Tisch stehen und das einzige Gebet, das verrichtet wird, Gottes Segen für die Mahlzeit erfleht und ihm Dank dafür ausspricht, traten in der alten Nikolaikapelle am Gasteig, gegenüber dem Pfründnerspital, dessen Bewohner in der Sonne sitzen und dem Tod entgegenwarten, kurz hintereinander zwei Menschen mit Gebet vor den Herrn.

Zuerst erschien, in atemloser Eile, eine Frau aus dem Volke. Ach, sie hatte keine Zeit, sich der süßen Sonne zu freuen, welche über das alte gelbliche Gemäuer gebreitet war und, durch die Fenster einfallend, den kühlen dunklen Innenraum der Kirche lieblich erhellte! Denn ihr Kind, ein Knabe von zwei Jahren, lag schwerkrank daheim. Die Mutter konnte nur eben in dieser Mittagstunde auf einen Sprung in die Kirche hasten, weil da ihr Mann von der Arbeit zum Essen heimkam, somit jemand beim kranken Kind war und aufpassen konnte. Auch war die Frau vor lauter Angst nicht mehr einer geordneten Rede fähig, obwohl sie gerade deshalb in die Kirche gekommen war, um Gott ihr schweres Anliegen ruhiger und besser, eindringlicher und überzeugender vorzubringen. Sie betete voller Inbrunst; aber mit Mühe und Not fand sie wenigstens die Worte für ein Vaterunser zusammen.

Gottes Antlitz jedoch blieb unbewegt. Er erhörte das Gebet nicht. Und in der Tat fand die Frau, als sie, vom Laufen erhitzt, in ihrer kleinen Behausung ankam, das Kind in erheblich schlechterem Zustand vor. Angsterfüllt und wortlos ging der Vater wieder zur Arbeit fort. Als er abends zurückkam, hörte er schon auf der Treppe das furchtbare Weinen seiner Frau. Das Kind war gestorben.

Ingleichen trat zur erwähnten Mittagstunde in die Nikolaikirche ein alter stadtbekannter Wucherer ein. Das Anliegen des Mannes war begreiflicherweise etwas umständlicher. Es hatte, bis er es in diesem Augenblick seinem Gott vortrug, eine ganze Vorgeschichte; nämlich diese:

Er hatte einem jungen Offizier ein Darlehen von dreißigtausend Mark gegeben, indes nur dreitausend in barem Geld, während er ihm für die übrigen siebenundzwanzigtausend Mark an Stelle der Valuta ein Terrain überwies; dieses Terrain lag hinter Riem draußen, in einer etwas sumpfigen Gegend; unser Offizier nahm hastig die baren Dreitausend und küm-

Digitized by Google

merte sich eine Zeitlang gar nicht um das Terrain; er ließ es ruhig liegen wo es lag und sah nicht einmal hin; sonst hätte er wohl bemerken müssen, daß es — wie der Wucherer sich nachher ausdrückte — „infolge des vorjährigen nassen Sommers ein wenig mit Wasser bedeckt war", daß es also in Wirklichkeit, wenigstens als Terrain, schon längst nicht mehr existierte.

Nun aber hatte der Wucherer das Darlehen gegen Wechsel gegeben. Dieser Wechsel wurde zu seiner Zeit fällig. Jetzt erst besann sich der Soldat, der den Wechsel nicht einlösen konnte, auf das Terrain; er beschloß, es sich eiligst anzusehen und auf seinen wahren Wert zu prüfen. Er fand aber nur Sumpfwasser vor und er mußte in dieses mit seinem Spazierstock schon ziemlich tief hineintunken, ehe er festes Land unter dem Wasser spürte. Diese Wahrnehmung benützte er, um die Gültigkeit des Wechsels unverzüglich aufs heftigste zu bestreiten, und trug Beweis an, daß er bewuchert worden sei.

Dem Wucherer wurde nun Angst um seinen Gewinn, und deshalb betete er heute zu Gott. Er betete um ein halbes Wunder, nämlich darum, daß Gott vierzehn Tage lang sehr heißes Wetter schicken solle. Der genannte Sumpf pflegte nämlich im Sommer ein wenig einzutrocknen, so daß er in solchem Zustand bei einiger Nachsicht als ein Terrain gelten konnte.

Was geschah? Wirklich brannte die Sonne vierzehn Tage lang glühend vom Himmel herab, mit solcher Stärke, daß auch die Nächte keine Kühlung noch Tau mehr brachten. Das Wasser wurde, wo es bisher stagnierte, teils aufgesogen, teils ging es zurück. Und so wurde das Sümpfchen bei Riem wieder zum Terrain. Der gerichtlicherseits bestellte Geometer mußte dies zur lebhaften Freude des Wucherers konstatieren, und der Vater seines Schuldners zahlte schließlich die dreißigtausend Mark.

Mir, dir, und jedem fühlenden Menschen drängt sich da die Frage auf: Spielt nun Gott mit den Menschen, erhört er die Gebete nach Laune, ist er ein Zyniker, oder weiß er am Ende selbst nicht, was er in seiner Allmacht tut?

Indes, immer ist der Mensch in Sachen Gottes zu voreilig, immer urteilt er zu sehr nach dem augenblicklichen Stand der Dinge, nach dem Schein dieser Welt. Und weiter sieht er nicht.

Jener Wucherer, der scheinbar glücklich erhörte, wurde mit zunehmendem Alter geizig und immer geiziger, auch gegen sich selber, und starb schließlich, von Hunger und Kälte entkräftet, in einem nackten Dachraum, am Wahnsinn des Geldes. Seine Schätze fanden sich im Strohsack vergraben. Unerlöst war seine Seele. Wer neidet ihm die kümmerlichen und trügerischen Freuden eines Lebens, das so enden sollte! Und auch seine

Digitized by Google

Freude über den gelungenen Terrainschwindel war doch nur eine geringe Entschädigung für die Armut der Seele, die in ihm beschlossen war.

Jene Frau nun, deren Gebet um die Erhaltung ihres Kindes unerhört geblieben war, hatte auch in der Folge noch vieles zu leiden. Zwar schenkte ihr Gott noch ein Kind; aber es kam blind zur Welt. Später wurde ihr Mann von einer unheilbaren Krankheit befallen, die eklig anzusehen war und an der er jahrelang hinsiechte, bevor ihn der Tod abrief. Viel Arbeit und viel Kummer für die Frau! Sie mußte erleben, daß auch das blinde Kind früh wieder von ihr fortging. Aber sie wuchs, aus sich selbst heraus, durch alle diese Leiden immer näher zu Gott hin. Und eines Morgens gegen vier Uhr, als sie eben aufstehen und zur Arbeit gehen wollte (denn sie war Wäscherin geworden), reichte ihr Gott die Hand. Lächelnd ging sie und beherzt zu ihm hinüber. Sie starb leichter, reicher und erfüllter als Millionen jener Menschen, die ihr Schicksal im Leben beklagt hätten; von diesem, dem Leben aber, blieb sie für immer erlöst.

In den hier erzählten Schicksalen (wie übrigens in allen, die sich je vollzogen haben) wirkte eben die Gerechtigkeit aus dem inneren Leben ins äußere. Nur der Tor vermag es umgekehrt zu denken oder gar zu wünschen.

Der Schatten der Vergangenheit.

Roman von Grazia Deledda in Rom.

Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen von E. Müller-Röder.

Erster Teil.

I.

Der Seiler war der erste, der seine schönsten Seile von seiner Haustür zu dem Pfahl hinüberschlang, der die Grenze zwischen seinem offenen Hofraum und dem Giovanni La Pioppas bezeichnete.

Es war am Morgen des Fronleichnamfestes. Die Prozession sollte, um ihren Rundgang auszuführen, in den Hofraum des Seilers einlenken, dann über den Giovannis ziehen und am Tor des Schwefelholzfabrikanten herauskommen, dessen bescheidenes Häuschen das letzte des Dorfes war.

Die drei Familien erachteten sich als sehr geehrt durch diesen Vorzug und bildeten jedes Jahr durch Leintücher, die zu beiden Seiten über Seile gehängt wurden, eine Art halbkreisförmiger Gasse, die bei der Tür Sisons, des Seilers, anfing und bei der des Schwefelholzfabrikanten endigte. Ein Pfahl hüben, einer drüben deuteten die Grenzen zwischen den drei zusammenhängenden Höfen an: der Giovanni de Marchis, genannt La Pioppa, die

Digitized by Google

Pappel, war der größte. Er war ein reicher Mann, und auch sein graues Haus mit den grünen Fensterläden im ersten Stock nahm sich ganz prachtvoll aus zwischen den Häuschen der beiden Nachbarn: es war wie eine Herrin zwischen zwei Mägden.

Der Seiler, an das Hin- und Herspannen gewöhnt, hatte schon die Gasse über seinen Hof abgeschnurt, schaute nach der Tür Giovannis und fing an zu fluchen: „*Corpu d'un diu*, niemand läßt sich sehen! Das eine Mal im Jahr, wo der Herrgott hier vorüberkommt!"

Aber da kam schon der Schwefelholzfabrikant mit einer dünnen Leine um den Arm.

„Ohe!" schrie der Seiler.

„Ohe!" erwiderte jener.

„Nun, ihr Faulenzer, worauf wartet ihr? *Corpu d'un diu*, was macht ihr?"

Der Schwefelholzfabrikant antwortete nicht. Er bekreuzte sich und befestigte seine Schnur an einem Nagel neben seiner Haustür.

Da wurde der andere wild. Er rief seine Frau, seine Tochter und überhäufte sie mit Schimpfworten; er rief nach der Frau Giovannis und schrie die Kinder an, die sich um ihn gesammelt hatten, ihm ihre Hilfe anzubieten. Er schien ein heftiger Mensch zu sein, mit seinen kleinen, blauen, tiefliegenden Augen unter einer großen, roten Stirn; und die nackten, nervigen Beine, die großen, dreckigen Füße sahen aus, als wären sie die Wurzeln jenes wie ein hundertjähriger Baumstamm dürren und großen Körpers.

Aber die Kinder lachten ihn aus: ein offenkundiges Anzeichen, daß der Schein täuscht. Und an der weitgeöffneten Haustür Giovannis erschien noch immer niemand.

Der Schwefelholzfabrikant schritt auf den trennenden Pfahl zu und es sah aus, als betete er, während er die Leine spannte. Klein und schlaff, trübsinnig, doch bereits festlich gekleidet, in einem für ihn zu weiten Herrenjackett, sah er aus, als wäre er aus Holz. Das ganz glatte Gesicht, dem selbst Augenbrauen fehlten, war grünlich blaß und erweckte die Vorstellung, das Männchen habe sich mit seinem Schwefel gewaschen; und seine Blässe wurde noch erhöht durch ein feuerrotes Halstuch.

Lauter lärmten die Kinder, die ihn wie den Seiler umringten. Und die Schwalben, die an diesen Häusern nisteten, aus- und einflogen und über die Höfe hin, auf der Suche nach Insekten, waren nicht munterer als diese barfüßigen Kinder mit ihren polentafarbenen Haaren und dem aus dem Hosenschlitz harmlos heraushängenden Hemdzipfel.

Mitten unter ihnen stehend, wie ein Baum zwischen Blumen, gebot Sison nun: „Lauft, Buben! Bringt Blumen, Laub und Bohnenblätter. Aber gebt acht, daß ihr die Pflanzen nicht ausreißt!"

Digitized by Google

Die Kinder verschwanden. Nur ein kleiner Knabe, dessen Gesicht unter dem breiten Rand eines alten Strohhuts fast verschwand, blieb zurück und sah dem Tun Sisons zu.

„Adonis!“ schrie der Mann wütend, „willst du nicht einmal Blumen holen. Sag', seid ihr denn heute alle verrückt?“

Adonis hob den Kopf: man sah ein rosiges Gesichtchen zwischen zwei Büschеln schwarzer Löckchen und zwei große, dunkle Augen mit breiten Lidern; der kleine, schelmische Mund aber blieb geschlossen.

Drohend ging der Mann auf ihn los.

„Ich sage, seid ihr heute verrückt?“

„Ach, laßt mich doch hier stehen“, sagte Adonis endlich, tat wie ein Großer und bewegte die Fingerchen in den tiefen Taschen seines offenstehenden Höschens. „Onkel Carlino geht heute fort, die Tante brät ein Huhn für ihn und ich soll ihn bis San Martino begleiten.“

„Ah, gut! Sehr gut!“ schrie Sison. „Der Onkel Carlino geht fort, und da mag der liebe Herrgott sich von Meoli vergolden lassen!“

Der Schwefelholzfabrikant machte ein Zeichen des Schreckens: zu Meoli, um sich vergolden zu lassen, schickt man die Überlästigen.

Aber Sison war blind vor Wut. Wieder rief er nach der Tochter, bis diese, eine Blondine in kurzem Rosakleidchen und gestickten Pantöffelchen, endlich herbeikam und die Leintücher an den Seilen befestigte.

Adonis schmiegte sich sogleich an sie, rieb sich an ihren Kleidern wie ein Kätzchen und betrachtete sie mit zärtlichen Blicken.

„Süßer!“ sagte sie und öffnete die Lippen wie zum Kuß.

Die Kinder kamen wieder, mit Blumen und Grünzeug beladen. Andromache, die schöne Seilerin, putzte die Leintücher mit Kürbis- und Bohnenblättern aus; der Schwefelholzfabrikant trug die schönsten Bildchen herbei, die er besaß.

Elektra, die Wirtin der benachbarten Schenke „Zum Vizekönig“, trat vor die Haustür des Seilers, vor die des Schwefelholzfabrikanten, schaute in die von den weißen Wänden der blumengeschmückten Leintücher gebildeten zwei poetischen Sträßchen hinein und erklärte, das schönste sei das Sisons. Dieses Lob beruhigte den Seiler einigermaßen.

Nun wurde es auch im Hause Giovannis lebendig: ein Fensterladen wurde lärmend aufgestoßen; ein bartloser, frischer alter Mann mit weißen, über der Stirn gescheitelten Haaren trat an das Fenster, sah sich um und sagte gutmütig: „Der Tausend, wie schön!“ Dann rief er Adonis zu: „Sag', was tust du noch da? Willst du nicht den Schiffer rufen?“

Adonis wollte sich entschuldigen: „Ich sah nur zu; ich habe mich nicht gerührt.“

Digitized by Google

Alsbald aber erschien auf der Türschwelle ein sehr großer Mann, dessen Kopf bis fast an den Türbalken reichte; und durch das Geplauder der Kinder und das Gezwitscher der Schwalben ertönte eine tiefe Stimme: „Sgambirlott (Quälgeist), bist du noch da? Mach' daß du fortkommst!"

Und Adonis eilte davon.

Alle kehrten sich um und blickten auf den riesigen Mann, La Pioppa, die hohe, kräftige Pappel.

Er glich seinem Vetter und Gast Carlino: auch er hatte die weißen Haare über der Stirn gescheitelt und einen gelblichen Schnurbart; aber sein Gesicht war mehr als rosig: karmesinrot, mit rauher Haut und platter Nase; äußerste Beleibtheit ließ diesen Riesenkörper noch monumentaler erscheinen, dessen in mächtigen Schuhen steckende Füße aussahen als wären sie von Erz.

Alle respektierten den großen und reichen Mann; nur der Seiler meinte sich ihm gleichstellen zu können.

„Aber die Seile, werden sie gespannt oder nicht?" schrie er jenen giftig an. „Hat deine Pirloccina Angst, ihre Leintücher könnten schmutzig werden?"

„Geduld! Sie hat heute morgen an anderes zu denken", erwiderte der große Mann mit seiner ruhigen, tiefen Stimme.

„Auch voriges Jahr hat sie soviel Geschichten gemacht, deine Frau Gemahlin! Ja, sie hat gewiß Angst, daß ihre Leintücher schmutzig werden."

Da trat die schüchterne und kränkliche kleine Frau Giovannis zu ihrem Gatten, und während sie die Hausschuhe anzog, die auf der Türschwelle standen, wagte sie dem Seiler zu entgegnen: „Ist das eine Art unsern Herrgott zu ehren? Mit Fluchen? Ich habe Leintücher genug, eine Straße bis an den Deich zu machen."

„Das wollen wir tun! Dann kann ich hindurch gehen!" rief Signor Carlino aus dem Fenster.

Die Kinder lachten, und aus Trotz ging der Seiler auf den Hof des Nachbars und fing an, auch dort Seile zu spannen.

„So also muß man's machen! So muß man es machen! Andromache, ein Leintuch her!"

Die Kinder folgten ihm auf den Hof Giovannis und streuten Blumen und Blätter auf den hellen, harten Boden.

Fünf junge Schwälblein steckten die Köpfchen aus dem am Gebälk der Vorhalle hängenden grauen Nest und schrien so laut, als wollten sie gegen das Eindringen all' der anderen Jungen protestieren.

Adonis kam nach Hause gelaufen, von einem barfüßigen jungen Schiffer gefolgt; er kroch unter den Leintüchern durch und eilte in die Küche, wo die Tante damit beschäftigt war, ein Vorratskörbchen zu füllen.

Die Küche war geräumig, mit gelben Wänden; auf dem Rauchfang

Digitized by Google

des riesigen Kamins standen zwei Paar neue Schuhe, mit den Spitzen nach oben, und zwei kupferne Kaffeekannen. Die Tische aus Nußbaumholz, der rote Backtrog, die blanken Eckbretter: alles sprach von Wohlstand und Ordnung.

Adonis hängte sich an Tante Togninas Röcke, rieb sein rosiges Gesichtchen daran und ließ sie nicht mehr los, bis sie ihm das Körbchen übergab, aus dem ein angenehmer Geruch von gebratenem Huhn aufstieg.

Und alsbald lief er hinter dem Schiffer drein, der den Handkoffer trug und mit langsamen, lautlosen Schritten einherging.

In den Pappeln und Ulmen, die die breite Straße beschatteten, sangen die Nachtigallen; Gräben mit durchsichtig klarem Wasser begleiteten die Straße zu beiden Seiten, und Blumen in allen Farben zierten das taublinkende Gras ihrer Ränder.

Giovanni begleitete den Signor Carlino, der sich freundlich von allen Nachbarn verabschiedet und sogar den Schwalbenjungen im Nest zugenickt hatte. Die beiden Männer plauderten, aber Adonis bekümmerte sich nicht darum, sondern war nur darauf bedacht, dem Schatten des Schiffers zu folgen, der ihn gleichsam nachzog.

Auf einmal aber verschwand der Schatten: die Häuserzeile des inneren Dorfes hatte ihren Anfang genommen; zuerst kam das Haus des Schmieds, das sich rot von einem Hintergrund von grünen Bäumen abhob, dann das des Tabakverkäufers und dann das des Schneiders, der gleichzeitig Schankwirt war. Außer dem Tabakladen mit seinem Schaufenster voller Kärtchen mit schönen Blumen und durchstochenen Herzen, waren die Läden geschlossen. Aus den Fenstern hingen Decken und bunte Tücher, an den Einmündungen der Gäßchen erhoben sich Bogen aus Laub und Blumen, und alle Haustüren waren malerisch ausgeputzt und geschmückt.

Erhitzt, doch vergnügt, setzten Adonis und der Schiffer ihren Weg fort, tauschten mitunter ein Wort und lachten laut.

„Wenn ich wieder nach Hause komme, ziehe ich meinen neuen Anzug an und dann gehe ich mit dem Onkel in die Messe," vertraute der Kleine dem Gefährten an, der ihm aufmerksam zuhörte. „Und nachher essen wir ein Huhn und dann darf ich meine Mutter besuchen. Vielleicht bringe ich ihr auch etwas mit. Ja, ich habe einen großen Korb voll Sachen; wenn du einmal kommst, zeige ich dir alles. Unten drin liegen vier ... vier ... nein, ich sag' es dir lieber nicht, du könntest es ja ausspionieren ... Nun, ich will es dir doch sagen: ich habe vier Soldi und zwei davon bring' ich der Mutter."

Sie kamen an die Kirche, die sich weiß und gelblich hinter einer Wiese erhob, über deren frisch gemähtes Gras einige Pappeln ihre langen Schat-

Digitized by Google

ten warfen. Der Kirche gegenüber befand sich eine grünliche Mauer mit einem großen, verrosteten Gittertor. Durch das Tor sah man in einen verwilderten Garten und in seiner Tiefe einen Palast aus dem Settecento mit geschlossenen Fenstern, der groß und einsam in dem weiten Parke stand, dessen dunkles Grün sich bis an den Deich des Po erstreckte.

Adonis und der Schiffer gingen an dem Tor vorüber und verließen dann die Landstraße, um in einen Fußsteig einzulenken, der auf eine weite Strecke zwischen der Mauer des Parkes und der des Kirchhofs hinlief.

Es war, als erklänge in dieser Einsamkeit der Gesang der Nachtigallen süßer, flötender. Adonis hielt an, um ein Nest zu betrachten, auf das er schon seit einigen Tagen ein Auge geworfen hatte und das er nun als sein Eigentum ansehen zu können meinte.

Der Schiffer ging weiter und verschwand im Schatten des Gezweigs; von dem Onkel hörte Adonis nur die Stimme und alsbald profitierte er von seinem Alleinsein: leise, leise setzte er das Körbchen nieder, lüftete behutsam die Serviette und beschnupperte mit Wonne das gebratene Huhn. Doch nicht das war es, was er suchte: er holte zwei Paar dicke, rote, glänzende Kirschen hervor und hing sie sich über die Ohren. Dann nahm er das Körbchen wieder auf — aber nach weiteren zwanzig Schritten hielt er wieder an und aß seine seltsamen Ohrgehänge auf. Doch es war ein kurzer Hochgenuß, und seine großen, goldbraunen Augen trübten sich. Er fühlte sich versucht, mehr Kirschen zu nehmen: aber die Stimme des Onkels erklang lauter, näher.

Der Riese sprach von ihm, und nie vergaß er diese Rede.

„Ja", sagte die tiefe Stimme, „Adonis soll Bauer werden. Warum sollte er studieren? Um Beamter oder Priester zu werden? Die Beamten ruinieren sich den Magen, und die Priester gehen schlimmen Zeiten entgegen. Adonis soll nach dem Seinen sehen. Darum habe ich ihn zu mir genommen. Geschwister habe ich nicht, und die andern wünschen nur meinen Tod. Meine Tognina wird Adonis eine Mutter sein. Du bist reich und hast keine Kinder. Meine Frau ist schwächlich und wird kein langes Leben haben. Ich brauchte einen Sohn — der Herr hat mir keinen gegeben, so habe ich mir einen geliehen. Du hast einen ganzen Sack voll Kinder, sagte ich zu unserer Base Martina, gib mir eines davon. Und da habe ich Adonis auf den Arm genommen und nach Hause getragen. Und du sagst jetzt, ich sollte ihn von mir geben und studieren lassen? Nicht im Traum, Carlino!"

„Er ist so klug!" sagte der Beamte.

„Um so besser! So kann er das Seine um so besser zusammenhalten. Nicht wahr, Knirps, du wirst ein tüchtiger Bauer werden?"

So direkt befragt, fing Adonis an zu laufen und antwortete nicht.

Digitized by Google

Aber der Signor Carlino lief ihm nach, faßte ihn und sagte: „Sieh mich einmal an! Ach, das sind nicht die Augen eines Bauern! Willst du ein Doktor werden, sag'?"

„Nein, lieber ein Schulmeister."

„Warum?" fragte der Beamte lachend.

„Weil der Schulmeister alles weiß!"

„Himmlische Unschuld!" rief der andere, die Arme ausbreitend. Dann nahm er den Kleinen an die Hand und fing an, ernsthaft mit ihm zu reden. Adonis antwortete flink: er wußte Erklärungen für alles.

Auf den Fußsteig folgte ein Pfad bis an den Deich, der mit seiner grünen Linie den lichten Himmelsgrund abschnitt. Es war als leuchteten die bereits goldigen Kornbreiten in den Feldern hinter dem Kirchhof von eigenem Licht zwischen dem ein wenig ernsten Grün der Hirse und des Klees.

Die beiden Männer und das Kind stiegen den Deich hinauf und dann zum Poufer abwärts. An diesem Punkt und zu dieser Jahreszeit erschien der durch die Einmündung der Parma erweiterte Fluß wie ein See, blau und golden zwischen den mit Gehölz bestandenen Ufern.

Das Boot war bereit. Der alte Pigoß, der Portinèr, Hafenwächter, genannt, wartete, das Ruder in der Hand. Mit seinem kleinen, dunkeln Gesicht, den silberweißen Haaren, den kleinen blauen Augen, die gleichsam das Farbenspiel des Wassers wiederzuspiegeln schienen, blickte der Alte ein wenig spöttisch und doch gutmütig in die Welt, als hege er — wie die Seeleute tun — Mitleid und Geringschätzung für die Kinder der Scholle.

Adonis lachte ihn an wie einen gleichalterigen Freund, und kaum befanden sich alle im Boot, und die beiden Schiffer begannen die Ruder gegen das sandige Ufer zu stoßen, um das kleine Fahrzeug der Strömung zuzutreiben, so bat er: „Pigoß, erzähle mir die Geschichte von dem Land unter dem Fluß!"

„Geh, Schatz, ein andermal!" sagte der Alte, der seinerseits vom Signor Carlino etwas Merkwürdiges zu hören verlangte.

„Wie groß ist Rom? Ist rund herum Meer? Reisen Sie zu Schiff dorthin?"

„Nicht daran zu denken! Das Meer ist noch weit weg. Aber wir haben den Fluß, den Tiber".

„Ist er schiffbar?"

„Das will ich meinen!"

„Ist darunter auch ein Land?" fragte Adonis. „Ich schau' immer hier hinunter, aber ich sehe nie etwas."

Und er bog sich so weit über den Rand, daß der Onkel La Pioppa ihn bei den Höschen faßte und schalt: „Gleich geb' ich dir einen Klaps, Sgambirlo!"

Digitized by Google

Adonis sah ihn an und lachte ihm ins Gesicht.

Der große Mann küßte ihn und zog ihn an sich. Und der Onkel Carlino, der Sonntags immer die Museen besuchte, blickte bewundernd auf die schöne Gruppe: den monumentalen Landmann in bronzefarbener Kleidung und den kleinen Barfüßer mit den halbgeschlossenen Augen und dem schelmischen Munde; bei sich bezeichnete er sie als die Kraft und die Schlauheit.

Das Boot glitt stromabwärts, auf Brescello zu. Und nachdem der gutmütige Städter den Mann und das Kind bewundert hatte, bewunderte er noch einmal die weite Flußlandschaft, die ihm als die schönste der Welt erschien. Diese seine Ansicht war vielleicht ein wenig übertrieben; immerhin aber war der Po an jenem Morgen sehr schön und dehnte sich immer weiter in irisierendem, milchigem Blau. Nahe den Ufern spiegelte das Wasser die Bäume auf dem Kopf stehend; auf den Sandbänken der Inseln glitzerten die Pappeln wie Silber, und der Gesang der Nachtigallen, der beharrliche Ruf des Kuckucks schienen aus dem Wasser aufzusteigen, aus Waldungen, die in der Tiefe des Flusses ruhten.

Außer den Vogelstimmen war kein Laut zu hören. Nur das Echo antwortete mitunter in spöttischem Ton auf Adonis' Ruf und klang ebenfalls wie die Stimme eines unter dem Wasser verborgenen Wesens. Ein weißer Kirchturm am Horizont schien auf der Flut zu schweben wie ein Segel.

Das Boot fuhr an einer langen Insel vorbei, die in ein kaum über dem Wasserspiegel sich erhebendes sandiges Dreieck auslief.

„Wem gehört die Insel?" fragte der Beamte. „Auf dem Pfahl dort ist ja eine Flagge. Weshalb?"

„Die Insel gehört den Gavonim. Vielleicht ist die Flagge da, weil heute Festtag ist", sagte Pigoß.

Doch Adonis widersprach. „Aber sie gehört auch mir! Und in der Mitte ist ein See. Und so viele Hasen und Nattern und ganz, ganz kleine Vögel sind da. Aber du mußt es niemand sagen", flüsterte er dem Onkel ins Ohr. „Auch ein großer, großer Fisch ist da, vielleicht ist es ein Stör. Aber du sagst es nicht, he?"

„Bist du dagewesen? Wie? Wie hast du das gesehen?"

„Das weiß ich!" erwiderte er geheimnisvoll.

Die Insel mit ihren Pappeln und bis auf den Sand niederhängenden Weiden blieb zurück, und das Boot näherte sich wieder dem Ufer.

„Auf Wiedersehen! Und sei brav", sagte der Beamte zu dem Kleinen. „Sollst sehen, ich schicke dir auch etwas Schönes, wenn du immer artig bist. Versprichst du es mir?"

Adonis sah den Riesen an, wie um ihn zum Zeugen anzurufen, daß man etwas Unmögliches von ihm verlange. Dann umarmten die beiden Männer

Digitized by Google

einander, und gerührt wie ein Weib empfahl Giovanni dem Schiffer angelegentlich, auf das Körbchen zu achten.

Dann sprangen der große Mann und der Knabe an das Ufer, und wie erleichtert von dem schweren Gewicht, glitt das Boot flink und dunkel über die blaue Flut. Adonis verfolgte es mit den Augen, so lange er es sehen konnte. Er wußte, daß der Onkel Carlino, bevor er seine unbekannte Welt erreichte, in Brescello aussteigen mußte und dann eine lange Reise antreten: zwischen Feldern und Feldern hin, zwischen Dörfern und Dörfern, breiten und schmalen Flüssen und Bergen, die viel höher waren als der Deich; und doch: als er jetzt dem Boot nachschaute, war es ihm, als könnte es nur an einem fernen, fernen Ufer landen, jenseits alles dessen, was er sehen konnte, in einem Zauberland, dem ähnlich, das tief im Flusse begraben lag und von dem nur der alte Pigoß Kunde besaß, der von ihm sprach, als ob das seine Heimat wäre.

Die Stimme des Onkels weckte ihn aus seiner Träumerei: „Sgambirlo, wir müssen gehen! Vielleicht kommen wir noch früh genug für die Prozession."

Über den Deich hin schritten der Mann und das Kind wieder ihrem Dorfe zu. Mitunter tat der Onkel, als verhülle er Adonis mit einem phantastischen Mantel, wie er im Winter zu tun pflegte, wenn er den Kleinen mit sich nahm, und fragte: „Wo sind wir jetzt?"

Aber der Kleine blieb nachdenklich und antwortete nicht. Auf einmal rief er: „Ich möchte nur eines wissen, zum Spaß: Wie sieht das Meer aus?"

Doch obwohl er „zum Spaß" gefragt hatte, kam keine Antwort. Adonis blickte auf und sah etwas Seltsames: der Onkel war ganz blaß geworden und zitterte wie vor Kälte. Und diese plötzliche Kälte teilte sich dem Kinde mit.

„Was ist? Was hast du?" fragte er erschrocken, die Beine des Riesen umfassend. „Lieber Onkel, was hast du nur? Sag' es mir, Onkel, was ist dir? Lieber Onkel . . ."

Der Mann war stehen geblieben und strich sich mit der Hand über die Stirn. Er zitterte noch immer, und es sah aus, als könnte er hinfallen; doch er widerstand dem unvermuteten Anfall seines Leidens, wie ein alter Baumstamm dem Ansturm des Windes.

Adonis empfand ein Angstgefühl; an die zitternden Beine des Onkels geklammert, meinte er ihn aufrechtzuhalten, während er in Wahrheit sich daran hielt, um nicht selbst zu fallen: so schüttelte ihn die heimliche Angst.

Herzzerreißende Worte kamen aus dem kleinen, schmerzlich verzogenen Munde: doch der Mann hörte sie nicht, nur darauf bedacht, den unsichtbaren Feind zu bewältigen, der ihn so hinterrücks überfallen hatte. Wenige Augenblicke nur, und der Anfall war überwunden.

Digitized by Google

„Nichts, es war nichts", sagte die tiefe, noch ein wenig zitternde Stimme. „Ein Schwindel. Den bekomme ich immer, wenn ich im Boot gefahren bin. Hast du dich erschrocken, Lieber? Nur nichts der Tante sagen."

Er nahm ihn an der Hand und ging weiter; er war noch blaß, doch er lächelte und schien zufrieden über seinen Sieg. Aber Adonis, der ihn noch immer ganz erschrocken anstarrte, fühlte, wie die große Hand, die die seine hielt, zitterte, und es war, als teilte dieses Zittern sich dem kleinen Arm, dem kleinen, empfindlichen Herzen mit.

„Wie war der Schwindel, Onkel? Ist er jetzt vorbei? Aber nicht lügen, Onkel!" sagte er ernst.

„Aber was fällt dir ein, Sgambirlo? Freilich ist's vorüber, tausendmal ist's vorüber!"

Da er sich wieder Sgambirlo nennen hörte, beruhigte Adonis sich. Weiter gingen sie über den von Staub und Sonnenschein weißen Deich. Das Kind blickte immer noch nach den Anzeichen des Übels in dem lieben Gesicht, die langsam verschwanden, und sagte sich mit Stolz: Wäre ich nicht dagewesen, so wäre er sicher gefallen, aber ich habe ihn festgehalten!

Und der große Mann atmete tief und seufzte schließlich; die Hand hörte auf zu zittern, die Augen wurden wieder hell und er schien sich an etwas zu erinnern.

„Aha, das Meer! Wie es aussieht? Wie der Po, aber breit, so daß man das andere Ufer nicht sehen kann. Und es hat Wellen, wie wenn der Wind von unten bläst, nur noch viel größer."

Nunmehr beruhigt, nahm Adonis seine Fragen wieder auf. Die Zeit der Warum? hatte er schon hinter sich; er erklärte sich manche Dinge selbst und besser als die andern sie ihm erklärten. Aber die fernen Dinge, die, die er nie gesehen hatte und von denen er nur den Namen kannte, beunruhigten ihn, hielten ihn in der Nacht wach und gaben ihm bei Tage zu denken.

„Und die Berge, wie sind sie? Wie der Deich?"

„Viel, viel höher."

„Liegt ihr Schatten über der Stadt?"

„Nein, nein; sie sind noch weit von der Stadt."

„Die Stadt ist schön, nicht wahr?"

„Sie ist schön, ja; aber auf dem Lande lebt man besser. Ich habe es versucht, in der Stadt zu leben, aber dann habe ich mich wieder fortgemacht. Dort ist alles schlecht, alles verdorben oder verfälscht. Ich habe gelesen, daß sie jetzt sogar falsche Eier machen: mit der Maschine machen sie sie."

Adonis blieb stehen und riß die Augen auf. „Falsche Eier?" schrie er. „Wie? Wie? Sag' mir, wie sie gemacht werden!"

Digitized by Google

„Ich weiß es wahrhaftig nicht. Vielleicht nehmen sie die leeren Schalen und füllen sie wieder mit irgendeiner Schweinerei."

„Mein Gott!" rief Adonis aus. Er seufzte, aber er lachte auch, so sehr amüsierte und interessierte ihn die Vorstellung von den falschen Eiern.

Als Onkel und Neffe den Hofraum wieder betraten, war die Prozession schon vorüber. Die Frauen nahmen die Leintücher von den Seilen und Adonis benutzte den Augenblick, um in die Küche zu eilen und in den Kochtopf zu schauen, der über dem halberloschenen Feuer brodelte und dampfte.

„*La ghè, La ghè*, da ist sie", murmelte er und betastete mit dem Zeigefinger die gelbe Pfote des Huhns, das in dem Topf kochte. Er war ein rechtes Leckermäulchen und hatte fast immer Hunger; weder das Pflichtgefühl noch die Furcht, sich zu verbrennen, würden ihn abgehalten haben, die Hühnerpfote zu mausen, wäre in diesem Augenblick nicht die Tante in die Küche gestürzt, die verzweifelt schrie: „Elf Uhr! Es ist elf Uhr, und niemand hat es mir gesagt! Ich Ärmste!"

Adonis kam nicht aus der Fassung: er tat, als suchte er einen Korken unter dem Tisch und dann kam er zu der Tante, die sich in größter Eile daran machte, den Teig für die Tagliatelle, die Schnittnudeln, zu kneten.

„Tante, gib mir die Schalen", bat er. „Onkel Giuan sagt, daß man jetzt auch falsche Eier macht. Ich will es probieren."

„Mein liebes Kerlchen", sagte die kleine Frau, „eine einzige Person kann Eier machen."

„Wer?"

„Die Henne."

„Die Henne ist keine Person, geh' doch!" bemerkte der Kleine einsichtsvoll.

Er nahm die Schalen, legte sie sorgsam ineinander, bat die Tante um ein Stückchen Teig und zog sich in das untere Zimmer zurück, eine Art großen, dunklen Kellers, der nur als Aufbewahrungsort diente und von unnützen Sachen vollgestopft war.

Er ging bis in den allerdunkelsten Winkel und kniete sich vor einen Korb hin, aus dem er die verschiedensten Dinge hervorholte: weiße und farbige Lappen, Knochen, zugebundene Säckchen, Schuhe, Stöckchen, einen kleinen Kochtopf, eine Puppe, eine Korsettstange, einen Pinsel, eine Flasche ...

„*El ghè, El ghè*, da ist es", murmelte er erfreut, wenn er einen neuen Gegenstand betastete. Dann tat er wieder alles in den Korb und ließ nur den Pinsel, den Kochtopf und die Eierschalen heraus, entschlossen, später die Herstellung von falschen Eiern zu versuchen. Für den Augenblick trieb der Hunger ihn wieder in die Küche. Mit gieriger Aufmerksamkeit beobachtete er alle Vorbereitungen für das Mittagessen. Dann und wann erwischte er auch etwas: ein Stückchen Käse, ein Stückchen Butter, und verschmähte

Digitized by Google

nicht einmal das bereits mit Peterſilie vermiſchte Fett. Alles war gut. Und jedesmal lachte er, wie die Schwalbenjungen in der Vorhalle zwitſcherten, wenn die Schwalbenmutter ihnen ein Inſekt zutrug.

Traurig und ſchweigſam ging Tognina hin und wieder, ohne ſich viel um den Kleinen zu bekümmern. Sie holte ſechs Flaſchen Lambrusco hervor und den ſchönſten Salame, den ſie noch in der Aſche aufbewahrte.

Adonis ging Brot holen und auf dem Rückwege holte er den von ſeinem Unwohlſein völlig hergeſtellten Onkel Giovanni ein und den Bruder Togninas, der zu Mittag geladen war. Bruder und Schweſter ſahen einander ſehr ähnlich, nur war Pirloccia häßlicher, faſt mißgeſtaltet; er glich wirklich einem Kreiſel, und es erſchien wie ein Wunder, daß ſeine kurzen Beine den dicken Körper mit der vorſtehenden Bruſt trugen.

Seine Häßlichkeit ſuchte er durch liebenswürdiges Benehmen wett zu machen: er war ebenſo vergnügt und redſelig wie die Schweſter teilnahmlos und ſchweigſam. Adonis aber liebte ihn nicht: er fühlte eine unwillkürliche Abneigung gegen ihn und zeigte ſie ihm.

Jenes Männchen mit dem bartloſen, olivenfarbenen Geſicht, mit den krauſen ſchwarzen Haaren über der vorſpringenden Stirn, mit den liſtigen blauen Äuglein und den kleinen weißen Zähnen kam ihm vor wie ein böſer Bube, einer von denen, die ihn mitunter quälten.

„Wie, du biſt nicht in der Meſſe geweſen?“ fragte das Männchen, als ſie ſich zu Tiſche ſetzten.

„Nein, du häßlicher Mann!“ entgegnete er freimütig.

Und der Onkel Giovanni, der ſich gerade über eine Flaſche beugte, die er zwiſchen den Knien hielt, um ſie zu entkorken, erhob den Kopf und ſchrie: „Na, warte, Knirps, dir werde ich eine ſchöne Lektion erteilen!“

„Gut, ich will es nicht wieder tun“, ſagte Adonis. Doch es ſchien ihm, als ob auch der Onkel Pirloccia mit wenig Sympathie betrachte, und er erinnerte ſich, daß er einmal von ihm geſagt hatte, er ſei nur ein „halber Mann“.

„Tognina, vorwärts! biſt du fertig?“ rief Giovanni.

„Fertig!“ erwiderte die Frau und eilte mit zwei Schüſſeln herbei, auf die ſie ein wenig von den heißen Nudeln getan hatte. Giovanni goß den ſchäumenden Wein darüber, und alle aßen mit Wonne von dieſer ländlichen Vorſpeiſe.

Pirloccia leckte ſich die vom Wein blaugefärbten Lippen und fing an, ſeine gewohnten Geſchichten zu erzählen, während Giovanni des Vetters gedachte, der nun auf der Reiſe nach Rom war.

Auch das Männchen war gereiſt und kannte die Welt. Mit ſeinem mit Beſen beladenen Karren hatte er faſt ganz Europa durchzogen und ſelbſt

Digitized by Google

einen Teil von Afrika und von Amerika. Ja, er hatte die ganze Welt durchstreift, sagte er, immer auf der Suche nach dem Glück! Aber das Glück ist wie der Ring, an der Stelle vergraben, wo der Regenbogen anfängt und wo er aufhört. Man meint er wäre da, ganz nahe, aber man kommt nie hin!

„Meiner Seel!" schrie er, heftige Gesten machend, „ich bin sogar in Monte Carlo gewesen, wo alle, die dahinkommen, reich werden oder sich aufhängen. Ich habe mich nicht aufgehängt und bin doch nicht reich geworden. Das verwünschte Glück!"

Giovanni häufte sich einen Berg von Tagliatelle so fein und gelb wie Seidenfäden auf den Teller. „Aber hast du denn gespielt?" fragte er ruhig.

„Ich bin nicht weiter gegangen als bis an den Eingang: ich habe nur dem Portier dreißig Besen verkauft", gestand Pirloccia.

„Wer weiß," bemerkte Giovanni schwermütig, „ob nicht einer von diesen Besen das Blut eines Selbstmörders hinweggefegt hat. . ."

„Aber du glaubst doch nicht, daß sie sich in dem Hause umbringen?" sagte der andere lachend. „Sie hängen sich an den Bäumen im Garten auf, ich habe ihrer zehn oder zwölf baumeln sehen."

„Gut, aber nun hört auf mit diesen Geschichten", bat Tognina, die große Angst vor dem Tode hatte und es nicht liebte, daß man davon sprach. „Giuanin, mach' uns lieber eine neue Flasche auf!"

Giovanni öffnete die Flasche und man sprach von fröhlicheren Dingen. Adonis aber, der zwar Pirloccia nicht gern hatte, doch seinen Geschichtchen begierig lauschte, dachte weiter an Monte Carlo, an die Menschen, die von den Bäumen herunterbaumelten und daran, daß die, die sich nicht aufhängen, reich werden; und es kamen ihm so merkwürdige Gedanken, daß er sogar die falschen Eier vergaß. Erst am Nachmittag dachte er wieder daran, als er von neuem in seinem Korbe wühlte, diesmal jedoch sehr darauf bedacht, seinen neuen, schwarz und weiß karierten Kittel nicht zu beschmutzen, auf den er große Stücke hielt. Aber es war schon spät, und er sollte zu seiner Mutter gehen. Er nahm also zwei einzelne Soldi heraus, einen in jede Hand, steckte die Händchen in die Taschen des neuen — hinten und vorn zugeknöpften! — Höschens und machte sich auf den Weg.

Die Mutter wohnte in Co de Brun, einer Art Vorstadt von Casalino, oder richtiger gesagt, dem Armenviertel. Die Reichen und die Vornehmen, das ist die Handelsleute und die Gewerbetreibenden, wohnten alle nahe der Kirche.

Um das Haus seiner Mutter zu erreichen, mußte der Kleine einen Weg von zwanzig Minuten zurücklegen. Er ging durch das ganze Dorf. Es war gerade die Stunde der Promenade: die Mädchen in rosa oder blauen

Digitized by Google

Kleidern, die älteren Frauen mit dem gestickten Umschlagtuch, die jungen Leute mit grünen Krawatten, die alten Bauern in Drillichanzügen, die Kaufleute mit breitrandigen, grauen Hüten, kurz all' die Leute von Bedeutung, die längs der Wassergräben spazierten oder vor der Kirche schwatzten, riefen Adonis an und richteten freundliche Worte an ihn. Doch er ging seines Weges, ja lief mitunter, ohne sich nur umzudrehen, immer die Hände in den Taschen. Er hatte keine Zeit, denn wenn er stehen blieb, das wußte er, dann hätten all' die Weiber ihn festgehalten und abgeküßt, und die Männer hätten ihn aufgehalten, um ihn schlimme Worte zu lehren und mit ihm zu lachen.

Bei der Kirche angelangt, schlug er, statt die schöne Landstraße zu verfolgen, wieder den Fußsteig neben dem Park Dargenti ein.

Dieser schmale Weg war für ihn ein ganz köstlicher Ort. Auf den andern breiten oder engen Straßen und Gassen, auf dem Deich und den mit Gras bewachsenen Böschungen war er ein Wildfang wie alle andern bösen kleinen Schelme: auf dem Wege längs der Parkmauer hingegen fühlte er sich, wie der Bandit im dichten Buschwald, als Herr seiner selbst; und die Vogelnester, die Kräuter, die Beeren, die Frösche in dem grünlichen Graben: das alles betrachtete er als sein Eigentum; aber er ward nachdenklich, fast tiefsinnig.

Bisweilen abends erweckten jene zwei gleichmäßig düsteren, verwitterten grünlichen Mauern ein Gefühl von Traurigkeit in ihm, sie flößten ihm Furcht ein. Hinter ihnen, auf der einen wie auf der andern Seite, erhoben sich unsichtbare Gespenster.

Oft hielt er vor dem verrosteten, immer geschlossenen Gittertor an und blickte in den Park hinein. Nichts Melancholischeres als jener halb verfallene Palast des Settecento! Sein Besitzer lebte noch, aber er kam nie hierher. Adonis sah nur bisweilen den alten Jusfin, den ehemaligen Leibjäger der Herren Dargenti, durch den Garten und den Park gehen, über die er die Aufsicht hatte. Der frühere Jäger hatte sein Kostüm beibehalten — die Samtjacke, die anliegenden Beinkleider, den Hut mit der Fasanenfeder — und machte noch immer eine gute Figur; er war groß, breitschulterig und trug einen langen, gelblichweißen Bart. Doch auch er war nur noch eine Erinnerung an vergangene Zeiten: eben eine Figur, nichts mehr. Auch er war alt, verfallen, und ein Nagelgeschwür hatte ihn des rechten Daumens beraubt. Mit den andern Fingern kann man nicht den Hahn spannen, auch wenn man Zeit und Gelegenheit hat, im Wald und auf dem Fluß zu jagen. Jusfin hingegen ging alsdann in die Tiefe des Parkes, wo er alljährlich heimlich seinen Bedarf an Mais und Kartoffeln zog.

Digitized by Google

Das war der Grund, weshalb niemand den Park oder den Palast zu sehen bekam, nicht einmal für ein Trinkgeld. Jusfin besaß noch großen Respekt vor seinem letzten Herrn, aber leben mußte er.

Der ehemalige Jäger war ein guter Freund Sisons, des Seilers; er besuchte ihn häufig und sprach alsdann von den schönen vergangenen Zeiten; er war kein Lügner wie alle Jäger; er war eher schweigsam, aber mitunter wandelte ihn die Lust an, den lieben Nächsten ein wenig zu hänseln. Allemal wenn Adonis Jusfin sah, eilte auch er zu dem Seiler und lauschte begierig jedem Wort des Alten: denn für ihn gab es nichts Wunderbareres als den Palazzo Dargenti! Und der Park, dessen Mauern er vergebens zu erklettern versuchte, lockte ihn ganz besonders.

In dem großen, verschlossenen Palast — so erzählte Jusfin — waren ganz herrliche Dinge: Möbel aus Gold und Samt, ungeheuer große Spiegel, ausgestopfte Vögel, seltene Waffen, die manchem Bösewicht und manchem Tedesco schlimmen Tod gebracht hatten.

In dem dicht verwachsenen Park aber, unter jenen hohen, hohen Bäumen, deren merkwürdige Namen er nicht zu nennen wußte, waren andere, von Efeu überwucherte Häuschen mit kleinen Türen und kleinen Fenstern; und ein kleiner See mit wilden Enten, Goldfischen und Schwänen; und darauf lag ein kleiner Kahn aus Silber, und auf den Ufern des Sees wuchsen Erdbeeren, und mitten in einem Haferfeld war das Nest der Blaudrossel.

All' diese nie mit Augen gesehenen Dinge übten einen unwiderstehlichen Zauber auf den Kleinen aus: nicht einmal die im Fluß begrabene Stadt war für ihn geheimnisvoller und anziehender als der verlassene Palast, der verödete Park. Und manche Namen im besondern erregten ihm ein fast krankhaftes Gefühl von Neugier und von Lust.

Die sonderbaren Namen der Bäume, die „Waffen", die „Bösewichte", die „Schwäne", vor allem aber die „Blaudrossel", drängten sich seiner Vorstellung als die Namen von schönen, fremden Dingen auf.

„Waffen?" erklärte ihm der Onkel Giovanni. „Nun, was soll das sein? *Bagai* (Sachen), Flinten, Messer, Schwerter; auch das Messer, mit dem deine Tante den Salame und die *fojade*[1]) schneidet, ist eine Waffe ..."

„Die Blaudrossel?" sagte die Lehrerin mit den von den Schläfen zurückgekämmten blonden Haaren. „Nun, das ist ein Vögelchen, das sehr schön singt und gern an einsamen Orten wohnt. Hast du verstanden?"

„Ja, Fräulein!" rief Adonis laut, wie die Lehrerin ihn gelehrt hatte; doch befriedigt war er nicht und er fühlte, daß niemand auf der Welt ihm je würde erklären können, was die geheimnisvollen Dinge „eigentlich

[1]) Eigentlich *focaccie* = flache Kuchen aus Brotteig.

Digitized by Google

waren", die Blumen, die Vögel, die Wunder, die seine Phantasie jenseits der Mauer des Parkes Dargenti erschaute.

Er betrat das abgeschlossene Höfchen und sah, wie seine Mutter, eine noch schöne, aber barfüßige und zerlumpte Frau, an dem tiefen Brunnen hinter dem Häuschen Wasser schöpfte. Sie war erst seit kurzem Witwe und wie die Witwe im Märchen hatte sie sieben Kinder, für die sie Tag und Nacht arbeiten mußte und auch an Festtagen.

Adonis liebte und bewunderte seine Mutter. Mit ihren schwarzen Haaren und grünlich blauen Augen fand er sie sehr schön.

„Mama!" rief er begeistert und eilte zu dem Brunnen, ohne die Hände aus den Taschen zu nehmen.

„Liebes Herz!" erwiderte die Frau, ohne sich gerade aufzuregen.

Als Eva, das wie ein Engel blonde und rosige Schwesterchen, die Stimme Adonis' hörte, kam es schwer atmend eiligst herbei, ein ganz kleines Kind auf den Armen haltend.

„Was für schöne, neue Schuhe! Und was hast du mit den andern getan?" schrie es sogleich.

„Die Tante hat sie den Kindern von Pirloccia gegeben."

„Alles an die Ihren!" seufzte die Mutter, während sie den Eimer von dem Haken nahm, der zum Wasserschöpfen diente. Dann setzte sie sich auf den Treppenstein an der Tür, zog Adonis an sich und sagte: „Erzähle mir, was du heute gemacht hast. Wer war zu Mittag da?"

Sie wollte alles wissen, sogar was sie an dem Tage gegessen und wieviele Flaschen sie getrunken hatten.

Adonis ließ sich nicht bitten: er war eine Plaudertasche und konnte nichts verschweigen, um so weniger, wenn man es ihm anempfohlen hatte; er erzählte also, daß der Onkel sich schlecht gefühlt habe, und dann berichtete er sogar die Schwätzereien Pirloccias. Die Mutter hörte zu und seufzte.

„Sechs Flaschen zu dreien! Der eine hat zuviel und der andere nichts! Sie hätte lieber eine davon mir schicken können."

„Zia Tognina sagt, du solltest selbst kommen, wenn du etwas wolltest!" rief er aus und nahm endlich die heißen Händchen aus den Taschen. „Warum kommst du nie? Da, das habe ich dir mitgebracht. Ich habe es nicht gestohlen, weißt du; der Onkel hat es mir gegeben, um mir Äpfel zu kaufen."

„Mein liebes Männchen!" sagte die Mutter und nahm die Münzen, die Adonis ihr in den Schoß warf.

Und endlich gab sie ihm einen Kuß, so süß, so süß: viel süßer als die Äpfel, auf die er verzichtet hatte!

Digitized by Google

„Tante Tognina beklagt sich? Sie weiß doch, daß ich nie ausgehe", sagte sie, ihren nackten Fuß vorstreckend. „Sieh nur, ich habe nicht einmal Latschen. Ach, mein liebes Männchen, wir sind so arm! Aber es tut nichts, wenn nur du nicht müde wirst, dem Onkel und der Tante zu gehorchen und sie zu lieben, dann haben wir ja die Hoffnung, daß du eines Tages unser Trost sein wirst."

Dann sprach sie von dem verstorbenen Vater: „Er war so brav, er arbeitete Tag und Nacht, und du weißt, wie die Maurer arbeiten. Er wäre auch Werkmeister geworden, wenn der liebe Gott ihn nicht zu sich gerufen hätte. Willst du auch so brav werden, wie dein Vater?"

„Ja!" sagte er lebhaft, sehr glücklich darüber, daß seine Mutter ihm doch einige Zuneigung bezeigte. Und dann fing er an, seine großen Zukunftspläne auseinanderzusetzen.

„Eh, gewiß, ich will auch Tag und Nacht arbeiten und auch ein wenig am Festtag. Ich will auch Werkmeister werden. Und dann baue ich einen hohen, hohen Palast mit zwei Türmen. In dem einen wohnt ihr, in dem andern ich mit meiner Frau und meinen Kindern . . ."

„Mino! Ich nicht", rief Eva, die begierig zuhörte. „Ich will nicht herunterfallen, ich . . ."

„Fürs erste gib nur acht, daß du Ottavio nicht fallen läßt", bemerkte die Mutter.

„Was weißt du davon?" sagte Adonis geringschätzig. „Fällt man vielleicht von dem Balkon des Palazzo Dargenti herunter?"

„Wer weiß!" erwiderte die Kleine nachdenklich.

„Ich werde aber eines Tages auf den Balkon hinaufsteigen," fuhr Adonis fort, immer lebhafter werdend. „Ich will den Palast kaufen."

„Wirklich, wirklich!" sagte die Mutter. „Aber da kommt Reno, dein armes Brüderchen. Hören wir, was er sagt."

Reno, das rachitische Brüderchen, kam hinkend die hölzerne Treppe herunter, die aus dem oberen Zimmer in die Küche führte.

Als er Adonis sah, der sich umgewandt hatte, um ihn zu betrachten, pflanzte er sich mit seinen krummen Beinchen vor ihn hin, die Hände in den Taschen, die großen, grünen Augen unter einer dichten Franse gelber Haare weit aufreißend; aber er erwiderte sein Lächeln nicht, sondern betrachtete ihn mit offenbarem Neid: Adonis war so schön angezogen!

„Renuccio, bist du schon wach? Komm, Lieber", sagte die Mutter, über ihre Schultern hinweg die Hände nach ihm ausstreckend.

Aber der kränkliche Knabe war schlechter Laune; er hatte zu lange geschlafen. Er antwortete nicht, er tat den Mund nicht auf, aber er lehnte sich an die Schulter der Mutter, und allmählich zog sie ihn auf ihren Schoß.

Digitized by Google

Und sie küßte ihn auf den Kopf, strich ihm die langen, gelben Haare aus der Stirn und sagte ihm leise, er sei ihr liebstes Kind. Weil er das ärmste war! Um ihn zu zerstreuen, fing sie noch einmal von den närrischen Plänen des zukünftigen „Werkmeisters" an, während Ottavio zu weinen anfing, weil der Schoß der Mutter von einem andern besetzt war.

Und Adonis, der zukünftige Herr, blickte seinerseits mit Neid auf den kleinen rachitischen Bruder, der zurzeit weit reicher war als er selbst, weil ihm alle Küsse und alle Liebkosungen der Mutter zuteil wurden.

II.

Und an jenem denkwürdigen Abende war es, als Adonis' Schicksal sich wandelte.

Er war soeben nach Hause gekommen und half auf dem Hofe der Tante Tognina Bohnen aushülsen.

Über dem Dach des Heuschuppens, hinter den Baumwipfeln, war der Himmel dunkelrot, und ein rosiger, allgemach verdämmernder Widerschein erhellte den Hof.

Auf einmal meinten die Frau und das Kind zu träumen. In dem Rahmen des weit offenstehenden Haustors sahen sie zwei Männer, den Seiler und Jusfin, die den leblosen Körper Giovannis trugen.

Andere Leute folgten, Mädchen in hellen Kleidern, junge und ältere Männer; Kinder die erschrocken auf den schweren Körper blickten, auf das auf die Brust geneigte, leichenfahle Gesicht, die rauhen, regungslosen Hände, die ungelenken Füße, die am Boden zu haften schienen.

Zuerst glaubte Tognina, ihr Mann sei betrunken; etwas, das selten vorkam, doch immerhin vorkam.

Adonis dagegen dachte daran, wie der Onkel sich an diesem Morgen unwohl gefühlt, und fing an zu weinen, weil er ihn für tot hielt.

Da schrie auch die Frau auf und stürzte wie wahnsinnig auf die sich nähernde Gruppe zu. Die Leute blieben draußen; nur der von einem schwarzen Hündchen gefolgte Geistliche eilte in den Hof, faßte Tognina an den Arm und rief ihr eindringlich zu: „Ruhe! Ruhe! Es ist nichts: vielleicht eine Ohnmacht. Vielleicht hat er zu viel getrunken."

Dann, als einige Leute in den Hof kamen, wendete er sich zurück und schrie wild: „Weg da! Ist hier vielleicht ein Puppentheater? Hinaus mit Euch!"

Er schloß selbst das Tor, während die beiden Männer den ohnmächtigen Riesen in das Haus schleppten.

Das Hündchen fing an, die auf den Boden gefallenen Bohnen zu beschnuppern, dann sah es Adonis an und bellte.

Digitized by Google

Adonis gab ihm einen Fußtritt und flüchtete in die Vorhalle, wo er sich in eine Ecke setzte und furchtsam aufhorchte. Und von jenem Augenblick an begann für ihn etwas wie ein ängstlicher Traum.

Er verlangte sehnlich danach, in die Kammer hinaufzugehen, in die man den Onkel getragen hatte, und weinte und schluchzte: „Onkel, lieber Onkel, wach' doch auf!" aber er fürchtete, sich zu rühren. Seine Furcht war ebenso groß wie sein Schreck. „War der Onkel tot? Würde er die Augen wieder auftun, den Kopf und die Hände wieder in die Höhe heben?" Er wußte es nicht: er wußte nur, daß wenn der Onkel tot war, er nicht mehr sein lieber Onkel war: dann war er ein Toter, und er fürchtete sich vor den Toten.

Das Tageslicht schwand: alles verschleierte sich, alles ward traurig und geheimnisvoll.

Leute kamen und gingen vorüber, und ihre Gestalten erschienen immer dunkler.

Auf der Treppe, die aus der Vorhalle in das obere Geschoß des Hauses führte, erklangen schnelle, schwere Tritte; dann folgten leise, langsame, fast verstohlene Schritte; und jenseits der Hecke, auf dem Hofraum des Schwefelholzfabrikanten, sang eine Stimme:

„Mi vestirò da monaca
Per ingannar gli amanti:
Ne ho ingannati tanti,
Tanti, tanti, tanti,
Ingannerò anche te."

Adonis ballte die Fäuste vor Zorn. Warum sangen sie? Wußten sie nicht, daß der Onkel krank war, vielleicht tot?

Doch die Stimme fing wieder an:

„Tanti, tanti, tanti. . ."

Und er weinte vor Ärger.

Auf einmal traten wieder dunkle Gestalten in die Vorhalle, einer lachte, im Hof ertönte eine Klingel.

„Da kommt der Doktor!"

„Dann ist es vorbei!" dachte Adonis. „Der Doktor! Dann muß der Onkel sterben."

Die zornmütige Stimme des Seilers weckte ihn aus seinem schmerzlichen Traum.

„Man könnte wohl ein Licht anzünden, Adonis!"

Er stand auf, ging in die Küche, nahm ein Schwefelholz und beugte sich über den Herd, um die Lampe anzuzünden. Auf der heißen Asche standen ein paar Scheiben Polenta, und aus einer kleinen Pfanne stieg der angenehme Duft geschmorter Fröschе auf. Und instinktmäßig betastete

Digitized by Google

er die Polenta, roch an dem Froschgericht und spürte, daß er Hunger hatte: und das machte ihn noch trauriger, noch verzweifelter.

Ja, es war eine denkwürdige Nacht!

Der Kranke kam wieder zu Bewußtsein, doch er sprach nicht und regte sich nicht. Gegen neun Uhr kam Adonis' Mutter, und obwohl der Arzt befohlen hatte, niemanden in das Zimmer des Kranken zu lassen, wollte sie um jeden Preis hinauf. Einen Augenblick stand Adonis an der Treppentür und sah auf seine Mutter, die auf den Fußspitzen hinaufging und sich an der Mauer hielt, um keinen Lärm zu machen. Leise rief er: „Mama! Mama!"

Die Frau kehrte sich um und bedeutete ihm, still zu sein. Da faßte er einen schweren Entschluß: behutsam ging er ebenfalls hinauf, faßte seine Mutter beim Rock und ließ sie nicht mehr los, was für Zeichen sie ihm auch machte. So betraten sie, eng aneinander geschmiegt, das Zimmer des Kranken. Es war ein weiter, niedriger Raum mit getünchten Wänden und getünchter Decke: ein großes Bett aus Nußbaumholz, zwei Kommoden, ein Tischchen, eine lange, schwere Truhe verloren sich in dem großen Zimmer, das trotz dieser Möbel leer erschien.

Adonis und der Onkel schliefen zusammen in jenem großen, weichen Bett mit Federpolstern und Federkissen. Der Onkel schnarchte und sprach im Traum; aber Adonis schlief so gut, daß er nichts davon merkte.

In den Winternächten schmiegte er sich an den Riesen, und das war als hätte er am Feuer gestanden, solche Wärme strömte der mächtige Körper aus. Gewöhnlich nahmen Onkel und Neffe gleich nach dem Aufwachen den Kaffee, den Tognina ihnen reichte, die in einem andern Zimmer schlief und vor Tag aufstand. Nach dem Kaffee genossen sie manchmal ein wenig *Suc*, eingekochten Traubensaft. Und Adonis hatte es alsdann sehr eilig: er hätte am liebsten den Kaffee und den *Suc* zu gleicher Zeit verzehrt.

Aber der Onkel pflegte zu sagen: „Himmlische Geduld! Warte doch, bis der Kaffee herunter ist: jetzt ist er hier, im *Barbussin*, jetzt hier in der Kehle, jetzt hier im Magen."

Und mit seinem dicken, behaarten Finger kitzelte er ihn am Kinn, an der Kehle, der Brust, bis Adonis ganz närrisch lachen mußte.

Ja, der große Mann hatte den naschhaften, lustigen kleinen Mann lieb. Oft nahm er ihn mit sich durch die Felder, deckte seinen Mantel über ihn und fragte: „Wo sind wir jetzt?"

Wenn Adonis den Punkt erriet, an dem sie sich gerade befanden, dann schenkte der Onkel ihm eine *Palanchina* zu zwei Centesimi. Eines Tages gingen sie nach Viadana. Es war im Herbst, es war sehr kalt und Adonis

Digitized by Google

ging unter dem Mantel des Onkels. An einer Wegstelle hielt der große Mann an und legte ihm etwas auf den Kopf, das sehr schwer war.

„Rate, was es ist?“ sagte er.

„Ein Stück Parmesankäse.“

„Die Farbe hast du getroffen. Aber es ist kein Parmesaner. Rate, was es ist?“

Adonis brachte es nicht heraus. Ungeduldig entschlüpfte er der Last und hob den Mantel in die Höhe. Da sah er, daß der Onkel ein Säckchen aus grauer Leinwand in der Hand hielt.

„Sag' mir, was es ist, Onkel! Sag' es mir!“

„Wenn du nur zum Spaß fragst.“

„Ja, Onkel, zum Spaß!“

Der Mann schaute sich um, nach der einen wie nach der andern Seite des Deiches. Niemand. Tiefe Stille. Die Felder waren alle gelb; die Bäume sahen aus wie Gold; und der Himmel war grau und kalt, der Fluß regungslos, grau und kalt wie der Himmel.

Mit großer Heimlichkeit band der Onkel das Säckchen auf und hielt es mit beiden Händen herunter: und Adonis konnte viele, viele kleine gelbe Münzen sehen, zwischen denen hin und wieder eine große silberne glänzte.

„Und wem gehören die?“ fragte er und senkte unwillkürlich die Stimme.

„Dein.“

„Mein? Ja, dann gib sie mir doch.“

„Nein, Lieber, wenn du groß bist.“

„Und wohin trägst du sie?“

„Auf die Bank.“

„Was ist das?“

„Ein Ort, wo man Gelder verwahrt. Sonst könnten die Diebe sie leicht stehlen.“

„Die wollte ich schön durchprügeln!“ schrie Adonis. „Ich schlage ihnen den Kopf kaput und auch die Beine.“

Der Onkel lachte; und inzwischen hatte er das kostbare Säckchen wieder zugebunden und unter den Arm genommen.

Sie gingen weiter. Adonis war schon früher in Viadana gewesen, das ihm als eine großartige Stadt erschien. Vor allem bewunderte er die gepflasterten Straßen und die Schiffbrücke über den Po.

Während der ganzen, übrigens ziemlich kurzen Wanderung dachte er unausgesetzt an die gelben Münzen; und da kam es ihm in den Sinn sich eine Mühle zu kaufen, ein Boot, einen kleinen Karren, den Palazzo Dargenti.

Digitized by Google

Nochmals fragte er den Onkel, weshalb er ihm die Münzen nicht gleich gebe, da er doch vor Dieben keine Angst habe.

„Du könntest sie auch verlieren!"

„Aber nein! Ich tue sie in den Korb."

Doch der Onkel ließ sich nicht überzeugen, und eine andere Sorge stieg in dem Kleinen auf.

„Und werden sie sie mir nachher auch geben? Und wenn du stirbst?"

„Ich habe es aufgeschrieben. Ich habe aufgeschrieben, daß all das Meine dir gehört."

„Und . . . wenn ich zuerst sterbe? Nimmst du sie dann wieder? Höre, dann mußt du es so machen: du mußt sie meiner Mamma geben."

„Wir wollen hoffen, daß das nicht geschieht!"

Und da waren sie angelangt. Adonis fühlte die glatte Straße unter seinen kleinen Füßen, und über der Freude und der Erregung in der Stadt zu sein, vergaß er alles andere.

Und nun lag der Onkel da, tief in die Federkissen gebettet. Sein Gesicht wurde immer leichenhafter, und die auf der Decke liegenden Hände schienen bereits tot zu sein.

Über das Gesicht des armen, wie eine vom Blitz getroffene Eiche niedergeworfenen Riesen gebeugt, machte Tognina ihm feuchte Umschläge auf die Stirn; dann und wann hob sie bald seine rechte, bald seine linke Hand in die Höhe, und ließ sie, nachdem sie sie eine Weile hoch gehalten, auf das Bettuch zurückfallen.

Traurig und ängstlich beobachtete Adonis das alles. Dann fragte er leise: „Ist er tot?"

Niemand antwortete. Nur Pirloccia legte einen Finger auf die Lippen, und Adonis wagte sich nicht mehr zu regen.

Das Männchen hatte sich am Bette Giovannis festgesetzt, als wenn es nicht mehr von da weichen wolle. In dem Halbschatten erschien er mit seinen blanken Mäuseaugen, die auf den Eintritt des Todes des Riesen lauerten, wie ein tückischer Gnom, der Böses im Schilde führte.

Adonis' Mutter war zu Tognina getreten und hatte ihr leise etwas gesagt. Mit einem Mal schienen die glasigen Augen des Kranken sich zu beleben, und seine Lippen bewegten sich. Er hatte die Anwesenheit des Kindes verspürt und Tognina begriff, daß er es sehen wollte. Sie kehrte sich um, sah Adonis mit ihren Augen voller Tränen an und machte ihm ein Zeichen, näherzukommen. Adonis warf sich über das Bett, blickte verlangend in das liebe Gesicht und erkannte es nicht mehr. Sein frischer, lachender Onkel war schon tot: nur die Haare und der Schnurrbart waren noch da; alles übrige hatte sich entsetzlich verändert.

Digitized by Google

Unter den Augen des Kranken traten zwei dicke blaue Adern hervor. Adonis strich mit seinem Fingerchen über diese Adern, als wolle er sie wegwischen; dann fing er bitterlich an zu weinen. Die Mutter nahm ihn bei den Schultern, zog ihn aus dem Zimmer und schalt ihn, leise, leise, ihm mit Schlägen drohend, wenn er nicht still wäre. Da hörte er auf und als er nach dem Zimmer des Kranken zurückblickte, sah er, daß das Männchen leise aufstand und die Tür schloß.

Er und die Mutter blieben auf dem Vorplatz. Sie faßte ihn bei der Hand und zog ihn mit sich die Treppe hinab. In dem langen Hausflur, auf den die Türen der Zimmer im Erdgeschoß gingen, standen mehrere Leute, darunter zwei Söhne Pirloccias, von denen der eine dunkel war wie der Vater, der andere so weiß, daß er wie ein Greis aussah. Ein alter Bauer, ein Bruder Jusfins, des ehemaligen Jägers, zündete ein Öllämpchen vor dem Bilde des heiligen Simon Juda an, das in einer kleinen Nische an der Wand hing. Große Tränen rannen ihm über das gefurchte Gesicht und in den grauen Schnurrbart hinein. Adonis sah, wie seine Mutter sich dem Alten näherte und ihm leise etwas sagte; dann traten sie auf den Hof hinaus und von da auf die Straße.

Es war eine linde Sommernacht. Inmitten eines Chors von unehrerbietigen Fröschen und Kröten sangen die Nachtigallen; der Duft des Heus und des Getreides wogte in der Luft und verschmolz gleichsam mit dem Gesang der Nachtigallen und dem Leuchten der Johanniswürmchen. Hinter den Pappeln stieg der Mond groß und golden am tiefblauen Himmel auf; das Wasser in den Gräben spiegelte die schwarzen Stämme wieder, die von Leuchtkäfern funkelnden grauen Gräser und ganz in der Tiefe den blauen Himmel und die goldenen Sterne.

Diese Spiegelbilder erregten Adonis immer große Verwunderung. Doch an jenem Abend dachte er an anderes. Ein furchtbares Mysterium, weit schwerer zu fassen als alle Wunder der Erde, verstörte seine kleine Seele. Eine ganze Strecke lang gingen Mutter und Sohn schweigend dahin. Er spürte es, daß die Mutter ihm etwas sagen wollte, und folgte ihr gern.

„Höre," sagte sie endlich mit leiser Stimme. „Sage mir eines. Was ist in dem Tischkasten in des Onkels Zimmer?"

„Viele, viele gelbe und weiße Münzen."

„Hast du die wirklich gesehen?"

„Ja, gewiß, das will ich meinen!"

„Und sind auch Papiere darin?"

„Was für Papiere?"

„Nun, geschriebene Papiere."

Er dachte nach und erinnerte sich. „Ja, ja, deren sind auch darin."

Digitized by Google

„Wer hat den Schlüssel? Der Onkel?"

„Ja, immer. Und abends legt er ihn unter sein Kissen."

„Nun gib wohl acht!" sagte die Mutter stehenbleibend. „Du mußt jetzt wieder in des Onkels Zimmer gehen. Setze dich in eine Ecke und sei ganz, ganz still. Und gib acht, ob jemand die Schublade öffnet."

„Ich? Ich fürchte mich," sagte er zitternd. „Wie kann ich da bleiben, wenn der Onkel stirbt?"

„Höre, mein liebes Männchen! Du mußt dableiben, wenigstens bis ich wiederkomme. Geh', fasse dir ein Herz. Ich laufe nur schnell nach Hause und hole jemand, der auf deine Geschwister acht gibt. Dann komme ich wieder ... wenn es nicht zu spät ist!"

„Warum hast du das nicht gleich getan?" schluchzte er und klammerte sich aufs neue an sie.

„Mein liebes Männchen, ich dachte nicht, daß es mit dem Onkel so schlimm wäre. Geh' jetzt, geh'!"

Aber er fürchtete sich. Er ließ die Mutter los, doch als sie fort war, schlich er sich, statt nach Hause zurückzukehren, zur Kirche. Die Schatten der Pappeln zeichneten sich deutlich auf dem Gras der Wiese ab: die Stämme sahen aus wie Marmorsäulen und ihre Schatten wie schwarze umgestürzte Säulen. Mit Zittern wartete er auf der Mutter Rückkehr: sie würde ihn schelten, gewiß, aber er hätte jede andere Pein der vorgezogen, wieder in des Onkels Zimmer zu gehen. Behutsam näherte er sich den Pappeln: irgend etwas mußte er doch tun. Und er fing an, leise, leise auf den schwarzen, gleichmäßigen, regungslosen Schatten hin und wieder zu gehen, die sich gegen das Tor des Parkes Dargenti hin in dichterem Schatten verloren. Plötzlich aber erschrak er. In dem Gezweig der Pappeln meinte er ein mißgestaltetes gelbes Gesicht zu sehen und einen tiefen Seufzer zu hören. Eilends lief er nach Hause. Das Tor war nur angelehnt. Im Hausflur wachten noch immer die Söhne Pirloccias, eine Tante von ihnen, die Schwester Togninas und der alte Bauer. In der Nische, vor dem roten und gelben Bilde des heiligen Simon Juda brannte das Lämpchen; der Bauer betete mit leiser Stimme den Rosenkranz, und die übrigen stimmten flüsternd ein. Adonis setzte sich unter der Nische hin und betete ebenfalls. Er blickte beständig nach der Tür und wartete sehnsüchtig auf die Mutter; aber er hatte Schlaf und das Köpfchen sank allmählich auf die Brust. Manchmal fielen ihm die Augen zu, und dann meinte er noch auf dem grünen Fußsteig zu sein, mit den Kirschen über den Ohren und dem Körbchen an der Hand. Die Stimme des Onkels war vernehmbar, und alles andere war ein Traum gewesen; der Onkel war gesund und vergnügt, der Mann, der in dem großen, weichen Bett in dem großen Zimmer lag, war ein Fremder, ein geheimnis-

Digitized by Google

volles Wesen, vor dem er sich fürchtete. Auch vor Pirloccia fürchtete er sich. Er meinte ihn zu sehen: der kleine, dunkle Mann stand leise, leise auf, tastete unter dem Kopfkissen des Kranken herum, nahm den Schlüssel — und lief dann wie eine Maus an der Wand entlang aus dem Zimmer.

Wenn er hier vorbeikommt, dann packe ich ihn an den Beinen und beiße ihn — dachte Adonis, auch im Traume frech.

Plötzlich aber erhob er den Kopf und zitterte. Tante Tognina kam leise durch den Hausgang, ein Glas in der Hand. Es war, als ginge es auch mit ihr zu Ende, so gelb und elend sah sie aus.

Die Tante Elena ging ihr entgegen und nahm ihr das Glas aus der Hand. Und die kleine Frau ging wieder hinauf. Auch die Tante Elena kam durch den Hausgang, das Glas in der Hand ...

Wieder sank Adonis Kopf auf die Brust. Es war ihm, als höre er den Schritt seiner Mutter in der Ferne.

Wenn ich schlafe, wird sie mich doch nicht schelten, dachte er. Und er stellte sich schlafend und schlief darüber wirklich ein.

Als er aufwachte, war der Onkel tot.

III.

Traurige Tage begannen alsda für Adonis. Alle glaubten, Giovanni hätte ihn zu seinem Erben ernannt. Aber zwei Wochen ungefähr nach dem Tode des Riesen erklärte Tognina, sie habe unter andern Papieren ein vor fünfzehn Jahren eigenhändig niedergeschriebenes Testament gefunden, in dem der Verstorbene sie zu seiner Universalerbin ernenne.

Die Leute redeten lange darüber, und es verbreitete sich das Gerücht, Pirloccia habe im Einverständnis mit Tognina das letzte Testament auf die Seite gebracht, das echte Testament, durch das Giovanni seinen kleinen Neffen zum Erben eingesetzt habe.

Adonis verblieb inzwischen bei der Tante. Sie hatte sich zwar nie um ihn gekümmert, ebensowenig wie sie sich je um jemand sonst gekümmert hatte. Sie und ihr Mann hatten wenig Zuneigung zueinander gehegt, doch sie hatten stets in Frieden dahingelebt, vielleicht gerade, weil die kleine Frau nie an anderes gedacht hatte als an ihr Haus, ihre Küche, ihr Weißzeug. Überdies war sie immer kränklich; sie litt an Rheumatismus und war mitunter genötigt, monatelang das Bett zu hüten. Und auch wenn sie wohl war, machte sie wenig Lärm. Sie war schüchtern und schweigsam, ging fast nie aus und liebte es nicht einmal, die Fenster und die Tür offen zu haben. Niemand konnte sich vorstellen, was sie den ganzen Tag tat, wenn sie sich so, wie eine Nonne, abschloß.

Digitized by Google

„Was macht die Tante?“ fragten die neugierigen Nachbarinnen Adonis.

„Sie putzt die Stühle,“ war seine regelmäßige Antwort.

Und in der Tat war sie vom Morgen bis zum Abend damit beschäftigt, ihre Möbel abzuwischen und in Ordnung zu halten. Es war, als hätte sich ihr ganzes Zärtlichkeitsvermögen in anormaler Weise entwickelt; sie liebte nicht die Menschen, sondern die Dinge und kümmerte sich mehr um ihre Möbel als um ihre Angehörigen. Nach dem Tode ihres Mannes wurde sie noch verschlossener und menschenfeindlicher. Sie ließ ihren Hofraum von dem der Nachbarn abtrennen und einzäunen; sie ließ eine neue Klinke am Haustor anbringen und gebot dem kleinen Neffen, jedesmal zu schließen, wenn er aus- oder einging.

Er gehorchte, ging indes nur ein paarmal am Tage aus und ein. Seit dem Tode des Onkels langweilte er sich zu Hause und hielt sich deshalb so wenig wie möglich dort auf. Wenn er nach der Schule nicht durch die Felder schweifte, so ging er zu seiner Mutter und spielte und zankte sich mit seinen Geschwistern. Nach Hause kam er nur, um in allen Winkeln herumzustöbern und sich etwas zu essen zu suchen; war er satt, so machte er sich wieder davon. Manche Stunde am Tage verbrachte er auch bei den Nachbarn, dem Seiler und dem Schwefelholzfabrikanten, dessen Hof nach der Abtrennung so schmal geworden war, daß er wie eine Gasse zwischen zwei Hecken aussah.

Der Seiler war schrecklich aufgebracht gegen Tognina wegen des Zaunes und machte Adonis gegenüber seinem Zorn Luft, indem er über jene Böses redete. Übrigens schalt er immerzu, zog und spannte seine Seile voller Zorn, schimpfte auf den Hanf, der in jenem Jahre so schlecht war, schimpfte auf sein Handwerk, seine Frau, seine Tochter. Die blonde, rosige Andromache, mit ihren großen braunen schmachtenden Augen, mit den nur halb in gestickten Pantöffelchen steckenden nackten Füßen, drehte das Rad und schwieg. Es war, als hörte sie die zornige Stimme des Vaters gar nicht. Und Adonis strich immer um sie herum, bewunderte sie und lächelte ihr zu.

Im Gegensatz zu Sison, dem Seiler, sprach der Schwefelholzfabrikant wenig und fast immer in leisem Ton. Häufig betete er. Sein Handwerk war ein leichtes und ruhiges, das ihm erlaubte, bequem im kühlen Hausflur sitzend zu arbeiten. Dennoch war er oft krank: er hustete, und große Blutgeschwüre am Halse und am Munde quälten ihn.

Seine Frau, älter als er selbst, sah ebenfalls wie eine hölzerne Figur aus: sie war groß, dürr, leblos, trug beständig ein braunes Kleid, einen Männerhut auf dem Kopf und ein gefranstes Tuch um den Hals. Sie war häßlich, zahnlos, mit großer Adlernase und blaßblauen, ein wenig auseinanderstrebenden Augen; und doch hegte der Schwefelholzfabrikant,

Digitized by Google

dessen zweite Frau sie war, eine gewisse kindliche Verehrung für sie. Auch sie sprach wenig und vielleicht hatte sie aus diesem Grunde einen sonderbaren *scudmai*, einen Beinamen, bekommen: sie nannten sie *La Müton*.

Sie schnitt die Hölzchen, zählte sie, band sie in Bündelchen und reichte sie dem Gatten. Er zerrieb den Schwefel und löste ihn in einem Pfännchen auf, das auf drei Steinen stand, zwischen denen das Feuer brannte; darauf tauchte er schnell die Spitzen der Hölzchen in die gelbe, kochende Masse, die wie flüssiges Gold aussah. Und die Alte machte dann Röllchen zu zwanzig Stück daraus, die sie zusammenlegte, immer eines auf das andere. So häuften sich die Schwefelhölzer zu kleinen Säulen um die beiden schweigsamen, melancholischen Arbeiter, die gleichsam mit einer Geheimkunst beschäftigt schienen.

Adonis stand alsdann und zählte die Röllchen, die Bündelchen, die Hölzchen, ohne daß es ihm je gelang die richtige Zahl herauszubringen. Er blickte in das Pfännchen, nieste, bot der Frau aus dunkelm, dem Männchen aus gelbem Holz seine Hilfe an. Beide lehnten ab. Dann schwatzte und lachte er. Er lachte auch, wenn von ernsten Dingen die Rede war, zum Beispiel davon, ob der Onkel ins Paradies oder ins Fegefeuer gekommen sei. Denn die Hölle ließ Adonis nicht gelten, nicht einmal für die Bösen: bei dem bloßen Gedanken daran wandelte ihn die Lust an, die Zunge herauszustrecken und Gesichter zu schneiden.

Der Schwefelholzfabrikant neigte zu der Ansicht, der Onkel Giovanni befände sich im Fegefeuer. „Er war ein rechtschaffener Mann," sagte er sehr ernst, „aber auch er hat gesündigt. Welcher Mensch ist ohne Sünde, besonders wenn er reich ist?"

„Die Reichen kommen alle in die Hölle", sagte die Frau, die Augen auf ihr Hölzchenbündel geheftet.

Und Adonis riß Mund und Augen auf vor Staunen; dann aber lachte er: sicher, die Frau scherzte nur.

Doch sie scherzte nicht und lachte noch weniger; und auch der Schwefelholzmann lachte nicht. Das trübselige, stille, wie ein Lamm so sanfte Männchen war ein überzeugter Sozialist. Um jene Zeit war der Sozialismus in Italien gewissermaßen noch eine geheime Verbindung. Es waren die heroischen Zeiten der neuen Lehre: ihre Anhänger wurden verfolgt oder wenigstens scharf beobachtet als gefährliche Persönlichkeiten. Auf der Post wurden ihre Briefe geöffnet: wagten sie es, Propaganda zu machen, so wurden sie aus ihren Stellungen entlassen.

Im Wahlkreise Gonzaga indes war bereits Enrico Ferri Abgeordneter; und zu seinen wenigen aber eifrigen Anhängern aus Casalino zählte ein Student, der Sohn des Schwefelholzfabrikanten.

Digitized by Google

Wenn der Vater und die Stiefmutter von ihm sprachen, so geschah es mit leiser, bewegter Stimme: es war als sprächen sie vom König David, dessen Namen der Student trug.

Während der Ferien machte David, der in Mailand studierte und von dem geringen Verdienst seines Vaters lebte, eine rührige und kühne Propaganda. Die Ersten, die sich von ihm bekehren ließen, waren der Vater und die Stiefmutter. Auch die Stiefmutter! Denn alles vermag das Feuer zu nähren, auch ein Holzsplitter, auch ein welkes Blatt.

Der Sozialismus des Schwefelholzmannes jedoch war ein christlicher, primitiver Sozialismus.

„Die Reichen sollen den Armen beistehen," sagte er zu dem kleinen Adonis. „Wenn nicht, so kommen sie sicher nicht ins Paradies. Die Reichen sollten sogar ihre Habe mit den Armen teilen. Nun war dein Onkel zwar ein redlicher Mann, aber er half den Armen nicht. Also wird er ins Fegefeuer gekommen sein."

Adonis indes wollte das widerlegen, weil auch er ins Paradies zu kommen hoffte und dort auch seinen Onkel wiederfinden wollte.

„Aber das Seine gehörte doch ihm! Warum sollte er es andern geben?"

Der mit seiner gelben Brühe beschäftigte Schwefelholzmann schüttelte den Kopf. Er wollte, er konnte nicht mit einem Kinde streiten: das hatte noch Zeit!

Die Frau aber, die das eine und andere Wort ihres Stiefsohnes aufgegriffen hatte, nahm alsdann eine geheimnisvolle Miene an; und während sie die Hölzchen auf den Stein stieß, damit ihre Enden gleichständen, flüsterte sie: „Es wird ein Tag kommen! . . Ein Tag! . . ."

„Was?"

„Er wird kommen!"

Mehr wagte sie nicht zu sagen, aber sie wußte es! Es wird ein Tag kommen, an dem wir alle reich oder zum wenigsten alle gleich sein werden. Dann wird die Tognina es sich nicht mehr herausnehmen, ihren Hof einzuzäunen; und dann können wir uns alle die Bequemlichkeit gönnen, zu Hause zu bleiben und unsere Stühle abzuwischen, statt Zündhölzchen zu machen.

Adonis verstand nicht; aber er war gern bei den beiden äußerlich sanften und stillen Menschen, die wenig redeten, dann aber von ernsten Dingen sprachen und sich an ihn wandten wie an einen Erwachsenen.

Manchmal jedoch verweilte er auch lange auf dem Hof des Seilers. War dieser abwesend, so war Andromache sehr bereit mit ihrem kleinen Anbeter zu plaudern und sogar zu spielen. Der Seiler hatte kürzlich ein

Digitized by Google

Feld hinter seinem Hause gekauft und sein Rad und seine Pflöcke in einem langen Laubengang aufgeschlagen.

Wenn sie allein waren, so liefen Andromache und Adonis einander in dem Laubengange nach; manchmal verlor sie ihre Pantoffeln, und er schrie vor Vergnügen, wenn er sie einholte. Eines Tages fielen sie alle beide hin. Die goldbraunen schmachtenden Augen Andromaches funkelten. Sie lag mit der Brust auf Adonis, sah ihm in die Augen, biß ihn in die Lippen. Er schrie, aber als sie aufgestanden waren, hätte er gern das Spiel von neuem begonnen.

„Noch einmal! Noch einmal! Zum Spaß!" sagte er und sah sie bittend an. Aber sie wollte nicht mehr.

Es kam der heiße drückende Hochsommer der Poebene. Die Sonne brannte auf den eingeschlossenen Hofraum, daß er wie eine kleine Wüste erschien.

Das Haus Togninas war totenstill; durch die großen, öden Zimmer und den langen Hausgang, in den von der angelehnten Haustür her ein goldener Lichtstreif auf die Wand fiel, schritt allein, wie ein Gespenst, die kleine, schwarze Gestalt der Witwe.

Hinter dem Hause befand sich ein von schläfrigen Hühnern bevölkerter kleiner Hof. Von da gelangte man in die grünen und goldenen Felder mit Hirse, Mais und Weizen, die von Obstbäumen und Reben umgeben waren. Seit dem Tode Giovannis bestellten die beiden Söhne Pirloccias den ausgedehnten Besitz der Tante. Adonis liebte die Gesellschaft dieser jungen Leute nicht, die ihn mit bösen Blicken betrachteten und verspotteten; besonders Marco, der Schwarze, der Pirloccia ähnlich sah, war ihm zuwider. Der andere, Agostino, war groß und schlank, aber von ganz ungewöhnlicher Häßlichkeit: sein Albinogesicht mit den milchfarbenen kurzsichtigen Augen, dem großen Munde mit den vorstehenden Zähnen sprach immerhin von einer gewissen Gutmütigkeit. Und obwohl sie noch nicht zwanzig zählten waren beide mit zwei schönen Mädchen verlobt. Sie selbst vertrugen sich nicht allzuwohl, ja sie stritten oft genug miteinander; aber sie waren ein paar tüchtige Arbeiter und mochten Adonis nicht, weil sie ihn für einen kleinen Faulpelz hielten. Und er seinerseits fürchtete sie und ging ihnen aus dem Wege, und seine Abneigung übertrug sich auch auf die zwei übrigen Söhne Pirloccias, die mit ihm die erste Elementarklasse besuchten.

So floß das Leben im Hause der kleinen Witwe mehr trübe als froh dahin.

Pirloccia kam sehr oft und beschäftigte sich mit den Angelegenheiten Togninas: von seinen Reiseerlebnissen sprach er nicht mehr und Adonis schien er gar nicht zu bemerken. Seit dem Tode des Onkels wurde kein

Digitized by Google

Tisch mehr gedeckt: die Witwe verzehrte ihr Essen vor dem Kamin sitzend, und Adonis tat gern ein gleiches und teilte seine Mahlzeiten mit der Katze.

Eines Tages indes beklagte er sich bei seiner Mutter.

„Diesen Morgen war ich auf das Feld gegangen, um Tomaten zu pflücken. Ich war aber nicht von selbst gegangen, Tante Tognina hatte mich geschickt. Und da ist Agostino mir nachgelaufen mit der Sichel in der Hand und hat gedroht, er würde mir die Beine abschlagen! Eh!"

„Und was hat die Tante gesagt?"

„Nichts! Die sagt nie etwas!"

„Aber hast du es ihr ordentlich gesagt?"

„Natürlich, eh! Sie war im Zimmer und putzte die Stühle. Sie hat nur gesagt: laß mich in Ruhe!"

„Geduld!" seufzte die Mutter. „Vielleicht hattest du Agostino geärgert."

„Nein, sicher nicht!"

„Denke wohl nach, mein liebes Männchen. Du hast ihm gewiß die Zunge gezeigt."

„Nein, nein, sicher nicht!"

„Denke einmal gut nach: wenigstens die Spitze."

Er dachte nach, wurde rot und gestand endlich: „Ach, nur eben die Spitze."

„Siehst du? Siehst du?"

Die Mutter schalt ihn und sagte: „Das darfst du nicht tun! Du mußt artig sein, damit die Tante dich lieb hat, wie der gute Onkel dich lieb hatte. Wenn du unartig bist, dann schickt sie dich fort und nimmt die Kinder von Pirloccia ins Haus."

„Und ich komme zu dir!"

„Zu mir? Mein armes Männchen, wir sind unser schon genug! Was kann man tun mit so vielen Mündern, die essen wollen, und so wenigen Armen, die arbeiten? Sei gut, sei gut und hab' deine Tante lieb! Wenn sie ein Gewissen hat, so wird sie das begangene Böse gutmachen."

Mitunter gedachten Mutter und Sohn der Versprechungen des Onkels.

„Erinnere dich, was ich dir an jenem Abend sagte! Ja, Pirloccia muß in jener Nacht die Papiere fortgeschafft haben, verstehst du, die Papiere, auf denen der gute Onkel es aufgeschrieben hatte, daß du der Herr über alles wärest . . . Wie unrecht habe ich getan, daß ich in jener Nacht nicht dablieb! Wie unrecht habe ich getan! Aber wer konnte denken, daß Giovanni so bald sterben würde! Nun, wenn die Tante dich wenigstens bei sich behält, so ist es ja nicht so schlimm. Sie möchte gewiß das begangene Böse gutmachen. Aber du mußt brav sein, gehorsam und folgsam."

Und dann schärfte sie ihm ein, ihr Gespräch niemand wiederzusagen.

Digitized by Google

Sie selbst aber schwatzte mit allen über diesen Gegenstand — und eines Tages drohte Pirloccia ihr mit einer Klage.

Sie erschrak und leugnete alles.

Da begütigte sich das Männchen und sagte: „Seht doch, Martina, hätte ich so etwas getan, so wäre ich wohl in besserer Lage. Was aber bin ich? Und meine Jungens? Alle Knechte Togninas, schlecht bezahlte und schlecht behandelte Knechte. Ich habe einen Mann gekannt, in Kroatien, einen schlauen Kerl, der einer Verwandten geholfen hatte, einem Sterbenden seine Pfennige zu stehlen. Ja, und was tat der Mann? Er behielt alles für sich. Aber er war eben ein Gauner, und Pirloccia hingegen ist ein ehrlicher Mann: er pfeift auf anderer Leute Gut. Sagt, ob ich recht habe oder nicht, Martina."

Er schimpfte über die Schwester: ihre Hühner seien ihr lieber als ihre Verwandten. Da gab die Frau ihm vollkommen recht, und jedesmal, wenn Adonis kam und sich beklagte, schalt sie ihn.

Und er, der in verzweifelten Momenten zu seiner Mutter als zu einem unbestechlichen Richter kam, die anzuklagen, die ihn ohne Grund mißhandelten, empfand tiefste Betrübnis über ihre ungerechten Urteilssprüche.

Er begriff wohl, daß sie ihn nicht bei sich haben wollte, weil in dem armseligen Häuschen für ihn kein Platz war, und er verlangte das auch nicht; aber es kränkte ihn schmerzlich, daß seine Mutter ihn abwies, daß sie ihm keine Gerechtigkeit widerfahren ließ und ihn nicht lieb hatte. War die Mutter aber gar zu hart gegen ihn, dann wandte er, in seinem Verlangen nach Gerechtigkeit, sich wieder an die Tante.

„Aber höre wohl, Tante, was ich dir sage! So war es: Marco hat mir eine Ohrfeige gegeben und ich hatte nichts getan. Ich habe es der Mama gesagt, und sie hat gesagt, Marco hätte ganz recht getan."

„Und deine Mama hat recht."

Er widersprach, schrie, weinte. „Niemand hat mich lieb. Niemand! Niemand!"

„Weil du unartig bist!"

„Nur der Onkel hatte mich lieb."

„Weil du damals artig warst!"

Nein, er fühlte es: weil nur der Onkel ein gerechter Mann gewesen war.

Die Zeiten hatten sich geändert und verschlimmerten sich von Tag zu Tage. Von Tag zu Tag rückte Pirloccia mit seiner ganzen Nachkommenschaft dem Hause der Witwe näher, umzingelte und besetzte es, wie ein Feind ein schlecht verteidigtes Gebiet umzingelt und besetzt.

An einem Herbstabend kam die Tante Elena, die bei den Pirloccias wohnte und nach den Kindern sah, und erzählte, die Zwillinge, Marco

Digitized by Google

und Agostino, hätten sich mit dem Vater gezankt. Später kam Pirloccia selbst, wütend, aufgeregt.

„Kann ich auf deinem Heuboden schlafen, Tognina?" bat er. „Entweder müssen sie aus dem Hause oder ich. Ja, sie müssen eine tüchtige Lektion haben, die Hunde! Corpo! Corpo! Bin ich der Vater oder nicht?"

Er zitterte vor Wut. Heuchelte er, so heuchelte er sehr gut. Tognina sah ihn an, mit ihrem traurigen und mißtrauischen Blick, und verweigerte ihm die erbetene Gastfreundschaft nicht.

Die Nacht war kalt und regnerisch: statt auf dem Heuboden, schlief das Männchen in der Küche, und aus einer wurden mehrere Nächte.

Bei Tage verfertigte er zu Hause seine Besen; abends kam er wieder und erzählte, er habe sich aufs neue mit den Söhnen gezankt, die ihm sogar vorgeworfen hätten, er wäre ein schlechter Vater. Ah, ja, ein schlechter Vater! Ihm, der bei Sonnenschein und Regen durch die Welt zog, um seine Familie zu unterhalten! Jetzt aber wollte er die zwei Taugenichtse sich selbst überlassen und für sich und die beiden Kleinen eine andere Wohnung suchen. Er fragte Tognina, ob sie ihm das untere Zimmer vermieten wolle, wo er auch seine Besen unterbringen könnte. Die kleine Frau lehnte das sofort ab.

Da rief er: „O, nicht etwa umsonst! Ich bezahle dafür und das gut und auf der Stelle. Hier!"

Er zog eine umfangreiche Brieftasche voll vergilbter Papiere und Heiligenbilder hervor, und entnahm ihr einen Fünfliresschein.

„Vorausbezahlung, Corpo!" rief er und reichte den Schein Tognina. „Sieh nur!"

Die Frau wendete nicht einmal den Kopf. Pirloccia tat den Schein wieder in die Brieftasche und die Brieftasche in die Tasche.

Adonis saß beim Kamin, die Katze auf den Knien und beobachtete den Vorgang, ohne ein Wort zu sagen. Seine schönen Augen glänzten im Widerschein der Flamme.

Einige Augenblicke war es so still, daß man nur das Schnurren der Katze und das Knistern des Feuers hörte. Auf einmal aber blickte das Männchen nach dem Knaben hin, als ob er ihn jetzt erst sähe, und fragte: „Warum geht der Affe nicht zu Bett?"

„Ein Affe bist du!" entgegnete Adonis prompt und sah den Mann herausfordernd an. Aber zum erstenmal seit er ihn kannte, sah er, daß er furchtbar in Zorn geriet.

„Das muß endlich aufhören!" schrie das Männchen und erhob den Arm. „Du respektierst nicht einmal das Alter. Aber wenn deine Tante dich nicht zurechtweist, so werde ich es von jetzt an tun. Marsch ins Bett! Auf der Stelle!"

Digitized by Google

Adonis drückte die erschrockene Katze an sich und sah die Tante an.

„Gehorche!“ sagte sie in ungewöhnlich sanftem Ton. „Geh' zu Bett: es ist spät.“

Da gedachte er der Ermahnungen der Mutter und gehorchte.

Er schlief jetzt auf einem Sopha im Zimmer der Tante: es war ein ziemlich kleiner Raum mit einem großen Kamin, auf dessen Mantel mehrere Gläser mit eingemachten Früchten standen. Ein Bett aus Nußbaumholz, voller Federkissen, nahm die ganze Tiefe ein. Den Luxus und die besondere Note dieses Zimmers bildeten ein halbes Dutzend Stühle aus Nußbaumholz mit geschweiften Lehnen und beweglichen Sitzen aus grün und gelbem Stoff. Diese alten Stühle, auf die Adonis sich, nach dem Verbot der Tante, nicht einmal setzen durfte, übten einen wahren Zauber auf ihn aus. Immer hatte er sie dort gesehen, in jenem düsteren, melancholischen Zimmer: er kannte jeden einzelnen, denn, obwohl anscheinend gleich, hatte doch ein jeder irgend etwas, das ihn von den andern unterschied; und sie gefielen ihm so sehr, daß er sich gern ausmalte, die Stühle im Palazzo Dargenti müßten sein wie diese.

Kaum hatte er Licht gemacht, so fing er, statt sich niederzulegen, an, den Sitz eines Stuhles halb aufzuklappen; dann tat er ein gleiches mit einem andern, dann setzte er sich und betrachtete die Gläser auf dem Kamin. Und allmählich schwand sein Mißvergnügen: der Anblick jener Gläser, die er schon des öfteren vergeblich zu erreichen versucht hatte, erfüllte ihn mit Wonne. Ihre Farben, ihr Glitzern, ihr Duft deuchten ihn ungeheuer schön und süß.

Auf einmal aber fuhr er zusammen und sprang auf. Seine Augen verdunkelten sich und blickten erregt. Er hörte Pirloccia und Tognina miteinander streiten: das Männchen schrie wie ein Betrunkener. Er fürchtete sich, kleidete sich eilends aus und legte sich hin; aber schlafen konnte er nicht: bis unter die Decke vernahm er die rauhe Stimme des bösen Männchens. Was wollte er? Vielleicht schrie er so, weil er durchaus das untere Zimmer haben wollte: und der Gedanke, das Männchen könnte in sein Haus einziehen, erschreckte ihn.

„Hoffen wir, daß das nicht geschieht!“ seufzte er.

Unten in der Küche zankten der Mann und die Frau weiter: dann war auf einmal alles still. Adonis fing an einzuschlummern, als die Tante heraufkam. Es kam ihm vor als schluchzte sie, und er fühlte ein großes Mitleid mit ihr, ein Verlangen sie lieb zu haben, zu beschützen, zu trösten.

„Tante, Tante“, sagte er mit demselben liebevollen Stimmchen, mit dem er einst dem guten, lieben Onkel zugerufen hatte, „was ist dir? Sage mir, was hast du, liebe Tante? Warum schrie der da? Du hättest mich rufen sollen: mit einem Stock wäre ich heruntergekommen . . .“

Digitized by Google

Er streckte das Lockenköpfchen heraus und sein rosiges Gesichtchen sah noch hübscher und ausdrucksvoller aus als gewöhnlich. Aber die Tante sah ihn nicht einmal an.

„Du hast geträumt," sagte sie mit harter, zitternder Stimme. „Im Bett sogar bist du unartig. Schlafe jetzt!"

Sie löschte das Licht, legte sich nieder und fing an zu beten. Und da Adonis beklommen seufzte, fragte sie: „Hast du wenigstens gebetet?"

„Ich hab's vergessen."

„So geht es jeden Abend! Sage sogleich dein Gebet her, du unartiger Junge!"

Und ein wenig aus Trotz, ein wenig zum Scherz, fing er an, ein wunderliches Gebet herzusagen, das der Onkel ihn einmal gelehrt hatte:

„Signur, la veta, l'unur.
Di sold da spender,
'Na bela dona a st'mond,
In paradis a cl'atar
Signur, an v'arcmandi star."

„Tante, ist das ein schönes Gebet?"

Und da die Tante nicht antwortete, stampfte er mit den Füßen und rief: „Ist es ein schönes Gebet? Tante, he, Tante!"

Da wurde die Tante böse und sagte ihm in heftigem Ton, sie habe ihn und seine Unarten satt, sie würde ihn fortjagen, weil er ihr Quälgeist sei und sie nicht einmal nachts in Ruhe lasse; und sie gebot ihm still zu sein und sich nicht mehr zu rühren.

Er rührte sich nicht mehr. Nie hatte er die Tante so zornig reden hören: in diesem Augenblick glich ihre Stimme sehr der Pirloccias.

Er war dem Weinen nahe, doch er unterdrückte es: aus Ärger, aus Stolz.

„Ich will fortgehen," sagte er bei sich, „ja, ich will fortgehen. Meine Mama ist arm und will mich nicht bei sich haben; aber ich will mit den Seiltänzern gehen, ich will ihr kleiner Diener sein und dann auch Seiltänzer werden. O, ich bin flink, ich kann springen! Ja, es ist besser, daß ich fortgehe. Wartet nur!"

Warten hieß es freilich und zwar eine gute Weile, denn die Seiltänzer sollten erst im folgenden Jahr wiederkommen, im Mai, zum Jahrmarkt, am Fest von Santa Giulia. Aber in der Hoffnung, damit seinen Leiden ein Ende zu bereiten, beruhigte er sich und schlief ein.

Pirloccia bekam das Zimmer und auch eine kleine Niederlage hinter dem Tor. „Nicht etwa umsonst! O, nicht umsonst! Ich bezahle dafür und sogar im voraus. Da ist ein halber Marenghino," rief er aus und wies ein kleines Goldstück auf der Handfläche vor.

Digitized by Google

Tognina betrachtete die Münze und antwortete nicht. Auch Adonis, der seine Polenta aß und mit der Katze teilte, beobachtete und schwieg. Er verzweifelte nicht mehr, wenn er an etwaige Mißhandlungen von seite Pirloccias dachte. Sein Plan war fertig: Fliehen! Fliehen, wenn sie ihn schlugen; mit den Seiltänzern fortgehen und nicht mehr wiederkommen. Die Laufbahn war nicht glänzend, doch sie erschien ihm viel leichter als die erträumte des Schulmeisters, für die er hätte lernen, warten und alle Ungerechtigkeiten seiner Anverwandten ertragen müssen.

Tognina also gab nach; der Mann stellte seine Möbel in das große Zimmer, das auf diese Weise zur Schlafkammer, zur Küche und gleichzeitig zur Werkstatt wurde. Fiorello und Fiorina folgten dem Vater in die neue Wohnung. Und mit ihnen kam die Tante Elena. Äußerlich glich sie Tognina, doch von Charakter war sie ganz anders. Sie war eine von den Gestalten, die unbeachtet durch das Leben gehen, weil sie nicht für sich leben, sondern für die andern: sie sind wie die Blendlaternen, die Licht spenden, aber nicht sichtbar sind. Nur, wenn sie ihrer bedürfen, pflegen die sie zu beachten, die sie ausnützen. Und doch war die Tante Elena glücklich: sie liebte alle. Sie liebte auch Adonis, aber sie besaß nicht Macht genug, ihn zu beschützen. Die beiden Kleinen Pirloccias waren gute Kinder: Fiorello — auch ein wenig Albino, aber nicht so wie der ältere Bruder — mit dem großen Munde und den farblosen Augen, war sogar zu gutmütig, melancholisch und tiefsinnig. Wenn er nicht in die Schule ging, half er dem Vater Besen machen und auch die häßliche, zerzauste Fiorina arbeitete immerfort. Der Vater liebte sie sehr — doch auf seine Weise; wenn sie nicht arbeiteten, prügelte er sie. „Zu ihrem Besten!" sagte er.

(Fortsetzung folgt.)

Meine frühesten Erlebnisse.

Von Carl Spitteler in Luzern.

V. Im neuen Hause.

Papa baut ein Häuschen.

Mein Vater vertrug sich auf die Länge nicht mit dem Götti, dem einen der beiden Hauseigentümer, bei denen er zu Miete wohnte. Darum wollte er aus der Brauerei fort. Außerdem war es schon lange sein Wunsch gewesen, ein eigenes Häuschen zu besitzen, sei es noch so klein und bescheiden. Allein woher das Geld dazu nehmen? Denn er hatte rein nichts als seinen kargen Beamtensold. Mit ihm verglichen waren der Götti und der Großvater reiche Leute. Schließlich fand sich mit vereintem guten Willen von

Digitized by Google

allen Seiten doch ein Mittel. Zunächst fiel die Sorge um den Baugrund weg, indem der Götti und der Großvater sich bereit erklärten, ihm gegen ein lächerlich kleines Entgelt einen Eckzipfel ihrer großen Matte jenseits der Straße abzutreten. Das unbedeutende Sümmchen Geld für den bescheidenen Bau liehen ihm zu glimpflichen Bedingungen einige Basler Herren, die sich schon früher des Waisenkindes angenommen und ihm ihre Gewogenheit trotz seiner Teilnahme an der blutigen Schlacht gegen die Basler nicht gänzlich entzogen hatten. Ein junger angehender Basler Architekt entwarf überdies kostenlos den Hausplan, der selbstverständlich so einfach als möglich gehalten werden mußte. Etwas aus Stein mit einem Dach darüber und ein paar Zimmerchen darin, drei im Erdgeschoß und drei im ersten Stock, das war die Aufgabe. Ein Häuschen wie ein Spielzeug für Kinder. Aber es stand nach allen vier Seiten frei und das war die Hauptsache.

Sobald die obrigkeitliche Baubewilligung eingelaufen war, im August 1846, wurde der Bau in Angriff genommen. Der wirkte natürlich auf mich wie ein gewaltiges Ereignis, das sich als tief und nachhaltig erwies. Jedesmal wenn in meinen Schriften von einem Hausbau die Rede ist, habe ich die Gemütsfarben dazu aus dem Hausbau meines Vaters bezogen.

Ein Festvergnügen war es schon für mich, zu sehen, wie jenseits in der Matte die Schollen ausgebrochen und die Höhlen der Kellerräume gegraben wurden. Allein obgleich ein schützendes Geländer um die Abgründe lief, durfte ich nicht in die Nähe. Nur ausnahmsweise führte mich Papa vorsichtig an der Hand hinzu, und selbst an seiner Hand nicht bis dicht an das Geländer. Wie dann die Mauern emporwuchsen, ging es mir viel zu langsam. Die winterliche Unterbrechung schaffte zunächst Ungeduld, hernach Gleichgültigkeit und Vergessen. Eines Morgens aber im Frühling grüßte mich ein entzückender Anblick: eine feuerzündrote Haustür! Doch Papa dämpfte meinen Jubel. Das wäre bloß die Untermalung, belehrte er mich, die Haustür würde später grün werden. Oh Enttäuschung! Und unbegreiflich! Wie mochte jemand etwas grün haben wollen, wenn er es rot haben konnte!... Auch der buntbewimpelte Tannenbaum, der eines Tages auf dem Dachfirst erschien, war eine falsche Vorspiegelung: er verschwand wieder. Zur Entschädigung dafür habe ich ihn später auf die Jubelhalle des Zeus gepflanzt.

Glücklicherweise hielt der Hauptschmuck des Häuschens besser Wort: eine kreisrunde Verzierung vorn in der Mauer unter der Dachspitze. Der Kreis war unglaublich schön rund, ohne den mindesten Fehler, und in dem Kreise lächelte eine Blume oder etwas einer Blume Ähnliches. In diese runde, blumige Verzierung verliebte ich mich geradezu. Mehr noch, ich

Digitized by Google

war ſtolz darauf, ein ſolches Häuschen unſer nennen zu dürfen, das einen ſo unvergleichlichen Kreis in der Mauer aufwies. Beides, die Blume und der Ring darum, beſtehen noch heute. Aber ob wirklich eine Blume in dem Kreiſe iſt, oder was ſonſt, weiß ich, obſchon ich erſt letztes Jahr davor geſtanden habe, von neuem wieder nicht. Ich weiß beſſer, wie einſt dem entzückten Kinde die Phantaſie die Verzierung vorſpiegelte, als wie neulich meine nüchternen Augen es ſahen. Vorausgeſetzt daß ich überhaupt nüchterne Augen habe.

Als der Hausbau ſchon unter Dach und nahezu vollendet war, mußte mein Vater alles im Stich laſſen und verreiſen. Er war nämlich von der Regierung zum zweiten Geſandten an die eidgenöſſiſche Tagſatzung in Bern ernannt worden. Im Spätherbſt, während ſeiner Abweſenheit, wurde der Umzug in das inwendig noch unfertige Häuschen bewerkſtelligt. Nicht auf einmal, ſondern ganz allmählich: heute wurde dieſes, morgen jenes Stück Hausrat über die Straße getragen, wie man gerade Zeit hatte und was einem zunächſt in die Finger gelangte. Beim Zuſammenkramen und Einpacken kam unter anderem eine prächtige rote Weſte mit goldglänzenden Knöpfen zum Vorſchein, zu einer Faſtnachtverkleidung gehörend. Damit wollte ich mich flugs ſchmücken und darin herumſtolzieren. Doch Mama vertröſtete mich auf die Zukunft: „Nicht jetzt; an der Faſtnacht, dann.“ Die Großmutter half natürlich beim Umzug mit, und der Anggeli auch. Ich habe noch deutlich im Sinn, wie die Großmutter eines Abends, als ſie aus dem Neubau zurückkehrte, vor der Scheune der Brauerei die Klage ausrief: „Das ſind doch wirklich entſetzliche Zeiten, in denen wir leben! Das iſt ja ſchrecklich, was alles geſchieht!“ Was ſie damit meinte, davon hatte ich natürlich keinen Begriff. Sie meinte aber jedenfalls den Sonderbundskrieg oder die Zurüſtungen dazu.

Als letztes Umzugsſtück beförderte man eines Abends um die Dämmerzeit auch mich, der bis dahin bei der Großmutter geblieben war, in das neue Haus hinüber. Um mich mit dem fremden, noch recht leer ausſehenden Wohnzimmer zu verſöhnen und mir überhaupt den Tauſch ſchmackhaft zu machen, überließ man mir ein Stück Papier und einen Bleiſtift. Das Papier legte ich auf den Fenſterſims und begann knieend zu zeichnen. Und hier in der erſten Stunde im neuen Hauſe leiſtete ich meine erſte künſtleriſche Kompoſition. Während ich nämlich bisher nur immer je einen einzigen Gegenſtand gezeichnet hatte, einen Baum oder einen Vogel, geſchah mir jetzt, zu meinem eigenen großen Erſtaunen, ein leuchtender Einfall: den Baum und den Vogel auf einen nämlichen, gemeinſamen Erdboden zu ſtellen und dadurch beide miteinander zu einem Märchenbilde zu verbinden. Dieſem Einfall gemäß arbeitete ich: rechts auf einer Höhe ent-

Digitized by Google

ſtand ein Baum, in der Mitte klaffte ein Abgrund, links, auf einem zweiten Hügel, guckte ein Vogel über den Abgrund nach dem Baum hinüber und der Baum wieder zu ihm. Als ich das vollendet hatte, überkam mich ein angenehmes ſtolzes Gefühl, wie wenn ich etwas Wichtiges erfunden hätte. Es war auch in der Tat etwas Wichtiges, nur nicht eine Erfindung, ſondern eine Eroberung: ich ſtieg dadurch, daß ich mehrere Gegenſtände zu einem gemeinſamen Bilde vereinigte, aus dem Nichts auf eine Kunſtſtufe, die denkbar niedrigſte und lächerlichſte zwar, immerhin eine Kunſtſtufe.

Liedlein ſingen.

Um ſich die neue Wohnung anzuſehen, erſchienen in den nächſten Tagen nach dem Einzug Beſucherinnen; darunter Mamas beſte Schulfreundin, meine Patin, Frau Roſenmund, die ſchon drüben in der Brauerei faſt jeden Abend meiner Mutter Geſellſchaft geleiſtet hatte. Während die Gäſte im Haus herumgeleitet wurden, durfte ich mich anſchließen, wobei ich, durch die bewundernden Ausrufe aufmerkſam gemacht, alle Dinge deutlicher als vorher wahrnahm. Blank, ſauber und friſch mutete das ganze Häuschen an. Von überall kam Licht herein, nirgends ein dunkler Raum. Im Erdgeſchoß ſah es freilich leer aus. Die meiſten und ſchönſten Möbel waren nämlich im oberen Stock untergebracht worden, den man hoffte vermieten zu können.

So oft eine Beſucherin ſich empfahl, wurde ich unten im Hausgang auf den Arm gehoben und mußte ihr zum Abſchied meine beiden Liedlein vorſingen, die mich Mama kürzlich gelehrt hatte. Das eine pries die Luſtigkeit des Eiſenbahnfahrens, das andere die Wonne des Polkatanzes. Für meine Geſangsvorträge hatte ich dankbare Zuhörer, mit Beifall wurde nicht gekargt. Den Haupterfolg aber erzielte ich durch ein Mißverſtändnis, das mir in dem Polkaliedlein jedesmal begegnete. Darin kam der Satz vor: „hüpft das Herz nicht froher dir?“ Statt deſſen ſang ich: „hüpft das Herz nicht vor der Tür?“ Das freut mich. Ich habe demnach ſchon als kleines Kind unechte, meſſingpoetiſche Redeweiſe abgelehnt.

Auf dem Dachboden.

Mit Agathe war ich Neugierhalber auf den Dachboden geſtiegen. Dort verließ ſie mich, ich weiß nicht mehr weshalb, und ich blieb allein. Das kümmerte mich weiter nicht, denn über die Einſamkeitsangſt war ich hinaus. Aber wie nun allmählich der Dachboden ſich mit Düſter, hernach mit Dunkel, ſchließlich mit Finſternis füllte, in welcher ein Gegenſtand nach dem andern unſichtbar wurde, durchſchauerte mich ein eigentümliches ernſtes Gefühl. Nicht etwa Geſpenſterfurcht, ich wußte von Geſpenſtern gar

Digitized by Google

nichts, ſondern Wahrheitswitterung; ich meine die Ahnung, daß es jenſeits des hellen Tages mit ſeinen vielen kleinen Geſchichten noch eine andere Wirklichkeitswelt gibt, größer, mächtiger und ſchlimmer als die freundliche Alltagswelt. Darüber wurde mir ernſt und traurig und ſchaurig, ſo daß ich ohne mich zu rühren in die Finſternis ſtarrte, welche mich gebäreriſch anſah, als ob aus weiter Ferne etwas Wichtiges und Böſes aus ihr hervorkommen wollte.

Ich bin weder willens noch befugt, auf jenes Stündlein auf dem Dachboden deswegen überlegen zurückzublicken, weil ich damals ein winziges, gedankenloſes Menſchlein war. Der Gedanke iſt nicht der einzige Weg zur Wahrheit; ich bin ſogar verſucht zu ſagen, er iſt ein Irrweg. Kurz, ich ſchaute damals einen Augenblick in das Antlitz der Meduſe.

Dann wurde ich vom Dachboden heruntergeholt, und im traulichen Wohnzimmer vor der warmen, mütterlichen Gegenwart genas ich gleich wieder zum muntern, törichten Kinde.

Die vergnüglichen Sträflinge.

Eines finſteren Abends hielt der raſſelnde Poſtwagen, ſtatt wie gewöhnlich vorüberzufahren, vor dem Hauſe an, und die Pferde ſchüttelten an einem fort ihre Schellen. „Papa iſt gekommen", lautete der Freudenruf. Unmutig vernahm ich die Nachricht. Was iſt das: Papa? Was geht uns der an? Er war ſo lange fortgeblieben (drei und ein halb Monate), daß ich ſein Daſein vergeſſen hatte.

Es war die erſte und zugleich die längſte Pauſe innerhalb ſeiner Berner Tätigkeit. Er benützte ſie, um das unterbrochene Baugeſchäft zu Ende zu führen. Täglich erſchien jetzt am Morgen ein Trüpplein Handwerker, Gipſer und namentlich Maler, Menſchen von verſchiedenen Nationen, ein Ungar und ein Italiener war darunter, und auserleſene Leute: nämlich aus dem Gefängnis ausgeſucht. Papa nahm erſt jedem das Ehrenwort ab, nicht davonzulaufen, dann traute er ihnen und ließ ſie frei, ohne Aufſicht, ſchalten. Es lief auch wirklich keiner davon, ſie waren des Tauſches gegen das finſtere, feuchte Zuchthaus herzlich froh, zumal mein Vater in ſeiner Leutſeligkeit freundlich mit ihnen umging, ſie ihren ſonſtigen Gefängnisberuf nicht ſpüren ließ und abends, nach vollbrachter, redlicher Arbeit, noch ein halbes Stündchen mit ihnen bei einem Glaſe Wein gemütlich plaudernd zuſammenſaß. „So! und jetzt geht brav heim ins Zuchthaus und kommt morgen wieder!"

Dieſe Sträflinge nun waren eifrige und fröhliche Leute und arbeiteten mit Freuden. Einer und der andere ſang ſogar während der Arbeit, und zwar recht ſchön, ſo daß einem eigentümlich wohl zumute wurde, wenn man

Digitized by Google

sie singen hörte. Wir Kinder aber durften ihnen bei der Arbeit zusehen. Es lohnte sich auch, besonders bei den Malern im Hausgang. Der war grau gemalt gewesen, als wir einzogen, und das hatte ich schon prächtig gefunden, jetzt malten sie kunstvolle grüne Streifen und Tupfen ins Grau und schließlich noch weiße Zackenlinien hinein. Das werde Marmor, erklärten sie uns mit wichtiger Miene. Und dann der köstliche Ölfarbengeruch von den Wänden herab und aus den Farbentöpfen herauf! Von damals her habe ich eine Vorliebe für den Ölfarbengeruch behalten.

Mit diesen braven, freundlichen Sträflingen schlossen wir Kinder Freundschaft. Jeden Abend, wenn sie mit Papa in der Wohnstube beim Wein saßen, durften wir, nachdem wir bis aufs Hemd ausgekleidet waren, noch ein Weilchen ihnen auf die Knie sitzen, wie einst dem Großvater, und uns von ihnen schaukeln lassen. Das war das Hauptvergnügen des Tages, denn wir hatten einander wirklich gerne.

Santiklaus.

Während wir eines Abends wie gewöhnlich hemdlings auf den Knieen unserer internationalen Freunde saßen, geschah ein Gepolter im Hausgang, die Stubentür wurde aufgerissen, etwas Lebendiges warf schnell ein paar Handvoll harter Dinger auf den Boden, dann wurde alles wieder still. „Santiklaus!" hieß es zur Erklärung. Darauf fragte Papa mit gedämpfter Stimme, in der Meinung, wir hörten es nicht: „Wer war's?" „Der Groß-Adolf und der Karl." Diese halblauten Worte fing ich aber auf, und mit meiner Schlauheit kam ich hinter das Geheimnis: der unsichtbare, polternde Santiklaus war demnach ein Verwandter der Buben des Götti, ihr Onkel oder Pate, oder so etwas. Freilich was er bei uns wollte und warum er solch einen Lärm machte, davon hatte ich keinen Begriff.

Unterdessen hatte Mama die Sachen aufgelesen, welche der Santiklaus auf den Boden und in den Hausgang geschleudert hatte, und trat mit dem Kram ans Licht. O Wunder, o Seligkeit! Bildertäfelchen, groß wie kleine Spielkarten, doch nicht flache Bilder wie in den Büchern, sondern erhabene, körperliche Figuren, als ob sie lebten. Und die Figuren waren angemalt, aber fein und zart, nur so mit unbeschreiblich schönen Farben angehaucht. Der Rand der Täfelchen war erhaben, von der nämlichen Höhe wie die Figur, längs der inneren Linie des Rahmens lief, kreuzweis gestrichelt, ein farbiges Kränzlein. Und als wir nun einander die kunstvollen Täfelchen glückseufzend vorwiesen und sie miteinander verglichen, siehe eine neue Überraschung: jedes Täfelchen zeigte eine andere Figur: Vögel, Fische, Menschen, Blumensträuße. Es war eine der glücklichsten Stunden meines Lebens.

Digitized by Google

„So, jetzt dürft ihr auch eines oder zwei davon eſſen," lautete die ermunternde Erlaubnis. Eſſen? Kann man denn Kunſtwerke eſſen? Doch wahrhaftig, man konnte, und zwar ſchmeckten ſie ausgezeichnet. Was iſt nur das für ein ganz beſonderer Leckergeſchmack? „Anis." Es waren Anisbrötchen. Dieſer Anisgeiſt Santiklaus gefiel mir außerordentlich.

In den nächſtfolgenden Tagen regte ſich die lüſterne Frage, ob noch mehr ſolcher unſichtbarer, wohltätiger Geiſter zu erhoffen ſeien. Gewiß: das Weihnachtskind, der Silveſter, das Neujahrskind, Drei Könige, die Faſtnacht und ganz zuletzt der Oſterhas, alles dieſen Winter noch. „Und ſpäter, wenn der Winter vorbei iſt?" Nichts mehr. Durch dieſe winterliche Geiſterreihe im Gegenſatz zu der übrigen geiſterloſen Zeit dämmerte mir zum erſtenmal eine Vorſtellung von verſchiedenen Jahreszeiten. Einſtweilen gab ich entſchieden dem Winter den Vorzug.

Von wo indeſſen, kitzelte mich meine Wißbegier, kommen die Wintergeiſter eigentlich her? Bald hatte ichs heraus: hinter dem Hügel des Großvaters wohnen ſie und kommen jeweilen, wenn es Zeit iſt, in der Nacht um die Ecke herum, zwiſchen dem Rain und dem Garten der Brauerei, heimlich angeſchlichen.

Der geheimnisvolle Vater.

Die Tage wurden immer kürzer, die finſteren Abende länger. Da man aber uns Buben doch nicht um fünf Uhr zu Bette legen konnte, erblühte uns nun ſtundenlang der hochgemute Genuß, um welchen wir ſo oft die Erwachſenen beneidet hatten, bei Kerzenlicht wach und rüſtig in den Kleidern aufzubleiben, während draußen die Nacht umging. Sie war eigentlich unheimlich, die Nacht, wenn man ein bißchen länger an ſie dachte oder in die dunklen Zimmerecken und ſchwarzen Fenſter ſah, allein ſie konnte ja nicht durch die Mauer ins Haus herein, und die Haustür war geſchloſſen, abgeſehen vom Kerzenlicht, vor welchem ſie ſich fürchtet.

Eines Abends, als es ſchon ſeit langer Zeit finſter geworden war und wir immer dringlicher zum Schlafengehen gemahnt wurden, erklärte mein Vater ſo beiläufig, als handle es ſich um die gewöhnlichſte gleichgültigſte Sache, er wolle noch ein bißchen ausgehen, nahm gelaſſen ſeinen Hut und entfernte ſich gemächlichen Schrittes erſt aus dem Zimmer, dann durch den Hausgang, endlich durch die Haustür in die Nacht hinaus.

Dieſe nächtliche Unternehmung erfüllte mein Herz mit wollüſtigem Grauſen und ſcheuer Bewunderung. In welchen Wald wird er wohl gehen? mit was für Hexen und Zauberern verkehren? Kennt er denn die? Und der Wolf und die Eule, iſt er auch mit dieſen befreundet, daß er ſich nicht vor ihnen fürchtet? Ob wohl die Sterne herunterkommen, um mit ihm zu reden

Digitized by Google

und zu spazieren? Daß Papa in so dunkler Stunde sich anderswohin begeben könnte als in den Wald, lag außer dem Bereich meiner Vermutungen. In der Nacht ist draußen überall Wald, das ist einfach und leicht zu begreifen. Wie es aber zur Nachtzeit im Walde zuging, von was für Wundern und Abenteuern es dort wimmelte, wußte ich teils aus den Märchen der Großmutter, teils ahnte ichs selber von weitem.

Und wie ruhig er der märchenhaften Gesellschaft entgegenzog! Ich hatte ihn genau beobachtet: nicht eine Miene, nicht ein Blick verriet die mindeste Besorgnis. Offenbar war es nicht das erstemal, er mußte schon seit langem mit den Waldgeistern auf vertrautem Fuße leben.

Aus der Nachwirkung jenes Abends ist die Schilderung der Reise der Gotteskinder in meinem Prometheus entstanden. Zwar steht dort natürlich nichts von dem neuen Häuschen und daß Papa den Hut aufsetzte und zur Haustür hinausging. Ich aber weiß, daß, wenn ich nicht in meiner frühesten Kinderzeit einmal meinen Vater abends spät hätte in die Nacht hinausziehen sehen, die Schilderung der Reise der Gotteskinder nicht dastände. Einem andern, der nicht in seinem Herzen ein hierher taugliches Erlebnis vorgefunden hätte, wäre es ja überhaupt nicht in den Sinn gekommen, die Reise der Gotteskinder so ausführlich zu erzählen.

In der Einsamkeit.

Unversehens war der Vater wieder weg nach Bern, seine mächtige Stimme hallte nicht mehr durchs Haus, die fröhlichen Sträflinge mit ihrem wohllautenden Singen waren ebenfalls verschwunden, stille, stille ward es im Haus und einsam. Niemand mehr drin als die leise Mutter, die geschäftige Agathe und das kleine, unnütze, unruhige Brüderchen.

Welch ein Gegensatz gegen früher! War das einst ein reiches Leben gewesen drüben in der Brauerei! Nicht jederzeit ein erfreuliches Leben, aber immer ein Leben. Den ganzen Tag ging etwas und das Haus war voller Menschen. Und was für Menschen! Die Liebsten auf der ganzen Welt: die Großmutter und der Großvater und der Anggeli und die beiden Buben des Götti, und der Götti selber, den wir auch zu uns zählten. Dazu die Kellnerin und Franziska, die Köchin, und die Knechte und das Kleinvieh und Großvieh in den Ställen, ungezählt die Gäste in der Wirtstube, von denen doch auch dieser oder jener Liestaler sich mit uns angefreundet hatte.

Das alles war nun wie weggeblasen, alles Bisherige wie mit dem Messer abgeschnitten und in die Vergangenheit entrückt, die unendliche Reihe der tausend und abertausend Erlebnisse bis in die Wiegenzeit zurück entzweigerissen, der Fortsetzung bar, als unbeweglicher Leichnam in die Erinnerung verwiesen. Daß von der schräg gegenüberliegenden Brauerei

Digitized by Google

einzelne Teile ſichtbar waren, die Scheunen und Remiſen, die Ställe, ein Stück Garten und der Rain des Hügels dahinter, machte die gegenwärtige Einſamkeit nur noch fühlbarer, indem man beſtändig an den Gegenſatz erinnert wurde. So entſtand eine Geſamtſtimmung der Leere und Unbefriedigtheit, die mir nur deshalb nicht als Heimweh zum Bewußtſein kam, weil ich, um bewußtes Heimweh ſpüren zu können, noch zu klein war. Anflüge davon, ich meine flüchtige Anfälle von Wehmut und Sehnſucht, kamen doch ſchon dann und wann vor, dann nämlich, wenn meine Mutter, deren Herz ebenfalls in der Brauerei, der Stätte ihrer Kindheit und ihres geſamten jungen Lebens, geblieben war, mich auf Lebensſpuren von drüben aufmerkſam machte. Zuerſt, nach unſerem Umzug im Herbſt, hieß es: „Hörſt du, wie ſie dreſchen, drüben in der Scheune? Das iſt der Unggeli, der driſcht.“ Geſpannt lauſchte ich, zwiſchen Freude und Trauer, den ſonderbaren, kunſtvoll regelmäßigen Taktſchlägen, wehmütig verwundert über die Unſichtbarkeit des dreſchenden Unggeli. Ein anderes Mal führte ſie mich ans Fenſter des leeren Bureaus: „Siehſt du den Großvater auf dem Hügel oben, wie er Samen ausſtreut?“ Da ſah ich ſeine geliebte Geſtalt längs dem Saum des Hügels mit großen Schritten langſam und ſtetig fortſchreiten und mit jedem Schritt in einen Sack greifen, den er umgebunden hatte, und dann den Arm ausſtrecken und ſchütteln. Den Anblick verſpürte ich als einen Gruß, einen Gruß aus weiter Ferne von jemand Liebem aus alten Zeiten.

Während des Winters blieb es drüben tot. Dann aber wieder gegen das Frühjahr: „Hörſt du den Hahn, wie er kräht? ſiehſt du ihn dort auf dem Miſthaufen? Das iſt des Großmütterleins ihr Hahn.“ Oder: „Riechſt du den Malzdampf? Das iſt der Götti im Brauhaus, der Bier braut.“ Oder: „Siehſt du die ſchwarzen Pechwolken über dem Kegelplatz? riechſt du ſie nicht? Das iſt der Unggeli, der Fäßlein picht.“ Jeder dieſer Bemerkungen antwortete ein ſüßer ſchmerzlicher Stich in meinem Herzen. Malzgeruch und Pechgewölk aber ſind mir von dorther zeitlebens Symbole des Vorfrühlings geblieben, im Andenken an den Götti im Brauhaus und den Unggeli auf dem Kegelplatz.

Bilderbücher.

Die Aufgabe, mich über die lange Winterzeit im Zimmer zu vertröſten, fiel dieſesmal in Abweſenheit der Großmutter und des Großvaters meiner Mutter und Agathe zu. Keine leichte Aufgabe. Von dem alten Spielzeug: Bäumlein, Rößlein, Schäflein uſw. wollte ich nichts mehr wiſſen, das Bureau des Vaters mit ſeinen Säbeln, Gewehren, Sporen und Dutzenden von Tabakspfeifen hielt als Sehenswürdigkeit nicht lange vor; den

Digitized by Google

Ausblick auf die Straße verschmähte ich, seit ich nach unzähligen Enttäuschungen mit mir darüber im reinen war, daß von dorther nie und nimmer etwas Ersprießliches kommen werde, weder Soldaten noch wilde Tiere. Ein einzigesmal während des ganzen Winters sah es danach aus, als ob das Schicksal sich aufraffen und etwas Vernünftiges spenden wollte. Ein zweihöckeriges Kamel mit einem Affen zwischen den Buckeln wackelte daher, kehrte in der Scheune des Großvaters ein und mampfte dort Heu oder etwas desgleichen. Ah, endlich! Schon freute ich mich auf die Bataillone von Nashörnern, Schildkröten und Klapperschlangen, die nachfolgen würden, aber, o weh, statt des Anfangs war es der Schluß; nicht die kleinste Antilope mehr. Nein, mit der Wirklichkeit draußen vor den Fenstern ist es nichts; besser gar nicht mehr daran denken.

Darum flüchtete ich in eine bessere Welt, in die Bilderbücher.

Das Hauptbilderbuch, jenes auf welches ich immer von neuem zurückgriff, war gemalt, das war sein Vorzug. Das Titelbild zeigte eine spanische Küche. Ob diesem Titelbild war mir vor Zeiten, als ich das nämliche Buch zum erstenmal betrachten durfte, im Städtchen, bei der kleinen Thereſe im Ladenstübchen der Frau Berry, der Mutter meiner Patin, die erste Phantasievision in wachem Zustande widerfahren. Mein Blick glitt aus dem dunkeln, rußig gebräunten Hintergrund der spanischen Küche in den hellen Tag des Stübchens, und plötzlich schaute ich jenseits der Häuser sonnige Wiesen, die mein Auge gar nicht sehen konnte. Darob geriet ich in peinliche Verwirrung, als ob mir der Verstand verloren gegangen wäre. Weiter hinten im Buche waren Menschen mit Fischköpfen zu sehen, und darunter stand, wie mir vorgelesen wurde: „Karneval von Trier." Daß es Menschen mit Fischköpfen gibt, erfuhr ich erst jetzt, sie gefielen mir aber nicht. Weiter kam ein holländisches „Trekschuit". Der Name, alemannisch gedeutet, erregte meine Entrüstung, so daß ich dieses Bild jedesmal ärgerlich überschlug. Ferner „Tanzende Polen" und, wenn ich nicht irre, Tiroler oder ähnliche Bauersleute, welche mit Blumensträußen geschmückt waren und Kränze schwenkten. Beim Anblick dieser Maien erinnerte ich mich, einst etwas Ähnliches draußen im Freien gesehen zu haben, und gewann dadurch wieder einen dunklen Begriff von verschiedenen Jahreszeiten. Während mich die Farben im ganzen freuten, hielt ich mich darüber auf, daß die Backen der Menschen und die Kappen der tanzenden Polen mit dem nämlichen stumpfen Rot angemalt waren. Die letzte Bildseite war ausgerissen. Warum wäre es mir heute so wichtig, zu wissen, was die ausgerissene Bildseite vorstellte, daß ich imstande wäre, eine große Reise zu unternehmen, wenn mir jemand verspräche, mir das Bild zu zeigen? Deshalb, weil ich damals genau der nämliche war, der ich heute bin.

Digitized by Google

Der Struwwelpeter, den mir das Weihnachtskind gebracht hatte, mißfiel mir. Witz und Spaß empfand ich als nüchterne Verzerrungen der Welt, und gegen die aufdringlichen Nutzanwendungen empörte ſich ſowohl mein Verſtand wie mein Gefühl. Einzig die goldene Sonne und der wahrhaftige Baum, unter welchem der Jäger ſteht oder liegt, kamen meinem Bedürfnis entgegen und zuhinterſt das dreifache Regengewölk. Dieſe beiden Bilder muteten mich an, weil ihnen Erinnerungsbilder aus der Vorzeit im Reiche der Großeltern entgegengrüßten.

Um meinen unerſättlichen Bilderdurſt zu ſtillen, wurde ſchließlich, nachdem man aus der Brauerei illuſtrierte Schulbücher und andere entlehnte Bilderware mit größerem oder kleinerem Erfolg zugezogen hatte, ein rieſiges Prachtwerk von vier Bänden aus Papas Bureau herübergeholt. Das enthielt nicht weniger als die ganze Menſchheit und Tierheit. In dieſes Rieſenbuch lebte ich mich dermaßen hinein, daß ich mich in einzelne Figuren geradezu verliebte. Unter den Menſchen waren es zwei ſchnauzbärtige Männer, die mirs antaten, der finſtere Pole auf der erſten Seite, der mit gekreuzten Armen vor einer brennenden Stadt ſtand, und der unglaublich ſchöne Seeräuber, der ein zappelndes Frauenzimmer in einen Kahn ſchleppte. Warum das Frauenzimmer ſich ſträubte, konnte ich nicht begreifen. Mußte es denn nicht ein herrliches Glück ſein, ſolch einem ſchönen Seeräuber zu folgen? Von den Tieren galt meine Zärtlichkeit der gefleckten Hyäne, bei heftiger Verachtung der geſtreiften; dann dem Kaſuar, den ich vornehmer fand als den windigen, eitlen Vogel Strauß, und vor allem dem hochbeinigen, ſchlanken Vogel Sekretär mit ſeinem leichten, kühnen Schritt, ſeinen wilden Augen und dem unſäglich anmutigen Federbuſch hinter dem Ohr. Aber ein Rätſel gab mir bei dieſem Bilde zu ſchaffen. Mein Vater hatte in ſeinem Bureau ebenfalls einen Sekretär. Das war aber kein Vogel, ſondern ein glänzender Schrank. Jetzt, was für eine Ähnlichkeit beſteht zwiſchen dem Schrank und dem Vogel, daß ſie beide denſelben Namen haben? Immer von neuem ſtrengte ich meinen Geiſt an, um eine Ähnlichkeit herauszufinden, doch ewig umſonſt.

Nachbarſchaft.

Im Frühling kam mein Geburtstag. Hiemit wurde ich dreijährig, war mir deſſen hochgemut bewußt, fühlte mich groß und ſtark, beinahe erwachſen, und erhob deshalb den Anſpruch, unbegleitet, nach freier Laune, in der Nähe des Hauſes herumzuſtreifen. Dem Anſpruch wurde zur Hälfte nachgegeben. Mich über die Straße zu wagen, blieb nach wie vor verboten, dagegen in die Nachbarſchaft diesſeits der Straße durfte ich mich, mit Vorſichtsregeln beladen, frei ergehen. Und den kleinen Adolf nahm ich jeweilen mit.

Digitized by Google

Nur wenige Schritte entfernt, auf der nämlichen Straßenseite, und gleich unserm Hause etwas zurückstehend, darum ohne Gefahr erreichbar, stand das äußerste Haus des damaligen Liestal. Das war geräumig, mit Familien und Kindern reich gesegnet. Unter anderen hauste dort der Liestaler Musikmeister namens Seber. Der hatte mehrere Töchter, die dazu dienten, uns die abenteuerlichen, glänzenden Musikinstrumente ihres Vaters aufzuschließen und vorzuzeigen. Wir bliesen aus Leibeskräften in die Trompeten, brachten aber keinen Ton hervor. Im Hinterhause, gegen die Wiesen, unten vor dem Gärtchen, hantierte ein Schreiner in seiner Werkstatt. Bei einem Handwerker gibt es immer etwas zu sehen; erstens liegen dort beständig eine Menge merkwürdiger Gegenstände herum, zweitens rührt sich der Mann und schafft etwas und sitzt nicht so faul und langweilig da wie die übrigen Erwachsenen. Mit dem Schreiner schlossen wir daher Freundschaft. Ferner gab es vorn gegen die Straße ein Wirtstübchen, das uns aber nicht zusagte; denn die Hauptsache, die Großmutter, fehlte dort. Höchstens daß wir etwa zur Abwechslung flüchtig die Nase hineinsteckten. Dagegen die Familie Neugebauer, die ebenfalls in dem unergründlichen Hause wohnte, wurde uns wichtig, wegen ihres jüngsten Buben, namens Fritz. Der Fritz Neugebauer, ein gutmütiger Junge, etwa zwei Jahre älter als ich, schloß sich bereitwillig allen unseren Unternehmungen an und wurde unser täglicher Spielkamerad. Immer waren wir mit dem Fritz Neugebauer zusammen.

Aber der Raum zwischen den Neugebauers und der Straße war klein. Auf dem Kegelplatz der Brauerei drüben hätte sichs bequemer spielen lassen. Darum erbettelte und erhielt ich schließlich von der Mutter die Erlaubnis, mich mit dem Fritz über die Straße ins Reich der Großeltern zu begeben; doch ja nicht mit meinem Brüderchen. Gut. Dort in den trauten weitläufigen Geländen des Gartens, des Kegelplatzes, des Hofes, ergingen wir uns nun nach Herzenslust, und zwar immer friedlich; wir hatten einander so gerne, daß niemals der mindeste Zank zwischen uns entstand. Eines Tages schlug er mir vor, Krieg zu spielen. Mit Vergnügen einverstanden. Wir sagten also einander Feindschaft an. Nachdem wir uns eine Zeitlang verfolgt hatten, flüchtete er unversehens in ein kleines Häuslein im Hof, riegelte die Tür zu und ließ sich nicht mehr blicken. Umsonst rüttelte ich an der Tür, ich brachte sie nicht auf. Also ein Belagerungskrieg! urteilte ich. Wie aber dem unsichtbaren Feind in seiner Festung beikommen? Nachdem ich lange Zeit ratlos dagestanden, umsonst hoffend, daß er einen Ausfall machen würde, kam mir ein schlauer Gedanke. Oben in der Wand des Häuschens befand sich ein herzförmiges Luftloch. Soll mich wundernehmen, dachte ich, wenn der Feind nicht auf das Brett steigt und zum Luftloch

Digitized by Google

herausguckt, um mich zu verhöhnen. Aber wart! Ich holte eine Bohnenſtange und ſtellte mich mäuschenſtille vor dem Luftloche auf die Lauer. Und wie nun der Feind richtig mit ſpöttiſcher Miene durchs Luftloch bleckte, ſtach ich ihn ſchnell mit der Bohnenſtange ins Geſicht, daß das Blut hervorrieſelte. Triumph! jauchzte meine Siegesfreude. Ganz ſtolz war ich über meine Heldentat. Da kamen der Großvater und andere Leute aufgeregt dahergelaufen, die mir eifrig Vorwürfe machten, daß ich den Fritzi Neugebauer ins Geſicht geſtochen hätte. Aber ich hatte ja gar nicht den Fritz Neugebauer geſtochen, ſondern den Feind, in welchen er ſich verwandelt hatte. Wir hatten doch einander ausdrücklich Feindſchaft angeſagt. Iſt es denn nicht heldenhaft und rühmlich, den Feind zu verwunden? Der Fritz ſelber hat das auch ganz gut eingeſehen, und einige Tage ſpäter, nachdem ſeine Wunde geheilt war, lebten wir wieder in herzlicher Eintracht miteinander. Aber zum Kriegſpiel hat er mich nie wieder aufgefordert.

In der Kirche.

Wenn ich ihr verſprechen wolle, ruhig ſitzen zu bleiben und kein Wörtlein zu reden, außer höchſtens ganz leiſe, ſo dürfe ich mit ihr in die Kirche kommen, ſagte Agathe. Zwar fehlte mir jede Ahnung, was einen dort erwartete, ich hatte bisher gemeint, die Kirche diene einzig dazu, daß die Störche ihr Neſt darauf bauten. Allein der Erlaubniston, mit dem ſie es ſagte, klang nach einem bevorſtehenden Genuß, überhaupt war ich immer willens, etwas Neues zu erleben. Alſo verſprach ich ſtill und fromm auszuhalten.

In der Kirche befiel mich zunächſt ein gewaltiges Staunen über den ungeheuer großen, hohen, leeren Raum, der weder einem Wohnzimmer, noch einer Wirtſtube glich, am eheſten noch dem Brauhauſe des Götti, aber auch das eigentlich nicht recht, denn im Brauhauſe war es finſter und hier war es hell, im Brauhauſe ſtanden Keſſel und hier Bänke. Wie ſich meine Augen dann allmählich eingewöhnt hatten, erblickte ich plötzlich an der Seitenwand etwas Entzückendes: prachtvolle Fenſter, hoch und ſchmal, mit märchenhaft ſchönen farbigen Scheiben darin. An dieſen Fenſtern blieb mein Blick bewundernd hangen. Wenn ich nicht Agathe neben mir geſpürt und nicht gewußt hätte, daß draußen vor der Tür das Städtchen Lieſtal warte, ſo hätte ich gemeint, ich wäre im Himmel. Horch! mit einmal begannen die himmliſchen, farbigen Fenſterſcheiben noch Muſik zu machen, und zwar ſolch eine beglückend wohllautende Muſik, daß man ganz ſelig davon wurde. Eine Unmaſſe Töne auf einmal, und jeder Ton war ſchön, und alle die ſchönen Töne waren befreundet miteinander. Ich erriet, warum ſo viele Töne ſangen: die Fenſterſcheiben waren verſchieden gefärbt; darum

Digitized by Google

hatte jede ihren eigenen besonderen Ton. Aber als nun die Musik immer anders klang, während die Fensterscheiben sich gleich blieben, überstieg dieses Wunder mein Verständnis: sind die musizierenden Fenster denn heimlich belebt? oder schweben am Ende Engel dahinter, welche unsichtbar durch die Fensterscheiben in die Kirche herein sangen? Da hieß mich Agathe den Kopf umdrehen und deutete nach einem riesigen gold- und silberfunkelnden Gestell hinter mir, oben in der Kirche; „Orgel" nannte sie das, und jetzt begriff ich, daß die Musik nicht von den Fenstern kam, sondern von der „Orgel".

Schon freute ich mich darauf, meiner Mutter von den himmlischen Wundern der Kirche zu erzählen, da geschah ein widriges Nachspiel. Als alles zu Ende war und jedermann aufstand, kam ein Mensch in einem schwarz und weißen Mantel durch den Mittelgang der Kirche daher und spritzte mir heimtückisch mit einem Besen Wasser ins Gesicht. Wild vor Zorn begann ich aufzubegehren und verlangte von Agathe, daß sie dem Bösewicht den Marsch mache. Und als sie das nicht tun wollte, sondern mich an der Hand zur Kirche hinauszog, konnte ich mich gar nicht über die Ungerechtigkeit beruhigen, daß mir jemand Wasser ins Gesicht spritzen dürfe, ohne dafür eine Ohrfeige zu bekommen oder zum mindesten tüchtig gescholten zu werden.

VI. Der Ausflug nach Bern.

Über den Berg.

Ende Juni 1848 war das Tagsatzungsmandat meines Vaters abgelaufen. Eine Staatskutsche, mit dem Standeswaibel in den Landesfarben auf dem Bock, wurde gestellt, ihn von Bern heimzuholen. Meine Mutter benutzte diese Gelegenheit, ihrem Manne entgegenzureisen und nahm mich mit.

Meine junge Mutter, vor drei Wochen erst 21 Jahre alt geworden, noch wenig in der Welt herumgekommen, außer ihrem Pensionsaufenthalt am Genfersee nie über die Kantonsgrenze hinaus, unternahm die Reise in frischer, freudiger, fast festlicher Stimmung, zumal es galt, ihren seit einem halben Jahre abwesenden Mann wiederzusehen und wiederzuhaben. Mit mir fühlte sie alles und jedes innig überein und ich mit ihr, ohne daß es der Worte bedurfte. Es war wie eine Hochzeitreise zweier Kinder. Jede Neuigkeit längs des Weges, und wäre es nur eine Baumgruppe oder Matte, wurde von uns beiden als Abenteuer empfunden und mit durstigen Blicken eingesogen.

Das erste gemeinschaftliche Entzücken geschah hinter dem Bubendorfer Bad, an der nämlichen Stelle, die mir im vorigen Jahre auf der Waldenburger Reise so sonderbare, unbekannte Gefühle verursacht hatte. Ich hatte gemeint, ich einzig würde von solchen geheimnisvollen Gefühlen heimge-

Digitized by Google

ſucht, und ich müßte mich ihrer ſchämen. Jetzt aber rief zu meinem Erſtaunen an dieſer ſelben Stelle meine Mutter freudig aufgeregt mit glänzenden Augen: „Es wird einem hier ſo ſonderbar zumute.“ Wie ging nun das zu? Wie konnte ſie wiſſen, was in meinem tiefſten Innern vorging? Und ſolche verborgene Gefühle ſind demnach nichts Lächerliches oder Sträfliches, da meine Mutter ſich offen zu ihnen bekannte? Während ich noch an dem Wunder herumſtaunte, daß zwei Menſchen durch die Haut hindurch, ohne ſich zuvor mit Worten zu verſtändigen, genau das nämliche fühlen können, rollte der Wagen weiter und neue Bilder bannten meinen Blick.

Das Dorf Höllſtein weckte unſere Verwunderung durch die ungewohnte gieblige Bauart, die ſchwarzbraune Farbe des Gebälkes und vor allem durch die Höhe einzelner Häuſer. Dazwiſchen liefen aber lumpig gekleidete Kinder mit nackten Füßen und Beinen herum. Wie eine Sammlung von Armenpaläſten erſchien uns das Dorf. Vor dem allergrößten himmelhohen Giebelhauſe, das von braunem Getäfel in kleine Fächer zerſchnitten war, hielten wir ſtill; ich weiß nicht wozu, wahrſcheinlich führten ſich der Kutſcher und der Waibel ein Glas Wein zu Gemüte. Den Halt benützte ich dazu, das fabelhafte Haus auswendig zu lernen. Das tat ich ſo gründlich, daß ich es ſechzig Jahre ſpäter wiedererkannte. Nun hatte ich ja freilich Höllſtein ſchon auf meiner Waldenburger Reiſe mit dem Salomeli durchfahren, ſogar zweimal, nämlich auf der Hinreiſe und auf der Rückreiſe. Warum war mir damals das Dorf nicht aufgefallen, ſondern erſt heute? Teils weil ich jetzt um ein Jährchen älter war, folglich mit aufmerkſamerem Geiſte beobachtete, hauptſächlich aber deshalb, weil ich diesmal durch die Augen meiner Mutter ſah, der keine Neuigkeit entging. Und das tat ich nicht bloß damals, ſondern von dieſem Tage an betrachtete ich zeitlebens die ſichtbare Welt durch die Augen meiner Mutter.

In Waldenburg wird uns ohne Zweifel das Salomeli mit dem Schweſterlein und der Tante Tſchopp bewillkommt haben. Doch davon weiß ich nichts mehr. Wohl aber von ihrem Abſchied draußen vor dem Leuen unter der Berghöhe. Der verlief in freudig aufgeregter, lauter Geſchäftigkeit. Päckchen wurden auf den Kutſcherbock geſchoben, für die Urgroßmutter und ihren Sohn, den Onkel Dettwyler, beſtimmt, und eine Unmenge Grüße an die beiden aufgetragen. Dabei war von Langenbrugg oben auf dem Berge aus allen Mündern ſo eifrig die Rede, daß meine Verwunderung um dieſen Namenslaut phantaſtiſche Mutmaßungen wölkte. Und das vermutete Langenbrugg räumte nachher dem wirklichen Langenbrugg, das mir gar keinen Eindruck hinterließ, nicht den Platz, denn es hatte in der Seele Wurzel gefaßt. Noch in meinem Mannesalter zeigte mir etwa ein Traum den Onkel Dettwyler auf unmöglichen Hügelfeldern in einem

Digitized by Google

märchenhaften Langenbrugg hausend. Dieser Traum keimte aus jener Wurzel.

Dann ging es den steilen Stutz hinauf, an Jöris Berggärtlein vorbei, an der Stelle vorüber, wo ich voriges Jahr mit dem Salomeli, vom Münsterli kommend, herabgestiegen war. Aber keine Rückerinnerung streifte mich, ich reiste der Zukunft entgegen. Was im vorigen Jahr geschehen war, galt mir für erledigte uralte Geschichte. Dagegen nur wenige Wagenlängen später, wie wir so hoch oben über dem tiefen saftigen Bachtal im Baumschatten dahinfuhren, überkam uns ein stolzes Glück, das Glück der Hoheit. Mit diesem Worte meine ich nichts anderes als das Bewußtsein des körperlichen Überragens, des Hinunterblickens vom Sims einer erhöhten Stelle. Aber ob auch nur körperlich, das ist viel. Nicht umsonst schaut die menschliche Sprache alle Macht und Herrlichkeit auf erhöhter Stufe. Ein Haufen Arbeiter, welche die Straße verbesserten, wirkte überdies als Abenteuer. Die Straße mußte lange Zeit unfahrbar gewesen sein, da mein Vater gar nicht glauben wollte, daß wir sie benutzt hätten, er selber war den alten Weg unten im Bachtale neben der Papiermühle vorbei nach Bern gefahren.

Auf der Paßhöhe des Hauenstein, an dem Punkte, wo die bisher berganſteigende Poststraße plötzlich im Bogen nach dem jenseitigen Dorfe Langenbrugg hinabschwenkt, ließ meine Mutter den Wagen leer ins Dorf hinunter vorausfahren, während sie mit mir zu Fuß, den Bogen abschneidend, das alte verlassene Sträßlein einschlug. Sie kannte in Langenbrugg Weg und Steg, hatte sie doch als Kind öfters die Ferien bei der Urgroßmutter zugebracht. Ein lieblicher Obstbaumgang umfing uns mit lauschigem Düster und durch die Fenster des Baumganges grüßten freundliche Häuserchen und Blumengärtchen. Von Heimatglück beseelt nahm sie mich fröhlich an der Hand, und wir tänzelten zusammen lustlachend den ergötzlichen Baumgang hinab.

Der Empfang im Hause der Urgroßmutter ist meinem Gedächtnis abhanden gekommen. Dagegen entsinne ich mich, im Gasthof zum Bären die Wandbilder im Laubengang des ersten Stockes bewundert zu haben. Und durch meine ganze spätere Kindheit hat sich die Erinnerung fortgepflanzt, als wäre ich jenen Tag im Hause der Urgroßmutter auf einem Himmelbett gelegen, und meine Mutter, durch den Vorhang blickend, hätte mich die Wonne des Aufwachens in ein liebes Gesicht kosten lassen, wie einst die Tante Gotte in Basel.

Jenseits des Berges.

Bis Langenbrugg war Heimatkanton und Freundesland, jenseits ging es für uns beide in neue, fremde Gegend. Um nicht auf Schritt und Tritt darauf zurückkommen zu müssen, will ich es gleich auf einmal voraus-

Digitized by Google

melden, daß der Weg, den wir nun von Langenbrugg bis Solothurn fuhren, der nämliche iſt, der in meinen „Mädchenfeinden" geſchildert wird, mit einziger Ausnahme, daß die Mädchenfeinde, einem ſpäteren Erlebnis zum Angedenken, unterhalb Holderbank über den Bach nach der alten Straße abſchwenken, während meine Mutter mit mir im Wagen natürlich auf der Poſtſtraße blieb. Die Ortsnamen habe ich in meiner Erzählung verändert, Langenbrugg in „Sentisbrugg," Balsthal in „Schönthal," die Dürrenmühle in „Friedlismühle," das Städtlein Wiedlisbach in „Weidenbach," Solothurn in „Biſchofshardt."

In Balsthal beſuchten wir flüchtig einen Freund meines Vaters, den nachmaligen Regierungsrat Schenker, der linker Hand im letzten Hauſe Balsthals wohnte. Dann ging es durch die „Clus," jene Felsſchlucht, die in meinen Schriften ſo oft wiederkehrt, nicht einzig in den „Mädchenfeinden". Eine geplante, ausgedachte, aber nicht niedergeſchriebene Nummer meiner „Extramundana" wollte ſogar die Clus zum Hauptthema nehmen. Dieſe ewige Wiederkehr der Clus ſpricht für ſich genug und enthebt mich der ſchwierigen, ja unmöglichen Aufgabe, zu ſchildern, was ich alles empfand, als ich zum erſten Male durch die Clus fuhr. Ich füge bloß bei, daß ich beim Vorüberfahren die ganze Herrlichkeit, nicht allein etwa die Burgruine, ſondern auch die Häuſer mit dem Blick auswendig lernte. Endlich, um Enttäuſchungen vorzubeugen, muß ich noch berichten, daß damals die Clus ganz anders ausſah als heute. Damals war ſie ein abenteuerlicher Engpaß, heute eine häßliche, weite, ſtaubige Fabrikwüſte.

Jenſeits der Clus ging es durch einen ſchmalen Streifen des Kantons Bern, der hier den Kanton Solothurn kreuzt: bei Niederbipp und der Dürrenmühle vorbei, ſo genannt, weil die Mühle durch mehrere Menſchenalter einer Familie namens Dürr gehörte. Das Wort „Kanton Bern" wirkte ſpannend, aufregend. Es wurde einem zumute, als ob man einen unbekannten Weltteil entdeckte. Da erſchien alles merkwürdig, vor allem die Strohdächer der Häuſer; jede Biegung des Weges, jeden Sandhaufen merkte ich mir ſo ſcharf, daß ich nachher auf der Heimfahrt immer vorausſagen konnte, was jetzt kommen werde, viel beſſer als mein Vater, der doch ſchon mehrere Male den Weg gemacht hatte, worauf ich ein wenig ſtolz war.

Gleich hinter der Dürrenmühle aber erlebte ich Phantaſieſpiele. Rechts von der Poſtſtraße ſteigen Wälder von einem Berg (dem Jura) herunter. Die Wälder haben einen Saum. Längs dieſem Saum geſchahen mir Viſionen, es werden wohl Grenadierregimenter der napoleoniſchen alten Garde geweſen ſein, ich weiß es nicht mehr ſo genau. Aber Viſionen waren es, und dieſe blieben mitſamt ihrer Szenerie im Herzen haften, die Erinnerung ſpielte mit ihnen, wandelte ſie um, aus dem Waldſaum wurden Täler, aus

Digitized by Google

den Grenadierregimentern „Hindinnen der Nacht". Die geheimnisvollen Täler des Olympischen Frühlings auf der Reise zu Uranos, die Talvisionen in Imago sind die Nachkommen der Visionen, die dem Dreijährigen auf seiner ersten Berner Reise in der Gegend der Dürrenmühle geschahen.

In der Nähe von Solothurn, auf der sanften Höhe, die, glaube ich, Feldbrunnen heißt, sammelten sich eine Menge von staunenswerten Neuigkeiten und noch erstaunlicheren Ahnungen, vor allem die Ahnungen der Stadt in der Tiefe, zu überwältigendem Eindruck. Wir konntens fast nicht ertragen, so groß war unsere Freude. Reden wie Schweigen war von Glückseufzern begleitet. Der Wagen schwenkte hier in Feldbrunnen, ich weiß nicht warum, in einen weiten geräumigen Platz vor einem Hause: war es eine Poststation? oder ein Wirtshaus? Allerlei Geräte lagen, mehrere Bäume standen, verschiedene Tiere liefen auf dem Platz herum. Daß das einfache Abschwenken von der Straße von uns beiden als ein Ereignis, der Anblick eines geräumigen bäuerischen Hofes mit dem dazu gehörigen Gewusel als ein bedeutsames, herzerfreuendes Bild genossen wurde, gibt ein sprechendes Beispiel für die Stimmungshöhe und Kindlichkeit unseres seelischen Zustandes.

Dann ging es hinunter nach der Stadt an immer andern Kapellen, Landhäusern und Gärten vorüber, in jubelndem Staunen der Bewunderung.

Solothurn, die goldene Märchenstadt.

In Solothurn führte mich meine Mutter an der Hand ein enges Gäßchen hinauf gegen das Bieler Tor, um eine Freundin von ihr, Witwe Tschokke, geborene Vögtlin, zu besuchen. Sie wohnte im ersten Stock, in einer merkwürdigen Wohnung. Als wir nämlich eine Zeitlang in einem düsteren Zimmer gesessen hatten, das in das Gäßlein schaute, öffnete sie eine Hintertür. Statt daß aber jetzt ein noch dunkleres Gemach durch die Hintertür zu sehen gewesen wäre, wie ich erwartete, schien der helle Tag durch die offene Tür. Es war ein Haus mit zwei Stirnseiten. So etwas hatte ich noch nie gesehen.

Nachher gingen, liefen, tänzelten wir eine andere Gasse schräg abwärts, wo Gemüseweiber uns freundlich zunickten und ansprachen. Gerne wäre ich da verweilt, allein Mama sagte, es sei Zeit abzureisen, es wäre noch ein weiter Weg bis Bern. Auf einem prächtigen Platz ging sie in einen Laden, um etwas einzukaufen. Oh, waren schöne Dinge in dem Laden! Kisten unter anderem, worauf man sich setzen konnte. Dort wollte ich mich häuslich niederlassen. Aber wieder lautete die Mahnung: „Der Kutscher wartet, es ist noch eine lange Reise bis Bern." Und so fuhren wir weiter.

Das ist alles, was ich von unserm Aufenthalt in Solothurn noch weiß,

Digitized by Google

und das iſt nicht viel. Aber nun der Geſamteindruck, den ich von Solothurn davontrug, und zwar zeitlebens bis auf den heutigen Tag: eine Märchenſtadt mit goldenen Dächern. Ich bin ſeither noch oft in Solothurn geweſen und habe jedesmal feſtgeſtellt, daß in Solothurn die Dächer aus Ziegeln beſtehen und nicht aus Gold. Allein das hilft mir wenig; immer wieder werden die Dächer golden, immer von neuem muß mein Verſtand mühſam das Gold abkratzen, damit ich Solothurn in Gedanken ſo ſehe, wie es wirklich iſt, und nicht ſo, wie ich als Kind es mir vorgeſtellt habe. Aber nicht nur zur goldenen Märchenſtadt wurde mir Solothurn, ſondern auch zur Sehnſuchtſtadt. Wie oft iſt mir Solothurn nachher in ſeligen Träumen erſchienen! Als junger Mann in Rußland träumte mir nie von meiner Heimat Lieſtal, oft dagegen von Solothurn. Und immer war es der nämliche Traum: Ich ging mit meiner Mutter an einer gewaltigen Schanze vorbei in eine ungeheuer große prächtige Kirche, und Seligkeit erfüllte uns beide. Dient dem hartnäckigen Traume ein Erlebnis zum Vorbild, das ich vergeſſen habe? Ich bezweifle es, denn ſolch ein Erlebnis würde ich ſchwerlich vergeſſen haben. Jedenfalls glich die Traumkirche nicht dem Münſter, ſie ſtand zu ebener Erde, nicht auf der Treppe. Wie dem auch ſei, Tatſache iſt meine rätſelhafte, durch keinen vernünftigen Grund zu erklärende Vorliebe für Solothurn, die ſo weit geht, daß mich ſogar die Solothurner Sprache heimatlicher anmutet als jeder andere Schweizerdialekt, heimatlicher ſogar als die Sprache meines wirklichen Heimatortes. Und alles das einzig deshalb, weil ich einſt als kleines dreijähriges Kind mit meiner Mutter auf der Durchfahrt anderthalb Stunden in Solothurn geweilt hatte.

Ein Ausblick.

Jählings, wie durch einen Zauberſchlag, war Solothurn, ſobald man aus der letzten Gaſſe hervorkam (beim jetzigen Bahnhof Neuſolothurn), verſchwunden. Nur noch ein einziges herrſchaftliches Haus von einer Mauer herunter zum Abſchied grüßend, dann ſah man ſich plötzlich in der Einſamkeit, von bäuriſchem Gelände umgeben, wo kein Blick, keine Ahnung mehr die Nähe einer Stadt verriet, wo man ſich ſtundenweit von Solothurn entfernt hätte glauben können. Matten, Kartoffeläcker und Saatfelder („Hafer" erklärte mir meine Mutter), dahinter Wald und mitten drin, nach einiger Zeit, ein einziges Bauernhaus.

Die Poſtſtraße, ſanft anſteigend, macht dort zuerſt eine ſcharfe Biegung nach rechts, dann, nahe dem Bauernhaus, eine zweite, kleinere, nach links, aufwärts, dem Walde zu. Bei der erſten dieſer Biegungen rief meine Mutter aufgeregt mit feuchtglänzenden Augen: „Sieh, was für ein merkwürdiger Anblick! Man ſpürt dabei etwas ſo Eigentümliches inwendig." Was war

Digitized by Google

da zu sehen? Nichts als die von leichtem Wind sanft bewegten Halme des Haferfeldes und darüber Luft und Licht und Duft und Wolken. Aber Luft und Wolken schwebten über einer unsichtbaren Ebene und hatten deshalb ein anderes Gepräge und eine andere Färbung, und das Licht kam von Süden her, von Biel und Neuenburg, wo ein von der deutschen Schweiz gänzlich verschiedenes Klima, mit stärkerer Besonnung und sastigeren, glühenderen Farben beginnt, wo die Seen liegen, die Reben wachsen und reifen und die Zypressen gedeihen. Ich nenne das den Savoyer oder Burgunder Süden und ziehe ihn dem italienischen vor. Diesen Savoyer Süden muß man gesehen, nein, nicht bloß gesehen, man muß ihn durch jahrelangen Aufenthalt erlebt haben, um Rousseaus Naturreligion von innen heraus verstehen, das heißt nachfühlen zu können. Wäre Rousseau in der deutschen Schweiz aufgewachsen, in den nördlichen Alpen mit ihren feuchten, neblichten Weiden, so hätte er wohl nicht so schwärmerisch zu seiner Göttin Natur gebetet. Von diesem Savoyer Süden nun gelangt ein letztes Licht und letzter Odem durch die Ebene von Biel—Grenchen und durch das Tal der Aare bis vor Solothurn. Und diesen Gruß des Südens vermochte das Auge meiner Mutter zu vernehmen und ihre Seele zu spüren. Sie stammte eben von mütterlicher Seite aus einer Familie, in welcher die Kinder mit Maleraugen zur Welt kamen, Augen, welche die Sprache von Luft und Licht verstehen und die Entfernung durstig ablesen.

Auf der Heimfahrt rief an der nämlichen Stelle Papa bewundernd: „Dort ist der Weißenstein." Richtig, ja da stand er, riesengroß bis zum Himmel ragend. Den hatten meine Mutter und ich gar nicht bemerkt.

Im tiefen Wald.

Dann kamen wir in einen großmächtigen Wald, wie er im Märchen steht und wie ich noch keinen gesehen hatte. Prächtig war es, hinter dem Waldsaum unter dem Laubdach der riesigen Bäume dahinzufahren, und unendlich währte die wonnig düstere Reise. Öfters begegneten wir andern schönen Wagen, aus deren Innern uns fremde Menschen freundliche Grüße zuwinkten: fremde Diplomaten und schweizerische Staatsmänner, welche von Bern heimkehrten, an der schwarzweißen Tracht des Waibels auf dem Kutscherbock den Amtswagen erkannten und uns als Kameraden begrüßten. Möchte doch diese vergnügliche Waldfahrt ewig währen!

Da hielt unser Wagen an, der Kutscher und der Waibel begannen auf meine Mutter einzureden; das Ende der Verhandlung war, daß wir zu meinem Leidwesen von der belebten, abwechslungsreichen Straße rechts abschwenkten, in den Wald hinein, auf einem schmalen, holperigen Seitenwege, wo kaum durchzukommen war und wo einem die Zweige fast ins

Digitized by Google

Geſicht kamen. Vermutlich wollte der Kutſcher dem lebhaften Verkehr auf der Poſtſtraße ausweichen.

Und immer tiefer gerieten wir in das Dickicht, immer ſchmaler und unwegſamer wurde der Pfad, immer einſamer und ſtiller der Wald, ſo daß einem allmählich ein wenig unheimlich zumute wurde. Ob er ſich nicht vielleicht verirrt hätte, fragte Mama den Kutſcher. Der gab unaufhörlich die Verſicherung, er kenne den Weg genau, wir ſollten nur nicht bange ſein, wir wären bald aus dem Wald heraus. Er kannte den Weg ſo genau, daß wir unverſehens in eine lichte Mulde gerieten, wo der Weg ein Ende hatte. Dort ſtiegen wir aus, der Kutſcher mit dem Wagen ſuchte die eine Seite nach einem Auswege ab, der Waibel zu Fuß ging nach einer andern Richtung auf die Entdeckungsreiſe, während Mama mit mir in der Mulde umherſpazierte. Es war vergnüglich dort, kein Gebüſch hemmte das Umherwandeln zwiſchen den hohen Bäumen, Holzſtöße, an den Stämmen aufgeſchichtet, dienten für Abwechſlung, im Augenblick wurde ich heimiſch; meinetwegen hätte man noch lange hierbleiben können. Da rief der Kutſcher aus dem Walde, er hätte einen Weg gefunden. Das erwies ſich als richtig, wir ſtiegen alſo wieder ein, und nun ging es auf einem einladenden, ſchönen Sträßlein im Walde ſteil bergauf, der Höhe entgegen, wo über dem Saum des Weges der Himmel zu uns hereinleuchtete. Oben angelangt, ſprang plötzlich der Wald links und rechts auf die Seite und wir befanden uns auf einem freien Berge neben einem Dorfe und einem Schloſſe und ſchauten über den mit Äckern und Feldern beſetzten Hang hinunter in ein weites, offenes, ebenes Gelände. Das Dorf heiße „Lohn", wurden wir belehrt, und der Wald, in welchem wir uns verirrt hatten, der Lohner Wald.

Wie wir dann den Berghang hinunterrollten, zwiſchen Matten und Feldern, im Abendſonnenſchein, der tiefen Ebene zu, jubelten unſere Augen vor Entzücken. Etwas Schöneres, ſchien uns, könnte es auf der ganzen Welt nicht geben. Ich zweifle an der Möglichkeit, daß ein Hochzeitpaar, das über die Alpen nach Italien hinunterfährt, ein ſeligeres Reiſeglück genieße als meine Mutter und ich, als wir von Lohn in die Ebene hinunterfuhren.

Von Lohn bis Bern iſt noch eine gewaltige Strecke, vier bis fünf Stunden zu Fuß, wenn ich nicht irre; die Gegend iſt zwar bebaut, aber einförmig, Langeweile meldete ſich, mit ihr die Müdigkeit und ſchließlich ein feſter, tiefer Schlaf, der mich bis Bern nicht mehr verließ. In der Nähe der Stadt Bern, auf der Höhe, wo es vom Beundenfeld nach dem Aargauerſtalden hinuntergeht, hielt der Wagen einen Augenblick an, ich ſchreckte aus dem Schlafe auf, ſah in finſtere Nacht hinaus, erblickte über dem Wagen rieſige, geſpenſtiſche Bäume, merkte, daß zwei Männer zu uns in den Wagen ſtiegen, erkannte die Stimme meines Vaters, dann ſchlief ich ſofort weiter.

Digitized by Google

Unten bei der Nydeckbrücke, da wo gegenwärtig der Bärengraben ist, weckte mich Lärm und Getümmel halb aus dem Schlaf. „Ein Kadettenfest", erklärte mir später meine Mutter. Jemand trug mich auf dem Arm durch eine Menge Volk, das ich in der Nacht und im Halbschlaf kaum gewahrte. Ha, wenn ich gewußt hätte, wer mich auf dem Arm trug! Oberst Frey-Hérosé, weiland Generalstabschef der schweizerischen Armee im Sonderbundskrieg! Das ging noch weit über den Oberst Sulzberger!

Wie ich in finsterer Nacht völlig aufwachte, lag ich irgendwo in einem fremden Bett, ich meinte, in Solothurn. Aber unaufhörlich zuckten Blitze durchs Zimmer, so daß ich ängstlich nach meiner Mutter rief, sie möge die Blitze verscheuchen. Die Blitze sah ich im Fieberwahn, die Aufregungen des allzu inhaltreichen Reisetages hatten meine Nerven überreizt.

Der Elefant, oder Sinn und Bedeutung der Stadt Bern.

Am nächsten Morgen befand ich mich zu meiner Verwunderung nicht in Solothurn, sondern in Bern, und zwar beim Käfigturm, fast im Käfigturm selber, denn eine Tür führte aus dem Hausgang unmittelbar ins Gefängnis. Das war die Junggesellenwohnung meines Vaters, wenn er in Bern weilte. Frau Lutz hieß die Eigentümerin. Bei ihr und ihrer Tochter Söpheli Lutz waren wir also heute zu Gast. Das Söpheli Lutz war ein munteres, gesprächiges Jüngferlein, die mich vortrefflich zu unterhalten wußte. Vor allem mochte ich zum Fenster hinausgucken. Ein rotes Polster lag auf dem Fenstersims, bequem sich darauf zu setzen, überdies schützte ein kleines, niedriges eisernes Geländer vor dem Hinausfallen. Allein das Söpheli Lutz warnte mich vor dem Anlehnen. Eben in den letzten Tagen wieder wäre in Bern ein Kind auf die Straße zu Tode gestürzt, weil es sich an das Geländer anlehnte und das Geländer nachgab.

Dann schilderten wir meinem Vater begeistert unsere Reise. Er wunderte sich gewaltig darüber, daß wir ob Waldenburg die neue Straße nehmen konnten und kannte Lohn und den Lohner Wald nicht einmal dem Namen nach. Ist es möglich, daß jemand den Lohner Wald mit seinen Herrlichkeiten nicht kennt? Diese Kenntnis hatte ich vor ihm voraus.

Im Laufe des Tages wurde ich mit dem Dienstmädchen spazieren geschickt. Einmal in Bern, mußte ich doch auch etwas von Bern sehen, nicht wahr? Das Dienstmädchen nahm mich also auf den Arm und trug mich durch die Lauben, und zwar auf der linken Seite der Marktgasse, wenn man stadtabwärts sieht. Allein nichts wollte mir gefallen, ich fühlte mich müde, zerschlagen, verstimmt und verdrossen. Ich begriff den Sinn und die Bedeutung dieser steinigen Stadt nicht. Nichts als Häuser, Platten und Pflaster. Wozu das alles? Da schwenkte das Dienstmädchen mit

Digitized by Google

mir auf die andere Seite der Gaſſe, guckte bald in dieſen bald in jenen Hausgang hinein, als ob ſie etwas ſuchte. Endlich trug ſie mich in einen Hausgang, der genau ſo ausſah wie ſeine Nachbarn. Aber was erblicke ich in dem Hausgang? O Wunder, o Begeiſterung! einen rieſigen ſchwarzen Elefanten an die Wand gemalt! Jetzt begriff ich den Sinn und die Bedeutung der Stadt Bern: die ganze Stadt war nur der Deckel und Umſchlag zu dieſem köſtlichen Schatze. Ha, jetzt war meine Verdroſſenheit augenblicklich vorbei und meine Mattigkeit geneſen! Unaufhörlich mochte ich den Elefanten bewundern. Eine Frau kam die Treppe herunter. O weh! dachte ich; die wird mich fortjagen. Aber nein, ſie lächelte mir zu und lud mich ein, mit ihr in ihre Wohnung hinaufzuſteigen. Warum nicht gar! Von dem Elefanten bringt man mich nicht weg, wenn ich nicht muß. Glücklicherweiſe nötigte ſie mich nicht.

Schließlich nach langer, langer Zeit, mußte ich doch von dem Elefanten weg, heim, nach dem Käfigturm. Auf dem Heimwege beſchäftigte mich eine Unerklärlichkeit: Entweder wollen die Leute, die in Bern Meiſter ſind, daß man ihren Elephanten ſehe, oder ſie wollen, daß man ihn nicht ſehe. Wenn ſie es wollen, warum machen ſie dann nicht auf ihn aufmerkſam, durch eine Krone oder eine Fahne oder ſonſt ein Zeichen, damit Jedermann den richtigen Hausgang findet? Wenn ſie es aber nicht wollen, warum laſſen ſie den Hausgang offen? Wie leicht könnte ein Vorübergehender den Elefanten erblicken, und dann wäre es mit dem Geheimnis vorbei und die ganze Stadt würde ſich in dem Hausgang verſammeln, um den Elefanten zu ſehen. Ich hatte nämlich gar wohl, während ich den Elefanten bewunderte, eine Menge Menſchen draußen vorübergehen ſehen; wenn ich ſie ſah, ſo konnten ſie mich auch ſehen und ebenſogut den Elefanten. Der reine Zufall, daß ſie ſo eilig vorüberrannten und den Elefanten nicht bemerkten. Aber auf die Länge konnte doch unter Tauſenden einer das Geheimnis entdecken.

Mehr als den Elefanten ſah ich von Bern nicht und begehrte auch nicht mehr davon zu ſehen. Die Hauptſache macht die Nebenſachen überflüſſig. Oder nicht? Und nach meiner Rückkehr nach Lieſtal, wenn mich jemand fragte: „Was haſt du in Bern geſehen? jedenfalls die Bären?“ verbeſſerte ich überlegen, glückſtrahlend: „Nicht Bären: ein Elefant!“ Dumme Menſchen, die nicht einmal Elefanten und Bären voneinander unterſcheiden können!

Den Elefanten habe ich übrigens nicht etwa erträumt und erfunden. Es gab wirklich einen ſolchen in einem Hausgang, nämlich dort, wo der Oberſt Gerwer wohnte, rechts unten in der Marktgaſſe oder Kramgaſſe, neben einem Gaſthof oder Zunfthauſe. Mit dieſem Oberſt Gerwer war mein Vater befreundet. Er oder das Söpheli Lutz wird alſo wohl dem

Digitized by Google

Dienstmädchen einen Wink gegeben haben, mir den Elefanten zu zeigen. Die Frau aber, welche die Treppe herunterkam, war die Frau Oberst Gerwer. Darum lud sie mich ein, nachdem sie vom Dienstmädchen erfahren hatte, wer ich sei, mit ihr ins Zimmer hinaufzukommen.

Die Heimfahrt.

Am andern Morgen fuhren wir heim. Diesmal gab Papa den Ton an. Nichts mehr von Märchenlust, seelischen Abenteuern, Landschaftsüberraschungen, Visionen, Licht- und Lustwundern; wir reisten jetzt durch die sachliche Wirklichkeit. Und in der Wirklichkeit kannte sich mein Vater aus. Berge, Flüsse und Dörfer meldete er mit erhobener, lauter Stimme an. Alles, was kräftig, tüchtig, gesund war, was Ansehen genoß, Macht oder Reichtum bekundete, nannte er im Tone der Hochachtung. Überall kannte er die hervorragenden Einwohner wenigstens dem Namen nach, manche davon, hauptsächlich die Staatsmänner, die Postmeister und Gastwirte, persönlich und wußte von ihrer Vergangenheit und Herkunft zu erzählen. Wo immer der Wagen anhielt, kam der Postmeister oder Gastwirt eilends zum Vorschein, um ihn zu bewillkommnen. Der Willkomm wurde mit schallender Herzlichkeit erwidert, mit Erkundigungen nach der Familie und den Kindern begleitet. Dem Kutscher, dem Waibel, den bedienenden Postknechten spendete er Wein, den Pferden Zucker, am liebsten eigenhändig, wobei er nie unterließ, einen darüber zu belehren, daß man einem Pferde das Naschwerk mit flacher Hand und abgewendetem Daumen hinhalten müsse. Während der Fahrt grüßte er jeden vorüberziehenden Menschen zuvorkommend, rief den Bauern auf dem Felde ein Sprüchlein über das Wetter oder eine Frage nach dem Stande der Früchte zu, kurz, wir reisten wie durch Freundesland.

Dem sah und hörte ich verwundert zu, doch nur beiläufig und zerstreut. Meine eigene Aufmerksamkeit war darauf gerichtet, die Dinge längs des Weges, die ich vorgestern geschaut, heute von der Rückseite zu erblicken, erwartungsvoll gespannt, ob ich sie wiedererkennen würde. Die Strecke von Bern bis Solothurn war mir neu, da ich sie auf der Hinreise im Schlafe durchfahren hatte. Schönbühl, Uzzenstorf, Jegisdorf, Fraubrunnen. In Fraubrunnen ging es einen steilen Abhang zum Posthaus hinunter; ich fand den Post- oder Amtsplatz, oder wie er heißt, auffallend stattlich, empfand ihn als einen Trost gegenüber der bisherigen Gegend. Mein liebes Lohn ließen wir heute beiseite, indem wir auf der gewöhnlichen Poststraße weiter rechts im Wald, zunächst dem Waldsaum, Biberist gegenüber, nach Solothurn fuhren. Die Nähe von Biberist war eine geographische Tatsache; mein Vater verfehlte nicht, sie mit lauter Stimme anzukündigen. Solothurn durchfuhren wir durch eine andere Gasse als früher, was ich

Digitized by Google

als ein wichtiges Ereignis erſtaunt und aufgeregt wahrnahm, die neue Gaſſe, wo faſt nur fenſterloſe Mauern und Kapellen zu ſehen waren, wie ein Märchen empfindend und gierig ins Herz ſchöpfend. In Feldbrunnen ſchwenkte der Wagen in den nämlichen Hof wie neulich. Allein der Zauber des Bildes war verflogen; ſtatt deſſen trat ein gewöhnlicher Mann aus dem Hauſe, um meinen Vater zu begrüßen. In der Dürrenmühle ſtiegen wir aus und begaben uns eine Treppe hinauf in ein abenteuerliches Läubchen auf der Rückſeite des Hauſes. Das Läubchen war dermaßen mit Blumenſtöcken und Blumentöpfen vollgeſtopft, daß man kaum durchgehen konnte. Wozu ſtiegen wir dort aus? weshalb begaben wir uns in ſolch ein Läubchen? Gibt es überhaupt in Wirklichkeit Läubchen, die nur dazu dienen, mit Blumentöpfen vollgeſtopft zu werden? Ich glaubte lange Zeit, dieſes Läubchen hätte mir ein Traum vorgeſpiegelt, bis ich es einmal, mehr als dreißig Jahre ſpäter, genau ſo wie einſt, mit Blumentöpfen vollgeſtopft, leibhaftig in der Dürrenmühle wieder entdeckte.

Von der Begrüßung der Verwandten in Langenbrugg wiederum keine Erinnerungsſpur. Dagegen in nächſter Nähe von Waldenburg, oben, neben Jöris Gärtchen, erlebte ich den köſtlichſten Genuß der Heimreiſe: Als der Wagen ſich anſchickte, die große Straßenſchleife bergab in die Tiefe zu fahren, ließ Papa halten, ſtieg aus und hob mich aus dem Wagen. Ich wäre ja jetzt ein großer Bub, erklärte er, ich könnte gar wohl mit ihm zu Fuß den alten Steinweg zur Sägemühle hinab, um abzuſchneiden und den Pferden die Talfahrt zu erleichtern. Der Stutz war außerordentlich jäh, ſo daß Mama ernſte Beſorgniſſe äußerte, ob meine Kräfte ausreichten. Mir aber jubelte das Herz vor Vergnügen; an der Seite meines Vaters fürchtete ich überhaupt nichts. Alſo nahm er mich bei der Hand und führte mich den Stutz hinab. Das Unternehmen gelang über alles Erwarten, und ich durfte das ſtolze Gefühl koſten, Mut bewieſen und Kraft betätigt zu haben.

In Waldenburg wurde längere Raſt gehalten. Meine Eltern kehrten im „Leuen“ ein, wahrſcheinlich zum Abendeſſen; mich holte das Salomeli zu ſich heim. Als wir von Waldenburg fortfuhren, war es finſtere Nacht. Über das Weitere weiß mein Gedächtnis nichts zu berichten. Jedenfalls werde ich bis Lieſtal geſchlafen haben.

Die nächſten Tage ließ ich mich als das Kind anſtaunen, das in Bern geweſen war, wobei ich nie verfehlte, von dem wunderbaren Elefanten zu erzählen. Nachher fing wieder das gewöhnliche Leben an. Aber der Gewinn der Reiſe blieb beſtehen: der innige Anſchluß an meine Mutter, mit welcher ich fortan, und zwar ich einzig und allein, die Erinnerung an eine zuſammen erlebte hohe Zeit gemein hatte.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Ein Echtheitsstreit.

Von Karl Voll.

Ein Bilderfreund kam einmal zu einem mir als sehr kenntnisreich und ehrenwert bekannten Kunsthändler, der mir selbst die folgende, für die Psychologie der Künstler interessante Geschichte erzählt hat. In dem Lager des Händlers — heute würde man sagen in seiner Galerie — befand sich ein Bild von einem der berühmtesten und besten deutschen Genremaler aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, dessen Werke heute noch sehr hoch bezahlt werden. Wir wollen ihn Konrad Schmidt nennen. Dem Liebhaber gefiel das schlichte, sympathische Gemälde und er erwarb es zu einem freilich nicht geringen Preise.

Nach einiger Zeit kam er wieder zu dem Kunsthändler und eröffnete ihm, daß er das Bild zurückgeben müsse. „Es tut mir furchtbar leid", sagte er, „das Bild ist nicht echt. Es ist nicht von Konrad Schmidt."

„Aber es steht ja der Name von ihm selbst geschrieben darauf."

„Das ist es eben. Die Bezeichnung ist gefälscht."

„Das glaube ich nicht: aber selbst wenn sie gefälscht wäre, so ist das Bild von Schmidt gemalt. Ich kann dafür garantieren."

„Das tun Sie lieber nicht. Ich habe das Bild Herrn Professor Schmidt selbst gezeigt, und er hat mir gesagt, daß er es nicht gemalt hat. Sie werden begreifen, daß ich dem Künstler in dieser Angelegenheit mehr glaube als Ihnen."

„Damit haben Sie ja vollständig recht: aber der Herr Professor kann vergessen haben, daß er das Bild gemalt hat."

„Nein, so liegt der Fall nun doch nicht. Schmidt sagt mir, das Bild sei so langweilig, daß er es nur als eine Nachahmung bezeichnen kann und noch dazu als eine schlechte."

„Ach was, Unsinn! Erinnern Sie sich doch nur, wie gut Ihnen das Bild gefallen hat; lassen Sie sich nichts einreden."

„Ich lass' mir auch nichts einreden; vom Herrn Professor nicht, aber von Ihnen auch nicht. Ich will aber kein Gemälde in meiner Sammlung haben, von dem der Künstler, dem es zugeschrieben wird, selbst sagt, daß er es nicht gemacht habe. Wollen Sie das Bild zurücknehmen oder nicht?"

„Nein, ich nehme es nicht zurück. Der Herr Professor kann sagen, was er will. Ich weiß, daß er das Bild gemalt hat und lasse mir den Ruf meines Geschäftes nicht schädigen."

„Dann muß ich Sie verklagen."

„Das ist mir sogar erwünscht."

Der Sammler ging entrüstet fort und übergab die Angelegenheit einem Rechtsanwalt. Dieser wendete sich an den Maler und bekam die schriftliche Bestätigung, daß das Bild weder von ihm gemalt noch bezeichnet sei. Darauf nahm

Digitized by Google

die Sache ihren Lauf. Der Sammler verklagte den Kunsthändler, der nach wie vorher hartnäckig auf seiner Meinung stehen blieb, aber natürlich nicht die mindeste Aussicht hatte, den Prozeß zu gewinnen. Endlich kam der Tag der Verhandlung. Der Tatbestand wurde festgestellt und es wurden die üblichen Gegenreden der Anwälte und Sachverständigen gewechselt. Die Entscheidung lag bei dem Künstler, der zur Verhandlung geladen war. Dieser wurde schließlich vom Vorsitzenden aufgefordert, unter Eid seine Erklärung abzugeben, und so war der klare Schluß der Verhandlung gekommen. Da erklärte Professor Schmidt, den Eid nicht schwören zu können. „Das Bild ist echt. Ich habe es gemalt und selbst bezeichnet." Da fuhr nun der Richter auf. „Aber Herr Professor, was soll ich mir da denken? Warum machen Sie denn eine solche Geschichte! Erst lassen Sie die Anwälte schreiben und dann uns alle hier eine Stunde lang hin und her reden und jetzt geben Sie die Erklärung, daß das Bild echt sei. Wie kommen Sie zu einem solch sonderbaren Verhalten?" Da sagte der Künstler leise: „Das Bild gefällt mir nicht mehr; ich wollte es aus der Welt schaffen." So behielt der Kunsthändler recht und der Sammler das Bild.

Dieser Fall ist zwar sehr extrem; aber er zeigt uns dafür mit besonderer Deutlichkeit, welche komplizierten Fälle es im Kunsthandel gibt.

Nachwort zum Fall Hauptmann.

Der Verlag S. Fischer in Berlin hat zum fünfzigsten Geburtstage Gerhart Hauptmanns eine sechsbändige Volksausgabe seiner Gesammelten Werke veranstaltet[1]), die — ich unterschreibe jedes Wort der Selbstanzeige des Verlags — „in der Vereinigung von Vollständigkeit, Geschmacksicherheit und, was das wichtigste ist, Billigkeit unter den Gesamtausgaben lebender Dichter ihresgleichen in unserm Buchhandel nicht hat". Es wäre ungerecht die ältere Ausgabe der Werke Hauptmanns neben sie zu legen, vielleicht die schönste, die je von einem deutschen Autor gedruckt wurde; besäßen wir doch die Werke Goethes, Mörikes, Kellers mit solcher Type auf solchem Papier!

Was nicht, durchaus nicht unterschrieben werden kann, ist ein anderer Satz jener Selbstanzeige: „Über das Werk des Dichters erübrigt sich jedes Wort, es ist zum Besitz des Volkes geworden wie kein anderes im letzten Menschenalter." Wenn es der allgemeine Unstern unserer Literatenliteratur ist, daß sie vom Volk nicht rezipiert wird, so ist bei keinem unserer Zeitgenossen das Mißverhältnis zwischen Erfolg und Berühmtheit so schreiend, wie bei Hauptmann. Niemals gab es einen Autor, von dem fast jedes einzelne Werk selbst von

[1]) Gerhart Hauptmann, Gesammelte Werke. Volksausgabe in sechs Bänden. In Leinen gebunden M 20.—, in Halbleder M 26.—.

Digitized by Google

seinen Anhängern derart preisgegeben, die Gesamtleistung hingegen dermaßen und trotz alledem gepriesen worden wäre. Wir kennen in der Literatur keinen Fall, in dem versucht worden wäre eine Summe negativer Größen so dreist mit einem positiven Vorzeichen zu versehen. Kein einziges Werk Hauptmanns hat sich auf den Spielplänen der deutschen Theater zu behaupten vermocht, es sei denn allenfalls der Biberpelz, der dem Possenbedürfnis eines Spießbürgertums mit satirischen Anwandlungen entgegenkommt. Das Schicksal aller andern Werke, vielmehr jenes Drittels, Viertels, Fünftels des Gesamtwerks ist, ab und zu, weil irgendein Gast die eine Rolle spielt, irgendein neuer Darsteller die andere vor zehn Jahren mit Erfolg gespielt und noch nicht vergessen hat, zwischen einem Ehebruchs-Schwank und den Fünf Frankfurtern neueinstudiert zu werden, leere Häuser zu machen, zu verschwinden. Heine machte sich über Platen lustig, der Iliaden und Odysseen prahlend ankündigte. Hauptmann zehrt seit fünfzehn Jahren von einem Vergangenheitsruhm, der damals schon als Vorschuß für zukünftige Leistungen gemeint war. Das jeweils zur Diskussion stehende Werk wird verbindlich, bereitwillig, unter vier Augen geopfert. Aber, gibt man uns zu verstehen, Hauptmann gab uns immerhin . . . man stockt: denn beim letzten „immerhin" bezog man sich aufs vorvorletzte. Aber er wird uns doch einmal geben, er muß uns doch endlich einmal geben . . .

Es läßt sich nicht vermeiden in diesem Zusammenhange nochmals von jenem „Festspiel in deutschen Reimen" zu sprechen, von dem freilich die Veranstalter des kindischen Entrüstungsspektakels am liebsten ihr Leben lang nichts mehr hören möchten. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich abermals beschämend, wie weit die Deutschen in Dingen des nationalen Taktes hinter anderen Nationen zurückstehen. Als vor Jahren Sardou in seinem Revolutionsstück Thermidor eine Schilderung der Schreckenszeit auf die Bühne brachte, die sich ungefähr mit derjenigen im zweiten Teil der *Origines de la France contemporaine* von Taine deckt, hielt Clémenceau in der Kammer seine berühmte Rede über das Thema *La Révolution est un bloc.* Das Stück mußte abgesetzt werden, weil die Nation es nicht duldete. Man stelle sich vor, Gabriele d'Annunzio hätte zur Unabhängigkeitsfeier des dritten Italien ein Festspiel gedichtet, in welchem Österreich ungefähr die Rolle gespielt hätte, wie bei Hauptmann Frankreich, Radetzky diejenige Napoleons, Garibaldi die Blüchers, und das ebenfalls genau da aufgehört hätte, wo es hätte beginnen müssen, bei den *cinque giornate:* das italienische Publikum, das vor kurzem erst nicht erlaubte, daß das Machwerk einer Frau Toselli in einem römischen Theater gespielt werde, hätte sich gegen eine Verunglimpfung seiner nationalen Erinnerungen mit seinem ganzen Temperament gewehrt. Der Unwille der Nation hätte das Werk in einem Augenblick von der Bühne weggefegt, wenn Verfasser und Komitee wirklich so naiv gewesen wären es auf sie zu bringen. Nicht daß die letzten paar Aufführungen des

Digitized by Google

deutschen Festspiels abgesetzt werden mußten ist ein Skandal, sondern daß die erste zu Ende gespielt werden konnte. Das Publikum hätte wie ein Mann aufstehen und gehen müssen bei der Stelle, wo der alte Fritz, das Deutsche radebrechend, eingeführt wird; hier war der Punkt, wo die Taktlosigkeiten und Albernheiten des Textes als unerträglich empfunden werden mußten. Daß sie nicht so empfunden wurden, beweist nur, daß die Zuschauer historisch und künstlerisch gleich unreif waren.

Wenn der deutsche Kronprinz drohte, sein Protektorat über die Breslauer Ausstellung niederzulegen wofern das Stück nicht abgesetzt werde, so machte er nur von einem Rechte Gebrauch, das jeder Privatmann als Protektor hat: seinen Ehrenvorsitz niederzulegen, wenn ihm irgend etwas an der Sache nicht paßt. Ich setze den Fall, Hauptmann hätte in seinem Festspiel Ausfälle, wie er sie auf die Katholiken zu machen für angebracht hielt auf die Israeliten gemacht und der deutsche Kronprinz daran berechtigten Anstoß genommen: die ganze linksliberale Presse, die sich in Entrüstung nicht genug tun konnte, hätte ihm zugejubelt, und alle Schmocks geschrien wie ebensoviele Shylocks:

O excellent young man!
'tis very true: o wise and upright judge!
How much more elder art thou than thy looks!

Da an dem Werke, von dem selbst der neueste Katalog von S. Fischer sich nur eineinviertel Seiten zu zitieren getraut, nichts zu retten war, mußte der Skandal vom literarischen aufs parteipolitische Gebiet hinüber eskamotiert werden. Veteranen, die sich über das Festspiel entrüstet hatten, waren natürlich lauter Idioten. Die Versammlungsschreier hingegen, die sich über seine Absetzung entrüsteten, waren die Blüte deutscher Intelligenz. Man wetteiferte zu protestieren, zu telegraphieren und sich zu blamieren. Die traurigste Rolle bei der Komödie spielte der Verfasser. Man schämte sich für ihn, wenn er mit jedem neuen Antworttelegramm mutiger und aggressiver wurde und sich immer besser in die Rolle des Volkstribunen fand. Karl Kraus hat in der Julinummer der „Fackel" unter der Überschrift „Und Hauptmann dankt" den ganzen Humor dieser Protest- und Danktelegramme so endgültig formuliert, daß jedes Wort überflüssig wäre.

Vom Lohengrin aber muß noch gesprochen werden. Im letzten Heft zitierte ich zehn Seiten lang aus diesem Volks- und Jugendbuch, und schloß: „Ihr meint, diese unqualifizierbare Verballhornung einer unserer herrlichsten deutschen Sagen sei natürlich sofort von den zuständigen Richtern, nämlich den Germanisten unserer Universitäten, gehörig gebrandmarkt worden: ihr täuscht euch, Freunde! Auf der ganzen Linie wird dies Machwerk totgeschwiegen." Ich setze den Fall, Edmond Rostand hätte für die *Bibliothèque rose* von Hachette das Rolandslied bearbeitet, und seine Leistung stünde etwa auf dem Niveau

Digitized by Google

des Hauptmannischen Lohengrin: die ganze französische Kritik wäre rebellisch geworden, Romanisten vom Fach, Literarhistoriker, die angesehenen Kritiker hätten sich sofort, einmütig und empört gegen das Werk gestellt. Sie hätten das für ihre Pflicht gehalten, und es wäre auch ihre Pflicht gewesen. Die literarischen Supplements und die großen Revüen von England, die noch nicht von dem in Deutschland üblichen Wettloben angekränkelt sind, würden in einem solchen Fall unerhört grob, ganz zu schweigen von der italienischen Kritik, von Benedetto Croce angefangen bis zum letzten Chronikschreiber des Fieramosca. Wo waren die Herren Gustav Roethe, Konrad Burdach, Wolfgang Golther, als dieser „Lohengrin" erschien? Ich nenne absichtlich nur Germanisten, deren besonderes Arbeitsgebiet das deutsche Mittelalter ist, und die sich sonst durchaus nicht scheuen an die Öffentlichkeit zu treten. Weder in Frankreich noch in England noch in Italien wäre das Festspiel, wäre der Lohengrin möglich gewesen, ohne daß ihr Verfasser im selben Augenblick unmöglich geworden wäre.

Kenner der letzten Dramen Hauptmanns sind nur von dem sprachlichen Bankrott des „Lohengrins" überrascht. In allem Motivischen hingegen, in der Art, die Charaktere zu modernisieren, sie durch pathologische Mätzchen interessant zu machen, die Handlungen vertiefen, die Psychologie verfeinern zu wollen, war „Der arme Heinrich", war „Kaiser Karls Geisel", von der „Griselda" ganz zu schweigen, nicht um ein Haar besser. Die Verluderung der Sprache freilich ist im „Lohengrin" so unerhört, daß man sich an den Kopf greift und fragt, wie es nur möglich war, nicht etwa daß Hauptmann das Zeug herausgab — Hauptmann gibt, da er keinen Funken Selbstkritik hat, alles heraus —, sondern daß Ullstein das Zeug druckte. Das Unbegreiflichste bleibt die Haltung der deutschen, voran der Berliner Kritik. Noch niemals, seit den Tagen der Romantiker, hat sich Deutschland so um seine alten Volksbücher bemüht: Diederichs brachte seine wunderschönen Bände nach den ältesten erreichbaren Fassungen; Langewiesche-Brandt und der Inselverlag folgten ihm mit billigeren Ausgaben der Volksbücher nach alten Drucken; Jakob Grimms Waltharilied, Wilhelm Grimms Armer Heinrich, die Eddageschichten der beiden Brüder — Muster um Muster kommt heraus, Herr Hauptmann braucht nur mit Verstand lesen und mit Bescheidenheit nachahmen — nein, er will wieder einmal um jeden Preis apart sein, hat wiederum keine Ahnung von Stil, von Tradition, von Kultur, von Pflicht des Erben, und schreibt einen „Lohengrin" hin, so unqualifizierbar, daß das stärkste Wort der Kritik zum Euphemismus würde: aber alles bleibt ruhig, als ob nichts geschehen wäre. Hat denn kein Mensch ein Gefühl dafür, wie sich dieser ewig experimentierende Dilettant an unserm ehrwürdigsten Erbgut, an unserer deutschen Vergangenheit, an unserer deutschen Literatur in einem fort versündigt, wie er immer wieder nach den herrlichsten Stoffen greift um sie immer noch rettungsloser zu verpfuschen? J. H.

Digitized by Google

Zur Frage des Kinderhandels.

Von Prof. Dr. med. Ernst von Düring (Semmering).

Fast möchte ich verzichten, die Absicht auszuführen, für die ich die Herausgeber der Süddeutschen Monatshefte um Raum in dieser Zeitschrift gebeten habe.

Je mehr man sich in die Frage des Kinderhandels vertieft, um so mehr wächst das zu bewältigende Material an Tiefe und Umfang. Es ist selbstverständlich, daß sich sofort die Frage nach den Gründen, den Ursachen, den Quellen des Kinderhandels stellt und nach der Möglichkeit seiner Bekämpfung. So merkwürdig es klingt: so bald man sich in diese Seite der Frage vertieft, verlieren die Einzelheiten, die Einzeltatsachen des Kinderhandels an Interesse (wenn man, was für viele auch obrigkeitliche Personen noch nötig ist, die Überzeugung von der Tatsächlichkeit der erwähnten Mißbräuche gewonnen hat), und mit viel zwingenderer Gewalt wird unsere Aufmerksamkeit auf die Gründe der Möglichkeit solcher Vorkommnisse in unseren Verhältnissen und die Wege zu ihrer Abstellung gelenkt.

Es ist mir sehr bewußt, daß ich mich hier in allem mit fremden Federn schmücke. Besonders bin ich für überzeugendes, aktenmäßig belegtes Material Herrn Pfarrer Bruns in Straßburg i. E. dankbar, der mir die Benutzung in uneigennützigster Weise gestattet hat. Eine Reihe seiner Mitteilungen finden sich in den Schriften der Schwester Henriette Arendt. Ich halte es für meine Pflicht, nach dem was ich habe kontrollieren können, für die unbedingte Zuverlässigkeit und Richtigkeit des Materials der Arendt mich zu verbürgen; und da, wo Irrtümer untergelaufen sind, handelt es sich um Nebensächlichkeiten; auf alle Fälle ist an ihrer *optima fides* auch nicht der geringste Zweifel berechtigt.

Das Material, dem die überzeugendste Kraft von Tatsächlichkeit, Umfang und Tendenz des Kinderhandels zukommt, wird nicht so sehr durch die gelegentlichen Prozesse und durch die polizeilichen Mitteilungen gewonnen.

Vielmehr haben es sich die selbstlosen Arbeiter in dieser sozialen Frage in der Weise verschafft, daß sie trotz persönlicher Opfer an Zeit, Kraft und Geld, trotz der Gefahr insultiert zu werden, trotz der Unannehmlichkeit, von den Behörden als lästig empfunden zu werden[1]) den Zeitungsinseraten über Adoption, Kinderunterbringung usw. teils in langwieriger Korrespondenz, teilweise persönlich nachgegangen sind. Wenn man die Einzelheiten dieser Verhandlungen und Wanderungen liest, dann faßt man sich an den Kopf und fragt sich, wie es möglich ist, daß so etwas in unserem so wohlgeordneten Staatswesen vorkommen kann.

[1]) Der Raummangel verbietet hier Einzelheiten mitzuteilen. Man wolle sich hierfür mit „Kinder des Vaterlandes" von Schwester Henriette Arendt, Stuttgart, Clausnitzer, bekannt machen.

Digitized by Google

Noch mehr aber fragt man sich erstaunt, verwundert, empört, wie es möglich ist, daß die Behörden demgegenüber sich in der Frage der Tatsächlichkeit des Kinderhandels so ablehnend und in den Bestrebungen zur Abstellung der Ursachen so gleichgültig verhalten können.

Anstatt eine Fülle von Einzelheiten mitzuteilen, die aus dem Zusammenhang gerissen stets eben als „Einzelfälle" an Farbe verlieren, will ich zuerst Beweise für diese Auffassung der Behörden und die Gegenäußerungen nicht von Einzelpersonen, sondern von Organisationen bringen, denen gegenüber die achselzuckende Kritik des „Fanatismus", der „Unzuverlässigkeit" doch wohl nicht in Frage kommen.

Am 27. Dezember 1912 richtete der Abgeordnete Dr. Werner-Gießen, an den Deutschen Reichstag folgende kurze Anfrage:

„Sind dem Herrn Reichskanzler die ungeheuerlichen Tatsachen des Kinderhandels bekannt? Besteht bejahendenfalls die Absicht, die entsprechenden wirksamen Maßregeln dagegen zu ergreifen?"

Die Antwort lautete:

„Der Stellvertreter des Reichskanzlers. Berlin, den 14. 2. 13.

Die Anfrage Nr. 26 des Mitglieds des Reichstags Dr. Werner-Gießen wird wie folgt beantwortet:

Es ist der Reichsleitung bekannt, daß in der Tagespresse und in Broschüren von Zeit zu Zeit Behauptungen über einen angeblich, teilweise sogar mit Duldung der Behörden, betriebenen Kinderhandel aufgestellt werden. Erkundigungen bei den in Betracht kommenden Bundesregierungen haben ergeben, daß solchen Fällen, soweit das Inland in Frage kam, und soweit es bei den verschiedentlich viele Jahre zurückliegenden angeblichen Vorgängen nach Lage der Sache irgend möglich war, genau nachgeforscht ist. Nach den Ermittlungen der Behörden haben entweder die Angaben sich als auf höchst unzuverlässigen Informationen beruhend, als völlig unkontrollierbar oder stark übertrieben herausgestellt. In den vereinzelten Fällen, in denen der Nachweis wirklicher Mißstände, wenn auch nicht in dem behaupteten Umfang erbracht wurde, sind von den Behörden die erforderlichen Maßnahmen ergriffen worden. Insbesondere ist auch die nötige Aufmerksamkeit den sogenannten Adoptionszentralen zugewendet, die lediglich zum Zwecke des Geldverdienens die Vermittlung von Pflegestellen für uneheliche Kinder, sowie den Nachweis solcher Personen, die elternlose und andere Kinder an Kindesstatt annehmen wollen, durch Inserate besorgen. Hierbei gelangen unter Umständen nicht einwandfreie Mittel zur Anwendung. Gegen bedenkliche Erscheinungen auf diesem Gebiete ist, soweit eine Handhabe hierzu geboten war, mit Nachdruck eingeschritten. Bei dieser Sachlage bedarf es eines Eingreifens der Reichsleitung nicht, zumal es sich um Vorgänge handelt, deren Prüfung und Verfolgung der Zuständigkeit der Einzelstaaten unterliegt. Dr. Delbrück."

Als Henriette Arendt, die durch ihre Veröffentlichungen in Stuttgart sich so unliebsam gemacht hatte, daß sie es vorzog als Polizeiassistentin ihren Ab-

Digitized by Google

schied zu nehmen, sich an das Berliner Polizeipräsidium wandte um Unterstützung ihrer Bestrebungen, wurde sie unter folgender Begründung abgewiesen: das Kgl. Polizeipräsidium in Berlin habe „kein Ressort für Kinderhandel".

Daß im „Kinderhändler" von der Arendt veröffentlichte Material verdankt sie großenteils deutschen Behörden; ebenso steht es mit dem Material des Pfarrer Bruns. Sehr häufig bitten die betreffenden Beamten, bei Veröffentlichungen die Namen fortzulassen. Die mitgeteilten Tatsachen sind alle aktenmäßig bewiesen, die Täter zum Teil mit Gefängnis bestraft. Gerade eine der meist bezweifelten Tatsachen: daß deutsche Kinder nach Rußland verschleppt und dort von Verbrechern für Bettelzwecke künstlich verstümmelt werden, daß man in der Nähe von Wilna an einem einzigen Orte 78 solcher Kinder auffand, diese fast unglaublich klingende Tatsache verdankt die Verfasserin der Broschüre dem Landrat des betreffenden Bezirkes, der selbst das Verbrechernest aufgehoben hat.

Nach jeder Richtung hin unterrichtend und bezeichnend ist folgende Mitteilung der Schwester Arendt, die ich ohne Bemerkung hierher setze:

„Im Jahre 1911 habe ich berichtet, daß in Reinickendorf bei Berlin eine Familie, die den tiefsten Schichten der menschlichen Gesellschaft angehört, Kostkinder hatte, daß die Frau, eine sehr verdächtige Persönlichkeit, Waisenpflegerin war, und daß der Reinickendorfer Generalvormund so wenig Verständnis für seine Aufgabe hatte, daß er es wagte, diese Leute in der Presse als „braves, erprobtes Ehepaar" zu bezeichnen. Was dieses „brave, erprobte Ehepaar" in den Verbrecherkaschemmen trieb, und wieviele Kinder es vom Leben zum Tode befördert hatte, verschwieg der Herr Berufsvormund.

Welches Verständnis dieser Herr seiner Aufgabe entgegenbringt, beweist wohl am besten folgende Tatsache, die eigentlich in die Spalten eines Witzblattes aufgenommen zu werden verdiente:

Die Berliner Stellenvermittlerin Frau Poppenberg, Neue Jakobstr. 13, die mir als Kinderhändlerin bezeichnet wurde, bestätigte mir in Gegenwart von Frau Adele Schreiber und noch einer Dame, daß sie Berliner und ausländische Kinder zu festen Preisen, die zwischen 300 Mark für Proletarierkinder und 5000—10000 Mark für Kinder prima Rasse schwanken, verkaufe und zwar liefere sie hauptsächlich nach Rußland. (Siehe „Kleine weiße Sklaven" S. 98.) Ihr Mann, der früher Tapezierer und dann Tanzlehrer war, leite jetzt den Kinderhandel. Sie bestätigte uns ausdrücklich, daß sie der Frau Kahle in Reinickendorf, Provinzstraße 94, mehrere Kinder zu unbekannten Zwecken geliefert habe. Als ich daraufhin eine Anzeige bei dem mehrfach erwähnten Reinickendorfer Berufsvormund erstattete, begnügte dieser sich damit, den ehemaligen Tapezierer und Tanzmeister telephonisch anzufragen, ob er tatsächlich mit Kindern handle. Als dieser energisch verneinte, machte der Herr Berufsvormund folgende Notiz in die Akten: „Nachdem Poppenberg mich telephonisch versichert hat, daß er nicht mit Kindern handelt

Digitized by Google

und auch der Familie Kahle in Reinickendorf keine Kinder vermittelt hat, erweist sich auch diese Behauptung der Schwester Arendt als Verleumdung!"

Der Herr Berufsvormund hatte dann sogar den Mut, mich wegen Verleumdung bei der Staatsanwaltschaft anzuzeigen. Das Verfahren wurde eingestellt, nachdem ich den Beweis für meine Behauptungen erbracht hatte. Das Ehepaar Poppenberg wurde nun vonseiten der Berliner Kriminalpolizei aufgefordert, sich mit den Büchern betr. Kinderhandel an einem bestimmten Tage auf dem K. Polizeipräsidium einzufinden. Das tat es natürlich nicht und somit war der Kinderhandel in Berlin und Reinickendorf endgültig aus der Welt geschafft!"

Dieses eine Beispiel genügt für viele! Aber auch von anderer Seite liegt die Bestätigung vor, daß Kinderhandel getrieben wird und ich setze eine Reihe solcher Äußerungen her, in denen schon auf die Ursachen, Quellen und Wege des Kinderhandels hingewiesen wird — was an Folgerichtigkeit der Disposition dadurch verloren geht, wird an Beschränkung in meinen Ausführungen gewonnen.

Im Auftrage des Berliner Kinderrettungsvereins schreibt Dr. Israel, Gerichtsassessor, am 18. 9. 11 im „Berliner Tageblatt":

„Daß in Groß-Berlin mit Kindern Handel getrieben wird, ist jedem bekannt, der auf diesem Gebiet der Kinderfürsorge tätig ist, und diese Tatsache läßt sich ebensowenig bestreiten, wie die, daß in Berlin Diebstähle vorkommen. Es ist auch richtig, daß die bestehenden gesetzlichen Bestimmungen verbessert und die dem Schutz der Kinder dienenden Einrichtungen weiter ausgebaut werden müssen, um den Kinderhandel zu unterdrücken."

Im Auslande, besonders in der Schweiz, ist gerade durch die Nachforschungen und Anfragen von Deutschland aus die Aufmerksamkeit auf den Kinderhandel gelenkt, und wie man dort die Pflicht auffaßt, beweisen folgende Ausschnitte.

Der Amtsvorstand der Stadt Bern erläßt Januar 1913 nachstehende Bekanntmachung betreffend Kindes-Annahme (Adoption):

„Die vom Amtsvorstand auf verschiedene Zeitungs- und Anzeigeinserate hin angestellten Nachforschungen haben ergeben, daß die meisten Annoncen, die sich auf Annahme oder Abgabe von Kindern zur Adoption beziehen, in Wirklichkeit auf verkappten Kinderhandel hinauslaufen. Die Personen, die sich auf diesem Wege zur Annahme eines Kindes melden, stecken regelmäßig in schwierigen finanziellen Verhältnissen und suchen sich durch eine sogenannte Abfindungssumme wieder aufzuhelfen. Diejenigen aber, die ihr Kind gegen eine Entschädigung anbieten, suchen sich desselben auf möglichst billige und bequeme Art zu entledigen. Das Los derart verschacherter Kinder gehört zum Traurigsten, was es überhaupt geben kann. Der städtische Amtsvormund macht es sich zur Pflicht, gegen diesen Kinderhandel mit aller Schärfe anzukämpfen, und er bittet alle Personen, die von solchen Fällen Kenntnis erhalten, ihm dieselben anzuzeigen. Kinderlose Eheleute oder alleinstehende Personen, die gerne einem verlassenen Kinde Elternstelle er-

Digitized by Google

setzen möchten oder Mütter, die umständehalber gezwungen sind, ihr Kind zur Adoption abzugeben, wollen sich zu diesem Zwecke ausschließlich an den Amtsvormund wenden."

Ich übergehe einige, durch die subjektivere Färbung mehr der Kritik ausgesetzte, aber immerhin die Tatsache besonders des Verkaufs von Kindern an Bordelle feststellende Eingaben der „Schweizerischen Vereinigung für Frauen- und Kinderschutz". Dagegen scheint mir der folgende Passus aus der Feder des Zivilgerichtspräsideten Dr. Alfred Silbernagel in Basel in einem Artikel „Strafrecht und Jugendfürsorge" unbedingt hieher zu gehören:

„Die Bedeutung der Gefahren des internationalen Kinderhandels, die nicht geringer sind als die des internationalen Mädchenhandels, und mit diesem viel Ähnlichkeit haben, sind erst in den letzten Jahren recht erkannt worden, dank besonders der hingebenden Aufklärungsarbeit der Prinzessin Lwoff in Grafrath bei München und der Schwester Henriette Arendt. Manche uneheliche Mutter, die, verleitet durch Adoptionsannoncen und Ähnliches, ihr Kind zu einer fremden Person mit oder ohne Abfindungssumme zur Erziehung abtritt, erfährt erst später, daß sie das Opfer von Schwindlern geworden, daß die angegebenen Adressen falsch sind, das Kind auf Nimmerwiedersehen verschwunden ist und vielleicht zu unlauteren Zwecken gebraucht wird. — Das Absatzgebiet ist beim Kinderhandel noch größer als beim Mädchenhandel. Zur Prostitution kommt noch der Professionsbettel. Die Kinder werden damit der größten sittlichen Verwahrlosung überliefert. Stadtrat Münsterberg berichtete, in London könne jeder, der die Quelle kenne, soviel kleine Kinder mieten als er wolle. Dabei erzielt man natürlich im Professionsbettel mit verstümmelten Kindern größere Gewinne als mit normalen. In Rußland und Spanien sind besondere Häuser ausgehoben worden, in denen im großen fremde Kinder mit allem Raffinement zu Krüppeln verstümmelt wurden zu Bettelzwecken. Die Bekämpfung des internationalen Kinderhandels ist derjenigen des Mädchenhandels anzupassen. Für die Schweiz kommt fast nur der Exporthandel mit Kindern und die Solidarität im Kampfe der Staaten, im Kampfe der Kulturwelt gegen diese international wirkende Klasse des Verbrechertums in Betracht. Die Schweiz, die mit dem Vorentwurf von 1908 neue Bahnen für das Jugendstrafrecht den andern Staaten wies, würde auch dadurch, daß sie mit der gesetzlichen Bekämpfung des internationalen Kinderhandels vorangehen würde, ein Werk des Fortschritts und der Menschlichkeit beschließen."

Um einen Geschmack von der Korrespondenz zu geben, die zur Aufdeckung der Mißstände geführt hat, setze ich folgende Beispiele hierher, die ich dem Material des Herrn Pfarrer Bruns und der Schwester Arendt entnehme.

Auf Anfragen bei verschiedenen Hebammen und Stellenvermittlerinnen in Berlin, Breslau, München, Straßburg, Metz, Köln, ob sie auch die Vermittlung von Kindern zum Zweck der Adoption übernehmen, antwortete eine große Zahl bejahend.

Das „Institut Bavaria für Kinder-Kostplätze" in München, dessen Inserate

Digitized by Google

in den Münchener Zeitungen immer zu lesen sind, antwortete auf eine Anfrage, wieviele Kinder es zu vergeben habe:

„Ewig Wohlgeboren!

Bezüglich Ihres geehrten teile ich höflichst mit, daß mir die Sache zu überraschend gekomme und ich vorleufig noch nicht rechnen kann, wie viel Kinder ich zusammen bringe, vorleufig hätte 5 Knaben von 1/2, 5/4, 5/4, 2 und 2 1/2 Jahren, 3 Mädchen 3/4, 5/4 und 6 J. zu vergeben, für diese Kinder wird nichts bezahlt und auch nichts verlangt, hätte noch einige Mädchen, wo ich weiß, daß sie vergeben würden, im alter von zirka 2 und 10 bis 12 J., jedoch sind diese Leute Umgezogen und hab ich sie noch nicht ausfindig gemacht, merere Kinder sind auch Auswärts, wo ich auch mit die Eltern noch nicht Rücksprache nehmen konnte, alle die Mütter oder Väter wo ich Rücksprache nehmen konnte, wohlen aber eine „Garantie", daß es ihre Kleinen gut geht und sie in gute Hände kommen und möchten wenigstens die ersten Jahre einmal nachsehen dürfen, wie es dem Kinde geht, (was man ja niemand Verdenken kann) natürlich ohne sich als Eltern bei dem Kinde zu erkennen zu geben. Für alle Fälle soll ich nochmal mit Ihnen Rücksprache nehmen können, wie die Sache vor sich geht und wie die Kinder angenommen werden, wer sie an bestimmte Stelle bringen mus usw. Auch betreff einer weiteren Geschäftsverbindung möchte ich noch über verschiedenes mit Ihnen Rücksprache nehmen, da auch mitunter solche Kinder kommen, wo bezahlt wird, würde ich mich, wenn die Sache „Reel" betrüben wird, nur auf dieses Geschäft verlegen.

Einer gefl. Rückäußerung sehe entgegen in Hochachtung

Frau Pusl. München. Einlaß."

Die Gehilfin der Schwester Arendt suchte die Vorsteherin dieses Institutes auf. Sie gibt an, sie sei Adoptionsvermittlerin, sende die Kinder in das Ausland und könne natürlich nicht garantieren, daß die Kinder in gute Hände kämen, da sie die Leute, die ihr vom Ausland aus schrieben, nicht kenne. Hierauf erhielt die Gehilfin eine Liste von Kindern, deren Angehörige ausdrücklich darauf verzichteten eine Garantie für gute Unterbringung der Kinder zu erhalten. Die Liste dieser Kinder wurde dem Vormundschafts-Gericht in München übergeben. Dieses erklärte, daß das betr. Institut auf der „schwarzen Liste" stehe, trotzdem darf es Kinderhandel treiben.

Eine andere Münchener Stellenvermittlerin, Frau Sch., die als Nebengeschäft Kinderhandel treibt, bot einen hübschen Knaben für 600 Mark aus und erklärte bei persönlicher Rücksprache, daß sie schon viele Kinder „vermittelt", d. h. also verkauft habe.

Eine Berliner Ehevermittlerin, Frau Margarete Bornstein, antwortete auf eine Anfrage, ob sie auch Kinder vermittele:

„Sehr geehrte gnädige Frau! Berlin W. 15, den 15. 1. 13.

Ihre w. Zuschrift erhielt ich, und teile Ihnen erg. mit, daß ich gern bereit bin, für Sie an geeigneter Stelle ein Kind zu suchen. Ich bitte Sie mir zu diesem

Digitized by Google

Zweck 100 Mark für vorläufige Bemühungen zu senden, um damit die laufenden Ausgaben zu decken und beanspruche ferner nach Erfolg 2 Proz. von dem Vermögen des Kindes und von der Summe, die dafür gezahlt wird.

Mit bester Empfehlung Frau Margarete Bornstein."

Eine Frau, die früher unter Sittenkontrolle stand, jetzt ein Absteigequartier „für feine Herren" in Köln „auf dem Brand" hat, wegen Kuppelei vorbestraft sein soll, meldete sich auf ein Inserat „schönes, 5 jähriges Mädchen, ohne gegenseitige Vergütung an Kindesstatt abzugeben", zur Annahme des Kindes. Als meine Gehilfin die Frau besuchte, zeigte sie ihr die Wohnräume, in denen Bier, Wein usw. ausgeschänkt wird, dann ein Zimmer mit Divan, ganz orientalisch ausgestattet, und bemerkte dazu: „Das ist unsere Liebeslaube!" Betreffs des gesuchten „Adoptivkindes" meinte sie: „Wenn ich ein schönes Kind finde, werden die Herren ihm sicher viel schenken." Ob es ihr gelungen ist ein für ihren „Betrieb" passendes Kind zu finden, weiß ich leider nicht. — Der Fall wurde der Kriminalpolizei Köln übergeben.

Ein schwunghafter Handel mit den Kindern wird von französischen und deutschen Hebammen im Auslande getrieben (s. Henriette Arendt, Kinderhändler). Die Schwester Arendt hat mehrere solche „Deutsche Privatentbindungsheime" in Frankreich aufgesucht. Von diesen Frauen wird auch ein schwunghafter Handel mit deutschen Kindern getrieben, die ihre „diskreten" Mütter mit hoher Abfindungssumme den deutschen Hebammen zu beliebiger Verwendung überlassen. Aus solchem „Deutschen Entbindungsheim" in Nancy, dessen Besitzerin in Deutschland wegen Urkundenfälschung vorbestraft ist und sowohl bei den deutschen, wie bei den französischen Behörden im Verdacht der Engelmacherei steht, wurden ihr im letzten Jahre drei deutsche Kinder, ein hübsches dreijähriges Mädchen und zwei Knaben im Alter von 2—3 Jahren „ohne gegenseitige Entschädigung" angeboten. (Die betr. Hebamme hat natürlich eine hohe Abfindungssumme von den gewissenlosen Eltern erhalten.) „Obwohl ich mich ohne weiteres bereit erklärte, diese armen Kinder, die der Hilfe ihrer deutschen Landsleute in allererster Linie bedürfen, sofort zu übernehmen, auch meine Gehilfin nach Nancy sandte, um die Kinder abzuholen, wurden sie mir nicht übergeben. Das hübsche 3jährige Mädchen war angeblich zu Verwandten seines Vaters gekommen. (!) Jedenfalls hat die betr. Hebamme Händler gefunden, die ihr noch eine entsprechende Summe für diese armen kleinen Geschöpfe zahlen und unsere deutschen Kinder, deren Eltern zum großen Teil den höheren Ständen angehören, wandern in die scheußlichste Sklaverei nach allen Teilen der Welt."

Auf eine Anfrage bei einer Hebamme in Lüttich, Frau Dr. Dieffenbach, ob sie vielleicht ein kleines Mädchen von besserer Herkunft wisse, das an Kindesstatt abgegeben werden könnte, antwortete Frau Dr. Dieffenbach:

Digitized by Google

„Sehr geehrte Frau! Lüttich, den 20. Januar 1913.

Ich empfing Ihr geehrtes Schreiben und bin bereits bemüht, Ihnen für Gewünschtes zu sorgen. In einigen Tagen werde ich Ihnen diverse Photographien einsenden und wollen Sie dann die engere Wahl treffen. Da sie beabsichtigen, das Kind zu adoptieren, wäre es doch jedenfalls angebracht, daß man hier bei einem deutschen Notar die einstweilen nötigen Unterlagen festsetzte. Betreff der Vergütung dürften 1000 Mark wohl keineswegs zu viel sein, um so mehr der Notar 180 Mark beansprucht. Ich halte es nun am besten, daß Sie die Geldangelegenheit dann in meine Hände legen, wie ja auch die Arrangements mit Eltern oder Vormünder treffen muß. — Gerade Ihr Wunsch, ein blondes Kind mit blauen Augen zu finden, ist sehr schwer, da die hiesigen, bekannt schönen Kinder meist dunkel sind. —

Es wäre mir lieb, von Ihnen zu hören, ob Sie das Kind hier in Empfang nehmen wollen, da dieses der nötigen Formalitäten halber, dann doch wohl am besten wäre. Zum Schluß möchte ich mir nochmal die Anfrage erlauben, ob Sie für Bemühungen nebst Kosten alles in allem 1000 Mark festsetzen wollen?

Hochachtend Frau Dr. Dieffenbach."

Diese Blütenlese, die ich noch um vieles vermehren könnte, genügt wohl. Die interessantesten Fälle sind förmliche „Dossiers", ihre Mitteilung hat nur einen Sinn, wenn man sie *in extenso* wiedergeben kann, da sie sonst an Eindrucksfähigkeit verlieren.

Nur einige Zahlen möchte ich geben vom Umfange dieses Adoptionsschwindels, der sich aus der Zahl der Inserate und aus der Menge der mit solchen Vermittlungen beschäftigenden Anstalten ergibt.

Es fanden sich vom 1. September bis 14. Oktober 1912 im Breslauer Generalanzeiger 99 Annoncen von zur Adoption gesuchten Kindern (gegen „einmalige Abfindung" usw.) in der Breslauer Nationalzeitung 23, in der Kölnischen Zeitung 44. — In der Straßburger Post 1913 Nr. 45—188 fanden sich 26, im Monat Mai 5 (Pfarrer Bruns).

Ich selbst habe im letzten Monat in wenigen Tagen in der Frankfurter Zeitung über 20 solcher Annoncen festgestellt.

Wir haben in Deutschland eine ganze Reihe von Adoptionszentralen, die zum Teil häufiger — aus durchsichtigen Gründen — Firma und Wohnsitz wechseln. Ich nenne nach den Akten des Herrn Pfarrer Bruns nur folgende:

Adoptionszentrale H. A. Zech u. Co. in Berlin, Institut Charitas in Leipzig, Internationaler Pensionsanzeiger, Berlin (eines der „berühmtesten" Institute auf diesem „Markt"), Schneider Berlin, Haaser Berlin, Zwieser-Radeck Berlin, Käufler Berlin, Kinderfürsorge Hinrichs Berlin.

Eine dieser Adoptionszentralen, die Firma M. Schneider, Berlin, versendete auf solche Annoncen folgendes, auf der Schreibmaschine verfertigtes Zirkular.

Digitized by Google

Ich nehme keine Vorausbezahlung! Berlin. Datum der Post.
Allen Anfragen ist Rückporto beizufügen!

Ew. Wohlgeboren.

Wie ich in Erfahrung brachte, wünschen Sie ein Kind mit Abfindung als eigen anzunehmen; ich kann Ihnen bei der Erfüllung dieses Wunsches dienlich sein und wenn Sie meinem Rate folgen, werden Sie bald im glücklichen Besitz des Kindes nebst der Abfindung sein. Ich verfolge zu diesem Zwecke fast alle deutschen Zeitungen, was mit unsäglicher Mühe, Zeit und Geldunkosten verknüpft ist. Diese auf solche Weise erhaltenen Adressen der Eltern, welche Kinder diskreter Geburt mit Abfindung vergeben, sende ich Ihnen auf Wunsch jeden Sonnabend zu und zwar zum Preise von 5 Mark für 50 Stück solcher Adressen.

Sie können dann direkt mit den Eltern in Verbindung treten und rate ich Ihnen in Ihrem Interesse, Vorschüsse an Vermittler nicht zu zahlen, sollte von Ihnen über Ihre Person eine Auskunft oder Gebühr dafür gefordert werden, dann kann ich Ihnen diese für 2,50 Mark schnellstens besorgen, welche Sie dann in solchem Falle nur vorlegen brauchen.

Es werden täglich Kinder mit hohen Abfindungen angeboten und zwar bis 20000 Mark und mehr. Sie können sich aber auf solche Offerten nicht melden, weil dieselben Ihnen nicht zu Gesicht kommen oder Sie müßten schon tausende von Zeitungen abonnieren, was ein Vermögen kostet. Damit sich auch nicht zuviel Bewerber darauf melden, gebe ich die Adressen nur in beschränkter Zahl ab; es liegt daher in Ihrem Interesse, mir sobald wie möglich den anhängenden Bestellschein unterschrieben in einem Kuvert zuzusenden und gehen Ihnen dann die Adressen regelmäßig zu. Ich verlange keinerlei Vorausbezahlung, da ich nur durchaus reelle Sache habe und sage ich, wie jeder ehrliche Mensch „Erst die Ware, dann das Geld". Sie werden vielleicht sagen, da kann ich ja auch selbst nach einem Kind inserieren! Nun versuchen Sie es ruhig und ich kann Ihnen versichern, daß Sie für 50.00 Mark Inserate nicht die 50 Adressen erhalten und zwar aus dem einfachen Grunde, weil Leute, welche ein Kind mit Abfindung zu vergeben haben, nicht in den Zeitungen suchen, sondern Inserate einrücken lassen, um dadurch selbst die Wahl der Pflegeeltern zu erhalten.

Liegt Ihnen ernstlich daran, ein Kind mit Abfindung zu haben, dann zögern Sie nicht und gehen den von mir gezeigten Weg; ich bin fest überzeugt, daß auch Sie mir dann dankbar sein werden usw. usw.

Ich lasse das mir vorliegende Material wieder und wieder durch meine Hände gehen — es ist so enorm viel mitzuteilen — aber der Raum wird schon durch das mitgeteilte über Gebühr in Anspruch genommen!

Worauf es mir ankommt, ist weiteren Kreisen zu beweisen, daß die behördlichen Vertuschungsversuche eben Vertuschungsversuche sind; daß man den Männern und Frauen, die hier ohne anderes Interesse, als das der Menschenliebe, des Entsetzens über solches Elend arbeiten, nicht Mißachtung, Feindschaft, Intrigue — sondern Dank schuldet!

Digitized by Google

Wenn sie fehlen in der Form, so ist das für die Sache ganz gleichgültig: Wenn sie fehlen in der Richtung, in der sie Besserung suchen, so braucht man nur wirklich von oben her oder in geeigneter Form den Weg zur Besserung, zur Abstellung zu zeigen, und sie werden durchweg mit Freuden ihre Arbeit, ihre Erfahrungen in den Dienst der Sache stellen. Das anerkennt auch der Mann, mit dem alle in dieser Frage zusammenarbeiten sollten, der Mann, in dessen Händen nach meiner Ansicht Wille und Möglichkeit zur Hilfe in diesem Elend liegt — Prof. Dr. Klumker in Frankfurt a. M., vom Archiv der deutschen Berufsvormünder.

Wir kommen damit zu der Frage der Ursache, zur Frage, wie ist es möglich, daß so etwas vorkommt und vorkommen kann? Und wo ist ein Weg zur Besserung?

Für die unehelichen Kinder ist unbedingt in jeder Hinsicht hier so ungenügend gesorgt, daß es eine Schande ist. Das Vormundschaftswesen, die Aufsicht über Hebammen, Kostkinder-Eltern, Vormünder ist geradezu unglaublich mangelhaft.

In der 138. Sitzung des Preuß. Abgeordnetenhauses vom 21. 2. 13 hielt der konservative Abgeordnete von Wenden eine längere Rede über das Kinderelend in Deutschland und die Notwendigkeit seiner Bekämpfung. Er sagt in dieser Rede u. a.: „Der Staat darf die Kinder nicht ihrem Elend überlassen. Es ist geradezu himmelschreiend, wenn man sieht, was an Rücksichtslosigkeit und Böswilligkeit der menschlichen Phantasie gegenüber den wehrlosen Kindern verübt wird.“ Er spricht dann von der Rettungsarbeit der charitativen Vereine und daß von 639 hilfsbedürftigen Kindern nur 21 Aufnahme in den Anstalten der Vereine finden konnten, weil — keine Mittel zur Rettung der anderen Kinder vorhanden waren, „so daß die Kinder einfach wieder in das Elend zurückgeschickt werden müssen“! „Wenn wir hören, wie die Verwahrlosung oft unglaublich lange Zeit verborgen bleiben konnte, und diese Rettungsarbeit, wenn sie überhaupt schließlich glückte, mit den allergrößten Schwierigkeiten, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, Scherereien zu kämpfen hatte, wenn wir aus den Schriften des Kinder-Rettungsvereins, wie sie der Verein selbst bezeichnet, die unheimliche Erscheinung erfahren, daß jährlich eine große Anzahl von unehelichen Kindern kurz nach der Geburt spurlos verschwinden; und daß, wenn auch die grauenhaften Schilderungen einer ehemaligen Stuttgarter Polizeiassistentin von einem innerhalb Preußens und Deutschlands angeblich blühenden Kinderhandel, die seinerzeit nicht unerhebliches Aufsehen machten, sich bei strenger Nachprüfung als nicht den wahren Verhältnissen entsprechend erwiesen haben, daß gleichwohl die Tatsache, daß ein förmlicher Handel mit Kindern bei uns vorkommt, für jeden, der auf diesem Gebiete arbeitet, ebenso feststeht, wie — so heißt es in dem Bericht — diejenige, daß in Berlin Diebstähle vorkommen; wenn man dann von Schwindeladoptionen hört; wenn

Digitized by Google

wir weiter hören — das liegt allerdings auf einem ganz anderen Gebiete —, daß in einem städtischen Waisenhause an 120 Kindern durch Einimpfung lebender Tuberkelbazillen ein neues Tuberkuloseheil- und Schutzverfahren ausprobiert worden ist — meine Herren, da fragt man sich wirklich: leben wir tatsächlich im Zeitalter des Kindes? Verhindert muß jedenfalls werden, daß alljährlich Hunderte, ja Tausende von Kindern einfach aus Mangel an Mitteln zu ihrer Unterhaltung zugrunde gehen. Meine Herren, es ist das kostbarste Gut, was es da zu erhalten gibt: die Zukunft unseres Volkes, (Sehr richtig! im Zentrum) und wer durch Gründe ideeller Natur nicht zu haben ist, der sollte sich durch solche praktischer und wirtschaftlicher Art bestimmen lassen, diesem Gegenstande die ernsteste Aufmerksamkeit zuzuwenden. Einmal sollte der erschreckende Rückgang der Geburtenziffer — wir haben darüber ja schon unendlich viel verhandelt — allein schon genügend Veranlassung geben, um mit dem Kapital an kleinen Kindern äußerst sorgsam und sparsam zu schalten: dann aber, was für die Kinder im zartesten Alter aufgewandt wird, das sparen wir direkt oder indirekt, jedenfalls zehnfach, an den Kosten für die Siechen-, für die Kranken-, für die Irrenhäuser, an den Kosten für die Invaliditätsversicherung und nicht zuletzt auch an den Kosten für die Unterhaltung unserer Gefängnisse usw."

Nur weitgehende gesetzgeberische Maßnahmen können hier helfen — wenn die Arbeit von Behörden — die allein zu bureaukratisch, zu mechanisch, zu schwerfällig arbeiten — mit den Vereinen, Frauen, Männern in Berufs-Arbeit zusammenwirkt.

Zunächst sollte, wie Prof. Klumker (Frkf. Ztg. 26. 7. 13) sagt, keine Zeitung Anzeigen offenbaren Adoptionsschwindels oder diskreter Entbindung aufnehmen, außerdem aber sollte sie von Zeit zu Zeit auf die bestehenden Schutzeinrichtungen hinweisen und deren Kenntnisse in die weitesten Kreise tragen. Der weltfremde Vorwurf, daß durch den Schutz der unehelichen Kinder die Unsittlichkeit gefördert werde, wird sich heute wohl kaum ernsthaft hervorwagen. Der unehelichen Mutter helfen, für ihr Kind zu sorgen, sie ernsthaft an die Last wie an die Freuden der Mutter gewöhnen, und so ihrem Leben einen starken Halt geben, das tut doch diese Arbeit, von welcher Richtung sie auch ausgeht. Den unehelichen Vater zur Erfüllung seiner Pflichten anhalten, ihm alle die Wege leichtsinniger Preisgabe seines Kindes verlegen, die ihm unser Gesetz so weitherzig offen läßt, das wird schwerlich jemand verlocken. Jede ernsthafte Moral, sei sie religiös oder religionslos, wird in dem Schutz der Unehelichen eine wesentliche Förderung erblicken müssen. Freilich, so sehr auch die vielerlei Fürsorgeeinrichtungen örtlich der Not abhelfen können, so wird doch jenes Bedürfnis bestimmter Gruppen unehelicher Mütter gerade bei uns besonders berücksichtigt werden müssen. Erreichen wir eine lückenlose Aufsicht über die unehelichen Kinder, der sich keines entziehen kann, — und nur dadurch kann, was man

Digitized by Google

Kinderhandel nennt, ernstlich angefaßt werden — so werden jene unehelichen Mütter noch stärker als bisher nach Gelegenheit suchen, unerkannt zu entbinden, auch wenn sie gern bereit sind, für ihre Kinder zu sorgen. Es wird nicht leicht sein, diesem Bedürfnis abzuhelfen. Wenn z. B. alle jene Anzeigen aus der Presse verschwänden, vielleicht eines Tages gesetzlich unterdrückt würden, so müßte zugleich eine neue Schutzeinrichtung für jene Mütter geschaffen werden. Wie sie beschaffen sein soll, läßt sich nicht von vornherein bestimmen, sie muß sich aus dem Leben fürs Leben gestalten. Am ehesten käme etwas Brauchbares heraus, wenn man einer Vereinigung wie dem genannten Archiv die Mittel verschaffte, beratend und vorsorgend tätig zu sein. Schon heute wird das Archiv in solchen Fällen um Rat angegangen; meist gelingt es durch den einen oder anderen der vorhandenen Vereine zu helfen. Sobald wir ernstlich z. B. den diskreten Entbindungsanstalten, seien sie von Hebammen oder — was leider Gottes auch vorkommt — von Ärzten geleitet, in ihrem gemeinen Gebahren zu Leibe rücken, werden sich diese Anfragen mehren. Jedem negativen Schritt muß eine positive Hilfe vorangehen. Jede kann ja diese Hilfe, wie es beim Archiv oft geschieht, anonym in Anspruch nehmen, unter dem Vorwande, einer Bekannten oder einer Fremden in bestimmter Lage helfen zu wollen. Erst aus hunderten solcher Hilfen wird sich herausgestalten, was außer den bestehenden Organen als neue Vorkehrung erforderlich ist.

Neben den großen Bewegungen für eine bessere Rechtsstellung des unehelichen Kindes, einer Reform der Armenpflege für Kinder und vor allem einem Ausbau der Berufsvormundschaft bleibt hier für praktische Fürsorge stets ein reiches Betätigungsfeld. Eine große Stiftung, um den Schutz der unehelichen Kinder im Deutschen Reiche nach allen diesen Richtungen zu fördern, wäre die beste Bekämpfung des Kinderhandels, zugleich ein wahrhafter Fortschritt ersten Ranges in der Säuglingsfürsorge.

Pfarrer Bruns sagt in einem, demnächst an maßgebender Stelle vorzulegenden Bericht:

„Daß gesetzliche Maßnahmen getroffen werden müssen, diese Überzeugung dringt in immer weitere Kreise. Wir müssen gesetzliche Grundlagen haben, die dem Kampfe gegen das Kinderelend Berechtigung, Nachdruck und Hilfe bieten, und die Behörden müssen in Verbindung mit privaten Organisationen und durch Unterstützung derselben ihre Pflicht tun. Für uns handelt es sich in erster Linie um den weiteren Ausbau des schon Bestehenden: Wir haben das Vormundschaftsgericht, aber hier ist wohl die Bitte berechtigt, diese Behörde anzuweisen, sich nicht lediglich um das Vermögen des Kindes zu kümmern, sondern in erster Linie um die Person des Kindes, wie das ja in Einzelfällen wohl einmal geschieht (mir ist solch ein Beispiel bekannt) im allgemeinen aber nicht. Eines weiteren Ausbaues ist sodann das Institut des Gemeinde-Waisenamtes

Digitized by Google

fähig und schließlich ist hinsichtlich der Meldefrist mit aller Strenge den privaten Entbindungsanstalten gegenüber vorzugehen. Unterstützend muß hinzukommen, genügende Fürsorge für uneheliche Kinder ärmerer Kreise, Verbot privater Adoptionsvermittlung und Einrichtung öffentlicher Adoptionszentralen in Verbindung mit den Gemeinde-Waisenämtern (entweder wie in Bern, wo sich die Amtsvormundschaft selbst der Sache annimmt, oder wie in Halle a. S., wo es Frauen mit Unterstützung des Magistrats tun). Bis zur Erreichung dieses Ziels müßte von öffentlichen Behörden auf die Presse eingewirkt werden, daß sie den Annoncen der Entbindungsinstitute und den Adoptionsannoncen gegenüber sehr vorsichtig ist, und Hand in Hand damit sollten Warnungen in der Art der von der Berner Amtsvormundschaft erlassenen veröffentlicht werden. Es wird aber ein besonderes Gesetz, das den Kinderhandel trifft, nicht zu umgehen sein, in der Art des Vorschlags, den der Basler Zivilgerichtspräsident Dr. Silbernagel zum schweizerischen Strafgesetzbuch gemacht hat. All das aber wird keinen Erfolg haben, wenn nicht durch internationale Vereinbarung für gleichartige Gesetze in allen Kulturstaaten Sorge getroffen wird, und dafür, daß die bei uns bestehenden Gesetze nicht umgangen werden können, daß Schwangere zur Entbindung ins Ausland gehen. Eine amtliche Feststellung der Entbindungen deutscher Mütter im westlichen Ausland z. B. würde unseren Behörden die Augen öffnen, wie große Schäden hier vorliegen, insbesondere hervorgerufen durch die eigenartigen französischen Gesetzesbestimmungen."

Hiermit will ich meine Mitteilungen schließen.

Sie sollen nur das weitertreiben, was jetzt von vielen Seiten geschieht: Kenntnis und Interesse an dieser eminent humanitären Frage zu wecken.

Und nun noch eins, was mir vielleicht das Wichtigste erscheint. Wir wollen ja nicht ein Gruseln erzeugen, einen erregenden Unterhaltungsstoff liefern, es will hoffentlich niemand persönliche, religiöse oder soziale Propaganda mit dieser Frage treiben, noch weniger persönliche Eitelkeit befriedigen — sondern helfen möchten alle. Helfen kann man nur bei gemeinsamer Arbeit. Es haben sich in letzter Zeit mehrere Vereine zur Bekämpfung des Kinderhandels gebildet und es sind mehrere Kongresse abgehalten worden.

Hierzu bemerkt Prof. Dr. Klumker in der Frankf. Zeitung (Nr. 283, Sonntag 12. Okt. 1913) in einer kritischen Übersicht mit Recht, daß man sich vor einer Zersplitterung und vor einer Geschäftigkeit hüten soll, die sich über die anzustrebenden Ziele nicht klar ist. Das Fehlen sachlicher Begründung tritt bei der Fülle neuer Verbandsgründungen eben in der Kinderfürsorge hervor.

Nur in der Arbeit für Kinderfürsorge, Um- und Ausbildung des Vormundschaftswesens ist praktische Arbeit gegen den Kinderhandel zu leisten. So wertvoll es ist, den Annoncen usw. nachzugehen, zu aufklärender Arbeit — was damit tropfenweise an praktischer Arbeit für das Ganze geleistet wird, ist in

Digitized by Google

gar keinem Verhältnis zu der aufgewandten Mühe. Nach meiner — meinetwegen unmaßgeblichen — Meinung ist diese Arbeit nur zu leisten im Anschluß, d. h. in praktischem (als Mitglied) Beitritt zum Archiv für Berufsvormundschaft.

Hier ist eine Stelle geschaffen, die sofort sachkundige praktische Arbeit leistet und die andererseits das Ansehen und die Möglichkeit hat, auf die Behörden und die Gesetzgebung zu wirken; und ohne diese maßgebenden Faktoren ist, wie gesagt, alle Arbeit Flickwerk und Dilettantismus.

Sicher kann das Archiv die freiwillige, charitative Mitarbeit nicht entbehren. Aber alle diese Arbeit sollte eine Zentrale haben, die raten und helfen kann; eine Zentrale, der alle Erfahrungen zufließen, eine Zentrale, die Mittel und Wege angibt, eine Zentrale, die das gewonnene Material verarbeitet.

Wenn es mir gelungen ist, einige Leser für praktische Mithilfe zu interessieren und den selbstlosen Arbeitern in dieser Frage durch den Hinweis auf Zusammenfassung der Arbeit die Aussicht auf Erfolg in ihrer Arbeit gezeigt zu haben, so ist der Zweck dieser Zeilen erreicht.

Reisebrief aus Japan.

Von Richard Huldschiner (Hamburg).

Nichts Schöneres gibt es, als in früher Morgenstunde sich an einem Ort, an den eine lang ersehnte Reise einen endlich gebracht hat, zum ersten Ausgang zu rüsten. Und Gott weiß, wie oft und wie intensiv meine Seele von Japan geträumt hatte. Und da lag nun Yokohama vor mir, grau gegen einen grauen, regendrohenden Himmel, mit Fabrikschornsteinen, aus denen grauer Rauch kerzengerade aufstieg, Dampfer tuteten in einem Hafen, der auch in Europa nicht anders ausgesehen hätte, der Fujiyama lag da drüben irgendwo hinter grauem Dunst versteckt — freue dich, heiße Seele, du bist in Japan! Aber keine Saite schwang in leisem Erzittern. So durfte mein Japan nicht aussehen. Und traurig stieg ich in die Barkasse, die mich an Land bringen sollte. Aber schon nach einer Stunde war all das Graue, Trübe vergessen. Denn aus dem Bindfadenregen löste sich nun doch das Bild, das ich gesucht hatte und das ich nun nicht mehr verlieren kann.

Ich habe dann noch viel Sonne in Japan genossen, ich sah das grüne, gartengleiche Hügelland in helles Licht getaucht und ich sah: wenn etwas imstande ist, einen Eindruck, wie den jener ersten Stunde vor Yokohama auszutilgen, dann muß es stark sein, stärker als all das Kunstgeschwätz, das dem Europäer die japanischen Dinge etikettiert und verleidet, wenn er sich noch ein wenig Unbefangenheit des Genießens bewahrt hat.....

Digitized by Google

Knöcheltiefer Schmutz in den Straßen; wer unterwegs sein muß, geht auf den Holzsandalen, unter denen zwei hohe, quergestellte Stege angebracht sind, so daß die weißbestrumpften Füße über dem Morast schweben können. So trippelt alles klappernd daher, die Frauen bunt wie die Vögelchen, die Männer in Grau, Braun oder Blau, oft mit europäischen Regenmänteln und mit einem europäischen steifen Filzhut, und Schirme schweben daher, und treffen sich zwei Bekannte, so gibt es trotz Nässe und Schmutz tiefe, zeremonielle Verbeugungen und man zieht vor lauter Ehrfurcht mit einem hörbaren Zischen die Luft durch die Zähne ein. Denn die Nachahmung der westlichen Kultur hat glücklicherweise im Privatleben dieses Volkes noch nicht alle bodenständige Sitte verwischt. Und kleiden sich die Männer der höheren Schichten auch schon zum großen Teil wie Herr Müller aus Hildburghausen und Herr Smith aus Leeds — an die Frauen ist *tailor made* noch nicht herangetreten. Sieht man aber doch so eine kleine Dame, die sich europäisch herausstaffiert hat, so ist es einem, als würde man geohrfeigt. „Monkeys" sagte unser Kapitän, wenn er von den Japanern sprach. Ich lachte und beschloß, mir meine Freude nicht trüben zu lassen. Und doch, als ich die erste Japanerin in blauem Rock und weißer Bluse sah, auf dem Kopf einen Federhut, auf der Nase eine goldne Brille, schmalbrüstig, etwas einwärts gehend — was sie von ihren Holzsandalen gewöhnt sind —, klein, dunkelhäutig, da konnte auch ich nicht anders und mußte ganz, ganz leise „Monkey" vor mich hin sagen. Ich wußte ja, Japan ist weder das Japan, das Pierre Loti, noch auch das, das Lafcadio Hearn geschildert hat, ja nicht einmal das Japan mehr, das einer meiner Freunde noch vor zwanzig Jahren sah. Aber das Japan ist es auch nicht, das die Hörsäle füllt. Und diese eine Affin macht noch keinen Tropenwald. Ein Volk von der Jugendkraft und der Lebendigkeit des Gefühls für das Schöne wie diese Japaner wird die europäische Periode bald überwunden haben und nicht nur zu Hause, sondern auch nach außen hin seine Würde gegenüber der fremden Sitte wieder besser zu behaupten lernen.

Im Eisenbahncoupé! Lange, saubere Wagen, blau oder rot gepolstert (auch die 3. Klasse, denn die Fahrgäste sitzen nicht, sondern hocken auf den Bänken), buntes Volk, das die Abteile erfüllt, Kinder mit großen, glänzenden Augen und bis auf ein zierliches Haarschöpfchen geschorenem Schädel oder mit einer Pagenfrisur, die Frauen in den sauberen, grau oder braun gemusterten Kattun- oder Seiden-Kimonos, um den zarten Hals im spitzigen Ausschnitt des Gewands einen weißen Mull-Vorstoß, um die Hüften das breite, seidene, in allen Farben schillernde Owi, kunstreich gebunden und hinten auf dem Rücken einen Berg von Seide bildend, die Füße in den weißen Strumpfsocken, die für die große Zehe ihr eigenes Futteral haben, mit Holzsandalen, die auf der Oberseite mit Reisstrohgeflecht gefüttert sind. Sie kommen klappernd

Digitized by Google

ins Coupé, etwas einwärts trippelnd, den Säugling auf den Rücken gebunden, die andern Kinder in den Kimonofalten, in der Hand irgend ein Bündel, legen ihre Last, auch die lebendige, auf die Bank, schlüpfen aus den Sandalen und ehe man sich's versieht, hocken sie auf den Polstern, die Füße so gestreckt, daß sie bei ganz durchgebeugtem Hüft- und Kniegelenk auf den Sohlen sitzen, in einer Stellung, die unsereinem in fünf Minuten schon zur unerträglichen Tortur werden würde. Das schön frisierte Haar, in dem Perlenketten, Nadeln, Bänder und Blumen irgendwie verankert sind, glänzt in ebenmäßigem Schwarz, und wenn eine Haarsträhne eigensinnig wird und sich aus ihrem kunstvollen Gebäude löst, so werden gleich Kämme, Bürste und Spiegel hervorgekramt, um den Schaden gut zu machen. Diese Mütter sind alle so jung; warum sollten sie da nicht eitel sein dürfen! Dabei haben sie sich eine Natürlichkeit der Sitte bewahrt, die den Europäer mit Neid erfüllt. Ist das Owi vom Hocken zerdrückt oder von den spielenden Kindern aus der Lage gebracht, so schlüpft die Dame Grasmücke, Veilchen, Wistaria oder Schmetterling vom Polster herunter, in ihre Strohsandalen hinein und beginnt eine lange Toilettenprozedur, so unbekümmert, als wäre sie zu Hause in ihrem dünnwandigen, saubereren, mattenbelegten Zimmerchen mit den Papierfenstern. Und erwacht der Säugling aus dem Schlaf und beginnt zu krähen, so öffnet die Dame Aster, Päonie oder wie sie sonst heißt, Kimono und Untergewand und legt ihn an die Brust, damit er sich satt und voll trinke. Mir schien, daß in dieser schönen Unbefangenheit der Frauen eins der Geheimnisse der erstaunlichen Erfolge der Japaner beschlossen ist. Das Weib, das den Säugling überall hin mitnehmen kann, weil es ihm überall seine natürliche Nahrung geben kann, hat keinen Grund mehr, ihm sein Recht zu verkümmern, wird die Stillkraft nicht verlieren und ein gesundes Geschlecht dem Vaterland erziehen. Was sind Stillprämien, Säuglingsfürsorge, Milchküchen und ähnliche Scherze gegenüber der Vernunft der japanischen Sitte, die Mutterheiligkeit zum Natürlichen, Selbstverständlichen macht!

Sie knabbern Süßigkeiten, schwatzen, lachen, die glänzenden Augen schweifen neugierig herum, die oft europäisch milchweißen Gesichter strahlen. Alles ist heiter, angeregt, und es gibt keinen Lärm.

Ein europäisch angezogener Japaner besteigt das Coupé. Aber sowie der Gepäckträger seine vorsintflutlich aussehende Ledertasche verstaut hat, beginnt er *coram publico* sich zu entkleiden. Stiefel herunter! Jacke und Weste herunter! Hemd herunter! In einen Kimono geschlüpft! Unter dessen Schutz auch die Hose herunter! Holzschuhe werden auf den Boden gestellt. Und schon hockt der „Europäer" auf der Polsterbank, rülpst und ist der waschechte Jap wieder, der er gewesen ist, bevor er Europens übertünchte Höflichkeit noch kannte. Auch daran erkenn ich's, daß er sofort in der neugierigen Art seiner Lands-

Digitized by Google

leute ein Gespräch mit mir anknüpft, nachdem er mich erst eine Weile angestarrt hat. Die Verhandlungen werden von beiden Seiten in stockendem Englisch geführt; aber er ist der Gesprächigere.

„Wie gefällt Ihnen Japan? — Wie gefällt Ihnen Tokio? — Haben Sie schon irgendwo so schöne Bahnwagen gesehen? — Sind Sie schon lange hier? — Mit welchem Schiff sind Sie gekommen? — Bleiben Sie lange hier? — Ich habe einen Vetter, der in Amerika studiert hat. — Sind Sie Amerikaner? — Ist Hamburg weit von Amerika? — Haben Sie auch studiert? . . ."

O Gott, das geht eine halbe Stunde lang unter Verbeugungen und Lufteinziehen so weiter und zuletzt zückt der Gesprächige eine englisch und japanisch bedruckte Visitenkarte, worauf er sich befriedigt mit seinem Konversationstalent einer Zeitung zuwendet. Sechs solcher Visitenkarten habe ich in wenigen Tagen durch geduldiges Zuhören redlich erworben, und ebensoviele habe ich fortgegeben. Das Spionieren und mißtrauische Aushorchen der Fremden steckt den Herrschaften gleichsam im Blute. Aber die Unbekümmertheit, mit der sie es betreiben, nimmt ihm das Unsympathische. Die Europäer freilich, die unter den Japanern leben, erklären so ziemlich einmütig, daß sie falsch sind wie die Nacht und hinterlückisch wie die Schlange, und daß alle ihre Höflichkeit nichts sei als Heuchelei. Aber der Deutsche ist leicht geneigt, alles was anders ist, als schlechter anzusehen, und darum meine ich, daß auch jenes Verdikt mit Vorsicht zu genießen sein wird.

Die Bahnhöfe in den großen, menschenwimmelnden Städten sind zwar zumeist aus Holz gebaut, aber modern und übersichtlich, mit Bahnsteigsperre, Englisch sprechenden Beamten, jungen Mädchen an den Schaltern, Untertunnelung oder Überbrückung der Geleise, getrennten Ausgängen für Reisende der ersten beiden und der dritten Klasse, sauberen Toiletten, flinkem, intelligentem Zugspersonal, reichlichen Aufschriften und Wegweisern, schneller Zugsfolge und derlei Annehmlichkeiten mehr. In den durchgehenden Zügen kommen in jeder Station Bedienstete in den Wagen, die den Fußboden feucht aufwischen, obwohl niemand etwas fortgeworfen oder ausgespuckt hat. Speisewagen und Schlafwagen fehlen nicht, und wenn nicht die japanisch bunten, gepuderten, geschminkten, abenteuerlich frisierten, rauchenden und schwatzenden Weibchen neben einem säßen, könnte man sich in Europa wähnen.

In den größeren Stationen gibt es höchst sympathische Frühstückskörbchen zu kaufen. Sie enthalten Papierservietten, zwei Holzstäbchen als Besteck, etwas marinierten Fisch, etwas geräucherten Fisch auf Reis gelegt, etwas Undefinierbares, was aber gleichfalls Fisch zu sein scheint, dann eine Roulade aus Reis, Spinat, Seetang und einem Krebsschwänzchen und schließlich zwei gerollte, leckere Eierkuchen mit Reis gefüllt. Alles zusammen für 40 Pfennig.

Digitized by Google

Da alles aß im Coupé, wollte ich auch nicht zurückstehen. Aber das Hantieren mit den Holzstäbchen hat seine Geheimnisse, und ein kleines, buntes Mädelchen, das etwa acht Jahr alt sein mochte, lachte den Ungeschickten aus und zeigte mit dem Finger auf ihn, worauf die Mutter sich in Verbeugungen erschöpfte und mit hoher, gequetschter Stimme lange entschuldigende Reden hielt, die ich natürlich nicht verstand.

Zwischen Yokohama und Fujisawa geriet ich einmal in ein Coupé, dessen Insassen ein Liebes- oder Ehepaar, dessen kleine Dienerin und ein elegantes Fräulein mit herrlichem Satsuma-Schmuck am Gürtel waren. Das Paar hat Frühstückskörbchen und drei große Flaschen Kirin-Bier vor sich, schmaust und wird vom ungewohnten Getränk immer lustiger. Die Dienerin bleibt ernsthaft, zipfelt verlegen an einer Apfelsine herum, schielt nach dem Fremden. Die Elegante gibt sich unbeteiligt, versucht in einer Zeitung zu lesen, kann aber der Ansteckung, die von dem fröhlichen Lachen der Schmausenden ausgeht, nicht widerstehen. Der Mann macht verstohlen die Frau darauf aufmerksam. Er hat einen grauen Reise-Kimono, blitzsaubere weiße Zehensocken an und glänzendes, schwarzes Haar, das ihm in einer Locke in die Stirn fällt. Die Frau trägt ein mit Schmetterlingen bedrucktes Gewand und feuerrotes Owi. Sie ist nicht hübsch, macht aber einen sympathischen Eindruck, und da sie gleich dem Partner auf der Polsterbank hockt, sieht man von Zeit zu Zeit einen weißen Arm oder ein rundes Bein aus den Öffnungen des Gewandes blitzen. Die zwei Paar Strohsandalen stehen sittsam ausgerichtet unter der Bank, wie Pferde im Stall, die darauf warten, angeschirrt zu werden. Die Gnädige, die das Bierglas in der Hand hält, muß sehr viel lachen, und obwohl sie den feuerroten Gürtel mit Papierservietten sorglich bedeckt hat, kommt doch gelegentlich ein Tropfen aus dem überschwappenden Glas auf die schwere Seide. Das ist ihr als einer sauberen Japanerin sehr unangenehm, aber bei der guten Stimmung, in der sie sich befinden, macht es sie nur lachen. Sie kommen vielleicht von einer der häufigen kleinen Lustfahrten, die die Japaner zu einem schönen Platz am Meer, auf Hügeln oder zu einem Tempelhain zu machen pflegen, zurück; vielleicht sind sie erst ganz kurze Zeit verheiratet oder wollen demnächst heiraten; kurz, sie haben jedenfalls irgendeinen gewichtigen Grund, vergnügt zu sein. Die Gnädige trinkt aus dem zu vollen Glas und bekleckert sich von Neuem. Das elegante Fräulein kann nicht mehr; es muß losprusten; ich selber werde davon angesteckt, das Paar hält sich wiehernd die Seiten, das ganze Coupé gerät in einen Lachtaumel.

Aber o weh, wie unschicklich ist dieses Lachen! Und nun gehen die Verbeugungen los; denn man will doch das Seine tun und zeigen, daß man nicht etwa aus Hohn gelacht hat, daß man bereit ist, sich zu entschuldigen, daß man glücklich ist, als ein niedrig geborner Knecht oder als ein unansehnliches und

Digitized by Google

ganz unbedeutendes Mädchen den hohen Herrn und die überaus schöne und vornehme Dame erheitert zu haben. Und während man sich verbeugt und Atem einzieht, geschieht das große Unglück, daß der Kork der dritten Bierflasche abbricht. Und Korkenzieher hat man nicht zur Hand! O Gott, wie muß man da lachen! Das Bierglas in der Hand der Dame schwankt wie ein Schiff im Sturm und Sturzseen ergießen sich über Obi und Kimono. Und da ist nun eine große Flasche Kirin-Bier, und man kann sie nicht austrinken, weil der Pfropfen in ihrem Halse steckt. Große, unsäglich heitere Ratlosigkeit! Aber das elegante Fräulein Schmetterling, Pflaumenblüte, Lilie oder Buntvogel kommt auf den glücklichen Einfall, dem wahnwitzig erlauchten Herrn eine seiner aus schwarzem Silber mit roter Auflage bestehenden Haarnadeln (eigentlich sind es Stäbe) anzubieten. Und damit gelingt es dann wirklich, trotz gurgelnden Lachens des frohen Trinkers, den Kork in die Flasche zu stoßen. Man kann nun wieder die schön rot gesottenen Krebse im Körbchen mit Bier begießen. Man erschöpft sich in unzähligen Dankesverbeugungen, man bietet dem lebensrettenden Fräulein von den Krebsen an, das aber um keinen Preis der Welt so unbescheiden sein würde, nur ein kleines, dünnes Beinchen anzunehmen, man knabbert kandierte Kastanien, man raucht Zigaretten, man fängt sogar an, leise, ganz leise ein Liedchen zu summen. Denn drei Flaschen Kirin-Bier sind halt doch etwas viel gewesen. Und in Fujisawa schlüpft man umständlich in die Sandalen und klappert vergnügt davon, die Füße ein klein wenig nach einwärts setzend, mit ruckweisen, schlürfenden Bewegungen, und die ungeheure Gürtelschleife der Dame, feuerrot, violett und weiß, bildet einen ungeheuern Berg aus Seide, der in der Sonne schimmert....

Es ist ein merkwürdiges Land, dieses Japan. Es verblüfft nicht mit einem Schlage, es schleicht sich gleichsam ein, und ehe man sich's versieht und selbst wenn man sich dagegen gesträubt hat, weil man sich die Würde des eignen Urteils hatte wahren wollen, ist man zuletzt in einem Bann, der fröhlich macht und berauscht. Was zuerst klein, fast kleinlich erscheinen wollte, wird dann zu einer großen Symphonie; die so zerstückelte, unharmonische Welt, in der der Westen lebt und sich wunder wie groß dünkt, enthüllt ihre beschämende Unvollkommenheit. Und vor diesem Neuen, Fremden werden wir klein und schamrot, und nur das eine verstehen wir immer weniger, daß es irgend jemandem verlockend erscheinen mag, ein Europäer zu werden.

Digitized by Google

Georg Friedrich Daumer: Briefe an seine Nichte.

H. D. Nr. 3 Wien *Poste restante.*

(Poststempel Frankfurt, 8. Febr. 1855. Geschrieben Januar 1855)

Ich glaube dir. Wenn ich tausend Jahre lang zu deinen Füßen läge und keinen anderen Gedanken hätte, als dich, und wenn ich dir alle Schmeicheleien sagte, mit denen so lange die Welt steht, die Liebe das geliebte Wesen ergötzt, so wäre es nichts gegen das Wort: Ich glaube dir. Denn ich bin über keinen „Argwohn hinaus"; ich habe zu viel Unglaubliches, Entsetzliches erlebt, als daß ich nicht aufgelegt wäre, sogleich das Schlimmste zu sehen, wo ein Anlaß dazu vorhanden; man hat mich immer weggeworfen und mir wohl dann gerade die allerüberschwänglichsten Dinge gesagt, wenn man im Begriff war, sich von mir abzuwenden. Aber du! Es ist nicht möglich. Und wäre es möglich, ich würde es nicht ertragen, nicht noch auch das; der wildeste Wahnsinn würde mich ergreifen. Wie hat mich dein Schreiben auch jetzt wieder geängstigt! „Gott sei Dank", rief ich aus, als mir Jean Valentin deinen Brief brachte. Und mit fieberhafter Begierde las ich ihn; und eine ganze Hölle von Zweifeln bestürmte mich, und ich las ihn wieder und wieder, und endlich sagte ich: Ich glaube an sie, sie kann nicht lügen, sie kann nicht heucheln; in einer solchen Schule wie wohl Andere waren, ist sie nicht gewesen.

Glauben das ist mehr als lieben, mehr als Lieder dichten, so süß sie seien, ja mehr als treu sein; und ich glaube dir.

Helene! Mein Engel! Mein Abgott! Hast du begriffen, was du mir bist? Ich stelle deinen Geist über den meinen; aber das ist wenig. Ich stelle auch dein Herz über das meine, das nicht das schlechteste ist; dein Herz ist ein heiliges Herz, es ist mir Gottes Herz. An Gottes Herzen zweifeln oder gar verzweifeln, gibt es denn etwas Ärgeres? Ich will, ich werde es nicht, wenn ich nicht muß; ich glaube an dein Herz; ein jedes Wort, das du sprichst, es ist mir ein Evangelium, ein Wort Gottes, das nicht lügen kann.

Lieben — es mögen dich Andere lieben, süßer zum Theil, beglückender; aber so wie ich, wird dich doch Niemand lieben, kann dich Niemand lieben, Niemand versteht dich so, keines Andern Seele verschmilzt so mit der deinigen. Komm zu mir; laß dich noch einmal mit diesen meinen Augen sehen ehe sie brechen; dann will ich sterben, um dir geistig nahe zu sein, untrennbar von dir durch Raum und Menschenmacht.

Du wirst es schon durchsetzen können, wenn du ernstlich willst. Wolle! Komme! zu deinem Freund im höchsten, grenzenlosesten Sinn des Wortes, nein, zu deinem Priester komme, denn du bist mir eine Gottheit. —

Nicht wahr, da bist recht vorsichtig mit deinen Briefen? Wenn z. B. dieser hier in unrechte Hände käme, so würde man denken, ich stünde mit dir im Ver-

Digitized by Google

hältniß einer Liebschaft im gewöhnlichen Sinne des Wortes oder strebe so etwas an, was mir doch so unendlich ferne liegt. Du wirst mich nie mißverstehen, so wie ich dich nie schief auffassen werde, aber was begreifen von so beispiellosen Sachen Andere? und mein Gefühl für dich ist ein heiliger Tempel- und Opferdienst.

Ich glaube, daß auch du mich verstehst wie sonst Niemand, zu tief, als daß du mich lassen könntest, wie jene Anderen. Gefühlt haben es auch diese, was sie aufgaben; sie stießen mich von sich und wollten mich doch zugleich halten; sie klammerten sich, indem sie mich verriethen und verschmähten, zugleich krampfhaft an mich an und ich sah Ströme von Thränen fließen, selbst aus den Augen des schlechtesten Weibes, das mir jemals vorgekommen. Sie opferte mich einem Buben auf, aber sie weinte, als ich ging, und wie weinte sie! Und bin ich nicht selbst denen noch treu gewesen und mild und gut, die mich verstoßen hatten, so weit es mir nur immer die äußeren Umstände erlaubten? Dir möchte ich alles erzählen, von dir möchte ich ganz gekannt sein, wie von Gott. Nein, ich bin nicht schlecht, nicht gemein; aber dennoch glaube ich, daß du größer, edler, besser bist, als ich.

Meine Poesie wird bankerott an dir; ich mache auf Andere bessere Gedichte, als auf dich; ich habe oft darüber nachgedacht, um den Grund zu finden, da du mir doch über alles gehst, was Dasein und Namen hat. Ich glaube, es ist das: Die Wirklichkeit ist hier zu überwältigend herrlich und wahr, als daß der Poesie ein genügender Spielraum bliebe. Sie ist da wie gelähmt, beschämt, vernichtet; wie kann sich ein menschliches Gedicht neben ein so göttlich-lebendiges Werk des Urpoeten, des Dichters der Welt und Wirklichkeit stellen, dem gegenüber es nur das niederschlagende Gefühl der Unzulänglichkeit gibt? Ein echter Dichter heuchelt nicht, er findet sich wahrhaft angeregt; es ist etwas wirklich Anerkennenswerthes vorhanden, was ihn zur Abspiegelung anreizt; dabei aber pflegt er unwillkürlich zu idealisiren, sein Gefühl zu steigern, seine Phantasie spielen zu lassen; so entstehen die besten Sachen. Was ist aber zu thun, wenn etwas poetischer ist, als die Poesie selbst? Dann läßt diese die Flügel sinken — Wenn ich dich bei mir, um mich hätte, dann würden sich doch wenigstens bestimmte, anschauliche Situationen ergeben, die zum Stoffe dienten, dann würde vielleicht doch manches entstehen, was nicht ganz werthlos wäre. Ich weiß es nicht. Die Poesie ist am Ende nur ein Lückenbüßer; vor dem vollen Leben, vor dem vollendeten Glück verschwindet sie.

Komm und erlöse mich von der Poesie, du, mehr als die Poesie!

Die Poesie im gewöhnlichen Sinn des Wortes ist die Poesie der Wirklichkeit, du bist die Wirklichkeit der Poesie; jene verklärt, idealisirt das Wirkliche und du bist die real gewordene ideale Verklärung selbst. O mein Gott! ich werde noch wahnsinnig über dich. So wirst du geliebt, und du kannst noch traurig sein? Komm und weine dich aus an meiner Brust, da wird dir besser

Digitized by Google

werden. Du erfährst jetzt zum erstenmal im Leben jene Schmerzen, die ich so oft gefühlt und wohl noch härter, grausamer, tiefer verwundet als du. Habe ich dir schon gesagt, daß „Miranda" und „Malvina" eine Person sind? So habe ich jenes Weib gefeiert und so hat es mich am Ende weg geworfen!

Ich kann mich hier in die Länge nicht halten. Auf Helenens Liebe und Güte war alles gebaut, es war auch kein Felsengrund, ich hatte auf Sand gebaut. Sie läßt mich in Einsamkeit und Elend liegen und amüsirt sich mit Herumreisen, Theaterspielen u. drgl. So lange ich den weiten Weg zu ihr gehen und sie da unterhalten konnte, ging es, jetzt da ich so unglücklich bin, da sie zu mir kommen und mir ihre Liebe im Unglück nicht ohne einige Unbequemlichkeit und Bemühung beweisen müßte, hat sie keine Freude mehr an mir. Und da sie nun merkt, daß ich nicht mehr so begeistert von ihr bin, wie Anfangs, wo ich sie für die Hülfe, die sie mir geleistet, so unermeßlich verehrte, wirkt das verstimmend auf sie. Sie zeigt mir eine überraschende Herzlosigkeit und doch soll ich sie als die Königin meines Herzens mit ewig gleichem Enthusiasmus behandeln. Das übrige habe ich dir schon angedeutet; Nürnberg ist eine Hölle für mich; gegen die Lage, die sich hier für mich entwickelt hat, ein Paradies. Ich gehe wieder, sobald ich kann. Bis zum April ist mein Häuschen gemiethet; höchstens bis dahin kann ich noch bleiben, denn dann müßte eine neue Wohnung gemiethet, eine neue Einrichtung getroffen werden. Aber bis dahin wirst du wohl nicht hierher kommen können? Wie machen wir's dann? Wird man dich nach Nürnberg lassen? Es wäre besser wenn wir dort zusammen kämen, trotz meiner Frau. Ich würde dich dort mit der Passavant, meiner edlen Beschützerin, zusammenbringen, und mit der armen, unglücklichen Mathilde, die diesen ganzen Winter nicht aus dem Hause gekommen ist. Ich nehme auch wohl eines von den guten Kindern der Käthe mit. Das sind Goldkinder, die besten Menschen von der Welt. Denen gönnte ich's, daß sie dich kennen lernten. Die Schwester der Passavant, die sich meiner so edelmüthig annimmt, und mich in schrecklichstem Wetter besucht, während Helene beim schönsten Wetter nicht kommen mag, ist auch ein merkwürdiges Weib; sie wird aber im Frühling oder Sommer, wenn ich nach Nürnberg zurückgekehrt, dorthin kommen und einige Wochen mit uns leben. Dann ist dort mehr Interesse, als hier. Schreibe mir deine Ansicht darüber. Wie wär's, wenn du erst hieher kämst und dann mit mir und einem meiner Neffen nach Nürnberg? Ich würde dann suchen, so lange hier zu bleiben, bist du kommen könntest. Aber da fällt mir ein: du wirst wohl nicht allein kommen, wer wird mit dir gehen? —

Mathilde hat einen Roman „Alma" geschrieben; den sie mir eben geschickt, ich soll ihn herausgeben. Ich weiß, das schöne Partien darin sind, zum Lesen des Ganzen bin ich noch nicht gekommen. Ich werde thun, was ich kann, es

Digitized by Google

ist der Armen nur auf diesem Wege zu helfen. Die Arbeit selbst schon mag sie über manche trübe Stunde hinweg gehoben haben. Hättest du nicht Lust, auch etwas zu produciren? Das ist in solchen Stimmungen und Lagen ein großes Heilmittel. Du weißt ja wohl, wie das Göthe zu benutzen verstand. Ich soll für Helenens Theater Stücke schreiben; aber das Theater hat für unsere Zeit gar keine Bedeutung mehr; die Probleme, um die es sich handelt, dürfen da nicht zur Sprache gebracht werden, das Uebrige ist verbraucht und abgedroschen. Namentlich darf die Liebe, die doch das Hauptthema bildet, nicht für sich, sondern nur in Beziehung auf eine beabsichtigte Heirath, auftreten; und ich bin ein grimmiger Feind und Hasser des schändlichen, ehelichen Instituts, das nur dazu gemacht ist, die Liebe zu tödten und die Menschen elend zu machen. Auch die scheinbar glücklichsten Ehen sind im Grunde unglücklich; das sehe ich auch hier wieder; nirgend Befriedigung, nichts als offener oder geheimer Krieg, mattes, laues Nebeneinanderhinleben, oder entschiedener Ekel, Haß und Abscheu. Helene that anfangs, als wollte sie meine Anwesenheit benützen, sich gründlich mit meinen Anschauungen und Ideen bekannt zu machen; das war gleich wieder vorbei; ihr einziges bleibendes Interesse ist das Theaterspielen, und ich soll mich degradiren lassen zum Theaterschreiber in einer solchen Zeit, für ein solches Publikum! Soll deshalb alles andere vernachlässigen!

Was ich, um Andere zu erheben, dichte,
Halb Wahrheit ist es und halb Poesie,
Wenn ich zu deinem Preis
Der Dichtung Anker lichte,
Nichts ist da Wahn, Erfindung, Phantasie;
Nur Wahrheit Alles; leider aber nie
Die volle, ganze; die, so viel, so heiß
Ich ringe, nie erreich ich sie.

Meine Hoffnung, dich wieder zu sehen, läßt wieder die Flügel sinken. Ich will auch nichts mehr darüber sprechen. Möge diese Liebe bleiben, was sie ist, eine reine Sache der Seele, des Geistes und Gemüthes, schmerzlich und schön, traurig und süß. Du bleibst mir doch und ich bleibe dir. Es lebt ein tiefer, unaustilgbarer Glaube an dich in mir, trotz jener scheinbaren Angste und Zweifel. Laß dich nicht irren, wenn ich dazwischen einmal in allerlei Wahnsinn verfalle. Im Leben, der Welt gegenüber muß man stark sein, Character zeigen, du weißt, wie unbeugsam ich in der Hinsicht bin; da falle ich nie aus der Rolle, da bin ich immer derselbe, da wird man nie eine Halt- oder Würdelosigkeit an mir entdecken. Aber in der Liebe gilt Verstand, Vernunft, Character nicht; da gelten andere Gesetze; da soll am wenigsten der Mann, Mann sein. Ich glaube, die Liebe ist ganz besonders dazu bestimmt den Hochmuth des Mannes zu brechen und ihm seine Kraft, seinen Halt, seine Würde zu rauben. Wie schön,

Digitized by Google

edel und würdevoll stehst du mir gegenüber, du, das junge Mädchen, während ich, der bejahrte, in Kämpfen aller Art geübte, mit dem Marke jeder Art von Bildung genährte Mann, die jämmerlichste Rolle spiele.! Es ist so in der Ordnung und du verzeihst mir, ich weiß es. Wenn ich frevle an dir, so weißt du, es ist doch nur meine bis zum Wahnsinn gehende Liebe zu dir, die mich frevelu macht. Sieh, ich möchte dir jetzt wieder schmeicheln und es kommt mir alles, was ich dazu sagen könnte, so phrasenhaft trivial vor; und da denke ich wieder an dein Benehmen in Nürnberg und an den Gang von einem Garten in den andern, wo du so stumm und starr an meinem Arm hingest, und dann werde ich böse und möchte dich schelten; und dann möchte ich dich an mich ziehen und mit meinen Armen umwinden und todt drücken und dann auch sterben. Das wäre das Beste. Weißt du noch, wie du dein Verlangen nach einem „närrischen Brief" ausdrücktest? Ist dir der da närrisch genug?

Adieu, lieber Schatz, träume schönes!

(Februar, 1855)

Ich betrage mich so unedel gegen dich, daß ich nicht mehr werth bin, mit dir in Beziehung zu stehen, Du bist der schönste, beste, reinste aller Gottesengel und ich bin ein Elender, der diesen bereits so schwer verwundeten Engel, der jetzt gerade am meisten der zartesten Schonung, der reinsten Tröstung und Aufrichtung bedürfte, ebenfalls verletzt und betrübt, o ich bitte dich, gib mir keine so großen und schönen Nahmen mehr; sie klingen mir im Bewußtsein meiner Erbärmlichkeit wie Vorwurf, wie Hohn; sie demüthigen, beschämen, zermalmen mich. Nimm mich anders, wenn du mich doch nicht verlassen willst; nimm mich für einen armen, unglücklichen Menschen, der zwar den guten Willen hat, sich über das Gemeine zu erheben und das menschlich Schöne und Gute in sich walten zu lassen, der aber in Folge von Krankheit, Unglück, äußeren und inneren Leiden nie dazu gekommen ist, eine in jenem Sinn reine und würdevolle Erscheinung zu bieten. Ich bin von Kind auf krank und schwach; habe stets mit Ausnahme weniger Momente mit dem mannichfaltigsten Unglück und Elend zu kämpfen gehabt und hier, wo ich, abgemattet von den entsetzlichsten Stürmen ein Asyl suchte, bin ich in einen erbarmungswürdigeren Zustand gerathen, als je. Ich habe dir einiges davon erzählt; es ist nicht alles. O, keine Verehrung mehr! Aber Mitleid, die Liebe Gottes, die sich durch deine schöne Seele zu mir armen, jammervollen Menschen neigt!

Ich war vor einigen Tagen, da mein Ofen nicht mehr ausreicht, in Gefahr zu erfrieren im buchstäblichsten Sinne des Wortes. Mein ganzer Leib war nichts als Schmerz und ist es so ziemlich noch — ein neues Leiden zu den vielen andern. Ich sann schon öfters über verzweifelte Thaten, da ich alle diese Qualen zusammen kaum aushalten kann. Bloß von diesem Gesichtspunkt

Digitized by Google

aus darf ich es wagen, dich um Vergebung anzuflehen; anzunehmen daß ein bis zum furchtbarsten Grad erschüttertes Nervensystem die eigentliche Schuld des abscheulichen Benehmens ist, das dir so wehe thut.

In einem Punkt irrst du dich. Du meinst, du hättest nicht so träumen können, wenn ich nicht wirklich noch zweifelte. Dein Traum aber war bloß eine Folge meines Briefes und hat keine reale Bedeutung. Nachdem ich dir geschrieben, hatte ich wieder ganz das alte, reine Gefühl von dir, deiner herrlichen Natur deiner himmlischen Liebe zu mir. Es sind nur Momente, wo mir ein flüchtiger Gedanke an Etwas von Dir her Drohendes kommen kann. Eben darum, weil du mir ein ganz einziger, unersetzlicher Schatz bist, zittere ich so sehr vor irgend einem Verlust, du bist das reinste Bild, das in meiner Seele glänzt; alles andere, wenn ich es auch noch so sehr liebe und ehre, ist mir zweifelhafter, zweideutiger oder entschieden unedler. Meine Liebe zu dir — weißt du, wie ich sie nenne? Meine Andacht zum heiligen Herzen Gottes.

Sähst du jetzt die Thränen, die aus meinen Augen fließen, so würdest du die Tiefe meines Gefühles ahnen. Diese Thränen rinnen auf dies Papier nieder, und ich sende sie dir hiemit, damit du mir umso leichter vergeben mögest. Sie werden, wenn du dies Blatt bekommst, längst vertrocknet sein, aber die Flecke, die sie in ihrer Verbindung mit Papier und Dinte gegeben, werden dir deutlich genug in die Augen fallen.

Der junge Mann, von dem du mir schreibst, dauert mich. Wenn er deiner werth ist, wenn er deinen Geist, dein Herz zu verstehen fähig, wenn er sich so zart benimmt und wenn du ihm hold sein kannst, keine andere Neigung der Art dein Gemüth beherrscht, so ist hier etwas gebothen, daß dich am besten wieder aufheitern und mit dem Leben versöhnen kann und das du daher nicht verschmähen solltest. Allein bleiben wirst du nicht können, du hast dem Ruf der Natur zu folgen; glücklich zu machen und zu sein, wenn wir es können, ist unsere Pflicht und es ist nicht liebenswürdig, hart zu sein ohne Noth. Ich werde, wenn du dich einer solchen Neigung hingibst, nichts verlieren; ich habe, denke ich, einen eigenen Platz in deinem Herzen, wo du mich ohne Widerstreit mit Anderen, denen du da eine Wohnung einräumst, beherbergen kannst. Ja, ich würde sogar ruhiger sein, wenn ich wüßte, daß eine Forderung des menschlichen Wesens, die ich bei dir nicht befriedigen kann, ihre harmonische Ausgleichung gefunden hätte. In der alleinigen Beziehung zu mir würde doch immer etwas allzu Ungenügendes und Unnatürliches sein, von dem ich fürchten würde, daß es sich zu meinem Schaden geltend machen werde.

Dies ist meine Ansicht von der Sache, mein Gefühl dabei. Denn so leidenschaftlich mein Benehmen gegen dich sein mag, so sehr es dem der Liebe im gewöhnlichen Sinne des Wortes gleichen mag, so weißt du doch, daß mein Verhältnis zu dir von ganz anderer Natur ist, so daß dem Ähnliches im gemeinen

Digitized by Google

Leben gar nicht vorkommt; auch daher die Sprache keinen Nahmen dafür hat und weder Verwandtenliebe noch Geschlechtsliebe, noch Freundschaft ein Ausdruck dafür ist. Alle Arten von Zuneigung und Vertraulichkeit können neben der unsrigen bestehen, ohne daß dieser das Geringste entzogen wird; es kann so auch keine Art von Eifersucht stattfinden. Wenn etwas göttlich und himmlisch genannt werden kann, so ist es diese Liebe; das Menschliche und Irdische kommt damit in keine Collision, es bleibt ihm daneben sein Recht und sein Werth und Jenes schwebt darüber unangetastet und ungekränkt.

Du zweifelst, ob du für deine Gefühle die entsprechenden, die mir genügenden Ausdrücke gefunden — o mein Gott, wann und von wem sind jemals solche Briefe geschrieben worden? Frage dich doch einmal, wodurch du mich so bezaubert hast, was der Grund dieser Leidenschaft, dieser Anbetung, dieses krankhaften Anklammerns an dich, dieser namenlosen Angst dich zu verlieren, ist. Deine persönliche Erscheinung bei mir war es nicht, weil du dich damals verschlossen hieltest, dich tief gekränkt in dich zurückzogst und eiskalt und stumm gegen mich warst, wie ich es verdiente. Weißt du noch, wie ich dich von einem Garten in den andern führte und unterwegs mit dir zu sprechen versuchte? Kaum ein Wort brachte ich aus dir heraus. Du fühltest wohl, daß mich etwas Anderes zog und daß ich dich nur zum Werkzeug brauchte, um an jenen Ort zu kommen, wo sich Jemand befand, mit dem mich eine rasende Leidenschaft verband und dem ich mich damals kaum nähern konnte. Du thatest recht, mich so zu behandeln; aber ich möchte doch Blut weinen, daß du so thatest. Wie wohlthätig hätte es mir sein können, wenn du mir einen Blick in deine Seele hättest thun lassen. Fast im allerletzten Augenblicke hauchtest du mir eine Ahnung deines Wesens ein. Damals hatte ich dich das erste und letzte Mal in meinen Armen, an meiner Brust, an meinem Mund; ich empfand dich, dich, wußte aber doch nicht recht, wie mir geschah; ich vergaß dich wieder; jene andere Glut war damals zu übermächtig. Dann kam dein erster Brief von Lausanne; und der Blitz eines neuen Lebens schlug ein in mein Herz. Und was folgten für andere Berührungen der Art, für Offenbarungen des Innersten, für Seelenverschmelzungen! der Gipfel von allem war jener letzte Brief — und gerade da, wer begreift es? — wurde ich zum Verbrecher an dir; gerade auf diesen hin kränkte ich dich, wie niemals vorher. Ich glaube, es war zu viel, ich konnte es nicht fassen, ertragen, daher auch nicht glauben; du verlangst Aufklärung und ich bin mir selbst hier ein Räthsel. Ich komme mir scheußlich vor; ich weiß keine nur einigermaßen genügende Entschuldigung vorzubringen. Ich weiß nur, daß ich dich liebe, über allen Ausdruck und Begriff, und denke mir zu meinem Troste, daß du das empfindest und mir darum vergibst, wenn ich dir auch keine befriedigende Erklärung geben kann. Sähst du in diesem Augenblick in mein Herz, erkenntest du die unaussprechliche Bewegung in ihm; wüßtest du, wie meine Seele

Digitized by Google

auf dem ewigen Fluge begriffen, die uns trennende Ferne zu durchmessen und sich zu deinen Füßen hinzustürzen, du müßtest gerührt sein.

Liebe ist nicht Weisheit, sie ist auch nicht Güte; sie ist theils unendlich mehr als Güte, theils auch das sonderbarste Gegentheil. Sie hat, so zu sagen, das Recht auch zu kränken und zu mißhandeln, und bleibt darin immer sie selber, etwas dämonisch Unfaßliches, aller Vernunft und Sittengesetze Spottendes.

Ich habe dich, dich gekränkt, und ich verdiente die Hölle dafür, wenn ich dich nicht liebte, so liebte. Ich habe es gethan auf dem Culminationspunkte unseres Bundes und meiner Gefühle für dich — erkläre das, wer es kann; ich habe dir allerlei darüber gesagt; ich weiß nicht, ob es das Rechte ist. Aber wenn du verlangtest, ich solle tausend martervolle Tode für dich sterben, so thäte ich's und es wäre meine Seligkeit.

Bei rohen Menschen zeigt sich jenes Räthsel der Liebe in roher Form; die Russin, sagt man, muß und will von ihrem Geliebten oder Mann geprügelt sein, sonst glaubt sie, er liebe sie nicht mehr und gehe zu einer Anderen. Ist es vielleicht eine Art von Verzweiflung, daß man durch Schmeicheleien und Liebkosungen seinem Gefühl und seiner Sehnsucht nicht genug thun kann? ist es der Wahnsinn einer außer sich kommenden, leidenschaftlichen Gereiztheit, die sich in ihren Mitteln vergreift? Ja, der wäre der rechte Philosoph, der einen durchdringenden Blick in diese dunklen Tiefen des Herzens thäte.

Hast du denn keine anderen Träume von mir, als solche abscheulichen? Keine wahreren? In jenen tiefsten Träumen, die man hat, ohne eine Erinnerung davon ins Wachen mit hinüber zu bringen, wirst du wohl anders träumen, hellseherisch, und meine Liebe erkennen und mir ganz verzeihen, wenn du das nicht im Wachen zu thun vermagst. Und ich träume da auch wohl von dir, wiewohl ich nichts davon weiß. Hier ist uns ein Theil unseres Selbst verdeckt. Schade darum!

Manches kommt aber wohl aus jenen Träumen und hellseherischen Zuständen, was wir nicht wissen! da verbirgt sich auch ein Theil der göttlichen Weltregierung. Herz! Seele! Leben! Sei mir gut! Verehre mich nicht, aber liebe mich mit all meinen Mängeln, Schwächen und Sünden! Das ist rührender, liebevoller, weiblicher, göttlicher, als wenn ich dir als ein realisirtes Ideal gegenüberstände, zu dem du nur verehrend emporzublicken hättest.

Unser Verhältniß ist der Gipfel der Romantik im guten Sinne des Wortes. Ob das schon da gewesen? Ein bejahrter Mann und ein junges Mädchen stoßen sich ab in persönlichem Zusammensein; und dann schlagen, aus weiter Ferne entzündet, solche Flammen auf, dann bildet sich eine solche Innigkeit des Gefühles ohne alle sinnliche Annäherung, ja bei völliger Hoffnungslosigkeit in Beziehung auf persönliches Nahesein. Wenn das diejenigen wüßten, die mich aus Mißverstand für einen sinnlich-frivolen Menschen halten! Du weißt, daß

Digitized by Google

ich die Sinnlichkeit nicht verachte, sondern in Schutz nehme, indem ich will, daß sie höher gefaßt und behandelt werde; sinnlich im gemeinen Sinne des Wortes aber bin ich gar nicht. Ich könnte dir da wunderliche Dinge erzählen. Als ich in Nürnberg auf dem alten Thurm wohnte, stellte mir eine Schauspielerin nach, welche durch mich gehoben zu sein wünschte und sich dafür in jeder mir beliebigen Weise dankbar erwiesen hätte. Es ist ein Weib von üppigem Körperbau, nicht ganz ohne Geist, zumahl im Umgang, aber mittelmäßig in der Kunst. Ich wollte nichts mit ihr zu schaffen haben. Sie ward nicht müde und ein Mal da ich gerade auf den Thurm gehen wollte, bat sie mich, ihr den zu zeigen. Ich sagte, das ginge nicht; wenn mich die Nürnberger Klatschphilister sehen würden, wie ich mit ihr da hineinginge, so würde es Scandal geben. Ich war an der Thüre. „Lassen Sie mich nur hineinsehen!“ sagte sie. Ich öffnete halb; mit einem Male war sie drin, die Treppe hinauf; ich mußte unten zuschließen und nachfolgen. Oben in dem Gefängnißstübchen waren wir nun allein, abgeschlossen von aller Welt. Sie schlug die Arme um mich; ich lächelte und sagte ihr: Sie solle mich für keinen Tugendhelden und moralischen Pedanten halten, aber diese Art von Liebe sei nicht nach meinem Geschmack. Ich könne so etwas nicht leicht nehmen; ich könne mich nur hingeben in Folge einer tiefen und großen Leidenschaft; die fühlte ich nicht in mir walten. Es könnte wohl sein, daß ich ihr geneigt würde; das wäre aber für mich gefährlich; denn da es bei mir so tief gehe, so könne ich den Verlust eines geliebten Wesens nicht ertragen ohne Gefahr des Unterganges. Sie aber würde mich wohl nicht lange lieben, sondern bald wieder verlassen. Und so führte ich sie wieder hinunter, ohne daß ich ihre Zärtlichkeit auch nur im Geringsten erwiederte. Wenn du die Männer gewöhnlichen Schlages kennst, so weißt du, daß Keiner so etwas wegwirft; diejenigen, die den Stab über mich brechen, würden vielleicht am unfähigsten und ungeeignetsten sein, meinen Geschmack zu theilen und meinem Beispiel zu folgen. Ich habe in anderen Fällen, immer nicht aus „Tugend und Sittlichkeit“ aber aus andern Gründen, selbst den Einladungen junger und reitzender Mädchen widerstanden, in die ich doch schon wirklich verliebt war.

Und wie stellt mich die Welt, wie stellt mich meine Frau dar! Ich fürchte, daß auch dein Vater eine nicht ganz unähnliche Meinung von mir hat.

Nur die Frauen kennen mich, mit denen ich vertraut geworden. Sie allein legen ein gutes Zeugniß für mich ab. Sie haben mich lieb, nicht weil ich sie durch meine Persönlichkeit reitze, was wäre an der ? aber sie merken, sehen, erfahren, daß ich es gut meine mit ihnen und ihrem Geschlecht, und daß ich keine selbstsüchtigen Absichten verfolge. Und das kommt ihnen so außerordentlich vor, da sie im Mann sonst nur den begehrlichen Egoisten zu sehen gewohnt sind, daß sie mich in ihrer Begeisterung weit überschätzen, während mir die Männer gram sind, indem sie diese Anhänglichkeit bemerken, ohne zu begreifen,

Digitized by Google

was da für ein Zauber waltet, zu dem doch der Schlüssel so einfach ist. Es ist schmählich, daß man einen Mann, der nur nicht ganz gemein ist, wie einen Phönix betrachtet, ja wie ein übermenschliches Wesen ehrt. Ich selber weiß, wie menschlich ich bin, und du hast es auch schon erfahren.

Siehst du, dieses süße Plaudern mit dir ist mein höchster Genuß. Was meinen persönlichen Umgang hier betrifft, so ist mir die Dr. Hoffmann, die Schwester der Passavant, die liebste; ein höchst eigenthümliches Weib, frei und kühn, aber ganz edel. Wenn die so gern zu mir kommt, in meine Einsiedelei und mir ihr Herz ausschüttet, so glaubt man wohl auch nicht, wie rein diese Rendez-vous's sind. Sie fühlt sich trotz ihrer glänzenden Zirkel einsam und isolirt; „wenn Sie fort sind," sagt sie, „so habe ich wieder niemand mit dem ich so reden kann."

Auch Helene ist neuestens wieder sehr zärtlich gegen mich; ihr ist wohl auch eine Binde von den Augen gefallen. Ich war neulich genöthigt, ihr einen geheimen Brief lesen zu lassen, der von Mathilde kam; sie fand darin den vollständigsten, ausdrücklichsten Beweis, daß mein Verhältniß zu diesem unglücklichen Wesen ein ganz anderes gewesen ist, als es den Schein hat. Ich wollte, ich könnte dir diesen Brief auch lesen lassen. Es ist das Rührendste, was jemals geschrieben worden ist, und es muß auf Helene, die einen Haß auf dieses Mädchen geworfen hatte, einen tiefen Eindruck gemacht haben.

Adieu! Träume schönes von mir!

Die Eifersucht ist der schlimmste der Dämonen, von denen die menschlichen Herzen gepeinigt werden. Von der Eifersucht anderer habe ich unermeßlich zu leiden gehabt. Ich selbst jedoch bin ebenso wenig *eifersüchtig* als *sinnlich* im *gewöhnlichen Sinn des Wortes*. Wenn ich z. B. wüßte, daß deine Neigung auf einen deiner nicht würdigen Gegenstand gefallen, so würde mich dies grenzenlos schmerzen und einem solchen Menschen würde ich sein Glück nicht gönnen, denn der könnte seinem Bedürfnis auf andere Weise genügen. Jedem aber würde ich's gönnen, der, ich sage nicht, — dir gleich oder ähnlich wäre — sondern nur dich wirklich und wahrhaft lieb hätte. *Ich liebe Jeden, der das liebt, was ich liebe*. Jenen jungen Mann, den ich nicht kenne, liebe ich bloß aus dem Grunde, weil er dich liebt, *so* liebt, wie du schreibst.

Könnten, sollten höhere und bessere Menschen sich nicht als eine und dieselbe Persönlichkeit betrachten und demgemäß fühlen und handeln? Wenn du einen solchen Menschen liebst, so bist du mir in keiner Weise untreu. Du liebst mich in ihm, der Unterschied wird hier, von höherem Standpunkt aus betrachtet, zu Null. Ich habe über das Thema der Liebestreue viel nachgedacht. Es gibt eine sehr verächtliche Art von Untreue, ein Don Juan ist deshalb ein gemeiner Mensch, weil er es mit Keiner gut meint und in Jeder nur sich selbst liebt. Es gibt aber auch eine bedenkliche, keineswegs liebenswürdige Art von Treue.

Digitized by Google

Die George Sand hat das in einem ihrer Romane geschildert. Eine italiänische Sängerin, glaube ich, erfährt von gemeinen Männern viel Widriges und macht eine Anzahl von Verhältnissen durch, die ohne Halt und Befriedigung sind. Sie sehnt sich nach einem treuen Mann; sie findet einen solchen und wird von dem, einem italiänischen Prinzen förmlich zu Tode gemartert. So pocht meine Frau auf ihre Treue, ihre Tugend; ich wollte lieber, sie wäre mir so untreu gewesen, als das liederlichste Weib der Erde; sie hätte mir weniger Böses gethan und erschiene mir tausend Mal liebenswürdiger. Wer mehr als ein Wesen in gleicher Art, mit gleicher Tiefe und Innigkeit des Gefühls zu lieben vermöchte, der wäre berechtigt es zu thun. Wir glauben, daß Gott in unendlicher Liebe uns Alle umfaßt, wir sehen, wie Eltern in der innigsten, zärtlichsten Liebe mehrere Kinder zugleich lieben, wir tadeln es sogar, wenn einem der Kinder in parteiischer Weise der Vorzug gegeben wird. Doch neigt sich das menschliche Herz auch hier oft genug zur Ausschließlichkeit. Dies ist dem Menschen wegen seiner beschränkten Liebeskraft das Natürlichste und wenn eine exclusive Neigung in geschlechtlichen Verhältnissen nicht moralisch und gesetzlich gefordert würde, so würde sie etwas ganz alltägliches sein. Durch Zwang wird nur das Gegentheil von dem erreicht, was man will. Durch ihn wird dem Menschen selbst das ihm Naturgemäßeste verhaßt und dies ist der Fluch, der namentlich auf der Ehe liegt.

Du schriebst mir einmal, dein Herz sei wie der Besen des Hexenmeisters, aus jedem Stück werde ein Ganzes. Laß mir eines von diesen Stücken, es ist mehr, als wenn mir tausend Andere ihr ganzes geben. Es gibt für mich nicht leicht etwas Widerwärtigeres, Martervolleres als das Briefschreiben. Ich muß mich sonst immer dazu zwingen. An dich möchte ich Tag und Nacht in einem fort schreiben; es ist mein seligstes Geschäft. Ist das nicht Liebe? Nicht wahr, du glaubst nicht nur, du weißt es, daß ich dich liebe. Ich weiß es auch, daß du mich lieb hast. Meine Zweifel haben keine andere Bedeutung, als eine pathologische, d. h. gar keine.

(März, 1855)

Was hast du mir, du theures Wesen, für eine schöne Ueberraschung bereitet! Ich meine dein Gedicht; es ist wundervoll; von der tiefsten Wirkung ist namentlich der Uebergang aus der scheinbaren Beschreibung einer realen Gegenständlichkeit in die Allegorie.

Ja, dort in unserer Seelen stillen Heimatland erwarte mich; da wollen wir einander angehören und nichts soll unsere traute Wonne stören. O mein liebes, süßes Kind! Ich wollte, ich wäre nie in die Nothwendigkeit versetzt etwas anderes zu denken, als dich; wäre ich in Ruhe, nicht so abhängig und hülfsbedürftig ich würde mich in die tiefste Stille zurückziehen und nur deinem Cultus meine Seele weihen. Du bist und bleibst doch immer das Höchste und Beste, was in

Digitized by Google

meinem Bewußtsein lebt und ich verhehle es auch nicht, selbst nicht vor denen, welchen ich am meisten verpflichtet bin und die eine solche Liebe und Begeisterung zu kränken zu verletzen geeignet. Es muß andern zuweilen vorkommen, als sei ich förmlich toll oder hätte Anfälle von Wahnsinn, so wenn ich vor einiger Zeit, da ich abends bei Helene war, versicherte, du seist weder Mensch noch Engel, sondern unmittelbar Gott selbst. — Die Hoffmann, meine größte, unaufhörliche Wohlthäterin, der ich unendlichen Dank schuldig, erkennt alles Gute und Schöne willig an, denn sie hat die feinste Bildung und das schönste Herz; dennoch sagte sie einmal ganz niedergeschlagen: „Wenn dieses herrliche Mädchen kommt, werde ich verschwinden." Helene sagte halb im Spaß, halb im Ernst: wenn die Wiener Helene kommt, da wird's gefährlich werden, da wird's Unglück geben.

Und wirklich, ich fürchte mich selber ein Bischen. Bewahre mich nur so viel als möglich vor einer plötzlichen Ueberraschung. Wenn du unerwartet vor mir stehen solltest, so werde ich dir entweder, wofern es mir gelingt, mich gewaltsam zusammenzunehmen, so steif, kalt und hölzern erscheinen, daß es dich beleidigen muß, oder ich werde in Gefahr sein, etwas vor andern Menschen Ungeeignetes, Auffallendes, Ausschweifendes zu thun. Darauf ist mir am meisten bange. Bin ich vorbereitet, so finde ich eher das richtige Maß.

Wäre es dir recht, wenn ich einiges von dir drucken ließe? Man kann sich ja einen fingirten Nahmen geben, unter welchem man vollkommen sicher ist. Mathilde heißt in meinen Mittheilungen, die sich im Frankfurter Conversationsblatt finden: Amara George; Amara heißt die Bittere und bezieht sich auf ihr bitteres und verbitterndes Schicksal; du heißest in meinen Gedichten Sperata, willst du etwa Sperata D. heißen, oder auch dies D. vertauschen, etwa mit einem französischen Nahmen? Die deutschen Familiennahmen lauten schrecklich bürgerlich prosaisch und gemein.

Meine Schicksale sind fortwährend wunderlich; ich werde theils auf das Schmeichelhafteste, Zärtlichste, Rührendste behandelt und verwöhnt, theils unbeschreiblich belästigt, gemartert, zur Verzweiflung gebracht. Was habe ich hier schon für eine Masse philisterhafter Gelegenheitsgedichte machen müssen. Dergleichen Plunder kostet mich fast das Leben und verstimmt mich Tagelang. Ich leide an tödtlichen Ermattungen; ziehe ich zur Helene, so habe ich es gut, bin bedient und gepflegt, kann aber bei dem Lärm der Umgebungen nicht schlafen. Die Hunde toben oft die ganze Nacht und dergleichen; da wurde ich neulich wieder einmal beinahe wahnsinnig und selbst äußerlich einer Leiche ähnlich. Jetzt bin ich wieder herausgezogen, in meine Einsiedelei, da bin ich wieder in den Klauen der Käthe und darbe. Zuweilen sind 10—12 Menschen in meinem Zimmerchen, selbst spät Abends, wenn ich todtmatt zur Ruhe gehen will, werde ich oft noch herausgepocht und muß mich stundenlang hingeben.

Digitized by Google

So bleiben kleine Arbeiten Monate lang liegen. Nun hat mir die Hoffmann, trotz ihres philisterhaft eifersüchtigen Mannes, eine Zufluchtsstätte in ihrem Hause gegeben; da bin ich zuweilen den ganzen Tag in einem prächtigen Zimmer, geschützt und bedient; die Hoffmann hilft mir bei meinen Arbeiten, liest mir vor und dergleichen. Abends läßt sie mich wieder heimfahren. Ist das nicht himmlisch? Mit dieser edlen Frau mußt du in Verbindung treten; sie kennt dich vorläufig und du schreibst vielleicht einmal ein paar Zeilen an sie, nicht wahr? Warte jedoch noch einen Wink von mir ab. Ich schreibe nächstens an deinen Vater und dann auch an dich; da werde ich wohl darauf zurückkommen. Der Binder (Mathilde) habe ich dein freundliches Andenken zu wissen gethan; nimm es der Armen nicht übel, wenn sie so lang nicht mehr geschrieben; sie kann fast nichts als klagen, uud sie scheut sich vielleicht, das zu thun. Doch ist sie neuestens durch meine vorläufigen Anzeigen ihres Romans in eine angenehme Aufregung versetzt worden; leider hält es schwer, für solche Erstlingswerke einen Verleger zu finden, und etwas dafür zu erhalten. Der Geldpunkt ist aber hier wesentlich, denn ich möchte sie selbstständiger stellen, damit sie durch die Abhängigkeit ihrer Lage weniger zu leiden habe und weniger in Versuchung komme, sich wegzuwerfen. Ich bleibe bis zum April, dann fahre ich nach Nürnberg zurück; die Hoffmann kommt nach, sie hofft Einfluß auf meine Frau zu gewinnen und mir dadurch ein ruhigeres Los zu bereiten. So ist es mir öfters in meinen Leiden und Trübsalen, als wenn sich der Himmel öffnete und seine Engel sich zu mir herunter ließen, um mich zu trösten und aufzurichten. Du bist keiner davon, denn du bist mir noch mehr als Engel; zu dir bete ich in meinem innersten, geheimsten Herzen, dessen heilige Madonna du bist. Bleibe mir gnädig und bitte für mich — dich selbst!

H. D. Nr. 3, Wien (Poststempel Nürnberg, 5. Mai 1855)

Komm mein Engel! Das ist meine ganze Antwort auf deinen bitteren und doch so süßen Brief — süß, weil er von dir kam gleichviel welches Inhaltes, weil er mir bewies, daß du für mich noch nicht verloren bist. Komm! Wann und sobald du kannst! Wir werden uns dann wohl sagen, daß wir Beide Kinder gewesen und uns ohne allen Grund gekränkt und beleidigt haben.

Du bist mir nun leider sehr ähnlich geworden, sofern du krank bist, wie ich. Du bist reizbar, wie du es nie warst und siehst schwärzer als recht und billig ist. Hier kannst du nun an dir selbst bemerken, was solcherlei Art von Krankheit für unwillkürliche, nicht aus unserer eigensten Natur, unserm wahren Ich entspringende Folgen hat. Ich will dir, wenn du kommst, deinen Brief zeigen, du wirst dann in hoffentlich ruhigerer Stimmung sagen: „Ja, das ist der Brief einer Kranken.“ Oder vielmehr, es soll von all dem keine Rede sein, wir wollen uns der Wonne des Wiedersehens überlassen und uns gegenseitig heilen und

Digitized by Google

befreien von diesem innern Mahnen einer Spannung, die bei uns ganz unnatürlich ist, denn wir sind Eins. Von all dem Jammer ist am Ende dies der Grund, daß wir es so bitter empfinden, einander fern zu sein und immer fern zu bleiben.

Haben wir uns nur einmal wieder gesehen, dann, denk ich, wird es gut sein auf immer. O wie lieb ich dich! Und du kannst denken, sagen — — aber das wiederhohl' ich nicht. Auf zwei Briefe keine Antwort und dein Vater, der doch von dir spricht, erwähnt nichts von einer Krankheit, nicht das Mindeste, schreibt überhaupt so kalt und abstoßend, für mein Gefühl wenigstens, wenn er es auch nicht so meint — das könnte eine Entschuldigung für mich sein. Aber ich will mich nicht so entschuldigen; denn darin hast du Recht, ich hätte dennoch glauben und auf die Lösung des Räthsels ruhig warten sollen.

„Sähe man Engel, wie du bist, wanken,
Weichen aus ihren erhabenen Schranken
Würden die Sterne des Himmels dort."

Willst du mich sehen? Diese weiche, liebliche Frage nach all den heftigen und bittern Worten — — damit ist alles in den süßesten Honig der Liebe und Zärtlichkeit getaucht. Ich danke dir für deinen Zorn; er zeigt mir umso fühlbarer den Ernst und die Wahrheit deiner Zuneigung zu mir; aber dieser Zorn ist keiner. Du bist ein himmlischer Genius und kannst nicht böse sein; selbst in den Momenten krankhaftester Aufregung bricht das lächelnde Licht deiner göttlichen Seele durch die Wolken des Trübsinns und des Unwillens hervor; ich fürchte mich nicht vor dir, ob ich mich auch noch so schuldig weiß. Du kannst nicht hassen, mich nicht hassen, der dich vergöttert hat, wie noch Niemand auf der Welt vergöttert worden ist.

Was ich von dir denke? Ich küsse deine Füße, ich bete dich an und werde es thun von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Wie oft habe ich Andere, die Anspruch auf meine Liebe und Verehrung machten, dadurch gekränkt, das ich dich so hoch erhob, in so schwärmerischen Ausdrücken, mit so unverhohlener Begeisterung, mit so viel Stolz und Entzücken von dir sprach! Du, die Binder und die Hoffmann — ihr seid meine Gemeinde, auf euch gründe ich meine Hoffnungen und wie sehr wünschte ich deshalb, daß ihr einander recht nahe trätet!

Die Hoffmann ist jetzt hier und hat sich auf eine höchst liebenswürdige Weise mit der unglücklichen Binder befreundet, die ein so großer Gegenstand meiner Sorgen und Bestrebungen ist! Sie hat es ihrer Schwester, der Passavant, zum Trotz gethan, welche sich vor dem Nürnberger Philisterium fürchtet und nicht wollte, daß die Hoffmann zur Binder ins Haus käme. Die Hoffmann ist eine durchaus großartige und geniale Natur; die Passavant ist dagegen unendlich klein in solchen Beziehungen, und ich lasse sie fallen, trotz all der Artig-

Digitized by Google

keiten und Auszeichnungen, die ich von ihr erhalten habe. Die Binder ist leider sehr krank und verfolgt und beworfen obendrein und leidet deßhalb an den schwärzesten Seelenverstimmungen; ein Brief derselben, den ich dir beilege, wird dich einen Blick thun lassen, in diese Nacht. Werde nur du wieder gesund! Ich brauche dich, du bist mir von Gott gegeben, ich brauche dich auch hier und möchte daher, daß du hieher kämst, ehe ich wieder von hier fortgehe. Denn hier ist meines Bleibens nicht mehr; der Prophet gilt nichts in seinem Vaterland, hier gehe ich unter. Ich werde wohl bald wieder nach Frankfurt gehen, aber nicht allein, sondern mit Frau und Kind. Suche die Fehler, die ich bei deinem Vater gemacht, wieder auszugleichen! Du wirst es können, denn ich weiß, was du ihm bist und was du vermagst. Willst und kannst du vor deiner Abreise noch einmal schreiben, so schicke deinen Brief an die Binder, wohlgeschlossen als Einlage, mit der Adresse an jene auf dem äußern Umschlag.

Ich eile, dir diese Zeilen zukommen zu lassen, ich kann aber meine Briefe nicht selbst mehr besorgen; ich kann gar nicht mehr gehen. In die Gesellschaften zu Blaß und Passavant lassen mich diese Frauen zu Wagen holen und zurückfahren; zur Binder kann ich nur selten kommen, ich muß alles durch Ottilie besorgen lassen, die sehr verständig und leider — nicht durch mich — in Alles längst eingeweiht ist.

An deinen Vater schreibe ich gleichzeitig einen andern Brief mit einem gedruckten Blatt. In der 2. Ausgabe des Hafis, die jetzt gedruckt wird, kommt auch eine gewisse Sperata vor, — kennst du sie?

Die Marienlieder wollte ich dir dediciren, Campe macht jedoch Schwierigkeiten und so werden sie vor der Hand nicht wieder aufgelegt werden. Die Polydora habe ich der Blaß und Passavant dedicirt; das ist ein Opfer des Dankes, da mich in den abscheulichen Kämpfen, in die ich der Binder wegen hinein gerissen wurde, bloß diese Frauen schützten und mir noch zu Frankfurt aus der Ferne und jetzt wieder hier so viel Gutes gethan. Uebrigens hängt mein Herz nicht an ihnen, denn sie sind zu oberflächlich, als daß ich in ein tieferes, fruchtbares Verhältniß zu ihnen kommen könnte, wie es für mich allein Interesse hat, da weder gewöhnliche Freundschafts- noch Liebesverhältnisse, noch Befriedigungen der Eitelkeit irgend einen Reitz für mich haben. Die Passavant namentlich, die sonst sehr klug ist und sehr liebenswürdig sein kann, ist jetzt durch den Vorzug beleidigt, den ich ihrer Schwester gebe, die ganz in meine Denkweise eingetaucht ist und Alles thut, was ich wünsche, auch das Bedenklichste; die sich insbesondere gegen die Binder, mit der sich jene stolzen Frauen nicht persönlich berühren mögen, so schön benommen hat. So viel nur noch zur näheren Verständigung über meine persönlichen Beziehungen.

Uebrigens mein altes Lied: Komme zu mir!

Digitized by Google

H. D. Nr. 3 Wien *Poste restante.*

(Poststempel Nürnberg, 9. August 1855)

Laß dich, liebes Herz, von dem gegenwärtigen Stand der Dinge unterrichten; dann wirst du wohl nicht auf der Ausführung deines Verlangens bestehen.

Ich bewahre in meinem Hause gar nichts mehr auf, was mich und andere gefährden könnte, so wie ich nichts der Art ins Haus geschickt bekomme. Die Frankfurter Helene und die Dr. Hoffmann adressiren, wie du, an die Binder; dort erhalte ich die Briefe, ich lese sie dort oder nehme sie nur auf kurze Zeit mit ins Haus, um sie zu lesen, behalte sie in der Tasche und bringe sie zur Binder zurück, wo alles verschlossen, aufbewahrt und vor meiner Frau ganz so sicher ist, als wenn es vernichtet wäre. Die Correspondenzen sind dort versiegelt, niemand mag sich in die Hände des fürchterlichen Weibes geben; alles fürchtet sich und ich selbst bin grenzenlos ängstlich und vorsichtig geworden.

Mit tiefer Betrübniß las ich deinen Vorwurf, hinsichtlich der indiscreten Mittheilung, die ich in Frankfurt gemacht. Sie hat mich schon selbst gereut genug und du würdest sie mir nicht verzeihen können, wenn du nicht den Grund erführest. Es war kein characterloses Ausplaudern. Als ich nach Frankfurt ging, war ich gehetzt, wie ein wildes Tier und in fürchterlichstem Lichte dargestellt. Alle meine Berührungen mit weiblichen Wesen wurden verdächtigt; ich konnte auch nicht von Dir reden, ohne daß ich fürchten mußte, in den Verdacht frivoler Absichten zu kommen. Da drängte mich mehr ein Gefühl, als eine klare Reflexion, zu sagen, daß du in einem zarten Verhältniß stündest, von dem du mir etwas ganz im Allgemeinen angedeutet habest. Ich glaubte in dem Augenblick, keinen zu großen Fehler zu machen; ich dachte dich und mich zu schützen und die Frankfurter Persönlichkeiten kannte ich damals noch nicht so, wie ich sie späterhin kennen lernte. Sieh es von diesem Gesichtspunkt an, so wirst du mir vielleicht verzeihen können.

Daß ihr zu Frankfurt nicht zur Hoffmann gekommen, thut mir sehr leid. Du begreifst wohl, was ich will, indem ich die vorzüglichen Persönlichkeiten, die ich kenne und mit denen ich mich verständigt habe, zusammen zu bringen suche. Es soll ja jener bedeutungsvolle Bund zu Stande kommen, bei welchem so vorzüglich auf's Weib gerechnet ist. Die Hoffmann ist ganz dazu gemacht, das Centrum dieser freundschaftlichen Verbindung zu bilden, du bist ihr so nah gewesen und hast sie nicht gesehen!

Dein Vater hat mich in dieser Beziehung wieder ernstlich gekränkt. Er hat wahrscheinlich auch dies Verhältniß in dem Lichte gesehen, in welchem es ihm meine Frau vorgestellt. Du siehst es selber, was ich alles zu leiden habe, selbst von solchen Persönlichkeiten, die mir nicht feindlich entgegenstehen. Meine eigenen intelligentesten Verwandten treten meinen Plänen entgegen, weil sie dieselben nicht begreifen oder nicht begreifen wollen. Welche Scheidewand hat

Digitized by Google

sich zwischen mir und deinem Vater gebildet. Ich bin froh, sagen zu können, daß die Binder mit dem Dichter Höppl, den sie durch ihre Briefe merkwürdig bezaubert hat, in einer Verbindung steht, die zu einer förmlichen Verlobung führen kann. Er wird diesen Herbst hieher kommen und Gott gebe, daß sich die Sache vollends macht. Ich habe das Meinige gethan, sie zu fördern, wie ich sie denn auch veranlaßt habe. Leider ist er ebenfalls äußerst kränklich und ohne feste Stellung im Leben. Doch wenn sie nur verlobt sind, so ist schon etwas gewonnen. In etwa vier Wochen gehe ich auf Besuch nach Frankfurt, da ich einem solchen, aufs dringendste veranlaßt und aufgefodert, nicht ausweichen kann. Allein mag ich dort nicht mehr existiren, ich darf auch mein Kind nicht ohne Noth im Stich lassen und mit meiner Frau ist unter den Umständen, die sich aufs Neue gebildet nichts anzufangen. Es hat wieder ganz plötzlich eine der pöbelhaftesten Scenen gegeben, die sich denken lassen, und seitdem rede und verkehre ich nicht mehr mit ihr, als ich notgedrungen muß. Wie es mit meiner Gesundheit aussieht, das kannst du dir denken.

Kannst du mich noch lieb haben, so thu es! Ich bin ein sehr armer Mensch, das siehst du jetzt klarer als früher ein. Ich muß entweder thun, was meine Frau will, und das ist aus physischen und moralischen Gründen unmöglich, oder ich werde so lange verfolgt, bis ich erschöpft zu Boden falle. Ich werde es aushalten so lange ich kann. Hilf mir's tragen, lieber Engel, wie bisher!

Auf unserer Insel, da ist es schöner, da laß dich von mir auch noch ferner finden.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Stuttgarter Uraufführung.

Von Rudolf Louis in München.

Es sind nun über vier Jahre her, daß Walter Braunfels zum ersten Male mit einem Opernwerk an die Öffentlichkeit trat: mit der textlich auf einer Novelle E. Th. A. Hoffmanns beruhenden „Prinzessin Brambilla". Eine noch früher entstandene Märchenoper „Falada" kam nicht zur Aufführung. Für „Brambilla" hatte sich Felix Mottl interessiert. Er brachte sie in München auf die Bühne — mit zweifellosem Mißerfolg. Max Schillings machte dann in Stuttgart einen zweiten Versuch, der weniger unglücklich ausfiel, hauptsächlich wohl, weil die Stuttgarter Aufführung sehr viel besser war als die Münchner. Aber zu einem wirklichen Bühnenleben hat es die „Brambilla" auch in Stuttgart nicht gebracht.

Es hängt wohl mit diesem Mißerfolge zusammen, daß Braunfels in den nächsten Jahren ausschließlich für den Konzertsaal schrieb. Hier brachten ihm das Chorwerk „Offenbarung Johannis, Kapitel 6", die Serenade und das

Digitized by Google

Klavierkonzert die schönen Erfolge, durch die so vollauf bestätigt wurde, was dem Braunfelsschen Schaffen Näherstehende schon bei der „Brambilla" als eine bestimmte Erwartung aussprachen: daß sich da eine Begabung entwickle, die an Stärke und an künstlerischem Ernst unter den Altersgenossen kaum einen ernstlichen Rivalen habe.

Wer Braunfels kannte und wußte, wie er selbst über sich, über die Art und Richtung seines Talentes denkt, dem konnte es nicht zweifelhaft sein, daß er über kurz oder lang den Versuch, sich die Bühne zu erobern, erneuern werde. Das ist nun auch geschehen. Am 4. November d. J. hat sein „Ulenspiegel" in Stuttgart die Uraufführung erlebt. Das Textbuch hat der Komponist wieder, wie bei der „Brambilla", selbst geschrieben. Und auch das hat die neue Oper mit der älteren gemein, daß sie Stoff und Handlung einem Werke der erzählenden Dichtung entnimmt. Man kennt den prächtigen Roman des Blamen de Coster, der die Figur des Till Eulenspiegel in einen Helden der niederländischen Befreiungskriege umbildet. Auf ihm beruht das Braunfelssche Libretto. Der an innerem wie äußerem Geschehen überreiche Stoff ist so in den Rahmen einer dreiaktigen Handlung eingespannt:

Jeder der drei Akte ist in Szenen mit verschiedenem Schauplatz eingeteilt, der erste und zweite in je zwei, der dritte in drei. I, 1. Platz in Gent, nahe dem Stadttor, Nacht. Bürger der Stadt reden zitternd von der bevorstehenden Ankunft der Spanier, die man dann, mit Herzog Alba an der Spitze, in unheimlichem, fackelbeleuchtetem Zuge einmarschieren sieht. Der „Schreiber" — hier verwendet Braunfels Reminiszenzen aus Goethes „Egmont" — wiegelt die Bürger auf, indem er sie an ihre alten Privilegien erinnert. Aufdämmern des Morgens. Till, der Sohn des Klas, eines der evangelischen Lehre zugetanen alten Kohlenbrenners, erscheint — „eine phantastische Silhouette gegen das Morgenrot" — auf der Stadtmauer. Er hat den Spottnamen „Ulenspiegel", ein arger Schalk, zu allen Narrenstreichen aufgelegt, seinem frommen Vater eine schwere Sorge. Die Bürger bekommen den Spott und Hohn des losen Vogels zu spüren. Erbost wollen sie ihm zu Leibe, laufen ihm nach, ohne ihn fangen zu können. Da erscheint der Profoß, von Wachen begleitet, und verkündigt die harten Verbote und grausamen Strafandrohungen, die Alba gegen Ketzerei und Aufruhr erlassen. Die Bürger sind zu Boden geschmettert und eilen von dannen. Ablaßpriester treten auf, das Volk anlockend. Ulenspiegel, in plötzlicher Aufwallung, fährt auf sie los und streut ihnen Pfeffer ins Gesicht. Er muß fliehen. I, 2. Im Hause des Klas. Dieser schickt sich an, mit Nele, einem Findelkind, das er bei sich aufgezogen, das Mittagsmahl einzunehmen, nachdem er heimlich seine Bibelandacht verrichtet. Da pocht Till an der Tür. Er ist verloren, wenn ihn die spanischen Häscher erwischen. Rasch entweicht er an einem Seil durchs Fenster mit der Beihilfe Neles, die ihm in Liebe zuge-

Digitized by Google

tan ist. Kaum ist er weg, erscheint schon der Profoß und führt, da er Till nicht findet, Klas gefangen weg.

II, 1. Der Hafen von Vlissingen. Früher Morgen. Vom Wasser her Rufe der Fischer und Gesang von Ruderern. Ulenspiegel, der auf der Mole schlafend ruht, erwacht. Marktschiffe landen. Ulenspiegel kommt mit den Marktleuten ins Gespräch und bald mit den Mädchen in lustige Neckerei. Er erfährt von dem alten Joost, daß Seeland, Holland und Gelderland das Joch der Spanier abgeschüttelt haben. Ulenspiegel allein. Er beschließt, mit Klas und Nele sich hier an der freien See niederzulassen. Da erscheint plötzlich Nele, die Till nachgeeilt ist. Sie bringt entsetzliche Kunde: Klas, dem die Folter nichts zu entpressen vermochte, hat als Ketzer den Feuertod erlitten. Seine Asche, die Nele mitbringt, wirkt in Till eine gänzliche Umwandlung des innersten Menschen. Wie Feuer brennt sie auf seinem Herzen. Seine Torheit hat den Tod des Vaters verschuldet. Nun kennt er nur noch einen Gedanken: Rache. Nele erzählt, daß Alba in Damme „unzähl'ge Frauen" als Ketzer verbrennen lassen will. Diese sollen befreit werden. Till rudert eilig aufs Meer hinaus, um die Fischer zum Kampf aufzurufen. Nele soll inzwischen die Bürger der Stadt alarmieren. II, 2. Platz in der Nähe des Hafens. Nele gelingt es, die erst zögernden Bürger für den Rettungsgedanken zu entflammen. Mittlerweile hat auch Ulenspiegel, was er wollte, erreicht. Von allen Seiten kommen die Fischerboote heran. Unter tosenden Rufen des Volkes stechen die bemannten Schiffe in See. III, 1. Platz in Damme. Nacht. Die ketzerischen Frauen werden zum Scheiterhaufen geführt. *Dies irae* der Mönche und evangelischer Choralgesang der Frauen. Schon lodern die Flammen, da dringen die Geusen herein und vollbringen die Befreiung. Als Ulenspiegel, damit nicht zufrieden, seine Genossen zur Verfolgung der Spanier fortreißt, wendet sich das Glück. Die Geusen weichen zurück, Ulenspiegel selbst wird gefangen. III, 2. Kerker. Ulenspiegel allein, in Erinnerung und Freiheitsträume verloren. Nele, der es gelang, zu ihm zu dringen, erscheint und befreit ihn. III, 3. Im Innern der Stadt Damme. Dichter Nebel. Kampf. Nele führt Ulenspiegel zur Flucht. Da hört dieser die Rufe der Geusen, sieht, daß sie fliehen. Er macht sich von Nele los. Kein selbstisches Liebesglück darf es für ihn geben, nur Kampf an der Seite seiner Brüder. Mit verzweifelter Kraft sprengt er das Stadttor auf, durch das die Geusen eindringen. Dabei will ihn der Profoß von hinten durchstoßen. Aber Nele — so die Schuld, daß sie den Geliebten der Sache des Vaterlandes untreu machen wollte, sühnend — fängt den Stoß auf und stirbt. Aus tiefstem Schmerze sich emporrichtend, führt Ulenspiegel die Seinen zu neuem Kampfe. — Man sieht die Vorzüge dieser reichen und bewegten Handlung. In der Titelfigur eine fesselnde und sympathische Gestalt, in der plötzlichen Wandlung dieses Ulenspiegel vom „reinen Toren" zum Helden eine „innere" Handlung von

Digitized by Google

packender Wirkung, für die bunten äußeren Geschehnisse ein prächtiges zeitliches und örtliches Milieu. Man sieht aber auch die Gefahren. Der Vorteil, daß Ulenspiegel eine bekannte Gestalt der Volkssage ist, also kein Fremder, für den das Interesse beim Zuschauer erst geweckt werden müßte, wird fast aufgewogen durch den Nachteil, daß in der Oper dieser Ulenspiegel ein so ganz andrer ist oder doch wird, als wir ihn aus dem Volksbuche kennen, daß also durch den Titel der Sinn des unvorbereiteten Zuschauers nach einer falschen Richtung hin gelenkt und dadurch das Verständnis erschwert wird. Daß viel passiert, daß es viel zu sehen gibt, ist dem Theaterpublikum gewiß willkommen. Aber hier passiert vielleicht *zu* viel. Was einen ganzen langen Roman anfüllt, ist in drei kurze Akte zusammengedrängt, und so erwünscht die Konzentration sein mag, so wirkt sie doch in der gleichen Richtung, daß sie das Verstehen nicht eben erleichtert. Viel wäre gewonnen gewesen, wenn es sich hätte ermöglichen lassen, daß jeder der drei Akte nur jeweils an *einem* Schauplatze spielte. Freilich hätte dann die Handlung noch mehr vereinfacht, noch mehr an Detail weggelassen werden müssen. Aber allein der Vorteil eines ununterbrochenen Fortganges innerhalb des Aktes wäre schon in musikalischer Hinsicht unbezahlbar gewesen. Im zweiten Akte hätte es sich — ohne irgendwelche größere Änderung in der Disposition des Stoffes — sehr leicht, im ersten und dritten Akt schwieriger, aber doch wohl auch machen lassen.

Was man nun so an dem Libretto aussetzen möge — „dichterische" Prätentionen hat Braunfels ja keine gehabt und vielleicht, um solche von vornherein abzulehnen, auch die sprachliche Diktion etwas sorglos, um nicht zu sagen, salopp behandelt —, auf alle Fälle ist es ihm in weit höherem Maße als bei der „Brambilla" gelungen, ein wirkungsvolles Theaterstück zu zimmern, das für sich schon das Interesse des Publikums zu wecken vermag und auch *die* fesselt, für die die musikalischen Werte der Braunfelsschen Partitur nicht oder doch nicht in demselben Maße vorhanden sind wie für unsereinen. Diese Musik nun hat mir die höchste Bewunderung abgenötigt. Welcher Fortschritt gegenüber der „Brambilla", und zwar nicht nur im Technischen, z. B. in der jetzt viel geschickteren und erfahreneren Instrumentation, sondern vor allem auch in der kenntlicheren Herausarbeitung und Befestigung einer wirklichen kompositorischen *Eigenart*, die an fremde Vorbilder nur mehr ganz selten gemahnt. Im Vergleich mit der „Brambilla" ist die Musik des „Ulenspiegel" durchweg einfacher und schlichter, weniger barock, mehr ein klassisches Ideal verfolgend. Daß sie gute Musik ist und doch Bühnenblut in sich hat, daß sie auf starke Wirkung ausgeht und doch immer ernst, ja streng bleibt, und niemals zum schlechten Geschmack, zum Trivialen und Banalen sich herabneigt, das ist das, was sie vor der meisten erfolgreichen Opernmusik der Gegenwart auszeichnet und sie in ihrer künstlerischen Richtung unmittelbar neben die Opernmusik Hans Pfitzners stellt.

Digitized by Google

Schon die erste Szene, die als Expositionsszene natürlicherweise musikalisch weniger ertragreich ist, bringt in dem unheimlichen Marsch, mit dem die Spanier einziehen, einen ganz glänzenden Einfall. Packend ist dann in der zweiten Szene die Gestalt des Klas musikalisch gezeichnet, ganz prächtig die Seeluft-Stimmung zu Anfang des zweiten Aktes getroffen. Die Szene, in der Nele die Bürger von Vlissingen zum Kampf überredet, bringt eine imponierend durchgeführte und doch ganz auf die landläufigen Steigerungsmittel verzichtende musikalische Klimax. Aber das Bedeutendste bleibt noch für den dritten Akt aufgespart. Die phantastisch grauenvolle Scheiterhaufenszene, der tiefe Ernst der Kerkerszene, die ganz wundervolle tragische Größe in den letzten Worten des Ulenspiegel — das sind die überragenden Höhepunkte, zu denen sich der Musiker Braunfels in diesem Werke erhoben hat.

„Ulenspiegel" wurde von den Stuttgartern freundlich, aber mit Zurückhaltung aufgenommen. Ob er sich in der Gunst des Publikums befestigen und erhalten wird, müssen die Wiederholungen erweisen. Den starken, auch in lautem Beifall sich äußernden Erfolg, den der Komponist hatte, verdankte er zum größten Teile den Freunden seiner Person und seiner Kunst, die für die Aufführung nach Stuttgart gekommen waren. Die Aufführung selbst — sowohl ihre Qualität wie die Tatsache, daß die Uraufführung eines solchen Werkes gerade hier stattfand — war ein schöner Beweis für den Rang und die künstlerische Bedeutung, zu der Max Schillings die Stuttgarter Hofoper erhoben hat. Schillings hatte viel Liebe und Sorgfalt auf die Einstudierung verwendet und leitete die Aufführung mit Sicherheit und schönem Schwung. Die (zum Teil recht schwierige) Inszenierung und die Regie Emil Gerhäusers waren lobenswert. Von den Hauptdarstellern waren Marga Junker-Burckardt (Nele) und Otto Helgers (Klas) sehr tüchtig, Rudolf Ritter (Till) gesanglich mehr als darstellerisch befriedigend. Den vorzüglichsten Eindruck machten Chor und Orchester. Das unsichtbare Orchester klang (wenigstens an meinem Platze, in der letzten Reihe des Parkett) vielfach allzu gedämpft.

Bismarcks Gespräch mit Karl Schurz am 28. Januar 1868.

Mitgeteilt von Richard Fester in Halle a. S.

Im Frühjahr 1908 fand Fräulein Agathe Schurz unter ungeordneten Papieren ihres Vaters die fragmentarische Niederschrift seines ersten Gespräches mit Bismarck, die ich mit freundlicher Genehmigung der Tochter des amerikanischen Staatsmannes nunmehr zum Abdruck bringe, nachdem ich schon 1909 kurz darauf Bezug genommen hatte (Deutsche Rundschau, Juli 1909, S. 52).

Digitized by Google

Wir besitzen bereits zwei Berichte über die erste Begegnung des alten Achtundvierzigers mit dem Vollstrecker der nationalen Postulate der Paulskirche. Am 3. Februar gibt Schurz, von einem Berliner Abstecher wieder zu seiner Familie nach Wiesbaden zurückgekehrt, seinem Schwager ein Stimmungsbild der letzten Tage [1]). Durch Vermittlung eines Legationsrates zu einem Besuche des Bundeskanzlers eingeladen, war er dreimal bei Bismarck; das erstemal anderthalb Stunden; am folgenden Tage blieb er nach einem Zweckessen noch beinahe zwei Stunden allein zurück, und am Freitag, also am 31. Januar, machte er seinen Abschiedsbesuch. Auf den Inhalt der Gespräche, den er in dem Briefe nur andeutet, ist er um so ausführlicher in dem anfangs der neunziger Jahre [2]) niedergeschriebenen zweiten Bande seiner Lebenserinnerungen (487—502) eingegangen. Wir erfahren hier auch, daß jener Legationsrat kein anderer als der Achtundvierziger Lothar Bucher gewesen ist. Zu diesen beiden Berichten gesellt sich jetzt ergänzend und mit dem Anspruche der Priorität unser Fragment. Es überliefert uns das Datum des ersten und damit auch des zweiten Gespräches (28. und 29. Januar) und ist wohl nur deshalb Fragment geblieben, weil Schurz es auf eine möglichst wortgetreue Wiedergabe abgesehen hatte und gerade deshalb nicht die Zeit zur Fortsetzung fand. Dem Verfasser der „Lebenserinnerungen", den Gedächtnisirrtümer veranlaßt hatten, „die Bilder seines Gedächtnisses mit peinlicher Sorgfalt durch alles nur irgend erreichbare äußere Beweismaterial nachzuprüfen und richtigzustellen" [3]), war es offenbar nicht zur Hand und wohl auch wegen seines geringen Umfanges aus dem Gedächtnis entschwunden. Es verdient daher die Veröffentlichung unter dem doppelten Gesichtspunkte, daß es eine Nachprüfung der Lebenserinnerungen gestattet und die früheste Parallelerzählung [4]) Bismarcks zu dem Kapitel „Nikolsburg" der „Gedanken und Erinnerungen" darstellt. Ich schicke zunächst den Text dem, was zu seiner Erläuterung gesagt werden muß, voraus.

Gespräch mit Bismarck.

Dienstag, 28. Januar 1868.

Bismarck: Was hat Sie eigentlich nach Europa geführt?

Schurz: Nichts als der Wunsch, einige Zeit bei meiner Familie zuzubringen, die sich hier aufhält, dann auch der Wunsch, die Verhältnisse zu studieren.

Bismarck: Ist mir sehr interessant, Sie zu sehen. Ich [5]) glaube, ich habe Sie schon früher einmal gesehen. Waren Sie nicht im Jahre 51 in Deutschland?

[1]) Lebenserinnerungen 3, 300 ff. — [2]) So nach Mitteilung der Tochter. Bancroft, Lebenserinnerungen 3, 483 läßt die systematische Ausarbeitung der Memoiren erst 1901 beginnen. [3]) A. a. O. 2, 253. — [4]) Vgl. R. Pahncke. Die Parallelerzählungen Bismarcks zu seinen Gedanken und Erinnerungen. Historische Studien, herausgegeben von R. Fester III, Halle 1914. — [5]) Lebenserinnerungen: „Ich glaube, ich habe Sie schon

Digitized by Google

Kurz nach der Kinkelschen Geschichte saß ich — ich war damals Gesandter in Frankfurt — in einem Coupé der Rhein. Eisenbahn und hatte einen jungen Mann mir gegenüber, der der Beschreibung entsprach, die ich von Ihnen hatte. Ich dachte, das müßten Sie sein.

Schurz: Ich war damals nicht in Deutschland.

Bismarck: Nun, es war auf alle Fälle ein hübscher junger Mann. Sie haben ein bewegtes Leben gehabt, nicht allein hier, sondern auch in Amerika. Wir haben wohl die Sympathien in Amerika für uns. Ist uns sehr lieb, da dieselben im Falle eines Confliktes uns von großer Wichtigkeit werden könnten. Wir standen natürlich während Ihres Krieges immer auf Ihrer Seite. Meine persönlichen Sympathien waren zwar anfangs ein wenig für den Süden, da ich einige frühere Studiengenossen auf südlicher Seite hatte. Aber das war nur persönliches Gefühl. Über den Standpunkt der preußischen Regierung konnte keine Frage sein. Sie hielt natürlich immer zum Norden[1]).

Schurz: Ja die Sympathien der Vereinigten Staaten sind mit Deutschland. Die Deutschen da drüben, die dort wie überall als Nation eine demütige Stellung einnahmen, fühlen zum erstenmal eine Macht hinter sich. Die Amerikaner haben Respekt vor jeder Manifestation von Kraft und Erfolg[2]).

Bismarck: Das könnte uns vorkommenden Falls von Nutzen sein. Ein Conflikt könnte jetzt nur noch mit Frankreich entstehen. Er hätte schon entstehen können unmittelbar nach Königsgrätz.

Schurz: Man erwartete es damals.

Bismarck: Ja, man weiß aber nicht, mit welchen Schwierigkeiten wir zu kämpfen hatten. Ich glaubte, wir hätten durch Königgrätz soviel erreicht, als wir durchaus brauchten und dürften nicht mehr als nöthig riskieren.

---

mal gesehen. Es war Anfang der fünfziger Jahre im Zuge von Frankfurt nach Berlin. Da saß mir ein junger Mann gegenüber — nach dem Bilde in einer illustrierten Zeitung, die ich mir gekauft hatte, hätten Sie es sein können." —

[1]) Lebenserinnerungen 2, 499 zum 29. Januar: „ . . . Wenn ich ganz ehrlich sein soll, war etwas in mir, was mich für die Sklavenhalter, als die aristokratische Partei in ihrem Bürgerkriege, instinktiv sympathisieren ließ. Aber dies unbestimmte Mitgefühl beeinflußte in keiner Weise meine Ansichten über die Politik, die unsere Regierung den Vereinigten Staaten gegenüber befolgen müsse. Preußen ist durch Überlieferung und in wohlverstandenem eigenen Interesse ein treuer Freund Ihrer Republik und wird es auch bleiben, trotz seinen monarchischen und aristokratischen Sympathien. Darauf können Sie immer rechnen."

[2]) Vgl. ebenda 500 zum 29. Januar. „Ich erwiderte, daß, soweit man sich überhaupt in Amerika mit der deutschen Einheit beschäftige, man ihr sympathisch gegenüberstehe. Unter den Deutsch-Amerikanern sei die Begeisterung für den Gedanken natürlich sehr groß."

Digitized by Google

Schurz: War nicht damals Frankreich hülfloser, als es seit langer Zeit vorher oder nachher gewesen ist?

Bismarck: Möglich, aber wir waren auch in prekärer Verfassung. Erstens brach die Cholera unter den Truppen aus. Wir verloren 50 Prozent mehr durch die Cholera als durch die Schlacht. Von einem Bataillon lagen 400 Mann krank. Dann hätten wir den Krieg nie auf ungarischem Boden führen können. Ich kenne das Terrain. Wenig Wasser und hie und da noch weniger Nahrung. Die Österreicher konnten erst einen Theil ihrer besten Truppen in Linie bringen. Dann sah es in Süddeutschland gefährlich aus. Wir hatten nur 40000 Mann da, die süddeutschen Staaten aber 120000. Wir konnten allein mit ihnen fertig werden, aber hätten die Franzosen ihnen nur 50000 Mann unter einem schneidigen General gegeben, so hätte sich die Sache gedreht. Vogel von Falkenstein[1]) mußte wegen Insubordination abberufen werden, und General Manteuffel hatte nur wenig Talent. Falkenstein hatte direkt gegen die Instruktionen des Königs die Schlacht bei Langensalza verschuldet. Er wollte durchaus noch Süddeutschland und Frankfurt nehmen.

Schurz: Er hatte aber doch eine brillante Campagne gemacht.

Bismarck: Ja, aber mit Generalen, die nicht genau Ordre pariren in einer Campagne, wo Alles aufs genaueste berechnet ist, geht's doch nicht. Nun, die Franzosen waren auch nicht kriegsbereit. Aber wir hätten das linke Rheinufer gar nicht gegen sie halten können. Ich fragte Moltke nach dem Siege von Königsgrätz, was er im Falle eines Kriegs mit Frankreich thun könne, und er sagte, eine Defensivstellung hinter der Elbe einnehmen. Ich fragte ihn, wie lange es ihn nähme[2]), um nach Wien zu marschieren, und er sagte, 14 Tage. Ich sagte, die könnte ich ihm durch Unterhandlungen schaffen. Ich schaffte ihm 17. Am zweiten Morgen nach Königsgrätz, als ich noch auf meinem Feldbett lag, wurde mir eine Depesche von Louis Napoleon gebracht, welche in Form einer Gratulation über den Sieg abgefaßt war. Es war aber hinzugesetzt, daß Österreich die Cession von Venetien angeboten und die Mediation Napoleons nachgesucht habe. Napoleon fragte an, ob Preußen diese Mediation auch annehmen wolle. Unser alter König war über diese Depesche ganz entzückt. Er meinte, nun sei Alles gut. Aber sobald ich sie bekam, riß ich ein Blatt aus meinem Taschenbuch und schrieb eine Depesche nach Berlin, welche die Ordre enthielt, sofort die ungarische Legion in Bereitschaft zu setzen. Nahm Frankreich eine so feindliche Haltung an, daß ein Conflikt unvermeidlich war, so mußten wir alle Minen springen lassen. In Ungarn war Alles vorbereitet. Die Honvedbataillone waren zum großen Theil insgeheim organisiert worden. In Serbien und der Moldau waren ungarische Cadres bereit. Natürlich sobald man diese

[1]) Über Vogel v. Falkenstein Bismarck ähnlich bei Busch 1, 68. — [2]) Englische Wendung: *How long it takes him.*

Digitized by Google

Zündmasse in Brand setzte, war ein Zurückweichen nicht mehr denkbar. Ein Traktieren mit Österreich war außer Frage. Österreich mußte zerstört werden. Es entstand ein großer leerer Fleck zwischen Deutschland und der Türkei und darauf mußte etwas geschaffen werden. Unsere ungarischen Freunde hätten wir nicht in Stich lassen dürfen. Aber zu so exzentrischen Mitteln greift man, wenn man am Untergehen ist, nicht wenn man noch die Situation bemeistern kann. Konnte aber der Conflikt mit Frankreich vermieden werden dadurch, daß man die Sache nicht auf die Spitze stellte, so war das besser. —

In den Lebenserinnerungen ist der Gang des Gespräches ein andrer. Das Thema Schurz-Kinkel wird zunächst noch weitergesponnen. Daran reiht sich Bismarcks Frage, welchen Eindruck Schurz von Deutschland empfangen habe. Wie der Erzähler der „Gedanken und Erinnerungen" berichtet im Anschluß daran der Bundeskanzler *ab ovo* über seine Lösung des deutschen Dualismus. Die Schonung Österreichs und die Hinhaltung Frankreichs stehen im chronologischen Zusammenhange. Den wirkungsvollen Abschluß bildet die Weissagung des Deutsch-französischen Krieges. Das Thema Amerika wird erst am 29. Januar angeschnitten.

Es wäre überkritisch, wenn man da, wo beide Niederschriften übereinstimmen, die Zusätze der „Lebenserinnerungen" verwerfen wollte. Auch 1868 mußte Schurz kürzen, wenn er ein zweistündiges Gespräch festhalten wollte. Die Marschrichtung seines Gesprächspartners aber hat er 1868 schwerlich geändert. Deutlicher, als es Schurz damals selbst empfinden mochte, erkennen wir heute Bismarcks politische Absicht, als er den mit dem frischen Lorbeer des Staatsmannes und Soldaten geschmückten Deutsch-Amerikaner zu sich einlud. Der Verfasser der „Lebenserinnerungen" will unter dem Eindruck gestanden haben, daß Bismarck ihn wie Bucher und andere Achtundvierziger für das neue Deutschland zu gewinnen suchte. Man braucht jedoch gar nicht daran zu erinnern, daß Bismarcks Vorurteilslosigkeit gegenüber dem Befreier Kinkels an dem Willen seines Königs eine unüberwindliche Schranke gefunden haben würde, um zu erkennen, daß Schurz seinem Vaterlande als amerikanischer Staatsmann weit bessere Dienste leisten konnte, als wenn er in den diplomatischen Dienst des Norddeutschen Bundes getreten wäre. Bismarck marschiert daher direkt auf sein Ziel. Anfangs 1866 hatte er noch den ehrlichen Makler zwischen der Union und den mexikanischen Verlegenheiten Napoleons gespielt[1]). Im Januar 1868 steht er in Erwartung des unvermeidlichen Deutsch-französischen Krieges und rechnet auf die Sympathien der Amerikaner.

Das seit 1866 gehobene Selbstgefühl der Deutschamerikaner sieht er als wertvollen Bundesgenossen an und sucht sich im voraus durch Schurz ihrer Beistimmung

[1]) Vgl. jetzt die Benedetti mitgeteilte Depesche von Goltz an Bismarck in den *Origines diplomatiques de la guerre de* 1870—71. VII. 260 ff.

Digitized by Google

zu seiner Politik zu versichern. So ist es denn nur eine natürliche Konsequenz seines ersten Schrittes, daß er Schurz darüber aufklärt, weshalb 1866 die auch in Amerika erwartete Abrechnung mit dem Gegner der deutschen Einheit unterblieben ist. Auch der historische Rückblick ist also keine Arabeske, sondern fügt sich genau dem politischen Zwecke des Reichsgründers ein.

So erklärt sich auch jene Schurz überraschende diplomatische Offenheit, die Bismarck zur Schau zu tragen pflegte, wenn es jemand zu gewinnen galt. Rückhaltlos redet er von der Insubordination Vogel von Falkensteins, der zweifelhaften militärischen Tüchtigkeit Manteuffels und der politischen Kurzsichtigkeit König Wilhelms. Das angebliche Entzücken des Königs über Napoleons Vermittlungsanerbieten wird freilich in seinem Munde anders gelautet haben. Denn die Freude des Königs galt, wie Bismarck am 25. Januar 1871 in Buschs Gegenwart[1]) Bismarck-Bohlen erzählte, dem Umstande, daß in dem Telegramm Napoleons „anerkannt war, daß er eine große Schlacht gewonnen hatte, — seine erste große Schlacht", während wir aus Sybel (5, 220) und einem Briefe Roons vom 13. Juli wissen, daß er das Anerbieten des Kaisers sofort unglaublich genannt hat und am 12. Juli, nach dem Eintreffen Benedettis sich durch die französische Einmischung lebhaft beunruhigt fühlte. Dafür berichtigt unser Text die „Gedanken und Erinnerungen", wenn er Moltkes Antwort auf Bismarcks Frage, was er im Falle eines französischen Angriffs tun würde, 17 Tage vor den Nikolsburger Präliminarien, also am 10. Juli, als das Hauptquartier von Hohenmauth vorrückte, erfolgen läßt[2]).

Am auffallendsten erscheint die Offenheit Bismarcks in seinen Enthüllungen über die Klapkasche Legion. Auch heute ist der Schleier nicht so vollständig gelüftet, daß wir die Datierung der ersten Alarmierungsdepesche vom 5. Juli nachprüfen könnten[3]). Der historische Gewinn unseres Fragmentes liegt auch da weniger in dem neuen Faktum als in der Taktik Bismarcks, dem Achtundvierziger zu beweisen, daß auch der Demokrat seiner revolutionären Politik Vertrauen schenken darf. Die Erwägung, daß Österreich „zum Freunde werden müßte"[4]), die auch in den Erinnerungen des Reichskanzlers so stark hervortrat, bleibt in der ursprünglichen Aufzeichnung des Gespräches ganz im Hintergrund. Dem Österreich Beusts und der Salzburger Kaiserzusammenkunft gegenüber hat Bismarck auch 1868 nur die europäische Notwendigkeit der Erhaltung des

[1]) Tagebücher 2, 80. — [2]) Schon Lettow-Vorbeck (Gesch. des Krieges von 1866, 2, 598) hat bezweifelt, daß die Äußerung erst in Nikolsburg gefallen sei. M. Lenz, Zur Kritik der G. und E. Seite 65 setzte sie gleich nach der Ankunft Benedettis (am 12.) in Czernahora an. — [3]) Auch in der Reichstagsrede gegen Schorlemer von 1874 (Polit. Reden. H. Kohl 6, 140) läßt B. sie „im Momente" der Ankunft des Vermittlungstelegrammes abgehen. Mit dem k. Befehl vom 14. Juli kann sie natürlich nicht identisch sein. Vgl. auch Friedjung II, 523 ff. — [4]) Lebenserinnerungen 2, 493.

Digitized by Google

Donaustaates in Betracht gezogen. Auch seine folgenden Äußerungen, die Schurz leider nicht mehr niedergeschrieben hat, vor allem die Weissagung des deutsch-französischen Konfliktes, müssen ganz von der europäischen Spannung des Augenblickes beherrscht gewesen sein, die durch Mentana und die Thronrede Königin Isabellas von Spanien[1]) erst jüngst wieder eine Verschärfung erfahren hatte. Den Ausbruch des Krieges hat Bismarck im Januar 1868 sicher früher erwartet, als es nach der Prophezeiung der „Lebenserinnerungen" scheinen könnte.

Als Schurz seine Memoiren schrieb, hatte sich Bismarcks Guthaben von 1866 längst um das Guthaben der Reichsgründung vermehrt. Als er am 28. Januar zum ersten Male dem Gewaltigen gegenübersaß, war die ehrliche Bewunderung immer noch mit einem Reste des alten Abscheus gemischt[2]). Der Hauptwert unseres Fragments beruht also darin, daß es jetzt deutlicher erkennen läßt, in welcher Gestalt sich Bismarck an jenem denkwürdigen Abende Schurz gezeigt hat.

Weihnachtsrundschau.

Anmerkungen.

Aus dem Grabe gleichsam reicht eine Geisterhand den Deutschen nachträglich ein Festspiel: Friedrich Rückert, von dem man bisher nur zwei Teile einer Trilogie auf die Befreiungskriege kannte, hat als Abschluß zu „Napoleon und der Drache" und „Napoleon und seine Fortuna" ein drittes allegorisches Stück geschrieben, den „Leipziger Jahrmarkt", das von Georg Schenk im Auftrag der Erben zum erstenmal veröffentlicht und herausgegeben wurde (München, Berthold Sutter, geb. M 2.—), da es der Dichter der Zensur wegen nicht veröffentlichen konnte. Das Festspiel ist in jeder Beziehung ein lehrreiches Gegenstück zu dem von Hauptmann. Hier wie dort nimmt sich ein Dichter eine seiner Begabung nicht gemäße Aufgabe vor, nur mit dem wesentlichen Unterschiede, daß Rückert durch glühenden Haß Napoleons und glühende Vaterlandsliebe dem Werke jenes Rückgrat von Gesinnung geben konnte, ohne welches ein Festspiel schlechterdings unmöglich ist, während Hauptmann auf Bestellung schreibt, innerlich widerstrebend, nicht aus einer von je erlebten und erlittenen vaterländischen Gesinnung heraus, sondern aus dem Bedürfnis, um jeden Preis original zu sein und um Himmels willen nicht das zu liefern, was man von einem Festspiel zu erwarten berechtigt ist. Schöpferische Kraft, die hinter ihrem Wollen zurückbleibt, findet keine eigene Form und borgt eine fremde so gut wie

[1]) Vgl. Fester. Neue Beiträge zur Geschichte der Hohenzollernschen Thronkandidatur in Spanien. S. 67 f., 72 f. — [2]) An seinen Schwager 3. II. 68: „ . . . was immer seine üblen Eigenschaften sein mögen"; an Kinkel 24. II. 68: „Obwohl seine Antezedenzien nicht ansprechend sind." Lebenserinnerungen 3, 301; 304.

Digitized by Google

Gleichgültigkeit, die ohne innern Zwang auf Bestellung abliefert. Nur mit dem wesentlichen Unterschiede des Niveaus zweier Zeiten und zweier persönlicher Bildungen. Rückert bedient sich der aristophanischen Form, nachdem er den Grundfehler begangen sie zu wählen, so frei und sicher, wie er jede, auch die fremdeste meistert. Hauptmann illustriert seine historisch-allegorischen Filme durch ein sprachliches Potpourri. Rückert bleibt im Stil der Allegorie: alles ist Sinnbild, nichts ist Abklatsch der Wirklichkeit. Hauptmann tastet zwischen Symbol und Geschichte, zwischen Sinnbild und Realität stillos und wahllos hin und her und hebt die Wirkungen des einen durch die der andern auf. Bliebe noch der Unterschied sprachlich-dichterischen Vermögens: — ich verzichte darauf ihn auszuführen. Sprechen wir von Rückert! Die Repliken zwischen Nemesis und dem Geist der Zeit, die man sich beide von Schwind gezeichnet denken mag, sind durchaus großer Stil und geheimnisvoll drohend, wie es auch ein tiefsinniger Einfall ist, wenn Napoleon die Nemesis als seine wiedergekehrte Fortuna begrüßt. Jeder Strich sitzt, jedes der zahlreichen Wortspiele von Jahrmarkt, Zahlen, Niederlage, Handel, Wägen und Messen schneidet. Rückert scheitert da, wo er scheitern muß: das Symbol der Leipziger Messe ist zu klein für die Leipziger Schlacht. Er stand seinem Vorwurf zeitlich zu nah, wie Hauptmann ihm innerlich zu fern stand. Es wäre vielleicht noch zu untersuchen, wie und warum sich im neunzehnten Jahrhundert der deutschen Poesie ein Prozeß vollzog, dessen vorletzte Folge Produkte wie das Breslauer Festspiel von 1913 sind: die dichterische Phantasie ist zugleich grob und arm geworden; sie bettelt um die abgelegten Fetzen der Wirklichkeit; das Sprachliche ist verkümmert, das Ohr verschlossen für die Botschaft der Poesie, das Auge gierig nach Bewegung, Massen, Blendung, Prunk und Aufzug, der innere Sinn ertaubt. Die letzte Konsequenz dieser Entwicklung vom Dichterischen weg zum sogenannten Wirklichen, der lachende Erbe des Naturalismus ist der Kinematograph. Er jagt das Wort ganz aus dem Theater und taubstumpfe Gaffer begeistern sich für taubstumme Zappler.

Die Inselbücherei ist um mehr als ein Dutzend Bände bereichert worden. Da ist Ricarda Huchs märchenhafter Lebenslauf des heiligen Wonnebald Pück. Ein Bändchen Gedichte von Hebbel möchte die Essenz des Lyrikers geben, der völlig zu Unrecht über den Dramatiker vergessen wird. Die entzückenden Kinderlieder aus des Knaben Wunderhorn wirken, allein gestellt, ganz neu, als hätten wir sie früher nicht gekannt, wo wir sie doch nur, des Überreichtums der Sammlung wegen, minder beachtet hatten. Den Urfaust um eine halbe Mark — wer hätte das noch vor einem Jahre für möglich gehalten! Die Novelle Auferstehung gibt einen Begriff von dem sehnigen Prestissimo der jetzigen Art Heinrich Manns. Taines Meisterstudie über Balzac lädt zum Lesen dieses ungeheuren Gestalters ein. Von Per Hallström sind drei Novellen in einem Band, die dem in Deutschland noch zu wenig bekannten Dichter Leser zuführen werden. Zwei römische Novellen Stendhals geben das Muster des scharfen, unlyrischen Erzählers, der im Code Zivil sein stilistisches Ideal sah. Mit Rudolf Alexander Schröders Deutschen Oden erhalten wir endlich den ersten jeder Börse zugänglichen Band dieses Dichters. Stifters Nachkommenschaften, eine seiner bekanntesten Novellen, stünde sie in den Studien, eine seiner unbekanntesten, weil sie im Nachlaß steht, wird nun ihre Gemeinde finden.

Digitized by Google

Eine Auswahl aus den Fioretti des heiligen Franziskus von Assisi und das holzschnittgeschmückte Volksbuch vom Herzog Ernst vertreten mittelalterliche Fabulierkunst. Mit Goethes Hymnus Natur und Emersons zwei gleichlautenden Essays, die als eine Art weltliches Brevier in einem Bande zusammengestellt sind, schließt die Sammlung einstweilen aufs glücklichste und bedeutendste.

Die unter dem Titel Bibliothek wertvoller Novellen und Romane bei Herder in Freiburg erscheinende Sammlung hat soviel Anklang gefunden, daß sie soeben um drei Bände bereichert wurde: Band XIII enthält Am Malanger Fjord von Theodor Mügge, La Incantada von dem berühmten Kunsthistoriker Franz Kugler, Rolof der Rekrut von Eduard Hoefer, Fouques Rittergeschichte Die Rose und Freiligraths einzige Prosaerzählung Der Eggesterstein; Band XIV bringt Hermann Schmids berühmteste oberbayerische Dorfgeschichte Die Zuwiderwurzen, Adolf Müllners (des Verfassers der „Schuld") Kriminalerzählung Der Kaliber, Stifters Kuß von Sentze und das Schloß im Gebirge von Moritz Hartmann; Band XV endlich die reizende oberfränkische Dorfgeschichte Vater und Sohn, Tiecks feinste Shakespearenovelle Das Fest zu Kenelworth, Hans Heilings Felsen von Theodor Körner und J. F. Lentners Juchschrei. Der niedrige Preis (gebunden je M. 2.50) und der Umstand, daß irgendwie anstößige Geschichten grundsätzlich von dem Unternehmen ausgeschlossen sind, haben es rasch beliebt gemacht. Die Bände eignen sich für jede Haus-, Vereins- und Schulbibliothek.

Der Inselverlag, der in der Wiederentdeckung zu Unrecht vergessener älterer Werke von je eine glückliche Hand hatte, beschert uns eine besonders hübsche Gabe in den „Morgenländischen Erzählungen" (in Leinen M 4.—), jener alten, unter dem Namen „Palmblätter" bekannten Sammlung kurzer Geschichten, die A. J. Liebeskind in der klassischen Zeit deutscher Prosa zusammenbrachte und zu der kein geringerer als Herder das Vorwort schrieb. Hermann Hesse hat daraus die wertvollsten Stücke in einem niedlichen Bande vereinigt. Früher las man das eine oder andere Ding in deutschen Lesebüchern, aber seitdem diese durch die Stofferei der Pädagogeriche vorwiegend Materialien für den Unterricht in Geschichte und Geographie bieten, ist für so unnütz schöne Kleinodien kein Platz mehr darin. Ich hatte den Band als *livre de chevet* ein paar Tage lang mit ins Bett genommen, aber es geht mit so reizenden kurzen Geschichten wie mit Nüssen: nur noch eine einzige! denkt man sich, und schnabuliert eine Stunde lang zu. Diese „Morgenländischen Geschichten" an denen sich der Knabe freut, bieten dem Mann nicht weniger. Wie natürlich und rein ist ihr Vortrag! Wie knapp und schön ihre Form! Manche von ihnen sind, wie der Herausgeber mit Recht hervorhebt, „heute noch Meisterstücke einer kultivierten Erzählungskunst".

Der Verlag Rütten & Loening in Frankfurt am Main hat es verstanden, innerhalb der letzten paar Jahre eine ganze Anzahl von Werken herauszubringen, die ihn von allen anderen unterscheiden. Die Schilderungen Lafkadio Hearns, Alfons Paquets Reise durch die neue östliche Welt, das famose Vagabundenbuch Harry Franks sind Beispiele dafür. Heute sei ein Novellenband empfohlen, den wir neben Frenssens Peter Moor als Zeichen dafür buchen, daß Afrika anfängt uns belletristisch das zu werden, was dem Engländer seit langem Indien bedeutet: nicht nur

Digitized by Google

der exotische Schauplatz mehr oder minder gut erzählter Geschehnisse, sondern das Land, in dem unsere Landsleute einen harten, langen Kampf kämpfen, unser Land, unser Habe, unser Gut und Blut. Einige dieser acht Südafrikanischen Novellen von Hans Grimm (M 4.—) sind so ausgezeichnet erzählt, daß man sie ruhig neben die *Plain Tales from the Hills* legen darf. Afrika beginnt auch in der Literatur für die reifere Jugend fruchtbar zu werden, wie Johannes Doses „Ein alter Afrikaner" beweist (Wismar, Hinstorff, geb. M 5.—).

Erwin Rosens Schilderung der Fremdenlegion war mehr als ein literarischer Erfolg; sie war ein politisches Ereignis. Seit dem Erscheinen dieses Buches ist die Existenz der Fremdenlegion ein unerträglicher Skandal. Rosen gab inzwischen im selben Verlag (Robert Lutz in Stuttgart) drei Bände amerikanischer Eindrücke heraus, unter dem Titel „Der deutsche Lausbub in Amerika" (je 5 Mark). Er beschreibt darin burschikos und scharfäugig was er erlebt hat: Zeitungswesen, Reporterheldentaten, vor allem jedoch was er im spanisch-amerikanischen Krieg an Abenteuern und Ungemach erfuhr. Umfang und Eigenart dieser Schilderungen machen die Bände mit zu den lesenswertesten der bekannten Lutzschen Memoirenbibliothek. Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß die Deutschen immer mehr Geschmack an dieser Art Literatur bekommen. Je mehr fesselnde Memoiren gedruckt werden, destomehr schlechte Erzählungen bleiben Ladenhüter. Schrieb nicht einer unserer größten lebenden Erzähler, Thomas Mann, erst im letzten Heft, es scheine heute „als hätte alle auf das Menschliche gerichtete Wißbegier sich von den Erzeugnissen dichtender Einbildung abgewandt und sich auf solche Bücher geworfen, in denen Menschenschicksal und Leben ohne Fiktion, Intrigue und Flausen sich selber vortragen?" (womit zugleich der Druckfehler „vertragen" berichtigt sei).

Warum soll man nicht einen Bädeker zu Weihnachten schenken? Zur Vorbereitung auf die Sommerfrische Tirol oder die Schweiz? Einem Gymnasiasten Mittelitalien und Rom, wie einem Realgymnasiasten Paris oder London? Einem Geistlichen Palästina? Warum nicht sogar den Bädeker von einem Lande kaufen, das man voraussichtlich nie betreten wird, eben weil man es wahrscheinlich niemals anders betreten wird als in der Phantasie? Da ist Bädekers Ägypten mit 22 Karten, 83 Plänen und Grundrissen, 55 Ansichten und Textvignetten; Bädekers Indien mit 22 Karten, 33 Plänen und 8 Grundrissen, das erste 15, das zweite 20 Mark: dafür reiten wir zu den Pyramiden, fahren den Suezkanal ab, segeln auf dem Nil, Wüstenstraßen, Oasen werden uns lebendig, die Tempel von Philä, die Felsentempel von Abu Simbel, wir fahren von Suez nach Chartum, nach Omdurman, in den südlichen Sudan, verkehren mit Dragomanen, setzen uns in arabische Kaffeehäuser, lauschen Märchenerzählern und Musikanten, gehen in arabische Bäder, lernen auf achtzehn Seiten soviel Bulgärarabisch, daß wir zur Not ohne Dolmetsch gehen können, wissen genug über Bevölkerung, über den heiligen Nil, den Islam, ägyptische Religions-, Kunst-, Profangeschichte, sehen die Eingeborenen beim Gebet, in der Barbierstube, in der Garküche. Oder wir lernen auf acht Seiten soviel Hindustani, daß es zur Not langt, dann nach Ceylon, Vorderindien, Birma, Siam, Java, gehen durch alle Museen, wandeln ungestraft unter Palmen, ohne Strapazen, ohne Insekten, ohne Schlangen und Tiger, wir sehen den Himalaya von Darbschiling aus, die östliche

Digitized by Google

Welt schaukelt uns weiter wie von Woge zu Woge, Einzelheit drängt sich an Einzelheit, die Kammer der Erinnerung füllt sich mit Andenken, Bildern, Erlebnissen — kann man phantastischer genießen, genußreicher reisen, als so, wie wir als Kinder reisten, auf Andersens Zauberkoffer, überallhin, ungehemmt, wie auf Flügeln?

Als vor fast zehn Jahren Georg Steinhausen seine Geschichte der deutschen Kultur erscheinen ließ, wurde das Werk an dieser Stelle ausführlich angezeigt (II, 7). Nun ist der erste Band der zweiten, neubearbeiteten und vermehrten Auflage herausgekommen (mit gegen 100 Bildern; Leinwand 10 M., Bibliographisches Institut). Die Fülle neuen Textes machte eine Teilung des Werkes in zwei Bände notwendig. Einem Buche dieser Art steht, was zwischen den siebziger und neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts an illustrierten Kulturgeschichten herauskam, als hinderliches Vorurteil im Weg. Steinhausens Arbeit hat mit solchen Fabrikaten nichts gemein als den Titel. Was er geben will und gibt, ist nichts anders als die nicht-politische Geschichte Deutschlands, jene Geschichte, die uns zu allernächst angeht, die sich in keine der Rubriken eines Versuchs Wissenschaften und Künste abzuteilen zwängen läßt, weil sie in Wahrheit allen angehört. Der Leser, der ein solches Werk nur genießt, hat keine Ahnung von der unendlichen Mühe, die es kostete das Material zusammenzubringen, von der Energie, die nötig war den Stoff bis ins letzte zu durchdringen, von der Größe der Anschauung und der Liebe zur Heimat, die Steinhausens Kulturgeschichte nicht nur zu einer Fundgrube der Belehrung, sondern zu einer Quelle nationaler Erbauung machen, zu einem unschätzbaren Mittel zu jener „inneren Wiedergeburt unseres Volkes, die nicht minder notwendig ist als die Sicherung unserer politischen Macht und unseres wirtschaftlichen Wohlstandes". Wer die neue Auflage mit der ersten vergleicht, wird fast auf jeder Seite auf kleine Änderungen, Weglassungen (besonders kleiner polemischer Stellen) und Hinzufügungen stoßen, durch die der Verfasser bestrebt war den augenblicklichen Stand der Forschung herzustellen. Gleich die Geschichte der deutschen Landschaft bis zum 14. Jahrhundert ist fast völlig neu. Es folgt sodann Kapitel I mit VII: Der germanische Mensch und sein Anschluß an die Weltkultur; das Hervortreten des deutschen Menschen; die Kirche als Erzieherin und der Geistliche als Kulturträger; Herausbildung lateinischer Elemente als Kulturträger und Einfluß der Kreuzzüge auf den Kulturwandel; Ausbreitung feinerer Kultur unter dem Einflusse Frankreichs; Hervortreten des Volkstums und Herausbildung einer volkstümlichen Kultur des Lebensgenusses.

Ein gemeinsamer Freund der Monatshefte und Paul Heyses, der unlängst die Gelegenheit wahrnahm den Dichter zur Wiedergenesung nach längerem Unwohlsein zu beglückwünschen, konnte nicht genug von dem überaus lebhaften Anteil erzählen, den Heyse an allen neuen literarischen Erscheinungen nehme, an der Entschiedenheit seiner Sympathien und Abneigungen: er liest alles, er kennt alles, und wer glaubt, ihm einen neuen Autor präsentieren zu können, dem erzählt er die Inhaltsangabe des empfohlenen Buchs, nicht ohne eine Kritik anzufügen, die ebenso klar, wie maßvoll und bestimmt ist. Heyse schätzt die neuesten Schweizer sehr hoch, und unter ihnen wieder besonders Jegerlehner und Federer. Wir nannten unlängst erst Federers Sisto und Sesto als die kostbarste Novelle des letzten Jahres, und können

Digitized by Google

schon wieder ein Werk von ihm anzeigen: Jungfer Therese (Grote, geb. M 4.50), das keiner wird ungelesen lassen dürfen, der ihn wirklich kennen lernen möchte. Man versteht Federer erst ganz, wenn man weiß, daß er katholischer Priester ist, mit Leib und Seele. Schon gegenüber den zahlreichen Geistlichenromanen von Nichtgeistlichen sollte dieses Buch seine Leser finden, in welchem ein Priester ein Bruchstück seiner Autobiographie gibt; denn die letzten Winkel der geistlichen Seelenkammer bleiben selbst Psychologen wie Balzac ein verschlossenes Buch. Ich wünsche Federers Buch auch protestantische Leser, weil ich überzeugt bin, daß auch in gebildeten evangelischen Kreisen mehr Unkenntnis über katholisches Wesen herrscht als umgekehrt, und weil ich glaube, daß, je besser beide Teile sich kennen lernen, desto weniger Raum für konfessionellen Hader sein wird, wie ich umgekehrt auch dem Buche von Agnes Günther „Die Heilige und ihr Narr" aus dem nämlichen Grunde viele katholische Leser wünsche. „Jungfer Therese" erschien vor einigen Jahren in einer Zeitschrift, und scheint mir aus einer Reihe von Gründen vor „Berge und Menschen" entstanden zu sein. Die Heldin ist eine resolute Pfarrersköchin, und es freut mich besonders, daß damit einem Stande, der sonst nur durch die niedrigen Witzeleien einer gewissen Presse literaturfähig wird, ein kleines, ehrenvolles Denkmal gesetzt ist. Die Erzählung schildert, wie Jungfer Therese den brustkranken Neupriester erziehen hilft und ihm in einer ernsthaften Gewissensnot mit einer raschen Tat zur Seite steht. Federers Kraft der Naturbeseelung, seine gütige Feinheit der Seelenkunde — die Erfahrung des Beichtvaters spricht aus ihr — seine Freude an natürlichen, starken Geschöpfen und sein Mitgefühl für die Armen und Kranken machen auch dies Werk zu einem dauernd werten und wirksamen Besitz, wobei der Kritiker den Wunsch nicht unterdrücken kann, es möchte der Dichter jenen großen autobiographischen Roman, von dem „Jungfer Therese" doch nur eine Episode bildet, uns recht bald in voller epischer Breite schenken.

Wenn Anton Bettelheim ein neues Buch herausgibt, darf man es unbesehen kaufen und dürfte man's ungelesen loben; denn wer die Umsicht und Gewissenhaftigkeit seiner Art zu arbeiten und seine anziehende und belebende Kunst der Gruppierung, des klaren Aufbaus und der Darstellung aus einem Buche kennt, weiß, daß dieser Forscher nie einen Essay obenhin oder ohne Herzensteilnahme wird schreiben können. Er hat sich in Welt- und deutscher Literatur ein Dutzend Lieblingsmenschen gewählt, die er kennt, wie kein zweiter: Auerbach, J. V. Widmann, die Ebner-Eschenbach, Anzengruber, Stendhal, Balzac. Jedem von ihnen ist ein oder sind mehrere der siebzehn Essays gewidmet, die der Band „Biographenwege" vereinigt (Berlin, Pätel, 7 M). Für die Perle der Sammlung halte ich die ergreifenden Beiträge zur Biographie Tegetthoffs. Freunde Anzengrubers werden mit Vergnügen die humorvollsten Zeichnungen Ernst Juchs aus der „Anzengrube" glossiert sehen. Die österreichischen Polizei- und Zensurakten zu Stendhals Triester Konsulat sind den Lesern der Monatshefte in guter Erinnerung, und mit Balzacs Begegnung mit Metternich lüftet Bettelheim abermals ein wenig den Vorhang vor seiner mit Spannung erwarteten Biographie Balzacs.

Über Jugendliteratur wird immer noch viel gestritten, und daß hinter den Argumenten für und wider viel von Kraftprobe und Geschäftsneid steckt, macht

Digitized by Google

den Streit nicht wohlriechender. Ich gestehe, daß mich eine große Anzahl von modernster Knabenliteratur deprimiert: Luftschiffe und kein Ende, Technik und kein Ende, exotische Abenteuer und kein Ende, aber keine Spur von Gemüt, kein Rest von idyllischem Frieden, keine feine, dichterische Phantasie in den dicken Büchern, die nicht aus der Hast des Alltags in eine schönere Welt führen, sondern nur dies alltägliche Hasten wiedergeben, ein wenig aufgeputzt und ein wenig abenteuerlicher. Es ist für mich fast ein Dogma, daß die stillen Leute vor Siebzig viel mehr Geschmack und Bildung hatten, als das lärmende Geschlecht von heute, das bei jedem dritten Wort „Kultur" sagt, weil man am liebsten davon redet was man nicht hat, und ich glaube, daß auch die Jugendliteratur jener Zeit feiner und erziehender war, als das meiste von heute, und daß überhaupt Jugendliteratur desto wertvoller ist, je mehr sie in der Tradition jener als altmodisch verschrienen Zeit gehalten ist. Die alten Geschichten der Isabella Braun, der Ottilie Wildermuth, der Johanna Spyri lösen das Ernährungsproblem — die ganze Lektürefrage für die Jugend ist ein Ernährungsproblem — in einer Weise, die heute noch vorbildlich ist: Sonnenschein, Herzlichkeit, Freude an der Natur, an einfachen Verhältnissen und schlichten, wackeren Leuten, vaterländischer Sinn, eine reine, frische Atmosphäre — das scheinen mir heut noch Eigenschaften, die für Jugendliteratur unentbehrlich sind. Bei dem unübersehbaren Angebot kann ich nur auf ein paar Verlage hinweisen, deren Werke ich in Händen habe und die unberatenen Käufern für empfehlenswerte Ware bürgen. Wer Bilderbücher will, verlange solche aus den Verlagen von E. Nister in Nürnberg, Josef Scholz in Mainz und Georg W. Dietrich in München, er wird für jede Altersstufe etwas Hübsches finden. Passende Erzählungen bieten die Mainzer Volks- und Jugendbücher und die Jung-Mädchenbücher von Scholz. Die anheimelnden Geschichtenbücher von J. Siebe, M. Batzer, M. Beeg aus dem Verlag Nister sind für das Alter zwischen 9 und 12 Jahren empfehlenswert, wie auch die bei Merseburger erschienenen Geschichten von Aanrud, Ehrencron-Kidde, Aagot Gjems-Selmer, Severin Lieblein, J. W. Nylander immer Freude machen. In ihnen lebt nordische Fabulierkunst und -Lust, wie in Barbra Rings köstlicher Anna Karine Corvin und Selma Lagerlöfs Reise des kleinen Niels, beide bei Langen erschienen.

Widmanns Ausgewählte Feuilletons (Frauenfeld, Huber & Co., 5 Mark) werden mit denen von Kürnberger und von Speidel für das moderne Feuilleton Fürsprache einlegen, wenn einer es ganz und gar verdammen will. Das jetzige Feuilleton, das vor allem durch den Wiener Journalismus gallertartig schleimig und ekelhaft geworden ist, gehört, je feierlicher es sich gebärdet, zu den schädlichsten Abfallprodukten des Zeitungsbetriebes. Am widerlichsten ist die Bande, wenn sie sich erdreistet, dichterisch sein zu wollen. Es gibt Feuilletonwörter, die man nicht mehr in den Mund nehmen kann, ohne sie augenblicklich wieder auszuspucken, zum Beispiel das beliebte „nachdenklich". Wie es eine wahrhafte Labung ist von Zeit zu Zeit in Kürnbergers „Siegelringen" oder „Literarischen Herzenssachen" zu lesen (Georg Müller gab sie in schönen Bänden neu heraus), so ist es eine rechtschaffene Erquickung, diese Feuilletons von Widmann eins nach dem andern zu genießen. Was hat der Mann alles gewußt! Wie hat er gearbeitet! Wie klar, fest, ruhig steht Satz um Satz da, ohne Mätzchen, ohne jede Spur von Manier! Wenn

Digitized by Google

er sich zum Schreiben hinsetzt, denkt er nie an sich, und immer an die Sache. Er steckt sich das Thema nicht an den Finger wie einen Brillantring, um es so lang zu drehen bis es in allen Facetten funkelt. Er will dem Leser über die Sache etwas mitteilen. So kommen Artikel zustande, wie die über Briefe Goethes, Hölderlins, Louise von François und C. F. Meyers; seine Bemerkungen über Ariost, über den Charakter des Aretin. Er gibt aus seiner langen Erfahrung heraus Lehren: daß es ein Unsinn sei, ganze Romane im Präsens zu erzählen (ein zuerst in den S. M. erschienener Aufsatz, den seine erzählenden Landsleute gründlich beherzigen sollten); über das Peinliche, das die Ich-Form der Erzählung ohne Rahmen hat. Besonders freut mich der Artikel über Poetendenkmäler, weil er all die Einwände gegen sein eigenes Denkmal, die ich seinerzeit (IX, 5) dem toten Widmann in den Mund legte, wirklich schon im Jahr 1893 gelegentlich eines Hamerlingmonuments zusammenfaßt: was ich ihn damals sagen ließ, hat er wirklich gesagt. Der mannhafte und freie Standpunkt Widmanns verleugnet sich niemals; ich glaube nicht, daß es außer dem „Bund", dessen Redakteur er war, viele deutsche Zeitungen gibt, in denen Aufsätze wie die über Bekehrungsversuche auf dem Totenbett, Metaphysische Schneckentänze, Die Sünden Gottes, Die Predigt und die Philosophie von Messina, *Ni Dieu ni maitre*, Der Religionsgedanke des Sozialismus hätten erscheinen können. Es folgen fünf Prachtnekrologe: auf Gordon, Gottfried Keller, Bächtold, Henriette Feuerbach und Johannes Brahms. Köstlich sind die letzten elf Feuilletons: ganz persönliche Bekenntnisse, aus deren jedem man den Dichter noch lieber gewinnt, am liebsten aus dem absichtlich an den Schluß gestellten „Am Gartenzaun Epikurs". Josef Hofmiller.

Karl Theodor von Heigels neuestes Buch.

Ceci est un recueil d'articles; j'aime,
je l'avoue, ces sortes de livres. Taine.

Die Geschichte, wie die Kunst, hat vielerlei Wohnungen in ihrem Hause. Es ist ein weiter Weg von der majestätisch ruhigen Tiefe, der zierlich geistreichen Bewegtheit Rankes bis zur prächtig rauschenden Fülle, zum heroisch-pathetischen Sturm Treitschkes und dann wieder zu Mommsens blitzender, sprühender, hinreißender Genialität und zum tiefverhalten glühenden Ethos, zum herben Idealismus Jakob Burckhardts; von Macaulay zu Carlyle und wieder zu Gibbon; von Tocqueville zu Voltaire und Taine. Und dies gilt nicht nur von den ganz Großen der Gilde. Der Typus des Historikers überhaupt hat Raum für mehr und reichere Spielarten als der anderer, reinerer Wissenschaftler; und mehr als diese zahlt der Historiker auch in der Arbeit seines Faches mit seinem menschlichen Wert.

Die besondere und ganz persönliche Art Karl Theodor von Heigels ist den Lesern dieser Hefte seit langem vertraut. Mit der Mitteilung, daß der Verfasser der bayerischen Städtebilder sich auf die Anregung von Schülern, Freunden und Verleger entschlossen hat, aus den neun Bänden seiner Essays eine Auswahl bevorzugter Stücke zu treffen, und daß diese in einem handlichen, vortrefflich ausgestatteten und wohlfeilen Bändchen nun vorliegt,[1]) hat der Referent hier eigentlich das Beste, was

[1]) K. Th. von Heigel, Zwölf Charakterbilder aus der neueren Geschichte. München, C. H. Beck 1913. 398 S. Geb. M. 5.—.

Digitized by Google

er sagen kann, schon gesagt. Es bedarf weiter seines Hinweises und seiner Vermittlung nicht, und wenn er doch einige Begleitworte nicht unterdrücken will, tut er es auf die Gefahr, vor einem Parkett von Kennern zu sprechen.

Welcher Bücherfreund hätte nicht eine eigene Vorliebe gerade für den reichen, freundlichen Genuß solcher Sammlungen. Gelassen in den Stuhl gelehnt, fühlt man sich vor ihnen recht eigentlich als den Herrn der Welt. Nach Willkür schlägt man sie auf, beginnt, wie's beliebt, in der Mitte oder am Ende, und genießt, indem man leise die stillen Blätter wendet, mit eins die abwechslungsreiche Mannigfaltigkeit der Gegenstände und die überall durchschimmernde geistige Einheit des Erzählers. Mit einem Handgriff, schneller als die vollendetste Technik es verwirklichen kann, fliegen wir von einem Jahrhundert ins andere, — aus dem Feldlager Prinz Eugens in die Gelehrtenstube Taines, aus dem Erkerzimmer des alten Kaisers in die Berge Andreas Hofers, aus dem europäischen Asien Peters des Großen in die spiegelnden Ballsäle Metternichs und des Wiener Kongresses. Denn diese beiden letzten Jahrhunderte der europäischen, vornehmlich der deutschen und der französischen Geschichte sind es, die Heigel uns hier eröffnet, in einem Dutzend Charakterbildern mit buntem Hintergrund, in zwölf fein zusammengestimmten Lebensläufen denkwürdiger, durchaus für die Welt im großen bedeutender Menschen, Lebensläufen, die bald glänzend aufsteigen und fruchtbar sich entfalten wie bei Wilhelm I. oder Gneisenau, bald abenteuerlich sich wandeln wie bei Lucian Bonaparte, bald rund zur Tragödie geschlossen sind wie bei Marie Antoinette und ihrem späten Verbündeten Antoine Barnave. Man schließt das Buch nicht, ohne nach mehr zu verlangen, und man freut sich bei dem Gedanken, daß der Autor aus seinen alten Schätzen ohne Mühe noch einen und den andern ähnlichen Strauß — etwa aus den Städtebildern oder Aufsätzen zur bayerischen Geschichte — zu binden vermag. Hoffentlich wird der Erfolg der gegenwärtigen Sammlung ihn recht bald zu einer solchen Fortsetzung ermuntern!

Wir möchten es nicht unternehmen, so im Vorüberstreifen den eigentümlichen Reiz dieser charakteristisch Heigelschen Arbeiten zu erhaschen. Bescheiden und stolz zugleich haben sie ihr eigenes Wesen für sich und lassen sich nicht weiter darüber aus. Nur der Kenner sieht auch in den scheinbar leichtesten dieser Gebilde die strenge wissenschaftliche Arbeit, die sie trägt, die Menge tatsächlicher neuer Aufschlüsse, Berichtigungen und Ergänzungen des historischen Wissens, die hier auf anmutigen Fahrzeugen beinahe verborgen mitgeführt wird; nur er kann ermessen, welches Kapital von Kenntnissen, Geduld, vorsichtiger und mühsamer Untersuchung in Archiven und Bibliotheken seine Zinsen in den liebenswürdigen Schilderungen trägt, die unterrichten, indem sie nur anzuregen scheinen. Der Gelehrte Heigel kann das alte Künstler- und Theaterblut seiner Familie nicht verleugnen. So zuverlässig er den Leser führt, er tut es immer auf eine gewisse zutrauliche und spannende Weise, seine nachbildende Phantasie bleibt immer ihres Stoffes Herr, auch der wissenschaftliche Aufsatz behält ihm etwas von der Grazie des freien künstlerischen Spiels. Seine Erzählung hat auch im Druck noch beinahe die Eindringlichkeit und runde Präzision des gesprochenen Wortes und in ihren besten Stücken oft eine sinnfällige und bildmäßige Anschaulichkeit, die man in ihrer besonderen Ausprägung vielleicht als süddeut-

Digitized by Google

sches, bayerisches Erbteil ansprechen darf. Er verschmäht die kleinen, scheinbar zufälligen und anekdotischen Einzelzüge nicht, die einem Ereignis und einem Individuum gleich so viel leibhaftige Farbe geben: das Bäuerlein, das beim ersten Einzug der siegreichen Tiroler in Innsbruck seinem Vater entrüstet klagt: „A kloans Brandschatzungerl hetten wir do wohl verdient" — oder die sächsische Übersetzung der Marseillaise von 1848, die das wilde »*aux armes, citoyens!*« so höflich wiedergibt mit: „Wohlauf, wohlauf! streut Blumen hin!" Die Aufsätze über Andreas Hofer und Lucian Bonaparte zeigen vielleicht am schönsten die glückliche Fähigkeit, mit derlei kleinen Strichen ein sichtbares Bild abzurunden, Charaktere und Handlungen malerisch und manchmal fast szenenhaft dramatisch herauszuarbeiten, die Kunst, bis ins einzelne geistreich zu beleben, auch das an sich Unscheinbare noch künstlerisch zu würzen, die Sicherheit und den Takt der sprachlichen Pointierung. Dabei bleibt diese fesselnde und oft zierliche Erzählung immer klar und schlicht. Sie ist nie überspitzt oder überfüllt, sie ist sehr sparsam in ihren Mitteln und vergreift sich darum nicht in ihnen. Manchmal will uns Heutigen ein etwas klassizistisch anmutender Vergleich, ein akademisches Bild oder Zitat wie ein liebenswürdiges altfränkisches Zöpfchen an ihr vorkommen — aber sie kennt kein falsches Pathos, keine schiefen Anforderungen, keinen unechten Ton.

Und so verhält es sich auch mit dem geschichtlichen Inhalt, dem sie die Form gibt. Nicht in dem reflektierenden Zergliedern und Aufknüpfen eines historischen Verlaufs liegt die Stärke von Heigels Geschichtsbetrachtung; das einseitige Zuspitzen auf „Probleme" ist ihr ganz und gar zuwider. Der Mensch und das Menschliche stehen ihm immer im Vordergrund. Und auch hier sind es, wenn wir recht sehen, nicht so sehr die einzelnen, in unaufhörlichem Wechsel aus einander fließenden historischen Nuancierungen und Differenzierungen des menschlichen Wesens, die ihn vor allem fesseln; sondern es ist der immer und zu allen Zeiten lebendig vorhandene Kreis menschlicher Gefühle und Schicksale, die unter allem Wechsel der Oberfläche in der Tiefe gleichmäßig fortschlagende menschliche Ader, die er, warmen Herzens selber, mit ehrlichem und zartem Mitgefühl aufspürt. Am nächsten stehen seinem Empfinden die harmonischen, reinen, geradsinnigen Charaktere: Prinz Eugen, der edle Ritter, und unser alter Kaiser, dem sein dämonischer Diener ja gleichfalls den Beinamen des Ritterlichen gab, lautere Prachtgestalten wie Gneisenau und Dahlmann. Aus dem phantastischen Wirbel der Revolution und des Empire zeigt er uns am liebsten Barnave, den Lamartine unter ihren Typen die Verkörperung der Ehrlichkeit nennt, und Lucian Bonaparte, der zwar „nicht den Charakter hatte, um Brutus, nicht den Geist, um Cäsar zu sein. Aber er hatte wenigstens einmal das Herz am rechten Fleck, als er eine Krone ausschlug, um nur Mensch sein zu dürfen". Es ist nicht zufällig, wenn Heigel in dem Aufsatz über Maria Theresia und Marie Antoinette, der zu den Perlen der Sammlung gehört, selbst in das große Pathos der Tragödie ein menschlich freundliches, idyllisches Element mischt.

Aber diese Natur, die so zum Versöhnlichen, Irenischen, zum schönen Maß des Lebens neigt, ist keineswegs unschlüssig oder weichlich. Sie hat selbst in sich ein gesundes Gleichgewicht von warmer, poetischer Empfindung und nüchternem, weltoffenem Verstand, bei aller milden Billigkeit des Urteils fehlt es ihr nicht am

Digitized by Google

moralischen Nerv. Die freudige Teilnahme am Allgemeinen, an Vaterland und Freiheit gehört ihr mit zum Leben, sie hat gutbayerisch ihre Freude an Tapferkeit und Kampf („einem tapferen Fürsten blieb der Deutsche auf die Dauer niemals gram") und einen herzhaften Ingrimm gegen alle rohe Tyrannei, allen schwindelhaften und hohlen Schein. Wer ihr auf den Grund sieht, der erfreut sich mit ihr an einer, allem Übel zum Trotz, harmonisch-kräftigen Ansicht der Welt, an einem männlichen Glauben an die inwendige Solidität und Schönheit des Erdenwesens, an der fröhlichen Lebenssicherheit, dem inneren Lebensbehagen eines kernhaft tüchtigen Mannes.

Doch wir wollen nicht länger mit Reflexionen und Worten umschreiben, was sich der Leser selbst unmittelbar zu eigen machen kann. Wir schließen lieber mit der kurzen alten Aufforderung, die immer das letzte Argument des Kritikers an vernünftige Leser bleibt: *Tolle, lege!* Karl Alexander von Müller.

Eduard Mörike

Erzählungen und Märchen reich illustriert von Robert Göppinger. (München 1913 bei Martin Mörike.) Es ist ein sehr hübscher, reizend und geistreich illustrierter Band, den wir hier vor uns haben. Göppinger hat den Ton von Mörike sehr gut getroffen, so daß die Illustrationen den Klang der Worte ausgezeichnet aufnehmen und weitergeben. Man wird nicht verkennen, daß die persönlichen Beziehungen des Zeichners zu Slevogt sich in diesen liebenswürdigen Zeichnungen durch eine gewisse Abhängigkeit von Slevogts Stil verraten: aber das schadet der guten Wirkung nicht. Die sehr kleinen Zeichnungen, die auch einigen Anschluß an Preetorius suchen, sind in Zinkdruck wiedergegeben; sie kommen zwar gut heraus, scheinen mir aber eine edlere Reproduktionsart zu verdienen.

Im neugegründeten Münchener Holbein-Verlag erschien ebenfalls eine illustrierte Schrift von Mörike: Das Stuttgarter Hutzelmännlein mit farbigen Zeichnungen von Karl Stirner, ein nicht prunkvolles, aber prächtig ausgestattetes Buch. Im Gegensatz zu Göppinger, der die Illustration als Übersetzung des Textes in das Zeichnerische auffaßt, gibt Stirner den Buchschmuck im allgemeinen, so daß der Text als solcher erst in zweiter Linie zur Geltung kommt. Dieser Buchschmuck ist nun in der Tat auch sehr bemerkenswert. Zunächst ist die farbige Reproduktion der Zeichnungen ungewöhnlich diskret und in dem matten Druckverfahren wesentlich angenehmer als die üblichen glänzigen Farbendrucke. Dann sind aber Stirners Zeichnungen selbst als solche — ich will nicht sagen eine Neuheit — aber jedenfalls nicht das Alltägliche. Die Art, wie er im Farbendruck den Strich betont, gibt den Illustrationen einen positiven Charakter, der sehr gut zu dem treuen Naturstudium paßt, von dem die meistens als Landschaften gehaltenen Illustrationen überall zeugen. Diese zwei Ausgaben von Mörike stehen einander gerade gegenüber, aber sie ergänzen sich zu einer vorteilhaften Einheit.

Richard Streiters Ausgewählte Schriften zur Ästhetik und Kunstgeschichte, herausgegeben von Franz von Reber und Sulger-Gebing. (München im Delphinverlag 1913.) Um das Jahr 1900 war innerhalb der Münchener kunstgeschichtlichen und kunstkritischen Kreise Richard Streiter eine ungemein sympathische Erscheinung, die in eigenartiger Weise eine beinahe unbehülflich eigensinnige Festigkeit mit

Digitized by Google

stets gefälliger Konzilianz, liebenswürdigen Humor mit sehr bewußter Ironie vereinigte Streiter war aus der Praxis der neueren Architektur von der Mitarbeiterschaft an Wallots Reichstagsgebäude zur geschichtlichen und ästhetischen Behandlung der künstlerischen Fragen gekommen, auch hierin wieder manche Gegensätze vereinigend. Ihm stand eine ehrenvolle Zukunft offen: da warf den mäßig lebenden, kerngesunden Mann eine rheumatische Infektion auf ein langes Krankenlager, von dem ihn im vorigen Jahr der Tod erlöste. Sein Schicksal war tragisch; denn unmittelbar vor dem lang ersehnten und reichlich verdienten Erfolg traf ihn die schwere Krankheit; aber mit einer fast unbegreiflichen Ruhe ertrug er die körperlichen Qualen und die geistige Enttäuschung.

Dank seiner künstlerischen Entwicklung hat Streiter sich vorzugsweise über Fragen der neueren Architektur geäußert, selten in kurzen Aufsätzen, meistens in breitem Stil unter Aufwendung alles nur beibringbaren historischen und theoretischen Materials. Seine Äußerungen über die Fragen der künstlerischen Entwicklung unserer Zeit gehören zum Wertvollsten, was damals auf diesem Gebiet geschrieben wurde. Es war darum ein verdienstvoller Gedanke der Pietät, daß die Familie des Verstorbenen durch Franz von Reber und Sulger-Gebing, die Streiter beide genau gekannt haben, seine Schriften herausgeben und mit einer ruhig gediegenen Einleitung versehen ließen.

Gaston Maspero: Geschichte der Kunst in Ägypten, übersetzt von Dr. Adolf Rusch. Als vierter Band der Bibliothek von Einzeldarstellungen der Kunstgeschichte aller Länder, erschien bei Julius Hoffmann Masperos Geschichte der Kunst in Ägypten, ein bequemer Band im Bädekerformat mit vielen kleinen, aber sehr scharfen Abbildungen. Der Verfasser ist seit Jahrzehnten als einer der besten Ägyptologen bekannt und gibt hier auf engem Raum ein äußerst anschauliches Bild der künstlerischen Probleme und Ereignisse im alten Ägypten. Die Gefahr lag nahe, daß der Verfasser, der sein Leben jener rätselhaften Kultur geweiht hat, mit allzugroßer Vorliebe an die Aufgabe gehen würde, zumal gerade heute ägyptische Kunst gerade wie die des Malers Greco sich eines sehr großen Ansehens erfreut. Aber um diese scharfe Klippe ist Maspero ohne Schwierigkeit herumgekommen. Er gesteht freimütig zu, daß „die angelegentliche Rücksicht auf die Zweckmäßigkeit schwer auf der Unabhängigkeit der Kunst und des Künstlers lasten mußte". Den vorzugsweise kunstgewerblichen Charakter der Gesamtheit jener Bildwerke gibt er ohne Scheu zu: aber er erweckt das Interesse des Lesers, indem er erklärt, aus welchen religiösen und kulturellen Bedingungen heraus einem Volke, das entschieden künstlerisch veranlagt, die volle Freiheit der Kunst nicht beschieden wurde. Maspero führt uns von den prähistorischen Zeiten über die Kunst des alten und dann des neuen Reiches bis zum Untergang der Selbständigkeit der in römischer Zeit erfolgte. Es ist eine interessante Parallele zu heutigen Verhältnissen, daß damals die Ägypter, sich als Provinzler fühlend, selbst im Kunstgewerbe, wo sie so Eigenartiges und Vortreffliches geleistet hatten, sich dem römischen und griechischen Geschmack zu eigen gaben und damit ihre Stellung für immer verloren.

Marcel Dieulafoy: Geschichte der Kunst in Spanien und Portugal erschien in der gleichen Serie in Übersetzung von Frau A. E. Brinkmann-Mathee.

Digitized by Google

Der Verfasser ist ein namhafter französischer Gelehrter, der für seine Forschungsreisen im asiatischen Orient berühmt ist. Er schickt der Geschichte der spanischen Kunst ein umfangreiches Kapitel über die persische Kunst unter den Sassaniden voraus, um zu zeigen, daß schon ehe die Mauren nach Spanien kamen, der orientalische Einfluß dort sehr viel bedeutet hat. Er trennt von der byzantinischen Kunst den Zweig der persischen und sucht darzutun, daß über spanisch-christliche Bauten viel orientalische Motive in die romanische Baukunst der an Spanien grenzenden und in der Tat auch auf literarischem und politischem Gebiet eng mit den nordspanischen Provinzen verbundenen südlichen Gegenden von Frankreich gekommen sei. Damit schafft er einen Gegensatz zu der Hypothese von Professor Haupt, der gerade für die Westgoten als germanische Eroberer und Kolonisatoren Spaniens ein besonderes Verdienst angesetzt hatte. Mir scheint, daß die Ausführungen von Dieulafoy auf breiterer Basis beruhen und mehr für sich haben.

Erstaunlich ist die Vielseitigkeit des Verfassers, der trotz seiner mehr archäologischen Richtung auch dem Gotischen und den neueren Zeiten gerecht wurde und selbst auf dem Gebiete der Malerei, wo im 17. Jahrhundert Spanien eine internationale Bedeutung gewonnen hat, dem Zwecke dieser Monographien gerecht wird, wissenschaftlich möglichst zuverlässige, nicht durch unförmliche Gelehrsamkeit belastete, überall kurz aber klar unterrichtende Reisebegleiter zu sein. Wer in Spanien gereist ist, wird wissen, wie notwendig solch ein Buch war, und wer es dahin mitnimmt, wird sich seiner mit Nutzen bedienen.

Ernest F. Fenollosa: Ursprung und Entwicklung der chinesischen und japanischen Kunst. Ins Deutsche übertragen von Fr. Milcke. Zwei Bände bei Hiersemann in Leipzig 1913. Jetzt, wo auch bei uns das Interesse für ostasiatische Kunst durch Gründung neuer Museen wieder angeregt und auf gute wissenschaftlich sichere Basis gestellt wird, erscheint zu rechter Zeit eine Übersetzung von jenem amerikanischen Werke, das wohl die erste zusammenfassende und exakte Behandlung des schwierigen Stoffes bedeutet. Fenollosa, der leider im Jahre 1908 frühzeitig gestorben ist, hat in glücklicher Epoche an der Universität von Tokio für verschiedene Fächer gewirkt, auch für Kunstgeschichte. Der regsame Mann, den die Japaner dankbar genug den Lehrer großer Männer genannt haben, interessierte sich als Gelehrter und Sammler für die alte chinesische und japanische Kunst. Er brachte nicht nur eine sehr bedeutende Kollektion zusammen, sondern erwarb auch für seine Zeit ausgezeichnete historische Kenntnisse über die Entwicklung der oft so falsch — bald zu gut, bald zu schlecht — beurteilten ostasiatischen Kunst. Heute wird sein Buch in manchen Fällen als veraltet erscheinen; im ganzen ist es aber ungewöhnlich anregend und ernsthaft. Fenollosa war für sein Thema begeistert; das kommt dem Werke sehr zustatten. Wie verdienstvoll schon die englische Originalausgabe gewesen sein mag, so ist die Übersetzung noch wertvoller; denn sie bringt viele Verbesserungen von seiten namhafter Fachmänner. Es ist selbstverständlich, daß das Buch reich und nach dem Stand der heutigen Reproduktionstechnik illustriert ist.

Die Bücher der Bibel. Herausgegeben von F. Rahlwes mit Zeichnungen von E. M. Lilien. Westermanns Verlag in Braunschweig. Von Westermanns Pracht-

Digitized by Google

bibel ist im vorigen Jahr die Abteilung der Liederdichtung und heuer die der Lehrdichtung erschienen. Man sieht schon an dieser Einteilung, daß rein philologische und historische Gesichtspunkte für die Gruppierung der Schriften des alten Testamentes maßgebend sind. Dadurch kommt ein neues Leben in die Bücher der Bibel. Man glaubt wohl im gewöhnlichen Leben, daß, weil das in der Tat jahrtausendelang geschehen ist, jedermann ohne besondere Vorbereitung „das Wort Gottes" lesen könne. Aber wie bei allen Schriften, die in eine so ferne Vergangenheit zurückgehen, bedarf der Leser doch sehr häufig, selbst wenn er ausschließlich religiöse oder ästhetische Interessen hat, der Erklärungen oder wenigstens der erläuternden Einleitungen des Fachmannes. Diese hat auch bei den neuen Bänden der Herausgeber in einer dem Standpunkt der modernen Orientalistik entsprechenden Form gegeben. Der gläubige wie der nicht auf religiöse Erbauung bedachte Leser wird gleichermaßen von der Lektüre Nutzen haben. Der Buchschmuck ist wieder von Lilien besorgt. Trotz aller Bemühungen stilgerecht und doch neuzeitlich zu sein, entsteht keine einheitliche Wirkung. Die Ausstattung ist zu schwer, obschon sie sehr mannigfaltig ist. Aber es ist ein Vergnügen, in den einzelnen Bänden dieser Ausgabe immer eine in sich geschlossene Abteilung der Bibel vor sich zu haben. Karl Voll.

Bücher zum Kaufen und Schenken.

Diese Liste will kein literarischer Ratgeber sein. Sie weist auf ältere und neueste Bücher hin, die geeignet sind, Freude zu machen, wenn sie von den richtigen Gebern an die richtigen Empfänger gelangen. Vollständigkeit wurde ebensowenig angestrebt wie sogenannte Objektivität. Wenn die Weihnachtskataloge der Verleger immer dicker werden, bleibt einer solchen Liste nichts übrig, als möglichst knapp zu sein, sonst sieht das Publikum vor lauter editorischen Bäumen den literarischen Wald nicht mehr. Wer sie mit der des Vorjahrs vergleicht, findet ein paar hundert Namen nicht mehr, dafür ein paar hundert neue. Das Bessere ist der Feind des Guten, aber das Neueste ist nicht immer das Beste. Moderne Ausländer wurden weniger berücksichtigt als in früheren Jahren: der Kenner kennt sie ohnehin, der Snob kennt nichts anderes, der Bildung Suchende braucht sie nicht kennen zu lernen, solange er die größten Landsleute noch nicht kennt. Der doppelte Ehrgeiz dieser Liste ist, einige Dutzend schöne Bücher zu nennen, die in keinem andern Weihnachtskatalog stehen, und all „das neueste Geschreibe höchst gewöhnlicher Köpfe, die bloß des Geldes wegen schreiben" (Schopenhauer) zu ignorieren. Josef Hofmiller.

(Die Preise verstehen sich für gebundene Bücher. Ist ein Buch in mehreren Einbänden zu haben, so ist der billigste angegeben. Die Zahl vor dem Verlag bedeutet die Anzahl der Bände, die nach dem Verlag den Preis. Ein * vor dem Titel bedeutet, daß das Buch Novität dieses Jahres, e. k. bedeutet, daß jeder Band einzeln käuflich ist. Jeder Buchhändler legt bereitwilligst vor oder läßt die Werke zur Ansicht kommen.)

Die Bibel (4 G. Müller 20 oder 30); Ausgabe der Dürerbibel (Einhorn-Verlag, Preise je nach Ausstattung): Neues Testament, Evangelien; Psalmen; Hiob, Prediger, Sprüche, Hohes Lied.
Die Edda (Diederichs 4.50).
Der Nibelunge Not (Hans von Weber 30); Kudrun (ebenda 27).
Nibelungenlied: mittelhochdeutsch-neuhochdeutsch nebeneinander (2 Tempel 6).
Des Knaben Wunderhorn (3 Insel 40; Auswahl Insel 2).
*Der geistliche Mai. Marienlieder aus deutscher Vergangenheit (Kurt Wolff 3.50).
Der Lindenbaum (Volkslieder) (S. Fischer 2).
*Lob der Freude. Deutsche Gedichte vieler Zeiten (E. Nister, 2, 3 oder 5).
Die Ernte aus acht Jahrhunderten deutscher Lyrik (2 Langewiesche-Brandt je 1.80).

Digitized by Google

Hausbuch deutscher Lyrik (Callwey 3); Balladenbuch (ebenda 4).
Scholz, Deutsches Balladenbuch (G. Müller 2).
Der Dom (Geistliche Lieder) (Mörike 2).
Allgemeines deutsches Kommersbuch (Moritz Schauenburg 4).
Kortum, Die Jobsiade (Insel 6).
Die deutschen Volksbücher (Diederichs je 3) nach Handschriften und Drucken des 15. Jahrhunderts: Die sieben weisen Meister; Historia von D. Johann Fausten; Tristan und Isolde; Eulenspiegel; *Fortunati Glücksäckel und Wunschhütlein.
R. Benz, Alte deutsche Legenden (Diederichs 6).
Grimm, Deutsche Sagen (Georg Müller 8; Insel 2; Hesse 2).
Grimm, Märchen (Cotta 5; 2 Insel 10; Georg Müller 10).
Hans Sachs, Ausgewählte Werke (Insel 12).
Grimmelshausen Simplizissimus (3 Insel 8 mit 4 Radierungen von Klinger).
*Die Oden Friedrichs des Großen mit dem Urtext en regard (Bachmair 2.50).
Musäus, Volksmärchen der Deutschen (5 Bruno Cassirer 16).
Heinrich Stillings Jugend (Insel 4).
*Hebels Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreunds mit den alten Holzschnitten herausgegeben von Professor Karl Voll (Delphin 10).
Wielands Werke (3 Insel 8).
Goethe: Propyläenausgabe (40 G. Müller je 6.50).
Schiller: Horenausgabe (16 G. Müller je 6.50).
Tempelausgabe (je 3): Goethe 15 B., Schiller 12, Uhland 2, Heine 10, Kleist 5, Mörike 4, Hebel 1.
Goldene Klassikerbibliothek (Bong & Co.): Arnim (4); Bürger (2); Chamisso (3.50); Droste (4); Eichendorff (3.50); Hebbel (7.50); Herder (6); Hoffmann (10); Hölderlin (2.50); Immermann (6); Ludwig (3.50); Mörike (4); Novalis (2); Rückert (6); Stifter (5); Sturm und Drang (5); Tieck (4.50); Freiligrath (4); Grillparzer (12); Grün (6); Gutzkow (8); Halm (4); Hauff (5.50); Heine (10); Herwegh (2); Jean Paul (6); Kleist (3.50); Körner (1.75); Lessing (5); Nestroy (2.50); Raimund (1.75); Reuter (6); Schiller (6); Goethe (6); Uhland (3.50); Wieland (6); Zschokke (8).
Dünnpapierausgaben des Inselverlags: Goethe, Romane und Novellen (11); Dichtung und Wahrheit (6); Italienische Reise, Kampagne in Frankreich usw. (6); Annalen und kleinere autobiographische Schriften (5.50); Dramatische Dichtungen (17.50); Kunstschriften (12); Übersetzungen und Bearbeitungen (6); Faust, Gesamtausgabe (3); Körners Werke (3.50); Schillers Werke (20); Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung (8); Kleinere Schriften (5); Parerga und Paralipomena (9). Jeder Band e. k.
Bücher als Gefährten (Fritz Heyder je 1.50): Faust I; Irrfahrten des Odysseus, Eckermanns Gespräche mit Goethe; Die Leiden des jungen Werther; Kleist, Michael Kohlhaas.
Liebhaber-Bibliothek (Kiepenheuer je 1.50): Jacobsen, Novellen; Andersen; Bilderbuch ohne Bilder; Saint-Pierre, Paul und Virginie; Brentano, Novellen; Pierre Loti, Islandfischer.
Pantheon-Ausgaben (S. Fischer je 3): Brentano, Gedichte; Chamisso, Peter Schlemihl; Droste-Hülshoff, Gedichte; Eichendorff, Gedichte; Goethe Faust (2); Goethe, Gedichte; Goethe, Italienische Reise (3); Goethe, Torquato Tasso; Goethe, Werthers Leiden; Grillparzer, Des Meeres und der Liebe Wellen; Hebbel, Gedichte; Heine, Atta Troll und Deutschland; Heine, Buch der Lieder; Heine, Romanzero; Ibsen, Gedichte; Kleist, Käthchen von Heilbronn; Kleist, Michael Kohlhaas; Lenau, Gedichte; Lessing, Nathan; Mörike, Gedichte; Rückert, Gedichte; Schiller, Gedichte; Shakespeare, Hamlet; Shakespeare, Sommernachtstraum; Uhland, Gedichte.
Amelangsche Taschenbibliothek für Bücherliebhaber (je 1): Droste, Judenbuche; Eichendorff, Taugenichts und Gedichte; Goethe, Faust und Hermann und Dorothea; Briefe der Frau Rath; Liselottens Briefe; Jean Paul, Schulmeisterlein Wuz; Mörike, Mozart auf der Reise nach Prag; Stifter, Hochwald, Heidedorf, Weihnachtsabend und Waldsteig; Heine, Buch der Lieder; Aucassin und Nicolette.

Digitized by Google

Die Bücher der Rose (je 1.80, Langewiesche-Brandt); Alles um Liebe; Vom tätigen Leben (= Goethes Briefe 2 Bd.); Über allen Gipfeln (= Goethes Gedichte); Die Droste; Von Wald und Welt (= Dichtungen und Erzählungen von Eichendorff mit 24 Bildern von Schwind); *Die Befreiung. 1813, 1814, 1815; Friedrich der Große; *Briefe der Liebe aus deutscher Vergangenheit.
Eichendorffs Dichtungen (2 Insel 3).
Heines Werke (10 Insel je 3).
Kleist, Sämtliche Werke (6 Insel 32); Michael Kohlhaas (Insel 2).
Achim v. Arnims Werke (3 Insel 3).
Brentanos Werke (18 Georg Müller je 8.50).
E. Th. A. Hoffmanns Werke (16 G. Müller je 10).
Otto Ludwig, Gesammelte Schriften (6 Grunow 34).
Hebbel, Säkularausgabe (14 G. Müller je 8 und 6 Bibl. Institut 12).
Mörike, Ausgabe von Maync (3 Bibliogr. Institut 6); Hutzelmännlein; Mozart auf der Reise nach Prag (Insel 4 und 3.50); Erzählungen und Märchen (Mörike 3).
Lenau, Sämtliche Werke (6 Insel je 6).

Erzählungen und Dramen.

Goethe, Wilhelm Meisters theatralische Sendung (Cotta 3).
Deutsche Erzähler (4 Insel 12).
Meinhold, Die Bernsteinhexe (Insel 4.50); Sidonie von Bork (8).
*Morgenländische Erzählungen (Insel 4).
Stifter, Studien (2 Insel 7.50, Amelang 6); Ausgewählte Werke (3 Amelang 10); Bunte Steine (2.50); Erzählungen (3); Der Nachsommer (3).
Keller, Der Grüne Heinrich (3 Cotta 11.40); Die Leute von Seldwyla (2, 7.60); Züricher Novellen (3.80); Das Sinngedicht; Sieben Legenden (3.80).
Heyse, Novellen. Auswahl fürs Haus (Cotta 7.50). L'Arrabbiata und andere Novellen (4.60); Buch der Freundschaft (4.50); Kinder der Welt (6.80); Novellen vom Gardasee (3.40); Meraner Novellen (4.50); Im Paradiese (6.80); Unvergeßbare Worte und andere Novellen (4.50).
Storm, Werke (4 Westermann 25).
Ebner-Eschenbach, Ausgewählte Erzählungen (3 Paetel 12); Dorf- und Schloßgeschichten (2 Paetel je 5); Das Gemeindekind (4).
C. F. Meyer (Haessel je 5): Der Heilige; Jürg Jenatsch; Versuchung des Pescara; Angela Borgia; Novellen (2 Bd.).
Scheffel, Gesammelte Werke (3 Bonz 12); Ekkehard (Bonz 6).
Anzengruber, Der Sternsteinhof (Breitkopf & Härtel 4).
*Handel-Mazzetti, Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr; Jesse und Maria; Die Arme Margaret (Kösel je 6); *Stephana Schwertner (2 ebenda 10).
Raithel, Annamaig (Amelung 5); Herrle und Hannile (1).
Hoffmann, Das Gymnasium zu Stolpenburg (Paetel 5).
Vischer, Auch Einer (Deutsche Verlagsanstalt 5).
Freytag, Soll und Haben (2 Hirzel 6.75); Die verlorne Handschrift (7.60).
Fontane, Gesammelte Werke. I. Serie: Romane und Novellen (10 Fontane & Co. 40). II. Serie: Gedichte, Autobiographisches, Briefe, Kritiken, Nachlaß (11 ebda. 44). Berliner Romane (3 ebda. 10); Effi Briest (ebda. 7); Poggenpuhls (3); Der Stechlin (7); Vor dem Sturm (Cotta 5); Unwiederbringlich (Cotta 4).
Isolde Kurz, Italienische Erzählungen; Florentiner Novellen (Cotta je 4.50).
Raabe, Chronik der Sperlingsgasse (Grote 4); Hungerpastor (Janke 5); Altershausen (Janke 4); Horacker; Unruhige Gäste; Halb Mär, halb mehr; Die Kinder von Finkenrode (Grote je 4); Pfisters Mühle; Das Horn von Wanza (Janke je 4); Abu Telfan (5); Alte Nester (5); Gesammelte Erzählungen (4 je 5).
*Liliencron, *Gesammelte Werke (10 Schuster & Löffler 60); Kriegsnovellen (1.80).
Thomas Mann, Buddenbrooks (2 S. Fischer 6).
Hesse, Peter Camenzind (S. Fischer 4).
Spitteler, Conrad der Leutnant (Diederichs 4); Friedli der Kolderi; Gustav (Albert Müller je 3); Die Mädchenfeinde (Diederichs 3.50).
Boßhart, Erzählungen (5 Haessel 25).
Lienert, Bergdorfgeschichten (Huber-Frauenfeld 5.60).

Digitized by Google

Eyth, Hinter Pflug und Schraubstock (Verlagsanstalt 5); Der Kampf um die Cheopspyramide (2 Winter 8).
*Federer, Berge u. Menschen (Grote 6); Lachweiler Geschichten (4.50); Pilatus (4); *Jungfer Therese (4.50); *Sisto e Sesto (Salzer 1).
Anna Schieber, Alle guten Geister (Salzer 5).
Ludwig Thoma (Langen): Andreas Vöst (4); Agricola (5); Hochzeit (3); Der heilige Hies (5).
Bartsch (Staackmann): Zwölf aus der Steiermark (6); Die Haindlkinder (5).
*Huggenberger, Das Ebenhöch (Huber-Frauenfeld 4); *Die Bauern von Steig (Staackmann 4); *Dorfgenossen (4).
Ruederer, Ein Verrückter (Südd. Monatshefte 4.50); Tragikomödien (6.50).
Möschlin, Die Königsschmieds (Wiegandt & Grieben 5.50).
Grethe Auer, Aus den Memoiren des Chevalier von Roquesant (Verlagsanstalt 6).
*Agnes Günther, Die Heilige und ihr Narr (2 Steinkopf 10).
*Romain Rolland, Johann Christof (Rütten & Loening 8.50).
*Hans Grimm, Südafrikanische Novellen (Rütter & Loening 5).
*Sperl, Fahrt nach der alten Urkunde (Beck 2.80); Die Söhne des Herrn Budiwoj (6); *Burschen heraus (6); Hans Georg Portner (Deutsche Verlagsanstalt 5).
*Ricarda Huch, *Vita somnium breve* (Insel 8); *Der große Krieg in Deutschland (3 ebenda 15); Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri (6); Von den Königen und der Krone (5); Die Verteidigung Roms (6); Der Kampf um Rom (6); Erinnerungen von David Ursleu (Cotta 5).
*Supper, Holunderduft (Südd. Monatsh. (4.50); Da hinten bei uns; Leut' (Salzer je 3); Lehrzeit (Verlagsanstalt 5); Die Mühle im kalten Grund (Salzer 4); *Vom Wegesrand (1).
Emil Strauß, Freund Hein (S. Fischer 5);
Seidel, Der Garten des Schuchan (Insel 6).
Helene Raff, Der Findling vom Arlberg (Südd. Monatsh. 4.50).
Rudolf Binding, Die Geige (Insel 4.50).
*Kellermann, Der Tunnel (S. Fischer 4.50).
*Ruth Waldstetter, Das Haus „Zum großen Kefig" (Paetel 4).
*Wilhelm Weigand, Der Ring (Insel 6).
Herders Bibliothek wertvoller Novellen und Erzählungen (16 Herder, je 2.50).
Aus der Bibliothek der Romane (Insel, je 3):
François, Die letzte Reckenburgerin; François, Frau Erdmuthens Zwillingssöhne; Turgenjew, Väter und Söhne; De Coster, Ulenspiegel und Lamme Goedzack; Defoe, Robinson Crusoe; *Gotthelf, Uli, der Knecht; Thackeray, Henry Esmond; Tillier, Mein Onkel Benjamin; Das Papageienbuch; Weigand, Die Frankenthaler; *Mörike, Maler Nolten (erste Fassung!); *Jean Paul, Titan (2); *Sealsfield, Das Kajütenbuch; *Stendhal, Rot und Schwarz; *Tolstoi, Anna Karenina (2).
O. Wilde, Erzählungen und Märchen (Insel 3).
Irische Elfenmärchen (Piper 3).
Tausend und eine Nacht in Auswahl (4 Insel 16); Tausend und ein Tag (4 Insel 20).
*Das Buch der Fabeln (Insel 7).
Dante italienisch und deutsch nebeneinander (4 Herder 18).
Boccaccio, Dekamerone (2 Insel 10).
Cervantes, Novellen (2 Insel 10).
Lesage, Gil Blas (2 Insel 12).
Rabelais übersetzt von Regis (2 G. Müller 15).
Shakespeare übersetzt von Gundolf (8 Bondi, je 7.50).
Shakespeare englisch und deutsch nebeneinander: Hamlet; Romeo und Julia; Sommernachtstraum und Wintermärchen (Tempelverlag je 3).
Dickens Werke (Insel je 6): Copperfield, Raritätenladen, Pickwickier, *Chuzzlewit; Nickleby, Weihnachtserzählungen, Oliver Twist; (bei Franckh, je 3 bis 6): Weihnachtsgeschichten, Oliver Twist, Copperfield, Pickwickier, Bleakhaus, Nickleby.
Thackeray, Jahrmarkt der Eitelkeit; Geschichte von Pendennis (je 3 Georg Müller, je 18); Esmond (Insel 3).
Tillier, Mein Onkel Benjamin (Hans von Weber 6, Insel 3).

Digitized by Google

Daudet, Tartarin von Tarascon. Mit Zeichnungen von Preetorius (Mundt & Blumtritt 1.90).
Mereschkowsky, Lionardo da Vinci (Piper 5, Schultze & Co. 3).
Frederik van Eeden, Der kleine Johannes (Schuster & Löffler 6).
Ibsen, Werke (5 S. Fischer 15).
Björnson, Werke (5 S. Fischer 15).
Lagerlöf, Werke (10 Langen 35).
Pontoppidan, Hans im Glück (2 Insel 10).
*Jacobsen, Sämtliche Werke (Insel 10).
Hermann Bang, Die Vaterlandslosen (S. Fischer 5).

Antike Literatur:

Homers Odyssee nach der Ausgabe von 1781 (Cotta 5).
Homers Odyssee neu übersetzt von R. A. Schröder (Insel 3).
Griechische Anthologie (Piper 4).
Aischylos, Orestie, übertragen von Vollmöller (S. Fischer 2).
Sokrates geschildert von seinen Schülern (2 Insel 12).
Die schönsten deutschen Ausgaben von Herodot, Plutarch, Lukian, Horaz, Sueton, Ciceros Briefen, Xenophons sokratischen Schriften, Thukydides, Tacitus, Platon, Aelian u. a. sind bei G. Müller erschienen (5 bis 7).

Vorbereitung auf und Erinnerung an Italien:

*Baedekers Oberitalien (8); Mittelitalien (7.50).
*Goethe, Italienische Reise. Illustrierte Ausgabe (2 Insel 7.50).
In der Sammlung „Berühmte Kunststätten" (E. A. Seemann 3—4) erschienen: Vom alten Rom, Venedig, Rom in der Renaissance, Pompeji, Siena, Ravenna, Pisa, Bologna, Florenz, Verona, Sizilien (2 Bde.), Padua, Mailand, Neapel (2 Bde.), Genua, Mantua, Assisi, Römische Campagna, Viterbo und Orvieto.
In der Sammlung „Stätten der Kultur" (Klinkhardt & Biermann 3) erschienen: Neapel, Umbrische Städte, Sizilien, Urbino, Mailand.
Bei Tauchnitz (je 1.60): Lee, *Genius Loci;* Lee, *The Spirit of Rome;* Symonds, *Sketches in Italy;* Symonds, *New Italian Sketches;* Bagot, *The Lakes of Northern Italy;* Bagot, *My Italian Year;* Bagot, *The Italians of to-day;* Ruskin, *Mornings in Florence;* Ruskin, *St. Mark's Rest;* Ruskin, *The Stones of Venice* (2 Bände).
Jakob Burckhardt, Der Cicerone (4 Alfred Kröner 16.50); auch Abdruck der Urausgabe.
Bode, Florentiner Bildhauer der Renaissance (Bruno Cassirer 20).
*Steinitzer, Aus dem unbekannten Italien (2 Piper je 4.80).
Hehn, Italien (Bornträger 7.50); Reisebilder aus Italien und Frankreich (Cotta 4).
Karl von Hase, Erinnerungen an Italien in Briefen an die künftige Geliebte (Breitkopf & Härtel 5.50).
Steinmann-Gerstfeld, Pilgerfahrten in Italien (Klinkhardt & Biermann 7.50).
Gregorovius, Wanderjahre in Italien (5 Brockhaus je 6.50; Dasselbe, Volksausgabe und Auswahl (2 Bde. 8); Grabdenkmäler der Päpste (ebda. 4).
Moderner Cicerone (Union, Deutsche Verlagsanstalt); Venedig (4.50); Florenz (4.50); Mailand (5); Antikes Rom (6); Rom der Renaissance (4.50); Roms Umgebung (2.50).
*Möller van den Bruck, Die italienische Schönheit (R. Piper 12).
*Chledowski, Rom (2 G. Müller je 20).
Gnoli, *Have Roma: Chiese, Monumenti, Case, Palazzi, Piazze, Fontane, Ville* (Rom, Walter Modes 6).
The Mediaeval Town Series (London, Dent & Co. 4—5): Assisi, Ferrara, Florenz, Perugia, Rom, Siena, Verona, Venedig (in engl. Sprache).
L'Italia Artistica (Bergamo, je 3½ bis 5): fast alle bedeutenden italienischen Kunststätten.
Florenz in der Dichtung von Dante bis Goethe (Berlin, Wiegandt & Grieben 2.20).
Widmann, Du schöne Welt. Wanderungen in der Schweiz und Italien (Frauenfeld, Huber 3.50); Spaziergänge in den Alpen (ebda. 5); Jenseits des Gotthard

Digitized by Google

(4); Sommerwanderungen und Winterfahrten (4.80); Calabrien, Apulien und oberitalienische Seen (3.60); Sizilien und andere Reisen mit Brahms (4).
Liefmann, Kunst und Heilige (Diederichs 7.50).
*Schubring, Hilfsbuch zur Kunstgeschichte (Curtius 3.50).
Das Leben des Benvenuto Cellini (2 Rob. Lutz 12, Mörike 3).

Bildende Kunst, Städte und Landschaften usw.:

*Luckenbach, Kunst und Geschichte. 680 Bilder (Oldenbourg 5).
Die Kunst in Bildern (Diederichs je 6). Altdeutsche Malerei, Frührenaissance der italienischen Malerei, Altniederländische Malerei, *Vlämische Malerei.
Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben (Deutsche Verlagsanst.): Raffael 8, Rembrandts Gemälde 14, Tizian 8, Dürer 10, Rubens 12, Velasquez 7, Michelangelo 6, Rembrandts Radierungen 8, Schwind 15, Correggio 7, Donatello 8, Uhde 10, van Dyck 15, Memling 7, Thoma 15, Mantegna 8, Rethel 9, Fra Angelico 9, Liebermann 10, Holbein d. J. 9, *Watteau 8, *Murillo 12, *Feuerbach 8.
Kunstwart-Mappen (Callwey): Böcklin (1.50); Böhle (6); Dürer (3); Feuerbach (12); Grünewald (2.50); Haider (6); Liebermann (10); Millet (5); Prellers Ilias (2.50); Prellers Odyssee (3); Rembrandt (2 je 3); Rethels Totentanz (1.50); Richter (4 je 1.50; Schwind (4 je 1.50); Spitzweg (2.50); Thoma (12); Uhde (10); Welti (6).
Hermann Grimm, Leben Michelangelos (2 Spemann 14.60).
Justi, Winckelmann und seine Zeitgenossen (3 Leipzig 1898, 43.50); Velasquez und sein Jahrhundert (2 Cohen 44); Murillo (Leipzig 1892, 6); Michelangelo (Grote 20).
Voll, Vergleichende Gemäldestudien (2 Georg Müller e. k. je 9); Die Altniederländische Malerei (2 Zeitler 16); Führer durch die Alte Pinakothek (Südd. Monatshefte 4.50); Entwicklungsgeschichte der Malerei in Einzeldarstellungen. Erster Band. (Ebda. 10); *Die klassischen Zeichner Frankreichs im 19. Jahrhundert (Holbeinverlag 20).
*Albrecht Dürers Sämtliche Kupferstiche in Faksimile und Originalgröße (Holbeinverlag 36).
*Hans Holbein, Bilder des Todes. Faksimile (Insel 12).
Nüchter, Albrecht Dürer. 50 Bilder (Nister 1.80).
Berühmte Kunststätten (Seemann 3—4): Nürnberg, Paris, Brügge und Ypern, Prag, Konstantinopel, Moskau, Cordoba und Granada, Gent und Tournai, Sevilla, Straßburg, Danzig, Kairo, Augsburg, Hildesheim und Goslar, Braunschweig, Sankt Petersburg, Versailles, München, Krakau, Köln, Athen, Riga und Reval, Berlin, Soest, Dresden, Naumburg und Merseburg, Trier, Brüssel, Toledo, Regensburg, Münster, Würzburg; außerdem die vorhin verzeichneten italienischen Städte.
*Die Wachau in Wort und Bild (Gerlach & Wiedling 12).
Stätten der Kunst und Kultur (Klinckhardt & Biermann je 4): Berlin, Frankfurt a. M., Bremen, Rothenburg, Leipzig, Danzig, Luzern, Wien, Lübeck, Altholland, Köln, Granada, Weimar, Dresden, Sanssouci, Algerien, Augsburg, Rostock und Wismar, Hermannstadt, Toledo, Brüssel, Braunschweig (vergleiche auch die Rubrik Italien).
Michaelis, Ein Jahrhundert archäologischer Entdeckungen (Alfred Kröner 8).
*Uhde Bernays, Carl Spitzweg (Delphinverlag 14).
*Spitzweg, Die gute alte Zeit. 50 Tafeln (Holbeinverlag 30).
*Verhaeren, Rubens (Insel 3); Rembrandt (3).
*Rilke, Rodin (Insel 4).
Wölfflin, Die klassische Kunst (Bruckmann 9).
Burckhardt, Geschichte der Renaissance in Italien (Neff 12).
Hans Thoma, 2 Hefte; Hans Thoma und seine Weggenossen; Steinhausen; Leibl; Segantini; Uhde; Rethel; Steppes; Vom Heiland; Kalckreuth; Millet; Liebermann (Jos. Scholz je 1).
Die Welt des Schönen: Griechische Bildwerke; Der stille Garten; Bilder aus Italien; Deutsche Plastik des Mittelalters; Deutsche Dome; Michelangelo; Deutsche Burgen (Rob. Langewiesche, je 1.80).
Velhagen & Klasings Monographien (3—4): Berlin und Mark, Dresden und Sächsische Schweiz, Riesengebirge, Ostseeküste, Nordsee, Harz, Thüringen, Lüne-

Digitized by Google

burger Heide, Weserbergland, Rhein, Franken, Vogesen, Schwarzwald, Bayerisches Hochland, Tirol, Schweiz, Norwegen, Riviera, Oberitalienische Seen, Rom und Campagna, Neapel und Sizilien, Palästina.

Künstlermonographien (Velhagen & Klasing, 3 bis 4): fast jeder bedeutende Künstler des Mittelalters, der Renaissance, des 17., 18. und 19. Jahrhunderts ist vertreten.

Nöldeke, Wilhelm Busch (Joachim 10).

Die schöne deutsche Stadt (Piper, je 1.80): Mitteldeutschland; Süddeutschland, Norddeutschland.

*Rothenburg ob der Tauber (Piper 25).

*Isolde Kurz, Wandertage in Hellas (G. Müller 6.50).

*Engel, Griechische Frühlingstage (Costenoble 4).

Für die Jugend:

Bilderbücher lasse man sich vorlegen aus den Verlagen Braun & Schneider in München, Georg W. Dietrich in München, Josef Scholz in Mainz, E. Nister in Nürnberg, Schaffstein in Köln. Die Struwwelpeterbücher erschienen bei Rütten & Loening; von Busch: 50 Bilderbogen (Braun & Schneider 6.60); die Honigdiebe, Kunterbunt, Max und Moritz, Schnaken und Schnurren, Schnurrdiburr (je 3); die späteren Sachen sind nichts für Kinder.

Kreidolf, Alte Kinderreime mit Bildern (Schaffstein 5).

Hey, Fabeln mit Speckters Bildern (Schaffstein 3).

Oberländer Bilderbuch (Braun & Schneider 4).

Das schwarze Bilderbuch (Mörike 4).

Die Fahrt ins Wunderbare (Mörike 2.80).

Kinderheimat in Liedern von Friedrich Güll, Musik von Wilhelm Müller, Bildschmuck von Josef Mauder (Dietrich 4).

Die Himmelsleiter. Bilder von Josef Mauder, Reime von Ernst Weber (Dietrich 5).

Viel Freude machen auch die älteren Jahrgänge der Jugendblätter (Braun & Schneider je 2.60).

Erzählungen für Kinder: Die Schriften von Spyri (Heidi usw.), alle bei Perthes (große Ausgabe 3.60, kleine 2.40); die von Beeg, Siebe und Batzer (Nister 3—4); die von Gjems-Selmer (Etzold je 2); die von Aanrud (Merseburger je 3). Selma Lagerlöf, Die Reise des kleinen Niels Holgensson (2 Langen 7.50).

Boccis Kasperlkomödien erschienen bei Etzold und im Inselverlag.

Coopers Lederstrumpferzählungen bei Paul Cassirer (je 3.80) und Franckh (je 3).

Erzählungen für etwas ältere Knaben und Mädchen: Die Mainzer Volks- und Jugendbücher; Deutsche Jungmädchenbücher (Scholz, zahlreiche Bände je 3); Jungdeutschland-Bücherei (Spamer je 4.50); Julius Lohmeyers vaterländische Bücherei (Dietrich 2—4).

Märchen: Grimm (s. S. 1); Bechstein; Hauff; Asbjörnsen (Langen); Andersen; Svend Grundtvig (J. A. Barth).

Von Dulac illustriert: *Märchen von Andersen (Dietrich 12); *Märchen von Grimm (Dietrich 12); *Tausendundeine Nacht für die Jugend ausgewählt (Kiepenheuer 5).

Märchen usw. in Sammlungen: Die Nürnberger Jugendbücher (Nister 1.20 bis 1.50); Gerlachs Jugendbücherei (Gerlach & Wiedling je 1.50); auch französisch und englisch (Winter je 1).

Defoe, Robinson Crusoe (Spamer 3).

Roseggger, Als ich noch der Waldbauernbub war (Staackmann je 0,90); Haidepeters Gabriel (4); Schriften des Waldschulmeisters (4).

*Kobell, Allerhand Gschichtln und Gsangln (Seyfried 1.20).

Burnett, Der kleine Lord (Schaffstein 1.50).

Kipling, Im Dschungel (Fehsenfeld 4).

Für Mädchen: *Esme Stuart, Mamsell Queckfilber (Seyfried 3).

*Barbara Rink, Anna Karina Corvin (Langen 3).

Alcott, Kleine Frauen (Grunow 6).

Digitized by Google

*Ribbeck, In asiatischer Steppe (Nister 3.50); Im Wunderland Indien (3).
Frenssen, Peter Moors Fahrt nach Südwest (Grote 3).
Die naturgeschichtlichen Erzählungen und Märchen von Ewald: *Der Zweifüßler; Vier seine Freunde; Mutter Natur erzählt (Franckh je 4.80).
Die Tiergeschichten von Thompson: Bingo; Prärietiere; *Tierhelden (Franckh je 4.80).
Flöricke, Der kleine Naturforscher (5 Nister je 1.20); Der kleine Botaniker (3 Nister je 1.20).
Günther, Der junge Experimentierkünstler (3 Nister je 1.20).
O. & E. Kuhnhardt, Wanderjahre eines jungen Hamburger Kaufmanns (2 Reimer je 12).
Sperl, Die Söhne des Herrn Budiwoj (Beck 6); Die Fahrt nach der alten Urkunde (2 80).
Schwab, Die schönsten Sagen des klassischen Altertums (Bertelsmann 3.60).

Dichtungen:

Keller, Gedichte (2 Cotta, je 3.80).
Hofmannsthal, Gedichte und Kleine Dramen (Insel 3); Alkestis (Insel 3).
Rudolf A. Schröder, Elysium. Gesammelte Gedichte (Insel 6).
Spitteler, Olympischer Frühling (Diederichs 9.50).
Ricarda Huch, Gedichte (Haessel 6).
*Dehmel, Ausgewählte Werke (2 S. Fischer 12.50).
Fontane, Gedichte (Cotta 6).
Heyse, Gedichte (Cotta 5); Neue Gedichte (Cotta 6.20); Novellen in Versen (2 Cotta, je 4.50).
C. F. Meyer, Gedichte (Haessel 5); Huttens letzte Tage (Haessel 4).
Liliencron, Ausgewählte Gedichte (Schuster & Löffler 2 und 5).
Hertz, Gesammelte Dichtungen (Cotta 7); Spielmannsbuch (Cotta 8.50).
Traum und Leben. Gedichte einer früh Vollendeten (Südd. Monatshefte 5.50).
Anna Hilaria von Eckhel. Im Karst. Das Tagebuch einer Dorfschullehrerin (Südd. Monatsh. 3).
Widmann, Der Heilige und die Tiere (Huber in Frauenfeld 4); Maikäferkomödie (ebda. 3.20).
Antologia di Poesie Italiane (Teubner 3).
Joli tambour (Französische Volkslieder; Borngräber 6).

Von und über Goethe:

*Goethes Werke, Volksausgabe von E. Engel (5 Hesse 8).
2 Mark-Bände des Insel-Verlags: Aus Goethes Tagebüchern, Briefe an Frau von Stein, Briefe von Goethes Mutter, Goethes Sprüche in Prosa, Goethes Sprüche in Reimen.
Briefe an Frau von Stein (3 Insel 10, 3 Diederichs 12).
Briefwechsel mit Marianne von Willemer (Insel 5).
Gedanken aus Goethes Werken. Gesammelt von Hermann Levi (Bruckmann 3.50).
Hehn, Über Goethes Gedichte (Cotta 6).
*Riemer, Mitteilungen über Goethe (Morawe & Scheffelt 3).
Goethe im Gespräch (Insel 6).
Gespräche mit Eckermann (Insel 5, Diederichs 6, Brockhaus 8, Kiepenheuer 6).
Goethes Tagebuch der Italienischen Reise (Bard 3.50).
Goethes Briefe aus Italien (Bard 4.50).
Der junge Goethe (6 Insel 36).
Hermann Grimm, Goethe (Cotta 10).
R. M. Meyer, Goethe (Ernst Hoffmann 8.40).
*Traumann, Goethes Faust (2 Beck je 6).
Goethe und seine Freunde im Briefwechsel (3 Bondi, je 7.50).
Goethe, Dichtung und Wahrheit (M. Mörike 2).
Goethes Ausgewählte Gedichte. In chronologischer Folge mit Anmerkungen von O. Harnack (Vieweg 3).
Goethes Liebesgedichte (Insel 3).
Goethes Kleinere Aufsätze. Herausgegeben von W. von Seydlitz (Bruckmann 3.50).

Digitized by Google

Geschichte, Biographie, Memoiren und dergleichen:

Augustinus, Bekenntnisse (Herder 3).
Usener, Das Weihnachtsfest (Cohen 11).
H. St. Chamberlain, Grundlagen des 19. Jahrhunderts (2 Bruckmann 7.20).
Treitschke, Bilder aus der deutschen Geschichte. Ausgewählte Schriften (je 2 Hirzel, je 6).
Klein, Fröschweiler Chronik: Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahre 1870 (Beck 10 und 2.80).
*Regensberg, 1866 (4 Franckh je 3.60).
*Regensberg, 1870/71 (3 Franckh je 7.50, der dritte 8.50).
Heyck, Deutsche Geschichte (3 Velhagen 43.50).
Rindfleisch, Feldbriefe 1870/71 (Vandenhoeck und Rupprecht 4).
Eccardus, Geschichte des niederen Volks in Deutschland (Spemann 18).
Karl Friedrich von Klödens Jugenderinnerungen (Insel 3).
J. Burckhardt, Kultur der Renaissance in Italien (2 E. A. Seemann 12.50); Die Zeit Constantins des Großen (Seemann 8); Griechische Kulturgeschichte (Spemann 44); Weltgeschichtliche Betrachtungen (Spemann 8).
*Memoiren des Herzogs von Saint-Simon (2 G. Müller je 7.50).
*Saint-Simon, Der Hof Ludwigs XIV. (Insel 12).
Bismarck, Gedanken und Erinnerungen (Cotta, Volksausgabe 5; Auswahl mit Anmerkungen 1.80).
Bismarck, Bismarckreden 1847—1895 in Auswahl (Cotta 6.75).
Heyck, Bismarck (Velhagen 4).
Heyse, Jugenderinnerungen und Bekenntnisse (2 Cotta, je 3.40).
Litzmann, Ernst von Wildenbruch (Grote 10).
Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit (4 Hirzel 33.75).
Gobineau, *La Renaissance* (Paris, Plon 6; Deutsch b. Trübner 6.50).
K. Th. Heigel, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Auflösung des alten Reichs (2 Cotta 20).
*Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur (2 Bibl. Institut je 10).
Jörgensen, Der heilige Franz von Assisi (Kösel 4).
Thomas und Felix Platters Lebensbeschreibungen (Mörike 3).
Moritz, Anton Reiser (Mörike 3).
Rousseau Bekenntnisse (Sarasin 10).
Siemens Lebenserinnerungen (Springer 2).
Rosen, In der Fremdenlegion (Robert Lutz 6); Der deutsche Lausbub in Amerika (3 je 5).
Spencer, Autobiographie (2 ebda. 16).
Magister Lauckhards Leben und Schicksale (2 ebda. 13).
Lily Braun, Im Schatten der Titanen (Verlagsanstalt 6.50).
Ludwig Richter, Lebenserinnerungen eines deutschen Malers (Hesse 3).
L. E. Grimm, Erinnerungen aus meinem Leben (Hesse 3).
Velhagen & Klasings illustrierte Monographien (je 4): Pharaonen, Ninive und Babylon, Alexander d. Gr., Römer in Deutschland, Augustus, Kreuzzüge, Florenz, Buchdruckerkunst, Wiedertäufer, Alteres deutsches Bürgertum, Luther, Maximilian I., Elisabeth von England, Hansa, Demetrius, Wallenstein, Venedig, Der Große Kurfürst, Wilhelm von Oranien, Friedrich I., Friedrich d. Gr., Maria Theresia, Lübeck, Mirabeau, Napoleon, Deutsche Erhebung, Vereinigte Staaten, Japan, Bismarck, Kaiser Wilhelm I.
Kulturgeschichtliche Monographien (ebda., je 4): Wein, Karikatur, Jagd, Exlibris, Weihnachten, Porzellan, Moderne Malerei, Frauenschönheit, Tanz, Moderne Plastik, Wohnung, Landschaft, Reklamekunst, Fächer, Kupferstich, Holzschnitt, Kostüm.

Literaturgeschichte, Essays:

Scherer, Geschichte der deutschen Literatur (Weidmann 10).
Vogt und Koch, Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart (2 Bibliogr. Institut 20).
Engel, Geschichte der deutschen Literatur (2 G. Freytag 15).

Digitized by Google

*Birch-Hirschfeld, Geschichte der französischen Literatur (2 Bibl. Institut je 10).
Bassermann, Dantes Spuren in Italien (Oldenbourg 10).
Hillebrand, Zeiten, Völker und Menschen (7 Teubner je 5).
Hermann Grimm, Fragmente (3 Spemann, zusammen 19).
*Bettelheim, Biographenwege (Paetel 7).
Weigand, Montaigne (G. Müller 5.50).
Biese, Deutsche Literaturgeschichte (3 Beck je 5.50).
Barthou, Mireubeau (Hoffmann 8).

Musiker:

Wagner, Mein Leben (2 Bruckmann 25).
Wagner, Gesammelte Schriften und Dichtungen (12 Volksausgabe, Breitkopf & Härtel 16.50).
Auswahl aus Wagners Schriften (Insel 2).
Rudolf Louis, Anton Bruckner (Georg Müller 7); Die deutsche Musik der Gegenwart, Volksausgabe (Georg Müller 4).
Max Steinitzer, Musikalische Strafpredigten (Südd. Monatshefte 3.50).
Schumann, Dichtungen und Briefe (Insel 2).
Beethovens Briefe, Mozarts Briefe (Insel je 2).
Beethovens sämtliche Briefe (Hesse & Becker 4).
*Beethovens Heiligenstädter Testament, Faksimiledruck (Schuster & Löffler 0.60).
*Oskar Bie, Die Oper (S. Fischer 25).
*A. Schurtz, Mozart (2 Insel 24).
Dahms, Schubert (14); Bekker, Beethoven, Volksausgabe (12) (beides Schuster & Löffler).
Thomas-San Galli, Brahms (Piper 6).
Graeflinger, Anton Bruckner (Piper 7).
Riemann, Musikgeschichte in Beispielen (Alfred Kröner 12.50).

Briefe:

Briefe eines Unbekannten: Alexander de Villiers (2 Insel 12).
Martin Luthers Briefe (2 Insel 12).
Briefe der Liselotte (2 Insel 16).
Briefe des jungen Schiller (Insel 2).
Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe (2 Diederichs 8).
Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin (Cotta 8; Volksausgabe in Auswahl 2).
Bismarckbriefe (Velhagen & Klasing 6).
Moltkes Briefe an seine Braut und Frau (Verlagsanstalt 5).
Nietzsches Briefe in Auswahl (Insel 3).
Schopenhauers Briefe (Insel 3).
Clemens Brentanos Frühlingskranz (2 Insel 8).
Brentanos Briefwechsel mit Sophie Mereau (2 Insel 9).
Humboldts Briefe an eine Freundin (2 Insel 8).
Schillers Gespräche (Insel 3).
Stauffer-Bern, Familienbriefe (Insel und Südd. Monatshefte 6).

Aphorismen:

Vor allem die viel zu wenig gekannten Goethes Sprüche in Prosa: Band 4 der Cottaschen Bibliothek der Weltliteratur (1); oder herausgegeben von Loeper (Hempels Klassikerausgaben, trotz des kleinen Drucks die beste existierende Ausgabe) oder Auswahl (Insel 2).
Kantausprüche (Insel 2).
Lichtenberg, Ausgewählte Schriften (Cotta 6); Gedanken, Sattren, Fragmente (Diederichs 8).
Isolde Kurz, Im Zeichen des Steinbocks (Georg Müller 6.50).
August Pauly, Aphorismen (Georg Müller 3).

Digitized by Google

Naturwissenschaften und Forschungsreisen:

Brehms Tierleben, 4. gänzlich neubearbeitete Auflage (13 Bibliogr. Institut, je 12).
Arrhenius, Das Werden der Welten (Leipzig, Akad. Verlag. Ges. 6).
Doflein-Hesse, Tierbau und Tierleben (2 Teubner je 20).
Lafkadio Hearn, Kokoro, Lotos, Izumo, Kyuschu, Kwaidan, Buddha (Rütten & Loening, je 7); Das Japanbuch (2.80); Japan (10).
Franck, Als Vagabund um die Erde (Rütten & Loening 10).
Holitscher, Amerika heute und morgen (S. Fischer 6).
Paquet Li oder Im neuen Osten (Rütten & Loening 4.50).
Miethe, Unter der Sonne Oberägyptens (Reimer 16).
Tyndall, In den Alpen (Vieweg 8).
Whymper, Berg- und Gletscherfahrten (Westermann 12).
Sven Hedin, Transhimalaya (3 Brockhaus je 10); Zu Land nach Indien (20); Durch Asiens Wüsten (10); Abenteuer in Tibet (8); Im Herzen von Asien (20).
Stanley, Wie ich Livingstone fand (Brockhaus 13); Durch den dunkeln Weltteil (22); Im dunkelsten Afrika (22).
Faraday, Naturgeschichte einer Kerze (Quelle & Meyer 2.50).
Ratzel, Über Naturschilderung (Oldenbourg 3); Deutschland (Reimer 3.60).
Ostwald, Einführung in die Chemie (Franckh 3).
Lassar-Cohn, Einführung in die Chemie (Voß 4).
Schäffer, Naturparadoxe (Teubner 3).
Pfaundler, Physik des täglichen Lebens (Deutsche Verlagsanstalt 5).
Leo Königsberger, Hermann von Helmholtz (Volksausgabe, Vieweg 4.50).

Über Sprache:

Söhns Wort und Sinn; Begriffswandlungen in der deutschen Sprache (Teubner 2).
Schroeder, Vom papiernen Stil (Teubner 3).
Weise, Unsere Muttersprache; Unsere Mundarten; Ästhetik der deutschen Sprache (Teubner je 3).
*Engel, Deutsche Stilkunst (Freytag 5).
Weise, Charakteristik der lateinischen Sprache (Teubner 3.60).
*Engel, Deutsche Meisterprosa (Westermann 3.50 und 5).

Für Gitarrespieler:

Scherrer, Kurzgefaßte Lauten- und Gitarreschule (Hofmeister 2).
Der Zupfgeigenhansl (Hofmeister 1.50; *Klavierausgabe 2.50).
*Unsere Lieder, Singbuch für Österreichs Wandervögel (Hofmeister 1.70).
*Kothe, 3 Bände (Hofmeister je 2).
Scherrer, Volkstümliche Weihnachtslieder (Hofmeister 2).
Deutsche Volkslieder zur Gitarre (6 Hofmeister je 2).
Deutsche Studentenlieder (Hofmeister 8).
Vieilles chansons de France (Hofmeister je 1.50).
Im Röseligarte. Schweizerische Volkslieder (5 A. Francke je 1.25); *Klavierausgabe 2 je 2.25).
*Die bunte Garbe. Deutsche Volkslieder der Gegenwart (Mörike 1.50).

Bücher, welche schwer in Rubriken zu bringen sind:

Thoreau, Walden (Diederichs).
Der Heiligen Leben und Leiden (Insel 12).
Jörgensen, Das Pilgerbuch. Aus dem franziskanischen Italien (Kösel 4).
Die Blümlein des heiligen Franziskus von Assisi (Insel 3).
Menschen und Moden: 19. Jahrhundert (3 Bruckmann, Band I 6.70, II u. III je 6; 18. Jahrhundert 9.50; *17. Jahrhundert 6.50 und höher).
Wilhelm Bode, Über den Luxus (Leipzig, Scheffer 2).
*Schopenhauer, Aphorismen zur Lebensweisheit (Insel 3).
A. Schönbach, Über Lesen und Bildung (Graz, Leuschen & Lubensky 5.50).

Digitized by Google

Das Naumann-Buch. Eine Auswahl klassischer Stücke aus Fr. Naumanns Schriften (Vandenhoeck & Ruprecht 1.75).
Walther Pater, Marius der Epikureer (2 Insel 9).
Hasse, Dantes Göttliche Komödie (Kösel 7.40).
Rudolf Hildebrand, Gedanken über Gott, die Welt und das Ich (Diederichs 10); Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen (Grunow 5).
Amiel, *Fragments d'un journal intime* (Genève, Georg 7.50; Tagebücher (Auswahl) (Piper 2.80).
Lagarde, Deutsche Schriften (Göttingen, Horstmann 4).
Mauthner, Wörterbuch der Philosophie (2 Georg Müller 38).
Hans Thoma, Im Herbste des Lebens (Südd. Monatshefte 8).
*F. W. Förster *Lebensführung (Reimer 2.40); *Jugendlehre (6); *Lebenskunde (3).
Max Müller, Deutsche Liebe (Brockhaus 3).
Germersheim, Von Hinnenaus zum Hexenbruch (Südd. Monatshefte 2.60).
Büchmann, Geflügelte Worte (Haude & Spener 9).
Emerson, Essays (Hendel 3).
Emerson, Lebensführung (Bruns 2).

Kalender:

*Insel-Almanach (—.50). *Meyers Historisch-Geographischer Kalender (1.75 u. 2.25). *Die deutsche Natur in Monatsbildern (Grunow, je 2.50): Vogelkalender; Unsere Vögel II; Wandkalender; Fischkalender; Feldfrüchte; Wildkalender; Unser Federwild; Ackerbau. *Bruckmanns Almanach (—.50). *Goethekalender (Theodor Weicher 1.50). *Bismarck-Kalender (ebda. 1.50). *Kunst und Leben (Fritz Heyder 3). *Spemanns Alpenkalender (2). *Von schwäbischer Scholle. Kalender für schwäbische Literatur und Kunst (Salzer 1). *Pipers Almanach (1).

Vive, vale! si quid novisti rectius istis,
candidus imperti; si non, his utere mecum! *Hor. Ep. I, 6.*

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge nur auszugsweise und mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, G. m. b. H., München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

Carl Spitteler / Meine frühesten Erlebnisse

Grazia Deledda / Der Schatten der Vergangenheit. Roman

Karl Voll / Der konziliante Kenner

Die Geschichte eines Deserteurs

Gustav Wolff / Die denkenden Tiere von Elberfeld und Mannheim

Karl Theodor Heigel / Die Bischofsstadt Bamberg

Georg Friedrich Daumer / Briefe an seine Nichte

Josef Hofmiller / Die Heilige und ihr Narr

Carl Ludwig Schleich / Friedrich Franz Friedmann und die Heilung der Tuberkulose

Paul Busching / Zabern

Rundschau.

München, Januar 1914.

Vierteljährlich 4 M Einzeln 1.50 M

Digitized by Google

SAALECKER WERKSTÄTTEN

Künstlerische Leitung:
PROF. SCHULTZE-NAUMBURG

Entwurf und Ausführung von Schlössern, Herrenhäusern, Stadt- und Landhäusern, von Garten- und Parkanlagen. Lieferung von ganzen Wohnungseinrichtungen und einzelnen Möbeln. Ständige Ausstellung Berlin W, Viktoriastr. 23 (bei der Potsdamer Brücke)

Aktienbrauerei zum Löwenbräu in München.

Größte Brauerei des Deutschen Reiches in einem einzigen Betriebe.

Höchste Auszeichnungen auf allen beschickten Ausstellungen.

Dunkle und helle Lagerbiere, Märzenbier, Bockbier
St. Bennobier.

Versand nach allen Ländern der Erde.

Digitized by Google

ROBERT LUTZ, VERLAGSBUCHHANDLUNG, STUTTGART

Erwin Rosens Leichtsinns- und Lebens- Bücher

In der Fremdenlegion Erinnerungen und Eindrücke

Bereits 21 Auflagen. Brosch. M 5.—, in Lwd. geb. M 6.—, in Halbfrz. M 7.—

Süddeutsche Monatshefte: Seit langem hat uns kein Buch schon stofflich stärker gefesselt als Rosens „In der Fremdenlegion": es ist ungeschminktes, wildes Leben in diesen Blättern, den spannendsten und eigenartigsten der jüngsten Memoirenliteratur.

Erwin Rosens Schilderung der Fremdenlegion war mehr als ein literarischer Erfolg; sie war ein politisches Ereignis. Seit dem Erscheinen dieses Buches ist die Existenz der Fremdenlegion ein unerträglicher Skandal.

Der deutsche Lausbub in Amerika

Erinnerungen und Eindrücke. In drei Teilen.

Jeder Teil (ein abgeschlossenes Werk bildend und einzeln käuflich)
brosch. M 5.—, in Leinw. geb. M 6.—, in Halbfranz M 7.50

Süddeutsche Monatshefte: Rosen gab inzwischen drei Bände amerikanischer Eindrücke heraus unter dem Titel „Der deutsche Lausbub in Amerika". Er beschreibt darin burschikos und scharfäugig was er erlebt hat: Zeitungswesen, Reporterheldentaten, vor allem jedoch, was er im spanisch-amerikanischen Krieg an Abenteuern und Ungemach erfuhr. Umfang und Eigenart dieser Schilderungen machen die Bände mit zu den lesenswertesten der bekannten Memoirenbibliothek. Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß die Deutschen immer mehr Geschmack an dieser Art Literatur bekommen. Je mehr fesselnde Memoiren gedruckt werden, desto mehr Erzählungen bleiben Ladenhüter.

Dr. Rosegger im „Heimgarten": Den ersten Teil des Lausbuben habe ich seinerzeit im „Heimgarten" warm empfohlen, und den zweiten lobe ich begeistert . . . Erwerbt das Buch! Verschenkt es! Stellt es in Volks- und Schülerbibliotheken! Das darauf verwendete Kapital ist gut angelegt und wird reiche Zinsen tragen.

Bereits über 20 Auflagen!

Napoleons Leben auf St. Helena

Von **Heinrich Conrad.** Nach den auf St. Helena geführten französischen und englischen Tagebüchern. — **Drei Bände,** je M 7.— brosch., M 8.— geb., M 9.50 Halbfrz. Einzeln käuflich. **Soeben erschienen!**

Mit einer „kinematographischen" Naturtreue, die kein anderes, ähnliches Werk erreicht, schildert das Buch das tägliche Leben des gestürzten Kaisers und seiner Umgebung, wie sie sich einrichten, wie sie um eine menschenwürdigere Existenz mit dem Gouverneur der Insel und der englischen Regierung kämpfen, wie sie ihre Tage hinbringen mit der Arbeit an Napoleons Memoiren, mit Lektüre, mit Gesprächen und mit nervenzerstörender Langeweile. Von besonderem Reiz sind die zahlreich aufgeschriebenen Unterhaltungen Napoleons, der sich zu seinen Getreuen mit völliger Unbefangenheit als Mensch zu Menschen aussprach: über sich selbst, über seine Fehler, seine geheimsten Pläne, über seine Ansichten von Gott und Welt und alle Gegenstände, die sein weitblickender Geist umfaßte. Während der langen Abende ließ N. sein ganzes Leben rückschauend im Gespräch wieder vorüberziehen, den Knaben auf Korsika, den Helden von Italien, den Ersten Konsul, den Kaiser und den Geschlagenen von Waterloo.

Das denkbar treueste und umfassendste Bild vom Leben des Verbannten, eines der interessantesten und auch reizvollsten Napoleonbücher.

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

11. Jahrgang Januar 1914 Heft 4

Inhaltsverzeichnis:

Seite

Carl Spitteler / Meine frühesten Erlebnisse 393
Grazia Deledda / Der Schatten der Vergangenheit. Roman 416
Karl Voll / Der konziliante Kenner . . 442
Die Geschichte eines Deserteurs . 444
Gustav Wolff / Die denkenden Tiere von Elberfeld und Mannheim 456
Karl Theodor Heigel / Die Bischofsstadt Bamberg 467
Georg Friedrich Daumer / Briefe an seine Nichte 478
Josef Hofmiller / Die Heilige und ihr Narr 494
Carl Ludwig Schleich / Friedrich Franz Friedmann und die Heilung der Tuberkulose 502
Paul Busching / Zabern 508

Rundschau:

Der Nobelpreis für Literatur 517
„Deutsche Kunstnöte" / Von Dr. Emil Waldmann mit einem Schlußwort von Dr. J. A. Beringer 517

Seite

Zur Heimatkunde / Von Exz. Geheimrat Dr. von Heigel 524
Professor Merkle und die Index-Kongregation / Von Dr. August Messer, o. Universitätsprofessor der Philosophie zu Gießen 525
Moderne Mediumforschung / Von Dr. med. Mathilde von Kemnitz 527
Die Bilanzen der Münchener Gemeindebetriebe / Von Hermann Schnell . . . 528
Zu dem Vorschlag von Frau Hedwig Beckh Von Frieda Mallinckrodt 531
Berichtigung / Von Dr. Rudolf Louis . . 533
Uhde-Bernays' Spitzwegmonographie / Von Professor Dr. Karl Voll 533
Traumanns Faustbuch / Von Prof. Dr. Josef Hofmiller 534
Hebbels Werke 535
Richard Paasch's „Gesundheit und Lebensklugheit" / Von Prof. Dr. Hermann Kerschensteiner 535
Tierseele 536
Josef Hofmiller / Bücher des Monats XVII

Copyright 1914 by Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. München.

Bei allen Installateuren und Elektrizitätswerken erhältlich:
WOLFRAM-LAMPEN A.-G. AUGSBURG

Digitized by Google

Meine frühesten Erlebnisse.

Von Carl Spitteler in Luzern.

VII. Der Vater daheim.

Der lustige Papa.

Nachdem wir unsern Vater in Bern abgeholt, nach Beendigung seiner politischen Tätigkeit, wußten wir nichts anderes, als daß er nun wieder als Landschreiber in kantonalem Dienst amten, folglich immer in Liestal bleiben werde, und da er sein Bureau im Hause hatte, war er Tag für Tag vom Morgen bis Abend bei uns daheim. Auch er war, trotz der kärglichen Besoldung, mit seiner Liestaler Stellung zufrieden. Ein eigenes Häuslein ein Stücklein Land daneben, wo er im Frühjahr seiner Gartenliebhaberei wird fröhnen können, und vor allem Frau und Kinder, mehr bedurfte er nicht. Er betrachtete das Familienleben als ein „Idyll", freilich als ein patriarchalisches Idyll, unter Voraussetzung seiner unumschränkten Herrschaft (unbedingter, widerspruchsloser Gehorsam selbstverständlich), war ein musterhafter, zärtlicher Ehemann und treuer Vater, der an seinen „unverdorbenen, urwüchsigen Buben" Freude hatte. Von Erziehung hielt er gar nichts; er verließ sich vertrauensvoll auf die überlegene Weisheit der „Natur", die es viel besser weiß als die Menschen. Nur müsse man, meinte er, dann und wann der Natur, wenn sie eine falsche Richtung einschlage, einen sanften Schupf geben, wie einem Pferde einen zarten Wink mit dem Zügel.

Die „Natur" will, daß Kinder fröhlich seien. Folglich bediente er uns mit Lustigkeit. Lustigkeit verlangte übrigens auch seine eigene Natur, die Natur des Gewaltmenschen, für den Gegensatz. Wenn er bei guter Laune war, und er war dazumal meist guter Laune, steckte er voller spaßhafter Einfälle; je harmloser, je kindlicher, desto lieber. Von seinen vielen lustigen Stücklein, durch die er uns lachen und jauchzen machte, sind mir einige, wohl die hauptsächlichsten, im Gedächtnis geblieben:

Er hieß mich eine der beiden Türen im Eßzimmer sperrweit aufmachen, mein Brüderchen Adolf die andere Tür, dann lehrte er uns beide zugleich mit zorniger Stimme in französischer Sprache den Befehl herrschen: „Tür zu oder Kopf ab!" Nachdem wir das kommandiert hatten, durften wir die Türe zuschmettern, so stark wir nur konnten. Je ärger es knallte, desto vergnügter lachte er und desto größeres Lob spendete er uns. Weiß der Himmel, wo er das ultrajakobinische Sprüchlein „Tür zu oder Kopf ab" herhatte, wahrscheinlich von seiner Studienzeit in Straßburg. Bei Tisch for-

Digitized by Google

derte er uns auf, den Teller umzukehren und mit Löffel und Gabel darauf zu trommeln, und er selber trommelte mit. Beim Suppeneſſen wies er uns an, den Löffel auf eine ſolche Weiſe durch den Mund zu ziehen, daß ein Reſt Suppe an die Wand ſpritzte — ich habe geſagt, von Erziehung hielt er gar nichts. Aber gegen dieſen letzteren Unterricht erhob denn doch meine Mutter heftig Einſpruch; das mußte er unterbleiben laſſen. Oder er ſtreckte den Zeigefinger gegen uns und nannte uns „Spitzbub" (Schalk), und wir durften zur Erwiderung unſere Zeigefinger gegen ihn ausſtrecken und ihn „Spitzbub" nennen. Und ähnliche kindliche Späßlein mehr. Die Hauptſache war ihm immer, daß er uns jauchzen und jubeln hörte, dann war er ſeelenvergnügt und ſtimmte mit herzlich ſchallendem Lachen in unſere Fröhlichkeit ein.

Später, als er für das künftige Gärtlein Bohnenſtangen angeſchafft hatte, wiederholte er das alte Kunſtſtück, uns mit den Stangen durch die Luft auf das Läubchen zu ziehen; in unſerem Hauſe war nämlich auch ein Läubchen. Der Luftweg kam uns ſchon ſo gewohnt und natürlich vor, daß wir gar kein Weſens mehr davon machten. Kaum daß wir Papa auf dem Läubchen ſahen, begehrten wir die Auffahrt, je öfter deſto lieber. Der Sohn der Tante Gotte dagegen, der zu uns auf Beſuch kam, weigerte ſich, die Luftreiſe mitzumachen; er war dieſes Verkehrsmittel nicht gewohnt. Das gab einen Hohn!

Welträtſel.

In ſchwarzer Nacht weckten mich grauſige Töne: ein ſchauriges Gemiſch von Schnauben, Röcheln und Stöhnen, als ob ein Ungeheuer in der Schlafſtube wäre. Auf meinen angſtvollen Klageruf hörte der Greuel plötzlich auf, ſtatt deſſen erſcholl aus der nämlichen Zimmerecke die gütige Stimme meines Vaters: ich ſolle nur ruhig weiterſchlafen, tröſtete er, er werde fortan nicht mehr ſchnarchen. Alſo „ſchnarchen" nennt man ſcheints dieſe fürchterlichen Töne, und Papa war es geweſen, der „ſchnarchte". Beruhigt wollte ich weiter ſchlafen; da fing es von neuem an, noch gräßlicher als früher. Und obſchon ich jetzt wußte, daß es kein Ungeheuer war, mußte ich mich doch wieder fürchten, es klang zu bedrohlich. Wozu „ſchnarchte" denn eigentlich Papa? Rätſel! So ging es die ganze Nacht weiter, abwechſelnd zwiſchen „Schnarchen", Hilferuf und Troſtrede.

Am Morgen beim Kaffeetrinken ſtarrte ich meinem Vater ſcheu und mißtrauiſch ins Geſicht, beſorgend, er werde plötzlich wieder zu „ſchnarchen" anfangen. Doch nein, nicht im mindeſten. Freundlich, gütig, lachend wie früher. Da kitzelte die Geſcheitheit meine Naſe. Er „ſchnarcht" nicht am Tage. Am Tage iſt er ſanft, bloß in der Nacht wird er zornig. Aber warum wird er denn in der Nacht zornig? Rätſel!

Digitized by Google

Nach beendigtem Frühſtück rief mich Agathe ins Schlafſtübchen zurück. „Sieh einmal, was ich in deines Vaters Bett gefunden habe.“ Oh freudige Überraſchung! Ein großes ſchwarzes Panzertier mit einem Rüſſel und unſinnig langen Beinen. „Ein Käfer“ erläuterte Agathe. Hierauf verwünſchte ſie den Käfer, ſchüttelte ihn auf den Boden und trat ihn tot. Schade um ihn! Und unbegreiflich von ihr! Kann es denn etwas willkommeneres geben, als wenn die Tiere, ſtatt daß man ſie in den Bilderbüchern oder an Großvaters Hügel ſuchen muß, einem von ſelber freiwillig ins Haus kommen? Käfer in den Betten, Schnecken auf dem Sofa, Molche im Waſchbecken, wäre das nicht ein Feſtvergnügen? Aber eine ſchwierige Frage beſchäftigte meine Gedanken: Wieſo geſchieht es, daß, weil Papa in der Nacht „geſchnarcht“ hat, nachher am Morgen ein Käfer in ſeinem Bett liegt? Rätſel!

Das nächſte Mal, daß Papa wieder „ſchnarchte“, ſuchte ich am Morgen in freudiger Erwartung nach dem Käfer. Aber oh Enttäuſchung! keiner da! Und auch in der Folge nie einer mehr. Warum kam nur das erſte Mal ein Käfer? Rätſel!

Eines Morgens, als wir aufſtanden, war die Straße wie ein See, und alles was in Großvaters Matte wuchs, lag wie geſtampft auf dem Boden! Einzig ein Kornfeld ſtand aufrecht, aber ſchief; und durch das Kornfeld liefen weite Gaſſen. Meine Eltern ſtanden am Fenſter und redeten von Schaden und Verwüſtung, von Donner und Blitz. Ich aber merkte, wer das getan hatte: der Kuckuck. Der war in der Nacht heimlich aus dem Walde durch die Matte geflogen; man ſieht ja noch die Gaſſen, durch die er gekommen iſt. Wie aber brachte es der Kuckuck zuſtande, mit ſeinen kleinen Flügeln ſolch einen elefantenmäßigen Unfug zu ſtiften? Rätſel!

Verwaiſt!

Es muß im Juli oder Auguſt geweſen ſein. Denn wir wurden am heitern Abend bei geſundem Leib zu Bett getan. Zufolge der Helligkeit behielt ich die Augen offen und guckte von ungefähr aus dem Kiſſen durchs Fenſter. Wehe! was erblicke ich! Meine beiden Eltern, welche, den Hut auf dem Kopf, heimlich und leiſe, damit wirs nicht merken ſollten und nicht weinen und ſchreien könnten, aus dem Haus auf die Straße ſchlichen. „Sie werden doch nicht im Ernſt!“ beſchwichtigte ich meine Angſt. Aber wahrhaftig, ſie verzogen ſich in die Ferne, zuerſt über die Straße, dann durch das Tor nach dem Kegelplatz der Brauerei, hinter dem Tor verſchwanden ſie eine Weile, dann tauchten ſie drüben am Rain wieder auf und ſtiegen langſam, langſam durchs Gras, wobei ſie ſich unheimlich verminderten. Immer kleiner, immer kleiner wurden ſie. Endlich ſtanden ſie, wie Zwerge, oben am Rand des Hügels. Scharf hoben ſie ſich vom Himmel ab.

Digitized by Google

Jetzt, tröstete ich mich, müssen sie umkehren. Denn weiter hinauf, in den Himmel, können sie ja nicht. Statt dessen begab sich etwas Jammervolles, Herzzerschneidendes: ihre Füße begannen in den Boden zu versinken, hierauf ihre Knie. Stück für Stück verschluckte sie die Erde, bis nur noch die Köpfe übrig blieben. Da richtete ich mich im Kissen auf und starrte zwischen Hoffnung und Verzweiflung nach den beiden geliebten Köpfen. Als aber auch diese von der Erde verschlungen waren, fiel ich in namenlosem Schmerz ins Kissen zurück. Verlassen! Ich hatte fortan keine Eltern mehr! Weder Vater noch Mutter!

Da sprach der Schlaf: „Was geht mich das an? Komm, du bist müde!" Und wie ich am Morgen aufwachte, o Freude, da waren die Eltern beide wieder da.

Das erste Bad.

Er sehe nicht ein, behauptete mein Vater, was es gesunden Buben schaden könnte, im Bache zu baden, bei dieser Hitze. Und da er sich anheischig machte, selber die Leitung des Bades zu übernehmen, überdies noch den Anggeli bestellte, damit dieser mit uns in den Bach steige und im Wasser selbst über uns wache, schwiegen schließlich die Bedenken. Die Bedenken aber waren nicht unbegründet gewesen, war doch der kleine Adolf vor kurzem erst zweijährig geworden.

So zogen wir denn eines heißen Abends, hüpfend vor Freude über das bevorstehende Vergnügen, mit dem Vater hinten beim Holzschopf aus dem Hause hinaus, schräg durch des Großvaters Matte, das einzige Mal meines Erinnerns, daß wir überhaupt diese Matte betraten. Und jetzt durften wir sie nicht bloß betreten, sondern sogar durchqueren, von einem Ende bis zum andern. Schon das wirkte als Abenteuer.

Am äußersten Ende der Matte, ob sie schon so flach war wie ein Brett, stand man plötzlich wie auf einem Hügel. Denn ein Rain fiel dort abwärts. Unten am Rain aber floß ein Bächlein oder vielmehr ein kleiner Kanal. Hier oben am Saum des Raines warteten wir auf den bestellten Anggeli. Als dieser erschien, half er einem um den andern den steilen Rain hinab an den Rand des Bächleins, entkleidete sich und uns, hernach stieg er in den Bach und empfing uns, platsch, in seine Arme. Das Wasser war warm, reichte uns kaum über die Knie, es war eine Herzeweide, zu stampfen, zu plätschern, zu spritzen. Es gab auch Abwechslung. Bald sprangen wir selbständig um den Anggeli herum, bald nahm er uns bei der Hand und tanzte mit uns einen Reigen, bald lud er den einen um den anderen auf seine Achsel und watete als Lasttier bachauf und bachab. Unterdessen hielt der Vater oben am Saume des Raines Wache und schürte das Vergnügen durch ermunternde Zurufe.

Digitized by Google

Er behielt recht: es hat uns nichts geſchadet. Im Gegenteil. Das einzige Schlimme daran war, daß wir ſchließlich aus dem Bache wieder heraus mußten. Das war unſer erſtes Bad.

Oberſt Sulzberger.

Soweit ich zurückdenken kann, galten mir die Soldaten für eine höhere Art Menſchen. Schon in meinem erſten Lebensjahre, als ich noch nicht der Sprache mächtig war, ſah ich einmal ein Bataillon vorbeiziehen. Das war ſo ſchaurig, ſo erſchütternd ſchön, daß ich ganz berauſcht davon wurde. Sehnſüchtig hoffte ich fortan auf den Wiederauftritt des Bataillons. Daß dieſe Hoffnung Tag für Tag und Jahr für Jahr getäuſcht wurde, erfüllte den Hintergrund meiner Seele mit Trauer.

Die Soldatenbegeiſterung wurde noch von meinem Vater geſchürt, der für Napoleon ſchwärmte, mit welchem einſt ſein eigener Vater nach Rußland gezogen war. Wir kannten nichts Höheres als Napoleon und ſeine „alte Garde". Wie oft habe ich als Kind wehmütig nach dem Schleifenberg hinübergeblickt, mit Inbrunſt zum Schickſal betend, die „alte Garde" möchte plötzlich aus dem Walde tauchen und den Rebberg heruntermarſchieren. Allein die alte Garde kam nie, das Bataillon blieb ebenfalls ewig aus, ſo daß ich ſchließlich auf meine Hoffnung einen Grabſtein ſetzte und die Entbehrung durch Vergeſſenheit zu verſchmerzen ſuchte.

Dann war der Troſt gekommen: die Freundſchaft und Gewogenheit des Oberſt Sulzberger. Allein das war ein kurzes Feſt geweſen, mit der Abreiſe meines Vaters nach Bern hatten die Beſuche des Oberſt Sulzberger aufgehört. Jetzt aber, nach der Heimkehr meines Vaters, wurde die alte Freundſchaft wieder angeknüpft. Und zwar brauchten wir nun nicht mehr zu warten, bis er zu uns kam, ſondern wir konnten ihn aufſuchen, da ich ſchon ſo kräftig war, um meinen Vater begleiten zu können, ohne daß ich nötig hatte, fortwährend an der Hand geführt zu werden.

In Lieſtal gab es, was ich erſt jetzt erfuhr, eine Stätte des Heils, wo jahraus, jahrein mindeſtens zwei lebendige Soldaten in Uniform am hellen Tage zu ſehen waren, ſo oft man vorbeiging: unten im Geſtadeck bei der Ergolzbrücke. „Kaſerne" nannte man den Gnadenort und „Schildwache" die beiden Soldaten. Die Schildwachen gingen beſtändig vor der Türe auf der Straße hin und her, um mit ihrer Uniform die Soldaten anzulocken und ihnen zu zeigen, wo die Kaſerne ſei. Wahrſcheinlich machten ſie den Soldaten im Verſtohlenen geheime Zeichen, die man ſtundenweit ſehen konnte, denn oft kamen eine ganze Menge Soldaten von Fränkendorf und Siſſach und Seltisberg und wohnten ein paar Tage in der Kaſerne; dann plötzlich war die Kaſerne wieder leer, je nachdem die Soldaten gerade

Digitized by Google

Luſt und Zeit hatten. Dort, bei den Schildwachen, war der Oberſt am liebſten, denn er hatte auch Freude an den Soldaten. Doch ging er nicht mit den Schildwachen auf der Straße hin und her, ſondern verſteckte ſich immer in die Kaſerne, ſo daß man ihn erſt rufen mußte.

Vor der Kaſerne angekommen, erkundigte ſich mein Vater vor allem bei den Schildwachen, ob der Oberſt Sulzberger vorhanden ſei. Wenn nein, dann begnügte man ſich mit niedrigeren Offizieren, die Papa ebenfalls kannte. Wenn ja, gingen wir zu ihm in ſein Zimmer und ſprächelten mit ihm. Stand die Kaſerne gerade leer, ſo führte er uns in den Wohnſtuben und Schlafſtuben der Soldaten herum, und in den Waffenſälen und Gepäckkammern, und zeigte und erklärte uns alles. Wobei ich über die Häßlichkeit der Kaſerne erſtaunte. Ich hatte nämlich gemeint, ſo übermenſchliche Weſen wie die Soldaten ſind, würden in prächtigen Paläſten wohnen wie die Engel. Viel vergnüglicher war es, wenn die Kaſerne von unten bis oben mit Soldaten angefüllt war. Denn in dieſem Falle war der Oberſt draußen auf der Matte neben der Ergolz und exerzierte mit den Soldaten. Das heißt, er ſelber ſtand ſtill, mit ein paar Offizieren um ſich, nur die Soldaten exerzierten. Ah, das war prächtig, wie die Soldaten in langen Reihen vor ihm ſtanden und alle miteinander mit den Gewehren klirrten und bald auf dieſe, bald auf jene Seite ſchwenkten, je nachdem man es ihnen befahl. Das Schönſte war aber doch der Oberſt Sulzberger ſelber, mit ſeinen goldenen Epauletten, ſeinem Säbel und ſeinem wundervollen zweiſpitzigen Oberſthut.

Obſchon ich mich ſonſt zutraulich an ihn anſchmiegte, bekam ich, wenn er in Uniform war, Angſt vor ſeinen Epauletten und ſeinem ſchönen Oberſthut, ſo daß ich ihn nur aus der Ferne bewundern wollte, wie die andern Leute, welche auf dem Exerzierplatz zuſchauten. Allein Papa zog mich aus dem Volk heraus und führte mich unter die Offiziere. Dort nahm mich der Oberſt Sulzberger zu ſich und behielt mich an ſeiner Seite, wohin er ſich auch bewegte. Er kommandierte furchtbar zornig, aber gegen mich war er nicht böſe. Wenn er auskommandiert hatte und nicht mehr zornig war, nahm er ſeinen prächtigen Oberſthut ab und ſetzte ihn — o Stolz! o Wonne! — mir auf den Kopf. Ha, das war ein anderer Oberſthut, als jener, den mir einſt die Großmutter aus Zeitungspapier zurechtgeklappt hatte! Und wohlverſtanden, den Hut durfte ich lange Zeit aufbehalten und mit ihm vor den Soldaten hin und hermarſchieren. Es kam auch vor, daß mich der Oberſt Sulzberger zu ſeinem Oberſtleutnant machte, indem ich an ſeiner Stelle den Soldaten die Befehle zurufen durfte, die er mir vorſagte. „Zeig“, meinte mein Vater „laß ſehen, was du kannſt, kommandier du jetzt ſelber, ohne daß man dir's vorſagt.“ Und der Oberſt Sulzberger ſtimmte lachend

Digitized by Google

zu. Da ſchrie ich, ſo laut ich konnte: „Bataillon, vorwärts, Finkenſtrich, marrſch!“ Gerade das war es, was ich brauchte. So hätte es Tag für Tag und Stunde um Stunde zugehen ſollen. Und wie ſie mich jetzt alle gern hatten, die Soldaten! nicht bloß ich allein ſie. Liebesglück.

Eines Tages jedoch, als ich wie gewöhnlich mit dem Zweiſpitz auf dem Kopf begeiſtert auf der Matte herummarſchierte, kam mir ein Einfall: ob der Hut wohl ſchwimmen könne? Und ſo warf ich ihn in den Fluß. Ich weiß nicht mehr, ob er ſchwimmen konnte, aber ſeinen Zweiſpitz hat mir der Oberſt Sulzberger fortan nie mehr auf den Kopf geſetzt, ob er mir ſchon deswegen ſeine Gunſt nicht entzog.

Dieſer nämliche Oberſt Sulzberger hat zwanzig Jahre ſpäter in meinem Leben eine Schickſalsrolle geſpielt. Ihm nämlich verdanke ich meine Auswanderung nach Rußland, die ich damals als eine Erlöſung empfand und heute als ein Glück preiſe.

Hausfleiß.

Papa ſchaffte Holz für den Winter herbei. Tagelöhner, um das Holz zu ſägen und zu ſpalten, brauchte er keine. Das beſorgte er alles ſelber. Und zwar mit Wolluſt. Denn hier konnte er ſeine gewaltige Kraft betätigen. Je knorriger, wilder, ſtämmiger ein Baumaſt ausſah, deſto mehr freute es ihn. Verliebt ſuchte er immer zuerſt die trotzigſten Baumkerle hervor und kehrte ſie zärtlich um und um, ehe er ſie mit wuchtigen Axtſchlägen zertrümmerte. Im Sägen war er unermüdlich, die Scheiter wußte er ſo kunſtvoll zu ſpalten, daß ſie ſämtlich an Dicke und Länge gleich gerieten. Und als nun der Scheiterhaufen aufgetürmt war, durften wir ihm helfen, die Scheiter in die Dachkammer zu tragen. Wir luden ein paar Stück auf die Arme, ließen die Hälfte davon unterwegs die Treppe hinunterpurzeln und kamen faſt mit leeren Händen oben an. Aber ſiehe da: der kleine Adolf, der ſonſt lieber vierfüßig als zweifüßig eine Treppe erkletterte, benahm ſich bei dem Geſchäft anſtelliger als ich. In der Dachkammer ging es ans „Beigen“ (Aufſchichten) der Scheiter. Auch dabei durften wir ihm helfen. Und wieder benahm ſich der Kleine geſchickter als ich. Mir legten ſich immer die Scheiter kreuz und quer, ſo daß ich viel Zeit und Mühe brauchte, ſie nachträglich einzeln zurechtzuweiſen. Schließlich beſorgte Papa das Geſchäft allein und wir durften bewundernd zuſehen. Zur Bewunderung war auch wirklich Anlaß. Er griff mit ſeinen beiden ſtarken Händen eine unglaubliche Menge Scheiter aus dem Korb und ſchleuderte ſie ſämtlich mit einem einzigen Wurf gleichzeitig an die gewünſchte Stelle. Und zwar ſo, daß keines quer zu liegen kam und daß kaum eines mit dem Kopf über das andere hinausſah. Selten brauchte er ein wenig nachzuhelfen, damit

Digitized by Google

sie sämtlich in Reih und Glied parierten wie Soldaten. Und wenn er so die Scheiter handvollweise auf die Beige warf, gaben sie einen angenehmen Klang wie Musik.

Eines Morgens lief ich freudig aufgeregt zu meinem Brüderchen: „Komm, sieh, was Papa Lustiges gemacht hat!" Dicke krumme Schläuche wie Riesenschlangen hingen von Fässern herunter auf den Boden und schauten mit den Köpfen durch die Kellerlöcher. Doch Papa dämpfte meine Freude. Die Schläuche seien nicht zum Vergnügen da, belehrte er mich, auch blieben sie nicht liegen, sondern kämen später wieder weg, wenn der Wein im Keller wäre. Dazu machte er ein ungewöhnlich ernstes, wichtiges Gesicht, das mir die Hoffnung auf weitere Lustbarkeitsüberraschungen von den Fässern und Schläuchen her benahm.

Was sich gehört, soll geschehen!

Meine Meinungen von Recht und Unrecht bezog ich aus Bilderbüchern und Märchen, aus Warnungen und Ermahnungen. Wie es in den Bilderbüchern steht, soll es zugehn; wie es einem angedroht wird, soll es geschehen. Der Storch meiner Bilderbücher hatte unfehlbar eine Schlange im Schnabel. Folglich gehört die Schlange in den Storchenschnabel. Einmal flog wirklich ein Storch am Hause vorbei, der eine Schlange im Schnabel trug. „Siehst du ihn? siehst du die Schlange, wie sie sich wehrt und sich windet?" Ja, warum wehrt sie sich denn? Weiß sie denn nicht, was sich gehört? Ist sie so boshaft, daß sie möchte, ein Storch sollte mit leerem Schnabel ohne Schlange nach dem Kirchendach fliegen?

In meinen Bilderbüchern war ein Mann zu sehen, der vom Wagen heruntergepurzelt war. „Nimm dirs zur Warnung", hieß es, „und klettere nie auf einen Wagen, sonst fällst du herunter und wirst überfahren." Als wir nun eines Morgens beim Kaffee saßen, hauderte ein Bauer, auf Mehlsäcken sitzend, mit seinem Wagen vorbei. Papa erblickte ihn durchs Fenster, nannte seinen Namen und schaute ihm nach. Plötzlich rief er: „Er ist heruntergefallen!" Hurtig ergänzte ich, freudig aufspringend: „Und jetzt wird er überfahren!" „Nein, er steigt wieder auf, es hat ihm nichts getan." Ganz traurig und niedergeschlagen seufzte ich: „Ach wie schade!" „Ja bist du denn so grausam, daß es dir Freude gemacht hätte, wenn er überfahren worden wäre?" Mein Vater mißverstand mich. Ich lechzte keineswegs nach dem Blut des Bauern. Nur verlangte ich von ihm, nachdem er einem ungeheißen das Abenteuer gestiftet, vom Wagen zu fallen, auch die schuldige Fortsetzung. Sonst hätte ers lieber sollen ganz bleiben lassen. Man fängt nicht eine Geschichte an und hört dann mitten drin plötzlich auf, wenn es gerade am spannendsten ist.

Digitized by Google

Etwas Entſetzliches, das ich nicht mitanſehen kann.

Aus der Brauerei kam mit fröhlichem Geſicht ein Bote, der Großvater laſſe drüben auf dem Kegelplatz ein Schwein ſchlachten und wir ſeien alle eingeladen, zuzuſehen. Mama ſchlug die Einladung aus, uns Buben führte der Vater auf den Feſtplatz. Sie machten nämlich alle feſtliche Geſichter, drüben in der Brauerei, als wir ankamen. Ich konnte mir zwar nicht recht vorſtellen, was Freudiges dabei ſein könne, wenn ein Schwein geſchlachtet wird, allein die andern, dachte ich, werden es wohl beſſer wiſſen. Übrigens werde ich es ja bald ſelber erfahren.

Mit einem Male ſprang eine Tür auf und, von zwei Knechten auf dem Boden fortgeſchleift, erſchien ein abſcheulich ſchreiendes ſcheußliches Schwein. Das packten ſie am Schwanz und an den Ohren und warfen es auf einen Schragen. Schon das war gräßlich anzuſehen, zum Herzerbarmen. Und wie mir vollends der Gedanke einfiel, daß jetzt gleich dieſem lebendigen Geſchöpf ſollte ein Meſſer in den Hals geſtochen werden, packte mich jählings das Entſetzen. Entſetzen im buchſtäblichen Wortſinn: ich lief erbärmlich ſchreiend davon, einerlei wohin, nur möglichſt weit weg, damit ich nicht anſehn und anhören müſſe, wie das arme Tier hingemordet wird.

Auf der blinden Flucht geriet ich in die Nähe der Luftſchächte des Brauhauſes, unergründlich tiefe ſchwarze Löcher, die oben offen ſtanden. Eilends holte mich mein Vater ein und hielt mich feſt. Unmöglich, aus ſeinen ſtarken Händen fortzukommen. Ich konnte nur zittern und ſchreien. Ihm wieder gelang es nicht, mich in die Nähe des Richtplatzes zu ziehen. Zu verzweifelt, zu krampfhaft ſperrte ich mich. Ich tat wie wahnſinnig. Schließlich wurde ihm unheimlich bei meinem rätſelhaften Toben, ſo daß er, um meinen Zuſtand nicht zu verſchlimmern, nachgab und ſtatt der Händekraft die Überredung walten ließ. Wovor ich denn ſo unvernünftig Angſt hätte? Das Schwein werde mir gewiß nichts tun; es habe jetzt an anderes zu denken als mich zu beißen. Ich ſollte mir doch an meinem jüngern Bruder ein Beiſpiel nehmen, der dem Schwein, während es auf dem Schragen lag, mitleidig das Ohr ſtreichelte, mutig, ohne die mindeſte Furcht. Während ſeines Zuſpruchs war die Hinrichtung vollzogen; ſowie ich erfuhr, daß das Tier tot ſei, war ich augenblicklich beruhigt. Aber noch jahrelang nachher wurde erzählt, wie verſtändig und mutig ſich bei dieſem Anlaß der Kleine benommen habe und wie über die Maßen kläglich der Ältere.

Am Abend dieſes nämlichen Tages, als es ſchon ganz dunkel war, wurde ich zum zweiten Male in die Brauerei hinüber geladen, dieſes Mal in die verlaſſene Kanzlei, die ſeit dem Wegzug meines Vaters zu einer zweiten größeren Wirtsſtube umgewandelt worden war. Dort gab es bei hellem Kerzenſchein ein Feſtgelage, bei welchem die Metzger die Hauptrolle ſpiel-

Digitized by Google

ten. Mit Grauſen und Abſcheu betrachtete ich dieſe mörderiſchen Menſchen, wie ſie Wein tranken und lachten und gröhlten. Unverſehens wetzten ſie die Meſſer und begannen mit fürchterlicher Stimme zu ſingen: „Wirds bald, wirds bald, ich muß noch durch den finſtern Wald.“ Das klang ſo gräßlich, daß es gewiß ein entſetzlich gefährlicher Wald war, durch den ſie mußten. Und noch dazu ſo ſpät in der Nacht. Aber obſchon ſie das ſelber wußten, ſchienen ſie ſich gar nicht davor zu fürchten, ſondern blieben in der Stube ſitzen und lachten und ſchmauſten und tranken, als wäre nichts. Da konnte ich nicht umhin, die ſchrecklichen Menſchen für ihren Mut zu bewundern. Staunend und grauſend folgte ihnen mein ratender Gedanke auf dem bevorſtehenden Heimweg durch den finſtern Wald. Was ihnen wohl alles dort widerfahren mag? Ob ſie ſämtlich am künftigen Morgen noch lebendig ſein werden?

VIII. Frühling innen und außen.

Gärtnern.

Zum folgenden Winter iſt meinem Gedächtnis der Schlüſſel abhanden gekommen. Möglich, daß ich ihn wieder finde. Gegenwärtig weiß ich nichts mehr davon als ein paar flüchtige Zwiſchenfälle, und auch von ihnen bin ich nicht ſicher, ob ſie genau in dieſen Winter fielen. Erinnerungsbilder, mögen ſie noch ſo hell und deutlich ſein, ermangeln eben der Unterſchrift, wie das Leben ſelber, und auch das treuſte Gedächtnis iſt ſchlecht beſchlagen im Kalender.

Einmal, während ich im Hausgang ſtand, liefen nacheinander meine beiden Eltern und Agathe aufgeregt an mir vorbei, über die Straße, in die Brauerei. Als ſie kurz darauf beruhigt zurückkamen, ſagte Agathe im Ton des Vorwurfs zu mir: „Wäre es dir denn ganz gleichgültig geweſen, wenn dein Bruder Adolf geſtorben wäre?“ Er hatte drüben hinter der Küche eine Vitriolflaſche an den Mund geſetzt, in der Meinung, es wäre Zuckerwaſſer. Glücklicherweiſe ſpritzte ihm ein Tropfen rechtzeitig an die Lippen, ſo daß er mit einer geringfügigen Verbrennung davonkam.

Ein anderes Mal geſchah ein Aufruhr der Freude. Der ſagenhafte Onkel Henri war unerwartet aus Bordeaux angekommen. Es gab ein paar Stunden lang ein lebhaftes feſtliches Hin und Her, ich ſah einen ſchönen jungen Mann, der enge Beinkleider mit Strippen unter den Stiefeln trug, wie mein Vater, was mir gefiel. Doch das freute ſich über meinen Kopf hinweg, ohne ſich ſonderlich um mich zu kümmern; und ehe ich recht begriff, daß der Onkel Henri bei uns ſei, war er ſchon wieder weg.

Im Frühling aber begann mein Vater eifrig zu gärtnern. Neben Holzſpalten und Sägen war das ſeine Lieblingsbeſchäftigung in friedlichen

Digitized by Google

„idylliſchen" Zeitläuften. Früher, vor dem „Idyll", waren es andere geweſen: Reiten, Fechten, Hunde dreſſieren, Hauen, Raufen und Kriegen. Das Rauchen nahm er ins „Idyll" herüber. Jetzt alſo ging es ans Gärtnern. Nicht Blumen, das war ihm zu weibiſch, nicht Beeren, das war ihm zu kindiſch, nicht Baumobſt, das war ihm zu ſchwierig, ſondern Gemüſe. Salat! ah! mit großen blonden Krausköpfen! und vor allem Bohnen und Erbſen! Wie ein Kind ſchmunzelte er, wenn er von Erbschen redete, friſch aus dem Garten, wie Butter ſchmelzend, mit der Zunge zu zerdrücken.

Schon das Anlegen des Gärtchens bereitete ihm ein Feſtvergnügen. Was meint ihr denn? Auf eignem Grund und Boden mit eignen Händen einen feilen Grasplatz in ein köſtliches Gemüſegärtlein zu verwandeln, mit ſauberen Weglein und ſamtweichen Beeten, alles ohne den mindeſten Gärtner, das kann nicht jeder — verſuchts einmal! — darauf darf man ſtolz ſein. Und wartet nur, bis die Erbschen zeitig ſind, dann werdet ihr etwas erleben! So weiche, ſüße, grüne Erbslein wie aus meinem Gärtchen habt ihr noch keine gegeſſen.

Neben dem Gärtchen, in Großvaters Wieſe, hatte er ein viereckiges Loch ausgegraben, nicht tief, immerhin genügend, um, wenn man es geſchickt anfing, ein Bein darin zu brechen. Vor dieſem Loch wurde ich ſanft gewarnt, hierauf als verſtändiger Bub ermächtigt, vorſichtig rings um den Rand herumzuwandeln und hinunterzugucken. Die Erlaubnis benützte ich begierig; beſtändig mochte ich am Rande des Abgründleins weilen und mit dem Blick die abenteuerliche Tiefe (etwa ein Meter) ergründen. Und in einer der folgenden Nächte ſchaute ich einen der ſeligſten Träume meines Lebens: Mir träumte, ich befände mich, ruhig ſchlafend, in der Tiefe jener Grube neben dem Gärtlein. Von oben her, aus dem Licht, rankte ein lebendiges Blumengewinde zu mir hernieder, aus welchem Engelsköpfe mich grüßten. Das war nicht ganz ſo deutlich zu ſehen, wie es hier die Sprache ſagt, denn goldenes Licht verwiſchte die Umriſſe, dafür wieder viel ſeliger als Worte es zu erzählen vermöchten. Statt der unmöglichen Schilderung laſſe ich eine Tatſache reden. Mehr als dreißig Jahre ſpäter habe ich jenen Traum zum Inhalt einer Nummer meiner „Extramundana" gewählt (Arabeskenmythos). Daß die Ausführung unterblieb, iſt Zufallsſache. Eine Zeichnungsſkizze dazu iſt, glaube ich, noch vorhanden.

Die Kapuziner der Hoffnung.

Inzwiſchen grünte um das Haus des Großvaters Wieſe, hinten am „Schleifenberge" dunkelte der Wald und in die Zimmer lachte der Sonnenſchein. Durch alle Fenſter zog Luft und Licht, in alle Herzen die Lebensfreude. Es war, als ob das Häuschen erſt geſtern aus dem Gras

Digitized by Google

emporgewachsen wäre, so blank, so frisch muteten sämtliche Räume einen an und als ob wir alle miteinander neu geboren würden. Also mit einem Wort: der Frühling, wie er im Liede steht. Warum verspürten wir ihn erst in diesem Jahr und nicht schon im vorigen? Weil damals der Vater ferne war und wir Kinder noch zu klein, um den Wechsel der Jahreszeiten zu erfassen oder auch nur zu bemerken, geschweige denn zu fühlen.

Wer den Frühling am innigsten spürte, das war meine Mutter. In ihrem Herzen wurde es Morgen. Gerade weil sie so früh geheiratet hatte, mit sechzehn Jahren, hatte sie bisher noch gar nie Zeit gefunden, jung zu sein. Von der Schule weg als Braut in die Pension, aus der Pension ohne einen Monat Pause in den Ehestand, von klein auf in Gehorsam befangen, von ihren Eltern und dem Götti ziemlich scharf gehalten, noch unerwachsen schon mit Mutterstandspflichten und Haushaltungssorgen beladen, war sie noch gar nicht recht zur Besinnung gekommen. Nun, im Glücke, dem vereinten Eheglück und Mutterglück, wachte sie beim Gruße des Frühlings auf und wurde jung.

Und was sie fühlte, ließ sie mich mitfühlen. Nicht in schwärmerischer Rede. Die Rede war ihr überhaupt nicht gegeben, und ihre leise Stimme, die Stimme ihrer Eltern und des Unggeli, versagte hilflos nach den ersten zwei Sätzen. Die Mitteilung vollzog sich vornehmlich durch wortlose, seelische Überströmung, erläutert von der Sprache der Träne, die bei jeder Gemütsbewegung, auch bei einer freudigen, in ihrem Auge erschien. Sowie sie etwas Schönes sah oder hörte, mußte sie mit den Tränen kämpfen. Hiemit will ich selbstverständlich nicht Stummheit aussagen, bloß die Vereinzelung der Sätze, den kurzen Atem der Rede, die mehr in Ausrufen aus überquellendem Gemüte als in ruhiger längerer Gedankenreihe verlief. Sie machte mich etwa auf den Kuckuckruf oder auf das Wimmern des Käuzchens im Walde aufmerksam, ließ mich wissen, daß sie einst als Kind die ersten Veilchen am Raine beim „alten Markt" suchen gegangen wäre, führte mich ums Haus und dichtete dabei mit der Hoffnung in die Zukunft.

Rings um das Haus lief nämlich ein vergnügliches Weglein, oben am Rand der künstlichen, grasbesäten Böschung, auf welcher das Häuschen stand. Das Weglein war mit Meerrohrböglein eingefriedigt, teils für die Zier, teils zur Andeutung, daß man nicht die steile Böschung hinunterpurzeln solle. Diese Meerrohrböglein gefielen mir außerordentlich. Allein meine Mutter wußte von ihnen noch besseres zu berichten, als was gegenwärtig zu sehen war. Sie wolle später, teilte sie mir mit, prächtige rote Blumen, Kapuziner nenne man sie, längs dem Weglein in die Böschung säen, die sich dann von selber als Girlanden um die Böglein schlingen würden. Ich werde schon sehen, ich dürfe mich darauf freuen. Die Kapu-

Digitized by Google

ziner haben ſich nie um die Böglein geſchlungen, ſie ſind nicht einmal gepflanzt worden, es kam ja bald alles ganz anders. Und doch kenne ich keine Blume von leuchtenderem Rot als das Rot jener Kapuziner, die einſt die Hoffnung meiner Mutter um die Meerrohrböglein blühen ſah.

Höhe und Ferne.

Wenn ich am Knie ein vielfarbiges Mal entdecke, das bei der Bewegung ſchmerzlich ſpannt, ſo ſchließe ich daraus, daß ich mich angeſtoßen haben muß, ob ich mich ſchon nicht erinnere, wann und wo. Wenn ich als Kind in Bern über den Bildern von Ludwig Richter jedesmal bei jedem fernen Hügelzug, bei jedem Wolkenſtreifen am Himmel, bei jedem Taubenflug Heimweh nach Lieſtal verſpürte, wenn ich als Mann den Wolkenſchatten meiner „Glockenjungfern“ unwillkürlich vor dem Lieſtaler „Schleifenberg“ ſchweben ſah, ſo muß ich einſt in Lieſtal die Fernen und die Höhen mit meinen Augen geſchöpft und in meine Seele gegraben haben, ob ich ſchon nur den allgemeinen Eindruck im Gedächtnis behalten habe, daß mir im Jahre 1849 der Frühling ins Herz ſchien. Das wird überdies noch durch den Gegenſatz beſtätigt, indem ſpäter in Bern meine Augen nichts Ähnliches erlebten; ich muß es alſo vorher geſehen haben. In der Juralandſchaft, nicht in den Alpen, habe ich Luft und Licht, Höhe und Ferne geſchöpft.

Es handelt ſich vornehmlich um den Blick in ſolche Himmelhöhen, Erdenformen, Luft- und Wolkenſpiele, wo zwiſchen niederen Gebirgsausläufern eine unſichtbare Talebene ſich weitet, die ſich der Ahnung durch Duftſchleier und durch andersartige, tiefergelegene Lichtquellen bemerklich macht. Das erſtemal werde ich das bei meiner Heimreiſe aus Waldenburg geſehen haben, ein zweites Mal beim Ausblick hinter Solothurn. Entſcheidend wirkte wohl im Frühling 1849 das Hereinſcheinen des Lichtes von der Ergolz- und Rheinebene zwiſchen dem Städtchen und dem Schleifenberge von Norden her ſchräg über Großvaters Matte hinten an unſer Häuschen und Gärtchen. Wie geſagt, ich finde keine Spur in meinem Gedächtnis davon, daß ich als Kind jenes Licht bewußt bemerkt oder gar angeſtaunt hätte, aber ſicher iſt, daß meine Seele von da an Höhe und Ferne trinkt, daß ich ähnlich wie der Maler zeitlebens die Himmelskuppel als unabtrennbar zum Erdenbild gehörig empfunden habe. Und von irgendwoher, nicht wahr, muß ich doch dieſe Anſchauung geholt haben. Aus dieſem Grunde, ich meine wegen ſolcher Augenerlebniſſe in meiner Kinderzeit, wurde ich dann, als ich mich der Poeſie verſchwor, durch meine Natur gezwungen, meine Stoffe aus der blauen Luft zu beziehen. „Im Blicke fliegt mein Geiſt, mein Führer iſt das Licht, der Äther hoch und hell iſt meines Liedes Quell.“

Digitized by Google

Auch das Ohr muß damals, wenn nicht schon früher, Frühlingseindrücke aufgenommen haben. Das erfahre ich wiederum durch den Rückschluß. Im Winter vor meiner Konfirmation hörte ich im Basler Theater den Freischütz. Als der bekannte Freischützwalzer erklang, überkam mich eine Verzückung: „Den hast du vor unvordenklichen Zeiten als Kind schon vernommen." In Bern hörte ich einmal Knaben auf Weidenflöten pfeifen. Beim Klang dieser Flötentöne erfaßte mich die Sehnsucht nach Liestal. Folglich muß ich eine Unmenge von Frühlingsoffenbarungen, von welchen ich nichts mehr weiß, in Liestal erlebt haben. Zunächst nur mit den Sinnen, ohne ihnen Beachtung zu gönnen, aber mit den Jahren stiegen sie aus dem Unbewußten ins Gefühl.

Fräulein Lebensluft.

Hinten in einer Wiese, abgelegen von der Straße, weit draußen vor Liestal, wohnte neben einer großen Scheune ein deutscher Flüchtling aus Wiesbaden, namens Bahrdt. Ein gebildeter Mann aus guter Familie, Doktor der Rechte. Da er von Hause ein ansehnliches Vermögen mitgebracht hatte, brauchte er nicht wie die übrigen Flüchtlinge eine Stelle zu suchen, um sein Leben zu fristen, sondern betrieb auf eigene Faust ein Advokaturgeschäft, wie er denn zeitlebens als Advokat Bahrdt im Baselland weit und breit bekannt war. Überdies erwarb er, wenn ich nicht irre, die Scheune und die damit verbundene kleine Wohnung käuflich zum Eigentum. Die Scheune war ursprünglich für ihn die Hauptsache; mit dieser hatte er Pläne: er wollte mit Regierungsrat Begle zusammen eine Fuhrhalterei gründen, was indessen nicht zustande kam.

Durch den Hausbau meines Vaters wurden wir seine Nachbarn. Papa schätzte den Umgang mit dem gebildeten Manne, meine Mutter wieder schloß nachbarliche Freundschaft mit der Schwester des Doktor Bahrdt, die jahrelang bei dem Bruder wohnte, um in seine Junggesellenwirtschaft Ordnung, Wärme und Fröhlichkeit zu bringen, was ihr auch gelang. Gleich anfangs nach unserem Einzug in das neue Häuschen entwickelte sich ein lebhafter gesellschaftlicher Verkehr zwischen den beiden Nachbarsfamilien; es hatte sogar eine Zeitlang den Anschein, als ob Doktor Bahrdt mit seiner Schwester den oberen Stock unseres Häuschens mieten wollte. Es kam zwar nicht dazu, Doktor Bahrdt zog vor, ein eigenes Häuschen zu bauen, aber das gute Verhältnis blieb nach wie vor das nämliche.

Den Doktor Bahrdt selber bekam ich wenig zu Gesicht, Fräulein Bahrdt dagegen begann als Freundin meiner Mutter je länger je mehr eine Rolle in unserem Hause zu spielen, eine gute Rolle, als Spenderin der Unterhaltung und Erheiterung. Ihre rheinländische Harmlosigkeit und Zutraulichkeit, ihre Fröhlichkeit und Gesprächigkeit, lauter fremdländische Dinge,

Digitized by Google

wirkten erquickend, ihr Lachen ſteckte an, man badete in Lebensluſt, wenn Fräulein Bahrdt zu Beſuch erſchien. Uns Kindern namentlich wurde ſie durch ihre ewige gute Laune, durch ihren reichen Vorrat an Witzlein, Späßlein und erfinderiſchen Ergötzlichkeiten zum Labſal. Ihr ganzes Weſen erfriſchte wie der menſchgewordene Frühling.

Wie Frühling muteten mich auch die Räume an, in welchen ſie wohnte, nämlich das neue, noch nicht völlig fertige Häuschen ihres Bruders. Unter Dach wird es wohl ſchon im Herbſt vorher geweſen ſein, nach der abenteuerlichen Erzählung zu ſchließen, die mein Vater von der Hauseinweihung öfters zum beſten gab. Doktor Bahrdt, ſo liebte mein Vater zu berichten, ſtiftete zur Einweihung ſeines neuen Hauſes einen großen Ball. Als aber die Gäſte erſchienen, erwies es ſich, daß der Hauseigentümer vergeſſen hatte, zum oberen Stock eine Treppe bauen zu laſſen, ſo daß die Gäſte auf Leitern durch die Fenſter in den Tanzſaal ſteigen mußten. Wie dem auch ſei, im Frühjahr 1819 ſtand das Häuschen wohnbar da, indeſſen inwendig noch unfertig, ſo daß jedesmal wenn Mama mich zu Fräulein Bahrdt geleitete, und das geſchah faſt täglich, etwas Neues, Schönes zu ſchauen war: heute ein nach Ölfarben duftender Anſtrich, morgen ein Spiegel an der Wand, ein anderes Mal eine Reihe Blumen außen längs der Mauer und ſo weiter. Schon der Weg zu Fräulein Bahrdt war vergnüglich. Anſtatt die Straße zu nehmen, führte mich Mama hinten durch die ſaftigen Matten an ſonderbaren Gärtlein vorbei, auf ſchmalem, winkligem Pfade, den ſie entdeckt hatte und den niemand ſonſt wußte als ſie und ich allein, den ich aber bald auswendig lernte, ſo daß ſogar meine Träume ihn kannten. Dieſer geheime Wieſenpfad zu Fräulein Bahrdt und ihr freundſchaftlicher, lachender Willkomm im luftigen, blanken, von Sonnenſchein durchſtrahlten Häuschen haben mir den Frühling ins Herz geleuchtet. Ich wiederhole: Fräulein Bahrdt lebt als Fee des Frühlings in meiner Erinnerung.

IX. Überſiedlung nach Bern.

Die letzten Wochen in Lieſtal.

Der angehende Sommer traf mich geſund, kräftig, mutig und unternehmungsluſtig. Die wichtigſte Unternehmung war die Entdeckung von Lieſtal. Bisher hatte ſich mein Geſichtskreis auf die Welt vor dem obern Tor, auf die Umgegend der Brauerei und unſeres Hauſes, beſchränkt, mit Abſtechern in das Geſtadeck, wohin man vom obern Tor mit Umgehung des Städtchens gelangte. Ins Städtchen ſelber war ich ſelten gekommen. Nun aber machte ich öftere Fußreiſen nach verſchiedenen Teilen des Städtchens Lieſtal. Nie allein, ſoweit reichte das Vertrauen auf meine Klugheit noch nicht, ich war ja dieſes Frühjahr erſt vier Jahre alt gewor-

Digitized by Google

den, sondern meistens mit Agathe, mitunter auch mit meiner Mutter oder meinem Vater.

Noch immer blieb das Gestadeck das häufigste Ausflugsziel; man befand sich eben dort ein wenig wie auf dem Lande. Aber jetzt durfte ich das Gestadeck gründlich kennen lernen. Wohl mir, denn in einer Gasse des Gestadecks erspürte ich eine unterirdische Base — schade, daß ich ihren Namen vergessen habe — zu deren Stüblein man von der Straße auf einer Treppe hinunterstieg. Diese Base, die selbstverständlich, wie alle Basen, Rosinchen zu verschenken hatte, wurde diesen Sommer neben Fräulein Bahrdt meine Hauptfreundin. Ich kehrte dort jedesmal ein, so oft ich ins Gestadeck geleitet wurde. Auch in die großmächtige gefährliche Sägemühle neben der Kaserne kam ich wiederholt, je länger desto öfter. Dort wohnte ein Trüpplein Kinder, die mich zum Spielen einluden und mich in den weiten unheimlichen Räumen neben und über den donnernden Wassern und rauschenden Sägen umherführten.

Im Winkel zwischen dem Gestadeck und dem Exerzierfeld, auf einem Bühl, war damals der Turnplatz. Auf diesem Turnplatz, wo ich fünfundzwanzig Jahre später die Urszene meines „Prometheus" erlebte, von welcher ich meine Dichtereigenschaft herleite, brachte ich in Gesellschaft von Agathe einen langen und etwas langweiligen Nachmittag zu. Ich saß und lag auf einer Bank unter einem Lindenbaum und ermaß, mit dem Blick aufwärts schauend, den unerschöpflichen Wunderreichtum der Baumkronen. Von jenem Nachmittage her habe ich eine gewisse Ehrfurcht vor jedem Menschen behalten, der einen Baum zeichnen kann.

Im Städtchen war es Papa, der mich auf Spaziergängen seinen Bekannten — und so ziemlich jedermann war sein Bekannter — vorstellte, wenn sie, vor der Haustür oder Ladentür stehend, ihm den Willkomm boten. Eine ansehnliche Zahl Freunde unter der Liestaler Einwohnerschaft gewann ich damals, die mir ein treues Andenken bewahrten, während ich sie nach meiner Abreise gänzlich vergaß. Wie oft ist es mir in späterer Zeit begegnet, daß mich in Liestal ein altes Männlein oder Weiblein anredete: „Kennen Sie mich denn nicht mehr? wir sind doch so gute Freunde zusammen gewesen, als Sie noch ein kleines Büblein waren."

Der Exerzierplatz unten bei der Kaserne war in diesem Sommer besonders ausgiebig. Vornehme, grüne eidgenössische Obersten erschienen, um die Übungen zu leiten oder zu beurteilen; diesen galt von nun an meine Schwärmerei. Wenn man mich fragte: „Was willst du werden, wenn du einmal groß bist?" antwortete ich nicht mehr wie früher: „Ein Oberst Sulzberger", sondern: „Ein eidgenössischer Oberst". Noch ein anderer überlegener Nebenbuhler in meiner Andacht erwuchs jetzt dem Oberst Sulzberger: der

Digitized by Google

Rieſe des Kantons, der Tambourmajor Gerſter. Freilich, ſo hoch hinauf verſtieg ſich meine Hoffnung nicht; ſeufzend verzweifelte ich daran, jemals ſo groß zu werden wie der Tambourmajor Gerſter von Gelterkinden. Ich war wohl größer als die andern Knaben meines Alters, aber leider nicht doppelt ſo groß.

Alles andere aber drängten bald die Fußreiſen nach Schönthal in den Hintergrund, die mein Vater häufiger, ſchließlich faſt täglich, mit mir unternahm. In Schönthal ſuchte er einen Herrn Schafter auf, der im „Drahtzug" (Fabrik) meines Paten, des Herrn Stehle aus Baſel, angeſtellt war. Dieſe Schönthalerreiſen hatten für mich einen vielfachen Reiz. Zunächſt erhob es mein Selbſtbewußtſein, daß ich eine ſo große Fußreiſe (eine halbe Stunde Entfernung) hin und zurück auszuführen vermochte, ohne mich nachher im mindeſten müde zu fühlen. Dann gab es auf halbem Wege, beim ſogenannten „alten Spital", einen umgitterten Hof, und in dem Hof einen Mann in Uniform (Invaliden?); er war nicht ganz ein Soldat, aber faſt. Dieſer beehrte meinen Vater und mich mit ſeinem Gruß, jedesmal wenn wir vorbeigingen, was mir im Herzen wohltat. Schon allein wegen dieſer Halbkaſerne, „alter Spital" genannt, freute ich mich auf die Ausflüge nach Schönthal. Wieder etwas Schönes kam, wenn man in der Nähe von Schönthal die Landſtraße verließ und rechts das Fußweglein hinunterſtieg. Ein unvergleichlich nettes Weglein, wie keine andern Weglein, ſauber und glatt wie ein Zimmerboden. Und links vom Weglein, auf der Höhe der Landſtraße, wuchs ein grüner Rain mit einem buſchigen Wäldchen darauf. Dann in Schönthal die beiden Baſler Fabriken des Herrn Bögle und des Herrn Stehle mit ihren herrſchaftlichen Gärten und Landhäuſern, mit ihren vergnüglichen Bächlein und Brücklein. Ferner Herr Schafter ſelber, der mir gefiel, weil er ſtädtiſch gekleidet war, weil er lebhaft und höflich mit einem ſprach und weil ich ihn für den Herzensfreund meines Vaters hielt. In Wirklichkeit handelte es ſich nicht um Herzensfreundſchaft, ſondern um Geſchäftsfreundſchaft: mein Vater hatte im Plan, gemeinſam mit Herrn Schafter ein Weinhandlungsgeſchäft zu gründen. Endlich etwas Märchenhaftes auf dem Rückwege. Den Rückweg nahm mein Vater mit mir nicht auf dem Fußweglein, mit welchem wir gekommen waren, ſondern ſteil aufwärts die Schönthaler Halde hinan und von dort auf der Landſtraße. Auf der Landſtraße kam man an einer Baumgruppe zur Linken vorbei, die meine Unerfahrenheit als Wald deutete. Ein Wald aber mitten im Alltagsleben, dicht neben der Landſtraße, das hatte für mich etwas Unglaubliches, Märchenhaftes. Tief bewegt zog ich jedesmal dort vorbei, mit ſtaunendem Blicke nach den rätſelhaften Bäumen, die aus dem Märchenlande bis an die Landſtraße herange-

Digitized by Google

wachsen gekommen waren, und nachts wiederholte mir der Traum die geheimnisvolle Erdenstelle über Schönthal, wo über den Rand der gemeinen, mit Bauernkarren und Postwagen besäten Landstraße der leibhaftige Wald ragte. Aber wohlverstanden, ich träumte nicht etwa mit der Phantasie Märchen dorthinein, nicht ein künftiger Dichter staunte die Baumgruppe an, sondern ein künftiger Maler: ich lernte die Gestalten der Bäume auswendig und unterschied diese Gruppe von allen, die ich bisher geschaut hatte.

Eines Tages jedoch, als ich wieder vor meiner Mama meine Freude über die Schönthaler Reisen äußerte, sagte sie nachdenklich, mehr für sich selber als für mich: „Mit den Schönthaler Reisen ist es zu Ende. Wir ziehen ja nach Bern."

Es kommt anders.

Der Sommer mit seinen Zukunftsplänen war wurmstichig. Schon bald nach Jahresanfang war etwas anderes im Gange. Mein Vater hatte in Bern unter seinen Kollegen, den Tagsatzungsgesandten, viele Freunde gewonnen, von denen die Mehrzahl jetzt hohe Ämter im neuen Bundesstaate bekleidete und die ihn vermißten. In Sonderheit der „Chef des Finanzdepartements", wie man in der Schweiz sagt, oder der Finanzminister, wie man ihn in Deutschland nennen würde, Bundesrat Munzinger, mochte ihn nicht entbehren. In herzlichen Briefen bestürmte er ihn, nach Bern zu kommen. Die Stelle eines eidgenössischen Kassiers war frei geworden; für sie, urteilte Herr Munzinger, eigne sich mein Vater. Lange sträubte sich dieser, endlich ließ er sich durch die überzeugenden Gründe seines Freundes bekehren, erteilte Herrn Munzinger die Ermächtigung, ihn dem Bundesrat als Bewerber vorzustellen, wurde einstimmig gewählt und aufgefordert, unverzüglich, schon am 1. Juli, also binnen acht Tagen, sein neues Amt anzutreten.

Hiemit war die Notwendigkeit gegeben, schleunig von Liestal nach Bern überzusiedeln; und selbstverständlich vor allem seine Entlassung aus dem kantonalen Amt nachzusuchen. Das war augenblicklich zur allgemeinen Zufriedenheit erledigt. Der hastige überstürzte Umzug dagegen, verursachte Aufregungen und Sorgen. Was mit dem Hause beginnen? was mit den Hausgerätschaften, die man nicht mitnehmen konnte oder mochte? Da hatte z. B. mein Vater für die geplante Unternehmung mit Herrn Schafter eine Unmenge Wein im Keller. Hauptsächlich um diese loszuwerden, ließ er sich eine Gantbewilligung („Gant" heißt bei uns eine öffentliche Versteigerung) erteilen. Für das Häuschen fand sich ein Mieter, das war also ebenfalls im Reinen.

Und nun ging es an die Abschiedsbesuche. Von diesen ist mir einzig der

Digitized by Google

Beſuch bei Fräulein Bahrdt in Erinnerung geblieben. Sie ſchenkte mir ein unglaublich ſchönes Schächtelchen, blau, unſäglich ſchön und rein blau, mit goldenen Zickzacklinien in der blauen Fläche, und verſprach, uns zu Bern zu beſuchen. Das Schächtelchen ſtimmte mich fröhlich, während im übrigen mein Verſtand ein ziemlich dummes Geſicht zu der bevorſtehenden Überſiedlung machte. Ich wußte nicht recht: ſollte ich mich darüber freuen oder nicht? Eigentlich wäre ich ganz gerne in Lieſtal geblieben; es ließ ſich alles gerade jetzt ſo vielverſprechend an: die Oberſten und der Tambourmajor auf dem Exerzierplatz, das Schönthal mit Herrn Schafter und dem Wald neben der Landſtraße, die unterirdiſche Baſe mit den Roſinchen im Geſtadeck und noch ſo vieles. Anderſeits mochte ich den Elefanten von Bern doch auch gerne wiederſehen, Abwechſlung iſt immer angenehm, das ſchafft Leben, und Agathe kommt ja mit. Übrigens dachte ich nicht viel darüber nach, nahm, was kam, aus meiner Eltern Hand — ſie werdens ſchon wiſſen, mir iſt alles recht, wenn nur überhaupt etwas geht, — und freute mich auf die bevorſtehende Gant. Schon die Zurüſtungen dazu waren genußreich. In der Scheune des Großvaters, wo die Gant ſtattfinden ſollte, wurden ganze Burgen von Möbeln aufgeſtapelt, anzuſehen wie ein Rieſenſpielzeug. „Oh, das iſt doch etwas Luſtiges" meinte ich zur Großmutter, „eine Gant!" „Ach nein," ſeufzte ſie, „das iſt gar nichts Luſtiges." Der Abſchied lag ihr ſchwer im Herzen und meiner Mutter gewiß noch ſchwerer. Aber was wußte, was begriff, was ahnte ich von Abſchiedsweh und Trennungsſchmerz! Ich dachte einzig an die abenteuerliche Gant in der Scheune des Großvaters und des Uenggeli. Wie ein Freudenfeſt, wie eine allgemeine Lieſtaler Weihnachtsbeſcherung ſtellte ich mir die rätſelhafte „Gant" vor.

Die Auswanderung.

Ich bekam die erſehnte Gant nicht zu ſehen. Es wurde nämlich beſchloſſen, daß mein Vater, der vorausreiſen mußte, weil der Amtsantritt keinen Aufſchub erlaubte, mich bis Waldenburg mitnehme und dort dem Salomeli übergebe, für die paar Tage, bis Mama mit meinem Bruder und Agathe und dem Hausrat nachgefahren kommen werde.

Und ſo wurde ich denn eines Morgens von Papa in den Poſtwagen geſchoben, und fort ging es von Lieſtal. Von Abſchiedsgefühlen nicht der mindeſte Anflug. Ich war mir in dieſem Augenblick keines anderen Ereigniſſes bewußt, als daß ich wieder nach meinem Waldenburg zum Salomeli dürfe. Ein Reischen, folglich ein Vergnügungsreischen. Meinem Vater aber lag nichts ferner als mich mit einem Wort auf die Wichtigkeit der Stunde aufmerkſam zu machen. Er haßte alle „Sentimentalitäten", ſah

Digitized by Google

es gerne, daß ich keine Ahnung davon hatte, daß neben dem Postkutscher das Schicksal saß.

Im „Bubendorfer Bad" rastete der Postwagen geraume Weile. Während der Rast durfte ich im parkähnlichen, mit Ruhebänklein versehenen Bergwald über dem Kegelplatze Entdeckungsreisen unternehmen, ganz allein; lebte mich auch augenblicklich ein, so daß ich mit Bedauern von dem Walde schied, als Papas Ruf mich zur Fortsetzung der Reise herunterholte. Bei der Bubendorfer Brücke, an der Stelle, wo früher meine Mutter und ich die eigentümliche Landschaftsstimmung verspürt hatten, verkündete mein Vater mit erhobener Stimme sachlich: „Dort geht es nach Bubendorf." In Hölstein erzählte er von den Verwüstungen, die der Bach vor Jahren durch Überschwemmungen angerichtet hatte. Vor Waldenburg machte er auf den großen Landbesitz des Leuenwirt Jöri aufmerksam: „Der ganze Wald dort oben gehört ihm."

In Waldenburg, unten vor der Kirche, stiegen wir aus und erwarteten das Salomeli. Die kam eilends aus dem Städtchen herangetrippelt und nahm mich in Empfang, worauf Papa nach einem flüchtigen herzlichen Gruß mit der Post weiterfuhr. So war ich denn wieder bei meinem Salomeli, folglich glücklich und zufrieden. Zunächst ging sie mit mir zum Förster, der einen lebendigen Fuchs an der Kette hatte, im Hundehäuschen vor der Haustür. Nachdem ich diesen sattsam bewundert, führte sie mich heim zur Tante Tschopp und zum „Schwesterlein". Was ich in den kurzen, ein oder zwei Tagen in Waldenburg erlebte, weiß ich nicht mehr. Sicher ist, daß ich mich sofort wieder glücklich fühlte. So glücklich, daß man mich fast mit Gewalt in den Wagen stoßen mußte, als Mama angekommen war und es galt, die Reise nach Bern fortzusetzen. Nur weil das Salomeli bis Langenbrugg mitfuhr, ließ ich mich schließlich überreden, einzusteigen.

In Langenbrugg wird wohl der Segensspruch der Urgroßmutter stattgefunden haben, der mir so tief im Gedächtnis geblieben ist. Die Erinnerung zeigt mir indessen bloß das Bild, nennt mir zum Bilde nicht zugleich die Jahreszahl. Die Überlegung aber glaubt, es hierhersetzen zu sollen. Denn hier, bei der Auswanderung der ganzen Familie aus der Heimat, war Grund und Anlaß zu pathetischer Stimmung für eine kranke, bresthafte Urgroßmutter. Wann übrigens auch der Segenswunsch stattgefunden haben mochte, der Wunsch ging in Erfüllung. Die beiden Kinder, die einst die Urgroßmutter segnete, haben neben vielem Leid, das keinem Menschen erspart wird — doch Verzeihung! ich nehme mir die Freiheit, diesen Satz nicht zu vollenden.

In Balsthal aßen wir bei Herrn Schenker zu Mittag, draußen vor dem Hause auf der Straße zwischen zwei Granatbäumchen in Kübeln. Herr

Digitized by Google

Schenker war inzwiſchen „Obmann“ geworden und wohnte jetzt mitten im Dorfe. Während der Zubereitungen zum Mittageſſen ſahen wir zum erſten Male des Lebens ein Hühnchen ſchlachten. Entſetzlich! Mit dem Meſſer durch den Schnabel in den Hals!

Hernach nichts mehr. Von der ganzen Weiterreiſe keine Spur im Gedächtnis. Als ich am nächſten Morgen aufwachte, hörte ich einen toſenden Lärm, ſo daß ich zuerſt meinte, ich wäre in der Sägemühle des Geſtadecks. Ich war aber nicht in der Lieſtaler Sägemühle, ſondern in der Fabrik der Herren Nägeli und Rieter in Holligen bei Bern.

Heimweh.

Schon nach einem halben Jahre hatten wir Kinder die Berner Sprache angenommen, während die Eltern immer ihre heimiſche Mundart bewahrten. In der Folge verbernerten wir beide ganz und gar, ſo daß wir ſpäter den Schulkameraden in Baſel völlig als Bernerbuben erſchienen, auch mit unſerer Ausſprache Lehrern und Schülern anfänglich lebhaftes Ergötzen bereiteten. Nicht das Emmenthalerdeutſch eines Gotthelf und Loosli, ſondern das Stadtberniſche der Tavel und Greyerz.

Im innerſten jedoch, im Herzen, blieben wir Baſellandſchäftler. Zu lebhaft leuchteten in unſerer Erinnerung die tauſend und abertauſend Erlebniſſe der vier erſten Kinderjahre, zu innig beſeelte uns die Anhänglichkeit an unſere Großeltern, Vettern und Verwandten, zu zahlreiche Freunde, Bekannte und Gönner hatten wir zurückgelaſſen, als daß wir uns deſſen hätten entledigen können. Wir fühlten uns in Bern von der erſten Stunde an als Abweſende, und bald als Verbannte. Mit der Zeit übernahm uns ein ſehnſüchtiges Heimweh, das den Hintergrund unſeres geſamten Gefühlszuſtandes bildete und mit den Jahren nicht abnahm, vielmehr immer deutlicher ins Bewußtſein emporwuchs. Das Wort „Heimweh“ kannten wir zwar nicht und das Wort „Heimat“ verſtanden wir nicht. Anders als unſere Mutter, deren Augen feucht erglänzten, wenn wir kräftig und ruhig ſangen: „Heimat, Heimat über alles“. Aber die Sache kannten wir: die glühende Sehnſucht nach den zurückgelaſſenen lieben Menſchen und trauten Örtlichkeiten.

Ein Wort war es, das unſere Sehnſucht im Traum und im Wachen ſeufzte: das Wort „Lieſtal“. Mit Lieſtal meinten wir nicht das Städtchen Lieſtal, mit dieſem verbanden uns nur wenige und verhältnismäßig unbedeutende Erinnerungen, ſondern vor allem die lieben Menſchen, die in Lieſtal wohnten, die Großmutter, der Großvater, der Uenggeli uſw., ſodann in zweiter Linie das Haus und die Umgegend des Hauſes, wo ſie wohnten, alſo die Brauerei. Nicht etwa das Häuschen unſeres Vaters; denn alles was einſt Liebes darin geweſen war, war ja mit uns nach Bern gezogen:

Digitized by Google

Mutter, Vater und Agathe. Fremde Menschen hausten jetzt darin, es galt unserm Herzen für leer, wir würdigten es, wenn wir in den Ferien nach Liestal reisten, keines Blickes.

Von der Heftigkeit unseres Heimwehs kann ein anderer sich schwer eine Vorstellung machen; zumal es sich um Kinder handelt, von denen doch die Sage geht, sie lebten in den Tag hinein. Wo fange ich an, um von den tausend Proben einige zu berichten? Der Spaziergang nach dem beliebten Ausflugsort „Enge" lud unser Herz mit Wehmut, weil dort die Aare zu sehen ist, die in der Richtung gegen Liestal strömt. In der Gerechtigkeitsgasse, an der linken Ecke gegen das Rathaus, neben dem Apotheker Müller, gab es ein Haus, das von außen wie die gemeinen Häuser aussah, aber aus dem Hofe innen im Hause fuhr der Postwagen nach Liestal, und zwar, wie Papa uns sagte, nicht bloß ein oder zweimal im Jahr, sondern täglich. Es gab also Pferde, sogar Menschen: einen Kutscher und einen Kondukteur, die Glücklichen, die jede Woche nach Liestal fahren durften! Ja warum, wenn man es doch kann, fahren nicht alle Menschen alle Wochen nach Liestal? Und wenn die andern Menschen nicht wollen, warum nicht wir? Jammervolle Traurigkeit schlug uns nieder, wenn irgendein Umstand uns an dieses Posthaus erinnerte; besser gar nicht daran zu denken. Einmal machten unsere Eltern in Gesellschaft anderer mit uns eine Spazierfahrt in die Nähe von Schönbühl. Wir wußten, daß Schönbühl die erste Poststation auf dem Wege nach Liestal ist. Da bettelten wir allen Ernstes, doch weiterzufahren, da wir doch schon unterwegs seien, und konnten nicht begreifen, warum wir statt dessen rückwärts nach Bern kehrten. Ebenso später, als wir mit der Schule ein Reischen nach dem Weißenstein machten: Auf einer Anhöhe über Solothurn zeigte ein Lehrer gegen das Hauensteingebirge: „Dort geht es nach Langenbrugg und Liestal" verkündete er. Nun also! Wenn es doch dort nach Liestal geht, warum gehen wir nicht nach Liestal statt auf den unnützen Weißenstein? Im wachen Zustande drängten die täglichen Sorgen und Vergnügungen das Heimweh in den Hintergrund. Aber von Zeit zu Zeit die nächtlichen Träume! Wenn mein Bruder eines Morgens zu mir oder ich zu ihm sagte: „ich habe von Liestal geträumt" so verstanden wir einander und seufzten. Das gemeinsame Heimweh vornehmlich hat uns die Bruderliebe gelehrt. Wohl kam ab und zu dieser oder jener der schmerzlich Vermißten auf Besuch zu uns nach Bern, und solche Besuche wurden als Herzerquickung mit jubelnden Freudenstürmen begrüßt, allein das war ein Trost, nicht eine Erfüllung; die Ankunft eines einzelnen schürte die Sehnsucht nach sämtlichen.

Nur eines half zum Glücke, zum zeitweiligen Glücke wenigstens: die Ferienreise nach Liestal, wenn sie uns erlaubt wurde, und sie wurde uns

Digitized by Google

faſt alle Jahre einmal erlaubt. Ha, wie da unſere Herzen klopften! Wie wir angſtvoll zwiſchen Furcht und Seligkeit die letzten Tage und Stunden vor der Abreiſe im Erwartungsfieber dahinlebten, beſorgend, es könnte in der letzten Minute noch ein dummes Hindernis hereinplumpſen. Mein Bruder freute ſich einmal in der letzten Nacht vor der Abreiſe ſo unſinnig, daß er am Morgen ſich krank meldete und die Lieſtaler Reiſe unterbleiben mußte. Ich kann es ihm noch heute nicht recht verzeihen.

Der Weg aber, der nach Lieſtal führte, wurde uns zur heiligen Straße. Natürlich! er führte doch in die Seligkeit! O wie wir den auswendig kannten! Zuerſt Schönbühl. Dort entſchied es ſich. Wenn man beim Gaſthof Schönbühl um die richtige Ecke herum war, in der Richtung gegen Uzzenſtorf und Jägisdorf, ſo war man gerettet. Nichts konnte einen mehr zurückrufen. Aber die richtige Ecke mußte es ſein; denn es liefen eine Menge Straßen bei Schönbühl nach allen Richtungen. Zum Beiſpiel nach Biel. Weswegen läuft eine Straße nach Biel? Gibt es denn auf der Erde Menſchen, die ſo verſtandesblöde, ſo glückblind, ſo ſtumpfſinnig ſind, daß ſie nach Biel wollen ſtatt nach Lieſtal? Kaum zu glauben. Aber es ſcheint ſo. Hinter Schönbühl mußte man Geduld ſchöpfen, denn bis Solothurn wurde es langweilig. Mit Solothurn hatte man die Hälfte gewonnen. Dürremühle und die Klus wirkten als die erſten heimatlichen Grüße aus der Ferne. Langenbrugg, nun ja, die Urgroßmutter wohnt dort, das iſt ſchon etwas, obſchon noch nicht das Rechte, mehr nur eine Andeutung. Dagegen Jöris Gärtlein und die Waldenburger Schloßruine, o Wonne! das iſt ſchon halb Lieſtal. Jetzt Herz und Augen auf! — Aber warum dauert es von Waldenburg nach Lieſtal noch ſo unvernünftig, ſo endlos lange? Was ſoll das für einen Zweck haben? Gar nicht zu erleben. Endlich, endlich heißt es: „Seht ihr dort den Kirchturm von Lieſtal?“ Da tanzte die Ungeduld eine Erlöſungspolka. Und das erſte Mal, daß wir in die Ferien nach Lieſtal durften, taſtete ich am nächſten Morgen im Halbſchlaf mit der Hand an die Tapete, ob es auch zweifellos wahrhaftig wahr ſei, daß ich nicht bloß im Traum, ſondern in haltbarer, gegenſtändlicher Wirklichkeit die Glückſeligkeit erlebte, im leibhaftigen Lieſtal aufzuwachen, in der Brauerei, beim Großvater, bei der Großmutter, beim Uenggeli und allem andern, was das Herz heilt.

Digitized by Google

Der Schatten der Vergangenheit.

Roman von Grazia Deledda in Rom.

Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen von E. Müller-Röder.

IV.

Der Winter war streng und lang. Nach Weihnachten mußte Tognina, ihrer rheumatischen Schmerzen wegen, das Bett hüten, beinahe vier Wochen lang. Sie klagte nie, doch mitunter stieß sie einen Schrei, einen Seufzer aus, die — Pirloccia zufolge — wie die Jesu in Gethsemane klangen.

Und während dieser Zeit nahmen die Pirloccias das Haus ein als wäre es ein verlassenes feindliches Lager. Marco und Agostino kamen jeden Abend, machten Feuer und aßen die von der Tante Elena bereitete Polenta. Um auf die Kranke zu achten, nahm Zia Elena mit Fiorina von Adonis' Sofa Besitz, und er wurde zum Schlafen in einen wüsten Raum des obersten Stockwerkes verwiesen. Es war sehr kalt da oben, und statt eines Ladens befand sich vor dem Fenster nur eine Klappe, die mittels einer an einem Nagel befestigten Schnur zu öffnen und zu schließen war. Die Mäuse liefen nachts an den Wänden entlang, sprangen auf den Balken umher und benagten die Kartoffeln und den Mais, die in den Ecken der Kammer aufgehäuft waren. Adonis hatte vor Mäusen keine Angst; wohl aber fürchtete er, auch die Marder könnten ihn einmal nachts in seinem kalten Verbannungsort besuchen. Eines aber tröstete ihn: in einer großen alten Truhe, neben die er den Korb mit seinen Schätzen gestellt hatte, waren Äpfel und Nüsse. Es fiel ihm schwer die Truhe zu öffnen, hatte er aber einmal den Sargdeckel gehoben, so vergaß er alle Leiden und Ungerechtigkeiten der Erde.

Im Frühling heirateten die Zwillinge. Es war ein großes Fest, nach welchem der mit den Söhnen völlig ausgesöhnte Pirloccia mit seinen Besen eine seiner gewohnten Reisen ins Ausland antrat.

Bei seiner Rückkehr gab es allerlei Neuigkeiten. Seine seit drei Monaten verehelichten Schwiegertöchter befanden sich im Zustand vorgeschrittener Schwangerschaft; überdies vertrugen sie sich nicht, obwohl sie vor der Heirat geschworen hatten, miteinander zu leben und zu sterben. Dirke, die Frau Agostinos, war blond, behäbig und träge. Carissima hingegen arbeitete immerzu und sang vom Morgen bis zum Abend; sie war sehr schön, dunkel, mit zwei schwarzen Löckchen auf der klaren Stirn, und strahlenden Augen.

Sie besaß die ganze Zuneigung des Männchens, und Tognina bat er sogleich, Marco und Carissima ein Zimmer abzutreten — nur zur Miete,

Digitized by Google

versteht sich. Ein guter Vater muß doch verhindern, daß seine Kinder aneinandergeraten, besonders wenn es sich um Weiber handelt. Wieder wies er auf der Handfläche ein Goldstück vor; die kleine Frau sah es an und gab keine Antwort. Doch acht Tage später bezogen Marco und Carissima das Zimmer, das an das des verstorbenen Onkels stieß. Carissima war Schneiderin: sie bat die Tante um die Erlaubnis, im Hausflur arbeiten zu dürfen, und ganz allmählich wurde der zu ihrer Werkstatt.

Und so füllte sich das zuvor so einsame Haus wieder mit Leuten, erklang von Schwatzen, Lachen, Singen. In den Lärm der Nähmaschine mischte sich die wohlklingende Stimme Carissimas, die manchmal wie eine Nachtigall schmetterte.

Nur Tognina wischte stumm ihre geliebten Stühle ab. Ob das jugendliche Leben, das sie jetzt umwogte, sie erfreute oder störte — niemand erfuhr es. Ihre Laune wechselte. Manchmal schwieg sie tagelang und versteckte sich gleichsam; dann ward sie wieder geselliger, verkehrte mit den Verwandten und lud sie an ihren Tisch. Oder auch, was ihr früher nie geschehen war, sie erzürnte sich und das fast stets gegen Adonis, den sie alsdann prügelte und wegzuschicken drohte. Und er weinte, vor Zorn und vor Beschämung. Hätte die Tante wenigstens auch ihre anderen Neffen mißhandelt! Aber nein: immer war er das Opfer ihres unvermuteten Eifers.

„Böse Tante!" sagte er eines Tages zu ihr und ballte die Fäuste vor Verzweiflung, „warum hackst du immer auf mich los? Warum immer auf mich? Sag', was habe ich dir getan?"

„Wenn du nicht still bist, schlage ich dir den Kopf kaput!"

Und sie lief ihm mit dem Nudelholz nach. Sie war wie verrückt, und er fürchtete sich vor ihr wie vor Pirloccia. Und das schlimmste war noch, daß Fiorina und Fiorello, als sie sahen, wie die Tante hinter ihm her war, ihm gegenüber sich als Herren aufspielten.

„Du arbeitest nicht, du verdienst nie einen Soldo," sagte Fiorello verächtlich. „Da hat die Tante ganz recht, wenn sie dir eins draufgibt."

Adonis zeigte ihm die Zunge; der andere verlor die Geduld, stürzte sich auf den Kleinen, und da er der Größere war, warf er ihn zu Boden und prügelte ihn durch. Adonis biß; seine kleinen Zähne waren scharf wie ein Messer.

Geschrei, Weinen, Stöhnen auf beiden Seiten: und Pirloccia und Marco erschienen auf der Bildfläche. Die Knaben sprangen eilends auf und machten sich davon. Nach solchen Auftritten suchte Adonis bei dem Seiler Zuflucht oder bei seinem Freunde, dem Schwefelholzmann, dem er sein Leid klagte. Doch da er natürlicherweise den Hergang ein wenig einseitig dar-

Digitized by Google

ſtellte und ſich zu ſehr rechtgab, ließ das gelbe Männchen mit dem roten Halstuch ihm auch keine Gerechtigkeit widerfahren. Nicht einmal er! Niemand glaubte ihm, niemand ſtand ihm bei.

Und er ging zu ſeiner barfüßigen Mutter, die auf der Türſchwelle ſaß und an einem verſchliſſenen Höschen einen kleinen Flicken auf einen großen Flicken ſetzte.

Reno und Ottavio lagen auf dem Boden und ſpielten wie zwei junge Hunde; die barfüßige Eva mit ihren zerzauſten blonden Haaren, die ſie wie ein goldenes Wölkchen umgaben, flocht geſchickt und flink Strohbänder für Hüte.

„Niemand hat mich lieb!“ klagte Adonis. „Alle ſchlagen mich, alle haſſen mich. Alles Unheil kommt über mich!“

Die Mutter ſeufzte, aber ſie gab ihm nicht recht.

„Du mußt artig ſein, daran liegt es! Tognina hat dich lieb und wenn ſie dich mitunter zurechtweiſt, ſo iſt es, weil ſie will, daß du brav wirſt.“

„Aber die andern prügelt ſie nicht.“

„Sie hat dich eben lieber als die andern, mein liebes Männchen. Glaub' es nur, ſo iſt es! Und wenn ſie ein Gewiſſen hat, ſo wird ſie das geſchehene Böſe wieder gutmachen.“

Die Mutter ſeufzte, indem ſie ſo ſprach; aber Adonis fühlte ſich nicht getröſtet. Und ſo ging er bekümmert wieder fort, eilte über den ſtaubigen Deich und lenkte in ſeinen Fußſteig ein, kletterte auf die Bäume, ſprang über die Gräben, oder ſtreckte ſich auf das Gras hin und träumte. Schon war die Natur mitleidvoller und troſtreicher für ihn als ſelbſt die Mutter.

Im Graſe liegend, zwiſchen den hohen gelben Blumen, die ausſahen, als hätte die Sonne ſelbſt ſie gefärbt, da fühlte er ſich ruhig; es war ihm, als wäre er dieſer Umgebung verwandt: das Gras war ſeine Mutter, die Blumen ſeine Geſchwiſter; und der weite blaue Himmel, an dem manchmal weiße und graue Wolken wie Federn hingen, war das Dach ſeiner derzeitigen Wohnung, der Zufluchtsſtätte, wo ihn niemand quälte.

„Ich werde auch einmal groß“, dachte er, wenn er ſo auf dem Rücken lag und mit den Händen durch die Luft fuhr. „Ich kann ſo groß werden, daß ich bis an den Himmel reichen kann. Oder wenigſtens ſo groß wie dieſer Pfahl, der wie ein Rieſe ausſieht. Dann wird mich niemand mehr anrühren; wehe, wenn ſie mich anrühren! Dann werde ich ein Schulmeiſter ſein und ein Kind haben, oder lieber zwei, oder lieber ſieben, und dann werde ich ihnen ſagen: Seid brav, Kinder, eh! Wenn ihr wüßtet, wieviel Schläge ich bekommen habe, weil ich nicht artig war! Eh, dann werde ich ganz anders ſein! Dann werde ich ſo groß ſein wie die Parkmauer und ſehen, was dahinter iſt. Ach, wie will ich mich dann freuen!“

Digitized by Google

Inzwiſchen aber wurden die Zeiten immer ſchlimmer.

Adonis beſuchte die Schule und wenn er den alten Lehrer nicht gerade liebte, ſo bewunderte er ihn doch, „weil er alles wußte“. Der alte Lehrer lebte allein in einem roſafarbenen Häuschen, das von einem Gärtchen voller Dahlien, Katzen und Vögel umgeben war.

Einmal kam Adonis zum Lehrer, um ihm ein Geſchenk zu bringen: da ſah er in deſſen kleinem Wohnzimmer einen merkwürdigen Vogel, ganz weiß, mit Augen, die denen des Lehrers glichen. Der kleine Schüler empfing davon einen tiefen Eindruck: das roſa Häuschen, die Blumen, die Katzen, der geheimnisvolle Vogel, alles erſchien ihm beneidenswert. Vor allem aber gefiel ihm die Selbſtändigkeit des alten Lehrers, der kommen und gehen konnte, wann und wie er wollte, allein umherſpazieren, ſich einen roten und einen blauen Strumpf und auch zweierlei Schuhe anziehen, wenn es ihm ſo gefiel.

Und überdies wußte der Lehrer „alles auf der Welt“. Es war als könnte er das Buch der Warum? auswendig. Er wußte wer der König war, der Papſt, der Kaiſer. Er wußte die ganze Geſchichte vom Kriege mit den Tedeschi. Er nahm den Hut ab, wenn er von Vittorio Emanuele, dem Vater des Vaterlandes ſprach. Was aber Adonis am meiſten in Erſtaunen ſetzte, das waren die geographiſchen und aſtronomiſchen Kenntniſſe des Lehrers, der ſogar wußte, daß auf dem Mond Berge ſind und auf den Sternen Menſchen, Tiere, Flüſſe; und wahrſcheinlich auch Gräben, ſo breit wie die an der Landſtraße von Caſalino.

Um all dieſer herrlichen Dinge willen erklärte Adonis, ſobald er die dritte Elementarklaſſe durchgemacht hatte, er wolle weiter lernen und auch Schulmeiſter werden.

Doch um weiter zu lernen hätte er nach Viadana gehen müſſen, früh am Morgen aufbrechen und erſt um zwei zurückkehren. Er war zu allem bereit: er hatte ja gute Beine! Aber die Tante, ohne Zweifel von Pirloccia aufgeſtachelt, widerſetzte ſich ſeinen Wünſchen ſofort.

„Es iſt an der Zeit zu arbeiten!“ entgegnete ſie ihm. „Alle arbeiten, nur du biſt ein Müßiggänger.“

„Aber begreifſt du nicht, daß ich nachher ſo viel verdienen werde? Soviel!“ ſagte er troſtlos. „Ich will es dir alles geben, Tante. Das ſollſt du ſehen! Aber laß mich ſtudieren! Dann biſt du auch meine ſchöne, liebe Tante!“

Er ſtreichelte ſie, rieb ſich an ihr wie ein Kätzchen — doch ſie ließ ſich nicht rühren, auch nicht durch Schmeichelworte.

Während dieſer Ferien mußte er mit Fiorello und Fiorina zuſammen arbeiten; doch er hatte weder Luſt noch Geſchick zum Beſenbinder. Viel lieber machte er den Puppenſpieler: er verbarg ſich zwiſchen vier Stühlen und agierte mit zwei neuen Beſen, die er die Geſpräche zwiſchen Pulci-

Digitized by Google

nella und Sinforosa vortragen ließ. Die zerzauste Fiorina und Fiorello mit dem breiten Munde hörten aufmerksam zu; doch wie gut sie sich auch dabei amüsierten: hin und wieder tauschten sie hämische Blicke und spotteten über Adonis. Gewohnt zu arbeiten und zu gehorchen, hielten sie den muntern und unbedachten Knaben für ein wenig verrückt.

Kam aber Pirloccia dazu, so verwandelte der Schwank sich in ein Drama. Adonis verstummte, versteckte sich, und mitunter gelang es ihm zu entwischen. Dann eilte er zu „seinem Fußsteig" und noch weiter, zu dem Deich oder dem Pappel- und Weidengehölz, das die Ufer bedeckte. Wenn er dem alten Pigoß begegnete, so hing er sich hartnäckig an ihn, folgte ihm und ließ sich von ihm in seinem Boot mitnehmen. Konnte er den Alten dann noch dahinbringen, daß er ihm von der im Fluß versunkenen Stadt erzählte, so vergaß er seine Leiden vollständig. Und da kam ihm der Gedanke Schiffer zu werden: ja, wußte nicht der alte Portinèr Dinge, die nicht einmal der Schulmeister wußte?

V.

Eines Tages, zu Anfang September, sah Pigoß, wie sein kleiner Freund nachdenklich über den Sandstreifen zwischen dem Ufer und dem Gehölz dahinging, an der Stelle, die die Bewohner Casalinos pomphaft den Hafen nannten. Statt wie gewöhnlich barfuß und schlecht gekleidet zu sein, trug Adonis seinen neuen Anzug und eine Mütze mit Schirm. In der Hand hielt er ein Paket. Er war blaß, seine Augen von Rändern umgeben und seine Nase ein wenig geschwollen. In diesen drei Jahren war er nur wenig gewachsen und hatte immer noch sein Kindergesicht; nur seine leicht belegte Stimme und seine ernste Miene deuteten darauf hin, daß er bereits mit dem Schmerz vertraut war.

„Was gibt's, Schatz?" rief der Schiffer ihm zu. „Ist heute Festtag?"

Adonis nahm am Ufer einen Weidenzweig auf und machte damit ein geheimnisvolles Zeichen nach dem Dorfe hin. Es war als wolle er einem fernen Wesen Lebewohl sagen. Dann kehrte er sich um. Von dem andern Ufer kam ein langgezogener lauter Ruf herüber: ein Wanderer wollte übergesetzt werden und Pigoß schickte sich an abzustoßen.

„Pigoß, nehmt mich mit!" bat Adonis.

Der Alte war bereit; und erst als sie auf dem Flusse schwammen, vertraute Adonis ihm seinen Kummer und seine Pläne an.

„Alle schlagen mich, Pigoß; alle! Bin ich ein Hund? Pirloccia hat gedroht, mich zu binden und in eine Kiste zu setzen. Und das alles, weil ich in die Schule gehen will. Nein, ich will keine Besen machen. Ich will Schulmeister werden, oder Schiffer, oder Seiltänzer. Und jetzt will ich fort."

Digitized by Google

„Wann, Schatz?“ fragte der Alte spöttisch, doch nachdenklich.

„Jetzt, sage ich Euch! Seid Ihr taub? Jetzt, sobald wir am Ufer sind.“

„O, o, so schnell? Und wohin willst du?“

„Das weiß ich.“

„Und hast du Geld, Schatz?“

„Das weiß ich.“

Pigoß tat noch weitere Fragen, doch der Flüchtling schien es zu bereuen, daß er schon so viel gesagt hatte, und antwortete nicht mehr. Über den Rand des Bootes geneigt, tauchte er den Zweig, den er in der Hand behalten hatte, in das Wasser; dann hielt er ihn in die Höhe und ließ ihn abtropfen. Silberne Funken, Perlen, Münzen, Sterne erschienen und verschwanden in der Strömung, die das Boot durchquerte. Die Sonne sank am roten Himmel: ein feierlicher Friede waltete über dem grün und rosigen Strom, dessen Wasser gleichsam unter einem schimmernden Schleier dahinfloß.

Pigoß ruderte und schwieg. Es war, als hätte er die Worte Adonis' vergessen. Auf einmal aber wendete er das Boot langsam der Spitze der Insel zu, die inmitten des Flusses grünte.

„Ich muß einen Baumstamm mitnehmen, den ich gestern aufgefischt und zum Trocknen auf den Sand gelegt habe. Erst wollen wir aussteigen und nachher durchbrennen.“

Adonis verstand sogleich, daß der Alte ihn nicht an das andere Ufer bringen wollte; er widersprach nicht, aber er bereute, daß er ihm etwas gesagt hatte, und beschloß, nicht umzukehren, auch auf die Gefahr hin, die Nacht auf der öden Insel zuzubringen.

Ich will hierbleiben, bis er fort ist, dachte er bei sich, als er an das Ufer sprang, auf dem sich eine Art Düne hinbreitete; ich will mich verstecken und auf ein anderes vorüberfahrendes Boot warten.

Die Insel war in der Tat völlig öde. Während der letzten Regen hatte der angeschwollene Fluß sie mit Sand überschwemmt und hin und wieder die Ufer ausgewaschen, so daß diese sich nun an einzelnen Stellen so hoch wie Basteien erhoben, an andern abschüssig, ja flach waren, oder von niedrigen Sanddünen beschirmt.

Während Pigoß tat, als wollte er seinen Baumstamm holen und es ganz vergessen zu haben schien, daß jenseits des Flusses Fahrgäste seiner harrten, drang Adonis in das Innere ein. Der Boden war weich, von fetten, seltsamen Kräutern bedeckt, und um die Pappeln und Weiden, die sich unbeweglich von einem purpurfarbenen Himmel abhoben, lag es wie ein grüner Nebel.

Jeden Augenblick blieb Adonis stehen, weil es ihm schien, als ob der

Digitized by Google

Alte ihm nachkäme. Doch kein menschlicher Laut war vernehmbar in dem märchenhaft einsamen Gehölz.

Er kam zu dem von Buschwerk umgebenen kleinen Teich und setzte sich auf den noch warmen Sand. Fast eine halbe Stunde verging. Eine Amsel sang im Gebüsch. Der Himmel ward blaß, traurig, und der grüne, schleierhafte Hauch, der die Bäume einhüllte, verdichtete sich. Die Baumstämme in der Ferne nahmen seltsame Gestalten an, und er fürchtete sich: phantastische Vorstellungen zogen ihm durch den Sinn.

Vor allem fürchtete er, Pigoß möchte Pirloccia benachrichtigt haben — immerhin aber mußte er sich rühren, zum Ufer zurückkehren.

Ich kann auch hier sterben, dachte er, indem er aufstand. Ja, man kann von einem Augenblick zum andern sterben wie mein guter Onkel.

Er trat dicht an den Rand des Teiches, als strebte er dem schwindenden Lichte nach; um sich zu zerstreuen, hätte er gerne Steine in das Wasser geworfen: doch wo hier Steine finden? — War es möglich, denkbar, daß Pigoß ihn verlassen und verraten hatte? Also auch er haßte ihn? Alle, alle haßten ihn! Und zwei dicke Tränen traten ihm in die Augen. Sein geheimnisvolles Paket unter dem Arm, ging er gebückt wieder dem Ufer zu. Da sah er, wie Pigoß' Boot zurückkehrte mit zwei Fahrgästen und zwei Körben Äpfeln. Doch das Boot fuhr geradeaus über den Fluß, ohne sich der Insel zu nähern.

Da geriet Adonis in tiefe Verzweiflung. Der Abend sank herab; der Himmel und das Wasser wurden immer dunkler, trauriger; nur der Sand war noch hell. Er setzte sich auf die Düne und wartete. Es war ihm, als wäre er allein auf der Welt, verlassen auf einer öden Insel.

Die Vögel in der Luft, die Nattern, die Schnecken, all das kleine Getier, dessen Spuren noch auf dem Sande sichtbar waren, waren weniger allein und verlassen als er. Käme wenigstens ein Boot vorüber, das ihn an das andere Ufer brächte! Dort hätte er gewußt, wohin sich zu wenden. In Mezzano waren Seiltänzer, und er kannte sie, weil sie schon in Casalino gewesen waren, wo sie ihm versprochen hatten, ihn mitzunehmen, wenn er jenseits des Po zu ihnen käme.

Und was sollte er nun anfangen, wenn kein Boot vorbeikam? Pigoß ging ganz gewiß zu Tognina und sagte ihr alles; und dann kam Pirloccia, verfolgte ihn im Gehölz, band ihn und brachte ihn wieder in das Haus, das ihm jetzt verhaßt war. Gott, was für eine Angst! Es war wie im Märchen, und Pirloccia war das Ungeheuer.

Und in die Schrecken dieser häßlichen Träume mischte sich ein unbestimmtes, leises Unbehagen, das recht wohl ein wenig Hunger sein konnte. Da er meinte, in der Ferne ein Boot zu bemerken, entschloß er sich, aufzustehen und zu rufen: „Oh, ooh!"

Digitized by Google

Nur das Echo antwortete. Er erkletterte einen höheren Punkt des Ufers und wiederholte seinen Ruf. Doch wieder tönte nur die spöttische Stimme des Echos zurück.

Da setzte er sich wieder auf den Sand und gähnte. Es war beinahe Nacht; die Bäume und die fernen Umrisse der Ufer und der Inseln wurden schwarz: das Landschaftsbild glich einem mit Tinte befleckten Blatt Silberpapier.

„Auch Pigoß, der böse alte Mann, hat mich betrogen! Was soll ich nur anfangen?" seufzte Adonis; und aus Ärger begann er Hände voll Sand in das Wasser zu werfen.

Plötzlich ertönte in geringer Entfernung, aus einer Einbuchtung des Ufers, eine Stimme: „Seid doch still, ihr Hunde!"

Er sprang auf und sah ein Boot, das, vom Sohne Pigoß' gelenkt, leise an der Insel entlangfuhr. Ein Mann stand darin, der mit einem Netze fischte; und nicht ohne Bestürzung erkannte Adonis in ihm David, den Sohn des Schwefelholzfabrikanten. Er hatte eine so respektvolle Scheu vor ihm, daß er es vermied, zum Nachbar zu gehen, wenn der Student dort war. Jener große, äußerst magere junge Mann mit dem hageren, wie verbrannten Gesicht, der mit seinen langen schwarzen Haaren, den grünlich-blauen, über der Adlernase fast zusammenstoßenden Augen, etwas von einem grimmigen Christus an sich hatte, flößte ihm nicht nur Scheu, sondern auch ein Gefühl von Furcht ein. Dennoch bewunderte er ihn, wie er den Lehrer bewunderte und alle die, „die so viel wußten". Aber er hielt sich in achtungsvoller Entfernung von ihm und hätte sich auch jetzt nicht zu rühren gewagt, wäre der junge Pigoß ihm nicht zu Hilfe gekommen.

„Was machst du da?"

„Ich warte auf ein Boot, das mich mitnimmt: dein Vater hat mich hier im Stiche gelassen", sagte er mit leiser Stimme und blickte schüchtern nach dem jungen Mann hin, der das Netz eintauchte.

Der Schiffer machte dem Knaben ein Zeichen, er solle still sein.

Über die Stange gebeugt, die das Netz hielt, lauschte David auf das Rauschen des Wassers. Auf einmal murmelte er: „Da ist er, da ist er", und zog schnell das Netz auf, das im letzten Dämmerschein glitzerte, als wäre es aus Silberfäden gesponnen.

„Nichts!" sagte der Schiffer. „Und das hier war eine gute Stelle, Teufel auch!"

Jetzt erst schien der Student Adonis zu bemerken und rief mit wahrer Stentorstimme: „Warum habt ihr auch geschwatzt? Der Fisch war da, aber er ist entwischt!"

Adonis wagte nicht zu antworten, aber auf ein Zeichen des Schiffers lief er zu einer niederen Stelle des Ufers und sprang in die Barke.

Digitized by Google

„Still!" schrie der Student. „Wer spricht, dem gebe ich eine Ohrfeige!"

Der Knabe hatte kein Verlangen zu reden. Immer sein geheimnisvolles Paket haltend, stand er still da und sah zu; allmählich aber interessierte er sich so sehr für den Fischfang, daß er vergaß mit wem und weshalb er dort war.

Das Boot strich immer dicht am Ufer entlang. Der Schiffer stieß das Ruder nur eben so viel auf, um das leichte Fahrzeug von dem Sande fernzuhalten, und kaum hatten sie eine Einbuchtung des Ufers erreicht, so wendete er das Boot zur Seite, damit David das Netz langsam eintauchen konnte.

Die Stunde war günstig: es war beinahe dunkel, und tiefe Stille waltete über dem großen Strom, der noch silbern zwischen den dunklen Ufern glänzte. Auf dem Boden des Kahnes zuckten verzweifelt einige Fischchen, stießen sich aneinander und sprangen bis zu Adonis' Füßen. Er fühlte Mitleid mit diesen armen kleinen Fischchen — doch wenn David das Netz aufzog, so verspürte er eine unwiderstehliche Lust zu rufen: »*El ghè! El ghè!*«, auch wenn kein Fisch da war.

So kamen sie an das Ende der Insel und in das offene Wasser hinaus: es war nichts mehr zu erwarten. Der Fischer zog das Netz ins Boot; dann bückte er sich um die kleinen Fischchen zu betrachten, und die langen Haare fielen ihm über das bartlose, hagere Gesicht.

Jetzt sah Adonis ihn starr an und wagte endlich zu sagen: „Es sind dreizehn. Eh, sie sind klein, aber es sind nicht wenige."

„Dreizehn!" bemerkte der Schiffer, „eine schlechte Zahl. Wollen wir das Netz da unten noch einmal auswerfen?"

Doch David war müde und fürchtete die feuchte Abendluft.

„Fahre ans Land," sagte er und setzte sich neben den Knaben. Er schüttelte die langen Haare zurück, drückte sich den breitrandigen schwarzen Hut in die Stirn und fing an zu singen, ohne weiter auf seine Gefährten zu achten.

Er hatte eine schöne Stimme, und das Lied, das er sang, war so schön wie Adonis nie zuvor eines gehört hatte:

Cielo e mar, l'etereo velo . . .

Das Echo antwortete und klang nicht mehr spöttisch: alle Dinge ringsum, um den zauberischen Wasserspiegel, der schon die ersten Sterne zurückstrahlte, erschienen ferner, schöner, geheimnisvoller.

Adonis empfand eine unendlich süße Freude, vergaß seine Leiden und ward wieder froh und sorglos neben diesem jungen Manne, der so schön sang wie eine Frau. Ach, jetzt fühlte er weder Furcht noch Scheu: nur tat es ihm leid, daß David sich gar nicht um ihn kümmerte.

Aber das Ufer kam näher, der Traum schwand. Dort stand der alte Pigoß, der, ohne erst eine Frage abzuwarten, sich bei David entschuldigen wollte, daß er Adonis auf der Insel allein gelassen.

Digitized by Google

„Ich wollte ihm eine kleine Lehre geben, nur eine kleine Lehre. Wollte er nicht durchbrennen, der *baloss*? Ja, durchbrennen wollte er, und der alte Pigoß sollte es nachher in Ordnung bringen! Nichts da, Schatz! Erst frage um Erlaubnis, dann gib mir zwei Palanche, und ich bringe dich auch bis Brescello."

„Und wohin wolltest du?" fragte der Student.

Adonis war rot vor Ärger, aber er hütete sich wohl, von den Seiltänzern zu sprechen:

„Ich wollte nach Rom, zu meinem Onkel Carlino."

„Brrravo, Knirps!" rief Pigoß. „Und kannst du ihm nicht schreiben, deinem Onkel Carlino? Schreibe ihm, sage ihm, daß sie dich mißhandeln weil du unartig bist, dann schickt er eine Taube, die dich holt . . . Nun, David", fuhr er in anderem Tone fort, „schreibe du den Brief; vielleicht hat das Kerlchen recht."

„Sie mißhandeln dich? Wie?" fragte der junge Mann. „Da, nimm und laß uns gehen. Unterwegs erzählst du mir das."

Er gab ihm ein Tuch, in das der junge Pigoß die Fischchen gebunden hatte, und sprang die Böschung des Deiches hinauf. Adonis folgte ihm. Sie gingen über den dunklen Fußsteig und die hin und wieder von Acetylenlicht erleuchtete Straße. Und Adonis sprach: er erzählte all seine Leiden. David gab ihm nicht recht, aber er schalt ihn auch nicht, wie alle taten.

Und das schon genügte, um das nach Gerechtigkeit dürstende kleine Herz aufzurichten.

Als sie vor dem Tabakladen angelangt waren, blieb der Student stehen und betrachtete Adonis, als sähe er ihn zum erstenmal.

„Ah, du möchtest Schullehrer werden?" sagte er und tat verwundert. „Aber kannst du denn schon schreiben? Alles? Auch *pane, polenta, patate?*"

Adonis gähnte vor Hunger, aber dann lachte er, weil er verstand, daß David scherzte. Er wußte nicht weshalb, doch er war nicht mehr traurig und dachte nicht mehr daran fortzulaufen. Er hoffte nicht auf Schutz von seite Davids, doch er war zufrieden, daß er sich hatte aussprechen können und endlich einen gefunden hatte, der ihn nicht schalt. Und nach und nach vertraute er ihm sogar an, daß er die Seiltänzer hatte aufsuchen wollen. Und nicht einmal da schalt David!

Als sie angelangt waren, gingen sie zuerst beide in das Haus des Studenten. Der Schwefelholzfabrikant war noch nicht nach Hause gekommen; seine Frau bereitete das Abendessen und kaum hörte sie des Stiefsohnes Stimme, so eilte sie ihm sorglich entgegen.

„Warum bist du so schön angezogen?" fragte sie den Kleinen, der ihr das Tuch mit den Fischchen reichte.

Digitized by Google

Adonis sah den Studenten an; er fürchtete, dieser würde sein Abenteuer erzählen. Doch David schwieg. Er ging und wechselte die Schuhe und als er wieder in die Küche trat und sah, daß Adonis gehen wollte, rief er ihm mit lauter Stimme zu: „Na, Schulmeisterlein, warum machst du dich fort? Willst du nicht die Fische mit mir essen?"

„Und wenn die Tante mich schilt?"

„So sag' ihr, sie soll zum Teufel gehen!"

„Schöne Ratschläge das!" sagte der Schwefelholzmann, der soeben nach Hause kam.

„Die ist nicht seine Mutter und nicht einmal seine Stiefmutter!" schrie da der Student erregt. „Sie ist auch weder seine Tante, noch seine Herrin. Sie ist eine ganz erbärmliche Person!"

„Gott, Gott, wenn Tognina das hört!" sagte Adonis erschrocken und gleichzeitig glücklich.

„Was ist denn? Was hast du?" fragte der Schwefelholzmann betroffen Doch die Alte, ein Fischchen in der einen, die Schere in der andern Hand, bedeutete ihn, David in Ruhe zu lassen.

Und dieser schimpfte weiter auf die Nachbarn. Adonis wand und krümmte sich, um nicht laut aufzulachen: so amüsierten die Worte und Gebärden des Studenten ihn. Der Schwefelholzmann stand lauschend an der Tür, voller Angst, daß auf dem benachbarten Hofraum jemand zuhören könnte. Endlich wendete er sich zu David und bat ihn, still zu sein.

„Du wirst noch Magenschmerzen davon bekommen!"

Dieser Grund schien den jungen Mann zu beruhigen.

Und Adonis trat auf den Hof, spähte durch die Hecke und sah Licht im Zimmer der Tante. Die übrigen Räume schienen einsam zu sein. Er konnte ungesehen eintreten, stieg in seine Kammer hinauf, kleidete sich um und tat sein geheimnisvolles Paket in den Korb.

Unten, im Zimmer des jungen Ehepaares, schrie das Kindchen Carissimas ganz verzweifelt. Adonis fühlte Mitleid mit ihm, denn er gedachte der eigenen Verzweiflung, allein auf der öden Insel. Er ging hinunter in das Zimmer Carissimas und suchte im Dunkel nach dem Korbe, in dem das Kindchen lag.

„Sei still, sei still!" sagte er und streichelte ein warmes, weiches Gesichtchen. Dann nahm er es auf den Arm und tastete sich vorsichtig mit ihm die Treppe hinab.

„Weißt du, daß ich gehen muß?" vertraute er dem Kindchen an. „Ich bin zum Abendessen eingeladen; ja, ja, weißt du bei wem? Ich sag' es dir nicht."

Inzwischen kam die Mutter heim und schalt Adonis, weil ihr Kind schrie. Doch er war so glücklich, daß ihn nichts kränkte.

Digitized by Google

„Da, nimm es doch selbst", sagte er und reichte das Kind der Mutter. „Ich gehe zum Abendessen zu David. Wir haben dreißig Fische gefangen, so groß!"

„Was lügst du wieder? Welcher David?"

„David del Nin!" schrie er. „Gab es vielleicht noch einen anderen David auf der Welt, außer dem der biblischen Geschichte?"

„Ach, du Narr!" sagte Carissima.

Ohne nur die Tante um Erlaubnis zu bitten, ging er wieder zu den Nachbarn hinüber. David half der Stiefmutter die Sauce für die Fischchen zu bereiten und während der Mahlzeit war er sehr gesprächig. Adonis bemerkte jedoch, daß er niemals lachte.

Nach dem Essen, während der Schwefelholzmann seine Pfeife rauchte, wandte der Student sich an die Stiefmutter und sagte: „Mama, geht jetzt und holt die Tognina. Sagt ihr, daß ich sie sprechen will."

Die Alte ging, ohne eine Bemerkung zu machen. Adonis sah den jungen Mann an, und dieser sagte, er wolle die Hühner der Nachbarin kaufen.

Adonis schüttelte den Kopf; „nein, nein, es war ganz etwas anderes!"

„Du wirst mich doch nicht verklagen?" fragte er unruhig.

„Wer, ich? Was hast du mit den Hühnern zu schaffen?"

„Was hast du denn angefangen?" fragteder Schwefelholzmann, in seiner Pfeife herumstochernd.

„Nichts, nichts, sst!" sagte David und strich sich mit beiden Händen über die langen Haare. „Ah, da ist die Mumie!"

Tognina trat ein; so klein, gebückt und dunkel sah sie in der Tat wie eine Mumie aus; ihr Gesicht drückte eine unbestimmte Unruhe aus.

Adonis sah sie an, dann blickte er begierig in die Augen Davids; die Neugierde benahm ihm fast den Atem.

Doch der junge Mann sagte zu Tognina: „Setzt Euch! Ich möchte alle Eure Hühner kaufen. Setzt Euch hierher, zu mir. Die Mutter und Adonis gehen unterdes und holen eine Flasche Moscato."

Die Stiefmutter machte sich sogleich auf, aber Adonis rührte sich nicht.

„Seht Ihr, wie ungehorsam er ist?" sagte die Tante. „Der ist noch unartig, wenn er schläft."

„Oho!"

Adonis glaubte, David mache sich ein wenig lustig über Tognina und fing an zu lachen. Aber mit seinen Raubvogelaugen sah der junge Mann ihn streng an, und er empfand von neuem Scheu, ja Furcht vor ihm. Er stand auf und folgte der Frau.

„Aber ich möchte wissen, was sie sagen! Warum soll ich es nicht hören?" sagte er sehr niedergeschlagen und zog sie am Kleide.

Digitized by Google

Die Frau war in Gedanken; doch mehr als an die Unterredung zwischen dem Stiefsohn und der reichen Nachbarin mußte sie wohl an etwas Fernliegendes, Herrliches, über Zeit und Raum Erhabenes denken, denn sie murmelte vor sich hin: „Es wird ein Tag kommen! Ein Tag!"

Und Adonis mußte lachen; wie er den Kindern Pirloccias, so erschien ihm La Müton als ein wenig verrückt.

Was David an jenem Abend Tognina sagte, das erfuhr er nicht. Aber gleich am folgenden Tage ward er inne, daß die Tante sich seinem Plan weiter zu lernen, nicht mehr widersetzte.

„Wenn du nach Viadana in die Schule gehen willst, so geh' nur", sagte sie zu ihm. „Aber Kosten darfst du mir nicht machen. Geld habe ich nicht; das Getreide, die Trauben, alles ist dieses Jahr spärlich und schlecht. Und die Steuern sind zu bezahlen; kurz, Geld habe ich nicht."

Die arme Frau! beinahe fürchtete sie Hungers zu sterben — und hatte zweitausend Flaschen alten Wein im Keller! Doch das bekümmerte Adonis nicht weiter. Auf jeden Fall hatte er in langen Jahren — er wußte selbst nicht wie! — ein großes Kapital aufgehäuft: vierzig Soldi! Damit, dachte er, müßte er durch die Welt und durch das Leben kommen.

Inzwischen rückte der Schulanfang näher, und auch David dachte an die Abreise. Adonis hatte sich noch einige Male dem Studenten angeschlossen und war mit ihm fischen gegangen. Und jedesmal fragte David, ob man ihn wieder geschlagen hätte. Doch Pirloccia war nach Toskana gereist, um Mohrenhirse für seine Besen einzukaufen, und solange er fort war, erfreute Adonis sich einer verhältnismäßigen Ruhe und war zudem überglücklich in dem Gedanken, daß er in Viadana die Schule besuchen durfte. Er klagte somit nicht, sondern war ganz vergnügt.

Eines Abends sah er viele Leute in das Haus des Schwefelholzfabrikanten gehen, auch die Söhne Pirloccias und Sison, den Seiler. Voller Neugier schlich er über den Hof und in den engen Hausgang seiner Nachbarn und sah, wie der Student in dem Zimmer im Erdgeschoß, das auch als Küche diente, hinter dem großen Tische stand. Viele Männer saßen um den Tisch herum, die Hände in den Taschen, oder die Ellbogen auf der Stuhllehne; andere saßen auf der Bank und der Kiste im Hausgang, und noch andere lehnten an der Wand, die Arme über der Brust gekreuzt.

Unbeweglich und aufmerksam sahen diese Gestalten bei dem spärlichen Licht einer Petroleumlampe wie gemalt aus.

Adonis erkannte das fahle Gesicht Agostinos und das Candidos, des Maurers, neben dem dunklen des Schmieds. Auch der Wirt „Zum Vizekönig" war da und ein reicher Grundbesitzer mit einem Gesicht so rund und blaß wie der Mond. Unter dem Mantel des Kamins, in dem ein Feuer

Digitized by Google

brannte, saß zusammengekauert La Müton; und neben ihr lächelte der alte Pigoß still vor sich hin. Zur Rechten Davids saß der alte Bauer, der das Licht vor dem Bilde des heiligen Simon Juda angezündet hatte, in der Nacht als der Onkel Giovanni starb. David sprach und schob mit nervösen Bewegungen einige Bündel Zündhölzer und einen *peker* (Henkelglas) voll Wein auf dem Tische her und hin.

Adonis betrachtete das Bild mit vor Verwunderung offenem Munde. David sprach wie der Pfarrer in der Kirche: nur schien das, was er sagte, ganz anders. Er sprach weder von Gott, noch vom Fegefeuer. Adonis verstand es nicht recht, aber er sah, daß der Student auf einmal ein Zündhölzerbündel in die Hand nahm, und hörte, wie er dazu sagte: „Genau so ist es. Seht! Wenn wir diese Zündhölzer hier einzeln umherstreuen, so haben sie keinen Wert, während sie zusammen dreißig Centesimi wert sind. Die Einigkeit verleiht nicht nur Kraft, sondern auch Wert."

Und der Schmied nickte: ja.

Und dann nahm David wieder den Peker und ein anderes, kleineres Glas und schob sie auf verschiedene Art über den Tisch.

„Das hier ist der Kapitalist (der Peker), und das hier der Handwerker (das Glas). Während der erste auf der Eisenbahn fahren und seine Ware schnell befördern kann, ist der kleine Handwerker — und Ihr alle wißt es — gezwungen, mit seinem Karren umherzuziehen. Er und seine Ware langen an, wenn der andere bereits den Markt erobert hat."

Sison schwenkte zustimmend die Hand, als wollte er sagen: Das will ich meinen!

Aber Adonis langweilte sich. Auf den Fußspitzen schlich er fort, um Carissima zu fragen, was das alles bedeute.

„Es sind die Sozialisten," sagte die Schneiderin in geheimnisvollem Ton. Doch mehr wußte sie ihm nicht zu sagen.

VI.

Eines Tages endlich konnte Adonis nach Viadana in die Schule gehen. Seine Mutter begleitete ihn, um ihn dem Lehrer und dem Schuldirektor vorzustellen.

Es war ein Oktobermorgen, frisch und nebelig. In der Eile des Aufbruchs hatte Adonis kaum eine Scheibe Polenta gegessen, und halbwegs verspürte er schon Hunger. Doch was lag ihm an Hunger, Kälte und Nebel? Pfeifend ging er seines Weges, die Hände in den Taschen, ein Schreibheft und sein letztes Schulbuch unter dem Arm: und es war ihm als zöge er auf die Eroberung der Welt aus.

Durch den sich zerteilenden Nebel tauchte der schimmernde Fluß auf; hin

Digitized by Google

und wieder leuchtete ein vollständig gelber Baum auf wie eine Flamme durch den Rauch.

Er dachte an die Wanderung unter dem Mantel des Onkels, an das Säckchen voller Münzen und das Versprechen des Riesen. Wie glücklich war er an jenem Tage gewesen! Doch heute fühlte er sich noch glücklicher und meinte, der schönste Traum seines Lebens sei nun in Erfüllung gegangen. Er bedurfte der Hülle des Mantels nicht mehr! Und was hätte er mit den Münzen anfangen sollen? Um in die Schule zu gehen, braucht man kein Geld!

„Nicht wahr, Mama?" fragte er, dem Faden seiner heimlichen Gedanken folgend.

Die Mutter schritt flink einher mit ihrem gelben Kopftuch und den alten Schuhen, die die Schwester des Pfarrers ihr geschenkt hatte.

„Nicht wahr, um in die Schule zu gehen braucht man kein Geld."

„Später doch, mein liebes Männchen; wenn du nach Cremona oder Padua gehen willst, so brauchst du Geld. Aber hoffen wir, daß Tognina dann die Pfennige herausrückt."

„Hoffen wir das!" entgegnete Adonis, doch er ward nachdenklich.

In Viadana angelangt, gingen sie zum Schulrektor, der sie wohlwollend empfing. Er war ein alter Geistlicher, leidenschaftlicher Orgelspieler und ein guter Freund des Pfarrers von Casalino, dessen Schwester ihm schon von Adonis gesprochen hatte. Mit seinen ein wenig glasigen Augen blickte er in die leuchtenden des Knaben.

„Gut, gut!" sagte er und bewegte seinen langen, dünnen Finger. „Die Augen versprechen etwas. Weißt du, wozu die Augen dienen?"

„Zum sehen!" erwiderte der kleine Schüler prompt.

„Bravo! Bravo! Aber auch um unsere Gedanken zu offenbaren: sie sind die Fenster der Seele."

„Darum sehen die seinen aus als wären sie von Glas," bemerkte die Mutter, als sie auf der Straße waren. „Was werden diese Männer dir wohl alles sagen!"

„Eh," belehrte Adonis sie, „das ist nur so gesagt!"

Auch der Lehrer, der so blond und dick war wie ein großer Herr, nahm die arme Frau und den neuen Schüler wohlwollend auf. Auch er war überrascht von Adonis Augen.

„Klug bist du!" sagte er und klopfte ihm auf den Kopf. „Hoffen wir, daß du auch guten Willen hast!"

Trotz dieses Lobes blieb Adonis während der ganzen Schulzeit nachdenklich, fast niedergeschlagen. Der Lehrer hatte ihm gesagt, daß er sich wenigstens das Lesebuch beschaffen müßte — und wie sollte er das zu

Digitized by Google

Wege bringen, wenn die Tognina nichts hergeben wollte? Freilich: wenn die Ärmste Bücher kaufte, so konnte sie ja die Steuern nicht bezahlen!

Auf dem Rückwege ging er zuerst zur Mutter: er hatte so schrecklichen Hunger, daß er meinte, er könnte nicht mehr bis nach Hause kommen. Zum Glück hatte die Mutter ihn erwartet und ihm einen kleinen Gerstenfladen gebacken, den er, auf dem Treppenstein sitzend, gierig verschlang. Seine Geschwister sahen neidisch darauf, und Ottavio las ein zu Boden gefallenes Bröckchen auf und verspeiste es, ohne es nur abzuwischen. Und Adonis dachte an die Zukunft, wann er Lehrer sein und seinen armen Geschwistern helfen würde.

Inzwischen aber mußte er an die Bücher denken. Die Mutter wiederholte: „Hoffen wir, daß die Tognina sie kauft!"

Er hoffte nicht, sagte indes: „Ich werde schon sorgen!"

Er ging nach Hause und suchte noch einmal nach Essen. Doch sie hatten ihm nichts übrig gelassen, oder vielmehr die Tante Elena sagte, sie hätten ihm ein wenig Suppe aufgehoben, aber Fiorello hätte sie genommen. Adonis protestierte dagegen, doch er mußte sich mit einem Stückchen kalter Polenta begnügen. Dann suchte er Tognina auf, um ihr von den Büchern zu sprechen.

Der kleinen Frau ging es nicht gut, sie hatte arge Schmerzen. Sie sah den Neffen so gleichgültig an, daß er nicht den Mut hatte, sie um Geld zu bitten.

Am folgenden Morgen stand er sehr früh auf und schlich sich in den Hühnerhof. In der Sorge, sie könnten ihm auch an diesem Tage nichts zu essen übriglassen, nahm er zwei Eier und steckte sie in die Tasche: und von da wanderten sie in den Korb, der seine Schätze enthielt.

In dem Korbe befand sich auch eine Schachtel; er nahm sie, öffnete sie behutsam: eine andere Schachtel kam zum Vorschein und darin noch eine kleinere. Die letztere wickelte er in Papier und machte sich auf den Weg zur Schule.

Es war wieder nebelig; doch es war nur ein leichter Nebel, durch den der Himmel blaß und fern hindurchschien. Als er an dem Tor des Parkes Dargenti vorüberkam, blieb Adonis, so eilig er auch war, betroffen stehen. Nie war es ihm auch nur in den Sinn gekommen, daß dieses Tor einmal geöffnet werden könnte: und nun stand es offen!

Wer hatte es geöffnet? Ein Dieb vielleicht? Er fühlte sich versucht, in den Garten einzudringen, doch er fürchtete sich: ob vor dem Diebe oder vor Jusfin, das wußte er selbst nicht. Das Gras in der Allee war zerstampft, als ob Pferde darüber gegangen wären.

Adonis klopfte das Herz vor Neugier, aber auch in unbestimmter Bangigkeit: der Zauber, der zuvor um den Park und den Palast webte, war ge-

Digitized by Google

brochen, und er hätte gern gewußt, auf wessen Befehl. Und so würde er schließlich doch den Garten betreten haben, hätten sich ihm nicht andere Gedanken aufgedrängt: es war spät, er mußte sich beeilen und an seine Angelegenheiten denken.

Halbwegs, hinter Casale, holte er drei Knaben aus diesem Dorfe ein, die auch nach Viadana zur Schule gingen. Zwei dicke, dunkle, schlecht gekleidete, schienen Brüder zu sein und armer Leute Kinder. Den dritten hatte Adonis schon tags zuvor in seiner Klasse bemerkt; er war blond, blaß, mit einer langen, feinen Nase und herrschaftlich gekleidet: er trug gelbe Schuhe und rote Strümpfe.

Die drei überlegten miteinander, ob sie bei Belluß einkehren sollten oder nicht. Belluß war ein Mann, der in einem alleinstehenden alten Hause unweit des Deiches wohnte und den Vorüberkommenden Schnaps und Obst verkaufte.

„Freilich!" sagte der Blonde mit den roten Strümpfen, warf ein Zweicentesimistück in die Luft und fing es wieder auf. „Ich will Schnaps trinken!"

Sie hielten bei dem Hause an. Adonis erinnerte sich, daß er mehr als einmal mit dem Onkel hier eingekehrt war, und ohne zu wissen warum, folgte er den neuen Kameraden. Der Blonde wollte um jeden Preis Branntwein haben: doch kaum hatte er ihn gekostet, so verzog er das Gesicht und spuckte aus.

Der behäbige, gutmütige Wirt blickte aus seinen großen, vorstehenden blauen Augen nach dem vierten Knaben, wie um zu fragen, ob er nichts nähme.

Adonis errötete, aber er wies stolz sein kleines Paket vor und sagte: „Ich habe hier vierzig Soldi, aber die sind für mein Schulbuch."

„Bist du nicht der Neffe von Giovanni La Pioppa", fragte der Mann, ihn wiedererkennend. „Und wie geht's der Tognina?"

„Gut. Nein, sie hat Schmerzen am Knie."

„Ach, ihre ewigen Schmerzen. Sag' ihr, sie soll das Knie mit warmem Öl einreiben. Da, nimm."

Er gab ihm eine Handvoll Kastanien, und Adonis errötete wiederum, doch er dankte nicht.

Den übrigen Weg machte er mit den drei Schülern aus Casale zusammen, und der Blonde fragte ihn: „Seid Ihr mit Belluß befreundet?"

„Ja," erwiderte er und nahm eine wichtige Miene an, „wir sind mit ihm befreundet, ich habe viele Freunde. Ich kenne auch David del Nin."

Und er wunderte sich, daß die andern ihn nicht kannten, wenigstens dem Namen nach.

„Jetzt ist er fort. Er ist nach Mailand gegangen und hat versprochen,

Digitized by Google

mir zu schreiben. Es ist ein schöner Mann, groß, mit einer schwarzen Krawatte und langen Haaren, und er kann so viele Sprachen! Auch Französisch."

„Mein Onkel, der Leutnant, kann auch Französisch", sagte der Blonde. „Und wie schön ist der erst!"

„Wie ist er denn?"

„Ganz groß, mit kleinen schwarzen Augen."

„David hat aber große Augen, und die sind schöner. Also muß er schöner sein, als dein Onkel."

„Ja, weil du es sagst!"

Sie fingen an, über große und kleine Augen zu disputieren und wären beinahe aneinander geraten. Zum Glück äußerte der eine der beiden dunkelhaarigen Knaben seine Ansicht dahin: „Kleine Augen sind schöner, weil sie wie Mauseaugen aussehen."

Da lachten sie alle miteinander.

Auf dem Rückwege fanden sich die vier wieder zusammen und wanderten gemeinsam bis Casale. Adonis verstand sich am besten mit dem Blonden und unterhielt sich lebhaft mit ihm, während die beiden Brüder manchmal zurückblieben, Steine in die Gräben warfen, oder mit einer violetten Traube liebäugelten, die noch am kahlen Stocke hing.

Das kleine Päckchen, von dem er sich schweren Herzens getrennt, hatte Adonis nicht mehr bei sich. Aber das tat ja nichts: er war stolz darauf, daß er einer der ersten gewesen, der das Geld dem Lehrer gebracht, damit er ihm ein Buch besorge. Er sah noch das gutmütige und heitere Gesicht des Lehrers und das Lächeln, mit dem er zugesehen, wie Adonis sein Päckchen öffnete. „Lauter Palanchen? Und wie alt sie sind! Sie sehen ja aus als wären sie aus der Pharaonenzeit. Hat deine Tante all ihre Reichtümer in Palanchen angelegt?"

Adonis lachte nicht und errötete nicht; er sagte auch nicht, daß es sein Geld war, das er Soldo für Soldo, wer weiß wie lange, zusammengespart und mit dem er die Welt zu bereisen gehofft hatte. Zehn für Zehn zählte er die Soldi auf, bis zu vierzig.

„Gut so! Genug!" sagte der Lehrer und gab ihm zehn Soldi zurück.

Und er steckte die teuren Palanchine wieder in die Tasche und dachte darüber nach, wie er sie vermehren könnte. Das Schächtelchen schenkte er dem Lehrer: aus Dankbarkeit.

„Auch ich habe einen Onkel in Rom", sagte er zu dem Blonden, den Faden seiner heimlichen Gedanken weiterspinnend. „Der ist gut, ja! Und wenn ich einmal Lust habe, dann werde ich ihn in Rom besuchen. Er ist reich, weißt du; er ist Beamter und er ist auch Cavaliere."

„Und wer gibt dir das Geld für die Reise?" fragte der andere neidisch.

Digitized by Google

„Eh, das weiß ich! Jemand ſchickt mich immer heimlich Eier und andere Sachen verkaufen und gibt mir immer etwas dafür."

„Und wer iſt das?"

Adonis nannte Cariſſima nicht, die manchmal Eier aus Togninas Hühnerhof nahm und Korn aus Pirloccias Säcken. „Was liegt dir daran?" erwiderte er. „Irgend jemand!"

„Du haſt keinen Vater mehr, nicht wahr?"

„Nein. Und du?"

„Ich wohl. Mein Papa iſt Färber; und dann iſt er auch Organiſt und ein guter Freund des Schuldirektors. Darum werde ich immer ein gutes Zeugnis bekommen bei der Prüfung."

„O, ich auch, wenn ich will," entgegnete Adonis. „Ich werde Tag und Nacht lernen, Tag und Nacht . . ."

„Dann wirſt du blind!"

„Ach, ich habe ſo gute Augen, mein Lieber!" ſagte Adonis und riß ſeine ſchönen, leuchtenden Augen auf. „Ich werde nicht blind. Und wenn ich nicht mehr gut ſehen kann, dann ſetze ich eine Brille auf, wie David manchmal tut. Ich habe dir geſagt, wer David iſt: mein Freund. Früher fürchtete ich mich vor ihm. Aber eines Abends wollte ich durchbrennen, weil mein Onkel mich geprügelt hatte. Ich ging, aber der verwünſchte Pigoß ließ mich auf der Inſel ſitzen. Und da kam David vorüber, der fiſchte. Kaum ſah er mich, ſo nahm er mich mit und fing an zu ſingen. So eine ſchöne Stimme habe ich noch nie gehört; und er ſang ein ſchönes Lied . . . ſo . . . warte . . . Nein, ich kann es nicht mehr . . . Aber es war ſo ſchön!"

„So? Jho! Jhoo!" ſagte der Blonde neidiſch und ahmte den Schrei des Eſels nach.

„Ach geh' doch! Eine ſchöne Stimme, ſage ich dir!" rief Adonis, ſich ereifernd. Dann aber erzählte er ruhig weiter: „Als wir nach Hauſe kamen, lud David mich zum Abendeſſen ein. Und am folgenden Tage nahm er mich wieder mit; jedesmal wenn er im Boot fuhr, rief er mich. Ich ſagte es ihm, daß ich mich früher geſcheut hatte ihn anzuſehen. Und er ſagte mir einmal, alle Menſchen wären gleich, auch die Großen und die Kleinen. Nur können die Großen leichter den Kleinen eine Ohrfeige geben, wenn dieſe verkehrt ſind."

„Mir hat noch nie einer Ohrfeigen gegeben!" rühmte ſich der Blonde. „Meine Mutter weint, wenn mein Vater ſchilt."

„Dann wirſt du nie brav werden!"

„Ja, ich werde braver als du!"

Trotz dieſer Zänkereien verſprachen die beiden Schüler, als ſie bei dem Fußpfad angekommen waren, der vom Deich zu dem Dorfe führte, ſich am folgenden Tage hier wieder zu treffen.

Digitized by Google

„Wenn du hier vorüberkommst, mußt du mich laut rufen; und wenn ich noch zurück bin, mußt du auf mich warten."

„Und wirst du mir antworten?"

„Ja. Wie muß ich rufen?"

„Adonis. Und ich?"

„Und du Marco."

Und nach einer Weile hörte Adonis von dem Fußsteig her rufen:

„Adonis!"

„Marco!"

„Addio!"

„Addio!"

Diesmal ging Adonis nicht erst zu seiner Mutter. Er hatte es eilig, zu dem Parktor zu kommen. Über all den Ereignissen des Tages hatte er das offene Tor vergessen; aber als er nun über seinen Fußsteig ging, dachte er an nichts anderes. Er fing an zu laufen: doch als er schwer atmend vor dem Tore angelangt war, erlebte er eine Enttäuschung: es war geschlossen. Auf dem Grase aber bemerkte er einige weiße Flecken, wie von Kalk; und viele Fenster des Palastes standen offen.

Obwohl er ganz matt war vor Hunger, verweilte er lange vor dem Gittertor. Was ging in dem Palaste vor, über dem die großen, dunkeln Bäume ihr verschlungenes Gezweig hinbreiteten wie eine grüne Wolke?

Auf einmal fuhr er zusammen. Hinter jenen Fenstern kam und ging eine Gestalt vorüber.

Eine sonderbare Gestalt, mit einem gelben Kittel angetan und eine grüne Mütze aus Papier auf den blonden Haaren.

Doch da wandte die seltsame Gestalt sich um, und Adonis sah ein bekanntes Gesicht: es war Candido, der Maurer.

„Candido! Candidoo!" rief er hinüber.

Und endlich erschien die grüne Papiermütze an einem der Fenster. „Ola, was ist?"

„Sag', Candido, was tust du da?"

„Ach, laß dich doch von Meoli vergolden . . ."

Der Laut der Stimme verlor sich fast in dem tiefen Schweigen des verlassenen Gartens, in dem das hohe Gras im leichten Windhauch zitterte. Die Stauden zur Seite der Allee bogen sich über das niedergetretene Gras und es sah aus als fragten sie, wer ihm so weh getan, und als erzitterten auch sie in der Furcht vor einer unbekannten Gefahr. Was ging vor? Wer wollte die Einsamkeit und den Frieden des Ortes stören?

Adonis entschloß sich endlich zu gehen; und zu Hause angelangt, suchte er sogleich zu essen. Er fand seine Suppe und verschlang sie; dann suchte

Digitized by Google

er weiter und ließ alles verschwinden, was er fand. Die Küche war in der Regel um diese Zeit einsam. Die Kinder arbeiteten in dem unteren Zimmer, in dem ein Fenster nach dem Hofe gebrochen worden war; und Carissima arbeitete und sang im Hausflur.

Als er satt war, ging er zu der Tante hinauf, die sich in ihrem Zimmer aufhielt, zwischen den alten Stühlen und den Einmachgläsern vergraben, und brachte ihr die große Nachricht: „Weißt du, daß Leute im Palazzo Dargenti sind?"

„Schon?" sagte die kleine Frau in ihrem gleichgültigen Ton. „Sie sagen, eine alte Dame aus Parma hätte ihn gekauft. Hast du sie gesehen?"

„Eine ganz, ganz alte Dame? Nein, ich habe nur Candido gesehen."

„Sonst niemand?"

„Ich habe auch Belluß gesehen, und er hat mir eine Hand voll Kastanien gegeben. Er hat auch gesagt, du solltest dir das Knie mit warmem Öl einreiben. Soll ich es tun?"

„Ach nein, das kann nichts helfen. Alles ist umsonst," sagte sie traurig. „Aber wo hast du Belluß gesehen? Im Palazzo Dargenti?"

„Aber was sagst du nur, Tante?" rief er lachend.

Und er ging im Zimmer umher, blickte nach den Gläsern und strich mit dem Finger über den Bezug der Stühle: er wünschte, die Tante möchte ihn nach der Schule fragen, nach dem Lehrer, den Kameraden; aber es war als wüßte sie gar nicht, daß er in die Schule ging, einen Lehrer und Kameraden hatte. Sie dachte nur an ihren Rheumatismus — alles übrige war ihr gleichgültig. Und die Neuigkeiten aus dem Palazzo Dargenti mußten schon ganz außergewöhnliche sein, um sie auch nur flüchtig zu interessieren.

„Vielleicht weiß Sison etwas," sagte Adonis. „Jusfin hat es ihm gewiß erzählt."

Er eilte hinüber und während er durch den Hausflur lief, teilte er Carissima mit: „Weißt du, in den Palazzo Dargenti zieht eine alte, alte Dame aus Parma ein."

„Jetzt, wo es kalt wird?" rief die Näherin ohne die Maschine anzuhalten.

„Ja, ja, jetzt! Candido macht den Palazzo rein."

„Dann gib acht, wann sie ankommt," sagte Carissima und senkte die Stimme. „Dann wollen wir die Eier dahin bringen."

Er dachte an die zwei Eier in seinem Korbe: so konnte er die mit den andern verkaufen, und das war ein guter Vorwand, um in den Garten einzudringen. Einstweilen ging er zum Seiler nebenan, aber die Tür Sisons war verschlossen, der Hof lag einsam.

Da ging er zum Schwefelholzfabrikanten: das Männchen arbeitete in

Digitized by Google

seinem kleinen Hausflur, weil es ihm im Freien schon zu kalt war; seit einiger Zeit hatte er einen hartnäckigen Husten, der ihn noch hinfälliger und melancholischer machte als er es sonst war.

„Wenn wir denn sterben müssen, so geschehe des Herrn Wille!" sagte er zu seiner Frau als Adonis eintrat. „In bezug aufs Sterben sind wir alle gleich: ach, da gibt es keinen Unterschied, wirklich nicht."

„Es ist die Kälte, die Kälte, die dich zum Husten bringt," erwiderte die Frau mit ihrer eintönigen Stimme. „David sagt, es gäbe ein Land, wo es auch im Winter warm ist, dahin müßte man gehen."

„Ja," bestätigte Adonis und nahm die Katze auf den Arm, „in Amerika ist es warm, wenn es hier kalt ist; so steht es im Buche, und das ist die Wahrheit." Dann fügte er nachdenklich hinzu: „Und wer mag die Alte sein, die in den Palazzo Dargenti kommt?"

„Eine Alte? In den Palazzo Dargenti?"

„Ja, ja, eine Alte aus Parma."

„Ach, das wird die alte Vogelscheuche sein," sagte der Schwefelmann. Und Adonis lachte so laut, daß die Katze sich davonmachte. Das Männchen erinnerte sich, daß Jusfin vor einigen Tagen dem Seiler gesagt hatte, der Palast und der Park sollten verkauft werden. Jusfin war sehr niedergeschlagen. Sein letzter Herr, Carlino Dargenti, befand sich schwer krank in einer weit entfernten Stadt.

„Nissa," deucht mir.

„Nizza, eine Stadt in Frankreich," verbesserte Adonis.

Ja, Carlino Dargenti war schwer krank; der Schwefelholzmann erinnerte sich sehr gut des schönen und sorglosen jungen Mannes, der einmal seine junge Frau nach Casalino gebracht hatte. Später hatte man sie nicht wieder gesehen. Die Frau war vor einigen Jahren gestorben.

„Ah, dann wird es die Schwiegermutter sein, die den Palazzo kauft. Jusfin sagt, es wäre eine sehr alte Dame, beinahe blind, beinahe taub, beinahe . . ." „Beinahe tot also!" sagte der Schwefelholzmann.

Nachdem er seine Neugier einigermaßen befriedigt hatte, erzählte Adonis von den Ereignissen des Tages und von den Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und Marco. „Ich habe ihm gesagt, daß David schön ist, lange Haare und schöne Augen hat. Ist das nicht wahr?"

„Schöne, schöne Augen!" sagte die Stiefmutter mit Überzeugung.

„Und der Esel von Marco lachte! Er sagt, sein Onkel Leutnant wäre schöner. Wie dumm! Was sagt Ihr, Nin?"

Der Schwefelholzmann hustete, schnitt ein Gesicht, aber antwortete nicht. Die Frau hingegen dachte an Davids Äußerungen über das Militär. Ein Leutnant? Sie hatte zwar noch nie einen Leutnant gesehen; aber sie wußte,

Digitized by Google

daß die Leute vom Militär beten, daß es Krieg geben möge, weil der Krieg ihr Handwerk ist. Also sind sie böse, denn sie möchten die Leute umbringen.

„Wie dumm!" sagte Adonis. „David mit einem Leutnant zu vergleichen! Es ist zum Lachen."

Dann ging er nochmals zu Sisson hinüber, um etwas über die geheimnisvolle alte Dame zu erfahren; doch der Seiler war nicht zu Hause, und Andromache wußte nichts.

„Komm, wir wollen einmal hingehen."

Adonis hängte sich an ihren Arm, und sie gingen zusammen zum Parktor. Es war geschlossen. Die Wiese vor der Kirche war einsam. Von dem Fußweg her aber kam Pino, ein hübscher, frischer, junger Mann mit großen schwarzen Augen und so weißen Zähnen, daß man sie von weitem sah. Als er Andromache erblickte, kam er sogleich heran.

„Wonach schaut ihr?" fragte er, das Mädchen um die Taille fassend.

„Adonis sagt, eine Alte wollte hier einziehen. Aber niemand ist zu sehen."

„Ah, eine Alte? Vielleicht weiß der Pfarrer etwas. Geh' einmal fragen, Adonis."

„*Mi no, mi no*" (ich nicht), entgegnete Adonis. „Jedesmal wenn der Pfarrer mich sieht, zieht er mich an den Ohren."

Sie blieben stehen. Pino drückte Andromache an sich, daß ihre Wange fast die seine streifte. Adonis kletterte auf das Tor, spähte in den Garten und schwatzte, überzeugt davon, daß die andern beiden sich für seine Mutmaßungen höchlichst interessierten.

Die Sonne war schon untergegangen. Über die hohen Bäume im Park breitete sich ein Nebelschleier; die feuchten Gräser dufteten stärker. Durch die völlige Stille erklang nur die Stimme und das Lachen Adonis'. Auf einmal aber schrie Andromache leise auf, lachte und suchte sich dem Arme zu entziehen, der sie umschlungen hielt. Adonis kehrte sich um und sah, daß Pino sonderbar lächelte und dem schönen Mädchen in die Augen sah, das seinen Blick ebenso erwiderte. Beide schienen den kleinen Schüler vergessen zu haben.

Er aber verspürte eine heftige Anwandlung von Eifersucht und wollte das Mädchen beschützen. „Was tust du da? Laß sie los!" rief er dem jungen Manne zu. „Ich leide nicht, daß du sie anrührst."

Die beiden lachten, aber sie kümmerten sich nicht um seine Mahnung. Und er, er wußte selbst nicht warum, fühlte wie sein Gesicht und seine Ohren brannten. Er vergaß sogar die Alte, die in den Palazzo Dargenti einziehen sollte.

Und die Alte ließ sich in diesem Jahre nicht mehr sehen. Doch nach einiger Zeit wußten alle, wer sie war. Es war wirklich die Marchesa Pigozzi, die Schwiegermutter des letzten Dargenti, eine sehr strenge, sehr reiche Alte,

Digitized by Google

die, nachdem sie den leichtlebigen Schwiegersohn sozusagen im Elend hatte umkommen lassen, seine Schulden bezahlt und sein Erbe eingelöst hatte.

Während jenes Herbstes wurde der Palazzo wieder instand gesetzt, doch niemand bezog ihn. Jedesmal, wenn Adonis stehenblieb und durch das Tor blickte, sah er an den weitgeöffneten Fenstern die schlanke, gelbe Gestalt Candidos vorübergehen, die ernste, dunkle des alten Schlossers oder die helle, magere des Tischlers; er sah Kalk- und Sandhaufen in der Allee, auf dem Grase die Fußspuren der Handwerker, und bisweilen verspürte er noch große Lust dort einzudringen und seine alte Neugier zu befriedigen.

Doch er unterließ es. Er war nicht mehr ganz das neugierige, phantastische Kind von ehemals: er war jetzt ein Knabe, ein Schüler, ein Student sogar, wie er sich auf dem Umschlag seiner Schulhefte nannte:

Adonis de Marchi
Aus Casalino
Student
Elf Jahre, zwei Monate und einige Tage alt.

Und im übrigen: jene mit Kalk beschmutzte Allee, das zertretene Gras, die offenstehenden Fenster, von den bekannten Gestalten der Handwerker belebt, erschienen ihm nicht mehr so verlockend.

Das Geheimnis schwand: der Palazzo Dargenti wurde ein Haus wie alle andern; größer, schöner, aber nicht geheimnisvoller. Der in Nebel gehüllte, stille, kalte Park reizte wohl noch Adonis Phantasie — doch die Absicht, in ihn einzudringen, schob er von einem Tage zum andern hinaus. Er hätte gern einen Gefährten dafür gefunden, denn immer noch hegte er ein wenig Furcht, sich allein hineinzuwagen. Man kann nie wissen! Jusfin erzählte, daß die Dargentis in früheren Zeiten im Park eine Menge merkwürdiger Tiere gehalten hatten: Hirsche mit Hörnern wie Äste und Wildschweine mit furchtbar großen Zähnen. Und wenn noch das eine oder andere dieser Tiere am Leben war? Gewiß, man brauchte ihm nur einen tüchtigen Hieb zu versetzen — aber immerhin war es besser, einen Freund zur Seite zu haben.

Adonis forderte Marco auf, ihn bei seiner beabsichtigten Erforschung zu begleiten, doch der Blonde vermutete, daß es Gefahren zu überwinden gelte, und zauderte. Marco war ein sehr vorsichtiger Bursche: überlegend, gleichgültig, hochfahrend, aber sehr vorsichtig.

Alle Tage trafen die beiden Schulkameraden jetzt auf der Straße zwischen Casale und Viadana zusammen, machten ihren Weg gemeinsam, zankten sich und hatten einander doch gern.

Sie wurden unzertrennlich. Andere Knaben ihres Alters gingen vor oder hinter ihnen, versuchten sich ihnen anzuschließen und belästigten sie,

Digitized by Google

wenn ihnen das nicht gelang. Adonis und Marco machten sich nichts daraus. Sie waren am liebsten für sich, um besser disputieren, besser streiten zu können.

Sie sprachen fast immer von ihren Angehörigen und von deren Besitz: Jeder rühmte das Seine. Adonis jedoch erhitzte sich dabei nicht sehr, denn er redete ohne Überzeugung. Nur wenn es sich um die Kirche seines Dorfes handelte, um den Kirchturm, die Wiese, den Palazzo Dargenti oder David del Nin, dann duldete er keinen Widerspruch.

„Unser Turm ist höher; ja, er ist hundert Meter höher als der Eure."

„Ja, weil du es sagst! Aber der unsere ist höher, sogar der Pfarrer hat's gesagt. Und es gibt auch ein Gedicht auf unsern Turm; warte, ich werde es dir gleich sagen." Schnell dachte er sich eins aus:

„La torre di Casale
Chi la scende e chi la sale."

Adonis erhob sein Gesicht zum Himmel und lachte. „Was für Zeug, *Dio mio!* Zum Lachen! Unser Turm," sage ich dir, „ist höher! Er ist tausend Meter höher."

„Wenn du nun nicht aufhörst, dann geb' ich dir eine."

„Versuch' es nur!"

Mitunter legten sie die Bücher hin und rauften miteinander. Doch das hinderte nicht, daß sie alsbald wieder Frieden schlossen und ihr Wortgefecht wieder aufnahmen.

Am häufigsten sprach Adonis von David und das mit einer solchen Begeisterung, daß sie sich allmählich auch auf Marco übertrug, und er sich unter dem Studenten eine Wundererscheinung vorstellte.

„Wenn dein David wiederkommt," sagte er, „dann gehe ich auch mit Euch fischen."

„Ja, dann wirst du selbst sehen! Und hören, wie er singt. Und wenn dein Vater dich schlägt, dann brauchst du es ihm nur zu sagen und du sollst einmal sehen ..."

Doch damit hatte es keine Gefahr. Der Vater Marcos vergötterte seinen einzigen Sohn und dachte nicht daran, ihn zu schlagen. Er nährte und kleidete ihn gut und gab ihm jeden Morgen einen Soldo, damit er sich bei Belluß etwas kaufe.

Alle Schüler machten in dem einsamen Hause Station; und der große Mann mit den hellen blauen Augen zündete jeden Tag einen Haufen Sägespäne an, damit seine kleinen, halb erfrorenen Gäste sich ordentlich wärmen könnten, nun, da es bitter kalt geworden war.

Durch das Fenster der großen Küche mit den gelben Wänden sah man die nebelige Landschaft. Die Knaben, fast sämtlich Kinder armer Leute, waren komisch, doch malerisch eingehüllt. Adonis verschwand fast in einem

Digitized by Google

alten grauen Mantel des verstorbenen Onkels und einer Pelzmütze von unsicherer Herkunft. Obwohl der Mantel gekürzt worden war, streifte er den Boden und seine Zipfel waren von Schmutz umsäumt; da er auch hin und wieder geflickt war, behauptete Marco, Adonis sehe aus wie eine Hütte mit geschlossener Tür und geschlossenen Fenstern. Und Adonis schämte sich wohl seines Mantels, aber er war ihm dennoch lieb, weil er ihn warmhielt.

Und die Zeit ging hin. Der sehr strenge Winter hüllte die unabsehbare Ebene in seine Nebel und überdeckte sie mit seinen Schneefällen. Über dem neuerdings geschlossenen Palazzo Dargenti hielten gleich Gespenstern die großen beschneiten Bäume Wacht, und alles ringsum war trostloses, tiefes Schweigen.

Es gab in diesem Winter viele Kranke in Casalino. Tognina mußte wieder das Bett hüten, und auch Pirloccia erkrankte nach der Rückkehr von einer seiner weiten Reisen an Lungenentzündung. Adonis wurde somit mehr als je vernachlässigt. Zia Elena hatte soviel zu tun! Nur Carissima rief ihn häufig beiseite, um ihn zu beauftragen, die Eier, das Getreide und die übrigen Dinge zu verkaufen, die sie im Hause auf die Seite bringen konnte.

Er unternahm das sehr gern, und durch das Beispiel ermutigt, fing er an, auch für sich selbst zu „sorgen". Konnte er nichts anderes erwischen, so verkaufte er Lumpen, Knochen, die Holzasche und leeren Flaschen und bestritt mit dem Erlös nicht nur die notwendigen Ausgaben für die Schule, sondern sammelte auch einen neuen Sparpfennig. Niemand dachte an ihn: so mußte er es wohl selbst tun; hatte doch auch der Lehrer gesagt: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!"

Das fing am frühen Morgen an: er stand auf, fand nichts zu essen und nahm sich ein wenig Mehl, ein wenig Butter oder Fett und ein wenig Wasser und machte sich einen Chissolin (flachen Kuchen) daraus, den er auf die Glut im Kamin oder zur Not auch auf die heiße Asche legte. In einem Nu wurde der kleine Kuchen braun und schwarz — oder auch schwarz auf der einen, weiß und blasig auf der andern Seite: und in einem weiteren Nu war er verschwunden. Ob roh, ob gar, dem Knaben dünkte er köstlich.

Und dann fort, auf die schmutzigen Wege hinaus, in deren weißlichem Schlamm die Zoccoli (Pantoffel mit hölzerner Sohle) des Knaben Spuren zurückließen, wie vom raschen Schritt eines eiligen Wanderers, den ein verlockender Traum vorwärts treibt.

Ja, das Männchen in dem langen, häßlichen Mantel träumte und lief seinem Traumbild nach; und die Zoccoli wogen nicht schwer für die kleinen

Digitized by Google

Füße, die zum Lauf auf den beschwerlichen Wegen des Lebens bestimmt waren. Denn er träumte bereits davon, im Leben etwas zu erreichen: er träumte davon, Glück, Freude, Gerechtigkeit und Reichtum zu erlangen. Also weiter, nur weiter! Oft waren die Straßen hart gefroren und der Himmel wie aus blauem Kristall, und die Sonne strahlte wie ein großer Edelstein: dann war es dem Männchen so leicht und froh zumut wie einem Vogel. Es war ihm, als hätte er eine Maske aus Eis vor dem Gesicht, und alles um ihn her wäre kühl, leuchtend, durchsichtig klar. Und durch diese kristallene Klarheit hindurch schaute er weit, weit hinaus in das vor ihm liegende Leben: ja, er mußte eilen, die Zoccoli und den geflickten Mantel mitschleppen; er mußte so und so viele gläserne Türen einschlagen, sich verletzen, bluten; aber hinter der letzten Tür, dort, in der weiten Ferne, da war eine Welt der Wunder; keine eisige, öde, trostlose wie diese große gefrorene Ebene: nein, das Leben!

(Fortsetzung folgt.)

Der konziliante Kenner.

Von Karl Voll.

Ein Kunstgelehrter, der in den Ruf gekommen ist, ein Bilderkenner zu sein, hat es auf dieser Welt nicht leicht. Es ist ihm kaum möglich, jemand zu treffen, der nicht entweder selbst ein Bild besitzt und gern ein autoritatives Urteil darüber möchte oder der nicht einen Vater, Bruder, Onkel, Vetter oder eine Mutter, Schwester, Tante, Base hat, die ein Bild besitzen und ein autoritatives Urteil darüber möchten. Wenn er aber schon jemand trifft, dessen Verwandtschaft in dieser Hinsicht untadelig ist, so hat der Treffliche gewiß einen Freund oder wohl auch eine schöne Freundin, die einen Vater, Bruder, Onkel, Vetter usw. besitzen, die über ein Bild ein autoritatives Urteil wünschen. Was man hierin alles zu ertragen hat, geht oft über das Erlaubte hinaus, und es bedarf großer, natürlicher oder erworbener Liebenswürdigkeit und Klugheit, um nicht überall anzustoßen und sich nicht durch ein ehrliches Urteil über eine wertlose Kruste großen Verdruß zu machen. Ich werde vielleicht einmal bei anderer Gelegenheit die Leiden des Bilderkenners schildern, heute möchte ich nur erzählen, auf welche Weise ich die mir vorher nicht eigene Konzilianz im Beurteilen auch der ärgsten Schinken erlernt habe.

Ich sah einmal bei dem Münchener Professor Hauser, der ein für seine Zeit ausgezeichneter Kenner gewesen ist, ein kleines, schlecht gemaltes Porträt, das das Monogramm des liebenswürdigen Gerard Terborch trug. Die Bezeichnung

Digitized by Google

war aber zweifellos gefälscht, und wir kamen bald überein, daß das Bild kein Terborch sein könne.

Nach einiger Zeit sah ich in Norddeutschland bei einem reichen Privatsammler, der jedoch ungern kräftige Summen für Bilder ausgab, diesen angeblichen Terborch wieder, den ich rasch erkannte. Der Besitzer sagte mir voll Behaglichkeit: Denken Sie sich, was es für eine Bewandtnis mit dem Bilde hat. Ich sah es auf der Durchreise in München, ging zu Professor Hauser, den Sie ja kennen, und fragte ihn, ob ich den Terborch kaufen solle? Der Preis betrug 800 M. Hauser sagte, daß das Bild wohl nicht ein eigenhändiger Terborch sei, aber ich könnte es um den billigen Preis wohl nehmen; vielleicht käme doch noch ein echter Terborch dabei heraus. Bald danach kam ein berühmter holländischer Museumsdirektor zu uns und bat, unsere kleine Sammlung sehen zu dürfen. Ich zeigte ihm schließlich auch den Terborch. Er nahm das Bild so in die Hand, wie Sie es jetzt haben und sagte: Donnerwetter, das soll vielleicht gar ein Terborch sein! Dann meinte er: nein, Terborch selbst ist es nicht. Aber wissen Sie, Herr Baron, wenn es auch kein Terborch ist, so sieht es ihm doch recht ähnlich. Das Bild ist wirklich sehr interessant, aber es wird doch wohl eher eine Kopie nach Terborch als eine Schularbeit sein. Jedoch verstehen Sie mich recht! Es ist eine ungewöhnlich gute Kopie, wie man sie nicht leicht wieder sieht. Vielleicht stammt sie gar aus Terborchs Zeit. Doch nein, Herr Baron, das Bild kann nicht mehr im 17. Jahrhundert gemalt sein. Es muß später sein. Es wird wohl vom 18. Jahrhundert sein, doch was sage ich, es ist sicher im Anfang des 19. Jahrhunderts gemacht. Das ist nun aber noch interessanter. Der Mann, der das gemacht hat, kannte seinen Terborch aus dem ff. Glauben Sie mir, es ist in seiner Art ein Kunstwerk. Ich hätte nie gedacht, lieber Herr Baron, daß man in der Zeit des ersten Napoleon die alten Meister noch so gut hätte nachmachen können. Ich bin Ihnen sehr verbunden, Herr Baron, daß Sie mich das interessante Stück haben sehen lassen.

Das erzählte mir der Besitzer mit vielem Stolz, und seine Gattin saß freundlich lächelnd dabei und schenkte mir eine Tasse koffeinfreien Mokka ein. Die zwei guten Leute waren herzlich froh, um so wenig Geld ein Stück erworben zu haben, das selbst einen solch vielerfahrenen Kenner, wie den holländischen Direktor, so sehr interessieren konnte.

Ich aber blickte mit ruhig heiteren Augen den leichten Wölkchen der löblicherweise echten Habanna nach, die mir das gastfreundliche Paar angeboten hatte, und ich sagte zu mir selbst: So wirst du es in Zukunft auch machen. Zu dem Baron aber sagte ich: wahrlich, der Fall ist merkwürdig und zur Dame des Hauses: Sie haben recht, Gnädigste; man merkt es tatsächlich nicht, daß Sie koffeinfreien Kaffee verwenden. Er ist so gut wie echter Mokka.

Digitized by Google

Die Geschichte eines Deserteurs.

Wenn ich es wage, die nachstehende Erzählung der Öffentlichkeit zu übergeben, so geschieht es in der Erwägung, daß heutzutage mit gutem Recht, aus sozialen und psychologischen, volkskundlichen und heimatlichen Gründen heraus solche Berichte gern gelesen werden. Zwölf Jahre Autobiographie, „auto" freilich nur in dem Sinne, daß die Erzählung, nicht die Niederschrift, auf den Deserteur zurückgeht. Von der Wahrheit des Erzählten bis ins einzelne ist er so gut wie im allgemeinen auch der Schreiber dieser Zeilen überzeugt. Soviel wie irgend möglich, habe ich die Geschichte unseres lieben Alten genau so wiedergegeben, wie er sie mir, dem Pfarrer seines Dorfes, auf seinem Krankenlager zu seinem eigenen Zeitvertreib erzählt hat und wie ich sie in den zirka 8—9 Stunden seiner Berichte nachstenographiert habe. Selbst die Fehler seiner Sprechweise in bezug auf Orts- und Personennamen, Fremdwörter und dergleichen habe ich, weil sie zum Wesen des Ganzen gehören, nicht getilgt, auch auf erklärende Anmerkungen, die der Leser sich teilweise selber leicht machen kann, verzichtet. Übrigens haben die ungenauen Angaben zugleich den Wert von unfreiwilligen Pseudonymen. Da unser guter „Franzosenkap" sowohl undeutlich spricht als auch sehr schwer hört, war die Aufzeichnung nicht mühelos; und nur das Interesse an Sache und Person hat freundlich über die Schwierigkeiten der Erhebungen hinweggeholfen.

Das Interesse an der Person ist zunächst bei Fremden nicht vorauszusetzen. Ich hoffe aber, daß das Interesse an der Sache recht bald zum Interesse an der Person führen wird.

Sachlich bedeutsam ist unsere Erzählung schon durch die Darstellung des eigenartigen Soldatenlebens und durch die vielen Kriegserinnerungen. Doch nicht nur das Militär, sondern Volk und Vaterland dürften sich für die Dutzend Jahre seines inhaltreichen Lebens interessieren, da für 1870/71 alle Patrioten sich begeistern. Weltgeschichtlich und kulturhistorisch wichtiges Material findet sich in den schlichten Berichten. Über Heimat und Vaterland, Fremde und Ferne erfahren wir manches, was nicht allgemein bekannt sein dürfte. Deutschland, Frankreich, Belgien — Europa, Afrika, Amerika, alles das hat unser alter Freund schon zu einer Zeit kennen gelernt, da man noch nicht so leicht und häufig wie heute so weit hinaus kam. Wie sich allgemein Interessantes in einem schlichten Menschenleben wiederspiegelt, hat sicher Anspruch auf unsere Teilnahme. Der einfache Mann hat wichtige Beziehungen, z. B. folgenreiche Verhandlungen mit den Allerersten seiner Zeit in Frankreich und Deutschland gehabt: Napoleon, „Banfé" (Bazaine), Mac Mahon, Prinz Karl, Wilhelm I. und Blumenthal. Und wie ihm, dem gerne Erzählenden, hohe und niedere Offiziere und viele Zivilisten seinerzeit gerne zugehört haben, so werden auch heute noch so manche gerne seinen gemütvollen, episch-behaglich-breiten Erzählungen in dieser zugänglicheren Form lauschen, in denen selbst das „Ich" nicht unterdrückt ist, das den Unbekannten die Person des berichtenden Helden ersetzen helfen soll.

Ein Held ist er ja wirklich, nicht nur Titelheld, sondern ein Held der Tapferkeit, dem z. T. überschäumende Kraft zu Gebote stand. Es ist mir immer erstaunlich gewesen, wie einer so viel Heldenhaftigkeit, Schlachtengeist und Mut mit einer

Digitized by Google

ebenso großen Portion Gutmütigkeit und Freundlichkeit verbinden kann, wie unser Franzosenkap es tut. Es tut uns ferner heut in unserer sozialen Zeit zweifellos sehr gut, in das Leben eines Mannes aus dem Volke hineinzublicken, der genau so redet, „wie er's drinne hat".

Um so lieber aber sei seine Geschichte einer größeren Leserwelt unterbreitet, als er leider in seiner Heimat nicht die Anerkennung und Würdigung gefunden hat, die ihm gebührt.

Endlich wünsche ich allen Lesern und Leserinnen, welche letztere an dem kräftigen Erdgeruch der Erzählungen in höherem Interesse keinen Anstoß nehmen mögen, ebenso herzliche Freude an seinen verschlungenen Lebensschicksalen, wie ich sie selber gehabt habe und noch habe.

Gröningen, Bez. Magdeburg, St. Cyriaci. Lic. Dr. V. Kirchner, Pfarrer.

In Erfurt beim Kommiß.

Ich wurde im Jahre 1861 nach Erfurt eingezogen, wo 1860 ein Infanterieregiment gebildet war. Von dort aus wurde ich zu den sogenannten Totenköpfen, den schwarzen Husaren, und zwar ins 2. Regiment nach Limbach (?) gebracht. Da hieß es: 20 Mann müssen von der Kavallerie nach Erfurt zurück. Da wollten sie auch mich haben. Aber der Offizier wehrte ab: „Sie nehmen mir ja den schönsten Mann heraus!" „Ach", war die Antwort, „er gäbe auch einen schönen Infanteristen!" Als aber nochmals 20 Mann eingezogen wurden und die Lose ausgegeben waren, traf das Los auch mich, und ich kam nach Erfurt zur 5. Kompagnie. Ich war damals schon etwas schwerhörig. Daher kann's auch gekommen sein, daß ich sehr schlecht behandelt wurde, was Emil F. heute noch bestätigen kann. Ich wurde viel von den Unteroffizieren geschlagen. Auch der Feldwebel war schlecht zu mir. Immer gab es Strafwachen. Nur der Hauptmann meinte es mit mir sehr gut.

Auf der Cyriazburg, so ging das Gerücht, sollte ein Feuer speiender Drache sich sehen lassen. Es war aber kein Geist, sondern ein Mensch: ein pensionierter Major. Da schickten sie mich als mutigen, strammen Kerl auf Wache bei Pulverturm 1. Auf der darunter führenden Straße ging abends kein Mensch mehr entlang. „Z. ist ein gepackter Kerl, der fürchtet sich nicht, den wollen wir dorthin geben." Gerade in der mitternächtlichen Geister- und Gespensterstunde, zwischen 11 und 1 Uhr, mußte ich dort Wache stehen. Es schlug 12 Uhr. Zwischen Schmiera und Hochheim, in dieser Richtung sehe ich denn auch wirklich immer etwas Feuer speien. Die Erde herum, auf die Kante her, spie es. Es war dunkel. Ein Mensch konnte es nicht sein. Ich zitterte. Nun, Gott ist bei mir. Ich dachte: Antwortet er nicht, ich schieße drauf. Auf 150 Meter ließ ich ihn nach dem Pulverturm zu an mich herankommen. Ich war aber vorsichtig und blieb 20 Schritt vom Pulverturm entfernt, damit kein Feuer entstünde. Jetzt hatte ich ihn auf Schießlinie. „Halt, wer da?" Keine Antwort. Statt dessen spie er

Digitized by Google

mächtig. Die Haare standen mir zu Berge. Wieder rufe ich: „Halt, wer da?" Keine Stimme. Da sagte ich: „Jetzt lade ich mein Gewehr; antwortest du nun nicht, magst du ein guter oder ein böser Geist sein, es ist mir egal, ich schieße dich zusammen!" Er spie nur wieder. Ich ein drittes Mal: „Halt, wer da?" Er antwortete nicht. Ich schieße, wie ich's vorher gesagt hatte. Es regt sich nichts mehr, und das Gespenst war wie verschwunden. Ich denke: Ist's ein Geist, dann ist er abgeschreckt; ist's ein Mensch, dann hat er genug. Bald darauf kommen die Patrouillen; denn sie hatten schießen gehört. Ich: „Halt, wer da?" „Patrouillen!" Parole wird genannt. „Kann nähertreten!" „Ist hier geschossen?" „Ja!" „Weshalb?" „So und so; nun sehe ich nichts mehr." Patrouille macht Kehrt und geht zur Wache zurück. Nach einem Fleck kommt der wachthabende Offizier. Ich: „Halt, wer da!" „Wachtkommando!" Losung und Feldgeschrei. „Kann näher treten, passiert." „Haben Sie geschossen?" „Ja!" „Haben Sie jemand erkannt?" „Nein, es war kein Mensch, es war kein Geist!" „Wie weit entfernt?" „Etwa 150 Meter. Er war mitten auf der Ramme, der Ebene, auf dem Wall." Der Offizier hatte eine Laterne bei sich, geht auf die bezeichnete Stelle zu. Ich sehe, wie man sich bückt und untersucht. Die Abteilung kommt retour. „Halt, wer da?" „Wachtkommando!" „Aber Z., Sie haben gut getroffen!" Der Unteroffizier, der dabei war, sagt: „Hat uns Gott doch einmal von diesem Schrecken erlöst; das war der Teufel, der umgegangen ist." Offizier und Unteroffizier patschen mich anerkennend mit den Händen und erkundigen sich genau, wie weit ich beim Schießen vom Pulverturm entfernt geblieben sei. Nach 16 Minuten kommt wieder ein Mann mit einer Laterne, zwei Soldaten dabei, die aus dem Lazarett einen Krankenkorb mitbringen. Das habe ich selber nicht mehr erlebt, weil ich inzwischen schon abgelöst war. Der Korb wurde ins Lazarett geschafft. — Als unsere Wachtzeit um war, 2 Uhr Nachmittag, kommt der Feldwebel, der mein Freund nicht war, und sagt zu mir: „Z., was haben Sie gemacht? Sie werden genug kriegen!" Da kommt auch der Alte (der Hauptmann): „Nun, mein Sohn, was hast du gemacht? Den Major erschossen?" Ich antworte: „Ich kann nichts dazu, ich habe es nicht gewußt. Ich habe dreimal „Halt, wer da!" gerufen und er hat nicht geantwortet, auch nicht, als ich sagte, ich würde sonst schießen." „Morgen ist's Verhör, da mußt du einen Eid ablegen!" — 9 Uhr vormittags ging's auch wirklich aufs Kommando. Sie fragten mich: „Kannst du schwören?" „Ja!" Ich habe aber schwören müssen, weil es doch möglich gewesen wäre, daß der Major Bedeckung gehabt hätte. Der General gab mir die Hand und sagte: „Solche Leute wollen wir haben! Das ist Tapferkeit!" Es war nämlich der Arrest nicht leer geworden, weil sich alle Posten, auch die Unteroffiziere gefürchtet hatten und ausgerissen waren. Und was war's gewesen? Der pensionierte Major hatte vor Übermut sich eine Bärenhaut umgetan, war drüber eingeschmeichelt und sah mit spitzigem Kopf

Digitized by Google

heraus. An der Furcht der Wachen hat er seinen Spaß gehabt, wenn er seine leuchtenden Raketen losließ, was als Feuerspeien aufgefaßt wurde. Das war der Spuk der Cyriaxburg gewesen. „Morgen wird die Leiche beerdigt, du mußt mit." Ich mußte so folgen, wie ich auf Wache gestanden hatte. So gings zum Brühler Tor hinaus. Es hatte die Sache verborgen bleiben sollen. Aber es hatte doch Murmelns gegeben. Ich mußte auf der rechten Seite des Trauerwagens mit angefaßtem Gewehr gehen. Als der Sarg eingesenkt war, gab mir der Hauptmann den Befehl zum Abtreten. Der Pastor gab den Segen, und es wurde geschossen. Zum Löwen Tor ging's hinein. Ein paar Herren kommen an mich heran: „Du bist aber ein tapferer Kerl, komm, trink mal!" „Ich trinke nicht!" „Na, ein Glas!" „Ich will aber nicht erst hinein." „Du mußt hinein!" Nun mußte ich erzählen. Das Gasthaus war mächtig voll. „Sollst Trinkgelder haben", hieß es. Bald hatte ich die ganze Tasche voll Geld. Man drückte mir die Hände, ich sei ein guter Schütze und hätte den Teufel von der Cyriaxburg geholt.

Die Unteroffiziere ärgerten sich nun bloß noch mehr, daß ich mich so ausgezeichnet hatte, während sie tage- oder wochenlang Arrest bekommen. Der Hauptmann aber war mir doppelt gut. Das half aber doch nichts, weil mich die Unteroffiziere gar zu schlecht behandelten. Nach einem Jahr wurde ich dieser Behandlung überdrüssig. Ich war das Soldatenleben satt. Das Leben nehmen wollte ich mir nicht. Da desertierte ich nach Halle. Sechs Wochen war ich fort. Da wurde ich krank. Ich meldete mich auf der Hauptwache und wurde festgehalten. Der Unteroffizier Kaiser aus Dietzhausen holte mich nach Erfurt, und ich bekam sechs Monate Festung.

Ich wurde mit meinem Leutnant feindlich. Als ich von meinen drei Jahren noch fünf Monate zu dienen hatte, habe ich den Leutnant verhauen. Das aber kam so. Meine Liebste hieß Luise. Wie weiter, weiß ich nicht mehr. Sie war ein besseres Mädchen, ich ein schmucker Kerl. Drei Monate waren wir zusammen. Luise war so gut zu mir, hat mir viel gekauft, auch einen eigenen Säbel und eine Uhr, die 36 preußische Taler wert war. Da war einmal Damenball im Oberratskeller in Erfurt. Ich nahm meine Luise und habe mit ihr vielleicht sieben Reigen getanzt, als sie meint: „Ich muß auch mit meinem Schicks (dem Leutnant) tanzen." Der Hauptmann, der mich als guten Zugführer und Schützen schätzte, weshalb er mir immer die Nächte für meine Luise freigab, sagte zu mir: „Geh nach Hause; morgen um 1/23 Uhr müssen wir ausrücken."

Ich gehe auch ganz pünktlich nach Hause. Ich habe mich schon halb ausgezogen. Da kommt der eifersüchtige Leutnant und sagt zu mir: „Ich werde Sie melden, es ist über die Zeit!" Ich erwidere: „Ich habe noch zehn Minuten Zeit nach meiner Uhr." „Nach Ihrer Kartoffel kann ich nicht gehen." Als er mir mein Geschenk von Luise schlecht machte, sprach ich: „Sie haben noch nicht

Digitized by Google

mal solche Kartoffel." Er: „Halten Sie Ihre Schnauze!" Ich: „Unser König von Preußen hat keine Leute mit Schnauze." Da schlägt mich der Leutnant. Ich fuhr in die Hitze und schlug wieder. Der Offizier zieht blank. Ich ziehe mein Holzgewehr aus der Stutze heraus und sage: „Bleiben Sie drei Schritte von der Wand, stecken Sie den Degen ein, sonst sollen Sie sehen, was passiert!" Da er's nicht tat, steche ich ihn in die Seite und war froh, daß ich Mut gezeigt hatte.

Am anderen Tage war der Marsch. Dann mußte ich zum Appell. Leutnant und Unteroffiziere steckten dahinter, während der Hauptmann Eskens gut war. Ich sollte in Untersuchungsarrest, ging aber vorerst zu meinem Mädchen, das sagte: „Der Leutnant ist ein Schurke."

Desertion nach Frankreich.

Ich packte meine Drillichsjacke auf, nahm den Waffenrock, meine eigenen Stiefel und die Feldmütze. „Wohin?" werde ich angeschrien. Ich antwortete: „Ich will in die Stadt und dem Hauptmann helfen aufziehen." Ich schrieb einen Brief und ging nach Hochheim heraus. Ich kletterte auf einen Baum und befestigte in seiner Spitze meine Feldmütze, in der mein Brief lag. In Groß-Rettbach wußte ich mir Zivilkleider zu verschaffen. Das war bei Neudietendorf. Ich kam zu einem Meister, den ich belog: „Ich bin Reservist." Er nahm mich an: „Kannst als Schmied bei mir arbeiten!" Nach drei Tagen sehe ich plötzlich drei Helme und Gewehre aufblitzen. Ich schnell zum Meister: „Geben Sie mir einen Taler, Meister." Der hatte in Mühlberg seine Schwester verheiratet. Die gab mir drei Taler und schickte mich nach Herrenhof bei Wölfis, wo der jetzige Übungsplatz ist. Ich log noch wo anders und bekam auch. In Crawinkel treffe ich jemand, der mich fragt, wohin ich wolle. Ich: „Nach Suhl!" Er: „Nun, dann sind wir Reisekameraden!" Wer war's? Ein Unteroffizier aus Erfurt, der wegen Unterschlagung desertiert war. Er hatte Geld und Wegweiser. So ging ich nach Benshausen und er nach Meiningen. Als ich nach Hause kam, schrie meine Mutter. Ich erklärte, ich wolle nach Frankreich! Mit meinem Schwager Kaspar Müller und einem gewissen Kürschner gehe ich in den „Goldenen Hirsch". Da sehe ich doch, wie der Benshäuser Gendarm, der Bürgermeister und der damalige Gemeindediener, der alte Sattler, sicher meinetwegen aufs Wirtshaus zugehen. Ich hinten durchs Haus, durch den Hof über den Gottesacker nach Schwarza, dann auf Kühndorf zu. Vor Erschöpfung bin ich dann in einer Furche vor Kühndorf eingeschlafen. Als ich erwache, sehe ich einen Helm blitzen. Das war Neubauer, dabei mein Schwager. Ich nun immer hinter meinen Verfolgern her in der Richtung nach Meiningen. Ich behalte beständig die beiden im Auge, ohne mich blicken zu lassen. In der Nähe des Johannisbergs, zwischen Kühndorf und Meiningen, lugte ich auch

Digitized by Google

immer hinter ihnen her. Bei Meiningen treffe ich meinen Unteroffizier wieder, der meine beiden Benshäuser auch gesehen hatte. In der Bahnhofstraße von Meiningen sehe ich auch meinen Schwager in der Nähe der Post. Ich rede ihm zu, von mir zu lassen und mich nicht zu verraten. Aber er will davon nichts wissen. Da kriege ich ihn doch und schmeiße ihn auf die Straße, daß ihm Hören und Sehen vergehen mußte; denn ich war mal kräftig, als ich jung war. Inzwischen hatten sich nun schon Leute zusammengefunden. Ich lief in den Herzogsgarten. Zwar werde ich angerufen, kümmere mich aber nicht darum. Zweimal mußte ich über die Stackete setzen. Hinter dem Herzogsgarten fließt die Werra. Was bleibt mir übrig? Ich schwimme durch! Es war Mai. Sie war recht tief und kalt. Drüben angelangt, klettere ich auf den Felsen. Der Unteroffizier und ich hatten sich verabredet, daß wir uns in Dreißigacker treffen wollten. So geschah's denn auch, und wir haben dort gegessen und getrunken. Mein Kamerad hatte Geld, aber auch Dolch und Revolver bei sich. Ich hatte weder Geld noch Waffe. Da kommen zwei Gendarmen auf Dreißigacker zu. Wir wußten, wem es galt und fliehen nach Bettenhausen zu. Die Gendarmen sehen uns etwa 300 Schritte vor sich und rufen, schrieen: „Halt!" Der Unteroffizier antwortet ihnen: „Kommt einer, schieß ich ihn tot." Ich falle ein: „Und ich steche zu mit meinem Messer!" Als die Gendarmen die Waffen blitzen sahen, kehrten sie um und ließen ohnmächtige Reden hören: „Wartet nur, wir kriegen Euch doch noch!"

Es war uns nun nicht möglich, bei Tage zu reisen. So hielten wir uns am Tage bei Mutter Grün auf und in der Nacht wanderten wir. Denn wir hatten ja keine Papiere und wollten nicht gefaßt werden. In dieser Weise kamen wir glücklich über Frankfurt a. M. nach Mainz, wo die Dreißiger standen. Der Übergang über die Schiffsbrücke kostete einen Kreuzer. Als wir über den Rhein gehen, folgen uns zwei Personen. Der Unteroffizier riß aus. Wir hatten aber vorher verabredet, in Worms an der alten Luthereiche uns zu treffen und zwar in nicht länger als drei Tagen. An der französischen Grenze werde ich nach Saarbrücken gewiesen. Ich gehe nach Klein-Ingelheim. Hier gibt's kein Bier, sondern es wird Wein getrunken. Der Schoppen kostete sechs, acht, zehn Kreuzer. Ich trinke den für zehn Kreuzer und schlafe am Tisch ein. Da faßte mich einer hinten an. Vor mir steht ein Polizist, sagt: „Hier wird nicht geschlafen" und fragt: „Woher?" Ich: „Habe ich dich gefragt, woher du bist?" Er: „Du bist Soldat, bist ausgekniffen!" Ich: „Ich bin beurlaubt, habe meine Schwester besucht." „Wo ist der Urlaubspaß?" „Habe keinen." Da will er mich arretieren. „Drei Schritte vom Wanst!" schreie ich und haue ihn, daß er taumelt, und schmeiße ihn in die Stube, daß Blut aus Maul und Nase fließt. Da kommen zwei Gendarmen aus Hessen-Darmstadt und fragen: „Was ist denn hier los?" „Was nicht angebunden ist!" „Wo sind Sie her?" „Von

Digitized by Google

meiner Mutter." „Sie sind ein frecher Kunde!" „Ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt; ich bin kein Mörder und nichts; weiter brauchen Sie nichts zu wissen." „Zeigen Sie Ihren Paß!" „Den habe ich vergessen." „Dann sind Sie auch unser Arrestant." Einer der Gendarmen nimmt alles zu Papier und ordnet an, daß die zwei stärksten Männer mich nach Groß-Ingelheim bringen sollen. Ich sage: „Ich muß mal austreten." Der eine Gendarm sagt zum anderen: „Aber lassen Sie ihn ja nicht ausreißen!" Draußen sprach ich zu dem, der mich bewacht und am linken Arm festhält: „Ich bin ein Bayer. In unserem Gesetz heißt's: Drei Schritte vom Wanst!" Da reiße ich mich auch schon von ihm los, hebe ihn hoch und schmeiße ihn hin. So gewann ich Zeit zum Fliehen. Indes war der andere Gendarm herausgeeilt. Er lief so, daß er über die Stufen fiel. So bekam ich ziemlichen Vorsprung. Nun riefen sie statt: „Haltet ihn": „Hebt en!" Ich nicht dumm, rufe auch immer: „Hebt en!" Die Bauern standen nun da und wußten nicht, wen sie halten sollten, weil beide Teile darum baten. Dadurch kam ich zum Dorf hinaus.

Als ich eine gute Viertelstunde gegangen war, sind mit einem Male zwei Gendarmen zu Pferde hinter mir. Ich klettere eine Böschung hinauf, komme in Weingärten, muß über Weinberge. Was ist das? Welch ein Wasser? Das ist der Rhein! Ich hinein, schwimme mit dem Strom, lege mich aufs Kreuz. Die Gendarmen rufen mir zwar noch nach: „Dich kriegen wir doch noch", aber es war blinde und ohnmächtige Wut. Endlich kriege ich eine Hecke zu fassen, schwimme auf die Seite und ziehe mich an der Hecke heraus. Glücklich am andern Ufer angekommen, ziehe ich mich aus; denn ich war ganz voll von Wasser. Aus den Stiefeln kippte ich das Wasser, meine ganzen Sachen ringelte ich ordentlich aus. Weil ich mit dem Strom geschwommen war, war ich weit zurückgekommen, mußte also den umgekehrten Weg am Ufer entlanggehen. Der Rhein ist dort weit. Mit den Pistolen hatten mich die Gendarmen wohl nicht erreichen können. Einer aber hatte auch den Rhein durchschwimmen wollen, aber sein Pferd war nicht ins Wasser gegangen.

Hier war nun alles eben, nicht mal Waldung gab's. Nach einer Stunde Wegs taucht eine Kante auf, die wie Nebel aussah. Aber es war kein Nebel. Je näher ich kam, desto größer wurde es. Da merkte ich, daß es Wald war. Im Walde war kein Weg und kein Steg. Da bin ich im Gebüsch wie ein Verlassener herumgelaufen. Es wurde Nacht und seit Klein-Ingelheim hatte ich nichts gegessen. Das Essen war mir auch bei dem Schrecken vergangen. Ich nahm mir einen Ast vom Erlengesträuch und machte mir eine Streu zusammen wie fürs liebe Vieh. Da legte ich mich hinein. Ich war aber immer noch bis auf die Haut naß. In meinem Gebete schlummerte ich aber ganz schön ein und habe fein ausgeschlafen. Als ich erwache, sehe ich die Sonne, die ihre Strahlen gerade auf mich fallen läßt. Ich zog mich wieder aus, ringte

Digitized by Google

meine Kleider durch und legte sie so, daß die Sonne sie trocken machen konnte. Es war frisch, wir hatten ja noch Mai, das Korn war aber schon hoch. Als meine Sachen trocken waren, ging ich immer gerade aus durch Dick und Dünn. Endlich kam ich auf einen Weg. Ich untersuche die Wagenspuren; ich wußte aber nicht, wohin ich gehen sollte. Es war mir auch egal. Ich dachte: Gott wird dich schon irgendwohin bringen.

Nach einer Wegstunde nahm der Wald ein Ende, und das Feld ging an. Es war alles eben. Da sehe ich eine Kirche mit einem spitzigen Turm. Der Fahrweg, den ich ging, führte auf die Landstraße. Auf 1000 Meter vom Dorf entfernt sah ich schon Häuser. Ich hatte Hunger und Durst. Ein paar Batzen besaß ich ja noch.

Als ich ans Chausseewärterhaus kam, machte ich auf, klopfte an die Stubentür. Es war aber niemand darin. „Holla," rufe ich. „Was gibt's?" „Liebe Mutter, haben Sie nicht eine Tasse Kaffee und Brot? Ich wills bezahlen." „Nein, aber wenn Sie warme Milch haben wollen." „Auch das." Es war eine gutmütige Frau, denn ich war ja garnicht in einem Wirtshause. Sie brachte einen mächtigen Topf voll Milch und einen halben Laib Brot. Auch einen kleineren Topf, in den aus dem größeren eingeschenkt werden sollte, stellte sie hin. Ein Messer war auch dabei. „Nun, schneiden Sie sich ab." Als die Frau mich so ansieht und ich sie auch wieder, merkte ich, daß sie barmherzig war. Sie fragte: „Woher, wohin?" „Mutter, Sie sind doch verschwiegen?" Als sie das versicherte, sagte ich ihr, daß mir weiter garnichts passiert sei, ich sei nur als Soldat schlecht behandelt worden, habe mich gewehrt und bin desertiert. „Von wo?" „Aus Erfurt." „Wo ist das?" „Im Thüringer Wald im Sachsenlande." „Ach, so weit her?" Als ich erzählte, daß ich nur wegen Insubordination geflohen sei, weinte die Frau mächtig: „Ach, mein Gott, wenn das nur nicht auch meinem armen Sohn passiert!" „Warum weinen Sie so?" „Ich habe nur einen Sohn; der steht in München, wo auch viele desertieren." Ich tröstete sie: „Wenn er gut behandelt wird, dann braucht er nicht zu desertieren." „Nun, mein lieber Freund, weil Sie mir alles gestanden haben, will ich Ihnen auch helfen. Hier im Ort liegt Gendarmerie. Sie müssen auf der Straße grade daran vorbei. Da steht einer immer auf der Wache. Aber nach einigen Metern geht ein Weg hinterm Dorf rechts ab und nach 500 Schritten führt er wieder auf die Straße herauf." „Mutter, schönen Dank! Ich will nach Worms; wie weit ist das noch?" „Noch vier Meilen." Ich war froh, daß hier die letzte Gelegenheit mit der Gendarmerie war; denn es war der letzte bayerische Ort. Die badische Grenze ist dann nicht so strenge und stellt keine Wache auf der Straße auf.

Ungefähr 1½ Meilen vor Worms wurde es Nacht. Es war sehr dunkel. Da stand ein Gewitter am Himmel. Die Feldgerste ging mir bis an die Brust.

Digitized by Google

Auf einmal blitzt und donnert es, das Feuer sprang nur so auf dem Erdboden herum. Solch Gewitter habe ich im Leben nicht gesehen und bin doch weit und breit gewesen. Da erblickte ich einen Apfelbaum mit dürren Ästen und wenigen Blättern. Er war krumm gewachsen. Er war der einzigste Zeiger ringsumher. Ich kniete nieder und betete aus Leibeskräften, was ich nur konnte. Der Regen schlug nur so auf, die Gräben wurden ganz voll. Ich hatte zwei Röcke bei mir. Den einen zog ich aus, brachte ihn unter meinen Kopf und legte mich in vollem Gebete nieder. Ich schlief gut. Früh morgens weckte mich die Sonne. Vor mir auf dem Felde lag die Gerste, als ob eine Walze darübergegangen wäre. Die Straßengräben standen noch voll Wasser. So lange ich gelegen, hatte ich nichts vom Gewitter gespürt. Die Stelle, wo ich geschlafen hatte, war die einzige trockene und staubige. Es sah aus wie ein Menschengrab. Später hat mir ein Bischof erklärt, wodurch ich so wunderbar erhalten bin. Ein jeder Mensch habe seinen Schutzengel und Patron, Gott habe mich beschützt und mein Gebet erhört.

Nun ging's nach Worms zur Eiche. Was für eine starke dicke Eiche! Großer Gott im Himmel, wie in einer Stube kann man drin liegen! Sitze und Tische sind darin! Hier hatten wir uns treffen wollen. Ich sah niemand, und doch ging es zum dritten Tag. Ich spaziere auf der Eiche umher. Also gut, ich gehe in die Stadt, hatte Hunger und kehrte beim Fleischer ein, kaufte für drei Kreuzer einen Servi, Semmel dazu und trank einen Schoppen Wein für sechs Kreuzer und hielt mich noch ein bißchen auf, bis ich wieder zur Eiche ging. Ich finde aber keinen, ob ich herauf- oder heruntergehe. Endlich! Es war gegen Abend, als ich von der Eiche wieder herunterkomme, kommt einer mit Hut, Überzieher und Zigarre. Dem Gehen nach mußte es mein Unteroffizier sein. Richtig, er war's! Die Freude! „Bist du da, Junge? Wie ist dir's gegangen?" „Nicht gut. Und wie dir?" „Ich habe tüchtig strampeln müssen, habe mich auch verlaufen. Ich sollte in einem Dorfe von der Wache angehalten werden, habe aber den Nachtwächter genommen und ihn in die Straße hineingeworfen. Ob er aufgestiegen ist, weiß ich nicht; so bin ich glücklich durchgekommen." Das war nun gut. Wir gingen beide in die Stadt. Der andere hatte schöne Asche bei sich. Es gab ein feines Abendbrot. Dann ging's auf die Wanderschaft.

Von Worms ging's nach Mannheim. In einer Baracke von M. haben wir kampiert. Nun über die Schiffsbrücke, über den Rhein nach Ludwigshafen a. Rh. Weiter nach Kiemesheim und Speyer. Dann gingen wir aber nicht nach Landau, sondern nach der Lauterburg an der bayerischen Grenze, der ersten französischen Station.

In Rheinzabern, einem Marktflecken, habe ich mich in der Kleidung umgewandelt. Wir besuchten einen Kaufladen; jeder erstand sich eine Tonpfeife

Digitized by Google

und Tabak. In dem steht ein Herr im Laden und sieht uns so barbarisch an. „Ihr seid wohl fremd?" „Ja!" Er geht auch mit heraus: „Hören Sie mal, sind Sie desertiert?" „Was haben Sie denn danach zu fragen? Wir sind keine Deserteure." „Ich bin ein guter Christ, habe schon manchem geholfen, und weiß, wie es ist. Ich will euch durch den Böwald helfen, weil es dort gefährlich ist. Geht mit mir nach meiner Wohnung." Es war ein guter Glasermeister. Seine anderen Hausgenossen waren schon aufs Feld gegangen. Er ging in den Keller und holte eine Kanne Wein und Brot. „Nun, liebe Kinder", sagte er, „ich habe gleich gesehen, daß ihr Soldaten seid." Er hatte nämlich 13 Jahre in Rastburg als Geselle gearbeitet, wo er mehr erkannt hat. Es war ein sehr gemütlicher Mann: „Am Tage ist nichts zu machen, aber geht hinauf in den Boden und schlaft." Er schwur, daß er kein falsches Spiel mit uns treibe. Es war aber auch so. Er war ein treuer Diener und barmherzig mit uns. Er wußte, daß man als Soldat oft sehr schlecht behandelt wurde. Abends kamen seine vier Mädchen, von denen drei Zwerge waren. Die jüngste war ein feines Frauenzimmer, schön und gerade gewachsen. Abends gabs Salat und Salzkartoffeln. Das Fräulein war heraufgekommen und hatte uns geladen: „Kommt mit herunter, wir wollen essen. Wir haben schon alles zugeschlossen; es kommt keiner mehr. Sonst ist aber auch Versteck da. Daß wir verraten, ist bei uns nicht Mode." Das Frauenzimmer ließ uns aber nicht aus den Augen. Mein Kamerad war solch Schwarzer, kein Auge wendet sie von ihm. Die Leute waren auch evangelisch, wiewohl es dort dreimal soviel Katholische gibt als Evangelische. Das Glas wurde immer wieder gefüllt. Es hat uns sehr gut geschmeckt. Der Glasermeister sagte schließlich: „Gehen sie wieder in ihre Lager. Punkt 12 Uhr stehe ich auf und gehe mit euch über eine Stunde weit."

Das war der geheime, schmale Maklerweg. Sonst wären wir mehrmals an der Gendarmerie vorbei- und nicht durchgekommen. Die Wachen im Bayerischen sind sehr stark. Immer gings durch Wald. Als er uns über eine Stunde weit gebracht hatte, sagte er: „Jetzt noch 1½ Stunden, dann kommt ihr nach Berka. Ihr aber geht nicht rechts und nicht links, sondern immer den schmalen Weg durch, es mag kommen was will."

4 Uhr morgens kamen wir auch in Berka vor Lauterburg an. Da wurden wir plötzlich angehalten: „Halt, wohin?" „Nach Lauterburg." „Was wollt ihr da?" „Wir wollen drin schaffen!" „Karte her!" „Wir haben keine!" Da schrie der Gendarm: „Raus!" Wir beide aber rissen aus, während eine Menge Soldaten heraustraten. Gewehre in Stütze eilten sie uns nach. Ich sprang nach der einen, der Kamerad nach der anderen Richtung. Diesen faßten sie. Ich aber über den Graben. Bis über die Knie war ich im Schlamm. Aber eins, zwei, drei war ich auch heraus. Die Soldaten waren auch dicht hinter mir. Mir war es, als ob mich die Engel mit Flügeln trügen. An der Brücke waren Stacketen.

Digitized by Google

Ich kriegte Durchsprung mit beiden Händen und kam über die Hecken. Schon hat mich der Gendarm am Rock. Ich stoße ihn in die Seite hinein. Dadurch reißt er ein Stück aus meinem Rocke heraus, und ich bin glücklich auf der Brücke.

In Lauterburg und Straßburg.

Ich gehe durchs Tor von Lauterburg. Da steht wieder einer, Gewehr im Arm, Tornister auf, Kappe darauf wie unsere Landwehr und eine feuerrote Hose dran. Ich hatte doch in meinem Leben noch keinen französischen Soldaten gesehen und denke: Wieder ein Polizist! und schleiche mich auf die Seite, um an ihm vorbeizukommen. Da ruft er, der den ganzen Handel mit angesehen hatte: „Halt, Kamerad, nun bist du erlöst! Komm her!" Er sprach Deutsch, nicht Welsch. Sie können dort alle deutsch sprechen; aber die Schule und die Familiensprache ist französisch. „Wer bist du?" „Ich bin ein Preuße!" „Und ich bin ein Bayer, auch ein desertierter Bruder. Na, nun wollen wir die Gauner ärgern." Denn sie standen alle drüben und guckten, hatten doch aber keinen Teil mehr an mir. Der Obergendarm guckt in die Liste und sieht den Steckbrief nach und sagt noch: „Das ist der Zimmermann von Erfurt." Mein Kamerad ruft hinüber: „Nun macht ihr Lumpen, daß ihr wegkommt, er ist nun unser; sonst stoße ich noch mit der Kolbe zu." Zu mir aber spricht er: „Warte, Junge, in einer halben Stunde ist meine Zeit aus, da werde ich abgelöst. Ich bin hier der einzige Deutsche, die anderen sind alle welsch." Die Zeit verging. Während er hin und her spazierte, ging ich immer an seiner Seite. In dem Gespräch sagte er auch: „Du hättest den Leutnant tot stechen sollen; er und die Anderen sind nicht mehr wert."

Auf der Wache waren 16 Mann. Einer, der mit mir verhandelte, konnte kein Wort Deutsch und ich kein Wort Französisch. Der Kamerad schwatzt mit dem Feldwebel, der ihm befiehlt: „Nun hängen Sie ihr Gewehr aus und bringen Sie ihn auf die Kommandantur." Da hier noch nicht alle beisammen waren, hieß es: „Nehmen Sie den Mann mit auf die Wache, dann kommt Exzellenz" (natürlich alles in französischer Sprache).

Ich wollte mir noch etwas in der Stadt kaufen. Da wehrten sie ab: „Wir haben Essen und Trinken für dich, da sollst du aber mal tüchtig Wein saufen!" Ich war froh, daß ich wenigstens einen deutschen Kameraden hatte. Der erzählte mir, er wolle 24 Jahre bei den Franzosen, und zwar bei der Legion *trasché* bleiben. Ein paar Jahre habe er noch abzumachen. Das Gesetz war so: Zuerst müßte man sieben Jahre dienen. Dann konnte man machen, was man wollte, und war frei. Blieb man dabei, durfte man sich ein Regiment wünschen, welches man wollte, und diente weiter sieben Jahre. 1300 Franken bekam man sogleich ausgezahlt, und die anderen paar Hundert blieben in der Bataillonskasse stehen, bis die Zeit herum war, dann mußte man nochmal sieben Jahre dienen, danach

Digitized by Google

wurde man pensioniert und versorgt. Wenn man während der Dienstzeit verwundet wurde, war es für einen noch besser. Denn in dem Falle wurde er gleich bedeckt und versorgt. Zusammen diente man also 21 Jahre.

Also um 5 Uhr nachm. gings auf die Lauterburger Kommandantur. Da waren Arzt, Schreiber und Offiziere. Der Doktor untersuchte mich: „Den können wir brauchen! Der ist gut und fest. Wenn wir nur lauter solche hätten!" Ich wurde abgenommen und gemessen, Größe und Aussehen wurden festgestellt. Ich bekam einen Militärpaß und sollte nach Straßburg kommen, wo ich mich beim Rekrutenkommando zu melden hatte.

In Lauterburg hieß es noch: „Dieser Mann wird im Gasthof zur Krone mit Verpflegung einquartiert." Es ging also nicht mehr auf die Wache. Ich trank mit dem Bayern einen Schoppen Wein. Als er dafür bezahlen wollte, wurde ihm erwidert: „Sie brauchen nichts zu bezahlen; es ist unsere Einquartierung." Um 7 Uhr bekam ich aufgetragen. Es war aber ein hübsches Weiberleut! Ach fein: eine Kanne mit Wein, Salat, Kartoffeln und Brot! Hier schlief ich zum erstenmal wieder in einem Bette. Mir war's, als wenn ich in den Himmel selber hineinfiele; denn es war ein feines Bett. Erst um 10 Uhr stand ich auf, nachdem ich fein ausgeruht hatte. Zum Frühstück gab's Kognak, und Kaffee. Beim Abschied schenkte mir das Fräulein noch einen halben Franken, ich solle unterwegs einen Schoppen Wein dafür trinken.

Ich machte den Rhein „aufer hin" und kam durch Dörfer und Orte, deren Namen ich nicht mehr alle weiß. Aber folgende waren darunter: Bamau an der Lauter, Roggenheim, Rischwong, Suflum, durch ein Judendorf, Oberhof, Bischweiler, Jaanhausen i. Elsaß, Gent, Jützenheim, Pischenhain, wo ich über Nacht blieb. Diese Tour machte ich allein. Ich war etwa zehn bis elf Stunden gewandert.

Der Wirt fragte nach meiner Legitimation. Jetzt konnte ich einen Militärpaß reichen. Ich sagte, ich sei bei der Fremdenlegion engagiert. Er sah, daß ich ein Schmied war, und machte mich darauf aufmerksam, daß drüben ein Schmied wohne. Ich ging zu ihm. Er redete mir ab, Soldat zu werden, und zu, bei ihm als Schmied zu arbeiten, er hätte Arbeit für ihn, solange er lebe. Ich hatte aber keine Lust dazu. Denn dann wäre ich kein französischer Bürger geworden, während ich's als Soldat sofort war. Man muß nämlich als Zivilist 15 Jahre im Lande sein und sich die ganze Zeit über gut betragen, um das Bürgerrecht zu erhalten. Deshalb nahm ichs nicht an, sondern packte am nächsten Morgen um 8 Uhr auf und ging nach Straßburg durchs Steintor.

Um 9 Uhr war ich pünktlich auf dem Rekrutenkommando. Ein militärischer Bedienter kam. Ich zeige meinen Paß. Ich muß eintreten. Alle staunten mich an. Ich wurde gefragt, was ich begangen hätte. Ich: „Gar nichts, nur Insubordination und Desertation." „Haben Sie eine Mordtat begangen? Sind

Digitized by Google

Sie Feuerstifter und deshalb durchgebrannt?" „Nein!" Alles wurde zu Protokoll genommen. Der Bediente begleitete mich in die weiße Turms-Kaserne. Schade, daß ich nicht einen Tag eher gekommen war. Gestern hätte ich noch mit nach Afrika gekonnt. So mußte ich noch vier Wochen warten. Ich wurde noch genauer gefragt, zu welchem Erfurter Regiment ich gehört hätte. Man schrieb nach Erfurt, ob meine Aussagen stimmten. Läge Mord oder Brandstiftung vor, würde ich ausgeliefert. Aber Desertion auf grund schlechter Behandlung gilt nicht als ehrenrührig.

Wir waren 13 Deutsche zusammen in den vier Wochen, lauter Deserteure, Badenser, Bayern, Österreicher, zwei Hannoveraner, die auch weiter nichts verbrochen hatten. Ich hatte es sehr gut im Essen und Trinken und brauchte nichts zu tun. Jeder Mann bekam täglich 1 1/2 Pfund Brot, ein Pfund Fleisch, zweimal Essen, zwei Schoppen Wein. Das war über die Mahlzeiten verteilt. Ich putzte auf.

Bei der Artillerie war dort auch ein Schmied, dem ich half. Ein Elsässer war unter uns, der gut Deutsch konnte, durch den man sich mit anderen verständigte. Ein paar Tage nach meiner Ankunft ließ ein Offizier sein Pferd beschlagen. „Das ist mein Geschmack," sage ich, „ich will das Eisen zurichten, aber auch beschlagen." Weil er nicht Deutsch konnte, patschte mich der Offizier bloß, als ich fertig war. Aber soviel verstand ich doch: „*Maréchal, vous travaillez très-bien.*" Er gab mir 1 1/2 Franken Lohn. So schön war sein Pferd noch nie beschlagen gewesen, so schön hatte er noch nie geritten. So hörte ich hinterher. Was die Wahrheit ist, ich hatte nicht viel Horn weggemacht, der Fuß ging immer eben weg, und die Nägel standen wie eine Linie. Da ich nicht aus der Kaserne heraus konnte, vertrieb ich mir so die Zeit.

(Fortsetzung folgt.)

Die denkenden Tiere von Elberfeld und Mannheim.

Von Gustav Wolff in Basel.

Unsere Zeit, die der Natur so manches Geheimnis entlockt, ihr die elektrischen Wellen, die Röntgenstrahlen, das Radium entrissen, die ein Jahrtausende langes Sehnen gestillt hat, indem sie dem Vogel den Flug absah, sie hat in den letzten Jahren einen andern uralten Traum der Menschheit erfüllt. Sie hat uns gelehrt, die Sprache der Tiere zu verstehen und hat damit eine Leistung vollbracht, der gegenüber alle anderen Entdeckungen, so glänzend sie auch sein mögen, zu erblassen scheinen. Der Beweis ist erbracht, daß Tiere, die mit dem Menschen seit Jahrtausenden, zwar in innigster Gemeinschaft aber stumm, zu-

Digitized by Google

sammengelebt haben, unsere Sprache erlernen und in dieser Sprache uns Mitteilung machen können über ihr eigenes Seelenleben. Sie sagen uns, was sie verstehen, und was sie lernen können, was sie gern und was sie nicht gern haben, sie versichern den Menschen ihrer Teilnahme, sie geben ihm Ratschläge — und alles das nicht etwa mit Gebärden, die man so oder anders deuten kann, sondern sie reden zu uns durch das menschliche Wort, nicht das gesprochene sondern das geschriebene.

Wir können mit dem Tier verkehren wie mit dem korrespondierenden Freunde, indem wir, nicht mit den Bewegungen der Sprachwerkzeuge sondern mit denen der Gliedmaßen, die den Gedanken ausdrückenden Symbole uns wiedergeben lassen, oder richtiger: wie mit einem Menschen, der durch Verletzung einer bestimmten Hirnstelle die Fähigkeit verloren hat, diese Symbole mit dem Munde auszudrücken, dem aber das Sprachverständnis und auch die Fähigkeit, die Symbole der innerlich gehörten Worte mit der Hand zu Papier zu bringen, unversehrt geblieben ist.

Wieder einmal ist etwas ganz Großes, etwas Umwälzendes, außerhalb der organisierten Wissenschaft geleistet worden. Und wie alles große Neue hat es zu kämpfen mit dem Dogma der Schule und der Kirche. Einer ist sogar verbrannt worden. Vom wissenschaftlichen Bannstrahle geächtet ward er geopfert auf dem Scheiterhaufen der Lächerlichkeit.

Schon vor Wilhelm von Osten haben Tausende gewußt, daß das Tier Überlegung zeigt. Die Beobachtung, daß ein Pferd von selbst einen großen Bogen auf der Straße macht, um auf der andern Seite glatt in die Torfahrt einzubiegen, enthielt nichts, was nicht in analoger Weise Unzählige gesehen hatten. Aber Wilhelm von Osten war ein wirklich genialer Forscher, der, um mit Schopenhauer zu reden, es nicht als seine Aufgabe betrachtete, zu sehen, was bisher noch Keiner gesehen hat, sondern: bei dem, was Jeder sieht, zu denken, was bisher noch Keiner gedacht hat. Deshalb kam er auf den Gedanken, ob nicht diese tierische Intelligenz sich weiter entwickeln und analysieren lasse, ob es nicht gelinge, aus dem Tiere die Seele herauszuholen. Er selbst ist gefallen, aber seine Sache ging nicht verloren. Sie wurde gerettet durch seine glücklicheren Nachfolger Karl Krall und Paula Moekel.

Noch regt sich vielfaches Mißtrauen. Aber so groß schon ist das fertige Werk, daß ernster Zweifel, der die Wahrheit sucht, nur zur Vollendung beitragen, und daß Unfähigkeit und Übelwollen ihm nichts mehr anhaben kann. Wer in Elberfeld und in Mannheim gewesen ist, und mit offenem Sinn und ohne Voreingenommenheit die Wunder geschaut hat, der weiß, daß das Tier menschlich denken und menschliche Gedanken in menschlicher Sprache ausdrücken kann.

Das Werk des Herrn Krall ist schwieriger als das der Frau Moekel. Das Pferd hat ein anderes Temperament als der Hund und die Katze. Das Pferd

Digitized by Google

will öfter nicht, und wenn es einmal nicht will, ist es schwerer und oft gar nicht zum Gehorsam zu bringen. Oft gibt es während einer Vorführung keine Antwort oder immer wieder eine falsche. Die Lösung einer Rechenaufgabe ist z. B. 54. Mit Hartnäckigkeit gibt es die Antwort 53, gibt sie immer wieder, trotz aller Vorhaltungen, es sei falsch. Schließlich gibt es dem Drohen und dem Schmeicheln nach und sagt 55 und immer wieder 55, aber um keinen Preis die dazwischen liegende Zahl. Kann es nicht, oder will es nicht? Herr Krall sagt, es sei böser Wille; das ganze Benehmen des Pferdes zeige es zweifellos. Aber das sind Gebärden, die man — deuten kann. Herr Krall kann uns nur zwingen, seine Tatsachen, nicht seine Deutungen hinzunehmen. Die Pferde, deren innerer Zustand, deren Gefügigkeit vielfach wechselt, scheinen heute sich nicht darüber auszusprechen, ob sie nicht wollen oder nicht können. Wer aber das wunderbare Buch von Krall über die denkenden Tiere gelesen hat und in Elberfeld gewesen ist, der hat genug gesehen, um alles zu glauben, was in dem Buche steht; er weiß dann, daß die Pferde schon oft sich darüber ausgesprochen haben. Und wer in Mannheim Zeuge war, wie der Hund sich weigerte eine Aufgabe zu lösen mit der ausdrücklichen Begründung, es sei ihm zu „fad", die Katze solle jetzt an die Reihe kommen, der weiß, daß das Tier oft wirklich nicht will. Wenn der Hund Rolf jetzt z. B. keine Wurzeln mehr auszieht, obwohl er es früher getan hat, und wenn er uns sagt, er wolle nicht mehr, ist es dann Unvermögen oder fehlender Wille? Und wenn Frau Moekel uns die Erklärung mitteilt, weshalb er nicht mehr will: weil vor einiger Zeit ein Professor in Gegenwart des Hundes der Frau Doktor den Rat gab, sie solle das Tier nicht mehr mit Wurzeln beschäftigen, das habe keinen Wert, das könne ein Epileptiker auch, — und wenn Rolf seitdem erklärt, das Wurzelausziehen habe keinen Wert, ist es dann Unvermögen oder fehlender Wille? Und haben wir dann ein Recht, an der Erklärung und an den früheren Schilderungen des Herrn Krall zu zweifeln?

Einerlei, Jeder glaube nur, was er gesehen hat. Ich will nur einige Beispiele anführen von dem, was ich selbst in Elberfeld erlebt habe. Das Pferd Hänschen hat z. B. die Zahl 57 gelesen und die beiden Ziffern miteinander multipliziert, es hat die Aufgabe 6 + 7 richtig gelöst, die beiden Ziffern richtig multipliziert, die Zahl 1526 gelesen und die Quersumme angegeben, es hat die Zahlen 5 und 6 ins Quadrat erhoben und die Zahl 121121 richtig abgelesen — eine schwierige Leistung, weil das Tier fortwährend mit den Füßen wechseln und immer nur einmal oder zweimal klopfen muß (es klopft bei jeder Zahl zuerst die Einer mit dem rechten Vorderfuß, dann die Zehner mit dem linken, dann die Hunderter wieder mit dem rechten, die Tausender mit dem linken usw.). Hierbei wurde die Aufgabe mehrmals dem Tiere so vorgelegt, daß kein Mensch außer mir sie kannte.

Digitized by Google

Das Pferd Muhamed las die Zahl 87 164, nannte dann auf Befehl die beiden Ziffern der rechten Seite (64), multiplizierte diese beiden Ziffern miteinander, erhob auf Befehl die größere der beiden Ziffern ins Quadrat, gab die schriftlich verlangte „kwärsume" der Zahl 87 164, addierte zu dieser Zahl auf schriftlichen Befehl eine andere, die auf einer zufällig am Telephonkästchen stehen gebliebenen Tafel verzeichnet war (adire kwärsume zu zal telefon). Die Zahl auf dem Telephon war 5, die Summe betrug also 31. Es rechnete Aufgaben wie: $\sqrt{36} \times \sqrt{49} + 11 = 53$, $\sqrt[3]{9261} = 21$, $\sqrt[4]{4879681} = 47$ und anderes mehr.

Das Pferd Berto ist blind; bei ihm sind also optische Hilfen ausgeschlossen. Jeder Beobachter kann sich leicht überzeugen, daß das Tier auf beiden Augen eine völlig getrübte Linse hat. Die Möglichkeit, daß es noch einen Lichtschein hat, läßt sich nicht völlig ausschließen, aber optische Signale könnte es nur verstehen, wenn diese durch wechselndes Aufleuchten und Dunkelwerden des Raumes gegeben würden, was nicht geschehen könnte, ohne auch von Zuschauern bemerkt zu werden. Auch dieses Pferd rechnet gut. Es wiederholte Zahlen, die ihm auf die Haut gezeichnet oder geklopft, oder die ihm vorgesprochen worden waren, addierte, subtrahierte, multiplizierte und dividierte solche Zahlen und erhob die Zahl 12 ins Quadrat.

Wie ich schon sagte, machen die Pferde oft Fehler oder streiken ganz. Sie geben bereitwilliger Antwort und liefern weniger falsche Ergebnisse, wenn sie mit Herrn Krall, als wenn sie mit einem Fremden arbeiten. Sie arbeiten „schlechter", wenn Zuschauer da sind. Ein sehr charakteristisches Vorkommnis war folgendes. Ich war als Zuschauer mit einem andern Herrn anwesend, als Muhamed seine Leistungen zeigen sollte. Er war ungebärdig, schnaubte und schien seinen Widerwillen durch die bekannten Ausdrucksbewegungen zu zeigen. Herr Krall ließ das Pferd wieder abführen und veranlaßte die Zuschauer, im Hintergrund hinter einem inzwischen aufgespannten Tuch sich zu verbergen. Muhamed wurde wieder hereingeführt, aber sofort schien er die beiden Lauscher hinter der Tapete entdeckt zu haben, wendete immer wieder seine Blicke nach dieser Richtung, war überhaupt noch unwilliger als vorher und schien — ein vierfüßiger Hamlet — mit unverständlichen Antworten die Horcher zu verhöhnen.

Wer die Pferde in solcher Stimmung trifft, und sie nur einmal oder zweimal ansieht, der kann leicht zur Überzeugung kommen, daß die Tiere nur unter ihrem Herrn und Meister richtige Anworten geben. Aber die Frage ist eben auch dann, ob sie nicht konnten, oder ob sie nicht wollten. Jede längere und gründliche Beobachtung wird zur Überzeugung führen, daß die Tiere auch unter einem Fremden arbeiten können, daß also die Annahme eines Nichtwollens im Falle des Versagens nicht unberechtigt ist. Ich konnte übrigens zuletzt so-

Digitized by Google

gar die Pferde zwei völlig fremden Zuschauern demonstrieren, ohne daß Herr Krall oder der Wärter anwesend waren.

Auf dem letzten internationalen Zoologenkongreß in Monaco ist eine von Zoologen, Psychologen, Tierärzten und einem Psychiater unterzeichnete Protesterklärung zur Verlesung gelangt, die der Lehre Kralls und seiner Anhänger den Vorwurf macht, sie laufe dem Entwicklungsgedanken völlig zuwider, sei mit den bisherigen Ergebnissen der wissenschaftlichen Sinnesphysiologie und Psychologie der Tiere unvereinbar und werde durch keine exakte Methodik gestützt; es habe noch keine, den Grundsätzen kritischer Beobachtung entsprechende Nachprüfung stattgefunden, und die zustimmenden Angaben stützten sich nicht auf „allgemein zugängliche Protokolle und Untersuchungen, die den modernen Anforderungen tierpsychologischer Forschung und sinnesphysiologischer Methodik entsprechen". Verlangt wird eine Nachprüfung unter Anwendung der exakten Methoden der experimentellen Psychologie und Physiologie, und zwar auch durch solche, die sich nach den bisherigen Mitteilungen offen als Gegner Kralls bekennen müssen.

Die hier ausgesprochenen Vorwürfe sind unbegründet, die aufgestellten Forderungen, soweit sie überhaupt einen Sinn haben, längst erfüllt.

Schon zahlreiche, mit der größten Skepsis herangetretene Untersucher haben unter Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln die Pferde geprüft und Kralls Angaben bestätigt. Allerdings, mit den exakten Methoden der experimentellen Psychologie und Physiologie sind die Pferde nicht geprüft worden. Diese Methoden können ja bei dem behandelten Gegenstande nicht in Frage kommen. Das Beobachtungsmaterial bedarf zu seiner Feststellung keiner komplizierten Apparate, und die experimentelle Psychologie besitzt gar keine Methoden, die auf die vorliegenden Probleme Anwendung finden könnten. Der Ablauf der Vorgänge kann durch die Methoden der experimentellen Psychologie nicht genauer festgestellt und registriert werden und eine zeitliche Messung der Vorgänge wäre in diesem Falle der Gipfel der Unwissenschaftlichkeit. Gar nicht zu verstehen ist, welche Methoden der Physiologie angewendet werden sollten. Wenn wir diesen neuen Beobachtungen denjenigen Platz in der Wissenschaft zuteilen, der ihnen entspricht, sie also mit derjenigen Disziplin vereinigen, zu der sie die meisten Beziehungen haben, so kommen in erster Linie in Betracht die Intelligenzprüfungen, die an geistig defekten Menschen, bei Schwachsinn, Sprachstörung usw. angewendet werden. Das sind aber die Methoden, deren Krall sich bedient. Die Methoden, die zur Aufnahme des geistigen Inventars eines Patienten benützt werden, sind deshalb nicht etwa unwissenschaftlich, weil hier die experimentelle Psychologie so wenig helfen, und die experimentelle Physiologie gar nicht in Frage kommen kann. Und was schließlich die „moderne Tierpsychologie" betrifft, — worin bestehen denn ihre „exakten Metho-

Digitized by Google

den"? Die Tierpsychologie hatte, soweit sie überhaupt wirklich mit seelischen Fragen sich beschäftigte, bisher nur die einzige Methode: aus den Ausdrucksbewegungen auf psychische Vorgänge zu schließen. Diese Methodik, deren wissenschaftliche Berechtigung nur in der Tatsache lag, daß sie bisher die einzige war, sucht Krall zu ersetzen durch eine neue, die uns, wie beim Menschen, einen direkten Einblick in die tierische Seele gewährt. Wahrlich, gegen einen Forscher, dem wir einen so gewaltigen methodologischen Fortschritt verdanken, wie ihn in dieser prinzipiellen Größe vielleicht kein einzelner seinem Gebiete gebracht hat, den Vorwurf zu erheben, seine Methodik sei unwissenschaftlich, das ist ein Vorgehen, das jedenfalls nur psychologisches Interesse bietet.

Herr Krall, seines Zeichens Kaufmann, ist in wissenschaftlichen Dingen, wenn man will, Dilettant; aber Dilettant in jenem edelsten und höchsten Sinn, wie ihn Schopenhauer präzisiert: ein Mann, der nicht von seiner Sache lebt, sondern für seine Sache. Wer das Krallsche Buch durchliest, der muß zugeben, daß der Verfasser mit der größten Gewissenhaftigkeit, mit kritischer Strenge und genialer Methodik seine Forschungen angestellt hat, und daß auch seine Darstellung eine musterhafte Klarheit zeigt. Das Kapitel vom klugen Hans, eine scheinbar trockene Zusammenstellung von Tatsachen, ist ein Kunstwerk der Darstellung, von jenem großartigen Humor erfüllt, wie ihn nur ein ganz über der Sache stehender Geist seinem Gegenstande einhauchen kann, und dabei ein Werk edelster Gerechtigkeit gegen seinen großen Vorgänger.

Eines ist sicher: die Wissenschaft hat wirklich kein Recht, den Krallschen Tieren gegenüber sich aufs hohe Roß zu setzen und das Paradepferd der wissenschaftlichen Methodik zu reiten. Krall hat alle denkbaren Einwände selbst berücksichtigt und sie mit der kritischsten Überlegung ausgeschlossen. Gibt es einen genialeren methodologischen Gedanken als den, zu den Forschungen ein blindes Pferd zu wählen, um den Einwand optischer Hilfen auszuschließen? Damit hat er die einzigen Zeichen, an die man noch mit einem Schatten von Ernst denken konnte, beseitigt. Denn olfaktorische (das blinde Pferd scheint übrigens auch fast nichts zu riechen), akustische, elektrische oder gar telepathische — wird jemand den mitgeteilten Versuchen gegenüber ernsthaft ihre Möglichkeit diskutieren wollen?

Erwähnt wurde schon, daß die Pferde durchaus nicht immer alles zeigen. Es scheint sogar, daß sie überhaupt nur eine verhältnismäßig kurze Spanne Zeit zu solchen Untersuchungen verwendbar sind. Von Ostens kluger Hans hat in den letzten Lebensjahren seines Besitzers nicht mehr gearbeitet — wie von Osten wahrscheinlich mit Recht annahm, weil er nicht mehr wollte. Das Pferd Zarif, das nach dem Krallschen Buche und nach andern Berichten sehr gute Leistungen gezeigt haben muß, ist nicht mehr als geistiges Arbeitstier, sondern nur noch als Reitpferd zu gebrauchen; und Muhamed befindet sich

Digitized by Google

auch schon auf der absteigenden Kurve. Die Pferde sperren sich schließlich gegen menschliche Bildung und zeigen einen ausgesprochenen Negativismus. Diese Tatsache ist höchst unbequem und erschwert die Untersuchung außerordentlich. Aber die Tatsache ist auch wieder interessant. Zunächst bedeutet sie eine weitere Widerlegung des Einwandes beabsichtigter oder unbeabsichtigter Hilfen. Dann aber stellt sie uns vor eines der interessantesten Probleme: das Willensproblem. Wollen die Tiere wirklich nicht, und warum wollen sie nicht?

Die Resultate, die Frau Moekel mit ihrem Hund erzielt hat, lassen hoffen, daß wir allmählich einen tieferen Einblick in die Willensvorgänge der Tierwelt erhalten werden. Auch der Mannheimer Hund Rolf will oft nicht. Dort erfahren wir es aber viel leichter von ihm selber, denn er spricht mehr und besser als es die Elberfelder Pferde, wenigstens jetzt, tun. Die zwei Forschungsstätten bieten reizvolle Gegensätze. Dort die großen, leidenschaftlichen Tiere, eingefügt in den umständlichen Apparat mit allem Zubehör des Pferdestalles. Hier mehr ein Kabinettstück, alles kleiner, zierlicher, ruhiger und immer salonmäßig; nicht nur das Milieu, auch das ganze Experiment eleganter, leichter zu überschauen, alles viel klarer und durchsichtiger. Hier sind Einwände viel schwerer zu machen, viel leichter zu entkräften. Das kleine Tier scheint fast nie zu versagen. Ruhig und bestimmt klopft es die den Buchstaben entsprechenden Zahlen. Eine falsche Antwort habe ich nicht erlebt. Wenn das Tier nicht will, so erfahren wir es. Rolf erklärt, die Arbeit sei ihm zu langweilig, er habe keine Lust, man solle jetzt die Katze holen usw.

Ich will einiges von dem mitteilen, was ich in Mannheim erlebt habe. Rolf, oder wie ihn die Kinder nennen, und wie er oft auch selbst sich nennt, Lol, hatte gerade einen Brief bekommen von einem Herrn, der ihn einige Tage vorher besucht hatte. Rolf hatte den Brief bei meiner Ankunft noch nicht gesehen und noch nichts von seinem Inhalt erfahren. Frau Dr. Moekel teilte dem Hund mit, er habe einen Brief bekommen, und er solle ihn lesen. Sie hält ihm den Brief vor das Auge und nach einigen Minuten antwortet er auf die Frage, ob er ihn gelesen habe, mit ja (zweimaliges Tippen mit der Pfote). Spontan klopft er weiter: augbrief (auch Brief). Der Brief hatte folgenden Inhalt:

„Lieber Lol! Ich denke noch oft an dich, wie schön und lieb du gearbeitet hast. Ich habe es unserm Pick erzählt, der noch nicht lesen, sprechen und rechnen kann. Wir haben auch einen kleinen Dachshund, der ist leider krank. Viele Grüße.“ Unterschrift.

Die von Rolf vor meinen Augen diktierte Antwort lautet:

„lib! big bei mudr gomn lrnn dagl aug dogdr holn grus lol.“ (Lieb! Pick bei Mutter kommen, lernen; Dackel auch. Doktor holen. Gruß. Lol.)

Die Rechenaufgabe $\frac{(197-47):3+4}{6}$ wird prompt mit 9 beantwortet.

Digitized by Google

Nach dieſer Löſung klopft er von ſich aus: nidmer. (Nicht mehr.) Er iſt ſchläfrig und hat genug. Nach einer Pauſe, und nachdem er noch ein ähnliches Rechenexempel gelöſt hatte, frage ich den Hund: „Rolf, warum bin ich denn hierher gekommen?“ Er antwortet: „lol ſn arbeidn dſt holn.“ (Lol ſehen arbeiten. Daiſy — Name der Katze — holen.) Er will durch die Katze abgelöſt ſein. Es wird ein M auf das Papier geſchrieben und Rolf aufgefordert, Wörter zu bilden, die mit dieſem Buchſtaben anfangen. Er bildet die Wörter: maus, man und migl. Michel iſt der Name des Kohlenträgers. Während der Hund mit dieſer Arbeit beſchäftigt war, fuhr auf der Straße ein Auto vorbei. Nachdem die Aufgabe fertig gelöſt iſt, frage ich den Hund, was vorhin auf der Straße zu hören war; er antwortet: „audo“ (Auto). Nun kam die Rede darauf, daß er durch die Hündin Jela bald Nachwuchs zu erwarten habe. Frau Dr. Moekel fragte: „Was kommt nun bald?“ Rolf antwortete prompt: „glei rolf“ (kleine Rolfe). Ich frage den Hund nach meinem Namen; er antwortet: „wolf“. Ich frage ihn, woher ich komme; er antwortet: „baſl“. Beide Namen waren im Geſpräch noch nicht genannt worden; der Hund kann nur am Abend vorher aus der Unterhaltung entnommen haben, daß ein Herr dieſes Namens morgen aus Baſel kommen werde. Ich wähle aus einer größeren Anzahl kuvertierter Karten, auf denen verſchiedene Gegenſtände oder Buchſtaben in mehreren Farben gezeichnet ſind, eine aus: die Karte wird, ohne daß ich oder Frau Doktor oder ihre Tochter, die das Protokoll führt, den Inhalt der Karte geſehen hatten, dem Hund vors Auge gehalten. Die Frage, ob er den Gegenſtand erkannt habe, wird mit ja beantwortet und Rolf ſchreibt: „rod blau grin ſdrig“ (rot, blau, grün Strich). Ich überzeugte mich, daß auf der Karte zwei rote, zwei blaue, zwei grüne Striche gezeichnet waren. Der nämliche Verſuch wurde nochmals mit einer andern Karte gemacht und Rolf antwortete wieder prompt: „b b blau rod.“ Die Karte enthielt wirklich ein blaues b und ein rotes b.

Ich weiß nicht, ob ich das alles glauben würde, wenn ich es nicht — ich kann faſt ſagen: ſchaudernd ſelbſt erlebt hätte.

Nach Hauſe zurückgekehrt, ſchrieb ich Rolf einen Brief und fragte ihn, ob er mir eines ſeiner zukünftigen Kinder ſchenken wolle. Bald darauf erhielt ich die Antwort, deren Niederſchrift ich zwar nicht ſelbſt geſehen habe, die aber natürlich auf die nämliche Weiſe zuſtande gekommen iſt, wie alles, was ich in Mannheim geſehen habe, und die in Gegenwart von 27 Perſonen, meiſtens Rechtsanwälten und höheren Beamten von Mannheim diktiert wurde: „lib! lol gibd dir glei lol grus dei lol.“ (Lieb! Lol gibt dir kleinen Lol. Gruß. Dein Lol.)

Wie mir Frau Moekel ſchrieb, erzählte Rolf nach meiner Abreiſe auf die Frage, wer bei ihm geweſen ſei: heid war hr wolf da rotgebgn aug ein. (Heute

Digitized by Google

war Herr Wolf da, Rotkäppchen auch ein.) Mein Name erinnerte ihn also an den Wolf im Märchen.

Der Mannheimer Hund läßt uns jetzt schon einen tiefen Blick in die tierische Psyche werfen. Perzeption und Apperzeption sind vorzüglich entwickelt, am klarsten nachzuweisen durch die Lektüre und Beantwortung der Briefe. Kombinationsfähigkeit ist in hohem Grade erkennbar: andere Hunde, die noch nichts können, sollen kommen und bei Frau Moekel Unterricht nehmen; für den kranken Dackel soll man den Doktor holen usw. Die Rechenfähigkeit ist in sehr guter Weise entwickelt. Der Hund zieht zwar keine Wurzeln mehr, aber daß er es früher getan hat, glaube ich, nachdem ich Frau Moekel und ihren Hund kennen gelernt habe, unbedingt. Die Merkfähigkeit ist ausgezeichnet. Er prägt sich z. B. sofort die Namen anwesender oder genannter Personen ein, erinnert sich an ein vor kurzer Zeit vorbeigefahrenes Auto usw. Daß auch die Erinnerung an frühere Eindrücke sehr gut ist, beweist der festsitzende Schulsack. Auch ethische Qualitäten können wir unmittelbar nachweisen: Teilnahme für den kranken Hund. Und aus den Erzählungen der Besitzerin erhielt ich nach dieser Richtung die interessantesten Einblicke.

Frau Moekel hat ihre Versuche begonnen, bevor sie von Krall etwas wußte. Die beiden Untersuchungsreihen sind also ganz unabhängig entstanden und bilden so für einander eine äußerst wertvolle Ergänzung und gegenseitige Bestätigung. Wenn jemand den Krallschen Pferden gegenüber noch einen Einwand auf der Seele hätte, er müßte verschwinden, sobald man den Hund Rolf gesehen hat.

Ein unübersehbares neues Land eröffnet sich unsern Blicken. Was werden uns die Tiere alles zu sagen haben! Welche Gedanken mögen im Kopfe eines Raubtieres sich bewegen, wenn die Menge seinen Käfig gaffend umsteht? Wird man auch dem Löwen die Fähigkeit geben können, zu sagen, wie er leide? Werden wir erfahren, was mit seinem Willen vorgeht, wenn er gezähmt wird? Und was reden die Tiere miteinander? Und in welcher Sprache? Wie die Hunde miteinander sprechen, hat Rolf seiner Herrin schon verraten. Der Schwanz, die Augen und der klappende Mund sind die Sprachwerkzeuge der Hunde. Was werden wir noch alles erfahren über die Seele der Tiere!

Und doch sind es ja nicht die Tiere selbst, um derentwillen uns in erster Linie ihre Seele interessiert. Unsere Frage nach der tierischen Psyche ist die Frage nach dem menschlichen Geist. Wir glauben, dieser habe sich aus dem tierischen allmählich vom Niedern zum Höhern entwickelt. Und nun sehen wir, daß der tierische Geist manches spielend lernt, womit das kleine Menschlein seine Lehrer zur Verzweiflung bringt. Und wie viel Menschen lernen Kubikwurzeln ausziehen? Und wer lernt es aus sich selbst heraus? Sind wir wirklich die höheren Geschöpfe, oder hat der alte Swift Recht gehabt mit Gullivers Pferden? Hat

Digitized by Google

sich der menschliche Verstand allmählig im Tier zu einer höheren Stufe entwickelt, oder ist er ein rudimentäres Überbleibsel aus einer früheren höheren Stufe, die wir erst jetzt bei anderen Lebewesen entdecken?

Daß das Verhältnis der neuen Tatsachen zur Abstammungslehre eine ernsthafte Prüfung erfordert, ist selbstverständlich. Die Meinungen gehen offenbar darüber schon auseinander. Die Unterzeichner des Protestes von Monaco sind der Meinung, daß die Krallschen Resultate, wenn sie richtig wären, dem Entwicklungsgedanken völlig zuwiderliefen. Es wäre das natürlich kein Argument gegen Krall. Die Abstammungslehre ist eine Hypothese, von der wir bisher glaubten, daß sie mit den Tatsachen nicht in Widerspruch steht. Sie müßte fallen, sobald Tatsachen entdeckt würden, die sich nicht mit ihr vereinigen lassen. Krall selbst ist der Meinung, daß die neu entdeckten geistigen Fähigkeiten der Pferde mit der Abstammungslehre nicht zu vereinigen sind. Er sagt darüber[1]):

„Die Entwicklungslehre schließt aus den bisherigen Forschungen über die ‚Abstammung der körperlichen Bildung von niederen Formen auf die allmähliche Entwicklung der Geisteskräfte', und die Hauptgrundzüge der Darwinischen Theorie bestehen darin, daß ‚die zweckmäßigen Variationen im Kampfe ums Dasein erhalten werden, daß kein Geschöpf über seine jeweiligen Bedürfnisse hinaus vervollkommnet werden kann'. (Wallace, Der Darwinismus.) Bei seinen Überlegungen stellt nun Wallace die Frage, ob der Darwinismus den Ursprung des menschlichen Geistes ebenso zu erklären vermöge wie den des Körpers; er untersucht insbesondere, von welchem Einfluß im Kampf ums Dasein die weitere Vervollkommnung der mathematischen Beanlagung für wilde Völker sei: ‚Wenn keine derartige Einwirkung vorhanden sein konnte — folgert Wallace — so kann jene Anlage auch nicht durch die natürliche Zuchtwahl entstanden sein ... Wir müssen daher zu dem Schlusse gelangen, daß die gegenwärtige riesenhafte Entwicklung der mathematischen Anlage mit Hilfe der Theorie der natürlichen Zuchtwahl durchaus unerklärlich bleibt und einer ganz verschiedenen Ursache zugeschrieben werden muß.' Übertragen wir diese Folgerung auf den vorliegenden Fall.

Bei jungen Pferden zeigt sich überraschenderweise eine mathematische Begabung, die diejenige vieler Menschen um ein Bedeutendes übertrifft, und diese schlummernde Beanlagung wird durch den Unterricht, der ihr Ausdrucksmöglichkeit verleiht, ja nur geweckt. Ein so hervorragendes Rechentalent, das für das Tier im Naturzustande ohne jede Bedeutung sein dürfte, konnte daher auch nicht „erworben" werden, weder durch Auslese im Kampf ums Dasein, noch — im Sinne Lamarcks — durch Anpassung oder Gebrauch.

Es liegt also hier, meines Wissens zum erstenmal, eine Tatsache vor, die jede Annahme einer Erwerbung durch Vorfahren ausschließt. Hieraus würde

[1]) Krall, Die denkenden Tiere, S. 244.

Digitized by Google

ohne weiteres folgen, daß eine „Entwicklung" auf geistigem Gebiete nicht stattgefunden haben kann."

Die Krallsche Darlegung bringt aber nur Argumente gegen die Darwinistische und gegen die Lamarckistische Abstammungslehre. Es ist richtig, daß nach der Darwinschen Deszendenztheorie die Entstehung der Rechenfähigkeit der Pferde schwer vorstellbar ist. Die Selektion kann keinen Überschuß liefern über das unmittelbare Bedürfnis. Für das Pferdegeschlecht hat sich gewiß im Lauf ihrer stammesgeschichtlichen Entwicklung noch niemals das Bedürfnis herausgestellt, Kubikwurzeln auszuziehen, sie konnten also durch Selektion die Fähigkeit nicht erwerben. Die geschlechtliche Zuchtwahl heranzuziehen, etwa in der Weise, wie man das Musizieren der Insekten und Vögel erklärt, wäre nicht zulässig. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Stuten diejenigen Hengste bevorzugen, die am besten Wurzeln ziehen. Auch haben wir vorläufig kein Recht, die Rechenfähigkeit der Pferde, wie den Vogelgesang, als ein sekundäres Geschlechtsmerkmal aufzufassen, da wir noch nicht wissen, ob nicht auch die Stuten rechnerische Begabung besitzen. Man müßte also schon, um die selektionstheoretische Erklärung zu retten, zu der Hypothese greifen, daß diese außerordentliche Rechenfähigkeit eine zufällige aber notwendige Begleiterscheinung derjenigen geistigen Entwicklung ist, welche die Pferde erreichen mußten, um existenzfähig zu bleiben. Es müßte also ein Gedankengang zur Anwendung kommen, wie ihn August Weisman verfolgt, um die Entstehung der musikalischen Begabung beim Menschen selektionstheoretisch zu erklären. Die musikalische Begabung ist nach Weismann, eine von selbst sich ergebende unbeabsichtigte aber notwendige Begleiterscheinung eines normalen Gehörs. Damit ist das Postulat gegeben, daß das Unmusikalischsein nur auf einem Defekt des Gehörorgans beruhen kann, eine Annahme, die von Weismann mit dem gern von ihm gebrauchten Hinweis begründet wird, daß darüber keine Untersuchungen vorliegen[1]). Für das Rechentalent könnte man aber der Sache wohl kaum einen so einfachen Anschein geben. Wollte man die Annahme machen, die Fähigkeit, Kubikwurzeln aus größeren Zahlen im Kopf auszuziehen, sei eine Leistung, die sich aus der normalen Organisation des Säugetiergehirns mit Notwendigkeit ergebe, so kämen wir zu dem merkwürdigen Resultat, daß bei dem Menschen nur ganz verschwindend wenig Exemplare ein normal funktionierendes Gehirn besitzen, und daß die Mehrzahl dieser normal funktionierenden Gehirne geistig abnormen Menschen angehören.

Auch die Lamarckistische Abstammungslehre ist auf die rechnenden Pferde gewiß nicht anwendbar. Eine allmählich im Laufe der Phylogenese durch funktionelle Anpassung eingetretene Entwicklung kann nicht angenommen werden für eine Fähigkeit, die gewiß jetzt zum erstenmal in die Erscheinung getreten ist.

[1]) August Weismann, Aufsätze über Vererbung, S. 626.

Digitized by Google

Aber, wenn auch Darwinismus und Lamarckismus diesen Erscheinungen gegenüber versagen, so teilen sie dies mit zahlreichen andern Tatsachen, die uns mit gleicher Bestimmtheit lehren, daß weder Selektion noch funktionelle Anpassung die Abstammungslehre genügend begründen können. Die denkenden Tiere würden uns immer noch erlauben, die Abstammungslehre festzuhalten, sie würden uns nur zwingen anzunehmen, daß die organische Natur bei der phylogenetischen Ausbildung der Organismen nicht nur das unmittelbar notwendige liefert, daß sie nicht nur für die Stunde arbeitet, sondern daß sie Anlagen und Potenzen einer Organismenreihe mitgeben kann, von der erst die Zukunft entscheidet, ob sie diejenige Gesamtentwicklung erreichen werde, für welche der Besitz jener Anlagen eine unabweisbare Vorbedingung ist.

Wie dem aber auch sei — so lange wir denjenigen Faktor nicht kennen, der die Umwandlung der Organismen hervorgebracht hat, so lange können wir nicht behaupten, daß die neuen tierpsychologischen Tatsachen gegen die Möglichkeit einer Entwicklung sprechen.

Vorerst gilt es, die neuen Tatsachen in möglichst großem Umfange festzustellen, nicht aber übereilte Konsequenzen aus ihnen zu ziehen. Als eine vorschnelle Folgerung ist auch die sich da und dort geltend machende Ansicht zu bezeichnen, daß unsere Auffassung über die Stellung des Menschen zur Tierwelt nun plötzlich eine prinzipielle Änderung erfahren müsse. Die Intelligenz im Tierreich ist nur für eine gewisse moderne Richtung der Tierpsychologie etwas Neues; und auch diese Auffassung war wohl nicht einer wirklichen Überzeugung, sondern nur der Schablone des Mechanismus entsprungen. Nicht die Tatsache, daß das Tier denkt, ist das Umwälzende, sondern die neue Methode, durch welche wir von dieser Tatsache Kenntnis erhalten, und durch welche wir jetzt erst instand gesetzt sind, die Art und den Umfang der tierischen Intelligenz zu studieren. Dieser Wendepunkt der psychologischen Wissenschaft wird bezeichnet durch die drei Namen Wilhelm von Osten, Karl Krall und Paula Moekel.

Die Bischofsstadt Bamberg.

Von Karl Theodor Heigel in München.

Vor ungefähr vierzig Jahren kam ich in später Abendstunde zum erstenmal nach Bamberg. Kaum hatte ich mich im Gasthof auf mein Zimmer zurückgezogen, ertönte von der Straße her einförmiger Sang. Es waren Wallfahrer, die truppweise nach der Bischofsstadt zogen, um einem religiösen Feste beizuwohnen. Viele trugen brennende Kerzen oder Kruzifixe oder Fahnen in den päpstlichen Farben. An der Spitze zogen Geistliche im Feierkleid, umgeben von Chorknaben mit Weihrauchfässern. Die ganze Nacht hindurch ließ sich immer

Digitized by Google

wieder feierlicher Gesang vernehmen. Als ich morgens aus dem Gasthof trat, sah ich an zahlreichen Häusern päpstliche Fahnen, und alle Straßen waren mit Ranken von Eichenlaub und Tannenzweigen geschmückt. Noch immer trafen neue Züge betender und singender Pilger ein, Männer und Frauen aus allen Teilen des Frankenlandes, teilweise in buntfarbiger, fremdartiger Volkstracht, dazwischen weniger malerisch gekleidete Städter, Mädchen in weißen Gewändern, in Lumpen gehüllte Bettler, doch bei aller Verschiedenheit der äußeren Erscheinung alle vom Geist inbrünstiger Andacht beseelt, alle von der Hoffnung angeeifert, an den tausendjährigen Stätten christlicher Gottesverehrung ihr Heil zu finden! Nun ertönte von nahen Kirchentürmen feierliches Geläute, die mächtigen Domglocken fielen dröhnend ein, die ganze Stadt war in stürmischer Bewegung, ein Pfingstbrausen füllte die Luft — —

Obwohl ich aus der katholischen Hauptstadt Bayerns gekommen war, war für mich eine so rege, innige Teilnahme des Volkes an einem Kirchenfest eine Überraschung. Kurz zuvor hatte ich in Prag Gelegenheit gehabt, zu beobachten, welchen Feuergeist der nationale Gedanke auf die Massen auszuströmen vermöge; in Bamberg trat mir vor Augen, welch ungeheure Macht dem religiösen Trieb innewohnt. Zugleich wurde mir klar, daß Bamberg in ganz anderer Ausdehnung und Bedeutung, als andere Plätze in Oberdeutschland als „katholische" Stadt zu gelten habe.

Gewiß sind seither die Farben dieses Kultus etwas verblaßt, in weiten Volkskreisen sind andere mächtige Triebe aufgewachsen, doch ist im allgemeinen der von Scheffel so glücklich geschilderte Charakter des katholischen Frankenlandes noch unverändert geblieben. Noch heute tritt der Gegensatz zwischen den protestantischen Bewohnern des ehemaligen Bayreuther Gebiets und den katholischen Bambergern in der äußeren Erscheinung, in Lebens- und Beschäftigungsweise, ja sogar auch in der Mundart deutlich erkennbar zu tage. Der Bamberger ist beweglicher, leichtblütiger, lebenslustiger; nicht umsonst gilt der „lachende Engel" im Dom als Wahrzeichen der Stadt, und schon vor hundertfünfzig Jahren interessierte den Berliner Nicolai neben dem „slavischen Kopftuch" der Bäuerinnen das „katholische Augenspiel" der schönen Städterinnen im Bischofslande. Lange vor Buckle und Taine verwies schon Nicolai auf den Zusammenhang zwischen dem Typus der Bevölkerung und dem Landschaftscharakter ihrer Heimat.

Bamberg liegt in dem lachenden Talgrund, den die Regnitz durchströmt, flankiert von den in anmutigen Linien sich hinziehenden Höhen des fränkischen Jura und den sanft gewölbten Ausläufern des Steigerwalds. Ein prächtiger Fleck deutscher Erde. An Schönheit der Lage, meinte der Kunsthistoriker Waagen, der 1843 das Frankenland besuchte, könne nur Prag sich mit Bamberg messen; von Prag erhalte man zwar grandiosere Eindrücke, aber Bamberg siege durch den heiteren Reiz der Landschaft. Wohl um der fruchtbaren, gesegn-

Digitized by Google

neten Lage willen entstand das Sprichwort: „Wenn Nürnberg mein wäre, wollte ich's zu Bamberg verzehren!" Witterungsverhältnisse und Bodenbeschaffenheit sind günstig für den Anbau der meisten Kulturpflanzen. Noch Gottlieb v. Murr in seinen 1799 veröffentlichten Denkwürdigkeiten der fürstbischöflichen Residenz spricht von den rings um die Stadt gelegenen Weinbergen. Seither wurde zwar die Rebe aufgegeben, doch gedeihen auf den Höhen der Hopfen und alle Getreidearten, und die weit geöffnete Ebene vor der Stadt ist ein Garten, dessen Üppigkeit ebenso günstiges Zeugnis gibt für die Witterungsverhältnisse der Landschaft, wie für den Fleiß der Bewohner.

Ich möchte für meine Leser ein Charakterbild der ebenso interessanten wie anmutigen Bischofsstadt entwerfen. Dazu ist aber erforderlich, daß ich sie zuerst mit der Geschichte der Stadt bekannt mache, und zwar können nicht ein paar Daten über Bauten und Kriegsnöte, Fürstenwahlen und Bürgerunruhen genügen, sondern es muß wenigstens versucht werden, die Entwicklung des Gemeinwesens gewissermaßen von innen heraus zu erklären.

Nicht alle Blätter der Geschichte des Hochstifts Bamberg bieten erfreuliche Bilder, doch wer denkt, wenn er vor dem wunderbaren Palast der Signoria in Florenz steht, an die Scheiterhaufen, die auf diesem Platz gebrannt haben, und wer erinnert sich an das herrschsüchtige, geistesfeindliche Regiment dieses und jenes Papstes angesichts der von ihnen geschaffenen Wunderwerke? In kleinerem Maßstab trifft dies auch auf unsere Bischofsstadt zu. Von den geistlichen Landesherren soll also nur insoweit die Rede sein, als es zum Verständnis der Entwicklungsgeschichte der Stadt geboten ist.

Die älteste Geschichte des Regnitzgebietes ist ein merkwürdiger Abschnitt der Kolonisierung des deutschen Bodens. In jener Epoche, da sich ein „tiutsches" Land vom großen Frankenreich absonderte, war das Regnitztal noch von den zur tschechischen Gruppe gehörigen „Ratanzwinidi" bewohnt, doch waren vermutlich schon vor den Slaven Germanen ansässig gewesen. Die ältesten Ortsnamen aus dem achten und neunten Jahrhundert sind deutschen Ursprungs, auch einzelne Gräberfunde deuten auf eine ältere germanische Ansiedlung. Im allgemeinen sind wohl die hauptsächlich dem Gärtnerstande angehörigen Bewohner der Talsohle als Nachkommen der Wenden zu betrachten, die Bevölkerung der Regnitzinseln und der Berge, wie schon die dolichokephale Schädelbildung wahrscheinlich macht, thüringischen oder fränkischen Stammes.

Die „Burg Babenberch" wird zum erstenmal 902 in der Chronik des Regino genannt. Sie war im Besitz eines im Gozfeld und Volkfeld reich begüterten Geschlechtes, dessen Macht sogar den karolingischen Königen und den von ihnen begünstigten Konradinern so gefährlich erschien, daß sie nicht eher vom Kampfe abließen, bis die feindliche Sippe vernichtet war. Die Annahme, daß das Geschlecht fortlebte in den Babenbergern, die später zur Herrschaft über Öster-

Digitized by Google

reich gelangten, wird von der neueren Forschung verworfen. Andreas Goldmeyer, Mathematicus aus Gunzenhausen, versichert in seiner „Historischen, astronomischen und astrologischen Beschreibung vom ersten Ursprung der weitberühmbten Bischöflichen Residenzstadt Bamberg“ (1644), er habe, da ja auch Städte und Gebäude der himmlischen Influenz unterworfen seien, „aus dem Stand der fürnembsten Sterne“ die Tatsache erforscht, daß der Bau von Babenberg am 26. Juli 804 um 6 Uhr 8 Minuten morgens vollendet worden sei. Es sei meinen Lesern anheimgestellt, ob sie dem Wort des Gunzenhausener Gelehrten Glauben schenken wollen.

Der Name wurde erklärt als Burg der Baba, die eine Tochter des Sachsenherzogs Otto und die Gattin eines Grafen Poppo gewesen sein soll.

„Derselbig Graf, der hat alda
Ein Ehegemahel, hieß Baba,
Welche in Tugend wardt erwachsen
Herzog Otten Tochter aus Sachsen.“

(Jak. Ayrers Bamberger Reimchronik von 1599.)

Die Sächsin ist jedoch wahrscheinlich nur eine Erfindung späterer Zeit. Kleinpaul brachte den Namen mit dem slavischen Wort Baba = Mutter in Verbindung, andere Forscher dachten an eine Mondgöttin, die auf dem heutigen Domberg eine Kultusstätte gehabt hätte. Zu einem sicheren Ergebnis läßt sich nicht gelangen. Seit der Enthauptung des letzten Babenbergers Adelbert war die Burg königliches Kammergut. Otto I. wies sie dem abgesetzten König von Italien, Berengar, als Gefängnis an. Schon 973 wird neben der Burg auch eine *civitas*, eine „Stadt“ Bamberg erwähnt. Ihre Bedeutung verdankt sie aber jedenfalls erst Kaiser Heinrich II., den die römische Kirche in die Zahl der Heiligen aufgenommnn hat. Giesebrecht hat in seiner Kaisergeschichte überzeugend dargetan, daß dieser der jüngeren Linie des sächsischen Königshauses entstammte Fürst keineswegs der frömmelnde Schwächling war, den die Legendenschreiber aus ihm machten, daß er, wenn auch ein ergebener Sohn der Kirche und ein willfähriger Anhänger der cluniacensischen Reformideen, trotzdem ein kräftiger Träger der Krone war und insbesondere das Bewußtsein seiner deutschen Regentenpflichten niemals aus den Augen verlor. Auch bei der Stiftung des Bistums Bamberg war er nicht ausschließlich von Vorliebe für Kirche und Kirchentum geleitet. Er hatte in seinen ersten Regierungsjahren die äußeren und inneren Feinde des Reiches glücklich zu Paaren getrieben und seine königliche Stellung nach allen Seiten hin befestigt; ein Denkmal dieser Erfolge sollte die Stiftung eines neuen Bistums werden. Doch indem er dazu seine Lieblingsstadt Bamberg ausersah, verfolgte er auch den Zweck, daß das Slaventum im Frankenlande zurückgedrängt und Christentum und deutsche Kultur nach dem Osten weiter ausgebreitet werden sollten. Zu würdiger Aus-

Digitized by Google

stattung des geistlichen Vorwerks machten Heinrich und seine Gemahlin Kunegunde reiche Schenkungen aus ihrem Eigengut. Durch beharrliches Bitten und, wie es scheint, auch durch listige Vorspiegelungen wurde der Widerstand des Bischofs von Würzburg gegen die Minderung seiner geistlichen und weltlichen Gewalt besiegt; nach Ausstellung der Urkunde über die Gebietsabtretung des Würzburgers und nach Zustimmung des deutschen Episkopats und der römischen Kurie konnte 1008 die Gründung als vollendet gelten. Das neue Hochstift wurde der ihm zugedachten Aufgabe glücklich gerecht. Wie weit das Land zwischen Main und Donau damals schon von Slaven besiedelt war, zeigen die zahlreichen slavischen Orts- und Flußnamen. Mit der Christianisierung ging die Germanisierung Hand in Hand. Dem deutschen Priester folgten der deutsche Kaufmann und der deutsche Bauer, und wenn es tatsächlich gelang, die Slavisierung des heutigen Frankens, die der Nachbarschaft der Tschechen wegen besonders gefährlich hätte werden können, zurückzudämmen, hat das Hochstift Bamberg daran nicht geringen Anteil.

Auch der Stadt Bamberg war schon von Kaiser Heinrich eine bedeutsame Stellung zugedacht; dafür zeugen seine Bamberger Bauten. Noch ehe es zur Stiftung des Bistums kam, war schon mit dem Bau des Domes begonnen worden; 1012 war er vollendet. Auf der nordwestlich gegenüberliegenden Anhöhe erhob sich ein dem Erzengel Michael geweihtes Benediktinerkloster. Nach andern Seiten hin wurden unter oder bald nach Heinrich II. die Stifter St. Stephan, St. Jakob und St. Gangolph, offenbar nicht ohne Absicht, so gebaut, daß die fünf Kirchen ein über den geplanten Umfang der Stadt ausgespanntes Kreuz bildeten. Alle diese Kirchen und Klöster wurden von dem frommen Kaiserpaare mit Kunstwerken beschenkt, von denen sich wenigstens einige erhalten haben, die zu den kostbarsten Cimelien des deutschen Mittelalters zählen.

Glänzende Tage sah Bamberg zu Ostern 1020, als Papst Benedikt VIII. den Kaiser in seiner Lieblingsstadt besuchte. Die Erscheinung eines Papstes in Deutschland, das bis dahin nur vertriebene oder abgesetzte Päpste gesehen hatte, rief in der klösterlichen Welt, aus welcher unsere Kunde von der ersten Hälfte des Mittelalters fast ausschließlich stammt, ungeheures Aufsehen wach. Die Klosterchronisten waren der Meinung, der Besuch habe nur der Ehrung des gottesfürchtigen Kaisers und seiner Stiftung gegolten; in Wahrheit waren politische Gründe maßgebend. Der staatsmännische Benedikt und seine Begleiter, der Normannenherzog Rudolph und ein angesehener Edelmann Melos von Bari in Unteritalien, wollten die Hilfe des Kaisers gegen die Griechen erlangen, und es gelang auch, ihn für eine Heerfahrt zu gewinnen. Melos sollte aber die Befreiung seiner Vaterstadt nicht mehr erleben. Er starb während seines Aufenthalts in Bamberg, und Kaiser Heinrich ließ ihm im Dom ein Grabmal errichten mit der Inschrift: Ismaël, Fürst von Apulien.

Digitized by Google

An den bambergischen Stiftern waren bedeutende Lehrer tätig. In den Tagen Kaiser Heinrich VI. feierte ein Sachse Gottfried, der gewöhnlich nach seinem letzten Aufenthaltsort „von Viterbo" genannt wird, in begeisterten Versen das Andenken an den trefflichen Unterricht, den er in seiner Jugendzeit in Bamberg genossen hatte. Auch in der Kirchengeschichte nimmt das Bistum einen hervorragenden Platz ein; es sei nur erinnert an Bischof Otto I. (gest. 1135), der mit erstaunlicher Virtuosität den frommen Missionar und den klugen Staatsmann zu vereinigen wußte und *„divino admonitus instinctu"*, wie der Chronist Ekkehard von Aura rühmt, mit seinen Bestrebungen für Christianisierung und Germanisierung Pommerns glänzende Erfolge erzielte.

Anfänglich ließ sich die Bürgerschaft den Schutz des Krummstabs willig gefallen. Schon 1062 wird eine geschlossene, mit bestimmten Rechten ausgestattete Kaufmannsgilde urkundlich erwähnt. Wenn Deutschlands Stellung im Welthandel in der Kaiserzeit überhaupt darauf beruhte, daß es an den eben erst in ein höheres Kulturleben eingetretenen skandinavischen und magyarischen Gebieten gewissermaßen Tochterländer hatte und auf solche Weise als Mittelpunkt des europäischen Handelsverkehrs gelten konnte, so genoß das Frankenland in bevorzugter Weise diese Gunst der Lage. Die seit Ausgang des elften Jahrhunderts rasch wachsende Bedeutung der Stadt Nürnberg wurzelte darin, daß sie die Straßen nach Italien vor sich und die Slavenlande unmittelbar hinter sich hatte. Wenn sich aber bald eine Rivalität zwischen Nürnberg und Fürth wahrnehmen läßt, so hängt das zusammen mit dem Streben der bambergischen Kirchenfürsten, einen Anteil am Nutzen der natürlichen Lage für sich selbst zu sichern, denn Fürth stand auf stiftischem Grund und Boden, und das „Marktrecht zu Burte" war durch Heinrich IV. den Regularkanonikern an der Domkirche verliehen.

Im späteren Mittelalter führte aber das erstarkte Selbstgefühl der Bürgerschaft auch in Bamberg zu Versuchen, die Fesseln der Landeshoheit der Bischöfe abzustreifen und Reichsunmittelbarkeit zu erringen. In den Kämpfen, die sich deshalb immer wieder zwischen der Bürgerschaft und den Kirchenfürsten entspannen, wurde die unter dem Domberg gelegene Stadt mit dem Marktplatz von den Bürgern mit Mauern und Türmen umgeben. Die Sage läßt zwar die hl. Kunegunde ihr geliebtes Bamberg mit einem seidenen Faden umziehen, damit er kräftigeren Schirm gewähre, als Wall und Graben, doch die Bürger müssen dem Schutz der Patronin kein volles Vertrauen entgegengebracht haben; sie führten insbesondere unter der Regierung des Bischofs Arnold von Solms (1285—1296) starke Befestigungswerke auf. Trotzdem konnten sie sich gegen die Übermacht des Bischofs nicht behaupten, und ein von beiden Parteien erbetener Schiedsspruch fiel zugunsten der souveränen Rechte des Bischofs aus.

Im vierzehnten Jahrhundert gab es endlosen Streit zwischen der Bürger-

Digitized by Google

schaft und dem die Interessen der „Muntater" vertretenden Klerus. Die fünf in und um Bamberg gelegenen Bezirke des Domstifts, des Klosters St. Michael und der drei Kollegiatstifter Stephan, Gangolph und Jakob führten, weil ihre Grundherren immun, d. h. reichsunmittelbar waren, den Namen „Immunitäten"; im Volksmund hießen die dort angesiedelten Handwerker und Diener schlechthin „Muntäter". Ein von Chroust in den Bamberger Chroniken veröffentlichter Bericht eines unbekannten Bürgers erzählt anschaulich von den Mißhelligkeiten zwischen Altstadt und Muntätern; dabei stand der Bischof auf seiten der Bürgerschaft, das Domkapitel trat für die Muntäter ein. Die letzteren behielten Recht. Doch die tatsächlichen Verhältnisse brachten sie um die Frucht des Sieges; sie mußten sich schließlich zur Tilgung der städtischen Schulden heranziehen lassen, und auch die Gerichtsbarkeit über die Muntäter konnte von den Stiftern nicht auf die Dauer behauptet werden. Eine Zeitlang wurden die höchsten Gewalten der Christenheit, Kaiser, Papst und Baseler Konzil, in der Bamberger „uneinigkeit, zwietracht und unfur" hereingezogen. Namentlich wegen der Verwüstungszüge der Hussiten hatte Kaiser Sigismund die früher verbotene Befestigung der Stadt erlaubt. Im Interesse von Ordnung und Sicherheit wurde von ihm auch angeordnet, daß „alle werntliche gericht, als die statt Bamberg mit allen orthen begriffen hat, ein gericht würde und hinfür in einigkeit blieben", d. h. daß die Immunitätsgerichte mit dem Stadtgericht vereinigt werden sollten. Nun bedrohte aber Papst Eugen IV. die Bamberger wegen ihrer Widerspenstigkeit gegen den Klerus mit dem Bann, und das Konzil sprach sich für Schleifung der Stadtmauern aus. Das Urteil scheint auch vollzogen worden zu sein; ältere Topographen erklären aus dem Fehlen einer Umwallung den Spruch, Bamberg sei das größte Dorf im römischen Reich. Das Stadtgericht, aus 28 Mitgliedern der Stadtbürgerschaft bestehend, mit zwei Bürgermeistern an der Spitze, mußte dem jeweils gewählten Bischof „Gelübde tun", und überdies wurde zu besonderer Vertretung der landesherrlichen Interessen ein Oberschultheiß aufgestellt.

Um die Wende des fünfzehnten Jahrhunderts mag die Stadt 8500 bis 9000 Einwohner gezählt haben. (Chroust). In dem *suburbium* „Teuerstadt" bei St. Gangolph wohnten die Gärtner, an der Altenburg und am Mönchsberg wurde Wein gebaut, in der eigentlichen Stadt gab es etwa 70 Gewerbe. Der Handel blieb unbedeutend, die Pegnitzstadt ließ die Nachbarin nicht in die Höhe kommen. Überraschend frühzeitig fand die Buchdruckerkunst Eingang. Die Werkstätte des „Formschneiders" Albrecht Pfister war eine der ersten im Reich, wenn er auch nicht der Miterfinder des Buchdrucks war, zu dem ihn übereifrige Lokalpatrioten erheben wollten; seine 36zeilige lateinische Bibel vom Jahre 1445 gehört zu den berühmtesten Inkunabeln. Auch auf dem St. Michaelsberg gab es schon in den achtziger Jahren des fünfzehnten Jahr-

Digitized by Google

hunderts die Offizin von Sensenschmidt und Petzensteiner; „in der Gassen bei St. Martin“ arbeitete (1487) der Briefmaler und Buchdrucker Hans Sporer.

Die edle Kunst Gutenbergs würde nicht so fruchtbaren Boden gefunden haben, wenn nicht in den Mauern Bambergs ein reges, geistiges Leben geherrscht hätte. Besonders unter Georg III., Schenk von Limpurg, war Bamberg eine Hochburg des Humanismus. Es ist bedauerlich, — die Ehrenrettung des Bischofs durch Franz Leitschuh ist unanfechtbar! — daß Goethe im „Götz von Berlichingen“, indem er sich kritiklos an die Selbstbiographie seines Helden hielt, aus dem mit seltener Freiheit des Geistes und mit Verständnis für alles Schöne ausgestatteten Kirchenfürsten einen verschmitzten, beschränkten Pfaffen machte. Georg von Limpurg war der echte Renaissancemensch; er schätzte Kunst und Wissenschaft über alles und stand inmitten der geistigen Bewegung, die in den ersten Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts Deutschland durchflutete. Er selbst trat zwar nicht zur neuen Lehre über und ließ sich nur eifrig angelegen sein, die drohende Spaltung aufzuhalten, doch am Bambergischen Hofe hielt sich mit Vorliebe Ulrich von Hutten auf; die *epistolae virorum obscurorum* sind größtenteils dort entstanden. Der Meister philologischer Kritik, Joachim Camerarius, ein geborener Bamberger, verließ schon in jungen Jahren seine Vaterstadt, kommt also für uns nicht weiter in Betracht, aber Albrecht von Eyb, Nikolaus Tinctor und andere Gelehrte standen beim Bischof in hoher Gunst, und der Hofmeister Freiherr von Schwarzenberg, der Verfasser der Bamberger Halsgerichtsordnung, war nicht bloß ein bedeutender Jurist, sondern auch einer der originellsten Volksschriftsteller des Zeitalters.

In Bamberg fand Albrecht Dürer ehrenvolle Aufnahme, lebten und wirkten der Hofmaler Hans Wolf, ein Schüler Wolgemuts, Wolfgang Katzheimer, der treffliche Glasmaler von St. Sebald in Nürnberg, Paul Lautensack, der Schöpfer der merkwürdigen Kompositionen zur Apokalypse, und andere namhafte Künstler. Im Auftrag des Bischofs schufen Peter Vischer die berühmten Grabplatten und Tilmann Riemenschneider das Grabmal Kaiser Heinrichs II. im Dom; von dem Eichstädter Bildner Loy Hering ließ sich der Bischof schon bei Lebzeiten sein Grabmal anfertigen.

Die „neue Lehre“ gewann in Bamberg zahlreiche Anhänger. Die Predigten eines Kustos von St. Gangolph, Johann Schwanhausen, gegen den ausgearteten Heiligenkultus machten den Anfang, fremde Prädikanten verkündeten die Lehre Luthers, und bald mehrten sich die Übertritte zum evangelischen Bekenntnis.

Zu ernsteren Mißhelligkeiten kam es erst, als zur religiösen Spaltung noch die unter dem Namen Bauernkrieg bekannte soziale Bewegung hinzukam.

„In diesem Jahr (1525)“, berichtet eine Nonne aus dem Clarissenkloster, „erhob sich ein großer jammer hie zu Bamberg von etlichen purgern, die unserm gnedigen Herrn Bischof Weygant von Redwicz ganz ungetreu wurden, auch

Digitized by Google

sonst ander unnutz folk, das der geistligkeit sehr feind ward, und wollten sich unterstehen, alle geistligkeit zu vertreiben und die clöster gar abzutun." Auch ein gleichzeitiges Gedicht ergeht sich in bitteren Klagen:

„Ehre, gelübd und treu wurd nit bedacht,
Ir Furst und Herr, der ward veracht,
Wie Christus von den Juden;
Ir sinn und witze wurden sie beraubt,
Sie fingen an zu wuten, ja wuten."

Vielleicht würde die Reformation im Frankenland siegreich durchgedrungen sein, wenn nicht durch die Niederwerfung des Bauernaufstands die konservative Macht des Fürstentums neu gekräftigt worden wäre. Die Erzählung eines Ratsherren Marx Halbritter läßt ersehen, in welch kritische Lage der Stadtrat durch den Ansturm der fanatisierten Bauern versetzt wurde. Die Bauern verlangten von der Stadt, daß sie sich in ihre „Bruderschaft" aufnehmen lasse, und vom Bischof, daß freie Predigt erlaubt, der kleine Zehent aufgehoben, Jagd und Fischerei, „Wasser, Wald, Wild und Vögel" freigegeben werden sollten usw. Die Aufständischen konnten auch in der Stadt selbst auf Anhang zählen; der Bader Hans Hartlieb in der Langen Gasse war ein rühriger Aufwiegler. Eine Abordnung von Städtern und Bauern setzte dem Bischof stürmisch zu, es möge alles abgestellt werden, „was Rat und Gemein ganz beschwerlich sei". Das Auftreten der Rädelsführer war in merkwürdig partikularistischem Sinn auf eine politische Umgestaltung innerhalb des Territoriums gerichtet; sie erklärten dem Bischof, daß sie ihn gern als Herrn anerkennen wollten, dagegen müßten alle Güter der Geistlichen und des Adels zum Besten der Allgemeinheit eingezogen werden. Bischof Weigand erwiderte, er könne nicht wider Recht und Landfrieden handeln, und zog sich in seine feste Altenburg zurück. Nun wurden die bischöfliche Residenz und die Domherrenhöfe, sowie viele Burgen im Lande überfallen und ausgeplündert. Doch Georg Truchseß, der Anführer des schwäbischen Bundesheeres, überwältigte die zuchtlosen Bauernscharen, und die geistlichen und weltlichen Fürsten in Franken nahmen an den Besiegten furchtbare Rache. Auf dem Bamberger Marktplatz wurden zahlreiche Rädelsführer enthauptet. Weil des Mordens gar kein Ende war, schrieb Markgraf Georg von Brandenburg an seinen Bruder Kasimir: „Sollten alle Bauern erstochen werden, wo nähmen wir andere Bauern her, die uns ernähren?" Seit dieser Katastrophe war auch die Kraft des Bürgertums gebrochen, eine Tatsache, die von maßgebendem Einfluß auf die bauliche Entwicklung der Stadt war. Nicht aus dem Kraftgefühl des Bürgertums entstandene, der städtischen Verwaltung dienende Gebäude geben der Regnitzstadt ihr Gepräge, sondern neben den vielen Gotteshäusern nur Paläste und Lusthäuser, wie sie nach Wunsch und Geschmack der geistlichen Fürsten und ihrer Diener entstanden.

Digitized by Google

Während des Dreißigjährigen Krieges kam es vorübergehend zu einem politisch-religiösen Systemwechsel. 1633 leistete die Stadt dem siegreichen Bernhard von Weimar als Herzog von Franken den Treueid, doch schon im nächsten Jahre waren die Schweden und ihr Schützling genötigt, aus Franken abzuziehen. Die Stadt blieb unterm Krummstab. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts wurde die bischöfliche Residenz auch Sitz einer Universität. Schon 1610 war „zur Abwehr des wieder überhandnehmenden Irr- und Unglaubens" die Leitung aller gelehrten Schulen und Anstalten dem Jesuitenorden übertragen worden. Unter jesuitischen Einfluß kam nun auch die 1647 von Bischof Melchior gestiftete Hochschule. Rektor magnificus war immer der jeweilige Vorsteher des Jesuitenkollegiums. 1655 waren schon 400 Studierende immatrikuliert, doch gewann die Anstalt keine höhere Bedeutung, da sie wenige Lehrer von Ruf aufzuweisen hatte und nur über mangelhafte technische Hilfsmittel verfügte. 1803 wurde die Universität in ein Lyzeum mit Sektionen für Theologie und Philosophie verwandelt. Die glänzendste Periode des Hochstifts hebt an mit der Wahl des vorletzten Fürstbischofs Franz Ludwig von Erthal (1779). Es ist ja überhaupt ungerecht und unrichtig, wenn z. B. der sonst so scharfsinnige und besonnene Justus Möser in den geistlichen Staaten ausschließlich Papistenspuk und Finsternis finden will. Nicht wenige Kirchenfürsten in Franken waren Männer von starker geistiger Begabung, ja einige ebneten selbst als übereifrige Freunde und Förderer der französischen Aufklärungsphilosophie der Revolution mit ihren Folgen den Weg. Unter den tüchtigsten deutschen Fürsten der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nimmt Franz Ludwig einen Ehrenplatz ein. Sogar in dem giftigen Pamphlet, das G. von Tannenberg zur Unterstützung des Säkularisationsplanes 1802 über die fränkischen Hochstifter veröffentlichte — „Bamberg ist der natürliche und beständige Sammelplatz einer unzähligen Menge von Dieben, Faullenzern und Juden!" — wird Franz Ludwig als ein Mann von unantastbarer sittlicher Bildung und Würde gerühmt. Die Hebung der Geistesfreiheit seiner Untertanen war ihm eine Herzenssorge. Für Schulen und Armenhäuser gab er seinen letzten Gulden; die meisten gemeinnützigen Anstalten Bambergs wurden von ihm gestiftet oder doch gefördert. In welchem Sinn er erzieherisch einzuwirken suchte, erhellt aus der Tatsache, daß er auf seine Kosten einen Benediktiner nach Königsberg schickte, damit er sich unter Kants Anleitung in der Philosophie ausbilde. Die Periode Franz Ludwigs ist aber nur das letzte Abendrot in der Geschichte des Hochstifts. Die ungeheuren Waffenerfolge Bonapartes, die zum Umsturz der deutschen Reichsverfassung führten, brachten vorher schon die Fürstensitze der Infulträger ins Wanken. Der Säkularisationsgedanke, der schon seit Friedrichs II. und Josephs II. Tagen in der Luft gelegen hatte und durch die Lehren Larevellières und seiner Theophilantropen noch gestärkt worden

Digitized by Google

war, bot erwünschte Gelegenheit, die weltlichen Fürsten, deren Gebiete Frankreich an sich gerissen hatte, zu entschädigen. So wurden denn wieder, nach dem vom Westfälischen Friedenskongreß gegebenen Beispiel, die geistlichen Herrschaften als das Tuch angesehen, aus dem für die weltlichen Nachbarn geeignete Stücke geschnitten werden konnten. In dem Wettstreit zwischen Preußen und Bayern um den Besitz der fränkischen Hochstifter obsiegte Montgelas, weil Hardenberg es gerade im entscheidenden Augenblick mit der französischen Regierung verdorben hatte. Am 22. November 1802 ergriff der bayerische Regierungskommissär Graf Hompesch Besitz vom Fürstentum Bamberg. Gewiß war es unter den gegebenen Verhältnissen die glücklichste Lösung, wenn es auch nur als feile Liebedienerei zu bezeichnen ist, daß rasch bekehrte bambergische Historiker die Fügung „historischer Gerechtigkeit" priesen. Es war, heißt es in einer historischen Parallele: Kaiser Heinrich der Heilige und König Maximilian Joseph in bezug auf Bambergs kirchliche Verfassung, „der Wille Gottes, der ja die Geschichte der Welt in großen Kreisen ablaufen läßt und die lang ausgeschweifte Liebe wieder da zurückführt, wo er sie angeknüpft hat, daß ein bayerischer Fürst Bamberg die erste kirchliche Verfassung gab und daß ein zweiter bayerischer Fürst im Geist und nach dem Wunsch Heinrichs II. Bambergs Kirche durch Erhebung zum Erzbistum zum zweitenmal stiftete". Der gelehrte Cisterzienser Jaeck verstieg sich in neu „gewendeter" Vaterlandsliebe so weit, daß er sogar die vom Ministerium Montgelas dekretierte Profanierung zahlreicher Gotteshäuser aus dem frommen Eifer der neuen Regierung erklärte, „um die Gemüter der Christen durch deren zahlreichere Zusammenkünfte in den Tempeln mehr zur Andacht anzufeuern". Professor Harl nannte die bayerische Mautordnung „den goldenen Spiegel, durch welche sich seine Exzellenz Herr Minister von Hompesch die Krone der Unsterblichkeit erworben hat". Doch genug von diesen „patriotischen" Ergüssen! Ein tatsächliches Verdienst erwarb sich die neue Regierung durch ihre Bemühungen um Hebung von Industrie und Handel, die unter dem Regiment der Fürstbischöfe immer rückständig geblieben waren. Auch in Bamberg zog die neue Zeit ein. Fabriken wurden errichtet, gemeinnützige Anstalten aller Art, Kasernen, moderne Villen wohlhabender Bürger, — doch so ziemlich alles außerhalb des Weichbildes, so daß glücklicherweise der Charakter der eigentlichen Bischofsstadt erhalten blieb. —

Treten wir nun ein, um ihren Zauber auf uns wirken zu lassen!

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Georg Friedrich Daumer: Briefe an seine Nichte.

(Frankfurt Februar 1858.)

Ich war sehr schwach, meine theuere Helene; auch meine Sehkraft schwindet immer mehr. Dennoch hätte ich dir schon lange geschrieben, wenn ich nicht in eine ganz neue Ideenreihe hineingerathen wäre. Es gährt Etwas in mir und ist noch nicht sicher und klar; daher mag ich noch Nichts darüber sagen. Das frühere Gebäude, an dem ich ein ganzes Leben lang gebaut, ist mir in Trümmer gegangen; ich glaube nicht, daß alles darin unrichtig gewesen; aber ich kann die zerstreuten Bausteine so nicht brauchen, ich muß sie neu ordnen und zusammenfügen. Nun habe ich mir zwar in Kronthal (Badeort bei Kronberg im Taunus) Etwas zusammengebaut, was besser auf den wirklichen Gang der Dinge passen möchte, als meine früheren hoffnungsreichen Menschheitsideale. Aber es ist ein schwieriger Punkt in der Frage gegeben, die zwischen uns schon zur Sprache gekommen; ob das jetzige Geschlecht unbedingt aufzugeben, und der Natur ein ganz neuer Anfang zuzumuthen oder ob zwischen dem untergehenden Geschlecht und dem künftigen doch irgend ein den Uebergang bildender Zusammenhang anzunehmen sei. Du zeigst dich hier gefaßter, stärker, als ich mich fühle; eine absolute Kluft, bei der uns Nichts übrig bleibt, als eine stille Zurückziehung in uns selbst, ein bloßes Abwarten der Dinge, die da kommen sollen und die sich die Phantasie nicht anders, als gräulich und entsetzlich über alle Maßen denken kann, widerstrebt meinem angeborenen Drange zu schaffen und zu wirken, so sehr, daß ich doch immer noch darauf sinne, ob nicht irgend eine mildernde Auffassung möglich. Wenn ich glauben kann, Etwas der Art gefunden zu haben, so will ich dir's melden.

Sind dir Macaulay's Äußerungen über die katholische Kirche bekannt? Sie haben mich in letzter Zeit sehr beschäftigt und angeregt. Ich könnte dir die höchst merkwürdige Abhandlung zu schicken, wenn du sie nicht bekommen kannst. Deine Frage über einige Fremdwörter kann ich nur unvollkommen beantworten. Schomaia, ist ein chaldäisches Wort und heißt Himmel. Das paßt auch. Hamarim ist ein Wort mit hebräischer Pluralendung; man muß also übersetzen: in den Hamarim; du hast, wenn ich recht lese, „in der" gesetzt. Hamar, Chamar wäre das Grundwort, Chomer ist im Hebr. Haufen, arabisch sammeln. Es werden also wohl Versammlungen gemeint sein, mysteriöse Verbindungen, Logen, Zusammenkünfte. Wo aber Bulwer das Wort aufgegabelt hat, weiß ich nicht. Ich habe einen in rabbinischen und kabbalistischen Dingen sehr bewanderten, jüdischen Gelehrten gefragt; er wußte nicht mehr, als ich.

Raide sieht allerdings aus, als wenn es ein griechischer Name wäre, läßt sich aber aus den alten Sprachen nicht ableiten; es ist wohl nur ein willkürlich geformtes Wort.

Digitized by Google

Weißt du, daß auf der Pitcairn-Insel im stillen Ozean eine neue schönere und bessere Menschenrace entstanden ist? Du findest Nachrichten darüber in Harper's Familienbibliothek und auch im Conversationslexikon unter dem Namen jener Insel; doch sind da nicht alle interessanten Umstände angegeben. Vor einem halben Jahrhundert ohngefähr kamen englische Meuterer mit otahaitischen Männern und Frauen auf die Pitcairn-Insel; die Männer schlugen einander fast alle tot, eine Anzahl Kinder wuchs in Stille und von aller Welt getrennt dort auf; es kamen dann auch Reisende hin und staunten das Wunder an. Leider mischte sich die englische Regierung auf die plumpste Weise ein; wie die Sachen jetzt stehen, weiß ich nicht. Das diätetische Moment war hier wesentlich mitwirkend, wird aber im Conversationslexikon übergangen. Die englischen und amerikanischen Vegetarianer namentlich Professor Graham, von dem sich die Grahamiten herschreiben, ermangelten dagegen nicht, es um so nachdrücklicher geltend zu machen. Es ist das freilich nicht allein in Rechnung zu bringen, es ist die völlige Entfernung aus einer grundverdorbenen, in jeder Beziehung zerrissenen und unheilvollen Societät, was in Betrachtung kommt. Wenn dich die Sache interessirt, so theile ich dir mehr darüber mit.

Sehe ich unsere Jugend an, so finde ich doch auch hie und da ein Wesen, mit edlen Anlagen und schöner Natur, das mich dauert, wenn ich glauben muß, daß es bloß bestimmt ist, in einen allgemeinen Untergang mit eingeschlossen zu sein. Wenn man Kinder hat und dieselben liebt, ist der Gedanke fürchterlich, diese Wesen mit all dem, was man an ihnen thut, nur dem gähnenden Abgrund zuzuführen, der sie verschlingen wird, wie das übrige erbärmliche Menschengesindel. Um so mehr wünschte ich, an ein Asyl glauben zu können, das wenigstens einem kleinen Theil der Menschheit bereitet ist.

Es ist alles schwankend geworden; es ist mit all unserer Weisheit zu Ende; wir wissen nichts und müssen warten, ob nicht etwas kommt was uns Licht gibt und zeigt, wohin das Weltschiff steuert, das jetzt ein so grauenhaftes Dunkel umhüllt.

Mit der unaussprechlichsten Liebe ewig dein G.

Da hier noch so viel Raum ist, so will ich dir, liebe Helene, noch ein paar Bemerkungen herschreiben.

Der berühmte englische Historiker Macaulay beleuchtet (in einer Kritik der „Geschichte der Päpste" von Ranke) vom protestantischen Standpunkt aus die Organisation der römischen Kirche und findet sie, als ein Werk der Staatsweisheit betrachtet, bewunderungswürdig. Er gibt die Vorzüge dieser Organisation und Politik an und zeigt, wie die katholische Kirche in Folge derselben wie auf eine ewige Dauer angelegt scheint und wie sie bisher theils unmittelbar über Alles gesiegt, was ihr entgegenstand, theils selbst ihre größten Niederlagen überdauert und glücklich überstanden hat.

Digitized by Google

Was die Pitcairner betrifft, so können die Reisenden, die darüber berichten, die Schönheit, Kraft, Gesundheit, Unschuld und Sanftmut dieser neuen Raçe nicht genug rühmen. Die Kinder wurden mit reifen Pisangfrüchten und gekochter Tarowurzel aufgezogen und waren von unsern Kinderkrankheiten frei. Es war eine patriarchalische Einrichtung mit einem klugen, alten Mann an der Spitze, den auch die Mädchen beim Ackerbau unterstützten.

Die Kleidung derselben aus den Blättern des Maulbeerbaumes, einfach und weit, — die Betten aus Palmblättern mit Decken aus Maulbeerblättern — Hauptnahrung der Insulaner die Yamswurzel, gekocht, gebacken, zu Kuchen geformt, mit Pflanzensyrup gegessen; außerdem Tarowurzel, Pisang, Bananen ꝛc. Man lebt fast ganz von Vegetabilien. Die auf der Insel geborenen Männer, schön, groß, kräftig, athletisch gebaut, die Gesichter offen und freundlich; die jungen Frauen ebenfalls gar nicht schwach, groß, kraftvoll und schön, das Antlitz von freudigem Lächeln glänzend. Mit den Männern konnten es die stärksten, englischen Matrosen im Ringen und Boxen nicht aufnehmen. Ein junges Mädchen, sagt Cap. Pigon, begleitete uns auf das Boot, indem sie auf den Schultern einen großen Korb mit Yamswurzeln trug und dabei über Wege und Abgründe hüpfte, die außer Ziegen kaum ein anderes Geschöpf passieren konnte, und über die wir kaum mit Hülfe unserer Hände gelangten. Sie sprang mit ihrer Last von Fels zu Fels wie ein junges Reh.

Es wären also immer noch respektable Keime in der Menschheit, wenn nur der Fluch unserer Traditionen, Einrichtungen, Sitten und socialen Widersprüche, Zerreißungen und Verderbnisse beseitigt werden könnte.

(1858)

An Helene

Ja, das bist du; ich habe dich wieder empfunden, ganz wie sonst in schönerer Zeit; und ich denke, wir haben uns wiedergefunden. Eine rührendere Seele, als die deine, giebt es nicht, und es würde mir, wenn ich dich nicht kennen gelernt hätte, eine Anschauung fehlen, ohne die mein Begriff von dem Höchsten und Besten, was existirt, sehr unvollständig wäre.

Den Zanoni (Bulwer) habe ich gelesen; aber es ist schon lange her. Du findest ihn citirt im 3. Band meiner „Religion des neuen Weltalters" S. 224.

Es ist, so viel ich mich erinnere, eine sehr phantastische Dichtung, aber es sind gute Ideen darin. Die Liebe, die ins Menschliche, Irdische, Sterbliche verwilderte, wird als das gleichwohl zu höherem Ziel führende, erst die rechte Weihe und Vollendung Gebende gegen die sich selbst gleiche Erhabenheit intellektueller und sittlicher Abstraktion bestimmt. Ist es nicht so? —

Da du auch meine Gedanken über die Krisen der Gegenwart wissen willst, so habe ich einige Blätter beigelegt, mit denen ich bitte, dich vor der Hand begnügen zu wollen. Ist dir Etwas unklar oder steigen dir Bedenken auf und

Digitized by Google

sind dir Einwürfe zur Hand, so sage nur Alles, was du denkst; das wird Gelegenheit zu neuen Erörterungen geben. Mein jetziges System bildete sich hauptsächlich in Kronthal aus, wo ich den letzten Sommer ein völliges Einsiedlerleben in einem ganz isolirt stehenden, im Gebüsche versteckten Häuschen führte. Daher nenne ich es die „Eremitalphilosophie", die auch selbst Eremiten genug ist. Wir wollen sehen, wie du dich darein findest. Du bist ja kein zerstreutes Weltkind, du hast mitten in Welt und „grassirender" Civilisation dich dennoch so sehr vereinsamt, und so habe ich Hoffnung, aus dir eine ganz gute Eremitalphilosophin zu machen.

Dieses System ist die Frucht der Verzweiflung und das Produkt einer fürchterlichen Nacht, da ich nach den unglaublichsten Anstrengungen alle meine Hoffnungen, selbst die bescheidensten, scheitern sah. Dennoch ist sie sehr tröstlich und jedenfalls besser, als der Strick, an dem man sich außerdem nothwendig aufhängen müßte. Es wird eigentlich nichts aufgegeben; das Ziel, für welches man begeistert ist, wird nur einen Schritt oder Sprung weiter hinaus in eine jenseits des Menschlichen liegende Zukunft gesetzt; man überschreitet eine Kluft und befindet sich mit Zurücklassung all der menschlichen Rohheiten, Dummheiten, Zerreißungen und Qualen in einer völlig neuen Welt, wo statt des Menschen ein Engel herrscht. Es ist dies nicht ein blaues Jenseits, im allgemeinen Gegensatze des Irdischen und Weltlichen, wie das christliche; es ist ganz irdisch und weltlich, aber in umgestalteter, veredelter und erhöhter Weise; es ist die letzte und höchste Blüthe des Erdlebens und der Weltentwicklung, die naturgemäße Spitze und Vollendung, das Ziel und Resultat aller schöpferischen Prozesse in Welt und Menschheit, das aber nicht mehr in die letztere, sondern weiter hinaus in eine künftige Periode fällt, in der ein neues Geschöpf auftreten wird, das ich den „Engel der Zukunft" nenne. Du wirst vielleicht sagen: Ist denn das tröstlich, wenn wir untergehen, und ein ganz anderes Geschlecht lebt und herrscht? — für den Denker, der nur im Allgemeinen lebt und seine individuellen Interessen dabei nicht achtet, ist es in jedem Falle tröstlich, nur glauben zu können, daß die Welt vorwärts kommt und ein befriedigendes Resultat zu erwarten ist, was auch dabei für vorläufige Erscheinungen haltlos zu Grunde gehen. Es giebt jedoch einen positiveren Trost, bei welchem das Individuum sich nicht aufzugeben braucht. Denn der unverwüstliche Kern unseres innern Wesens — ich glaube an einen solchen — wird in jene Welt hinübergerettet werden, und wir werden da wieder aufleben in einer höheren, vollendeteren Form. Du z. B., schon jetzt ein Engel der Seele und den lieblichen Zügen nach, wirst dann ein völliger und förmlicher Engel sein, das heißt, du wirst auch physische Eigenschaften haben, die du bei deiner jetzigen menschlichen Organisation noch nicht haben kannst. Ich wollte noch Einiges schreiben, da kam der gräuliche Vorfall, den ich deinem Vater in dem beiliegenden Brief

Digitized by Google

melde. Bitte, schreibe mir bald wieder, es ist mir eine Erquickung, und immer mehr „umhüllt mich das Dunkel der Nacht". Adieu, liebe Seele, denke meiner! Schreibe bald, es rettet mich vielleicht vor Wahnsinn und Selbstmord. G.

(1858)

Liebste Helene!

Für jetzt nur ein paar Zeilen, um dir zu danken für deine unendliche Güte und Liebenswürdigkeit. Ich werde dir's nie vergessen, daß du in einem so verzweiflungsvollen Augenblick meines Lebens so willig und eilig warst, mir wohlzuthun. Meine Bitte mag ein recht kindisches Aussehen gehabt haben, doch mußte sie dir zeigen, was du mir sein kannst und bist. Ich habe angefangen, etwas für dich aufzuschreiben, bin aber wegen der Schwäche, in der ich mich eben befinde, nicht zu Stande gekommen. In meinem nächsten Brief gedenke ich auf alles mögliche zu antworten. Adieu, mein Engel, und bleibe mir gut!

(1858)

Mein System hat eine bedeutende Aenderung erfahren. Dein Vater war mir in der Erkenntniß längst voraus; ich nahm's ihm übel und sträubte mich so lange als möglich gegen eine Einsicht, der ich am Ende doch nicht entgehen konnte, da sie mir Leben und Zeitalter gewaltsam aufdrang.

Ich hatte eine große Zukunft der Menschheit im Sinne, für diese schuf, arbeitete, opferte ich mich auf. Ich war ein Thor, wie alle Propheten, Heilande, Weltverbesserer und Menschenveredler. Mit den Menschen im allgemeinen ist nichts anzufangen, sie *wollen* sich nicht ändern, es ist ein ewig unverbesserliches Geschlecht, das im Ganzen nur immer schlechter, roher und bösartiger wird, wenn auch in Form der Civilisation und Cultur; die Menschen im Sinne der *Gattung* werden sich nimmermehr zu der idealen Höhe erheben, von der jene prophetischen Geister und Genien träumen; dies Geschlecht ist bestimmt zu sinken und unterzugehen. Eine neue Schöpfungsperiode wird kommen, ein neues Geschöpf wird auftreten, während der Mensch durch allerlei Krisen und Katastrophen, durch sociale Auflösungen, gegenseitige Vernichtungskämpfe, Krankheiten, Naturrevolutionen umkommen wird. Hier ist nun besonders dieses letzte Jahr 57, von der merkwürdigsten Art. Diese Fülle von Unglücksfällen und Naturschrecken, von Feuersbrünsten, Explosionen, Schiffsuntergängen, Einstürzen, Stürmen, Meteoren, Erdbeben, Epidemien, so wie von menschlichen Gräueln, Ausartungen und Zerrüttungen, alle diese zerstörenden und drohenden Phänomene einerseits, und dann andererseits diese Anzeige bei einer erhöhten und vermehrten Produktivität im Reiche der Natur verrathen uns, daß der Erdboden im Begriffe ist, sich umzugestalten, daß das Alte vergehen und etwas Neues zum Dasein kommen soll. Ich will damit nicht sagen, daß wir schon

Digitized by Google

morgen oder übermorgen einen jüngsten Tag haben werden und eine neue Welt daſtehen wird. Solche Prozeſſe ziehen ſich durch die Jahrhunderte und Jahrtauſende fort; das, was kommt, iſt oft klar genug für den, der Augen zu ſehen hat; ſchwerer iſt zu ſagen das wie, am ſchwerſten das wann. Wir können vielleicht ſchon morgen die furchtbarſte Auflöſung der Dinge erleben; wir können auch vielleicht noch in Ruhe dahinſcheiden und unſere Kinder auch. Aber kommen wird etwas, daran kann ich nicht zweifeln. Zunächſt wird, denke ich, eine ſociale Kataſtrophe ihre Rolle ſpielen; das Gebäude des Beſtehenden, ſo lange als möglich geſtützt und gehalten, wird endlich doch für immer zuſammenſtürzen; die Geſellſchaft wird ſich auflöſen und es wird aus den Ruinen kein neues Leben blühen, es wird das Ende ſein. Dazu werden dann auch wohl phyſiſche Schreckniſſe und Zerſtörungen kommen. Seuchen wüthen und dergl. Auf irgend einem geeigneten Punkt der Erde wird dann ein neues Geſchlecht, eine neue Gattung, als die Herrſcherin der neuen Weltperiode, an der Stelle der untergegangenen Menſchheit, entſtehen. In Kronthal ſchrieb ich an einem Werkchen in Briefform und nicht für den Druck beſtimmt „Prophezeiungen eines Eremiten" betitelt. Darin habe ich dieſe und andere damit zuſammenhängende Gedanken niedergelegt; es iſt jedoch nicht ganz fertig geworden.

Ich nehme jetzt einen Stufengang der Entwicklung an, der ſich folgender Maßen bezeichnen läßt:

1. Unorganiſche Natur
2. Pflanzenwelt
3. Thierwelt
4. Menſch
5. Engel

Unter „Engel" verſtehe ich das künftige Weſen, wobei man ſich aber keinen abſtrakten, chriſtlichen Engel zu denken hat. Ich meine das, was höher und beſſer, als der Menſch und das Geſchöpf der neuen, künftigen Periode der Weltentwicklung und des Erdlebens ſein wird.

Der Menſch iſt ein Weſen voll Widerſpruch und Zerwürfniß, das nur geeignet iſt, ſich und alles um ſich her elend zu machen und das nur einen Sinn und eine Bedeutung hat, wenn wir annehmen, daß es die Uebergangsſtufe zu etwas Anderem und Beſſerem iſt.

Der Menſch ſtrebt ewig aus und über ſich hinaus und kann die ihm geſetzte Schranke nicht durchbrechen; für ein künftiges Weſen, anders, vollkommener organiſiert als der Menſch, wird dieſe Schranke durchbrochen ſein.

Das künftige Weſen iſt ſchon im Menſchen enthalten, theils als Keim, der aber niedergehalten iſt und nicht zur Entwicklung kommt, theils in ſeltenen Fällen als thatſächlich hervortretende Erſcheinung, wo das entſteht, was ich als Exception bezeichne, etwas den gemeinen Gattungs- und Geſchlechtscharakter

Digitized by Google

der Menschheit Ueberragendes, deßhalb aber auch meist sehr Isolirtes, Einsames, Unverstandenes, ja Leidendes und Untergehendes. Der Mensch irrt, sagt Schiller,

So lang er glaubt, daß das buhlende Glück
Sich dem Edlen vereinigen werde.
Dem Schlechten folgt es mit Liebesblick;
Nicht dem Guten gehört die Erde.

Welch eine Welt, die in den Händen der Schlechtigkeit, Gemeinheit, Bosheit ist! Soll und wird das ewig so sein? Soll und wird nicht einmal das umgekehrte Verhältniß eintreten? Das wird indessen nie der Fall sein, in dieser Societät. Die Natur muß und wird sie daher vertilgen und etwas Besseres an die Stelle setzen. Edlere Naturen sind Ausnahmen von der Regel und können sich wieder nur an solche halten. Die Menschheit im Allgemeinen bildet stets nur einen schneidenden Gegensatz zu ihnen. Du gehörst mir zu den Exceptionen — mehr kann ich nicht sagen.

Das neue Wesen, der Engel der Zukunft, muß aber auch körperlich anders organisiert sein; es ist das große Problem der Natur, diese Organisation, eine feinere, höhere Leiblichkeit hervorzubringen.

Das neue Wesen wird z. B. der Schwere nicht mehr so unterworfen sein, wie wir, nicht mehr wie ein Wurm am Boden haften.

Die Frage ist: wie wird dieses Wesen entstehen? Ganz unabhängig von dem jetzigen Geschlechte, das dann einem unbedingten Untergang anheimfiele, oder so, daß es sich auch leiblich aus ihm herauszugestalten hat, daß sich die Menschheit theilweise in das neue Wesen verwandelt und die neue Gattung ausmacht, während der andere Theil bleibt, wie er ist und seinem Schicksale überlassen wird? —

Ich bin hierüber noch ungewiß, doch vermute ich, der Gang der Sache werde dieser sein.

Der Gegensatz der exceptionellen Einzelheit zur Gattung wird sich immer mehr steigern; die Letztere wird völlig verwildern, schwere und gräuliche Zeiten werden einbrechen, die Gesellschaft wird sich in rohe Horden auflösen, die einander als Wilde bekriegen und behandeln. Unterdessen werden die wenigen Besseren wohl den Drang fühlen, sich zu einigen und in Verbindung irgend ein stilles Asyl aufzusuchen. Hier in tiefer Verborgenheit vielleicht, wird die bedeutungsvolle Umwandlung vor sich gehen, ein neues, höher organisirtes Geschöpf wird endlich aus seinem Dunkel hervortreten und die Erde beherrschen.

Es war eine Zeit, da war auch die Gattung Etwas; die Blüthe derselben war das griechische Alterthum. Seit dem Verfalle dieser Cultur sinkt die Menschheit und schreitet allmählig ihrem Ende zu. Doch wird dies von Zeit zu Zeit noch aufgehalten; es treten lichtere Momente hervor; es scheint wieder vor-

Digitized by Google

wärts zu gehen. Dann geht es wieder um so gräulicher zu; es wird nichts Gutes und Schönes mehr erzielt, was nicht gleich wieder paralysirt wird, ja in sein Gegentheil umschlägt. Die Natur scheint gewisser Vorbereitungen zu bedürfen; wenn sie mit diesen fertig ist, dann wird sie das alte, entartete Geschlecht gänzlich fallen lassen und zu ihrem neuen Werke fortgehen. Die Religion der auf ihrer Höhe stehenden Menschheit war die griechische Kunstreligion, die der sinkenden und untergehenden ist das Christentum. Ich träumte von einer neuen Religion, es wird keine kommen.

Die Menschheit nimmt nichts mehr an, wenigstens nichts Progressives und Gebildetes. Nur Phänomene, wie das rohe Mormonenthum mögen noch Statt finden können. Noch bleibt mir ein Traum übrig, der von einer kleinen stillen Gemeinde, die sich absondert von der ganzen übrigen Menschenwelt und sich mit Aufgebung aller Ansprüche auf Wohlleben und Luxus in sich selbst vertieft. Aus dieser, hoffe ich, wird das neue Wesen entspringen. Außerdem müßte die Natur, völlig abbrechend von der Menschheit und ihrer Geschichte, einen absolut neuen Anfang machen, was mir weniger wahrscheinlich ist.

Den Gedanken, daß die Schöpfung noch nicht geschlossen sei und daß noch ein Geschöpf fehlt und zur Erscheinung kommen müsse, das über den Menschen hinausgeht, hat schon der Franzose Nodier ausgesprochen.

Göthe hat in seinem Alter eben so gedacht, aber es nicht offen herausgesagt, außer etwa im vertrauten Gespräch, wohin eine Stelle in „Eckermanns Gesprächen mit Göthe“ gehört, einem der besten und gehaltvollsten Bücher, das du wohl kennst und das du lesen mußt, wenn es nicht schon geschehen ist. Göthe hat seine geheimsten und wichtigsten Gedanken in zwei allegorische Dichtungen verstreut, in das „Märchen“, wo er aber noch ein Vertrauen in die Menschheit und ihre Geschichte setzte, welches ihm späterhin ausging, wie mir; und dann in die Dichtung vom Homunculus im 2. Theil des Faust. Hier ist der Mensch aufgegeben und die Idee einer neuen künftigen Menschheit oder Gattung in dem kleinen Homunculus aufgestellt, der erst zu erstehen hat, wiewohl er schon vorhanden ist, d. h. als Idee aber nicht in der Wirklichkeit. Er ist im Glase eingeschlossen d. h. in die Subjektivität des Denkens und Vorstellens, aus der er heraustreten soll, aber nicht eher heraustreten will und darf, bis ihm ein angemessener Schein von Realität geboten ist. Eine solche muß erst geschaffen werden und das geschieht im Meere, weil das Meer, das Gewässer das Symbol des Werdens und der Neuschöpfung ist. Da bildet sich ein neuer Götterkreis mit Galathea, die auf dem Wagen der alten Venus kommt, an der Spitze; sie ist das Schönheits- und Liebesprinzip der neuen Welt, an ihrem Muschelwagen zerschellt der Homunculus, d. h. er tritt aus der Form der Subjektivität und Idealität heraus und wird real, ein „neues Geschlecht“ ist da, wie es Göthe selbst bezeichnet.

Digitized by Google

Deine jetzigen Beschäftigungen sind gut und zweckmäßig; aber es würde deinem feinen und tiefen Geist vielleicht noch mehr Befriedigung gewähren, wenn du dich in die geheimen Tiefen der Göthischen Anschauungen und Weltgedanken vertiefen wolltest. Ich würde dir darin gerne, so viel in meinen geringen Kräften steht, behülflich sein. Ich habe über das Märchen und den Homunculus Abhandlungen geschrieben, doch ist Alles noch nicht zur Vollendung gekommen. Lies doch einmal diese Dichtungen; das Märchen steht am Ende der „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter". Du wirst leicht bemerken, daß die grüne Schlange die sogenannte Geldaristokratie, die Irrlichter der Geburtsadel, die östliche Seite des Flusses die antike Welt mit ihrem Schönheitsprincip (der schönen Lilie), die westliche Seite unsere christliche, moderne, der edle Jüngling der Genius, der Alte das Volk, der Fluß die christliche Theologie und Moral, der Fuhrmann der Clerus, doch von seiner besseren Seite gefaßt, der Mann mit der Lampe die Idee, der Gedanke im wahrhaftesten und concretesten Sinne des Wortes, das Schattenreich die abstrakte und subjektive Geistesthätigkeit der modernen Welt, die Dienerinnen der schönen Lilie die Künste und Kunstprincipien, der Mops die Volkspoesie, der Habicht die Romantik im schlimmen Sinne des Wortes, der aber dann mit dem Spiegel (der Objektivität der klassischen Kunst) die reine Poesie bildet u. s. w. Mit diesen Andeutungen hast du schon einen Schlüssel; es wird dir vielleicht Spaß machen, nun selbst weiter einzudringen. Der unterirdische Tempel ist die neue Ideenwelt, die sich im Stillen bildet, die drei Könige erklärt Göthe selbst, der Zusammengesetzte den er nicht erklärt, ist das gegenwärtige Weltregiment. Sehr interessant wird es dir sein, die Differenz zwischen beiden Dichtungen zu bemerken und daraus den Gang zu erkennen, den Göthes Denken und Stimmung genommen hat.

Verzeihe das unreine Blatt; ich und mein Zimmer, wo ich mir selbst einheize, sind immer voll Kohlenstaub und Kohlendampf.

Die Nacht, die einbricht, wo alles so rathlos ist, ist die neue Barbarei, die Göthe voraussah.

An H. D. Nr. 3, Wien, *Poste restante.*

25. September, 1858, Frankfurt

Ich bin dir, mein lieber Engel, schon lange Antwort schuldig. Du würdest aber irren, wenn du glaubtest, ich hätte dich vergessen. Du bist immer vor meiner Seele; meine Neigung zu dir ist unendlich tief und unverwüstlich. Das gelte dir für alle Fälle, sie mögen aussehen, wie sie wollen. Ich habe dir zweimal geschrieben, den Brief aber jedesmal vernichtet, weil er zu lamentabel ausgefallen war und weil ich mich scheute und schämte, dir immer in so erbärmlicher, zerfahrener und trostloser Gestalt entgegenzutreten. Auch

Digitized by Google

weiß ich ja, daß dein Herz nicht von Stein und Eisen ist, wie das einer Person, die deinen Namen führt, dir aber unendlich unähnlich ist, ich wollte dir nicht fort und fort mit jedem Briefe Gram und Sorge bereiten. Bis jetzt schwebt die Wohnungsangelegenheit, die uns so großen Jammer gemacht, daß auch meine Frau und Ottilie sehr dadurch litten, daß erstere darüber krank wurde und letztere zuweilen Stunden lang weinte. Helene hatte uns versprochen, dafür zu sorgen, daß wir einen bleibenden Aufenthalt bekämen. Es war dies zu der Zeit, da sie uns ihren Officier nebst Soldatenwirtschaft in's Haus legte; doch sagte sie, müsse sie erst sehen, ob ich mich mit dem Officier vertrage. Ich duldete einen Winter durch Dinge, die für mich entsetzlich waren; wurde z. B. fast jede Nacht, wenn die Einquartierung tiefnächtlich von Helene her nach Hause kam, aus dem Schlafe geweckt, und konnte dann nicht mehr einschlafen. Ich dachte, das würde im Sommer aufhören und wir würden dann zur Ruhe kommen. Als die Edle aber ihre Absicht erreicht hatte, kümmerte sie sich nicht mehr um uns; mit mir sprach sie nicht und nach mir fragt sie nicht, selbst wenn sie im Hause und unter mir bei ihrem Officier allein war oder daselbst Gesellschaften hielt. Und wenn meine Frau ihre Noth klagt, so zuckt sie die Achseln. Ein so schamloser und gräulicher Charakter ist mir in dieser Schichte der Gesellschaft bei Gott noch nicht vorgekommen. Selbst die Mahnungen der trefflichen Hohenemser, der sie ihre Achtung selbst nicht versagen kann, prallten an ihr ab. Nun kam die Zeit herbei, wo wir fort sollten, da 450 Fl Miethe gefordert wurden; für uns ein unsinniges Geld, da mein Quiescenzgehalt nur 560 Fl beträgt. Frau und Kind thaten alles Mögliche, um eine andere nur einigermaßen passende Wohnung aufzutreiben. Alle aber, die zu haben waren, überstiegen, des Preises wegen, unsere Kräfte, oder sie waren von der Art, daß man mit Bestimmtheit voraussah, ich werde es keine 8 Tage darin aushalten können. So mußten wir endlich in voller Verzweiflung ganz nahe am Termin in jene Bedingungen eingehen und müssen also für das nächste Jahr wirklich so viel zahlen. Wie es dabei in Hinsicht des übrigen Lebens steht, kann man sich leicht denken, und ich mag es aus Scham gar nicht andeuten.

So viel muß ich euch melden, weil ihr doch wissen müßt, wie die Dinge stehen. Wegen meiner Schrift über Hauser[1]) stehe ich mit Meidinger hier in Unterhandlungen, die noch nicht zu Ende sind. Nimmt er das Buch, so sind unsere Verlegenheiten geringer geworden; es noch weiter anzubieten, fehlt mir nach vielen bereits fruchtlos angestellten Versuchen beinahe ganz der Muth. Bei den gegenwärtigen Stimmungen und Richtungen fehlt es nicht nur an Interesse für all das, was ich leisten kann, auch ist es unter solchen Umständen

[1]) Der Nürnberger Magistrat hatte bekanntlich Daumer mit der Erziehung des berühmten Findlings betraut.

Digitized by Google

meinen Feinden gelungen, mich furchtbar in Verruf zu bringen. Ich würde herzlich gern alle Berührungen mit einer solchen Welt, einem solchen Publikum, das man nur grenzenlos verachten kann, aufgeben, wenn ich nicht in Hinsicht meiner Existenz darauf angewiesen wäre. Wäre ich nicht krank und schwach, so würde ich irgend ein gemeines Geschäft treiben, sei es auch z. B. Holz hauen, würde leben, wie ein Bettler und zufrieden sein. Freilich müßte ich eine Hütte für mich allein haben — — Du berührst meine Diät. Ich habe seit 1850 mich elend abgekämpft, um es so weit zu bringen, nur für mich selbst nach meinem Geschmack leben zu können; ich habe mich deßhalb mit der ganzen Welt überworfen und bin auch in dieser Hinsicht zum Märtyrer geworden. Es war umsonst. Meine Frau macht stets die leidenschaftlichste Opposition dagegen; und von dem, was sie zu Tische bringt, ist fast nichts Anderes eßbar, als die Fleischsachen. Neulich hat mir der Bruder des berühmten Gleizes in Frankreich geschrieben, er wolle mir Exemplare der „Thalysia" seines verstorbenen Bruders und eine Kiste mit Manuskripten überschicken, wenn ich es übernehmen wolle, für diese Sache in Deutschland thätig zu sein. Ich mußte ihm antworten, daß hier kein Boden für solche Saaten wäre und daß ich überall deshalb nur als Narr traktirt werde oder Zorn, Erbitterung und Haß errege. Ich weiß nicht, ob du den Gleizes kennst. Es war ein Engel in Menschengestalt, ein wahrer Heiliger. Ein Schriftchen über ihn, das du dir wohl verschaffen kannst, um den Gegenstand wenigstens historisch kennen zu lernen, führt folgenden Titel: *I.-A. Gleizes et le regime des herbes. Etude biographique, litteraire et physiologique. Par M. N. Joly, Toulouse 1856.* — »*Jean-Antoine Gleizes était frère du colonel Gleizes, membre de l'Académie des sciences, inscriptions et belles-lettres de Toulouse, membre du Conseil général de la Haute-Garonne, maire de Lavelanet.*« Der letztere, ein sehr geachteter Mann in Frankreich, war es, der mir jenes Anerbieten macht. Dort verschmähen es auch große Gelehrte und Autoritäten nicht, wenigstens Notiz von der Sache zu nehmen; so ist auch Joly ein großes Thier in Frankreich, schreibt aber doch über Gleizes eine anständige Broschüre. In Deutschland ist so Etwas gar nicht möglich.

Du fragst mich auch, ob es denn noch Menschen giebt, die sich mit Magie, Theurgie, geheimen Wissenschaften und Künsten befassen. Es giebt keine mehr. Der, den ich über die bewußte Sache fragte, ist ein trockner jüdischer Gelehrter, der als solcher nur historisch von kabbalistischen Dingen weiß. Durch den bekannten Mesmer wurde die alte Magie in form des sogenannten thierischen oder animalischen Magnetismus wieder erneuert. Dadurch wurde vieles aus dem Altertum verständlich, was für die Aufklärung nur Aberglauben und Priesterbetrug gewesen war, so die Orakel, der Tempelschlaf der Alten, wunderbare Heilungen und sympathische Dinge, Zauberei und Hexerei. Jetzt sind die Naturforscher und Aerzte wieder auf einen ganz rohen

Digitized by Google

Standpunkt des Unglaubens zurückgegangen, jetzt gilt Nichts mehr als „Kraft und Stoff" in Büchner's, Moleschott's, Karl Vogt's Sinn, Atome, Hirnstoff und dergl. Daß ich vor ohngefähr 30 Jahren von Magnetismus und Homöopathie gesprochen, hat den Physiologen Eschrich so in Harnisch gebracht, daß er mich noch neuestens nachträglich deßhalb züchtigt und zerstampft. Es ist eine elende Zeit. Die moderne Bildung hat sich ausgelebt und ist vollkommen auf den Sand gerathen. Will man mit ideellen und spirituellen Dingen nicht ganz verhöhnt und verachtet werden, so kann man nicht mehr thun, als — zu den Katholiken gehen. Wunderlich kehren sich die Dinge um. So ist jetzt Rußland wo? — In Frankreich; und Frankreich wo? — In Rußland. Dort im Lande der Freiheit alles despotisch; hier im Lande der Knechtschaft das liberale Princip zur Geltung kommend. Fast scheint es, als solle sich eine solche Verkehrung auch in Beziehung auf Protestantismus und Katholicismus vollbringen. Dort ist jetzt alles dumpf, knechtisch, conservativ im schlechtesten Sinne des Wortes. Dagegen treten jesuitische Prediger in ganz freier, rationeller Weise auf und stellen die protestantische mit ihrer gräulichen Blutversöhnungstheorie entschieden in den Hintergrund. Es kommt nur darauf an, ob ich mich überzeugen kann, daß diese Umkehrung der Principien eine mehr als flüchtige Bedeutung hat. Dann weiß ich, was ich zu thun habe. Willst du ein gutes, wissenschaftliches Buch über Magnetismus, Magie, Wunder, Hexenwesen und dergl. lesen, so rathe ich dir folgendes zur Hand zu nehmen: System des Tellurismus oder thierischen Magnetismus. Von Dr. Kieser. Leipzig 1826. Du wirst es wohl aus irgend einer Bibliothek haben können. Das würde deinem Drange, einen tieferen Blick in diese dunklen Regionen zu thun, wohl sehr entsprechen. Die Erscheinungen sind allerdings nach einem bestimmten System geordnet und beurtheilt, von dem die Frage ist, ob es gelten kann. Aber es sind doch die Thatsachen verzeichnet und anerkannt; es ist zugleich der Versuch gemacht, sie wissenschaftlich zu begreifen, so sehr sie auch den Anschein des Märchenhaften und Unglaublichen haben.

Wolltest du mir einige gute Recepte zu Mehlspeisen und dergl. schicken; da du sagst, du hättst davon, so würde ich sehr dankbar sein. Diese Dinge sind von größerer Wichtigkeit, als man glaubt, und am Ende fehlt es vor allen Dingen — an einem Kochbuch. Vegetarische Kochbücher giebt es bereits in England, ich habe indeß nur ein Broschürchen der Art auftreiben können. Wären wir nur zusammen, wir wollten Teufelszeug mit einander treiben. Grüße von mir Jean und alle die Deinigen schönstens und bleibe gut Deinem G.

(Frankfurt 1858)

Dieser Brief, liebste Helene, wird dich freilich kaum mehr treffen, er wird euch aber wohl nachgeschickt werden können. Daß du dich so wohl befindest,

Digitized by Google

ist mir ein großer Trost; ich habe so wenig persönliche Anhaltspunkte mehr und unter diesen nimmst du die Stelle ein, die ich nicht näher zu bezeichnen brauche und die durch keine andere zu ersetzen ist. Mein Unglück hört nicht auf. Ich schrieb euch, daß mein Buch über Hauser von Meidinger angenommen sei. Dieser aber ging unterdessen nach Leipzig zur Messe und da wiederholte sich, was schon öfter geschehen war. Wenn meine erst ganz willigen Verleger mit Campe zusammenkommen, der mir den Tod geschworen hat, weil ich mich nicht mehr von ihm ausbeuten und treten lassen wollte, so ändern sie ihre Gesinnung und treten zurück. So ging es mit Otto Meißner, der meine neueste Gedichtsammlung nehmen wollte, die noch immer ungedruckt daliegt. So scheint es jetzt mit Meidinger zu gehen. Unter solchen Umständen muß ich mich zu meinem Troste an die Versicherung halten, die du mir in Jean's Namen gegeben hast, daß er mich nicht verlassen werde. Ich bitte ihn, da er mit Jean und Helene so übel steht, mir die bezügliche Sendung unmittelbar ins Haus zu adressiren: Bornheimer Haide Nr. 4. Vielleicht ist er so freundlich, mir auch wieder einmal ein paar schriftliche Zeilen zu schenken. Diese ewige Zerklüftungen und Scheidewände thun sehr weh. Mein körperlicher Zustand, da du nach diesem fragst, ist unveränderlich der alte und es sind bei einem solchen Lebensgange nur Verschlechterungen möglich. Ich komme gar nicht aus dem Hause; schon mehrere Jahre lang bin ich ein armer Gefangener, weil ich nicht gehen kann und zum Fahren kein Geld habe. Daß bei solchem Mangel an Bewegung auch immer mehr meine Verdauung und mein Nervensystem leidet, wirst du sehr begreiflich finden. Geistig und gemüthlich Erhebendes kommt nichts mehr vor. Die Literatur von elenden Buben beherrscht; meine Feinde konnten in solcher Zeit leicht mit mir fertig werden, sie haben ihre Absichten erreicht; ob eine neue Wendung der Dinge möglich, ist sehr zweifelhaft, es ließe sich nur durch ein ganz eigenthümliches Manöver erreichen, worüber ich noch nicht mit mir selbst einig bin. Ich lebe ganz einsam; ich komme zu Niemand und Niemand kommt zu mir. Ich bin diesem Geschlechte zu verhaßt; ohnehin geht alles atomistisch auseinander, jeder sorgt nur für sich und seine abgesonderte materielle Existenz. Es giebt nur noch eine Sphäre, wo Zusammenhang und Zusammenwirken und zwar in hohem Grade stattfindet. Aber diese hat für Leute unserer Art viel Abstoßendes. Du schreibst mir von den scandalösen Predigten der katholischen Missionäre in Wien. Es ist dies das Genre von den sogenannten „Standespredigten" die auch hier von den Jesuiten gehalten werden. Ich habe noch keine gehört und deine Notizen werden wohl ganz richtig sein. Nur eines muß ich bemerken. Das Princip dieser „Standespredigten" ist das wahre, denn es ist das der Individualisierung, des Eingehens ins Specielle, der lebendigen concreten Besonderheit und Realität. Unsere protestantischen Predigten bewegen sich grundsatzmäßig

Digitized by Google

nur in der Region des Allgemeinen, Abstrakten und dies ist 1) das Leichte, 2) das Leere, Langweilige, Uninteressante, daher allerdings auch Skandallose und Anständige. Es gibt nichts Oederes, Toteres, Geistloseres, als einen solchen aus herkömmlichen Phrasen und allgemeinen Betrachtungen und Ermahnungen zusammengestellten Kanzelvortrag. Ich habe als Kind, wenn ich eine solche Predigt hören mußte, stets heimlich in einem weltlichen Buche gelesen. Das Individuelle, Besondere allein hat Leben und Interesse, daher ist es auch von Göthe, wie du weißt, zum Princip der Poesie gemacht worden. Es ist aber auch das schwerste Genre, das es gibt. Und diese schwierige Aufgabe stellt sich der Katholicismus. Da gibt es Klippen, an denen leicht zu scheitern ist und ohne Zweifel auch sehr oft gescheitert wird. Aber das Princip bleibt immer das Wahre, Anerkennungswürdige. Man kann ein wahres Princip auf eine plumpe und rohe Weise in Anwendung bringen, umgekehrt ein falsches mit Feinheit und formeller Bildung behandeln. Unsere besten Kanzelredner sind in letzterem Fall. Dagegen ist eine recht plumpe Kapuzinerpredigt doch im Grunde höher zu stellen, weil sie Leben und Interesse hat und wenigstens etwas zu lachen gibt, während man bei unsern Pfarrern stets in Gefahr ist, zu gähnen und einzuschlafen. So könnte ich noch Vieles sagen, um dir zu beweisen, daß der Katholicismus, mag er sich geberden, wie er will, doch principiell stets auf dem rechten Wege ist. Darum hat er auch eine Zukunft, während der Protestantismus und moderne Bildungsproceß auf dem letzten Loche pfeift. Dieser ist mit all seiner Intelligenz am Allerrohesten, Gemeinsten, Trostlosesten, was es gibt, beim geistlosesten Materialismus angekommen und beim herzlosesten Egoismus und damit ist ihm sein Ziel gesteckt; denn was ich wollte, hat Niemand goutirt und gelten lassen, ich bin am meisten von meiner eigenen Partei verhöhnt und zertreten worden. Jetzt steht nur mehr die Kirche aufrecht da, nur sie noch hat den Charakter des Positiven, und es ist kein Wunder, wie sie nun das Erbe des unselig verstorbenen protestantischen Culturprozesses antritt und alles wieder in ihre Netze zieht. Für deine Recepte danke ich bestens, ich werde sie angelegentlich empfehlen und dir darüber weiter berichten. Herzlichen Gruß an Jean! Gedenke in gewohnter Holdseligkeit deines G.

(1858)

Liebe Helene!

Wiewohl auch Du dich von mir losgesagt zu haben scheinst, so erlaube ich mir dennoch, versuchsweise ein paar Zeilen an dich zu richten, sei es auch, daß sie unbeantwortet bleiben.

Es ist eine in literarischer und socialer Beziehung neue Zeit für mich eingetreten. Ich bin nicht mehr so einsam und von aller Welt verlassen, wie früherhin, ich habe meinen „Hauser" durchgebracht, auch meine Marienlieder in

Digitized by Google

neuer Auflage werden wohl bald erscheinen, da sich der Bischof von Mainz und andere kirchliche Autoritäten sehr günstig darüber ausgesprochen haben. Den Hauser habe ich an deinen Vater geschickt und etwas Freundliches hineingeschrieben. Hoffentlich ist er angekommen, wiewohl ich keine Nachricht von euch erhalten habe. Er scheint Glück zu machen. Unter anderem hat sich der berühmte Freiherr von Reichenbach an mich gewendet; er will ebenfalls über Hauser schreiben, der ihm in sein odisch-magnetisches Reich zu gehören scheint. Er hat mich aufgefordert, woran ich auch selbst schon dachte, die Schrift ins Englische übersetzen zu lassen; sie würde in England die größte Sensation machen und reißenden Abgang finden. Da habe ich nun an dich gedacht — es ist das noch immer so eine alte Gewohnheit von mir, oft und gern an dich zu denken. Da du nehmlich das Englische mit so großem Ernst und Fleiß treibst und dich auch gern mit Uebersetzen beschäftigst, so würde es dir vielleicht Spaß machen, meinen Hauser ins Englische zu übersetzen. Ich gäbe wohl noch etwas dazu; Reichenbach fügte ebenfalls einen Aufsatz hinzu, um, denke ich, seine Theorie gelegentlich den Engländern ans Herz zu legen. So bekäme das englische Werk einen Werth, den das deutsche nicht hat und den auch keine Uebersetzung als die Deinige haben würde. Ich meine, daß wäre nicht unwürdig für dich, dein Name wäre hier sehr fördernd, weil er zugleich der meinige ist; du könntest dich auch gut dafür bezahlen lassen, an einem Buchhändler würde es nicht fehlen, da die Sache Aufsehen macht. Du müßtest jedoch bald dazu thun und etwas rasch arbeiten, man kündigt das Werk sofort an, damit eine so gute Gelegenheit nicht von Anderen lucrativ ausgebeutet würde. Ich habe Reichenbach auf dich und deine Begabung aufmerksam gemacht, er besucht dich vielleicht. Sein Aufenthalt ist auf Schloß Reisenberg in Grunzing (oder Grünzing) bei Wien, das Wort Gr. konnte ich gar nicht lesen. Du bist vielleicht so gut, mir diesen Ortsnahmen mit Hülfe deiner zierlichen und liebenswürdigen Schriftzüge deutlicher zu machen. Solltest du mir schreiben, und nicht gleich auf der Stelle wieder Antwort erhalten, so könnte die Ursache diese sein, daß ich in Aschaffenburg oder Würzburg wäre, wo einige nahmhafte und bedeutende Menschen mit mir zusammenkommen wollen, (so der Bischof von Würzburg, Prof. Hermann Müller, Prof. Denzinger jun., Prof. Franz Hofmann, Archivrath Alexander Kaufmann, Prof. Merkel, die Brentano's und s. w.). Ich werde hingehen wenn es meine Umstände erlauben. Meine Schwäche ist groß und Blindheit bedroht mich fortwährend. Im Sommer war ich bei dem Bischof von Mainz, einem Mann, der die edelste Würde mit der reinsten Milde verbindet; ich wohnte bei ihm, ein Graf räumte mir sein Zimmer, ich war hochgeehrt und hatte es gut. Wahrlich ein sehr ungewohntes Gefühl für mich, der nur gewohnt war, gescholten, getreten, verachtet, ins Hundeloch hineingepeitscht zu werden, selbst zu Weihnachten und am Neujahr

Digitized by Google

wo sich alles freut, beschenkt, begrüßt, in seinem einsamen Kämmerchen zu trauern, verlassen von der ganzen Welt, selbst von seinen eigensten Familiengliedern. Wäre ich nur gesund, dann sollte es mir nicht mehr fehlen. Nun bin ich doch wenigstens wieder in die menschliche Gesellschaft eingetreten und aus jenem Wald von wilden Thieren hinaus, wo man mich bloß zerriß und zerfleischte und dann in meinem Blute höhnend und hassend liegen ließ. Doch ich wollte dergleichen Dinge nicht schreiben; ich wollte dich nur freundlich begrüßen und dir obige Frage vorlegen. Uebrigens bin ich zu jeder Art von Erklärung bereit, wenn du geneigt zu hören bist. Was jahrelang in mir gährte, ist zu seiner Entscheidung gekommen, der Würfel ist geworfen und ganz neue Verhälnisse, Ideen und Aufgaben haben sich für mich gestellt.

Weißt du noch, wie du mir schriebst: Ich ergreife deine Hand von Neuem, um sie nie wieder loszulassen!?

War es denn so notwendig, sie dennoch so bald wieder loszulassen? Adieu, ich hoffe auf ein paar Zeilen. Du brauchst mich dabei nicht zu schonen, ich werde dir Rede stehen. Georg.

Nimm, theures Wesen, mit dem fürlieb, was ich dir hier bieten kann; bleibe in Verbindung mit mir, sage mir aufrichtig deine Meinung und sei versichert, daß ich von dir nie Etwas übel nehmen und übel deuten werde!

Reichenbach quält mich. Er will den Hauser unter seinen besonderen Gesichtspunkt bringen und ich soll nun Züge herbeischaffen, die er für seine Hypothese brauchen kann. Alles, was in dieser Beziehung zu sagen wäre, ist schon in meinen zwei Hauserischen Schriften enthalten. Auch bin ich in dem Augenblick so ungeheuer in Anspruch genommen und zugleich so leidend, daß ich nicht Alles thun kann, was man von mir verlangt. Kommt er zu dir, so sage ihm, ich sei in der letzten Zeit sehr krank gewesen und er müsse Nachsicht mit mir haben, zumal da ich auch sonst sehr in Anspruch genommen sei. Es kommen zunächst zwei Schriften von mir heraus: 1. Die Marienlieder, neue, vermehrte Ausgabe, wo du wundervolle Stoffe finden wirst, 2. Die Schrift über das Papstthum unter dem Titel: „Die dreifache Krone Roms". Dann eine eigentliche Convertitenschrift, an der ich aber erst zu arbeiten begonnen. Wenn ich nur physisch kräftiger wäre und namentlich nicht so gräßlich an den Augen litte, dann wollte ich mir schon durchhelfen. Wenn ich aber nicht mehr arbeiten kann, dann sieht es schlecht aus. Dein Vater hat mir viel Gutes gethan, doch hat er mich auch zweimal gerade in der größten Noth gänzlich stecken lassen und unbarmherzig verlassen. Das erste Mal hat ihn selbst dann ein großer Schlag getroffen. Möchte ihn nie mehr etwas Ähnliches darniederbeugen! Dein Leben fodere ich von den Göttern, ich fodere es von dir selbst; denn der Mensch kann auch selbst Etwas thun zu seiner Aufrechthaltung. Ich ertrüge deinen Verlust

Digitized by Google

nicht. Bedenke, daß dein Dasein in mehr als einer Beziehung kostbar und nöthig ist; schone dich äußerlich und erhebe dich in Kraft und Muth zugleich auch innerlich, welches Letztere die Hauptsache ist. Noch einmal vor meinem Hingang dein Angesicht zu sehen, dafür ist leider keine Hoffnung vorhanden. Ich muß mich an die Insel halten. Dein herrliches Gedicht wäre längst gedruckt, doch wiewohl ich meine letzte Liedersammlung mehrmals umänderte und vielfach anbot, Niemand wollte sie drucken, so verschrieen und verhaßt war ich geworden. Schreibe mir wieder auf dem bisherigen Wege; Käthe's Kinder (wiewohl sie dieselben nicht mehr zu mir lassen will, nachdem auch sie mich schon vor meiner Conversion verlassen hat) werden deinen Brief zu mir bringen. Lebe wohl, mein holdes Licht und denke deines G.

(Fortsetzung folgt.)

Die Heilige und ihr Narr.[1]

Von Josef Hofmiller.

Es scheint zuerst eine Geschichte in der Art etwa des kleinen Lord werden zu wollen: ein holdes und edles Kind hineingestellt in einen Kreis von Weltmenschen. Es hebt sich unbewußt mit freundlichem Vorwurf von seiner Umgebung ab, der himmlische Adel seines Wesens macht ihr kein Zugeständnis, es formt spröde Herzen wie Wachs. Wir sind an einem kleinen Fürstenhof irgendwo im deutschen Land. Der Fürst, das blasse Prinzeßlein, die englische Nurse, das deutsche Fräulein; die Mutter der kleinen Prinzessin seit zehn Jahren tot, kein Stammhalter da: es ergeben sich allerlei Möglichkeiten für eine wohlgeflegte, feine Erzählung im englischen Geschmack. Sie spielt in vornehmen Kreisen, deutet an, wo andere lang und breit würden, geht da ins einzelne, wo andere, weil sie diese Welt nicht kennen, schweigen müßten oder sich ein Fürstentum zusammenphantasieren wie aus einer Operette. Sie wird klug sein, diese Geschichte, gedämpft und taktvoll, ein wenig empfindsam vielleicht, leise ironisch gelegentlich, etwa wie „Elisabeth und ihr deutscher Garten": liebenswürdig, abgeklärt, kein Pathos, keine Leidenschaft, reizvolles Geplauder, ausgezeichnete Haltung, seelische Feinheit. Wir kennen diese Welt aus den weißen Bänden der Tauchnitzschen Sammlung: eine Welt, in der seit zwei Jahrhunderten verstehende und gütige Gespräche geführt werden, in der viel hell und lieblich gelacht worden ist und manchmal auch ein wenig geweint, doch so, daß die Tränen trösten, daß die Seele aufatmet.

Der Gegenspieler taucht auf. Ein verarmter Nachbar, der Ruinengraf, wie man ihn nennt, weil er allein mit einem alten Diener in dem kaum bewohn-

[1] Stuttgart, J. F. Steinkopf.

Digitized by Google

baren Gemäuer hauſt, das ihm von der Burg ſeiner Ahnen geblieben iſt; Leutnant a. D., malender Autodidakt. Er findet die verirrte Prinzeß am Chriſtabend in der ſtrahlenden, ſchneeigen Pracht des Waldes, in die ſie aus der Welt der Miſſes und Bonnen entlaufen iſt. Sie faſt noch ein Kind, er noch lange nicht dreißig. Es ſind zwei adelige Menſchen, die das Geſchick durch Reif und Froſt einander entgegenlenkt. Sie reden dieſelbe Sprache, ſie verſtehen dieſelbe Sprache. Sie vernehmen, was der Wind ſagt und was die Bäume rauſchen. Das kriſtallene Leuchten des Waldes wird ihnen zum Märchen, die warme, goldene Glorie der untergehenden Sonne zur offenen Himmelspforte. Iſt die Prinzeß bis jetzt auch nur von einem einzigen Menſchen verſtanden worden? „Die arme Kleine" nennt ſie der Fürſt, „die Prinzeß, die nicht ſo recht im Kopf iſt", die Leute im Städtchen. Der Ruinengraf allein weiß, wie ſie heißt: Seelchen. Wie ſie ſo vor ihm ſtand, wie ein ſeliges Geiſtlein, „ein ſehr, ſehr ſchmächtiges Mägdlein in einem blauſamtenen Hänger mit altem Spitzenwerk am feinen Hälschen", da fielen ihm unwillkürlich die kleinen, zarten blaßblauen Schmetterlinge ein, die mancherorts im Alemanniſchen Seelchen heißen. Er trägt die fröſtelnde Ausreißerin in ſeine Ruinenburg; der bärbeißige Diener wird dem Fürſten melden, daß er keine Angſt zu haben brauche, man wird die Kleine holen, den Ruinengrafen einladen, es wird eine immer feſtere Freundſchaft zwiſchen den zwei adeligen Menſchen ſein, ſie wird ſich ungeahnt in Liebe wandeln, ſie werden es ſich ſagen, ſie werden glücklich ſein, wie man im Märchen glücklich iſt. Nein, es wird keine ariſtokratiſche Geſchichte im engliſchen Geſchmack ſein, ſondern das unſterbliche und rührende Märchen von der Königstochter und dem Mann, der die Probe beſteht.

Welcher Art wird die Probe ſein? Es gibt keine Drachen mehr zu töten und keine Zauber mehr zu brechen in der nüchternen und ungläubigen Welt von heute, und doch kann ein kleines Seelchen ſo verwunſchen einſam frieren, als ſäß es unerlöſt auf dem gläſernen Berg hundert Stunden vom Mond und tauſend von der Sonne.

„So ſehen Sie meine Kleine an, meine arme Kleine. Aber Sie wiſſen nicht alles." „Wie könnt ich! Das Seelchen ſcheint noch manche Geheimniſſe zu haben." „Sind Sie immer ein ſolcher Kinderfreund?" „Ich verſtehe mich mit den kleinen Herrſchaften beſſer als mit den großen. Und wir haben uns auch in einer ſeltenen Stunde getroffen, als wir beide unſern Chriſttag ſuchten. Ich bin in den letzten Jahren ein wenig mit meiner Seele auseinandergekommen. Und das Kind — es weht ein Lüftchen um ſie, vielleicht, weil ſie noch ſo klein, ſo fein und ſo einſam iſt — von dorther, wo die großen Geheimniſſe wohnen."

Das Seelchen ſieht Leute, die kein Auge ſieht. Sie gehen auf leiſeſten Sohlen durch lange Gänge, ſpringen über Wendeltreppen mit leichteſten Füßen. Geſpenſter, ſagt die Dienerſchaft. Sie weiß es beſſer: es ſind die Freunde. „Die Freunde

Digitized by Google

sieht man nicht immer, auch wenn sie da sind, aber man fühlt sie." Zwei von denen, die auf leichten Füßen gehen, liebt sie am meisten. Es ist der Schönste und Sie. Einmal sah das Seelchen den Schönsten und Sie unter der Linde, als es Mittag war, heiß und still, und die Linde blühte. Einmal hatte Sie breite rote Streifen an den Armen, aber nicht so, wie alle Braunecker rote Streifen haben, so wie die Habsburger die starke Lippe, sondern tiefe Ringe wie Narben. Vor Schloß Schweigen ist ein Brunnen, das ist der Feenbrunnen, und Sie hat daraus getrunken. Gisela, Gisela, murmelt das Brünnlein. Als das Seelchen zum erstenmal nach Schloß Schweigen kam, wußte es sogleich, daß es schon oft, oft dagewesen war. Damals, als noch die blauen Männlein über den Türen auf dem Gebälk saßen. In den Stuben wußten viele Dinge von Ihr. Der Spiegel hatte Ihr Gesicht gesehen. Wer hat Ihr das Zeichen auf die feinen Arme gemacht? Warum saß der Schönste nicht bei Ihr? Wie kam Sie nach Schloß Schweigen?

Lügen! spotten die Diener. Lügen! runzelt der Vater die Stirn. Lügen! denkt ein einzigesmal selbst der Ruinengraf, wie das Seelchen ihm sagt, die neue Erzieherin sei nicht allein, es sei jemand bei ihr. „Aber wie soll ich's nur beschreiben, etwas, wofür es keine Worte gibt. Ich fühlte — deutlicher kann ich's nicht sagen — eine sanfte Nähe. Es wurde mir ganz feierlich und leicht. Entweder ist das Kind, das die Seelen der Abgeschiedenen herumwandeln sieht, ein Todgeweihtes, oder ein armes Unglückliches, dem etwas anhaftet, was es für die meisten Menschen unheimlich macht. Sahen Sie nicht, wie sie blaß wurde, wie ihre Augen sich veränderten?"

Von da ab weiß Harro, man darf nicht nur nicht sagen „Seelchen lügt", man darf es nicht einmal ein Nu lang denken, denn sie sieht einem das Geheimste an den Augen an, mehr, sie weiß Dinge, bei denen sie niemals zugegen war, alte, ferne, längstvergangene Dinge, als wäre sie dabei gewesen. Was ist dies, ihr Geheimnis? Man muß sie gewähren lassen, das empfindet auch ihr Vater, nachdem ihm Harro die Augen geöffnet hat. Ihr Wesen ist so hell und zugleich so tief, daß man es nur erleben, vielleicht erahnen, nicht erziehen kann. In ihr lebt dies alte Geschlecht ein rätselhaft inniges Leben. Sie kennt Blick und Gebärde eines jeden von denen, die in Harnisch oder Brokatgewand aus den dunkeln Hintergründen der vielen Bilder in den hallenden Gängen auf die Lebenden herabschauen. Sie weiß das Geheimnis aller. Sie lebt mit ihnen, denn sie sind die Freunde.

Aber dies ist nicht nur das Märchen von der Prinzessin und dem Mann, der die Probe besteht, es ist auch das von Schneewittchen und der Stiefmutter. Der Fürst wünscht einen Erben und führt eine schöne, junge Frau ins alte Schloß. Sie schwärmt nicht sehr für das Alte, am wenigsten für Gespensterburgen mit Gängen, in denen man Nachts Geräusche hört, mit knarrenden

Digitized by Google

Türen, monströsen Kaminen, schwarzen Ahnenbildern. Ihre Welt sind Toiletten aus Paris, Automobile, Gesellschaft, Tennis, Tanz. Stiefmutter und Prinzessin können sich niemals verstehen. Denn Prinzessin Rosmarie, das Seelchen, hat alles, was die Fürstin nicht hat. Sie hat Ruhe in sich selbst und saugt sich Glück aus allen Stunden des Jahres, sie lebt mit Gras und Blume und kennt alle Feste von Gras und Blume: das Frühlingsfest auf der Römerwiese und das Maiblumenfest in den lichten Eichen, das Sommerfest zwischen Ährengold und graublauem Himmel und das Abschiedsfest im wallenden Nebel — und all die Feste feiert sie zusammen mit dem, der sie gelehrt hat, wie man Feste feiert, mit Harro. Die Fürstin fühlt sich ausgeschlossen und fängt an, Rosmarie zu hassen. Wer oberflächlich ist, haßt den, der tief ist; wer sein Glück in den Dingen sucht, den, der es im Wesen gefunden hat; wer scheinen möchte, den, der ist. Die Fürstin langweilt sich grauenvoll, wenn sie nicht in Berlin, Wiesbaden, nur anderswo, irgendwo anders ist. Was allein brächte ein wenig Spannung in das entsetzliche Einerlei auf Brauneck? Ein Flirt mit diesem gräflichen Maler. Und wer tritt im entscheidenden Augenblick immer wieder dazwischen? Rosmarie. Der Haß der Fürstin wird giftig und schwärend. Sie haßt dies Brauneck, dem sie den Erben geben soll, den Fürsten, der sie als Stammutter braucht. Wenn sie wirklich dem alten Stamm den Erben gäbe, so gäbe sie ihm aus Rache all ihren Haß auf den alten Stamm mit. Das weiß Rosmarie, aber sie dient geduldig der Frau, die alles haßt, was sie liebt. Ein totes Kind kommt in einer Gewitternacht zur Welt, die Fürstin wird nie wieder einen Erben geben können. Sie lügt, Rosmarie habe sie boshaft so entsetzlich erschreckt, der Fürst glaubt ihr, weist die Tochter aus seinen Augen, Rosmarie verkriecht sich, im Herzen ihres Herzens und ihrer Ehre getroffen, irgendwo im Süden, siecht, welkt, ist nah am Tod, da im letzten Augenblick kommen Harro und der Fürst, helle Erkenntnis, schluchzendes Sichfinden, Glück, Verlobung, Hochzeit — das Märchen von Schneewittchen und der Stiefmutter ist aus: sie zogen in ihr Schloß, und waren glücklich, und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie heut noch.

Das Märchen von Schneewittchen und der Stiefmutter ist noch nicht aus. Es ist nur dann zu Ende, wenn die Stiefmutter, während die Hochzeitsglocken läuten, unschädlich gemacht wird, aber nicht, wenn Schloß Brauneck und Haus Thorstein so nah beieinanderliegen, daß das Glück dort drüben die Fürstin immer wilder in Haß und Schuld hineinstößt. Rosmarie hat alles, was die Fürstin nie haben wird: Glück von innen heraus, Schönheit von innen heraus, die Liebe aller die ihr nahen, sie hat den stolzen Thorsteiner, sie hat den lebendigen Erben, der — sie hat es ausspioniert — auch dereinst der Erbe von Brauneck werden soll: darum muß das Palais in Berlin verkauft werden, darum muß sie immer in diesem entsetzlichen Brauneck bleiben. Ihr Haß frißt

Digitized by Google

immer tiefer, eines bösen Tages steht sie in einem Schießstand, — sie schießt ausgezeichnet, ein Liebhaber hat es sie in Wiesbaden gelehrt —, da, auf der Waldblöße äst friedlich ein Reh, friedlich wandelt nicht weit davon Rosmarie mit dem Gatten und dem Kind, — hat die Fürstin das Reh schießen wollen, um Rosmarie zu kränken? sie weiß es nicht, es wird ihr auf einmal ganz rot vor den Augen, zielt sie, zielt sie nicht? sie weiß es kaum, da ist der Schuß schon aus dem Rohr und Rosmarie liegt im Gras. Triumph! Niemand hat es gesehen, niemand kann es beweisen, Rosmarie stirbt nicht, sie wird operiert, sie kommt davon, sie stirbt erst ein halbes Jahr später. Die Geschichte von der Stiefmutter und Schneewittchen ist ganz anders ausgegangen als das alte Märchen.

Zu Ende ist das Märchen von Schneewittchen und der Stiefmutter. Es beginnt die Geschichte „Die Heilige und ihr Narr". Aber hat sie nicht schon früher begonnen, an jenem glühend schönen Christabend schon, als der Ruinengraf durch den schimmernd beschneiten Wald und das Seelchen über den tückisch gefrorenen Weiher sich, ohne es zu wissen, entgegen sehnten? Da redete das Seelchen von der Weihnachtskrippe: „Weiß Maria, was mit dem Kindlein wird?" „Nein, daß weiß keine Mutter." „Meine auch nicht, sonst hätte sie mich mitgenommen. Und dann wird er groß, und die Menschen tun ihm Leids an. Und ist es wahr, daß sie hat dabei stehen müssen und sehen wie sie ihn tot machen?" „Seelchen, komm, nicht weinen, du hast zuviel erlebt heute." „Ja, mußt du denn nie weinen, wenn du daran denkst?"

Dies reiche und schöne Herz kann nicht anders als von selbst immer reicher und schöner werden. Es strömt soviel gläubiges Vertrauen aus, daß sie von ihren Erziehern nur nimmt um ihnen mehr zu geben: dem Fürsten, Frau von Hardenstein, dem Prediger, der sie zur Einsegnung vorbereitet, dem Ruinengrafen, dem sie alles, dem sie sich selbst gibt. Wie wäre sie auch das Seelchen, wenn sie mit sich selbst nicht mehr gäbe als sich selbst? „Mein Kopf verlangt dringend nach einem Kreis", sagt einmal der Mustiker zu Harro, als sie von jenem geistlichen Oratorium sprechen, das vor zweihundert Jahren der alte Heinz Brauneck, „der Schönste", wie ihn Rosmarie als Kind in ihren Visionen genannt hat, für „Sie", Gisela, geschrieben hat. „Den kolossalen Unsinn, den das Weltgetriebe ohne den Ausblick in eine Ewigkeit darstellt, erträgt auch mein Verstand nicht mehr. Auch meine Kunst ist arm, wenn sie nur diesseitig ist. Sie muß ein jenseitiges Ohr annehmen. Sie ist mir die Sprache der Seele zu der Gottheit." Das Seelchen braucht nicht den Verstand um sich in der Ewigkeit daheimzufühlen. Aus der Ewigkeit ist sie gekommen und in die Ewigkeit kehrt sie zurück, wie ein Vogel, der durchs Zimmer flattert, aus Luft und Licht kam und in Luft und Licht zurückverlangt: wir freilich sehen nur den Augenblick, da er durchs dämmerige Zimmer schwebt.

Digitized by Google

Möchte man noch so leise und zarte Worte wählen um vom Seelchen zu reden, das zur Heiligen wird, — man kann nur wie die blauen Männlein auf Schloß Schweigen den Finger an den Mund legen. Nichts bleibt Rosmarie erspart. Sie trägt die Schuld der Mörderin, den Schmerz des Vaters, die Verzweiflung des Gatten; alles muß sie mit ihrem müden Herzen aushalten, das doch stärker und tapferer ist als alle anderen Herzen. „Gottes Will hat kein Warumb" stand in dem Ring geschrieben, den sie als Kind dem Ruinengrafen zum Dank für die Rettung schenken durfte. Jedes von ihnen erfährt das Wort an sich, und dann erleben sie es erst recht an sich beiden gemeinsam. Wenn es bitter ist, so jung zu sterben, so ist es noch bitterer so jung zu verlieren. Selber mit ausgebreiteten Armen, Widerschein des Himmels in den Augen, zu scheiden, das ist schwer und doch süß. Aber dem Entglittenen tränenlos und ohne Hoffnung nachstarren müssen, das ist nicht süß, das ist bloß schwer. Rosmarie aber hat in sich die Kraft alle, die ihr näherkommen zu wandeln, denn es gibt keine größere Kraft als Milde. Sie wandelt Harros Trotz in Ergebung und taut die Verstocktheit der Fürstin durch unsägliche Geduld auf. Wenn sie stirbt, ist es für die Zurückbleibende nicht mehr eine dumpfe Qual, sondern ein feierliches, sanftes und läuterndes Weh.

Ein geheimnisvolles Band verknüpft das Geschick Rosmaries und Harros mit dem jener beiden Ahnen, des Schönsten und Giselas. Das moderne Paar scheint nur eine Widerspiegelung des alten. Jener Braunecker Fürst hat für niemanden sonst als für sich und seine „Heilige" ein Oratorium komponiert, das nie aufgeführt worden ist. Man findet das Konvolut im Archiv und ein Freund Harros geht an die unsägliche Mühe, es zu entziffern. Als letztes Geburtstagsgeschenk für Rosmarie läßt der Fürst es in der Schloßkirche aufführen und es ist eine der letzten gemeinsamen Freuden der Gatten, wie die lang begrabenen Weisen über den Grüften dessen, der sie in Geistessturm und Stille schuf und derer, die demütig die Partitur ins Reine schrieb, vor versammelter Gemeinde klingen und lebendig werden nach zweihundert Jahren. Die Dichterin deutet an verschiedenen Stellen ihres Werkes ein düsteres Schicksal jener heiligen Vorfahrin an, aber sie läßt es, vielleicht absichtlich, im Halbdunkel. Auch die vom Verlag der Christlichen Welt herausgegebenen Dialoge Von der Hexe, die eine Heilige war, erhellen das Geheimnis nicht. Sie hat es mit ins Grab genommen.

Denn dies ist das Erschütterndste: dies Buch ist schon halb vom Jenseits her geschrieben, von einer langsam Sterbenden. Es ist eine hastig noch unters Dach gebrachte Ernte. Kurz nach Vollendung ihres Romans ist Agnes Günther, erst achtundvierzig Jahre alt, gestorben. Sie war in Stuttgart als Tochter eines Bankiers geboren, verlor früh den Vater, war längere Zeit in England Erzieherin und verlobte sich in Langenburg mit dem damaligen Stadtvikar,

Digitized by Google

späteren Dekan Günther. Dort in der Stadt der Fürsten Hohenlohe hat sie einen großen Teil ihres Lebens zugebracht und das Brauneck ihrer Dichtung hat viel von Langenburg im Jagstgrund[1]).

Ein solches Buch schreibt man einmal im Leben. Das Wertvollste, das uns ein Dichter geben kann, ist seine Autobiographie, freilich nicht die vulgären Daten seines äußeren Lebens, sondern die Entwicklung seiner Seele. In diesem Sinn ist der autobiographische Gehalt unseres Romans außerordentlich. Alle Zartheit und Innigkeit, die mit der jungen Seele geboren werden und die das Leben so gern allmählig zerstören möchten, leben in ihm, ungehemmt und schöpferisch. Für oberflächliche Leser mag sein Niveau nur das des sehr guten Romans aus sehr guter Gesellschaft sein; in der Tat ist alles ins Sinnbild vertieft und gesteigert. Das Konventionelle erleichtert nur die Mitteilung schwieriger Seelenzustände.

Das Wertvollste, das wir einem Buche verdanken, ist die Bekanntschaft mit seinem Autor. Jedes Buch ist schließlich so viel wert, wie sein Verfasser, und es gibt keine niedrige Eigenschaft des Menschen, die nicht in irgendeiner Weise auf sein Werk überginge und aus seinem Werk zu erkennen wäre. Dies ist der einzige Umstand, der das Nachforschen nach dem Privatleben von Künstlern entschuldigt: man versteht wirklich das Werk manchmal besser, wenn man den Künstler in der Nähe sah.

Daß durch diesen Roman eine so reine und hohe Persönlichkeit wie diejenige der Agnes Günther unverlierbar auch für alle nach uns Kommenden erhalten ist, kann gar nicht hoch genug geschätzt werden. Der Kern dieses Buchs steht jenseits alles literarischen Geschmacks. Man mag über den künstlerischen Wert verschiedener Ansicht sein. Ich halte es auch künstlerisch für, ich will nicht sagen vollendet, denn als die Dichterin mit der ersten Niederschrift fertig war,

[1]) Ein im Xenien-Verlag eben erschienenes lesenswertes Buch „Abseits der Heerstraße" von Prof. Dr. Wilhelm Halbfaß führt auch in Agnes Günthers Lande, in das „Hohenloher Land". Der Verfasser beschreibt die romantischen Trümmer von Schloß Neuhaus, dereinst im Besitz der Hohenlohe-Brauneck; Wickersheim mit dem großartigen Schloß der Hohenlohe-Langenburg, das richtige Märchenschloß mit verlassenen Gärten, verwachsenen Gräben und seinem Dornröschenpark; Schloß Langenburg, „das mit seinen Giebeln, Türmen, An- und Einbauten, mit seinen Pforten und Pförtchen, Toren und Törchen, Treppen und Wendelstiegen wie aus einem Roman von Walter Scott herausgeschnitten erscheint." Wer diesen anziehend geschilderten „Wanderungen eines Einsamen durch Deutschlands Gaue" folgt, wird unschwer auch die Landschaft des Romans wieder finden. Ich bin überzeugt, daß viele Leser der Süddeutschen Monatshefte, besonders in Schwaben, Franken und am Rhein, über dem hübsch ausgestatteten und im Verhältnis zu seinem Umfang von 650 Seiten billigen (geheftet 6 Mark) Werk Heimatsfreude und Heimatstolz empfänden.

Digitized by Google

nahm ihr der Tod die Feder aus der Hand; hätte sie es überarbeiten dürfen, so hätte sie vielleicht manches geändert, — aber zum mindesten für sehr gut: es ist ganz aus einem Guß, die Handlung ungewöhnlich geschickt gespannt, die Verklammerungen sicher, die Naturschilderungen von schimmernder Schönheit, das Psychologische von divinatorischer, hellseherischer Feinheit. Aber damit stehen wir schon wieder vor dem Persönlichsten, das mit Literatur nichts zu tun hat, weil die Dichtung nur die Form war, die es brauchte sich zu äußern. Dies Buch ist ein Glück und ein Geschenk. Es wäre eine gute Probe, es jedes Jahr einmal wiederzulesen, ob man sich dem Geiste, der es geschaffen hat, noch verwandt fühlt.

Der Kern dieses Buchs steht, wenn es auch ein durch und durch im edelsten Sinn evangelisches Buch ist, jenseits aller konfessionellen Religiosität. Nichts wäre weniger angebracht, als diese symbolische Ehe zwischen Christentum und Ästhetentum gegen das eine oder andre auszuspielen. Eine von Innen heraus erlebte Gesinnung von Gott und Welt ist, mag sie sein wie immer, unangreifbar, unwiderlegbar, undiskutierbar. Innerlich erlebte und logisch gewonnene Weltanschauung sind so radikale Gegensätze wie jahrtausendlang gewachsene Sprache und von heut auf morgen fabriziertes Esperanto. „Die Heilige und ihr Narr" ist ein Ideal evangelischer Christen aus vornehmen Geschlecht. Soll das Ideal etwa Tolstois, in der Anna Karenina, das ihm vielleicht am nächsten steht, richtiger sein? Oder wollen wir das religiöse und soziale Ideal Dostojewskis dagegen ausspielen? Oder das von Toynbee Hall und der Settlementsbewegung? Oder dasjenige des heiligen Franz von Assisi? Von welchem dieser Ideale wollen wir sagen, es komme der Botschaft des Evangeliums am nächsten? Das Christentum hat die sozialen Klüfte weder überbrückt noch erweitert; es hat sie im ganzen und großen gelassen. Die Menschen haben im Durchschnitt das religiöse Ideal ihrer Abstammung und ihrer Vermögenslage: ein adeliges mit Stammbäumen und Schlössern die einen, ein bürgerliches mit Miete und Rente die andern, ein proletarisches mit Volksversammlungen die dritten. Was sollen Kinder aus den Londoner *slums*, die keine Ahnen im Blut haben, dafür eine schauerliche Kinderstube und entsetzliche Jugenderinnerungen, mit einem komfortablen Ideal anfangen? Und was wird aus allen zeitlich und örtlich bedingten, mehr oder minder asketischen Idealen, messen wir sie an denen des Urchristentums, der Thebäis, des indischen Sanyassi? Was bleibt, ihnen allen zugrundeliegt, und Schwärmer schon von einem dieser Ideale zum andern, weil scheinbar konsequenteren und strengeren, getrieben hat, das ist die Sehnsucht der Seele nach Freiheit und Vollkommenheit, das Bedürfnis der Abkehr von dem, was die englische Sprache mit dem schillernden und kaum auszuschöpfenden Worte *worldly* bezeichnet. Vielleicht bestimmt es den höheren oder niedrigeren Wert eines Menschen, ob ihm überhaupt aufgegangen ist, daß hier ein Problem liegt, ein höchst persönliches und bestimmtes, sein von ihm

Digitized by Google

und von keinem andern zu lösendes Problem. Das ist der tiefe, immer wiederkehrende Orgelpunkt unter dem reichen, thematisch so verschlungenen und kontrapunktisch so sinnreich geführten Oratorium „Die Heilige und ihr Narr" von der toten Agnes Günther, die seitdem zu den ewig Lebendigen gehört.

Friedrich Franz Friedmann und die Heilung der Tuberkulose.

Von Prof. Dr. Carl Ludwig Schleich in Berlin.

Wenn uns die Statistik die niederschmetternde Tatsache herausrechnet, daß in jeder Minute des rollenden Lebens mehr als ein Dutzend Menschen auf dem Erdball an Tuberkulose sterben — wovon allein in Amerika drei auf die sechzig Sekunden entfallen — so kann es nicht wundernehmen, daß auch der Laie ziemlich hellhörig geworden ist für die Tauf- und Grabgeläute fachwissenschaftlicher Errungenschaften gegen diese echte Volksseuche. Die Presse, diese Formelmaschine und Schlagwörterfabrik mit heißblütigem Temperamente und ihrem Schnelligkeitswahn auf Kosten der Sicherheit und Richtigkeit, ist völlig sprungbereit für die Aufnahme aller medizinischen Neugeburten, (ein Witzbold sagte jüngst einmal, er halte nur ein medizinisches Blatt: den „Berliner Lokalanzeiger") die Presse, meine ich, hat, wie das ja auch ihre Aufgabe ist, ihr großes Interesse über Heilungsberichte und Heilversuche auf das Lebhafteste bekundet. Da wird dem Leser nicht entgangen sein, wie häufig die positive Schale der Prüfungswage himmelhoch jauchzend emporschnellt, um ganz allmählich wieder in den Staub zu sinken, wie viel seltener die Schale der absoluten Verneinung durch allgemeinen Widerstand auf den Sand gedrückt wird und wie lange es gewöhnlich dauert, bis nach vielem Schwanken auf und ab die wertmessenden Hebel in Gleichgewichtslage verharren. Es ist eine eigentümliche Tatsache, daß seit uralter Zeit der Wert eines Heilmittels beinahe im umgekehrten Verhältnis steht zu dem Beifall oder der Mißgunst, die es anfangs findet. Ein kleiner Rückblick in die Geschichte wird diese Paradoxie leidlich stützen können, sicher aber die Tatsache erhärten, daß unsere allerbesten Heilmittel durchgehends Jahrzehnte, manche Jahrhunderte gebrauchten, bis sie die Hochburgen und Wälle der Widerstände überklettern konnten. So hat das Chinin, ohne welches ein gut Stück Afrikas ein *Noli me tangere* für Kolonisten geblieben wäre, über zwei Jahrhunderte gebraucht, bis es als ein echtes Spezifikum gegen die Malaria anerkannt wurde und das wahrscheinlich deshalb, weil bei seinem Auftauchen einer der bedeutendsten Ärzte aller Zeiten, der Holländer Boerhave, es gleich mit harter Faust unter Wasser hielt. Der Kampf um das Quecksilber und das Jod, diese beiden Propheten

Digitized by Google

und Mitläufer des modernen Salvarsans, währte solange, daß für die meisten Mediziner — Hand aufs Herz! — sogar die Namen ihrer Verkünder verschollen sind. Man weiß, daß der Name des amerikanischen Zahnarztes, der vor hundert Jahren Äther zur Narkose verwendete, lange und mit ihm seine Entdeckung vergessen war, die erst um 1894 herum wieder siegreich aufflammte. Welche Kämpfe das Chloroform sogar von kirchlicher Seite her, als bedeute es einen Protest gegen den Paradiesesfluch von der schmerzgesetzten Geburt, zu bestehen hatte, dürfte allgemein bekannt sein. Aber auch die Digitalis, ohne welche kein Arzt Herzkranke betrauen möchte, stand lange im Gefecht. Nitze, der gewiß schon ein Denkmal hätte, wenn die Harnblase in der öffentlichen Meinung ein ebenso anständiges und ästhetisches Organ wäre, wie das Auge, hat noch 15 Jahre nach seiner Erfindung schwere Kämpfe bestehen müssen und doch dürfte sein Blasenspiegel Gräfe-Helmholtz's Augenspiegel völlig gleichwertig, ja an Zahl direkter Lebensrettung ihm überlegen sein. Gut 20 Jahre hat Lister Antisepsis gebraucht, um auch in Deutschland ihre Triumphe zu feiern und noch um das Ende der siebziger Jahre vorigen Jahrhunderts vermochte ein Billroth an Volkmann zu schreiben, er begreife nicht, wie er (Volkmann) auf den englischen Schwindel so glatt hineinfallen könne! Die Namen von Semmelweiß und Robert Mayer und ihre Tragik füllen traurige Kapitel deutscher Kultur und Prießnitz und Schweninger, Neuber mit seiner völlig originalen Asepsis (lange vor Bergmann) und ich selbst mit meiner Lokalanästhesie haben die heftige Brandung über zeitenbeständige Entdeckertaten hinwegrollen gefühlt. Haben mir doch 800 deutsche Chirurgen die Türe gewiesen, wegen eines Verfahrens, das jetzt nach 25 Jahren in Chile und Australien nicht weniger zu Hause ist, als in Rußland und Japan.

Andererseits, wer erinnert sich nicht an den fanatischen Jubel, der Robert Koch umbrauste, der zwar den Wegweiser sah, aber den Irrweg ging? Was wird von dem unheimlichen Glanze des Radiums und des Mesothoriums übrig bleiben, diesen eben noch gepriesenen und schon schwankenden, dunklen Irrlichtern auf den dornigen Pfaden zur Krebsheilung?

Diese Reminiszenzen waren nötig, um dem Laien einigermaßen ein Bild zu geben, von den Schwierigkeiten und Fährnissen, die Neuerungen auf dem medizinischen Gebiete von allen Seiten drohen und will er sich eine Vorstellung bilden von dem Mechanismus dieses Kampfes, so muß er daran erinnert sein, daß von jeher Autoritäten und Schulen ebenso gewaltsame Förderer, wie Zwingherrn gegen das freie Genie des Volkes gewesen sind.

Als Virchow noch im Jugendkampfe stand, schrieb er einen heute noch frisch flammenden Protest gegen diese beiden Tyrannen der Geistesmacht, was ihn freilich nicht abgehalten hat auf der Höhe seines Ruhmes seine pathologische Anatomie selbstherrlich zu monopolisieren und Robert Koch manch schwere Stunde zu bereiten.

Digitized by Google

Wie kann es also wundernehmen, daß dem schlichten Dr. Friedrich Franz Friedmann, als er vor einem Jahre ein Heilmittel gegen die Tuberkulose proklamierte, eine Flut von Widerstand, Mißtrauen, Unwillen und Anklagen entgegensprühte, gegen welche gehalten der vornehm und stille, aber tiefe Zweifel noch milde und zurückhaltend erscheinen mußte? Was dem Giganten Koch so gänzlich mißlungen war, das wollte dieser Neuling ohne jeden Beglaubigungsschein erfüllt haben? Wahrlich, das ist der Kernpunkt der Gegnerschaft gegen Friedmann und sein Mittel — allen ehrlichen Ärzten zitterten noch die Knie vor diesem jähen Ikarusabsturz des mit Recht vergötterten Kochs und die blasse Furcht, noch einmal ähnliches zu erleben, hat manchem den Blick getrübt, den Mut zur Anerkennung gelähmt. Wer weiß, wenn Koch nicht mit einem Tuberkulin vorangegangen wäre, ob nicht Friedmann heute schon den Sieg erfochten hätte? Und doch nötigt die historische und persönliche Würdigung des verhältnismäßig jungen Entdeckers, festzustellen, daß Friedmann fest auf Kochs breiten Schultern steht und daß ohne Koch Friedmann undenkbar wäre, wobei auch das Verdienst v. Behrings und Ehrlichs um diesen Fortschritt in das hellste Licht gerückt werden muß. Friedmann hat den Traum Kochs zur Wahrheit gemacht. Zur Entwicklung des Wesens eines Heilmittels, wie es das Friedmanns ohne jeden Zweifel darstellt, muß gleichsam als Motto ein Wort Kochs den folgenden Ausführungen vorangestellt werden, welches auch für Laien, wie gezeigt werden soll, Licht in die Angelegenheit bringen wird.

Robert Koch hat einmal gesagt:

„Wenn wir einen echten Tuberkelbazillus finden, der zugleich ungiftig und nicht infizierend ist (atoxisch und avirulent heißen die Fachausdrücke), so werden wir die Tuberkulose heilen können!"

Diesem Satz schließe ich unmittelbar ein Wort unseres größten Pfadfinders nach Koch, Paul Ehrlichs an, das lautet:

„Ich habe es immer gesagt, gegen das lebendige Molekül muß bei der Tuberkulose auch das Leben ausgespielt werden!"

Was heißen diese Sätze und in welcher Beziehung stehen sie zu Friedmanns Entdeckung?

Die Tuberkulose ist eine Knötchenkrankheit, erregt durch einen färbbaren, sogenannten säurefesten Bazillus, den Koch aus dem Urwald chaotischer Kleinlebewesen in reiner Kultur herauszüchten lehrte. Diese Knötchen, dicht aneinandergesät, durchwuchern das Gewebe, in dem sie nisten, schmelzen es ein und bringen z. B. die Lunge zum Schwund (Schwindsucht). Wo sie sich im Tier- oder Menschenleibe ansiedeln, bilden sich unter allen Umständen durch Tätigkeit der Tierzellen solche Tuberkelknötchen hervor. Das empfänglichste Tier für ihre Ansiedlung ist das Meerschweinchen und wir besitzen in ihm ein vorzügliches Testobjekt dafür, ob irgend ein Material Tuberkelbazillen enthält oder

Digitized by Google

nicht. Nun gibt es viele Tiere, die weniger und nicht so regelmäßig für diese Bazillen empfänglich sind, so der Mensch und das Rind, zwischen welchen letzteren Übertragungsmöglichkeiten, wenn auch diskutabel, statthaben. Aber auch bei Kaltblütern haften solche Bazillen, so bei Schlangen, Eidechsen, Kröten und, wie Friedmann selbst zuerst entdeckte, auch bei Schildkröten. Alle diese verschiedenen Arten sind bei großer Gelehrsamkeit auf diesem Fache wohl voneinander charakterisierbar und ihre Giftigkeit, das heißt das Maß der Gifte, welche sie produzieren, wechselt nicht unbeträchtlich, ebenso ihre Infektionsfähigkeit, das heißt ihre Eigenschaft, Knötchen zu bilden. Der entwicklungsgeschichtliche Stammvater aller dieser sogenannten säurefesten mikroskopischen Pilzstäbchen ist ein auf Gräsern, Schilf, Sträuchern lebender Bazillus, der völlig harmlos ist und zu Millionen in den Eingeweiden der Grasfresser und auch der Kaltblüter zu finden ist. Um diese Geschichte der Klein-Lebewesen, soweit sie die Tuberkulose angehen, hat sich Professor Moeller besonders verdient gemacht. Französische Forscher haben bewiesen, daß Kaltblüter auch Bazillen beherbergen, welche sie tuberkulös machen, wenn es auch nicht gerade zur Lungenschwindsucht kommt. Friedmann hat nun in 14jähriger Arbeit, die hier und da schon preisgekrönt gewesen ist, durch zahlreiche Veröffentlichungen sich auf diesem Gebiete betätigt und er ist infolgedessen den Fachgelehrten durchaus kein Neuling oder Abenteurer. Er hat ganz systematisch gesucht nach einem echten Tuberkelbazillus, der ungiftig und nicht ansteckend ist, aber doch alle die Gegengiftstoffe in sich angehäuft enthält, deren Existenz Koch und v. Behring unzweifelhaft erwiesen hatten; das sind die Antigene, welche den Bazillen aus dem infizierten Leibe anhaften, resp. von ihm in den befallenen Organismen erzeugt werden und die für die Heilung eine so entscheidende Rolle spielen. Diese Antigene ketten nicht nur die kreisenden Gifte an sich und bilden mit ihnen ausscheidbare ungiftige Körper (das ist der Kern der genialen Theorieen Ehrlichs), sondern sie machen auch den Boden des Gewebes, in dem sonst Tuberkelbazillen haften, für neue Ansiedlung resp. für ihr Fortkommen ungeeignet. Friedmann hat solche Tuberkelbakterien unermüdlich und ganz konsequent gesucht und in jener Verquickung von Sprungbereitschaft und Gelegenheit, welche immer Bedeutendes zeitigt, kam der Tag, wo ihm eine von selbst (spontan) erkrankte Schildkröte durch einen Aquariumswächter in das Haus getragen wurde, welche eine echte Lungenschwindsucht besaß. Von dieser Schildkröte stammt sein heutiges, immer neu erzeugbares Heilmittel. Es ist billig, zu sagen, das sei ein reiner Zufall gewesen, denn erstens ist Zufall nichts, als eine Maskerade des Schicksals und zweitens, wieviel Ärzte gibt es, welche aus dieser Tatsache eine solche Tat zu schmieden imstande gewesen wären?

Wenn sie den Stein der Weisen hätten,
Der Weise mangelte dem Stein!

Digitized by Google

Es würde zu weit führen, hier alle die Wege und glänzenden Überlegungen anzuführen, welche Friedmann zu diesem „auf Lauer liegen" gezwungen haben; auch kann man Laien schwer klar machen, was alles dazu gehörte, um diesen gewonnenen Bazillenstamm durch Umzüchtung und Tierpassage in seinen günstigen Eigenschaften aufs Energischste zu steigern, es möge genügen, festzustellen, daß auf diesem angedeuteten Wege es Friedmann gelang, die Sehnsucht Kochs nach einem ungiftigen, nicht infizierenden, aber alle Schutzstoffe besitzenden oder erregenden, echten Tuberkelbazillus zu verwirklichen. Genug, aus diesem umgezüchteten Pilzmateriale besteht sein Heilmittel und aus nichts anderem, wie er das am 6. November 1912 vor der medizinischen Gesellschaft in Berlin klipp und klar erklärt hat. Wo bleibt eigentlich da der Vorwurf eines Geheimmittels? ein Vorwurf der zu einer schweren, kränkenden Waffe als Allgemeinformel gegen Friedmann geprägt wurde. Er hat es zurückgehalten, ja, aber nicht länger, als bis er selbst und wir, seine Schüler, in der Lage waren, zugleich auch ganz präzise Anwendungsweisen des Mittels allen Ärzten an die Hand zu geben. Das war nicht nur sein Recht, es war seine Pflicht und er hat sie jetzt erfüllt.

Was hat nun Friedmann bisher erreicht? Er hat nahezu 6000 Patienten durch Einspritzungen dieses Mittels mit verblüffenden Erfolgen behandelt. Dafür sind seine Kronzeugen die zahlreichen Ärzte, welche ihm jetzt von aller Herren Länder zugeströmt sind, und Prof. Erich Müller, Geheimrat Konrad Küster, Dr. Thalheim, Dr. Baum, Dr. Klinger und ich, seine Getreuen![1]) Wir alle sind in der glücklichen Lage, kein Tittelchen unserer für Friedmann eingesetzten Worte und Überzeugungen im Verlauf des letzten Jahres streichen zu müssen. Im Gegenteil, unsere durch viele Dutzende von Fällen täglich gefestigte Anschauung ist von Woche zu Woche begründeter und treuer geworden. Kein Geringerer als Geheimrat Krauß, Direktor der zweiten medizinischen Klinik, hat zuerst einmal die absolute Unschädlichkeit des Mittels betont und dann auch selbst von einer Pflicht der Ärzte es zu erproben *sine ira et studio* gesprochen und schließlich bestätigt, daß er Verblüffendes, gleich uns, gesehen hat. Auf zahlreichen Anstalten, staatlich und kommunal, wird das Mittel offiziell geprüft. Man verlange nicht von einem Mittel, das erst ein Jahr lang in unseren Händen war, daß man rundweg statistisch fixieren kann, in welchem Prozentsatz sämtliche Tuberkulosen nunmehr heilbar sind, darüber — ob 70 oder 80 Prozent —

[1]) Wie ich soeben höre, hat nunmehr auch Geheimrat Krauß, Berlin, unumwunden erklärt, daß er ebenso wie bei den chirurgischen Fällen, bei welchen ein Zweifel am Heilwerte des Friedmannschen Mittels nicht möglich sei, jetzt auch bei seinen Lungenfällen deutliche Heileffekte anerkenne. Friedmann ist inzwischen nach Budapest und Wien durch offizielle Einladungen zur Demonstration und Behandlung vieler Dutzende von Krankenhausinsassen berufen worden.

Digitized by Google

werden wir in 10 Jahren noch ganz öffentlich zu diskutieren haben, wir können aber mit reinſtem Gewiſſen vor der breiteſten Öffentlichkeit proklamieren: wir beſitzen in Friedmanns Mittel einen ſpezifiſchen Heilfaktor von ſolcher Gewalt, wie wir dem nichts (außer etwa Salvarſan, Queckſilber, Jod oder Chinin) an die Seite ſtellen können. Ich ſelbſt ſage es frei heraus, in meiner mediziniſchen Laufbahn von faſt 30 Jahren, habe ich es nicht für möglich gehalten, daß dieſe entſetzliche Krankheit ſo überaus glücklich bekämpft werden könnte. Seit einem Jahre kenne ich keine Operationen an Tuberkulöſen mehr, ich, ein Chirurg, habe freudigen Herzens es ein für allemal mit dem Friedmannſchen Mittel in der Hand aufgegeben, bei den vielförmigen Gelenk-, Knochen-, Fiſtel-, Drüſen-, Nieren- und Hodenerkrankungen zum Meſſer zu greifen. Ich weiß, daß es gelingt, alle dieſe vielgeſtaltigen Leiden mit Friedmanns Mittel zu heilen, ſofern man es richtig und mit Geduld zu gebrauchen verſteht.

Aber nicht nur die ſogenannte chirurgiſche Tuberkuloſe iſt ihm in dieſer verblüffenden Weiſe erreichbar. Wer uns beſucht, dem können wir Fälle tagtäglich zeigen, bei denen die Röntgenplatte ſehr weit vorgeſchrittene Zerſtörungen der Lunge aufweiſt und die dennoch ſich geſund fühlen, arbeitsfähig und voller Lebensfreude geworden ſind. Natürlich iſt Beſſerung und Heilung hier an der Lunge ſchwerer objektiv erkennbar, weil alles Geheilte in dieſer durch Unterſuchungen erſchloſſen werden muß, als bei den ſichtbaren Erkrankungen der äußeren Teile. Aber da ſind alle die ſchnellen, ſicher angreifenden Heilwirkungen genau ebenſo.

Namentlich bei geſpritzten Kindern ſieht man etwas, was eine wahrhaft enthuſiasmierende Möglichkeit eröffnet: nämlich den ganz rapide ſich vollziehenden Umſchwung der Konſtitution. Aus ſchlecht ernährten, mageren, blaſſen, bleichſüchtigen Individuen werden blühende, ſpielluſtige, rotbäckige Weſen. Das hat Friedmann den genialen Gedanken eingegeben, ſein Verfahren auch zur Impfung gegen die Tuberkuloſe bei erblich belaſteten, noch nicht erkrankten Kleinen zu verwenden. Bisher hat er über 600 ſolche Impfungen vollzogen. Aus dieſem Kreiſe iſt bisher nichts von ſpezifiſcher Erkrankung ihm zu Ohren gekommen. Ich bin feſt überzeugt, daß auch dieſe Schutzimpfung der Zukunft gehört.

Dieſe Mitteilungen ſollen nichts anderes bedeuten, als dem Laien einen kurzen Überblick über Friedmanns Entdeckung zu geben. Es iſt meiner Anſicht nach die Pflicht eines völlig Überzeugten, auch auf dieſe Weiſe die fehlerhaften Informationen, welche das Publikum über dieſe Angelegenheit bisher erhalten hat, mit allen Kräften zu verbeſſern. Ich werde nicht müde werden, ein Streiter zu ſein in dieſem Kampfe und mein Schild über Friedmann und ſein Werk zu halten, bis dieſe gute Sache ſiegt oder mein Arm ſinkt.

Digitized by Google

Zabern.

Die unterelsässische Stadt Zabern ist urdeutsch. Sie war schon deutsch, als in Berlin noch die Wenden saßen, und ist auch in den zweihundert Jahren französischer Herrschaft deutsch geblieben. Bei der Beurteilung der Vorfälle, welche Zabern neuerdings so berühmt gemacht haben, muß also von vornherein ein etwaiger nationaler Gegensatz ausscheiden. Und wenn es schon unter allen Umständen eine Unverschämtheit ist, daß sich französische Politiker um innere Angelegenheiten des Deutschen Reiches kümmern, so ist diese Unverschämtheit doppelt groß, da es sich um Zabern handelt, das erst 1696 von den Franzosen genommen worden und ihnen nur, gewissermaßen in widerruflicher Weise, verblieben war. Also: die Franzosen geht der Fall von Zabern gar nichts an. Dagegen ist er zur Beleuchtung der deutschen politischen und Kulturzustände recht interessant; er lehrt allerlei über Wirkungen von Massengeschrei und über die Symptome politischer Beschränktheit.

In Zabern stand noch vor wenig Wochen das preußische Infanterie-Regiment Nr. 99. Die Truppen kamen mit der Zivilbevölkerung gut aus; da das Nest (1905: ca. 9000 Einwohner) vom Militär lebte, waren die Beziehungen zwischen den Bürgern und Soldaten herzlich; wenigstens hat man nie etwas von Übergriffen der „Soldateska" oder der Zaberner Arbeiterbevölkerung gehört. Nun trat ein ungewöhnlich junger Leutnant bei den 99ern ein: ein Herr von Forstner, der den süddeutschen Ton nicht versteht und nicht das Talent hat, von Süddeutschen verstanden zu werden. Dieser Mann gehört wohl zu jenen Preußen, deren psychologisches und kolonisatorisches Ungeschick so groß ist, daß man nur staunen kann. Er behandelte die Elsässer als minderwertige Elemente, die erst durch die preußische Tüchtigkeit des Leutnants zu besseren Menschen werden könnten, und kränkte Rekruten dadurch, daß er sie „Wackes" nannte und mit den Worten „Ich bin ein Wackes" sich melden ließ. Auch gebrauchte er mißverständliche Äußerungen über die Anwendung der Waffe bei tätlichem Angriff durch einen „Wackes" und beschimpfte die französische Fremdenlegion. Daß er den elsässischen Rekruten die Fremdenlegion nicht anempfahl, sondern tunlichst verekelte, wird ihm vielleicht von den Freunden der deutsch-französischen Verständigungsaktion übelgenommen; vernünftige Leute werden dem Leutnant von Forstner hierin Recht geben. Ob die Wackes-Geschichte viel schlimmer ist, steht noch dahin. Wenn man sich durch die Berichte über die Reichstags-Sitzungen vom 3. und 4. Dezember 1913 hindurchgewunden hat, kann man nur sagen: diese Sache ist gewaltig aufgebauscht worden. Was ist denn ein Wackes? Genau weiß man es nicht. Ein Vater nennt seine Kinder zärtlich „Ihr Wackesle", ein heiterer Tagedieb wird so genannt, dann aber auch gefährliche Subjekte, wie Zuhälter, Herumtreiber usw. Es ist ein durchaus

Digitized by Google

elsässisches Wort und bezieht sich immer nur auf Elsässer. Es ist nicht so harmlos, wie der harmlose „Zwockel" des Pfälzers; es scheint aber durchaus nicht so unter allen Umständen schwer beleidigend zu sein, wie das von den Herren Reichstagsabgeordneten behauptet worden ist. Jedenfalls ist es nicht mehr beleidigend als das Wort „Saupreuß", das aus dem schwäbisch-bayerischen Sprachschatz vermutlich nicht verschwinden wird, und als der bekannte „Stinkschwob", mit dem gewisse Leute im Elsaß die Brüder rechts des Rheins zu bezeichnen lieben. Es gehört als militärische Titulatur wohl zu der Spezies: g'scherter Hammel, Bauernrammel; also Bezeichnungen, welche mehr die Qualifizierung unbefriedigender Leistungen als eine Beleidigung bedeuten. Zudem hat der Leutnant seine unvorsichtigen Äußerungen in der Instruktionsstunde getan, also an einem Ort, wo die Worte nicht so gewogen werden wie im Reichsgerichtsgebäude zu Leipzig, wo vielmehr Derbheit von altersher Übung war und jedenfalls auch bleiben wird, alldieweil die Rekruten selber noch derb und mit Kraftausdrücken vertraut sind. So gewiß es nun verfehlt war, die elsässischen Rekruten in der allgemein so beliebten preußischen Redeweise herunterzumachen und bloßzustellen, so ganz ungehörig ist es, daß Rekruten das in der Instruktionsstunde Gehörte der Redaktion einer ausgesprochen deutschfeindlichen, elsässisch-nationalistischen Zeitung übergaben, die natürlich sofort alles mit Wonne veröffentlichte. Im Reichstag ist davon sehr wenig die Rede gewesen; die Entrüstung war eben dort nach innen, nicht nach außen gerichtet.

Wahrscheinlich durch die Veröffentlichungen in der Presse ist dann die Stimmung gegen den Leutnant, sodann gegen das ganze Regiment, sodann gegen den ganzen Militarismus allmählich dermaßen gereizt geworden, daß jene Ereignisse eintraten, welche viel Lärm auf der Gasse gemacht haben. Es wird wohl richtig sein, daß Gassenbuben jeder Altersklasse, die sich durch das Wort „Wackes" persönlich getroffen fühlten und deren Empfindlichkeit darum sehr begreiflich ist, die Offiziere angerempelt und angepfiffen haben, auch daß dem unglücklichen Leutnant häßliche Worte zugerufen worden sind, im Vergleich zu denen ein normaler „Wackes" eine Schmeichelei ist. Darauf hat die Zivilverwaltung zur Ruhe gemahnt, hat aber nicht verhindern können, daß von aufgeregten und von radauluftigen Leuten neuerdings Belästigungen und Beleidigungen der Offiziere und Mannschaften in Szene gesetzt wurden. Von Tag zu Tag wurden nun die Militärs nervöser; wer auf der Straße lachte, galt als Hochverräter, Kinder wurden verhaftet, Offiziere auf Spaziergängen von Patrouillen mit aufgepflanztem Seitengewehr begleitet, und schließlich kam es auf dem Schloßplatz zu dem fatalen Zusammenstoß zwischen Militär und Zivil, bei dem in ganz widerrechtlicher Weise Unbeteiligte und Beteiligte von Soldaten verhaftet und eine Nacht in einem finsteren und feuchten Keller eingesperrt wurden. Nachher schlug noch Leutnant von Forstner einen lahmen Schuster blutig.

Digitized by Google

Was nun folgte, ist noch in aller Gedächtnis: Protestkundgebungen aller Art, Reichstagssitzungen erstens mit kurzen Anfragen, zweitens mit Interpellationen, drittens mit einem Mißtrauensvotum gegen den Reichskanzler, Konferenzen in Donaueschingen, wo der Kaiser die Gelegenheit versäumt hatte, sich persönlich in der Nähe zu informieren; dann Verlegung des Zaberner Regiments in die kalten Baracken des Schießplatzes, Untersuchung durch einen unparteiischen General, Erklärung über den Erfolg der Zivilbehörden, die, zweifellos viel zu harte, Bestrafung des Leutnants von Forstner und gerichtliche Untersuchung wegen der erwähnten Gesetzesverletzungen durch den Kommandeur des Infanterie-Regiments.

Die Aufregung, welche die Taten in Zabern hervorriefen, war unbeschreiblich. Die Zeitungen waren ganz furchtbar empört. Leute, denen das Deutsche Reich immer total gleichgültig gewesen war, protestierten mit vaterländischer Entrüstung. Gemeingefährliche nationalistische Hetzer berichteten in lügnerischer Weise von Provokationen der Straßburger Bevölkerung durch preußische Offiziere und fanden bei allen Aufgehetzten Glauben. Ja, sogar die in ihrer Komik geradezu einzigartige Nachricht wurde geglaubt von allen Patrioten, welche sich sonst nur dafür interessieren, ob die Börse schwach ist auf Canada oder nicht: daß das Generalkommando in Straßburg die Reserveoffiziers-Aspiranten vom Train aus der Beförderungsliste einfach gestrichen habe. Nicht nur, daß sämtliche Christen im Elsaß durch die Soldaten bedroht waren, der kommandierende General von Deimling hatte offenbar die Absicht, daneben noch einen Pogrom zu inszenieren, sozusagen um zu räumen.

Leider tat die Presse nichts, um ihr Publikum zu beruhigen. Im Gegenteil: sie peitschte die armen Leser auf, indem sie ihnen jeden Unsinn auftischte, den die in scharfer Konkurrenz wirkenden eigens nach Zabern entsandten Spezialkorrespondenten zu telephonieren sich veranlaßt sahen. Die sozialdemokratischen Blätter benützten natürlich die gute Gelegenheit, ihre grundsätzliche Abneigung gegen die Regierung und gegen das Militär aufs neue zu bezeugen, sie fanden die freudigste Unterstützung in den nationalistischen Kreisen des Reichslandes, denen jede Gelegenheit zur Herabsetzung der Autorität der deutschen Regierung nur willkommen ist; sie fanden aber auch, leider Gottes, Succurs bei bürgerlichen Blättern, die alles mögliche bedroht sahen, weil in Zabern das Militär sich verhauen hatte.

Unter diesen Umständen wäre es fast ein Wunder gewesen, wenn etwa der Reichstag am 3. und 4. Dezember sich durch eine würdige, den Streitfall aufklärende, die Gemüter beruhigende Besprechung der aus kleinen Anfängen zur Riesenschlange herangewachsenen Zabern-Sache um das Vaterland verdient gemacht hätte. Dem Rationalisten wird es wohltun zu hören, daß dieses Wunder nicht passiert ist. Andere bedauern das.

Ich habe die stenographischen Berichte über die zwei Reichstags-Sitzungen gelesen: es ist ein Jammer. Kaum irgendwo ein ernster Versuch zu schlichter

Digitized by Google

Darstellung des Sachverhalts, zur Beschwichtigung der wahnsinnig übertriebenen Aufregung, zur Rechtfertigung unschuldig Angegriffener, zu eiskalter Verurteilung der Schuldigen. Mit hinreißendem Schwunge wurde die Gelegenheit, das Vaterland zu retten, von jedem einzelnen Redner benützt, und das Hochgefühl, zu ca. 25 Millionen Zeitungslesern zu sprechen, war so stark, daß an die Stelle sachlicher Sprache klingendes Pathos trat. Was „Wackes" eigentlich bedeutet, wurde nicht recht aufgeklärt; aber von Seiner Majestät dem deutschen Volke, von deutschem Recht und deutschem Gesetz, von den unveräußerlichen Gütern der deutschen Nation, von Vernichtung jeglicher Kulturarbeit im Elsaß, von den Schandtaten einer übermütigen Soldateska hörte man. Einer sagte, es sei ein *dies ater*, ein anderer meinte, doch wohl in leichter Verkennung des Wesentlichen, die Elsässer hätten die Sympathien der ganzen gesitteten Welt, ein dritter sprach vom Selbstgefühl unserer „Prätorianeroffiziere". Als wie eine zu Tode betrübte Eierfrau klagte ein Nationalliberaler, die ganze deutsche Kulturarbeit im Elsaß sei mit einem Schlage kaput. Alle politischen Gegensätze waren verschwunden. Nur die Konservativen standen abseits, aber Freisinnige und Zentrum, Nationalliberale und Sozialdemokraten waren für zwei Tage ein Herz und eine Seele. Der Karlsruher Fortschrittsmann machte dem Freiburger Zentrumsabgeordneten Fehrenbach, der eine äußerst wirkungsvolle Rede gehalten hatte, förmlich eine Liebeserklärung, und die reichsländischen Abgeordneten, von denen Abbé Wetterlé verständig genug gewesen war fernzubleiben, schienen für ewige Zeiten vereint zu sein. Ein großes, alle einigendes und dabei sehr billiges Phantom war da: der deutsche Reichstag schützt das deutsche Reichsland vor den Soldatenhorden. Dieses Phantom wurde für jeden Redner zur Wirklichkeit, und die ihm zujubelten, sahen es gleichermaßen über sich schweben. Wer nicht die Ehre hat, Volksvertreter zu sein, dem wird die Psyche des Parlamentariers wohl fremd bleiben müssen. Ich wenigstens verstehe nicht, weshalb es unmöglich gewesen sein soll, die Vorgänge in Zabern ernst und gewichtig, ohne Übertreibung und ohne Beschönigung zu schildern. Doch es mag sein, daß exaltiert zornige Stimmung in großem Kreise selbst den Besonnensten fortreißt, zum Phrasenschmied macht und zum leidenschaftlichen Ankläger der Institutionen, die ihm in ruhigen Zeiten gut und wertvoll zu sein scheinen. Der augenblickliche Erfolg spricht fraglos für die Sprecher, und es liegt auch wohl in der Psyche des Parlaments begründet, daß die Parlamentarier nach wenigen Tagen, aus taktischen Erwägungen, es fertig brachten, sozusagen umzustecken, so daß es nicht nötig wurde, alle Konsequenzen aus den in bewegter Stunde herausgestoßenen Volksrechts-Postulaten zu ziehen oder — ziehen zu lassen. Ich will mich darüber nicht weiter auslassen, es gehört nicht mehr zum Thema Zabern, es gehört schon mehr in das Kapitel: ist eine Auflösung des Reichstags mir nützlich oder schädlich?

Digitized by Google

Indessen: so seltsam einem auch die Reden der Herren Reichstagsabgeordneten vom 3. und 4. Dezember 1913 vorkommen, sie waren schließlich begründet nicht allein durch eine tatsächlich bestehende allgemeine Erregung, sondern auch durch die Art, wie der Reichskanzler und der preußische Kriegsminister ihre Sache vor dem Reichstag vertraten. Selbst wenn ein Reichskanzler weiß, daß ein Mißtrauensvotum des Deutschen Reichstags von demselben Reichstag nicht tragisch genommen wird, muß er mit größerem Ernst und Geschick ans Werk gehen. Und auch wenn der preußische Kriegsminister noch ein Neuling im Parlament ist, muß er es darauf verzichten, nur als unwillkommener Verteidiger und als überflüssiger Ankläger aufzutreten. Hört man dann ein paar Tage später: der Herr Reichskanzler war indisponiert und der Herr Kriegsminister ist falsch verstanden worden, so ist nur zu antworten mit dem schönen Berliner Wort: schon faul. Bismarck war auch indisponiert, als er 1887 seine große Rede über die deutsch-russischen Beziehungen hielt, aber man hat es nicht gemerkt. Herr von Bethmann Hollweg ist einer der ehrlichsten, klügsten und gerechtesten Männer, die wir haben. Er hat eine feine und tiefe Kultur, ist kein Streber und kein Kriecher, zwar sehr empfindlich und reizbar, aber nicht eigentlich voreingenommen. Er kommt sich unverstanden vor, aber er will deshalb nicht verzweifeln. Was er sagt, ist alles recht gut und recht schön, sorgfältig überlegt und ziemlich ordentlich formuliert: aber es hat so gar nichts Großes, so gar nichts Zwingendes, so gar nichts Überzeugendes. Herr von Bethmann Hollweg kennt den Reichstag noch nicht. Am 3. und 4. Dezember konnte er den Abgeordneten mit Schroffheit entgegentreten, konnte plumpe Übertreibungen mit Humor und Ironie, den beiden im deutschen Parlament wirksamsten Waffen, zurückweisen, konnte mit Pathos darauf hinweisen, wie gefährlich es ist, wenn in einer Sache, die nur Deutschland etwas angeht, der Reichstag an einem Strange zieht mit dem Matin, konnte sagen: der peinliche Leutnant ist ein Unglückswurm, er kommt in die Wolfsschlucht, und konnte dann ausrufen: Aber, meine Herren, der Herr Leutnant von X ist nicht die deutsche Armee. Und dann hätte er militaristisch schmettern dürfen, wie die Herren Vorredner bürgerlich und revolutionär geschmettert hatten. Und zum Schluß mußte er sagen: Zabern ist nicht Elsaß-Lothringen; anderswo ist alles ruhig, und in Zabern war bis vor vierzehn Tagen auch alles ruhig. Lassen Sie sich von den Wetterlés nicht beeinflussen. Die Armee ist nicht der Feind im Reichsland; sie soll es schützen gegen seine Feinde. — Das wäre auch nur eine Häufung von Phrasen gewesen, aber es hätte zu der stürmischen Stunde gepaßt. Und nun: statt dessen eine langweilige, biedere, ehrliche, gläubige Einerseits-andererseits-Litanei, ein sich Verstecken hinter dem immer suspekten Gerede vom schwebenden gerichtlichen Verfahren, hinter disziplinarrechtlichen Diskretions-Vorschriften, ein ängstliches Rücksichtnehmen auf die geheimnisvolle Kommandogewalt, als ob die Kommandogewalt im Frie-

Digitized by Google

den über Recht und Gesetz erhaben wäre, eine Scheu vor kräftiger Charakterisierung der von den Militärs begangenen Dummheiten, dieser Dummheiten, die in ihrer Urwüchsigkeit fast etwas Sympathisches haben und die von einem diplomatischen und humorbegabten Reichskanzler alleweil zugegeben werden durften, ohne daß wir das Heer auch nur um soviel weniger lieben und bewundern würden.

Liest man guten Willens nach, was der Reichskanzler, umtobt von gut brüllenden Sozialdemokraten und toll entfesselten Zentrums- und Fortschrittsmännern gesagt hat, so ist zu bekennen: Er hat nichts geradezu verschwiegen oder beschönigt; es steht, wie es in der Schule heißt, alles drin. Nur hat der Reichskanzler keine Ahnung gehabt von dem, was in jener Stunde der rasendsten Leidenschaftlichkeit allein wirken konnte. Wenn tausend Männer im Fortissimo etwas Unrichtiges behaupten, bringt die Stimme der Korrektheit nicht durch, wenn sie im klagenden Pianissimo ertönt. Die Wogen des Parlaments werden nicht mit Öl besänftigt. Auf ungezählte erbitterte Angriffe gehörte eine scharfe Abwehr unbegründeter Vorwürfe, aber die aus einzelnen Reden ersichtlich gewordene ehrliche Besorgnis vor möglichen Folgen einer Militärdiktatur mußte mit dem überzeugenden Bekenntnis zur Verfassung und zur tapferen Wahrung der guten Institutionen des bürgerlichen Rechts niedergeschlagen werden. Der Reichskanzler behauptet, die klugen Entschließungen des Kaisers, durch welche die Möglichkeit der Militärdiktatur ausgeschlossen worden ist, seien nicht nach, sondern vor den Reichstagsverhandlungen perfekt gewesen, seien das Werk der Verantwortlichen. Umso rückhaltloser konnte er, geschützt durch die Zustimmung des Kaisers, für die Rechte der Zivilverwaltung eintreten, umso weniger Veranlassung lag für ihn vor, die tatsächlichen Übergriffe einer gereizten und unbesonnenen Militärbehörde langmächtig zu erklären und zu entschuldigen. Diese undankbare Aufgabe durfte dem preußischen Kriegsminister überlassen bleiben; der kann sich das Mißfallen des Reichstags eher leisten, denn er spricht immer in eigener Sache für seinen Teil des Volkes; entgleist er, so schadet ihm das nicht, rasselt er mit dem Säbel, so gehört das zum Dienst, nimmt er die Armee gegen alle ihr gewidmeten Vorwürfe zu heftig in Schutz, so weiß man doch, daß dem Reichstag die schneidige Vertretung der Sache des Heeres im Grunde nicht unlieb ist. Der Reichskanzler hingegen mußte erklären, daß der Fall von Zabern sich nicht wiederholen darf und wird. Wo ein ganzes Volk von Zeitungen und Agitatoren aufs Äußerste erregt ist, sich hinstellen und den objektiven Mann markieren, obwohl doch sichtlich Unrecht geschehen und frivol Gewalt angewendet worden ist — das geht nicht. Das führt zu einem Mißtrauensvotum, welches schwerer wiegt als das bekannte Votum des Reichstags, vor dem selbst ergraute Parlamentarier erschrocken sind, weil es einem Impuls entsprungen war und nicht der Taktik.

Ob der Reichskanzler sein Mißtrauensvotum lange überdauern wird, scheint

Digitized by Google

mir zweifelhaft. Eine Kette von unglücklichen Zufällen hat sein Mißgeschick noch vergrößert. Der Kaiser wird ihn wohl noch einige Zeit halten, damit niemand glaubt, daß etwa der Deutsche Reichstag etwas zu sagen hat; aber der Fall von Zabern wird, wenn nicht alles täuscht, auch der Fall des Herrn von Bethmann Hollweg sein.

Nach ihm wird kein Demokrat Kanzler und kein Rechtsanwalt mit einer schwarz-weiß-roten Schärpe Kriegsminister. Aber vielleicht wirkt doch die unangenehme Geschichte umso mehr Gutes, je größer die Komplikationen sind, die ihr folgen.

Man hat da für die Zukunft einige Wünsche; sie betreffen die Behandlung des Reichslandes und die Behandlung des Militärs im Gegensatz zum kommunen Zivil. Es ist wahr, daß in Elsaß-Lothringen Konflikte zwischen Soldaten und Bürgern nicht häufiger sind als in Altdeutschland. Darum ist aber doch wahr, daß das Militär, zumal das preußische Militär, für die Gewinnung des deutschen Reichslandes, für die Assimilierung der Elsässer ans Deutsche Reich bis jetzt sehr wenig getan hat. Geistige Überlegenheit schadet nicht, aber Kasernengeist und ewige Kontrolle beunruhigt. Solange das Militär sich von der eingesessenen Bevölkerung absondert, am elsässischen Kulturleben in allen seinen Äußerungen absichtlich nicht teilnimmt, und so lebt, wie etwa die deutschen Offiziere und Beamten während der Okkupation in Frankreich gelebt haben, so lange werden wir im Reichsland keine moralischen Eroberungen machen. Wenn es schon dem Statthalter und seinem nächsten Kreise nicht gegeben ist, die Bevölkerung an sich zu ziehen, so scheint dem Militär Wille und Verständnis dafür noch mehr zu fehlen. Auf diese Weise wird den Elsässern immer von Neuem klar gemacht, daß ihr Land anno 1870 erobert worden ist, während sie schon längst nur noch wissen sollten, daß sie bis vor zwei Jahrhunderten zu Deutschland gehörten. Zu solcher Bekehrungsarbeit gehört freilich Selbstüberwindung, Bescheidenheit, Verständnis für fremde Eigenart und scharfer Blick für die gefährlichen Einflüsse des protestlerischen Nationalismus. Ist dem Militär das Reichsland nicht viel mehr als der an der Grenze gelegene Exerzierplatz, wird es zur ruhigen Entwicklung dieses deutschen Bundesstaates nicht beitragen. Und doch hätte die deutschen Offiziere, zumal in den letzten Jahren, wo wir mehr als einmal vor dem Einmarsch der Franzosen in Lothringen standen, ihr doppelter Beruf: zu bewachen und zu kolonisieren, dazu zwingen müssen, nicht nur in Frieden, sondern in Freundschaft mit den mißtrauischen, aber wahrhaftig gut und deutsch gearteten Zivilmenschen zu leben. Wenn die gesellschaftliche und völkische Absonderung, die wir jetzt beklagen, bestehen bleibt, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn Protestler und Sozialdemokraten berufsmäßig die Gegensätze vertiefen, deren Ausgleichung die größte Tat eines Volkes wäre, das doch kolonisatorische Leistungen in früheren Jahrhunderten von erstaunlicher Größe vollbracht hat.

Digitized by Google

Dann aber noch eines: Reichskanzler von Bethmann Hollweg hat neulich im Reichstag gesagt, die Zeiten seien deshalb so ernst, weil zu befürchten sei, daß sich eine Kluft zwischen Militär und Bürgertum auftut. Da hat der Kanzler schon recht, und weil er dies Thema selber angeschnitten hat, möge es hier noch ein wenig weiter behandelt werden. Es sieht in der Tat so aus, als ob zwischen Militär und Zivil ein Gegensatz geschaffen werden soll, und zwar nicht von den Sozialdemokraten, deren Programm darüber keinen Zweifel läßt, sondern von Männern, deren Beruf sie lehren sollte, daß Zivil und Militär sich nicht veruneinigen dürfen. Zu diesen Männern gehört im vorliegenden Falle auch der Reichskanzler; vom konservativen Abgeordneten Rogalla von Bieberstein zu schweigen, der recht hatte, wenn er auf die Prätorianer des Abgeordneten Petrotes den unnachmachbaren Leutnant des Fürsten Bismarck setzte. Der normale Deutsche hat gewiß eher zu viel als zu wenig Respekt vor jedem Leutnant, und nun erst vor der ganzen Armee. Er schätzt ihren Mut, ihre Ausdauer und ihre Disziplin und gibt ihren Angehörigen gern den eifrig verlangten gesellschaftlichen Vorrang. Aber der normale Deutsche ist jetzt seit vier Jahrzehnten an den Frieden gewöhnt, ihm wird immer vorerzählt, das Heer sei ein Friedens-Instrument; und deshalb erscheint ihm der Leutnant, obschon verehrungswürdig, so doch nicht als Heros. Seitdem der Soldat nicht mehr so offensichtlich unter dem Motto steht: Heute rot, morgen tot, wird die Berechtigung einer scharfen Ausnahmestellung hie und da nachgeprüft, und wenn irgendwo die Anschauungen von Zivil und Militär allzusehr auseinandergehen, wird die Frage laut, warum denn das Militär so arg große Privilegien hat? Dabei schadet es schließlich nichts, wenn die Soldaten einmal sich um die Paragraphen nicht kümmern und ein paar Zivilisten in einen Keller sperren; aber es schadet sehr, wenn Reichskanzler und Kriegsminister es unterlassen, in solchem Falle den übermütigen Soldaten gehörig die Leviten zu lesen, und wenn sie dafür Ausreden und Entschuldigungen vorreiten. Die Zaberner Geschichte wäre eine Dreikäse-Aventiure gewesen, wenn nicht der Reichstag und das hinter ihm sitzende Volk das Empfinden bekommen hätten: hier macht der Kanzler allerlei Anstrengungen, nur, um nicht eingestehen zu müssen, daß ein Regiments-Kommandeur mehrere Böcke geschossen hat und darum erledigt ist und daß ein Leutnant sich unmöglich gemacht hat und darum von dannen zu schicken ist. Was hat denn die Armee zu tun mit dem Ungeschick von zwei Offizieren? Wird nicht das Ansehen der Armee um so größer, je sicherer wir sind, daß ungeeignete Offiziere von ihr rechtzeitig ausgeschieden werden? Gewinnt etwa die moralische Bedeutung der Armee, wenn sie sich ungestraft gegen bürgerliches Recht und Gesetz vergehen darf, da doch die Armee unter Umständen berufen sein kann, das bürgerliche Recht gegen bürgerfeindliche Willkür zu schützen?

Aber da wirkt eben die verfluchte Manier, für die in Süddeutschland kein

Digitized by Google

Verständnis ist und die ein preußisches Reservatrecht zu sein scheint. Kein Volk ist so sehr mit der Armee verwachsen, wie die Deutschen, und kein anderes Volk wird durch Mißgriffe von oben her so oft in Harnisch gebracht über die prinzipiell unterschiedliche Behandlung des Militärs und des Zivils. Als es um den Wehrbeitrag ging, da habe ich hier die Komplimente der Offiziellen vor den künftigen Steuerzahlern aufgezählt. Ich will das süße Zeug hier nicht wiedergeben. Da galt der schlichte, aber wohlhabende Bürgersmann noch etwas. Jetzt gilt er nicht mehr soviel wie damals. Jetzt darf der Reichstag um Himmelswillen nicht erfahren, wie streng der Leutnant in Zabern bestraft ist. Jetzt wird die ungesetzliche Verhaftung und Einsperrung von Bürgern mit kalten Worten vor den Richter verwiesen, aber der Nachfolger des Herrn von Heeringen sagt mit keinem Wort zum Reichstag: ‚Es tut mir herzlich leid, daß so etwas vorgekommen ist; es tut mir gerade in dieser Zeit, wo das Volk so große Opfer gebracht hat für das Heer, doppelt und dreifach leid, wenn Unfriede entsteht zwischen Zivil und Militär. O, dieser Oberst ist eine höchst unerfreuliche Erscheinung!' Der Reichstag wäre ergriffen gewesen. Aber der Minister sagt stolz, er sei der Kriegsminister Seiner Majestät des Königs von Preußen. Alles würde untersucht werden. Das Nähere sei nichts für den Reichstag. Wenn der Reichstag es erfährt, ist die Autorität des Heeres hin: das ist anscheinend die innerste Anschauung. Von 1813 spricht nun niemand mehr.

Der preußische Kriegsminister ist politisch ein Neuling. Er weiß nicht, was er angerichtet hat, wieviel Unbehagen und instinktive Feindseligkeit er geweckt hat!

Ich bin kein Demagage, ich verabscheue die Demagogen. Aber mir ist jener Ton zuwider, der voller Überheblichkeit erst die Kluft auftut, von welcher der Reichskanzler ahnungslos sprach: jener Ton, den gewisse Kavaliere an sich haben, wenn sie den stets gefälligen, tüchtigen und arbeitsamen Kellner erst vertraulich anpumpen und dann herrisch heranrufen mit dem Worte: „Zahlen!" Die Geschichte im Elsaß war ein Einzelfall. Vielleicht wiederholt er sich nicht und bald ist alles wieder ruhig. Die Verstimmung über die Behandlung des Falles durch die hohen Würdenträger des Reichs und Preußens aber ließ auf Anschauungen schließen, die nicht vereinzelt, nicht mehr ganz neu und ungewohnt sind. Nun, es ist an der Zeit, daß diese Anschauungen verschwinden; sie sind veraltet und daher schädlich. Bleiben sie maßgebend, so haben die Sozialdemokraten und die Reichsfeinde gute Tage vor sich. Grillparzer sagt einmal: „Wenn man eine Regierung haßt, so ist das (besonders da man sie dann gewöhnlich auch fürchtet) bei weitem nicht so gefährlich, als wenn man sie verachtet." So weit ist es bei uns gewißlich noch nicht gekommen, höchstens bis zu ablehnender Geringschätzung. Der Schaden läßt sich, da im Volk viel guter Wille vorhanden, noch reparieren. Wir warten darauf.

München. Paul Busching.

Digitized by Google

Rundschau.

Der Nobelpreis für Literatur.

Zum ersten Male ist der Nobelpreis für Literatur einem außereuropäischen Schriftsteller verliehen worden, dem Inder Rabindranath Tagore, von dessen wirklicher dichterischer Art die eben (bei Kurt Wolff in Leipzig) erschienenen „Hohen Lieder" (Gitanjali), wie wir hoffen, keinen Begriff geben, da sie in nichts über feine, aber schwächliche Stimmungsbilder hinausgehen, und nicht einmal eine Größe fünften oder sechsten, geschweige ersten Rangs vermuten ließen. Diese Preisverleihung macht auf Fernerstehende einen snobistischen Eindruck. Sie zweifeln sehr, daß sie den Absichten des Stifters entspricht. Es scheinen bei der Verleihung des Literaturpreises sonderbare Einflüsse, Strömungen, Gegenströmungen, Rücksichten, Eifersüchteleien, Verstimmungen persönlicher und politischer Natur zu obwalten. Der Inder scheint ein in letzter Stunde vorgeschobener Verlegenheitskandidat. Warum ehrte man nicht Peter Rosegger, dessen großartige Wirkung als dichtender Volkserzieher über jeder Parteikritik und nationaler Borniertheit steht? Wenn dem Preiskomitee unbekannt gewesen sein sollte, daß Dänemark in Pontoppidan einen Dichter von europäischem Rang besitzt, so konnte es sich auf das Wort vom Propheten im eigenen Lande berufen. Aber wenn die Verleihung an den Iren Yeats aus politischen Gründen inopportun schien, kennt kein Mensch in Dänemark den Namen Spitteler? Wenn irgend einer, erfüllt der Dichter des Prometheus, der Extramundana und des Olympischen Frühlings sogar die an sich fatale, weil jedem dilettantischen Mißverständnis Vorschub leistende Forderung des Stifters „idealistisch" zu sein. J. H.

„Deutsche Kunstnöte".

Von Emil Waldmann in Dresden.

Herr Josef August Beringer in Mannheim hat sich im Novemberheft der Süddeutschen Monatshefte über eine Reihe von deutschen Kunstnöten beklagt und dabei eine Anzahl von Meinungen geäußert, denen ich widersprechen will, weil diese Meinungen, wenn man ihnen glaubt, dem Ansehen der deutschen Kunst und des deutschen Kunstlebens schaden können.

Es sei ein Elend und eine Not in der deutschen Kunst. Künstler, „die noch auf Selbstachtung und Selbständigkeit hielten", sähen sich zu Protesten veranlaßt. Ein alles zu Geld machender, alles in Geld ausdrückender Amerikanismus beginne sich auf allen Gebieten breitzumachen. Das deutsche Volk stehe heute verwirrter, ratloser als je vor den Kunstleistungen seiner Zeit und werde eine Beute schlauer Taugenichtse und abgefeimter Betrüger. Was solle das Geschrei nach französischer Kunst als der „richtunggebenden", der „einzigen" von malerischer Bedeutung?

Kurz: „Wir müssen wieder deutscher werden, das heißt, wieder lernen, die Sachen um ihrer selbst willen zu tun."

„Deutsch sein, das heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun!" Das sagte Richard Wagner, und dieser Irrtum wird nicht nur von Alldeutschen nachgebetet.

Digitized by Google

Herr Beringer nennt die sieben Schmerzen der deutschen Kunst: Feuerbach, Böcklin, Leibl, Marées, Lugo, Thoma, Trübner. Was diese Sieben miteinander verbindet ist gewiß das Deutschtum und die zeitweilige Verkennung. Aber wo es um die Kunst geht, kann man die Sieben nicht in einem Atem nennen. Leibl in einer Reihe mit einer so harmlosen Größe wie Emil Lugo genannt, das wirkt komisch. Hier fehlt jede Meßbarkeit, weil der Maßstab, das Deutschtum, untauglich ist. Wollte man diesen Maßstab gelten lassen, so wäre nicht einzusehen, warum nicht etwa gleich auch Karl Haider und Toni Stadler mit in den Reigen aufgenommen werden. Kunst kann man nur an Kunst messen, sonst begeht man Schnitzer. — Und warum ist Trübner einer der sieben Schmerzen? Trübner ist kein alter Mann, er steht auf der Höhe seines Schaffens, er ist berühmt, er wird glänzend bezahlt (jeder gönnt es ihm) — wo sind die Schmerzen?

Und die „neue Kunst" wurde aus einigen äußeren „Errungenschaften" zusammengeflickt. Manets Kunstweise sei als Komponente aus Goya und japanischen Einflüssen entstanden; und Cézanne wird mit dem Schlagwort „farbiger Schatten" und „neuer Farbenklänge" erledigt. Ach nein, so einfach liegen die Dinge denn doch nicht. Aus einer Mischung von Goya und japanischen Einflüssen entsteht nun einmal keine Kunst, die das „Gewächshaus" (Berliner Nationalgalerie) und das „Krocketspiel" (Frankfurter Staedelmuseum) hervorbringt. Herr Beringer muß erst nachweisen, wo das Goyahafte und das Japanische im „Gewächshaus" liegen, und er muß erst einen einwandfreien Aufsatz schreiben, in dem er klarmacht, daß Cézanne die farbigen Schatten erfunden hat und sonst nichts.

„Bildende Kunst ist Stille, ist Ruhe." In dieser Allgemeinheit ist dieser Satz falsch. Kunst *kann* so *wirken*, aber sie entsteht nicht so. Sie entsteht *immer* aus Leidenschaft, aus Erregung. Da Herr Beringer in Mannheim lebt, sehe er sich doch den Delacroix in der dortigen Kunsthalle an und schreibe einen Aufsatz, um zu beweisen, daß Delacroix, als er diese Vision hatte, still und ruhig war. Doch das alles sind ja keine Nöte. Nöte nach Herrn Beringer sind folgende Erscheinungen: 1. der moderne Kunstsammler, 2. das junge Kunstbeamtentum, 3. der neue Kunstjournalismus.

1. Der moderne Kunstsammler sei ein Spekulant, der Typus Schack sei nahezu ausgestorben. Schack in Ehren, trotz allem, aber wenn der alte Sammlertyp der alleinherrschende wäre, so sähe es schlimm aus um die deutschen Privatsammlungen. Warum ist denn die Sammlung Ravené, einst so berühmt, jetzt so schlecht? Weil diese alten Sammler nicht mit ihrer Zeit mitgingen, weil sie hartnäckig festhielten an ihrer Liebhaberei, weil sie beim Sammeln nichts lernen wollten, und Angst hatten, daß einer sie als Händler denunzieren würde, sobald sie einmal ein paar Bilder, die sie nicht mehr leiden mochten, verkauften. Und abgesehen davon — in einem Lande, das so hervorragende Sammlungen beherbergt, wie die von Arnhold, Th. Behrens, Gerstenberg, Rothermundt und Schmitz, in einem solchen Lande das Verhältnis der Kunstkonsumenten zur Kunst unerfreulich zu nennen, dieser Pessimismus geht doch etwas weit, weil er auf Unkenntnis der wahren Tatsachen beruht. Andere Nationen beneiden uns gerade um unsere Privatsammler. — Daß Kunstwerke eine Ware sind, beklagt Herr Beringer. Das waren sie immer. Wer auch

Digitized by Google

nur ein bißchen Kunstgeschichte zu lesen versteht, weiß das. Einer von den sieben als Schmerzen der deutschen Kunst genannten Malern hätte ohne die vielgeschmähte Fähigkeit eines Kunsthändlers wohl verhungern müssen. Böcklin und Fritz Gurlitt — ein lesenswertes Kapitel deutscher Kunstgeschichte.

2. Das junge Kunstbeamtentum. Als in Mannheim Ansässigem sind Herrn Beringer die Mannheimer Verhältnisse sicher gut vertraut. Ich finde die Arbeit, die Wichert mit seinem Assistenten leistet, sehr fruchtbar. Das „kunsthungrige" Publikum bekommt in Mannheim wirklich etwas geboten und die Kunsthalle ist sehr schön. Aber: „diese Demokratisierung der Kunst ist ohne Frage ihre Vulgarisierung". Herr Beringer, der doch sonst die ethische Seite an der Kunst sehr betont und über die Materialisierung und Amerikanisierung unseres Lebens klagt, sieht also nicht daß hier eine Bewegung ist, die dem brachliegenden Idealismus unserer Tage neue Nahrung gibt. Wenn man den Volksmassen, die noch einen Kern von Idealismus in sich haben, Gelegenheit verschafft, in die Welt des Schönen einzutreten, ohne dazu erst die Universität zu besuchen; wenn man sie begeistert und ihnen edle Genüsse vermittelt, selbst auf die Gefahr hin, daß sie Manet für ein Gemisch aus Goya und Japan halten, daß sie das letzte nicht mitempfinden und vielleicht nur einen vagen Begriff von einer besseren, geistigeren Welt bekommen — dies mag Herr Beringer der Mannheimer Kunstpflege vorwerfen? — Ein Volk, das sind die, die eine gemeinsame Not empfinden. Das sagte auch Richard Wagner, an den Herr Beringer doch sonst glaubt. Und nun auf einmal, wenn man eine Not lindern will, das soll ein Vorwurf sein? In Mannheim?

Aber von lokalen Dingen darf man wohl kaum mit Herrn Beringer sprechen, er stellt sich ja hin und redet gleich zur Nation! Wenn man liest „Deutsche Kunstnöte", dann denkt man unwillkürlich, das ginge alle Deutschen an.

3. Vom neuen Kunstjournalismus. Über ihn sagt Herr Beringer im allgemeinen soviel Anerkennendes, daß man sich ein Eingehen auf die Auswüchse des Journalismus ersparen kann. Auswüchse hat es immer gegeben und wird es immer geben. Es gibt gute Kunstschriftsteller und schlechte, und da Herr Beringer auch einer ist, können wir uns über das Thema nicht gut streiten, denn ich bin ja auch einer; wir würden persönlich werden müssen und würden uns ebensowenig einigen über „Gut" und „Schlecht" bei Kunstjournalisten, wie wir uns über „Gut" und „Schlecht" bei Künstlern nicht einigen werden. Herr Beringer meint, „Künstler, die auf Selbständigkeit und Selbstachtung hielten", sähen sich zu Protesten veranlaßt. Ich aber bin der Meinung, daß viele unserer Besten, eben weil sie auf Selbständigkeit und Selbstachtung hielten, diesem Protest ferngeblieben sind. Wie sollen wir uns da einigen? Oder weiß Herr Beringer nur nicht, daß bei einem Protest nicht nur die wichtig sind, die mitmachen, sondern vor allem auch die, die nicht mitmachen? Ich finde, diese Demokratisierung jenes Protestes sei seine Vulgarisierung gewesen.

Und nun will ich Herrn Beringer zum Schluß seine Frage beantworten, was das Geschrei nach französischer Kunst als der „richtunggebenden", der „einzigen" von malerischer Bedeutung denn eigentlich solle. Ich will mich dabei nicht mit ihm über Talent streiten, denn wir würden uns wieder nicht verstehen — seine Auffassung von Cézanne und Manet zeigt es uns. Auch von der besseren französischen

Digitized by Google

Tradition will ich mit ihm nicht reden. Aber etwas anderes, etwas, wobei es mich wundert, daß Herr Beringer sich dies nicht selbst beantwortet.

Ich liebe die großen französischen Maler des 19. Jahrhunderts, weil sie im strengen Sinne des Wortes die Malerei um ihrer selbst willen übten, also, nach Herrn Beringer, „die Sache um ihrer selbst willen taten", in noch höherem Sinne als unsere deutschen Maler. Delacroix, Manet und die Impressionisten und Cézanne, sie alle haben die Sachen um ihrer selbst willen getan und haben durchgehalten bis ans letzte, in Glück und Unglück. Keine noch so kleine Konzession, auf keiner Stelle. Delacroix hat alle Stürme von Wut gelassen hingenommen und immer so gemalt, wie er mußte. Manet litt fürchterlich unter dem Hohn und der Verkennung, er wollte anerkannt und berühmt und gefeiert sein, und als man ihm, bald vor seinem Tode, die Ehrenlegion gab, freute er sich wie ein Kind. Aber — in seiner Kunst ist er um des Beifalls willen nicht um Haaresbreite abgewichen von seiner Linie. Claude Monet war sehr oft am Verhungern — aber nachgegeben hat er nicht, seine Kunst stand ihm höher. Cézanne galt bis dicht an sein Lebensende selbst bei seinen Freunden für verrückt; aber er hat doch so gemalt wie er mußte, nicht wie die andern wollten.

Wer von den Deutschen hat denn so gelebt wie die Franzosen, so ausschließlich um der Kunst willen? Nur sehr, sehr wenige. Im allgemeinen ist es in Deutschland doch so, daß die Leute nicht durchhalten, daß sie, nach oft glänzenden Anfängen, scheitern, daß sie auf einmal nicht mehr wissen, was Malerei und was Kunst ist und daß sie ihr persönliches Glück nicht opfern mögen. Ich brauche ja nur einen Namen zu nennen, den Herr Beringer nicht genannt hat: Menzel. Ist er nicht ein Beispiel für viele, viele andre, auch für einige von denen die Herr Beringer nannte?

Man sage nicht, der Unverstand des deutschen Publikums sei schuld und habe die künstlerischen Überzeugungen zu Fall gebracht und die Maler zum Kapitulieren gezwungen. Der Unverstand, der Haß und die Bosheit des französischen Publikums ist noch viel schlimmer; gegen das, was Manet durchzumachen hatte, sind Boecklins Leiden geringfügig, und noch heute sind die Kunstzustände in Frankreich viel beklagenswerter als die in Deutschland. Es liegt nicht an den Widerständen die zu überwinden waren, sondern an der Kraft der Charaktere, die überwinden wollten, und die sich durch nichts, nicht durch Unglück und nicht durch Glück, anfechten ließen.

Man kann einfach nicht sagen, daß allein die Deutschen die Dinge um ihrer selbst willen tun. Die höchste Charaktereigenschaft, die Dinge um ihrer selbst willen zu tun, macht vor nationalen Schranken nicht Halt, und Wagner irrte sich. — — Ich glaube, ich habe so offen auf Herrn Beringers Frage geantworetet wie es möglich war. Nun aber soll auch er antworten:

Wen meint er mit dem schweren Anwurf, „das deutsche Volk werde eine Beute schlauer Taugenichtse und abgefeimter Betrüger?"

Meint er Künstler, meint er Sammler, meint er Kunsthändler, meint er Kunstbeamte (Museumsbeamte) oder meint er Kunstjournalisten? Er nenne Namen. Aber: wirkliche Namen. Daß er jetzt irgend einen kleinen Bilderschieber namhaft macht, den niemand kennt; oder daß er von einem belanglosen Mitläufer einer Richtung nachweist, der Mann male gegen seine Überzeugung und sei ein Schwindler; daß

Digitized by Google

er irgendeinem Unbekannten, der keine Rolle spielt, nachweist, er wolle an Cézanne nur Geld verdienen; daß er von irgendeinem kleinen Schreibling einen Brief produziert, wo der sagt, er finde Mattisse ja schlecht, aber er lobe ihn, weil es nun mal dazu gehöre — dies alles genügt mir nicht. Denn Herr Beringer redet ja von „deutschen Kunstnöten". Und wenn er Namen nennen will, müssen es Namen sein, die Bedeutung haben, Leute, die so einflußreich sind, daß ihre Haltung eine Not hervorrufen oder beseitigen kann. Wer derartig schwere Beschuldigungen in die Welt setzt wie „schlaue Taugenichtse" und „abgefeimte Betrüger", der hat die Pflicht zu sagen, wen er meint.

Schlußwort.

Auf alle Einwände des Herrn Dr. Waldmann einzugehen, verbietet hier der Mangel an Raum. Es gäbe ein Buch. Darum nur die Hauptsachen:

Herr Dr. Waldmann will „Namen, wirkliche Namen" wissen, will wissen, wen ich in dem Artikel meine. Ich frage ihn, wer und was berechtigt ihn zu solcher Nachfrage? Fühlt er sich selbst getroffen? Fragt er im Auftrage eines Betroffenen oder mehrerer und wessen? Er legitimiere sich und seine Neugierde, ehe er sich als Großinquisitor erhebt!

Ich denunziere nicht. Indessen will ich Herrn Dr. Waldmann doch einige Namen nennen, welche die von mir angedeuteten Tatsachen — (nicht Meinungen! wie Herr Dr. Waldmann schreibt) — bekräftigen. Er befleißige sich des Studiums der Aufsätze von:

Geh. Rat Dr. Bode, Exzellenz, in der Oktobernummer 1913 des „Kunstfreundes" über „Die neue Kunst" (Merksatz: Gerade die lauten Worte der Propheten der „neuen Kunst" beweisen aber, daß diese gar keine wirkliche Kunst ist);

von Hans Rosenhagen in der Novembernummer 1913 des „Greif" über „Kunstsnobismus" (Merksatz: Einfach lächerlich aber wirkt es — und in Paris hat man nicht genug Spott dafür —, daß gewisse deutsche Galerieleiter selbst vor den mißlungensten Bildern Cézannes, und es gibt nicht wenige davon, in Entzückung geraten und sich die größte Mühe geben, solche minderwertigen Machwerke nach Deutschland zu ziehen . . . .);

von Kunstakademiedirektor Mackensen, Professor in Weimar, in den Kunstnachrichten („Kunstwelt") Nr. I, 1913 „Gedanken über bildende Kunst", wo auch die aus diesem Munde doppelt wertvollen Äußerungen von Professor Max Liebermann sich finden („An die Stelle fleißigen und emsigen Studiums ist die Nachahmung eines Cézanne oder van Gogh getreten, ohne daß die Nachahmer merken, daß man deren Genie nicht nachahmen kann, sondern höchstens deren Fehler").

Herr Dr. Waldmann wird mir wohl glauben, daß meine Arbeit ohne irgendwelche Beziehungen zu den vorgenannten Aufsätzen entstanden ist. Bedeutsam für die Sachlage ist aber doch wohl ihr ziemlich gleichzeitiges Erscheinen. Auch Meier-Gräfes köstliches Büchlein „Wohin treiben wir?" sei nachdrücklichst zur Lektüre empfohlen mit der abgewandelten Überschrift: Wohin sind wir getrieben worden?

Hier hat Herr Dr. Waldmann Museumsbeamte, Künstler und Kunstschriftsteller, allerdings mit anderen „Maßstäben", als sie Herr Dr. Waldmann in Mannheim sich geben ließ. (Hier nenne ich keine Namen, denn für mich handelt es sich um Sachen, um Tatsachen, nicht um Personen.)

Digitized by Google

Betrachten wir aber die Mannheimer Maßstäbe des Herrn Dr. Waldmann: Zwischen 14. und 19. November d. J. hielt Herr Dr. Waldmann als „Sprecher" in der Mannheimer „Akademie für Jedermann" drei Vorträge über „Die französische Malerei im 19. Jahrhundert". Berechnet war der Zyklus auf vier Abende. Nach dem dritten Vortrag wurde die Serie abgebrochen. (Als Ersatz für den ausgefallenen Vortrag erschien „Das Grausige im Bilde".) Gelegentlich dieser Vorträge ist Herr Dr. Waldmann über meine „Deutsche Kunstnöte" orientiert worden; leider gänzlich ungenügend, sonst hätte Herr Dr. Waldmann sich nicht mehr nach Maßstäben für die „harmlose Größe Lugos" umschauen müssen. Lugo hat zurzeit noch keinen eigentlichen Marktwert. Das ist richtig. Damit ist aber über sein Kunstschaffen und seinen Kunstwert nichts ausgesagt. Herr Dr. Waldmann kennt Lugo nicht; aber er urteilt über ihn. „Des Deutschen Größe wächst aus dem Grab!"

Nun zu Trübner. Warum „Trübner einer der sieben Schmerzen" ist, mögen Herr Dr. Waldmann und die Leser der Süddeutschen Monatshefte in Trübners „Personalien und Prinzipien" (S. 33 u. bes. 38, 39 u.f.f.) nachlesen. Trübner ist fünfzig Jahre alt geworden, ehe Sammler und „Kunstschreiblinge" um ihn sich gekümmert haben. Wäre Trübner nicht von Hause aus vermögend gewesen, so hätte er bis zu seinem sechzigsten Jahre und darüber hinaus durchhalten müssen, bis er von Herrn Dr. Waldmann und Genossen entdeckt war, um von diesen „seinen Platz in der Kunstgeschichte angewiesen zu bekommen". Mit solchem Ansinnen hat sich ja einst Herr Muther sel. bei Leibl eingeführt. Einen bestimmten Fall will ich nur andeuten: Eine werdende Kunsthalle kaufte vor einiger Zeit durch Vermittlung des Berliner Kunsthandels von einem Sammler zwei Stilleben für 30000 Mark, die kurz vorher beim Künstler für 6—8000 Mark zu haben gewesen wären. Ich frage: Ist hier dem Künstler geworden, was des Künstlers ist? Hält Herr Dr. Waldmann es nicht für schmerzlich, für eine Not, wenn ein Künstler, wie Trübner, ein Menschenalter lang Werke von anerkannt höchstem Kunstwert schafft und sich vom Publikum, vom privaten und öffentlichen Kunsthandel verkannt sieht, damit der Kunstzwischenhandel sich nachher an ihm bereichert, ohne je ein Risiko getragen zu haben? Ist es belanglos, wenn diese und ähnliche Zustände in öffentlicher Bürgersitzung zur Sprache kommen müssen und wenn die sonst für die Kunsthalle „unbedingte" (sozialistische) Presse zu einer „sorgfältigen Überwachung" auffordert, „grad als ob es Kunst ohne gewaltige Geldausgaben nicht gäbe"? —

Ich lebe lange genug in einer kaufmännischen und sozialen Atmosphäre, um zu wissen, daß jeder Arbeiter *seines* Lohnes wert ist, — also auch der Künstler. Hat Herr Dr. Waldmann Feuerbachs Vermächtnis gelesen? Weiß er, wie Marées gelitten hat, wie Leibl gestorben ist u.s.f.? Und er hat noch den Mut, nach deutschen Kunstnöten zu fragen und nach (auch mit *seinen* „Maßstäben" gemessenen) Künstlern, die Not und Schmerzen litten?

Ich stehe keinen Augenblick an, auch französische Kunstnöte zuzugestehen. Sie gehen mich aber in meinem Aufsatz über „*deutsche* Kunstnöte" in einer deutschen Zeitschrift vorerst nichts an. Ich habe bei der liebevollen, überliebevollen Fürsorge des deutschen Kunsthandels und der deutschen Kunstschreiber für französische Kunst keine Veranlassung, mich mit ihnen zu beschäftigen. — Ebenso beschäftige ich mich

Digitized by Google

in dieser Angelegenheit nicht mit dem „lesenswerten Kapitel Böcklin und F. Gurlitt". Ich verweise Herrn Dr. Waldmann und die Leser der Süddeutschen Monatshefte auf Geh.-Rat C. Gurlitts dahingehörige Mitteilungen, wo der Künstler Böcklin gewiß nicht als der „Sklave des Kunsthändlers" erscheint. (Deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts, Bondi.)

Doch Herr Dr. Waldmann will nur drei Hauptpunkte berührt sehen:

1. Den Sammler: Ich empfehle Herrn Dr. Waldmann das Studium typisch gewordener Erscheinungen:

a) den Fall Nemes mit den Fragen: Wie war seine Aufnahme in Deutschland? und wie hat dieser geschäftskundige und kunstfreundliche Herr in Paris abgeschnitten?

b) Wo sind die idealen Kunstanschauungen des Berliner Leibl-Sammlers, der seine zu mäßigen Preisen bei Leibl erworbenen Werke für Millionen an ein städtisches Museum abgab, — (und die ähnliche *hausse* im Fall Schuch)?

c) Entgehen Herrn Dr. Waldmann die jetzt typisch gewordenen Auktionen für jede Art von Kunst mit ihren Preistreibereien und Phantasiepreisen, an denen der Künstler nicht mehr beteiligt ist? (Siehe auch den Fall Degas!)

„Kunstwerke sind Ware" — schreibt Herr Dr. Waldmann. Die Künstler, als Fabrikanten der Ware, mögen sich bei Herrn Dr. Waldmann für diese Einschätzung bedanken. Fort mit Kunst- und (der damit zusammenhängenden) Kultur-Geschichte von den Universitäten und hinüber damit auf die kaufmännischen Fortbildungsschulen! Sind wir schon so weit? Und dann kommen die Kunstbeamten mit ihrer neuen Kulturkirche und bauen auf dieser „Ware" die neue Kultur auf.

2. Die Kunstbeamten. Es wäre m. E. besser und mir lieber gewesen, Herr Dr. Waldmann hätte mich nicht peinlich gezwungen, Mannheim zu nennen. Ich lebe mit jedermann gerne in Frieden. Deshalb habe ich Namen vermieden und nur Tatsachen angedeutet. Aber es sei:

„Was Mannheim will", haben wir in der Programmrede des mit 5000 M. engagiert „gewesenen Sprechers der Akademie für Jedermann" erfahren, der „eingeschlagen hat und sich die Sympathien im Fluge gewann". (Ich zitiere wörtlich nach Bericht!): „Mannheim will das Gefühlsmäßige, labend Entspannende, wo wir nicht mehr durch Formel, Gesetz und Tradition gebunden sind, wo wir den Rausch haben und die Freiheit und die Anarchie, wo wir alles vergessen können, um träumend alles zu sein: das Höchste oder auch das Schrecklichste, das Tiefsinnigste oder auch das Verwunderlichste". . . . . Und wie überwand dieser kunstvolle Herr „diese toten Strecken der Theorie! Wie erweckte er sie zu strotzendem Leben, wie enthüllte oder streifte er wahre Fundgruben von oft herrlichen Gedanken; wie berührte er so und so viele andere Gebiete; wie rief er blutvolle, greifbare Beispiele herbei; wie sprach er innig oder scherzend, ergriffen oder anfeuernd, und wie war er hier in jedem Augenblick der unbeirrbare, starke und fröhliche Beherrscher der Situation!" —

Ich beschränke mich auf dieses eine Zitat und bewahre einstweilen die geradezu grotesken Mitteilungsformen bei Führungen und die Resultate bei den „Akademikern" noch in meiner Mappe. Ich weiß ja aus zahlreichen Beispielen nur zu gut, daß der größere Teil des Publikums sich nur an den „Führungen" beteiligt,

Digitized by Google

um sich an den oft wunderlichen „Einfühlungen" zu ergötzen. Und nun stelle man sich noch das Gros des Publikums vor, das ohne kritische Befähigung diese Dinge restlos schlucken muß — und schluckt!

Und vor diesen „ethischen Reaktionen", vor diesem „Kunstverständnis der Zukunft", vor dieser „leisen Rührung eines Religionsstifters", nein, vor dieser Verbörsung, Verfilmung, Verdeutelung der Kunst soll einem nicht angst und bange werden? Das nennt sich „dem Volke Kunst und Ideale geben"? — Ich habe vor jeder ernsten Arbeit Respekt und anerkenne gerne jede irgendwie achtenswerte Leistung. Aber ich lasse mich nicht über den Wert der Dinge blenden, stehen sie nun auf „grünen, gelben oder blauen" Zetteln. Denn ich habe auch in der Kunstpädagogik langjährige Erfahrungen und weiß ungefähr, was man machen kann, und wie man es machen muß.

3. Der neue Kunstjournalismus! Statt aller Worte über diese Sorte von Kunstnot weise ich auf die voranstehenden Auslassungen des Herrn Dr. Waldmann selbst hin und auf die Zitate unter Ziffer 2. Ich kann sie ruhig dem Urteil der Leser der Süddeutschen Monatsschrift überlassen. Sie richten sich selbst. Wer mir eine Lektion über die „französischen Maler des 19. Jahrhunderts" geben will, — ich habe sie genügend nicht nur in Mannheim, Frankfurt, Berlin, sondern auch recht ergiebig und ausgiebig in Paris selbst studiert — und wer mir seine „Maßstäbe" nur mit den Worten anpreisen kann: „Ich liebe die großen französischen Maler, weil sie im strengen Sinne des Wortes die Malerei um ihrer selbst willen übten ..... in noch höherem Sinne als die deutschen" — der ist für mich erledigt. Bleibe Herr Dr. Waldmann bei seiner Liebe!

Ich glaube vermuten zu dürfen, daß die Leser der Süddeutschen Monatshefte, soweit ihnen, gleich mir, die wirklich unleugbare Not unserer deutschen Kunst auf der Seele brennt, die Ausführungen des Herrn Dr. Waldmann nicht anders beurteilen werden, als Goethe tut, wenn er in seinen Gedichten (Paraboliſch, Nr. 10) von Kritikern spricht, die den Kern der Dinge mißverstehen. Jos. Aug. Beringer.

Zur Heimatkunde.

Gerade im rechten Augenblick, da durch die Leitzachwerke die allgemeine Aufmerksamkeit auf den reizvollen Gau von Miesbach bis zum Wendelstein gelenkt wird, ist ein Buch[1]) erschienen, trefflich geeignet, jenen Tälern und Höhen viele neue Freunde zu gewinnen. Herausgeber ist der Leitzachtalverein, der sich aus dem ehemaligen Leitzachtalkomitee herausgebildet hat und in „allseitiger wirtschaftlicher Erschließung und Hebung des Leitzachtales unter größtmöglicher Berücksichtigung des Heimatschutzes" seine Aufgabe erblickt. Daß es dem gemeinnützigen Verein tatsächlich um Förderung des Heimatschutzes, folgerichtig also auch um Förderung der Heimatkunde zu tun ist, beweist in der erfreulichsten Weise das vorliegende Buch, das geradezu als Muster und Vorbild folkloristischer Schilderung dienen kann, für den Schulgebrauch ebenso passend, wie zur Belehrung des Bürgers und des Landmannes. Welche Freude würde Gabriel Seidl daran gehabt haben! Den Reigen der auch mit zahlreichen Illustrationen und Karten ausgestatteten

[1]) Das Leitzachtal. Ein Heimatbuch, herausgegeben vom Leitzachtalverein (E. V.). —

Digitized by Google

Beiträge eröffnet ein inniges Leitzacher Heimatlied von Georg Costa. Darauf folgen in systematischer Ordnung Berichte über die geologischen Verhältnisse, über Flora und Fauna des Leitzachtales, eine kurze Geschichte der Ortschaften, Sagen, Legenden, Statistisches usw. Die meisten Aufsätze stammen aus der Feder des Münchner Volksschullehrers Ludwig Lechner. Die enge örtliche Begrenzung des Stoffes vermindert nicht den Wert der Darbietung. Von ihr gilt Roseggers Wort, daß immer derjenige Schriftsteller am besten abschneiden wird, der nur sein will, was er ist, nur das bringt, was er hat, nur auf seinem eigenen Boden nach Schätzen gräbt und nur in seinem eigenen Garten gezüchtete Früchte der Allgemeinheit zu Geschenke macht. Eine Reihe anheimelnder Kulturbilder zieht an uns vorüber. Nicht schöngefärbte Idyllen! Die Bilder sind aus dem wirklichen Leben im Lande der Naturwüchsigkeit entnommen, sind aber auch frei von jener Einseitigkeit, die nur für das Rohe und Häßliche ein Auge hat. In den Tälern am Fuß des vielbesungenen Wendelstein haust ein tüchtiger Menschenschlag, den noch nicht, um ein von Rueberer für die rohe Sinnlichkeit, das Kraftprotzentum, die Händelsucht der Bevölkerung mancher oberbayerischer Gebiete geprägtes Wort zu gebrauchen, die „Holdriogaudi" verdorben hat. „Ganz mit der unverfälschten Scholle und Natur verwachsen, von der Wiege bis zum Grab!" Schlicht und gesund, wie die Eigenart der Bewohner des Leitzachtales, ist auch das vorliegende Buch. Möge es in Schule und Haus liebevolle Aufnahme finden! Karl Theodor Heigel.

Professor Merkle und die Index-Kongregation.

Von Dr. August Messer, o. Universitätsprofessor der Philosophie zu Gießen.

Der bekannte Würzburger Kirchenhistoriker Sebastian Merkle hatte im Oktober- und Novemberheft 1912 der „Akademischen Rundschau" (Leipzig, Verlag K. F. Köhler) einen Aufsatz über die Vergangenheit und Gegenwart der katholisch-theologischen Fakultäten veröffentlicht. Er hatte darin scharfe Kritik geübt an der Haltung, die namentlich die jesuitische Richtung gegenüber diesen Fakultäten einnimmt; er hatte es u. a. als höchst merkwürdig bezeichnet, „daß jeder Versuch, den Katholizismus der deutschen, doch auf christlicher Grundlage ruhenden Bildung näher zu bringen, sofort als Verrat am christlichen Dogma denunziert wird, während man einen Tadel gegen die „chinesischen" oder „malabarischen" Gebräuche, durch welche die Jesuiten in beständigem Widerspruch mit Rom einer Akkommodation an eine gewiß nicht christliche Kultur im Interesse ihrer Mission das Wort redeten, wie eine Beleidigung der Kirche behandelt." Nicht minder hatte er manche Maßnahmen der Kurie, insbesondere die Forderung des „Antimodernisteneides" freimütig getadelt, obwohl er selbst sich durchaus nicht als „Modernist" fühlt.

Dieser Aufsatz Merkles ist im vergangenen Sommer auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt worden. Es ist nun in der katholischen Kirche Sitte, daß ein Autor, der von einer solchen Indizierung betroffen wird, seinem Bischof gegenüber das Dekret der Index-Kongregation ausdrücklich als für ihn bindend anerkennt. Insbesondere jeder Dozent an einer katholischen Fakultät kann diese Erklärung seines Gehorsams nicht umgehen, denn der Bischof würde sich sonst verpflichtet fühlen, die Theologiestudenten seiner Diözese dem Einflusse eines Mannes zu entziehen,

Digitized by Google

der dem in der Kirche nun einmal so scharf ausgeprägten Autoritätszwang sich nicht fügte.

Auch Professor Merkle hat, wie jetzt die Tageszeitungen melden, seine Unterwerfung gegenüber dem Index-Dekret dem Würzburger Bischof angezeigt.

Es werden sich nun wahrscheinlich wieder Stimmen erheben, die darin eine Versündigung erblicken gegen das Prinzip der Lehrfreiheit unserer Universitäten, die von Verleugnung der Überzeugung, von Schwäche u. a. m. reden werden.

Aber diese verkennen, daß das, was Merkle getan hat, die einfache und selbstverständliche Pflicht des gläubigen Katholiken ist. Es ließe sich eine große Zahl von hervorragenden, auch außerhalb der Kirche hochgeschätzten Katholiken anführen, die im gleichen Fall ebenso gehandelt haben. Nur ein Beispiel sei erwähnt. Der edle katholische Reformer Antonio Rosmini mußte erleben, daß im Jahre 1849 zwei seiner Abhandlungen auf den Index gesetzt wurden. Als darauf verschiedene Zeitungen sich gehässig über dieses Verbot, bezw. über Rosminis Unterwerfung äußerten, erklärte er öffentlich: „Zu meinem größten Schmerze sind mir einige Zeitungsartikel zu Gesicht gekommen, welche bei der Besprechung des Verbotes meiner Schriften daraus der hl. Kongregation des Index einen Vorwurf zu machen wagen. Da ich mich einfachhin in aller Aufrichtigkeit mit dem vollen inneren wie äußeren Gehorsam, zu dem jeder treue Sohn der Kirche verpflichtet ist, dem Dekret unterworfen habe, wird jeder leicht einsehen, wie sehr ich diese unehrerbietigen Schriftstücke bedauere und mißbillige . . . Was aber gewisse andere Zeitungsschreiber angeht, welche mich tadeln und selbst insultieren, weil ich meine Pflicht erfüllt habe, indem ich mich jener Verurteilung unterwarf, als wenn ich dadurch eine gemeine Tat vollbracht hätte, so kann ich nur sagen, daß ich großes Mitleid mit ihnen habe . . ."

Das kann Wort für Wort auch auf Merkle angewendet werden. Dieser selbst hat im Jahre 1905 in der „Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung" an der Universität Berlin einen Vortrag über „Die theologischen Fakultäten und den religiösen Frieden" gehalten (erschienen Berlin 1905). Darin ist er auch warm für seinen Kollegen und Freund Hermann Schell eingetreten, dessen „Unterwerfung" unter das Verbot seiner Werke recht unverständig beurteilt worden war. Mit Recht betont er darin: „Um den lauten und versteckten Spott, ein vielsagendes Achselzucken von rechts und links zu ertragen und gleichwohl auf dem Posten auszuharren, weil man sich bewußt ist, dem Christentum, dem Frieden der Konfessionen und damit der großen nationalen Sache zu dienen, dazu gehört .... Patriotismus."

Von „Verleugnung der Überzeugung" kann aber bei Merkle nicht die Rede sein; er hat nichts zurückgenommen — ist ihm ja doch nicht einmal mitgeteilt worden, welche Stellen seiner Studie Anstoß erregt haben — er hat mit seiner Gehorsamserklärung lediglich den üblichen Akt der Loyalität gegenüber der kirchlichen Autorität erfüllt. Seine Anschauungen über den Index hat er ja erst kürzlich — im Septemberheft der Südd. Monatsh. — dargelegt. Nicht Schwäche verrät eine solche Handlung, sondern Mut gegenüber der oft so oberflächlich urteilenden öffentlichen Meinung. Es wäre wahrlich schade, wenn alle die Männer aus der katholischen Kirche sich herausdrängen ließen, die, wie Merkle, ihren katholischen Glauben mit kräftigem, nationalem Empfinden und streng wissenschaftlichem Geiste zu verschmelzen trachten.

Digitized by Google

Moderne Mediumforschung.

Es ist kein Zufall, daß der Geisterglaube so besonders fest in allen Völkern aller Zeiten wurzelt. Aus dem Hang zum Wunderbaren und dem innigen Wunsche nach dem Zusammensein mit lieben Verstorbenen wurde er geboren und durch die überzeugten Berichte der halluzinierenden Geisteskranken stets von neuem bestätigt. Zu einem Dogma hat sich dieser Aberglaube aber erst in jüngster Zeit verdichtet, als Schwindler behaupteten, mit der Geisterwelt verkehren, ihre Wünsche mitteilen und ihr Erscheinen bewirken zu können. Immer wieder wurden diese Mittler zwischen Menschen und Geisterwelt beim Betruge ertappt, aber trotz aller Fährnisse blühte der Glaube an das Medium und seine Wunderkräfte auf und man versuchte sogar ihn wissenschaftlich zu beweisen. Dieser Umstand zwingt uns die Glaubensvorstellungen zu prüfen, wenn auch ihre Widersinnigkeit einen ablehnenden Standpunkt von vornherein nahe legt. Dr. von Schrenck-Notzing hat vor kurzem unter dem Titel „Materialisationsphänomene" (im Verlag von Ernst Reinhardt, München) eine Reihe von Versuchen und ausgedehnte theoretische Betrachtungen veröffentlicht, die die Fähigkeit der Medien eine transitorische Materie zu „emanieren" und wieder zu „resorbieren" beweisen sollen. Wenn auch die photographierten Materialisationen, die in diesem Werke reproduziert sind, den Schwindel der Medien an sich schon aufdecken, wird trotzdem der Uneingeweihte durch die blendende Dialektik des Verfassers so irregeleitet, daß er nur zu leicht zu der Überzeugung kommen kann, als seien zum mindesten einige unerklärbare, wunderbare Leistungen der Medien nunmehr wissenschaftlich nachgewiesen. Einen Augenzeugen der Schrenckschen Versuche können allerdings die Ungenauigkeiten, die widersprechenden Äußerungen, die Unterdrückung wesentlicher Momente nicht zu falschen Schlüssen führen, und deshalb hat er die Pflicht, das Resultat seiner persönlichen Erfahrung und seiner kritischen Betrachtungen über dieses für viele so unheilvolle Werk der Öffentlichkeit zu überweisen.

In der Abhandlung „Moderne Mediumforschung", die im Verlage von J. F. Lehmann erschienen ist, habe ich für alle, die ein Taschenspielerkunststück so lange für ein Wunder halten, bis die Tricks aufgedeckt sind, die Betrugstechnik aller beschriebenen Leistungen erörtert. Vor allem aber wurde darauf hingewiesen, daß die Versuchsbedingungen vor ihrer Anwendung von dem Medium genehmigt werden mußten, und weit davon entfernt den Betrug auszuschließen, denselben in einzelnen Fällen erschwerten, meist aber unterstützten. Der Nachweis, daß die „Mediumforscher" fanatische Gläubige sind, die die kühnsten Hypothesen wissenschaftliche Tatsache nennen, um entlarvte Medien noch für „echt" halten zu können, und die widersinnigsten Begründungen der Versuchsanordnungen aufstellen, um ihren Aberglauben zu retten, wurde aus dem Werke von Schrencks und den Behauptungen anderer Mediumforscher abgeleitet. Durch Vergleich der Qualität der „Materialisationen" bei verschiedenen Versuchsbedingungen gelang es, den Beweis zu erbringen, daß sie von der jeweils möglichen Betrugstechnik bestimmt wird und von der Kritik der Beobachter abhängig ist. Um die Leichtgläubigkeit Dr. von Schrencks und die Unverfrorenheit der Schwindlerinnen zu veranschaulichen, habe ich mein ausführliches Protokoll einer Schrenckschen Sitzung wiedergegeben, und endlich die Tatsache, daß alle Mediumforscher, auch

Digitized by Google

Dr. von Schrenck, bei allen Versuchen von Schwindlerinnen betrogen wurden, als Ergebnis der Beweisführung festgestellt. Ein Brief Dr. von Gulat-Wellenburgs, des Augenzeugen zahlreicher Schrenckscher Versuche, mit schwerwiegenden Indizien gegen das Medium Eva C. und interessanten persönlichen Erfahrungen bildet den Schluß.

Ob wissenschaftliche Beweisführungen die unheilvolle Wirkung des Schrenckschen Werkes heute noch verhindern können muß die Zukunft lehren, viel zu lange hat die Wissenschaft das Unkraut dieses Aberglaubens wuchern lassen und mußte so erleben, daß ihr Name den Taschenspielerkünsten einiger Schwindlerinnen den Nymbus „unerforschter Naturkräfte" verleiht.

Dr. med. Mathilde von Kemnitz (Pasing).

Die Bilanzen der Münchener Gemeindebetriebe.

Das Septemberheft 1913 der „Süddeutschen Monatshefte" enthält eine Studie über „Gemeindebetriebe in kaufmännischer Beleuchtung", in welcher nach einer theoretischen Erörterung über kameralistische und kaufmännische Buchführung die Münchener kommunalen Betriebe als Material zu einer Betrachtung vom kaufmännischen Standpunkte aus herangezogen werden.

Es wurde dort festgestellt, daß die drei großen Münchener Anstalten, wenn auch neuerdings bei sämtlichen der nötige kaufmännische Auf- und Ausbau vorhanden sei, doch so große Unterschiede der Rechnungsführung aufweisen, daß jeder der einzelnen Betriebe gesondert behandelt werden muß. Während der Jahresabschluß der Elektrizitätswerke als vorbildlich anerkannt und auch derjenige der Gasanstalt als im allgemeinen befriedigend bezeichnet wurde, konnte den Städtischen Straßenbahnen gegenüber eine Reihe von Einwendungen nicht unterlassen werden.

Ein mehr formales Bedenken wurde allerdings in bezug auf alle Betriebe vorgebracht, daß nämlich die Kapitalrückzahlung (Tilgung) direkt als Verlust gebucht werde. Es wurde konstatiert, daß ein Privatunternehmen, welches den Versuch machen wollte, Schulden aus laufender Rechnung zu tilgen, ohne dies als Gewinn in den Abschlüssen festzulegen, bei der Steuerbehörde kaum Gegenliebe hiefür finden würde.

Was speziell die Gasanstalt betrifft, so wurde bei deren Bilanz bemängelt, daß die Entwertung von 1031005 Mark für Installationen und Mietapparate nicht berücksichtigt sei, was sich schon daraus ergebe, daß der Bilanzposten um diese Summe höher sei, als der an anderer Stelle aufgeführte „Buchwert der Gasanstalt". Ferner wurden einige Unstimmigkeiten nachgewiesen.

Die Hauptbedenken des Aufsatzes richteten sich jedoch wie bemerkt gegen die Städtischen Straßenbahnen. In erster Linie wurde auf die von Jahr zu Jahr größer werdende Einschränkung des Verwaltungsberichtes hingewiesen, der in seiner letzten Form das Studium und Verständnis unmöglich mache. Besonders fällt aber unlieb auf ein Riß in den Bilanzen zwischen den Jahren 1909 und 1910. Im letzteren Jahre sind plötzlich und ohne Erläuterung 1¼ Millionen Mark für Hochbauten verschwunden.

Die notwendigen Abschreibungen bei den Anlagewerten sind weder unter den Aktiven des Bilanzkontos berücksichtigt, noch ist ein Amortisations- oder Entwertungs-

Digitized by Google

konto vorhanden, es scheint vielmehr (soweit also ein Urteil bei dem knappen Material der letzten Jahre sich überhaupt ermöglichen läßt) das „Reinvermögen" entsprechend höher angesetzt zu sein.

Auch über einen Rechnungsfehler im Betrage von 100000 Mark wurde Klage geführt. Zum Schlusse war dann, nach Hinweis auf die Jahresabschlüsse auswärtiger Betriebe, für technische Magistratsräte bzw. für einen technisch-wirtschaftlichen Bürgermeister plädiert worden.

Diesen Ausführungen trat nun auf Veranlassung des magistratischen Referats das städtische Rechnungsamt, wie auch die Direktion der Städtischen Gasanstalt entgegen und zwar durch Berichte, welche in der Gemeindezeitung abgedruckt, allen Münchner Zeitungen zugesandt und auch direkt dem Verfasser zugänglich gemacht wurden.

Das städtische Rechnungsamt bezieht sich im Hinblick auf die Form, in welcher die Bilanzen aufzustellen seien, auf bestimmte Weisungen, denen das Amt nachzukommen habe; es wird dabei bemerkt, daß das städtische Revisionsamt, Magistrat, Gemeindekollegium und Kreisregierung die Jahresrechnung nachgeprüft hätten, wobei sich nie eine Beanstandung ergeben hätte, „obwohl die Herren des Gemeindekollegiums, welche über die Jahresrechnungen der städtischen Betriebe referieren, selbst Kaufleute und kaufmännische Abschlüsse zu prüfen in der Lage sind". Neben den Vorlagen des Rechnungsamtes hätten die Direktionen der Betriebe Verwaltungsberichte zu erstellen, welche dem Rechnungsamte erst nach der Drucklegung zugeleitet werden. Da nun die Angriffe des Artikels der „Süddeutschen Monatshefte" sich gegen diese letzteren Berichte wendeten, würden die Direktionen der Gasanstalt und der Städtischen Straßenbahnen ihrerseits Erwiderungen in Vorlage bringen. (Nach diesem zweifellos eigentlich nur für das magistratische Referat bestimmten internen Bericht des Rechnungsamtes werden also die offiziellen Verwaltungsberichte der Direktionen nicht anerkannt.)

Im einzelnen wird dann ausgeführt, daß die Buchung der Tilgung als „Verlust" vorgeschrieben sei.

Bezüglich der 1031005 Mark wird ausdrücklich die Identität von Tilgung und Abschreibung behauptet, indem gesagt wird: „Tilgung hiefür oder hier gleich Abschreibung."

Ein Teil der Unstimmigkeiten wird als Versehen erklärt, ein anderer dagegen als Druckfehler, darunter der im Aufsatz als grober Rechnungsfehler charakterisierte im Betrag von hunderttausend Mark. —

Auch der Bericht der Direktion der Städtischen Gasanstalt wendet sich gegen die Behauptung, daß die mehrfach erwähnte Summe von 1031005 Mark nicht als Entwertung zum Ausdruck komme. Die Gasanstalt geht aber dabei von anderen Motiven aus, als das Rechnungsamt. Während letzteres Tilgung und Abschreibung gleichsetzt, meint erstere, es liege keine Veranlassung vor, „besondere Rücklagen zum Erneuerungsfond neben der Tilgung zu machen".

Im übrigen bespricht die Direktion der Gasanstalt hauptsächlich die wirtschaftlichen Resultate des Unternehmens und betont die erfreuliche Zunahme des Reinerträgnisses von 1910—1912. Auf diese beiden Entgegnungen wurden seitens des Verfassers dem Magistrat die folgenden Ausführungen übermittelt:

Digitized by Google

„Das städtische Rechnungsamt verbreitet sich zunächst über das innere Verhältnis zwischen den Direktionen der Betriebe und dem Rechnungsamt. Hierauf einzugehen, hat der Verfasser keine Veranlassung, da dieser Punkt in seinem Aufsatz nicht berührt wurde. Wie das Rechnungsamt ganz richtig annimmt, beziehen sich die in Frage stehenden Ausführungen auf die „Verwaltungsberichte über die städtischen Werke".

Wenn nun die Form der Abschlüsse „sich genau nach dem in der Beilage zur Gemeindezeitung Nr. 29 für das Jahr 1907 angewandten, von dem Reallehrer Dr. Sulzberger aufgestellten Schema zu richten" hat, so ist es nicht verständlich, warum dann der Abschluß der Gaswerke knapper erscheint, als der der Elektrizitätswerke? Und wenn ferner auf die vielen äußerst knappen privaten kaufmännischen Abschlüsse hingewiesen und bemerkt wird, daß hier die näheren Aufschlüsse auf Verlangen in den Mitgliederversammlungen erteilt würden, so liegt der Unterschied zwischen privaten und städtischen Betrieben doch so klar zutage, daß hierauf nicht eingegangen zu werden braucht.

Aus der Tatsache, daß der Verfasser zugegeben hat, daß Verquickung von Tilgung und Abschreibung auch häufig genug in Privatbetrieben vorkomme, wird seitens des Rechnungsamtes geschlossen, daß hierüber unter den Kaufleuten verschiedene Ansichten beständen. Allein hiervon kann keine Rede sein: nicht um verschiedene Ansichten handelt es sich hier, sondern um eine unrichtige Praxis!

Was nun die Behauptung der Aufsatzes betrifft, daß die Aktiva in der Bilanz 1911 der Gasanstalt um 1031005,96 Mark zu hoch angesetzt seien, so wenden sich sowohl das Rechnungsamt als die Gasanstalt gegen diese Auffassung. Letztere sagt, daß eine Rücklage vollständig überflüssig sei, weil ein großer Teil der mit den entsprechenden Mitteln geschaffenen Werte sofort in das Eigentum der Hausbesitzer übergehe, für den anderen Teil aber die Inhaber der Apparate eine angemessene Gebühr zu entrichten hätten, aus dem der Ersatz bestritten werden könne und überdies die Gasanstalt die Mietapparate ganz in das Eigentum der Gasabnehmer überführen und sich damit der Verpflichtung des Unterhaltes und Ersatzes der Apparate entziehen könne. Hierzu ist zu bemerken, daß also nach der jetzigen Buchungsart die Installationen und Mietapparate tatsächlich zum vollen Werte unter den Aktiven enthalten sind, während doch ein großer Teil gar nicht mehr im Besitze der Stadt ist.

Denn die Gasanstalt übersieht, daß die unter den Passiven befindliche Gegenbuchung der Tilgung keine Schuld bedeutet. Wiederholt wird vom Rechnungsamte darauf hingewiesen, daß eine einheitliche Buchführungsmethode vorhanden sei. Nun buchen aber in ganz klarer Weise Elektrizitätswerke die Tilgung — als „Vermögen", die Straßenbahnen sogar als „Reinvermögen". So ist es doch nicht tunlich, die Tilgung II, wie es die Direktion der Gasanstalt will, als Gegenposten für die den Hausbesitzern überlassenen Apparate zu betrachten! Und wenn nun auch das Rechnungsamt in seinem Berichte meint: „Tilgung hierfür oder hier gleich Abschreibung", so ist zu erwidern, wo denn dies in der Bilanz stehe?

Tilgung I und III als Vermögen zu betrachten, Tilgung II aber als Gegenteil; das ist ein Verfahren, dem nicht zugestimmt werden kann. Um die Bilanz klar und einwandfrei zu gestalten, müßte statt Tilgung II — „Abschreibung" oder „Amortisation"

Digitized by Google

gebucht werden. Damit würden für den beurteilenden Fachmann die Aktiva um die fragliche ca. 1 Million niedriger, und erst dann wären erstere auch in Übereinstimmung mit der Summe, die als „Buchwert der Gasanstalt" an anderer Stelle aufgeführt wird. Dies ist es, was gefordert wurde.

Daß die sowohl vom Rechnungsamte als auch von der Gasanstalt selbst konstatierte falsche Ziffer im Texte des Berichts der Gasanstalt für 1909, ebenso wie die Druckfehler in der Bilanz sowohl von 1909 als 1911 störend und irreführend wirken, wird wohl kaum bestritten werden können. Daß aber der Verfasser an einen dieser Druckfehler Ausführungen geknüpft habe, die hinfällig seien — wie es die Direktion der Gasanstalt behauptet, — beruht auf einer völlig irrigen Darstellung. Denn abgesehen von der infolge eines Druckfehlers (bei Koks) sich aufdrängenden unrichtigen Annahme über die Ursachen des relativ geringeren Erträgnisses, steht doch fest, daß trotz des steigenden Bruttoverdienstes (2½ Millionen auf 3½ Millionen) der Nettoverdienst im Jahre 1911 der gleiche war, wie 1907. Eine Kritik hieran ist nicht geübt worden, und die vom Verfasser angeführten wesentlichen Gründe für dieses Gleichbleiben des Nettoverdienstes bezeichnet die Direktion überdies selbst als zutreffend: es ist demnach unverständlich, welche Ausführungen hinfällig sein sollen. Die erfreuliche Ziffer von 1912 konnte dem Verfasser im Juni d. J. doch noch nicht bekannt sein!

Ebenso ist die Darlegung des Rechnungsamtes, daß es sich bei dem gerügten groben Rechnungsfehler bei dem Abschluß der Städtischen Straßenbahnen im Betrag von 100 000 Mark um einen Druckfehler handle, der sonst an keiner Stelle des Berichts mehr auftrete, unrichtig. Ein Blick auf die nebenstehenden Ziffern zeigt, daß der Fehler sich durch die Bilanz hindurch zieht. In der Tat sind schließlich die Anlagekosten um 100 000 Mark zu niedrig, die Tilgung um diese Summe zu hoch angesetzt. Eine weitere Untersuchung des Sachverhalts ist dann infolge der im nächsten Bericht fehlenden näheren Angaben nicht mehr möglich.

Im allgemeinen aber ist trotz des knappen Materials doch klar zu erkennen, daß die Art der Abschlüsse der Elektrizitätswerke von derjenigen bei den Straßenbahnen völlig verschieden und ihr erheblich vorzuziehen ist. Das Gutachten einer Treuhand-Gesellschaft würde wohl am besten die nötige Aufklärung bringen."

Von der Direktion der Städtischen Straßenbahnen liegt der vom Magistrat am 12. September angekündigte Bericht bisher nicht vor.

Hermann Schnell (München).

Zu dem Vorschlag von Frau Hedwig Beckh

in der Oktobernummer der Süddeutschen Monatshefte möchte ich mitteilen, daß eine solche Arbeit seit ungefähr sechs Jahren in Norddeutschland angefangen ist. Gertrud Genschen nahm damals in Räumen, die ihr der Berliner Kapellenverein zur Verfügung gestellt, einige kleine Kinder auf, deren Mütter sie aus irgend einem Grunde vernachlässigt hatten, und es gelang ihr, durch sorgfältige, liebevolle Pflege die Schäden der vorhergegangen Vernachlässigungen zum Ausheilen zu bringen. Natürlich gab es der Angebote an Kindern mehr als genug; soviel sie konnte, nahm die „Mutter" auf. Sie fand zunächst Unterstützung in dem Kreise ihrer Bekannten, und als das

Digitized by Google

nicht mehr reichte, schickte Fräulein G. einen Bericht an das Daheim mit der Bitte um Unterstützung: „Wenn jeder, der dieses liest, nur eine Mark gibt, so kann schon manchem Kinde geholfen werden.“ Der Erfolg war gut; es wurde ein Verein „Kinderheim“ gegründet, dessen Mitglieder einen Jahresbeitrag von mindestens einer Mark bezahlen. Aus dem Jahresbericht von 1912 ersehe ich, daß die fünf seitdem entstandenen Kinderheime 155 Pfleglingen Obdach gewähren. Für Tempelhof, das erste Haus, treten besonders Berliner Freunde ein, so vor allem Frida Schanz, auf deren Bericht im Daheim vom 16. Dezember 1911 ich hiermit verweise, wie auf den von Gertrud Genschen vom Jahre vorher. Reizend zu lesen, gerade auch für Kinder, ist das Buch der Letzteren „Mutters Kinder“ (Warnecke, Berlin, M 2.—) das von den Erfahrungen mit den zuerst Aufgenommenen und dem Leben im Kinderheim berichtet, und dessen Reinertrag der Sache zu gute kommt. Wer diese Berichte liest, muß sich für diese Sache erwärmen, auch wenn ihn nicht vorher schon der Gedanke betrübt und verfolgt hat, daß Tausende von Kindern unseres Volkes jedes Jahr aus Mangel an Pflege und Liebe zugrunde gehen, oder später Zucht- und Irrenhäuser füllen, während noch viele Frauenkraft und Liebe ungenutzt bleibt. Gerade diesen Gedankenzusammenhang bringt G. G. immer wieder zur Geltung, sie möchte die unbeschäftigten Frauen zur Arbeit an den verantwortlichen Stellen heranziehen und zu ihrer Hilfe dann eine Reihe junger Mädchen, die im Kinderheim ihr Pensionsjahr oder ihr „freiwilliges Dienstjahr“ verleben und damit, wie dies auch Frau Beckh betont, die beste Vorbereitung für ihren Mutterberuf genießen. Denn nach allem, was ich bis jetzt von G. G. gehört, ist sie eine gottbegnadete Erzieherin, eine rechte Mutter, wenn irgendwo, so kann man hier von einer Genialität der Liebe sprechen. Sie erzieht diese Kinder, die zum Teil durch schlechte Behandlung in der kurzen Zeit ihres Lebens in oft unglaublicher Weise seelisch und körperlich heruntergekommen sind, fast ohne Strafe, durch ein liebevolles Herausfinden und Wegschaffen der Gründe, durch Musik, durch ein einfaches „Das tut man nicht“ und natürlich jetzt die Neuaufgenommenen durch das Beispiel der anderen; und wie sie, machen es ihre Helferinnen, deren sich mehr anbieten, als sie aus Mangel an Mitteln brauchen kann. Diese Großstadtkinder mit dem schlechten Erbteil und den schlimmen Eindrücken ihrer ersten Zeit sind ja voraussichtlich den Versuchungen des Lebens besonders in der Großstadt gegenüber trotz aller guten Erziehung wahrscheinlich wenig widerstandsfähig und sollen — auch darin decken sich G. G.'s Gedanken mit denen der Frau Beckh — aufs Land. So soll diese Arbeit die Zuchthäuser und Irrenhäuser entvölkern helfen, die Zahl der Trinker vermindern und zugleich der Landarbeit arbeits- und lebensfreudige Kräfte zuführen. G. G. hat in ihrer Arbeit mancherlei Unterstützung gefunden. Fraureuth in Sachsen, aus dem die Gesellschaft ausziehen sollte, hat, hauptsächlich durch die Beihilfe des Erbfürsten zu Reuß j. L. und des Fürsten zu Schaumburg-Lippe, sowie durch ein Darlehen aus der Fraureuther Sparkasse, käuflich erworben werden können. Freiherr von Gamp-Massaunen hat das schöne alte Schloß von Poblotz mit Umgebung geschenkt, und in Zarben hat der Landrat einer Schar, die mit ihrer „Mutter“ an der Ostsee weilte, ein Haus mietfrei zur Verfügung gestellt. Die ganze Lebenshaltung ist eine denkbar einfache, alle Arbeit tun die Kinder selbst, und doch reicht das Geld nicht für alles, was

Digitized by Google

noch zu tun übrig bleibt. Daß der Staat ohne weiteres die Erziehung aller unehelichen Kinder übernehme, halte ich nicht für richtig. Wer darf einer Mutter ihr Kind nehmen, wenn sie es behalten will und ordentlich erzieht? Eine junge Fabrikarbeiterin, der ihre Lehrerin Vorhaltungen wegen des Kindes machte, gab zur Antwort: „Ich freue mich doch jeden Tag, daß ich das Kind habe; so weiß ich doch wenigstens, wofür ich arbeite." In einem anderen Falle zog das Mädchen mit dem Kinde zu ihrem unverheirateten Bruder, und die beiden alten Leute versichern immer wieder, daß die Tochter ihre beste Lebensfreude sei. Im Düsseldorfer Zufluchtshaus sucht man gerade durch die Liebe zu dem Kinde die Mütter vor weiterem Sinken zu bewahren; der erste Schritt dazu ist, daß man der jungen Mutter durch die Art ihrer Arbeit das Stillen ermöglicht. Sehr vielem Elend könnte schon dadurch vorgebeugt werden, daß wir uns abgewöhnten, eine uneheliche Mutter und ihr Kind als Parias zu betrachten. Eine Frau, die ein Kind erwartet, ist eben ganz einfach eine Mutter, die gerade darum um so mehr Hilfe, Liebe und Freundlichkeit braucht, als sie nicht wie die anderen einen Mann zur Seite hat, der ihr hilft. Wieviel mag manchem Kinde schon gesundheitlich geschadet werden durch die Qual und Verzweiflung der unehelichen Mutter, durch Vorwürfe und vielleicht auch Mißhandlung von seiten ihrer Angehörigen. Frieda Mallinckrodt (M.-Gladbach).

Berichtigung.

Herr Generalmusikdirektor Dr. Max von Schillings macht mich auf einen Irrtum aufmerksam, der mir in der Besprechung der Stuttgarter Uraufführung des Braunfelsschen „Ulenspiegel" im vorigen Heft der „Süddeutschen Monatshefte" unterlaufen ist. Die Uraufführung von Braunfels' „Prinzessin Brambilla" fand gleichfalls in Stuttgart statt, und zwar mit sehr freundlichem Erfolg, der sich noch steigerte bei der Wiederholung gelegentlich der Stuttgarter Tonkünstler-Versammlung. Die Münchener Aufführung kam erst später. Rudolf Louis.

Uhde-Bernays' Spitzwegmonographie.

Eben erscheint die zweite vermehrte Auflage von Uhde-Bernays' Spitzwegmonographie[1]), die vor kurzem in erster Auflage herausgekommen ist. Für den Autor und für Spitzweg ist das ein gleichermaßen sympathischer Erfolg. Uhde-Bernays hat hier eine gründlich durchgearbeitete Geschichte von Spitzwegs Kunst geschrieben, die sich nicht begnügt, eine allgemeine Würdigung zu geben, sondern die den historischen Gang, auch die historische Bedeutung schildert und feststellt, endlich auch die Darstellung von des Künstlers Werk mit der von seinem Leben verbindet. Uhde-Bernays hat eine ausgesprochene Vorliebe für Spitzweg, die ihn vielleicht voreingenommen erscheinen lassen kann, aber er kennt die geschichtliche Situation der damaligen deutschen und französischen Malerei, auch der Literatur zu genau, um in Übertreibungen zu verfallen. Im Gegenteil er übt manche wohlverstandene und darum auch wohltuende Kritik, zumal an Spitzwegs Zeichnungen und Illustrationen. Aber nicht nur das, auch an den Bildern übt er Kritik; so wird man wohl mit

[1]) Carl Spitzweg. Des Meisters Werk und seine Bedeutung in der Geschichte der Münchener Kunst. München, Delphin-Verlag.

Digitized by Google

besonderem Interesse die sehr berechtigten Zweifel an der Originalität der berühmten Frauenbäder lesen, bei denen Spitzweg wohl mitgewirkt hat, aber nicht als einziger Urheber gelten kann.

Sehr unbefangen ist auch die Besprechung von Spitzwegs Verhältnis zu den Franzosen, denen er sowohl als Maler wie als Zeichner viel verdankt: neu ist der Hinweis auf Delacroix, den Spitzweg, wie Uhde-Bernays nachweist, sehr hoch geschätzt hat.

Eine wertvolle Beigabe sind endlich die Briefe von Spitzweg an seinen Freund Friedrich Pecht und eine Auswahl seiner Gedichte. Die feine Natur des Menschen, der — um einen zu seiner Zeit viel gebrauchten Ausdruck mit leichter Änderung zu zitieren — so gut verstand, des Lebens Unverstand ohne Wehmut zu genießen, kommt prachtvoll zur Geltung. Karl Voll.

Traumanns Faustbuch.

War die Aufgabe des Kommentars zum ersten Teil schwierig, so ist der zum zweiten ein Problem von bestürzender Fülle und Wucht wie das Werk selbst. Aber die Kraft des Exegeten wuchs mit jeder neuen Schwierigkeit und das Ergebnis ist eine Erläuterung, so spannend und einleuchtend, so klar auch dem Ungelehrten verständlich, so voller Überraschung für den mit dem Faust vertrauten Leser, daß dieser eine Empfindung hat ähnlich wie der Musiker, der ein tiefes und großartiges Werk durch einen Kapellmeister ohne Klügeln und Tüfteln, rein und richtig, kraftvoll und schön, „wieder einmal zum ersten Male", um ein treffendes Wort Nietzsches zu gebrauchen, erlebt und versteht. Angesichts unserer augenblicklichen Literatur ist es ein Glück und zugleich ein Bedürfnis sich zum Faust zu flüchten, wie Goethe, als Throne barsten, Reiche zitterten, sich in die paradiesischen Lüfte einer reinen, festlichen, vor allem ganzen und vollkommenen Welt zurückzog. Faust ist für die Weltliteratur ein Testament wie das des Bischofs aus Ibsens Kronenwerbern: ein *perpetuum mobile*, das jede neue Generation für sich lösen muß. Traumann hat es für die jetzige in einer Weise gelöst, daß sein Werk (München, Beck) wohl auf lang hinaus nicht als ein, sondern als der Faustkommentar leben wird. Er stellt sich resolut ein für allemal auf den Boden der Dichtung: Sie erklärt, nicht er; sie stellt die Probleme und löst sie aus eigenem; der Kommentator leitet nur an, in ihrem Geist und aus ihren Voraussetzungen zu „supplieren", wie Goethe zu sagen liebte. Die Einheit alles dessen, was Goethe dichtete und dachte, wird einem so klar, wie nie zuvor; bei keinem Erklärer legt in diesem Maße Goethe sich selbst aus und sein Medium so wenig unter. Die entscheidende Rolle Eckermanns wird mit Recht betont: „Ihn interessiert, was für mich kein Interesse mehr hat" — das bedeutende Wort an Knebel erhält seine volle Wichtigkeit, und jener 25. Februar 1824, an dem, fünfzig Jahre nach seinem Entstehen, der Faustplan neu erwacht, wird gebührend vermerkt. Man ist dem Verfasser besonders dankbar für den Hinweis auf die „dichterischen Seltsamkeiten" der älteren goethischen Anlage, für sein überall lehrreiches Eingehen auf die so wichtigen unausgeführten Pläne, für seine feinen Bemerkungen über die Altersprache, vor allem über die Bedeutung zahlloser Werke der bildenden Kunst als Anreger dichterischer Situationen und Szenen,

Digitized by Google

durch die der autobiographische Charakter des Werks in neues Licht gerückt wird: welches Wissen setzen die Seiten 96 bis 99 voraus, und wie unaufdringlich wird es im Rahmen eines biographischen Exkurses mitgeteilt, als notwendig und höchst aufschlußreich empfunden: der Horizont des Dichters erweitert, der Geschmack wandelt sich unaufhörlich, um zuletzt Altestes mit Treue zu bewahren und Neues freundlich zu umfassen und im Lebenswerk zu monumentalisieren. Die immer größere Selbständigkeit Faustens, vor allem seit seinem Hinabsteigen zu den Müttern, wird mit voller Schärfe herausgearbeitet und aufs überzeugendste dargetan, wie weit Fausts Rettung davon entfernt ist ein glatt aufgehendes Wett- und Rechenexempel zu sein, wie sehr auch dieser Menschheitsdichtung letztes Wort Gnade heißt, eine Gnade freilich, die nichts mit gnädigem Augenzudrücken gemein hat. (Sollte der Lesart S. 54 „Die Erde blüht sich auf", nicht „bläht" vorzuziehen sein? Ebenso S. 100 „im Lebensrelief von Cumä"? Könnte die dunkle szenische Anweisung nach V. 11909 *Pater Seraphicus* „nimmt sie in sich" nicht eine Erinnerung an die Deckenbilder der *Sixtina* sein?) Was Traumanns Faustbücher von allen bisherigen unterscheidet, ist die rein genetische Methode, die mit der üblichen Goethephilologie sowenig gemein hat wie mit einer Goethephilosophie, die sich selbst in Goethe hineinträgt. Was ist nur in den zweiten Teil bisher alles hineingeheimnißt und wie dunkel ist das Werk dadurch geworden! Traumann leitet den Leser an, sich an das Eigenlicht der Tragödie zu halten, und siehe, sie beginnt ganz von selber von innen heraus zu scheinen und zu leuchten und erhellt sich selbst bis in jede Einzelheit. Jos. Hofmiller.

Hebbels Werke erschienen im Verlage des Bibliographischen Instituts (12 Mark). Die Geschichte dieser Ausgabe ist lehrreich für die wachsende Erkenntnis der Bedeutung des Dichters. Ihre Vorgängerin nämlich, die von Karl Zeiß, sollte ursprünglich nur drei Bände haben; erst der Herausgeber drängte auf den vierten. Die jetzige umfaßt sechs Bände und enthält alles, was von Hebbel bis zu einem gewissen Grade Gemeingut geworden ist, auch die Erzählungen vollständig. Eine umfangreiche Einleitung behandelt Hebbels Leben und den Stil seiner dichterischen Sprache. Jedes einzelne Drama wird gesondert eingeleitet; die Einleitung zum sechsten Bande, der die kritischen Schriften enthält, faßt die theoretische Entwicklung Hebbels zusammen. Die Kommentare gehen, ohne aufdringlich zu sein, über die bisherigen wesentlich hinaus. Jedem Band geht eine geeignete Manuskriptseite in Faksimile voran. Es wird von Interesse sein, wieviel Bände die nächste Hebbel-Ausgabe des Bibliographischen Instituts enthalten wird. Vermutlich werden die Leser, wie der Referent, sie zum mindesten durch die Tagebücher vermehrt wünschen, wohl auch durch einen Auswahlband von Briefen. J. H.

Richard Paasch. Gesundheit und Lebensklugheit. Quelle und Meyer, Leipzig 1913 (Wissenschaft und Bildung), 104 Seiten Klein 8°. M 1.25. Das Büchlein unterscheidet sich von den üblichen hygienischen Ratgebern sehr wesentlich dadurch, daß es den Kern aller gesunden Lebensführung richtig erkennt und wie es sich gebührt in den Mittelpunkt der Betrachtnng stellt. Das sind nicht diätetische Künsteleien, nicht die Dinge, die mit beliebter übertriebener Betonung als natürliche Heil-

Digitized by Google

faktoren von der Mode bezeichnet werden, sondern das ist die seelische Gesundheit, die Diätetik der Seele wie es Feuchtersleben, Paaschens großes Vorbild, nannte. Gesundheit ist ihm, und da hat er sehr recht, eng und untrennbar verbunden mit dem was er Lebensklugheit nennt. Von vielerlei ist in dem Büchlein die Rede: von der seelischen Beeinflussung, von den Aufgaben des Lebens, von Kindererziehung, von Berufswahl, von Mann und Weib, Ehe und Geschlechtsleben, von Ernährung und Kleidung, vom Tode und den Krankheiten. Alles ist sehr verständig behandelt und belebt von dem Gedanken: von der Wiege bis zum Grabe bedürfen wir stets dessen, was uns nur Lebensklugheit lehren kann. Der Stil ist flüssig und angenehm. Das Büchlein kann wärmstens empfohlen werden. H. Kerschensteiner.

Tierseele.

Das ist der Titel einer neuen Zeitschrift, die von Karl Krall in Elberfeld herausgegeben wird und bei Eisele in Bonn erscheint. Daß in dem bis jetzt vorliegenden Doppelheft Leute wie der Genfer Psychologe Claparède, der Frankfurter Neurolog Edinger, denen sich im gegenwärtigen Heft der S. M. der Basler Psychiater Wolff anschließt, überhaupt für möglich halten, daß die Elberfelder Pferde und der Mannheimer Hund rechnen, lesen, sprechen, genügt, um „Tierseele" zur wichtigsten aller Zeitschriften zu machen.

Ich habe das Heft in Trient gelesen. Man weiß, wie die dortigen Bestien — nur die deutsch-österreichischen Soldaten sind keine — die dortigen Tiere behandeln; die Ochsen werden sogar beim Essen durch das Doppeljoch gefoltert, das ihnen dabei natürlich nicht abgenommen wird; und da sitzt in jedem kleinsten Dorf ein Elender, der sich für einen Vertreter Jesu Christi ausgibt.

Bis jetzt hat das Verhältnis des Kulturmenschen zu den Tieren darin bestanden, daß er sie frißt. Wenn Krall recht behält, gehen wir einer neuen Renaissance entgegen; es wäre eine Umwälzung im Denken wie damals, als man erkannte, daß die Erde nicht der Mittelpunkt der Welt ist. Da würde den Ethikern mit dem Verbrecherschädel, die den Vegetarismus nur im Sommer verstehen, vielleicht dämmern, daß Georg Friedrich Daumer, dessen einschlägige Briefe wir in diesem Hefte bringen, kein kompletter Narr war.

Nur die kälteste methodische Untersuchung kann diese in den ersten Anfängen stehenden Arbeiten zu sicheren Ergebnissen führen. Aber ich gestehe, ich, der immer mehr Interesse für einen *Concours Hippique* gehabt habe als für einen Philosophenkongreß, möchte gern noch den Nachweis erleben, daß das Pferd, welches das Roß Grane darstellt, den übrigen Darstellern geistig ebenso überlegen ist wie moralisch und möchte eine Zeit erleben, in der man es für die verkehrte Welt halten würde, wenn ein Pferd im Denken gestört wird, um einen Denker in die Universität zu fahren, und wenn bei der Zählung der Seelen der Schriftsteller mitgezählt wird und sein Hund nicht. C.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge nur auszugsweise und mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, G. m. b. H., München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

4 FEB. 1

Süddeutsche Monatshefte

4 FEB. 14

Niels Hoyer / Notschrei

Catherina Godwin / Warten. Erzählung

Grazia Deledda / Der Schatten der Vergangenheit. Roman

Karl Voll / Der Absolutorialaufsatz. Anekdote

Oskar Bulle / Dante und sein Publikum

Karl Theodor Heigel / Die Bischofsstadt Bamberg

Richard Huldschiner / Reisebrief aus Japan

Max Prager / Die wirtschaftliche und soziale Lage der Privatangestellten

Georg Friedrich Daumer / Briefe an seine Nichte

Max Graf Bethusy-Huc / Steuerpolitik 1913

Georg Swarzenski / Magnasco-Glosse

Die Geschichte eines Deserteurs

Ernst von Düring / Gegen die Reglementierung der Prostitution

Rundschau.

München, Februar 1914.

Vierteljährlich 4 M Einzeln 1.50 M

Digitized by Google

Aktienbrauerei zum Löwenbräu in München.

Größte Brauerei des Deutschen Reiches
in einem einzigen Betriebe.

Höchste Auszeichnungen auf allen beschickten Ausstellungen.

Dunkle und helle Lagerbiere, Märzenbier, Bockbier
St. Bennobier.

Versand nach allen Ländern der Erde.

SAALECKER
WERKSTÄTTEN
G · M · B · H
SAALECK B. BAD KOESEN
BERLIN W., VICTORIASTR. 23
KÖLN · STOLLWERCKHAUS

KÜNSTLERISCHE LEITUNG:
PROF. SCHULTZE-NAUMBURG
ENTWURF U. AUSFÜHRUNG V.
SCHLÖSSERN, HERRENHÄUSERN
STADT- U. LANDHÄUSERN, VON
GARTEN- UND PARKANLAGEN
LIEFERUNG VOLLSTÄNDIGER
WOHNUNGS-EINRICHTUNGEN

STÄNDIGE AUSSTELLUNG I. DER
BERLINER ZWEIGNIEDERLASSUNG
KUNSTGEWERBEHAUS, VICTORIASTRASSE 23

Digitized by Google

Ab 1. Februar 1914

Kollektiv-Ausstellung der Gemälde von

MAX BURI

in

Brakls Kunsthaus

München Beethovenplatz

Interessenten mögen das Verzeichnis verlangen von Brakls Kunsthaus München Beethovenplatz

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

11. Jahrgang Februar 1914 Heft 5

Inhaltsverzeichnis:

Seite

Niels Hoyer / Notschrei 537
Catherina Godwin / Warten . . . 558
Grazia Deledda / Der Schatten der Vergangenheit. Roman 565
Karl Voll / Der Absolutorialaufsatz . . 573
Oskar Bulle / Dante und sein Publikum 575
Karl Theodor Heigel / Die Bischofsstadt Bamberg 592
Richard Huldschiner / Reisebrief aus Japan 604
Max Prager / Die wirtschaftliche und soziale Lage der Privatangestellten 608
Georg Friedrich Daumer / Briefe an seine Nichte 622
Max Graf von Bethusy-Huc / Steuerpolitik 1913 628
Georg Swarzenski / Magnasco-Glosse 634
Die Geschichte eines Deserteurs . 638

Seite

Ernst von Düring / Gegen die Reglementierung der Prostitution 643

Rundschau:

„Das Jahr 1913" / Von Oberstudienrat Dr. Georg Kerschensteiner M. d. R. . . . 654
Ein Baiernbuch / Von Universitätsprofessor Dr. Josef Nadler in Freiburg (Schweiz) . 661
Kino und Naturmord / Von Bildhauer Professor Fritz Behn 666
Berliner Theater / Von Ulrich Rauscher . 668
Uraufführung in Straßburg / Von Dr. Hans Scholz 673
Anmerkungen / Von Dr. Rudolf Louis . . 675
Eine Buschbibliographie / Von Professor Dr. Karl Voll 677
Die italienischen Wahlen 678
Krisis der Berliner Germanistik 678
Die Chronik der Christlichen Welt . . 679
Nach dem Freiwerden des Parsifal . . 680
Im Hamburger Schlachthof 680
Josef Hofmiller / Bücher des Monats X

Copyright 1914 by Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. München.

Bei allen Installateuren und Elektrizitätswerken erhältlich:

WOLFRAM-LAMPEN A.-G. AUGSBURG

Digitized by Google

Notschrei.

Von Niels Hoyer in Christiania.

Niels Hoyer kennen wenige. Die ihn kennen, wissen vielleicht, daß vor einigen Wochen der Verlag Rütten & Loening in Frankfurt a. M. seinen ersten Roman herausgebracht haben, daß er eines andern großen Verlages Lektor für skandinavische Literatur ist, Björnsons letztes Buch übersetzt und eingeleitet hat, eine der bedeutendsten deutschen Zeitungen in Norwegen vertritt, usw. — Das alles wissen vielleicht wenige. Noch wenigeren ist es bekannt, daß Niels Hoyer vorbestraft ist. Und einige von diesen Ganz-Wenigen, die ihm dieses Adjektivum als Titel vorläufig erst aus falsch verstandenem Barmherzigkeitsgefühl im geheimen gegeben haben, sollen heute von ihrem Geheimnis erlöst werden. Alle sollen es heute erfahren, daß Niels Hoyer im Gefängnis gesessen hat, und mögen es nachprüfen, ob diese Ganz-Wenigen ein Recht haben ihn einen Lumpen zu nennen. Und sollen es auch wissen, daß er nicht Niels Hoyer heißt, sondern Ernst Ludwig Harthern-Jacobson. Und Harthern-Jacobson bin ich. Und ich stelle mich hier auf den Markt, zerschunden von der Überlast des Jammers meiner jungen Jahre. Ich will mich, muß mich freimachen von dem Geheimnis meiner einstigen Not. Ich will meine Schande preisgeben, jedem. Ich habe seit acht Jahren keinen glücklichen Tag mehr erlebt. Meine Nächte haben keinen befreienden Traum mehr gefunden. Ich habe das Frohsein verlernt. Und ich muß glückliche Tage und gesegnete Träume und das Frohsein wieder lernen. Ich bin noch zu jung, um ein ganzes Leben hindurch als Büßer und Verhüllter heimatverloren hinschleichen zu können. Einen Sohn habe ich, der, zum Denken erwacht, sich seines Vaters einmal nicht schämen soll. Was ich hier sage, sind hilfslose Schreie um Hilfe, Schreie eines Menschen, der zwischen Wahnsinn und Stolz kämpft. Meine Worte sind Herzfetzen. Wort um Wort reiße ich los von der Erschütterung dieser Stunde, in der ich das irr-wirre, tastende Gewander verlorener Jahre in brutaler Knappheit und harter Wahrhaftigkeit, den Zusammenhang suchend, hinbeichten will. Ich stehe hier nicht mit der Geste des Märtyrers. Aber ich stehe hier mit der herzinnigen Überzeugung, daß man mir unrecht getan hat, als man mich mit einundzwanzig Jahren in München und Weimar wegen „Mietschwindels" ins Gefängnis gesteckt hat. Krank war ich. Ich hatte kein Brot, kein Dach, keinen Freund, keine Eltern. Verse hatte ich in allen Taschen meines blankgesessenen Anzugs, und eine Kugel trug ich im Rücken, die ich in hoffnungsverlorener Verzweiflung mir in die Brust ge-

Digitized by Google

jagt hatte. Wildenbruch hatte mich ermutigt: es ſtecke ein Poet in mir. Mit zwanzig Jahren kam ich todkrank von Berlin nach Weimar. Einen Blutſturz hatte ich erlitten. Ein Berliner Arzt, Dr. Schwarz, nannte mir Ägypten als Rettung. Prof. Leyden hoffte für mich von Thüringens Winter.

So rund 300 Mark beſaß ich, die Abfindungsſumme einer Krankenverſicherung. Und ſo zog ich in Weimar ein. Und ein halbes Jahr ſpäter kam mein erſtes Buch, ein ſchlechtes Buch, bei einem kleinen Verleger, aber doch auf deſſen Koſten, heraus. Lenau und Heine hatten dazu Pate geſtanden. Eigenes hatte ich damals auch ſchon gefunden. Zu modern, meinte jener Verleger. Und dann begann das Hungern. Und die Lunge blutete. Einen wohlhabenden Verwandten wollte ich für mich gewinnen. Nach Arbeitsruhe und Univerſitätsdiſziplin verlangte ich. Ich hatte ja nur bis zur Oberſekunda das Gymnaſium beſucht und war dann, all mein Widerſtreben nützte nichts, in die Zucht von kaufmänniſchen Kontoren gegeben worden. Mein Verwandter wollte nichts mit mir zu tun haben. Über das damals erſchienene Buch lachte er. Und ich ſchoß mir das Blei in die Bruſt. In der Stadt war's, wo mein jetziger Verleger wohnt. Und nach einigen Wochen ſetzte man mich mit 40 Mark wieder in den Zug nach Weimar. Mein linker Arm war gelähmt. Der Brachialis war durchſchoſſen. In Fulda mußte ich anhalten. Morphium mußte ich haben für den Höllenſchmerz des zerriſſenen, wiedererwachenden Nervs. Und ſo Weimar. Elender, kränker, hoffnungsarmer. Morphium. Ich beſaß eine eigene Spritze. Und Unmengen, wenigſtens für mich, dieſes Giftes. Monatelang lebte ich davon. Wie im ſtillen Wahnſinn. Die Kugel im Rücken drückte. Die Bruſt pfiff. Der Wundkanal brannte bei jedem Atemzug. Ein alter Lehrer ſtand mir bei, ſo gut er konnte. Ohne ihn wäre ich damals verhungert. Auch ein Freund in Berlin lieh mir einige Male ſeine Hilfe. Er hätte mir wohl tapferer beigeſtanden, wenn ich ihm die Zuſtände, in denen ich hungerte, ohne Scham eingeſtanden hätte. Aber das brachte ich damals nicht fertig. Ich hatte allen Glauben an mein Können verloren. Ich wußte kein Ziel mehr. Ich kannte keinen Weg mehr. Und ich hielt es nicht mehr aus in Weimar. Verſe hatte ich mit mir, als ich nach München fuhr. Verſe, die jetzt erſt während der letzten zwei Jahre in „Licht und Schatten" im „Hannoverſchen Courier", vor vier Jahren einige im „Zeitgeiſt" uſw. abgedruckt worden ſind. Damals, als ich ſie nach München trug, hätte mir das nach fünf, ſechs Jahren dafür eingeheimſte Honorar Ehre und Heimat gerettet, mir Mut gegeben, mich froh und aufrecht gemacht. Miete und Eſſen blieb ich in Weimar ſchuldig. Meine Zimmerwirtin erließ mir das Zahlen. Die Frau, bei der ich gegeſſen hatte, wohl zwei Monate lang, meldete mich der Staatsanwaltſchaft. Aus einem ſauber geſchriebenen Buch

Digitized by Google

las ich inzwischen des öfteren in der Simplicissimus-Kneipe Münchens meine Verse vor und der Maler Leipold, der bekannte Marinemaler, wollte mir dafür einen Verleger verschaffen. Aber so weit kam es nicht. Von Wohnung zu Wohnung wanderte ich. Vorausbezahlen. Das konnte ich nicht. Oft schlief ich im Englischen Garten. Mitunter gab mir Kati Kobus zu essen. Alle Redaktionen klapperte ich ab. Die Lunge pfiff. Die Kugel drückte. Jede Nacht konnte ich nicht draußen im Freien schlafen. Es gab Schutzleute. Und so versuchte ich wieder mein Heil eine Mansarde auf Kredit zu bekommen. Ich war fest davon überzeugt: meine Verse würde ich bald an den Mann bringen. Und dann könnte ich bezahlen. Und dann könnte ich bessere schreiben. Doch ich hatte kein Glück. In sieben Stuben hatte ich eine, zwei, fünf Nächte lang geschlafen. Ich saß mit dem Maler Carlo Holzer im Café Luitpold. Er bezahlte eine Schale Braun für mich. Ein Schutzmann holte mich heraus, durchsuchte meine Taschen, wohl nach einer Schußwaffe, nahm mich mit aufs Polizeipräsidium. Dort erklärte man mich wegen Mietschwindels in München sowie in Weimar für verhaftet. Drei Nächte verbrachte ich in einem Keller mit allmöglichem Gesindel, Zuhältern, Fahrraddieben. Am vierten Tage ward ich ins Gefängnis transportiert. Vierzehn Tage saß ich in Untersuchungshaft. Einen Anwalt hatte ich nicht. Am fünfzehnten Tag wurde ich gefesselt mit einem andern Gefangenen vom Gefängnis nach dem Schöffengerichtssaal geführt. In einem der Gänge sah ich einen angeheirateten Onkel. Die Prozedur war kurz. Der Richter schien mir nicht unfreundlich gesinnt. Ich entsinne mich dieser Verhandlung auf das genaueste. Es käme darauf an, den vorbedachten Betrug, meine vorausgesehene Zahlungsunfähigkeit zu widerlegen, sagte der Richter. Ich wies auf meine Manuskripte hin, die meiner festen Überzeugung nach mir bald mehr Geld einbringen würden, als ich für Miete jetzt schuldig geblieben wäre. Der Richter lächelte mitleidig. Ich sagte, es wäre von mir ja schon ein Buch erschienen. Ein vorbedachter Betrug? Ich sei krank und verzweifelt, aber doch bei Gott kein Betrüger. Nun kam es auf die Aussage des erwähnten Verwandten an, von dessen Zeugnis, ob er oder die anderen Verwandten mir beispringen würden die geringe Schuld, um die es sich handelte (in München waren es wohl 40 Mark und in Weimar höchstens 60 Mark) zu bezahlen, ob ich Grund hätte auf die Hilfe von ihm oder der anderen im voraus zu rechnen, wenn alle Hilfsquellen oder Verdienstmöglichkeiten ausblieben. — Die Frage des Richters, der wiederholt auf die Folgekraft ihrer Beantwortung hinwies, weil davon der Ausgang des Münchner und des Weimarschen Prozesses abhing, beantwortete der Zeuge: „Ich sei immer schon ein Lumpenhund gewesen. Ich glaubte Schriftsteller werden zu können. Dazu fehlten

Digitized by Google

mir alle Voraussetzungen. Keiner in der Familie hätte künstlerische Anlagen. Alle seien ordentliche Menschen. Ich sei aus der Art geschlagen. Eine exemplarische Strafe würde mich kurieren." So ungefähr. Ich sehe noch das bestürzte Gesicht des Richters. Er schüttelte den Kopf. Wie vom Hirn photographiert sitzt dies Bild in meiner Erinnerung. Dann begann der Amtsanwalt, ein junger Herr: ein schwungvoller Mietschwindel, abgekarteter Betrug. — Ich konnte nicht einmal mehr weinen. Der Mann hatte ja recht. Mein eigner Onkel hatte ihm ja die Worte in den Mund gelegt. — Und so kam das Urteil: vierzehn Tage Gefängnis. Die Untersuchungshaft ward mir nicht angerechnet. Vierzehn Tage hatte ich schon gesessen. Und nun also noch einmal vierzehn Tage. — Im Urteil hieß es: Die Not, in der ich mich unverschuldet befand, berechtige zu dem niedrigsten Strafmaß. Der Amtsanwalt hatte mehrere Monate verlangt. — Der Richter riet mir nicht zu appellieren, da ich sonst wieder in Untersuchungshaft wegen dieses Falles bleiben müsse. Ich hatte ja keine Wohnung. — Ich hatte keinen Willen. Ließ mich abführen, saß stumpf und blind meine Zeit ab. Und als die um war — begann eine neue Untersuchungshaft für den Weimarer Fall. Ich blieb in München im Gefängnis. Als ich wieder ungefähr zwei Wochen in Untersuchung gesessen hatte, wurde ich auf ein gerichtliches Telegramm hin von Weimar unverhofft auf freien Fuß gesetzt.

Nach sechs Wochen oder mehr. Graues Frühjahr war, als mich der Schutzmann aus dem Café Luitpold herausgeholt hatte. Jetzt stand ich erschüttert unter grünen Sommerbäumen. Ohne Geld. Ich suchte den Maler Carlo Holzer auf. Dort aß ich wohl stundenlang Polenta. Die erste Nacht schlief ich bei ihm. Herrgott, Herrgott, was sollte ich machen! Am zweiten Tag ging das Suchen nach Dach und Brot wieder los. Ich fand barmherzige Menschen. Zwei Wochen später bekam ich in einer Privatschule einen Sekretärposten. 75 Mark monatlich. Einen Probemonat sollte ich bestehen, gratis. Gratis einen Monat, das konnte ich nicht. Und wie ein Wunder bekam ich ein paar Tage später zufällig einen Platz als Kontorist in einer Großbank Münchens. 125 Mark monatlich. Jubel ohne Maßen. Ich zeigte meinem Freunde Carlo den Kontrakt und bald, als die Gage kam, die roten, goldenen sechs Zwanzigmarkstücke und fünf Mark Silber. Ich ging mit dem Gelde durch die Straßen Münchens und sprach viele Gedichte vor mich hin. Es war noch nicht der Erste des Monats. Wir bekamen das Geld, glaube ich, schon am 26. eines jeden Monats. Am nächsten Morgen, noch vor sieben Uhr, trat mein Onkel in meine Mansardenstube: „Ich müsse mich sofort ankleiden und mit dem ersten Zug über die Grenze nach Österreich fahren." Weshalb, ich begriff ihn nicht. „In Weimar ist der Verhandlungstermin angesetzt." Mein Gott, ich sei doch

Digitized by Google

von Weimar aus freigelassen worden, ich sei doch wohl freigesprochen worden, ich hätte doch jetzt eine Stellung, 125 Mark monatlich. Das wollte mein Onkel zuerst nicht glauben. Er hätte Geld mitgebracht, damit ich reisen könne. Die Karriere meines Bruders und meiner Vettern, die Jura studierten, stände auf dem Spiel usw.

Ich zeigte meinem Onkel mein Geld, 125 Mark. „Um so besser, so brauche er mir nichts zu geben." — Ich hätte auch nichts genommen. Ich war ohne Willen. Dies war zu plötzlich über mich hergefallen. Ich empfand nur einen entsetzlichen Ekel, ließ mit mir machen, was man wollte. Ich besaß keinen Widerstand mehr. Und eine Stunde später saß ich im Zug nach Salzburg. Wie ein flüchtiger Verbrecher. „Man würde mir in Österreich von Deutschland aus helfen", hatte mir mein Onkel gesagt. — Jetzt, wo ich dies niederschreibe, liegt mir der Kopf schwer auf der Brust. Heute kann ich es nicht begreifen, daß man mit mir damals, wo ich in ruhige, sichere Verhältnisse wieder hineingekommen war, so maßlos unmenschlich, frivol mit meinem Schicksal spielend, umgegangen war, daß man den moralischen Mut zu dieser Notzucht finden konnte. Ich kam nach Wien, schlief bald im Asyl für Obdachlose, wanderte mit meinen Manuskripten von Redaktion zu Redaktion, der „Pschütt" nahm einige, ich bekam keine sieben Kronen als Gesamthonorar, ich bettelte schließlich auf dem Ring, mit Gesindel kam ich im Asyl zusammen, ich sollte doch im Prater „bei Liebhabern von jungen Männern" mein Glück versuchen, ich weinte, schrie vor Entsetzen, ich ging zum Deutschen Generalkonsulat, nach Deutschland wollte ich zurück, ich spuckte Blut, meine Verwandten beantworteten keinen meiner armseligen Briefe. Ich erzählte dem Konsul alles. Im Steckbrief-Buch stand ich nicht drin. Man gab mir Geld, daß ich bis Oderberg kommen konnte. Dort saß ich wieder ohne einen Pfennig. Ich fragte einen Gendarm an der Grenze, was ich tun sollte. Er fragte nach meinem Namen, sah in seinem Fahndungsbuch nach: nichts gegen mich. Er nahm mich mit nach dem nächsten Dorfvorsteher. Von dort aus telegraphierte man meinen Verwandten, daß man mich in die Heimat auf Armenkosten transportieren würde. So sandten sie 60 Mark an den Vorsteher unter der Bedingung, daß ich damit nach Budapest reise. Nachdem ich Essen, Schlafen, Telegrammunkosten des Vorstehers usw. bezahlt hatte, besaß ich wohl noch 30 Mark. Damit reiste ich nach Breslau, ward, wieder ein Zufall, sofort in einem Kabarett angestellt, 2 Mark pro Abend, las dort meine Gedichte, diese armseligen Elendsgedichte vor, hatte im Kabarett einen großen Erfolg, Schauspieler kamen zu mir und nahmen Vortragsstunden bei mir, ein Breslauer früherer Theaterregisseur, der eine eigene Schauspieleschule besaß, und in regelmäßigen Abständen Vorleseabende veranstaltete, las an

Digitized by Google

einem dieser Abende einige meiner Gedichte vor. Als mein Kontrakt mit dem Kabarett ablief, nach drei Monaten ungefähr, mußte ich weiter suchen. In Breslau, wo ich in meinen Freistunden verschiedene Kollegs in der Universität aufgesucht hatte, gab es für mich kein Brot mehr. Wohlhabende Freunde boten mir in ihrem Hause Stube und Essen an. Ich schlug ab. Ich hatte keine Ruhe. Ich trug durch alle Tage und Nächte einen geheimen, nagenden Wurm: München, Gefängnis. Und keinem mochte ich mich anvertrauen. Keinem. Und ein anderes kam hinzu: ich mußte mich zum letzten Male militärisch stellen und ich wußte, daß ich bestraft das Recht des einjährigen Dienstes verloren hatte. Und dabei war ich wegen der Kugel im Rücken dienstuntauglich. All das wußte ich. Angst und Ratlosigkeit trieben mich wieder nach dem Morphium hin. Das erlöste mich von allem. Und so fuhr ich nach Berlin. Hier, meinte ich, müßte es irgend einen Platz für mich geben. Dreiundzwanzig war ich. Und so müde und verworren. Eine Breslauer Dame half mir in Berlin, hätte mir mehr geholfen, wenn ich ihr mein Hungern und Suchen und Angsten gebeichtet haben würde. Und ich hungerte in Berlin, hungerte mich elend. Es gab keinen Platz, keine Arbeit für mich. Manuskripte besaß ich auch nicht mehr. Alles, bis auf den letzten Rest, hatte ich verbrannt. Hätte ich einen Revolver gehabt, ich hätte mit dem Blei noch einmal mein Heil versucht. In Schutzhaft ließ ich mich nehmen. Kalter Winter war es. Morgens, wenn der Bahnhof Friedrichstraße geöffnet wurde, zwängte ich mich zwischen Millionenstadtgelump, selbst verlumpt, in den Bahnhof hinein, klammerte mich an eine der Heißwasserdampfröhren, wärmte mich schlotternd, irrte nach dem Lehrter Bahnhof, dort gab es eine Bank, ein dutzendmal hatten mich dort Schutzleute schlafend gefunden. Und mitten in meiner wahnsinnigen Verlassenheit fiel mir der Name eines jungen Dichters ein, dem ich in Breslau begegnet war: Arthur Silbergleit. Ich wußte, daß er jetzt in Berlin sich aufhielt. Ich wußte, daß er Beziehungen zum Berliner Tageblatt hatte. Auf der Redaktion erfuhr ich seine Adresse. Und kurz darauf traf ich ihn selbst. Er lud mich zum Abendessen ein. Ich wurde satt. Und singend wie ausgelassene Studenten zogen wir durch nachtstille Straßen Charlottenburgs. „Eigentlich hätte er auf einen Freund gewartet, der (entsinne ich mich recht) außerhalb Berlins wohnend, nach dem Rheinland fahren wollte, um dort irgendwo die Stelle eines Theatersekretärs zu übernehmen." ... „So etwas sollte ich mir verschaffen..." 130 Mark monatlich! ... Aber ich hatte ja ein opulentes Abendessen hinter mir! ... „Und dabei ist es noch unsicher, ob der Freund diese Stellung antreten will, da er vielleicht irgendwo anders irgend etwas noch Besseres erhalten könne" ... Was man als Theatersekretär können müsse? fragte ich. Das

Digitized by Google

wußten wir beide nicht. Aber ich hatte ja während meiner Weimaraner Zeit unter Karl Weiser, dem alten Meininger, ständig die Theaterproben und auch die Abendvorstellungen besucht. Weiser war immer sehr freundlich zu mir gewesen, hatte mich in die Grundbegriffe der Regieführung eingeführt, hier in Berlin hatte ich Reinhardts „Salome"-Premiere im Neuen Theater mitgemacht, meinen Lessing kannte ich, ein junges Bühnenstück von mir hatte Hans Hoffmann in Weimar, tot wie auch Weiser, (alle meine Fürsprecher starben bald) gelobt. Mit zwei anderen Schauspielen hatte ich es vernichtet, oder irgendwo verloren. Was weiß ich! Den Torso einer dieser Dichtungen findet man, wer nachprüfen will, wie es damals um meine Hungerkunst stand, im „Arel Merten", meinem jüngst erschienenen Roman. Außerdem hatte ich in Weimar Theaterkritiken geschrieben, mehr Essays, die nicht unbegabt gewesen sein sollen. Kurzum: ich wünschte, der ferne Freund von Silbergleit möchte wirklich etwas Besseres finden, damit ich den mir idealistisch erscheinenden, fürstlich dotierten Posten in Solingen (um jenes Theater handelte es sich) übernehmen könnte. Ich sollte mich tags darauf bei einer bestimmten Theateragentur erkundigen. Der Freund hatte abgeschlagen. Ich nannte die Tatsachen, die mich qualifizieren sollten. Man telephonierte nach Solingen. Und einige Stunden später unterschrieb ich den Kontrakt, um in zwei Tagen nach Solingen zu fahren. Fahrgeld besaß ich nicht. Um Vorschuß mochte ich nicht bitten. Ich war noch allzu theaterfremd. Ich ging mit meinem Kontrakt in den Bühnenklub Unter den Linden. Keine Hilfe. Einen sehr abgetragenen Anzug mit einem etwas besseren Mantel besaß ich. Ich machte wohl keinen sehr gewinnenden Eindruck. Die Herren im Bühnenklub nahmen sich aristokratisch elegant aus. Das blendete mich. Aber reisen mußte ich doch. Zufällig treffe ich eine junge Schauspielerin. Es war um die siebente Abendstunde. Von Breslau her kannten wir uns auch. Ich erzählte ihr von meinem Glück: Theatersekretär. Und im Kontrakt stand drin: ich hätte „die Sekretär- sowie dramaturgischen Arbeiten zu übernehmen." Und ich schwelgte in meinen Breslauer Erfolgen. Ich hatte dort ja auch ein paar junge Schauspieler unterrichtet... Und außer meinem Glück erzählte ich der jungen Künstlerin auch meine Hilfslosigkeit: kein Reisegeld. Wir standen an der Weidendammer Brücke. Hinter uns die Komische Oper. Die junge Künstlerin kannte viele Gedichte von mir. Sie besäße eine goldene Uhr und drei Ringe. „50 Mark könnte man dafür bekommen..." Und ich bekenne es ehrlich: ich hätte die Hilfe dieses freundlichen Menschen angenommen, wäre nicht gerade Direktor Brahm vom Lessingtheater, den sie grüßte, an uns vorübergegangen, in der Richtung nach dem Lessingtheater. „Das war Brahm!" sagte sie. Ich hatte ihn vorher nie gesehn. „Herrgott, der hilft mir bestimmt. Glauben Sie

Digitized by Google

nicht?" Wir gingen langsam hinter ihm her, er ging in sein Theater. Sie wartete draußen. Ich ließ mich melden. Man wollte mich nicht vorlassen. Ich bat herzlich, Brahm kam aus irgend einer Tür, hörte mich, bat mich hinein, herzklopfend trug ich ihm meine Bitte vor, zeigte ihm meinen Kontrakt. „Was das Billett koste?" Ich hatte schon alle Fahrpläne studiert. Die vierte Klasse kostete keine zehn Mark. „Ob mir mit 25 Mark gedient sei?" Ich muß wohl sehr hungrig und durch den Glanz meines Kontrakt-Glückes auch wohl recht glücklos ausgesehen haben. Meine Nerven hielten keine Disziplin. Ich weinte einfach. Danke hab ich wohl gar nicht gesagt, wie ich herausgekommen war, weiß ich auch nicht. Im Nebel meines Reichtums hätte ich wohl auch die junge Dame draußen vergessen. Sie nahm mich fassungslosen Jungen bei der Hand. Sie kaufte von dem Gelde Brahms ein Billett III. Klasse. Mit dem letzten Schnellzug Berlin-Köln fuhr ich und fuhr in die engste Not der Tragödie meines Anfangs hoffnungsfroh hinein. Stein um Stein schleppte ich zusammen, wie ich hier Wort an Wort reihe. Stein um Stein. Und ich muß mich zusammenreißen, die Geschehnisse dieser nicht enden wollenden Passionszeit in harten Silhouetten, hier im hellen norwegischen Sommer sitzend, im eignen Arbeitszimmer voll von köstlichen Möbeln, guten Büchern, Freundes-Bildern, meine Frau vor mir am Fenster, im Nebenzimmer mein kleiner Junge im weißen Kinderbett, ja in schwarzen Silhouetten an mir vorübergleiten zu lassen all diesen Jammer, der immer grauer, stickender, knechtender das staubige Atmen meiner geschändeten Jahre umklammerte, hoffnungsbetrogen. Und schleppend an alter einsamster Not, und immer schwererer Not entgegen. Daß mich all das nicht erdrosselt hat! Ich denke oft schaudernd diesen Gedanken. Durch die Nacht fahrend machte ich die Bilanz meines bisherigen Lebens. Das einzige, was ich besaß, war Wille und Temperament, und darunter, wie unter Aschenschutt fühlte ich eine Energie, die irgend einem Ziele zustrebte. Ein hektisches, heißes Verlangen nach positiver Arbeit fieberte in mir. So brennend, daß es oft wie im Taumel meine heimlich hastende, wühlende Angst in Brand steckte, niedersengte, sie mich vergessen ließ. Dieses trunkene Vergessen war kein erlösendes, kein befreiendes. Und dazu quälte mich mein Körper: die Kugel drückte, die Lunge brannte bei jedem Witterungswechsel, jeder Erregung. Und doch glaubte ich felsenfest an den hellen Tag, der einmal zu mir kommen mußte. In Solingen wollte ich ruhig vorbauen. Ich wollte mit dem Beweis beginnen. Ich wollte den Künstler in mir beweisen, das Münchener Urteil wollte ich widerlegen. Und Solingen stieß mich noch tiefer in Schande hinein. Ich muß mich kurz fassen. Nach einem Monat schon ward meine Gage auf 100 Mark reduziert. „Ich genüge nicht den Ansprüchen eines

Digitized by Google

Theatersekretärs." Hundert Mark monatlich, auch genug, dachte ich. Und abwarten. Schreiberarbeit hatte ich auszuführen. Kleine Rollen mußte ich übernehmen. In der Geisha mußte ich tanzen. In Tell den sterbenden Geßler auffangen, den Steinmetz mimen. In meiner Schlafstube las ich nachts theatertechnische Bücher, Regie, das Theater der Moderne, im Büro schrieb ich den Theaterzettel, im Theatersaal wies ich die Plätze an. Das schadete mir nichts. Das ließ sich vereinen. Bis mir auf der Bühne bei einer Probe ein Eisenstück ins Auge flog: der Theaterarzt verordnete mir mehrere Tage Aufenthalt in verdunkeltem Raum. Am zweiten Tag meines Fernbleibens hatte ich die Entlassung. Die Gage wurde mir vorenthalten. Ich hatte in Düsseldorf und in Solingen bei Gewerkschaftsfesten vorgelesen. Den sozialistischen Vereinen, die eine Volksbühne gründen wollten, war ich bekannt geworden. Man hatte vor, ein demokratisches Wandertheater zu errichten. Ich arbeitete in aller Stille einen Plan aus. Das machte mich beim Direktor des Solinger Theaters nicht beliebter. Meine Erkrankung war für ihn ein willkommener Entlassungsgrund. Ich verklagte ihn auf Gagezahlung und gewann die Klage. Mit intensivem Eifer nahm ich mich nun dem Projekt der Volksbühne an. Ein Solinger Herr streckte mir Geld vor, damit ich die einzelnen sozialdemokratischen Vereinsvorstände der in Frage kommenden Städte aufsuchen und dort Vorträge über den von mir ins Detail ausgearbeiteten Plan halten konnte. Ich war in Ohligs, Remscheid, Mülheim-Rhein, Mülheim-Ruhr, Köln, Düsseldorf, Krefeld, Essen, Aachen, Ruhrort, Dortmund, Bochum usw. usw. Und überall nahm man meine Idee willkommen auf. Ich entsinne mich, in Essen und Aachen sogar begeisterte Zustimmung gefunden zu haben. In mir war heller Jubel: positive Arbeit! Hier ward etwas, womit ich mich beweisen, was mich rehabilitieren sollte! — Endlich wurde in Düsseldorf eine konstituierende Versammlung aller sozialdemokratischen Organisationen der von mir besuchten Städte abgehalten. An die zwanzig Städte kamen. Es war zur Zeit des heißen Wahlkampfes zum vorletzten preußischen Landtag, der im Industriegebiet damals mit großer Heftigkeit geführt wurde. Das von mir ausgearbeitete Projekt einer Wanderbühne mit dem Sitz in Düsseldorf fand eine überwiegende Mehrheit unter den Delegierten, ich wurde mit der endgültigen Durchführung betraut. Frühestens zum Herbst, spätestens zum Winter des nächsten Jahres sollte die Bühne stehen. Eines ward nur im Plenum dieser Versammlung irrtümlicherweise nicht vorgebracht: mir für die Zeit der Vorarbeiten ein monatliches Fixum zu bewilligen. Der Vorsitzende, der mit dem nächsten Zug, nach Mühleim-Rhein glaube ich, zu einer am gleichen Tage stattfindenden Wahlversammlung fahren mußte, besprach nach Schluß der

Digitized by Google

Debatte diesen Punkt mit einigen der Delegierten, die mit einer Bewilligung einverstanden waren. Ich selbst hatte in dieser Zeit kein anderes Einkommen.

Einige Tage später bekam ich ein Schreiben des Landesvertrauensmannes der sozialdemokratischen Partei für Westfalen und Rheinland, eines Herrn König aus Dortmund, der auch an der Düsseldorfer Sitzung teilgenommen hatte, worin mir mitgeteilt wurde, daß man mir für die Zeit der Vorarbeiten (vom Februar bis spätestens Herbst) ein (von mir fixiertes) Monatsgehalt von 125 Mark zubillige sowie die schon fälligen Raten demnächst auszahlen würde, sobald er wüßte, in welcher Weise dieses Gehalt auf die einzelnen Gewerkschaften, Parteiorganisationen usw. zu verteilen wäre. Ich bin fest davon überzeugt, daß Herr König und alle in Frage kommenden Herren mir helfen wollten, das Projekt durchführen zu können, ohne daß ich in Nahrungssorgen käme. Und ich entsinne mich noch gut der wohlmeinenden Worte des bekannten früheren Sozialisten Hildebrand, Solingen (der später aus der Partei exkludiert wurde), der sich sehr für das Unternehmen interessierte und auch in der Düsseldorfer Versammlung warm für meinen Plan eintrat, aber nach einigen Wochen mir riet, nicht allzu fest an eine schnelle Verwirklichung der Bühne zu glauben und meine Existenz nicht ganz und gar von diesem Unternehmen jetzt schon abhängig zu machen. Ich glaubte an ein Stehen der Bühne zum Herbst. Er nicht. Zuviele Köche kochten. Und es ging Woche um Woche, Monat um Monat hin, ohne daß ich auch nur eine Rate des versprochenen Monatsfixums bekam. Man drängte mich: überraschen sollte ich die Leute durch einige Probevorstellungen. Dadurch könnte ich meine Idee populär machen. Mit Freuden griff ich den Gedanken auf: ich war schon dabei innerlich zu ersticken. Ich ging durch all die Tage und Hin- und Herverhandlungen mit meiner einsamen Bürde. Keiner wußte davon. Oft meinte ich, Hildebrand, dieser feinnervige, in sich gewandte Mensch vornehmster Kultur, ahnte etwas von dem hektischen Zielverlangen in mir. Er begriff mich schließlich nicht mehr, oft wollte ich mich ihm anvertrauen. Ich tat es nicht. Und eines Tages fand die erste Vorstellung in Solingen als ein Versuch statt: der Reinertrag sollte zum Besten der Arbeitslosen sein. Damit das Unternehmen dieses Abends gesichert war, wurden Listen aufgelegt, in denen einige Fabrikanten Solingens sich *à fond perdu* mit Beträgen bis zu 50 Mark einzeichneten oder aber für den gezeichneten Betrag Billete übernahmen. Aufgeführt wurde „Über den Wassern" von Georg Engels. Schauspieler aus Düsseldorf und Köln hatte ich zu mehreren Gastspielen verpflichtet. Mehrere Proben, die in Solingen stattfanden, verteuerten die Veranstaltung sehr. Mir selbst war, soweit ich mich noch entsinne, 100 Mark Gratifikation zugestanden. Ich lebte anspruchslos und arbeitsam nur dem Werden der

Digitized by Google

Bühne. 24 Jahre war ich alt. Die Vorstellung ward zu einem künstlerischen Erfolg. Nach meiner genauen Abrechnung verblieben zwischen 300 bis 400 Mark, wenn ich mich heute noch recht entsinne, als Nettoüberschuß. Um eine größere Summe abführen zu können, ward vereinbart, in zehn Tagen oder zwanzig die Vorstellung zu wiederholen, und zwar sollte uns dann das Solinger Stadttheater zur Verfügung stehen. Die erste Vorstellung mußte wegen Ausbesserungen des Stadttheaters in einem nicht sehr großen, für eine Aufführung unvorteilhaften Saalbau vor sich gehen. Bei der geplanten Wiederholung hätten sich außerdem die Unkosten um ein Bedeutendes verringert: Die Probenunkosten fielen fort. Ich hatte dafür Gage sowie Eisenbahnbillett zwischen Solingen—Köln bezw. Düsseldorf zum Teil zu bezahlen. Außerdem verzichtete ich auf meinen Anteil bei der Wiederholung. Inzwischen hatte man mich nach Aachen und Essen eingeladen, das gleiche Stück aufzuführen. Sowohl in Aachen wie in Essen mit Erfolg künstlerisch. Materiell balanzierten Einnahmen mit Ausgaben. Mit einem Schauspieler hatte ich ein Renkontre. In Essen entließ ich ihn. Die Solinger Wiederholung war noch ausgesetzt. Der Schauspieler, mit dem ich zusammengeraten war, hatte mich, wie mir gesagt wurde, angezeigt: ich hätte mich an der Solinger Vorstellung unrechtmäßig bereichert. Von Essen fuhr ich nach Düsseldorf zurück, wohnte bei einer befreundeten Familie. Wie ich am nächsten Morgen nach Solingen fahren will, treffe ich auf dem Düsseldorfer Bahnhof mit einem Solinger Herren zusammen, der mir erzählt: in Solingen kursiere ein Gerücht, daß die Vorstellung nicht 300 Mark, sondern 2000 Mark abgeworfen habe, und daß ich, sowie ich nach Solingen käme, auf Betreiben des von mir entlassenen Schauspielers verhaftet werden würde. Das Wort „verhaftet" brachte mich um alle Besinnung. Ich dachte an München. Ich wußte, ich hatte keinen roten Pfennig von dem in Solingen zusammengekommenen Gelde für mich und unrechtmäßig verbraucht. Aber da war München. Würde ich in Solingen verhaftet werden, so käme meine armselige Vergangenheit an den Tag. Die sprach gegen mich. Mein ganzes Wollen, — heiß und heimlich und hungrig sich nach einem Ziel gesehnt, einem Ziel, das ich jetzt fast erreicht glaubte, — sah ich beschmutzt. In wirren Lichtern grellte es über die Dunkelheit meines verhüllten Weges. Ich durchlebte auf dem Düsseldorfer Bahnhof, vor dem Solinger Zuge stehend, die Qual einer Ewigkeit. Gestern und vorgestern, München, Weimar, Wien, Berlin, Hunger, Hoffnungslosigkeit, Angst fielen wie Trümmer eines trostlosen Traumes auf mich nieder, mich zertrümmernd. Und wie blind vor dem Morgen, nicht mehr denkend, mit nichts anderem als mit der Bleilast „München, Weimar" als Besitz setzte ich mich in den Kölner Zug, fuhr nicht nach Solingen, fuhr über Köln

Digitized by Google

nach Amsterdam, keine 30 Mark in der Tasche .... Einem einzigen Menschen hatte ich in Düsseldorf meine Vergangenheit gestanden. Einer jungen Dame. Achtzehn Jahre alt. Sie glaubte an mich. An den Dichter in mir. Ihr schrieb ich in Amsterdam angekommen: „ich weiß nur, daß ich wegen München floh. In Solingen habe ich nichts Unrechtes begangen. Was soll ich tun?" Ehe ich noch ihre Antwort bekam: „Du mußt nach Solingen, wenn Du nichts Unrechtes begangen hast", war ich schon bei dem deutschen Generalkonsul Hollands gewesen, mit einer Nummer der Kölnischen Volkszeitung, die mir in einem Café in die Hände gefallen war „Der Dramaturg und „Schriftsteller" Harthern ist mit dem Nettoüberschuß von mindestens 2000 M. usw. in Begleitung einer jungen Schauspielerin ins Ausland geflüchtet ..." Das war ja heller Wahnsinn. Ich erzählte dem Konsul alles. Mit den 30 M. war ich fast zu Ende. Ich bat ihn, mir den Betrag für das Billett Amsterdam-Solingen zur Verfügung zu stellen. Und ich reiste über Düsseldorf, wo ich die Nacht über verblieb, nach Solingen, ward sofort in Haft genommen und wie ein Mörder behandelt. Ich beteuerte meine Unschuld. Es war ja ein Unding, 2000 M. Nettogewinn von dieser Vorstellung zu erwarten. Ich glaube 700 Menschen faßte der Saal. 50 Pfennig und 1 M. betrug der Eintrittspreis. Daß ein Überschuß überhaupt möglich war (und die genannten 300 M. lagen bei einem Solinger Anwalt), hatten die *à fond perdu*-Zeichnungen einiger Solinger Fabrikanten ermöglicht. Im Solinger Untersuchungsgefängnis blieb ich einige Wochen. Der dortige Untersuchungsrichter sah in mir einen Hochstapler. Solingen hat nur ein Schöffengericht. 2000 M. hätte ich mindestens unterschlagen. Ich fragte, wozu ich mit meiner bescheidenen Lebensführung in so kurzer Zeit einen für mich so riesigen Betrag verbraucht haben könnte. „Den hätte ich gewiß im Ausland mit Weibern verpraßt." Endlich wurde ich nach Elberfeld transportiert und dem Untersuchungsgefängnis der zuständigen Elberfelder Strafkammer überliefert. Ich lebte wieder auf. Der Elberfelder Untersuchungsrichter behandelte mich wie einen Gentleman. Über drei Monate saß ich in der Zelle 49 des Strafgefängnisses. Die Untersuchung ging nur langsam voran. Alles war so verworren. Es waren damals Gerichtsferien. Tagtäglich ward ich verhört. Und Zeugen wurden abgehört, für und gegen. — Der Untersuchungsrichter ward von Tag zu Tag freundlicher zu mir. Die junge Dame aus Düsseldorf glaubte an mich. Ich saß in der Zelle 49 und dichtete, dichtete. Einen Streif Himmels sah ich durch die hohe Luftluke meiner stillen Zelle 49. Von Tag zu Tag ward ich ruhiger: alles schien sich zu entwirren. Ein Monat nach dem andern ging. Draußen war es Sommer. Ich hatte ein Dach, hatte Brot, man gab mir Papier und Tinte und Porto.

Digitized by Google

Ich dichtete. Der Untersuchungsrichter, der Pastor, der Gefängnisdirektor lasen meine Verse. Der Untersuchungsrichter sandte sie an die Jugend in München. Dort nahm man mehrere an. Der Untersuchungsrichter brachte mir das Honorar, 60 Mark, in meine Zelle. Ich sandte dem Konsul in Amsterdam das geliehene Geld zurück. Der Anwalt in Solingen hatte eine Kaution für mich angeboten. Die Kaution wurde nicht genommen. Ein junger Elberfelder Anwalt wollte meine Sache führen. Ich erzählte dem Untersuchungsrichter meine Vergangenheit: München, Weimar. Er sah mich erstaunt an: nichts stand in den Heimatakten. Nun begriff er immer mehr meine Verwirrung, die mich in den Nebel der Amsterdamer Tage getrieben. Posten für Posten war der Untersuchungsrichter mit mir durchgegangen: meine Abrechnung wies eine Differenz von vielleicht 40 M. noch auf. Tagtäglich erwartete der Untersuchungsrichter, der schließlich die Akten der Staatsanwaltschaft übersandt hatte, die Einstellung des Verfahrens. „Ein anständiger Mensch und begabter Künstler sind Sie. Aber kein guter Kaufmann. Doch Strafbares finde ich nicht . . ."

Der Untersuchungsrichter hatte Vertrauen zu mir. Monate waren vergangen. Ich dichtete in Zelle 49. Der Untersuchungsrichter hatte eine militärische Übung zu machen. Beim Abschied sagte er mir, ich möchte jetzt guten Muts sein. Die ganze Geschichte sei ja ins Maßlose übertrieben worden. Wäre ich nicht nach Amsterdam gefahren, hätte ich nicht den Schein gegen mich gehabt . . . Ein neuer Untersuchungsrichter übernahm die Affäre. Oktober war es geworden. Der neue Richter war ebenso gütig zu mir. Eines Abends, ich hatte mich schon auf meine Pritsche gelegt, weckte mich der Gefängniswärter: ein Telegramm vom Oberlandesgericht Düsseldorf „Ich sei frei." An der Anstaltskasse gab man mir ungefähr fünfzig Mark, den Rest des Honorars von der „Jugend"... Es sei möglich, daß man das Honorar mit Beschlag belegt, wenn das Verfahren aufrecht erhalten bleibt . . ., hatte mir früher einmal der Untersuchungsrichter gesagt. Und nun war es nicht beschlagnahmt worden. Ich ging in den Oktoberabend hinein. Nach einer Anhöhe wanderte ich hinaus. Die hatte ich über drei Monate lang von der Fensterluke meiner Zelle 49 aus gesehen. Ein Haus, wußte ich, lag da oben. Ich klingelte an der Haustür und fragte, ob ich hier oben ein Zimmer mit der Aussicht nach dem Gefängnis bekommen könnte. Man hielt mich wohl für einen Verrückten und schlug die Tür ins Schloß. Ich telegraphierte an die junge Dame in Düsseldorf. Ich telegraphierte an die „Jugend" meinen Dank. Ich ging durch alle Stunden der Nacht meiner Freiheit und weinte. Am nächsten Tag telephonierte ich nach Düsseldorf. „Ich solle doch kommen" sagte mir die Mutter. Die Tochter war mit dem Vater in ein kleines Kurstädtchen

Digitized by Google

in der Nähe Frankfurts gefahren. Zuerst ging ich nach dem Gericht, zum Untersuchungsrichter. Er wußte noch von nichts. Er ließ sich das Telegramm kommen. Es stimmte. Meine Entlassung. Was nun? Ja, das Verfahren sei wohl eingestellt. Ich könnte fahren, wohin ich wolle. Meine Adresse ließ ich zurück. Der Elberfelder Generalanzeiger schrieb, daß sich alles in Wohlgefallen auflöse, daß sich alles für mich günstig entwirrt habe, daß ich wieder frei sei. — Ich fuhr nach Düsseldorf. Dort fand ich hundert Mark von der „Jugend." Ein Bündel Gedichte hatte ich mit mir: die Lieder eines Gefangenen. In „Licht und Schatten", im „Hannoverschen Courier" findet man viele von ihnen. Alte hatte ich aus der Erinnerung wieder niedergeschrieben. Müde, grau, schlaff war ich. Nach dem kleinen Kurstädtchen fuhr ich. Mit dem jungen Anwalt in Elberfeld hatte ich noch eine Unterredung gehabt. Er meinte, nun sei alles überstanden. Die Staatsanwaltschaft hätte ja das Verfahren eingestellt. Ich wollte ihm von meinem „Jugend"-Reichtum ein Honorar geben. Er sagte, ich hätte das Geld wohl nötiger. Und so kam ich nach dem kleinen Städtchen. Die junge Dame stand vor mir wie eine Gewißheit, wie ein Heute und Morgen und Immer. Ich wollte mich ausstauben. Ich war ja noch kein Mensch wieder. Ich fand mich noch nicht zurecht. Was nun? Sie wollte bei mir bleiben. Immer. Ich sollte ihr vertrauen. Ich tat es. Wir wollten warten: ich mußte mich erst beweisen. Dann wollten wir miteinander marschieren, durch Dick und Dünn. Sie war ein tapferer Mensch. Und als sie der Mutter von unserem Versprechen geschrieben, holte sie ihre Tochter zurück. „Ich sei ja ein Gestempelter." Herrgott, Heimat war mir dieser junge Frühlingsmensch geworden. Und so wieder allein. Ich mußte Geld verdienen. Mein Körper war noch verstaubt. In einem Kabarett Frankfurts las ich meine Gefangenen-Gedichte vor. Zweihundert Mark hätte ich monatlich bekommen. Ich sah wohl zu zerschunden aus. Mein erstes Auftreten ward zu einem Fiasko. Das Publikum lachte mich aus. Es war mein einziges Auftreten. Meiner Wirtin in dem kleinen Kurstädtchen schuldete ich sechzig Mark. Hinter meinem Rücken hatte sie sich an die „Jugend" gewandt, ob ich dort Honorar noch zugute hätte, oder ob sie einen Teil meiner Monatsgage bekommen könne. Ich hätte mich als „festangestellter Dichter" bei der „Jugend" ausgegeben! Erst nach Wochen erfuhr ich durch die „Jugend" von diesem Brief, die deshalb alle Verbindung mit mir abbrach. Ich schrieb der „Jugend": „die Angaben der Frau seien ein heller Unsinn. Niemals hätte ich derartigen Nonsens behauptet. Das einzige, was ich gesagt hätte, war: die Jugend habe einige Gedichte von mir angenommen". Das war alles. Die Frau versprach mir, die Sache richtig zu stellen. Ob sie es getan hat, weiß ich

Digitized by Google

nicht. Sie verzog bald nach einer anderen Stadt. Ich sandte ihr in Raten meine Schuld. Ich weiß nicht, wie ich mich nun aufrecht hielt. Ein Verwandter gab mir einen kleinen Posten, 50 Mark Salär. Davon sollte ich in Frankfurt leben. Wochenlang probierte ich es. Dann und wann kam ein Brief der jungen Dame aus Düsseldorf: ich sollte durchhalten. Herrgott, ich war so grenzenlos allein. Und ich hatte keinen Mut mehr, hatte keine Existenz, glaubte an nichts, hoffte auf nichts, meine Angst, diese wahnsinnige Klammer, kam wieder bei mir zu Gaste. Der eine Redakteur der Frankfurter Volksstimme, jetzige Reichstagsabgeordneter Wendel, druckte einige meiner Gefangenen-Gedichte. „Sie können viel. Sie werden einmal etwas." Er half mir damals. Ab und zu schrieb ich auch in seiner Zeitung. Aber es war eine Unruhe in mir, eine Zerbrochenheit, die mich willenlos machte. Was wußten die Menschen um mich von mir? Ich glaubte nicht an mich. Wie konnte ich verlangen, daß andere an mich glaubten? Im Dezember oder Januar saß ich wieder in Frankfurt im Gefängnis: Untersuchung wegen des Weimaranischen Verfahrens, das noch immer nicht abgeschlossen war. Ich wußte von nichts. Ich ließ mit mir machen, was man wollte. Nach acht Tagen wieder frei. — Vier Wochen später: Haftbefehl aus Solingen. Das Schöffengericht hatte das von der Strafkammer Elberfeld auf Direktive des Oberlandesgerichts in Düsseldorf abgewiesene Verfahren wieder übernommen. Ich hatte keinen Anwalt. In meiner Familie sind drei Juristen. Keiner stand mir bei. Den Elberfelder Anwalt konnte ich nicht bezahlen. Der legte sein Mandat nieder. Nach zehn Tagen war der Solinger Haftbefehl aufgehoben. Ich sollte nunmehr für einige Zeitungen nach Messina fahren. Das gräßliche Erdbeben hatte gerade ausgetobt. Der Solinger Termin war nicht festgesetzt. Schon bald war ein Bescheid eingetroffen: ich sei bei einer eventuellen Verhandlung vom Erscheinen entbunden. Ein Frankfurter Anwalt, den ich konsultierte, sagte mir, das sei das beste Zeichen, daß meine Sache gut stände. Ein Maximum von sechs Wochen könnte mich treffen, und die seien ja durch meine über zwölf Wochen lange Untersuchungshaft verbüßt. Ich wollte nach Solingen. Ich bat einen Verwandten um Reisegeld. Nein, es sei nicht nötig. Nach Messina denn. Ich müßte doch Geld verdienen. Er möchte mir das Reisegeld vorstrecken. Mehrere Zeitungen hatten bereits gemeldet, daß ich dorthin fahren solle. Dem Solinger Gericht hatte ich diese Zeitungen übersandt, damit niemand in meiner Reise eine Flucht sehen könnte. Nein, ich bekam das Reisegeld nicht. Ich hatte in Frankfurt kein Brot. Ich wußte nicht aus noch ein. Ich konnte und konnte in diesem Zustand nicht weiterleben. Ein Bekannter nahm mich mit nach Belgien. Ich gab dem Solinger Gericht meine Adresse auf. Ich war eine

Digitized by Google

Zeit lang in Belgien: lag todkrank in einem Sanatorium. Verstaubt, verseucht. Nach Frankreich weiter. In Paris hielt ich es nicht lange aus. Wieder Belgien. Mein Zustand war unbeschreiblich. Einmal bekam ich 20 Franken von einem Frankfurter Bekannten gesandt. Ich schleppte mich mit zerfetzten Nerven von Stadt zu Stadt. Von Brüssel aus sandte ein junger Arzt an den „Zeitgeist" einige meiner Gedichte. Zwei wurden akzeptiert. Fritz Engel schrieb einen aufmunternden Brief über mein Talent. Über vierzig Franken bekam ich. Davon lebte ich ein paar Wochen. Eine Stellung bekam ich mit 60 Franken Gage. In Brüssel. Wieder Morphium. Die Kugel im Rücken. Und all das andere himmelschreiende Elend in mir, mit mir. Da kamen 50 Franken aus Frankfurt, von einer bekannten Schauspielerin und ihrer Schwester. Sie hatten mich in Frankfurt im Gefängnis besucht. Sie kannten mich seit Jahren. Damals, als ich mir die Kugel in die Brust gejagt hatte, pflegten sie mich. Jetzt ging ich mit den 50 Franken herum und kaufte mir für die Hälfte des Geldes einen Revolver. Von Brüssel fuhr ich nach Liège. Ich brachte es nicht fertig. Zweimal kann man wohl so etwas nicht. Ich irrte herum. Ich brachte es nicht fertig. In Liège kam ich zufällig mit russischen Studenten zusammen, wirre Amateuranarchisten. Ich erzählte alles. Und Heimweh hatte ich in all meinem Elend bekommen. Hungrigstes Heimweh. Solingen, Weimar, München, meine Militärpflicht ... Ich fand mich aus dem Labyrinth nicht mehr heraus. Ich spielte mit dem Revolver. Ich weinte. Ich hatte Heimweh. In Düsseldorf saß ein Mensch, der an mich glaubte. Ich glaubte nicht an mich. Nur Heimweh. In Stade vor der Elbe bin ich geboren. Als ich fünf Jahre alt war, war ich vaterlos. Als ich neun Jahr alt war, hatte ich auch die Mutter verloren. Ich mußte jemand haben, dem ich beichten könnte, der mir helfen könnte: ich war in Schande und Not hineingekommen. Und immer tiefer stolperte ich hinein. Und dies Heimweh. Und die Angst. Solingen, Weimar ....

Nach Stade wollte ich. Oder wenigstens Stade sehen, diese kleine, vergessene Stadt. Und man gab mir in Liège einen falschen Paß. Ich fuhr nach Hamburg. Mit dem falschen Paß. Kurt Küchler kannte ich dem Namen nach. Ich stellte mich ihm unter dem falschen Namen vor. Gedichte hätte ich, Gedichte eines kranken Freundes, nicht von mir. Unter Niels Hoyer hatte ich schon seit Jahren geschrieben. Küchler wußte nicht, daß Niels Hoyer mein Pseudonym war. Er las die Gedichte. Er lobte die Gedichte. Er brachte einige unter. Und als er mir tags darauf das Honorar gab, sagte er zu mir: „Die Gedichte sind von Ihnen. Die Geschichte mit dem kranken Freunde und dem falschen Namen ist Schwindel." Ja, mein Gott, ich bin Harthern-Jacobson, und Niels Hoyer ist mein

Digitized by Google

Pseudonym, aber das durfte keiner wissen. Solingen, dachte ich mir, konnte mir ja nichts mehr anhaben, die Angst ist im Grunde unnötig, denn da mußte ich ja freigesprochen sein, ebenso Weimar. Das einzige: meine Militär-Geschichte. Ich hatte ja noch nicht meinen Paß bekommen. Den besitze ich heute noch nicht. — Und heimlich erkundigte ich mich nach den Heimatakten: dort müßte ja ein ungünstiger Ausgang in Solingen registriert sein. Nichts stand drin. Wie ich aufatmete! Und ich klammerte mich wieder an eine Hoffnung: jetzt schreib etwas Gutes, beweis, was du kannst. Ich lebte immer noch unter dem falschen Paß aus Belgien. In einem kleinen Dorf auf der holsteinschen Seite, dem hannoverschen Städtchen Stade gegenüber lebte ich ein scheues Leben, zwei Monate lang; in ewiger Angst. Da hörte ich plötzlich, daß ich mich der Militärbehörde zwecks letzter Untersuchung stellen sollte. In Hamburg. Und genau, wie damals in Solingen mich das Schreckbild von München und Weimar nach Amsterdam wie im Irrsinn vertrieben, genau so wäre es mir wohl jetzt ergangen, hätte ich dazu noch die Nervenkraft besessen, denn jetzt hockte wie ein Geier alles auf meiner Schulter: Solingen, München, Weimar .... In einem Hotel wollte ich mich verbergen. Fliehen wollte ich. Und ich ging in ein Hotel in Hamburg. Zufällig war an dem gleichen Abend Polizeikontrolle. Man suchte einen Verbrecher, der aus Zürich nach Hamburg gekommen sein sollte. Alle Gäste wurden nach ihren Papieren gefragt. Als die Polizei zu mir kam, sagte ich: „Ich besitze keine Papiere. Ich heiße Harthern-Jacobson und bin in Stade am 6. September 1884 geboren." Wörtlich. In der Tasche hatte ich den falschen Paß. Ich gebrauchte ihn nicht. Er hätte mir in dieser Stunde geholfen. Ich wollte seine Hilfe nicht. Der Beamte sah mich an, sah in sein Fahndungsbuch. „Ich würde von Weimar aus gesucht" .... Also Weimar ... Ich ließ mich abführen. Unterwegs brach ich zusammen. Ich kam als Polizeigefangener ins Hafenkrankenhaus, vom Hafenkrankenhaus zwei Wochen später ins Hamburger Gefängnis, vom Hamburger Gefängnis drei Wochen später ins Hafenkrankenhaus. Ich konnte nicht sprechen, nicht gehen, mich nicht bewegen, ich war wie abgestorben, ich konnte nicht denken, nicht schlafen, nicht leben, nicht sterben. Während ich im Hafenkrankenhaus lag, ward in Weimar der Prozeß zu Ende geführt. Ich weiß nicht, wie der ausging. Ich wollte nach Weimar transportiert werden, ich wollte zugegen sein. Dunkel und irr empfand ich dies. Ich wurde nicht transportiert. Man verhandelte ohne mich. Ich war unfähig mich zu verteidigen. Jedenfalls ward ich zu keiner neuen Strafe verurteilt. Alles sei verbüßt. Dreimal hatte ich darum nun in Untersuchung gesessen. Und als der Weimarer Fall erledigt war, wurde mir eröffnet: In Solingen sei ich *in contumatiam* zu sechs Monaten

Digitized by Google

Gefängnis wegen Unterschlagung von 2000 Mark verurteilt worden, von dem Schöffengericht. Der Richter, der in Solingen zu Anfang die Untersuchung geführt hatte, der mich im Gegensatz zu den Elberfelder Herren wie einen Verbrecher behandelt hatte, war der vorsitzende Richter des Schöffengerichtsverfahrens gewesen. Im Urteil stand, „ich hätte die Solinger Vorstellung nur veranstaltet, um mich dadurch in den Besitz eines eventuellen Überschusses zu bringen. Ich sei kein Künstler. Kein Schriftsteller. Ich benutze die Kunst nur als Maske. Ich sei ein Hochstabler . . ." So etwa usw. Über vier Monate vegetierte ich im Hafenkrankenhaus. Das Solinger Gericht wollte die Strafe vollstrecken. Ich sollte nach Solingen ausgeliefert werden. Die Ärzte weigerten sich: ich sei haftunfähig. Ein Transport sei unmöglich. Ich schwebe in steter Lebensgefahr. Das Solinger Gericht antwortete: ich simuliere . . . Ich wurde von einem ganzen Konsilium Ärzte untersucht: man gab mich nicht nach Solingen. Als ich mich soweit wieder erwacht fühlte, daß ich tastend denken konnte, bat ich die Ärzte, mich nach Solingen transportieren zu lassen. Ich wollte die Strafe absitzen und während dessen die Wiederaufnahme betreiben, denn das Urteil und das ganze Verfahren war meiner innigsten Überzeugung nach unhaltbar. Die Ärzte gaben mich nicht frei. Ich konnte ja kein Glied rühren. Ich war wie gelähmt. Das hatte kommen müssen. Mein Zusammenbruch körperlich und seelisch war nichts anderes als die Explosion einer mißbrauchten, überheizten Maschine. Zu allem kam ein seltsamer Gedächtnisschwund: wie ein Befreien. Ich träumte mich in ein Nirvana hinein. Nach vier Wochen schon hob die Solinger Behörde die Haft auf. Ich war kein Polizeigefangener mehr. Fortan war ich ein Kranker unter Kranken. Dr. Lauenstein, der Gerichtsarzt und Dr. Körber der Arzt im Krankenhaus, nahmen sich meiner besonders herzlich an. Dr. Körber verschaffte mir ein Einzelzimmer. Ende Mai verließ ich, gegen den Rat der Ärzte, das Krankenhaus. Ich konnte noch nicht gehen. War noch nicht wieder der Sprache vollends mächtig. Ein Zimmer mietete ich mir. Am nächsten Morgen glaubten meine Wirtsleute, ich sei tot. Mitte Juni tastete ich zum ersten Male wieder über die Straße mit einem Brief, den ich in einen Postkasten stecken wollte. Das war ein Brief an den Bruder der jungen Düsseldorfer Dame. Ende April oder Mai hatte ich ihr die im November vergangenen Jahres im „Zeitgeist" abgedruckten Gedichte, die ich ihr im Elberfelder Gefängnis gedichtet, gesandt als Abschied. Ich schrieb ihr, sie sollte nicht mehr an mich denken, sie dürfte nicht mehr an mich glauben, nichts mehr von mir hoffen. Mit mir sei es vorbei. Einige Tage später erfahre ich, daß sie sich erschossen hätte. In mir war nun alles leer. In Hamburg konnte ich nicht bleiben.

Digitized by Google

In Solingen wollte man mich nicht haben. Ich könnte reisen, wohin ich wolle. Einen Rechtsanwalt, der sich meiner Sache energisch angenommen hätte, konnte ich nicht auftreiben, ich besaß kein Geld. Kurt Küchler veröffentlichte im „Hamburger Fremdenblatt" mehrere kleine Arbeiten von mir. Er half mir. Ohne ihn wär es überhaupt nicht weitergegangen. Ich wandte mich an Verwandte in meiner Heimatstadt: man möchte mir etwas Geld geben.

Nein. Meine Militärangelegenheiten konnte ich wegen Solingen vorläufig nicht in Ordnung bringen. Auch der „Hannoversche Courier" nahm mich als literarischen Mitarbeiter an und hielt mir durch alle Jahre Treue. Daß ich im Juli nach Kopenhagen kam, danke ich allein Kurt Küchlers Hilfe. Meine Hamburger Wirtin war wie eine Mutter zu mir. Und sowie ich skandinavischen Boden betrat, wandte sich mein Schicksal mit überraschender Schnelle zum Bessern. Ich war noch ein elender Mensch. Doch ich fühlte: der Hamburger Zusammenbruch hatte den ganzen Mechanismus meines Körpers, den ganzen Gehalt meines Menschen gereinigt. Wie nach einem fürchterlichen Gewitter. In Kopenhagen fand ich Freunde, fand ich Brot, fand ich meine Frau, fand ich mich. Ein Privatlehrinstitut nahm mich an: ich unterrichtete in deutscher Literatur. Der Leiter dieses Unternehmens stellte mich bald heraus: zwölf öffentliche Goethe-Vorträge und Vorträge über Hauptmann machten mich in Kopenhagen schnell bekannt. Die großen Zeitungen besprachen mich freundlich. „Politiken" brachte sogar einen längeren Artikel über mich mit einem Bilde von mir. Ein paar Tage später höre ich, daß „Politiken" aus Deutschland anonyme Briefe erhalten habe: ich hätte im Gefängnis gesessen. Peter Nansen, der bekannte dänische Dichter, den ich des öfteren aufsuchte, sagte mir, ich müsse jetzt alles daran setzen, zu beweisen, daß ich als Künstler etwas könne, ich müßte all meine Energie zusammenreißen, um so schließlich eine Revision von Solingen usw. zu erreichen. Peter Nansen hatte Verse und kleine Novellen von mir gelesen. Als der deutsche Pastor Kopenhagens meine Frau und mich im April 1911 traute, hatte er vorher meine damalige Verlobte zu sich gebeten: ob sie meine ganze Vergangenheit kenne? Ja, alles hätte ich ihr gestanden. Der Pastor selbst hatte die Solinger Akten, das Solinger Urteil mit Begründung gelesen. Er sagte mir, es sei der unbarmherzigste Urteilstext, der ihm je zu Gesicht gekommen sei. — Auch der Pastor glaubte an eine Wiederaufnahme. Doch jetzt sollte ich, koste es, was es wolle, mich beweisen als Mensch, als Künstler. Mit dem damaligen Legationssekretär Herrn von Radowitz (jetzt Botschaftsrat in Paris) besprach ich auch meine Angelegenheit: auch er hatte Vertrauen. Heimlich fuhr ich im Mai 1911 nach Berlin und Hannover. Ich besuchte

Digitized by Google

Fritz Engel, besprach mit ihm meine Affäre. Von einem Kopenhagener Anwalt, der die Akten studiert hatte, besaß Herr Engel einen Brief, der auch vom Standpunkt des Juristen die Möglichkeit einer Wiederaufnahme aussichtsvoll beurteilte. Als ich nach Kopenhagen zurückkam (ich hatte in Hannover mit Fritz Th. Baader, damals im „Courier", ebenfalls meine Vergangenheit besprochen), war meine Frau todkrank. Wir mußten auf Rat der Ärzte nach Norwegen, der Heimat meiner Frau, fahren. Daß ich ökonomisch durchhalten konnte, danke ich dem „Zeitgeist", der „Kölnischen Zeitung", dem „Hannoverschen Courier" und Hanns von Gumppenberg, dem Gründer von „Licht und Schatten". Ende 1911 hatte ich meinen ersten Roman fast fertig geschrieben. Im Januar 1912 noch nicht vollendet, hatte ich von Rütten & Loening, Frankfurt a. Main, Generalvertrag für meine gesamte Produktion bekommen. Ende 1912 war „Axel Mertens Heimat" fertig. Durch das ganze Jahr 1912 und so oft ich darum bat, hatte mein Verleger mir geholfen. Niemand kannte mich. Nur das, was ich schrieb, kannte man, schätzte man vielleicht. Die skandinavischen Sprachen beherrschte ich bald. Ende 1912 ward ich skandinavischer Lektor eines anderen großen deutschen Verlages. Anfang 1913 bekam ich die Vertretung einer großen deutschen Zeitung. Im Februar fuhr ich wieder heimlich nach Deutschland: München, Frankfurt. Gesiegt hatte ich als Künstler vielleicht. Und ich fuhr wie ein Verhüllter. In Berlin glaubte ich zusammenbrechen zu müssen. Ich war maßlos unglücklich. Als ich aus Deutschland zurückkam mit Heimweh nach Deutschland, hatte ich Knut Hamsun 24 000 Kronen für zehn Jahre von seinen Verlegern verschafft, und ich sollte die gesammelte Ausgabe seiner Werke besorgen. Björnsons Legenden, in Gumppenbergs und meiner Verdeutschung und von mir eingeleitet, waren überall gut besprochen worden. Vor ein paar Tagen bekam mein Verleger in Frankfurt von einem Kritiker, der mein Buch gelesen, einen Brief: er interessiere sich außerordentlich für mein Buch. Ob ich ihm nicht einige biographische Daten geben wolle. Hier sind sie. — Jetzt habe ich erreicht, was ich erreichen wollte: ich habe den Beweis gebracht, daß ich etwas kann, etwas will. Und all das konnte ich erst beweisen, als ich Heimat in einem Menschen, in meiner Frau gefunden hatte. Ein Schiff im Nebel war ich gewesen. Ich war einer, der sein Haus auf einer Düne gebaut hatte, ohne um das Haus einen Damm zu führen. — Ich habe jetzt einen Zweck: für meinen Sohn mit meiner Frau zu leben. Ich bin noch wenig glücklich. Denn Solingen und alles lastet noch in mir. Ich bin noch unfrei. Ich bin noch gar nicht froh. Und ich kann etwas. Ich hatte immer etwas gekonnt. Ich bin vom Schicksal mißhandelt worden. Fünf Jahre Not habe ich hinter mir. Von 20 bis 25. Seit 26 lebe ich erst, schaffe ich erst, weil ich wieder atmen konnte. Ich

Digitized by Google

habe den Glauben an mir wieder gefunden, weil andere an mich glauben. Zwei Jahre Heimat haben aus mir einen Schaffenden, einen Künstler gemacht. Meine Frau hat ein Dach über meine Seele gebaut. Ich habe fünf obdachlose Hungerjahre hinter mir. Ob ich sie verdient hatte? Nicht um dies zu fragen, nicht um hierauf eine Antwort zu geben oder zu erhalten, habe ich dies eigentlich geschrieben. Ich schrieb dies vor allem, um mich und meine Vergangenheit allen preiszugeben, damit nicht nur die „Ganz-Wenigen" darüber nachdenken können, ob es denn wahr ist, daß ich ein Lump war. Ich schrieb dies alles, um mich fürder vor Notzucht zu schützen; vor einigen Tagen hatte mir ein Anwalt namens eines Übersetzers, dessen Übertragung ich für meinen Verlag zu prüfen und sie darnach abgelehnt hatte, mitgeteilt: er würde namens seines Mandanten gegen mich Repressalien anwenden, falls ich mir in Zukunft erlauben sollte, die Übersetzungen seines Mandanten schecht zu beurteilen. — Ich ließ den Brief einige Tage liegen, um dann darüber aufgeklärt zu werden, welcher Art Repressalien auf mich warten, falls ich es wagen würde, auch in Zukunft meinem Verleger gegenüber als Lektor meine Pflicht zu tun: meine Vergangenheit wollte der Übersetzer gegen mich ausspielen ....

Jetzt habe ich meine Vergangenheit ausgespielt. Für mich? Gegen mich? Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, daß ich alles aufs Spiel setze: meine Existenz, meine Zukunft. Sei's darum. Meine Frau geht mit mir nach Sibirien. Und ich kann etwas. Ich habe keine Angst mehr. Ich steh nicht mehr allein. Aber ich hab Heimweh. Ich muß zurück nach Deutschland. Nach Deutschland gehöre ich. Der Kaiser hat eine Amnestie erlassen. Der deutsche Gesandte in Kristiania, Herr Graf von Oberndorff, riet mir, an die Gnade des Kaisers mich zu wenden. Das will ich nicht. Keine Gnade. Ich will mein Recht. Ich weiß, man hat mir in Solingen, in München, Weimar unrecht getan. Und ich trage die feste Überzeugung in mir, daß ich bei einer Wiederaufnahme siegen muß. Ich weiß, daß der Solinger Prozeß eine andere Wendung genommen hätte, wäre ich zugegen gewesen, hätte ich einen Anwalt, einen Beistand gehabt. Krank war ich, hilflos, obdachlos, verzweifelt. Angst und Elend verfolgte mich, wie ich mich auch wandte.

Jetzt bin ich neunundzwanzig Jahre alt: mein ganzes Leben liegt noch vor mir. Auf den Markt habe ich mich gestellt, um Menschen zu finden, die mir beistehen wollen, damit es mir möglich gemacht wird, in Solingen ein neues Verfahren zu erreichen, mich in Solingen persönlich zu verantworten.

Was ich auch erreicht habe: Heimat, Dach, Erfolg und die Anerkennung meines Beginns als Dichter, — mir fehlt noch der Gleichklang, ich trage noch die Last meiner Vergangenheit. Ich kämpfe für mich, für den Namen

Digitized by Google

meines Jungen, für das Glück von drei Menschen. Ich kämpfe um meinen Nachhauseweg. Nach Deutschland will ich wieder. Als Aufrechter. Rede und Antwort will ich in Solingen stehen. Um endlich in meiner Geburtsstadt Stade, die keiner so liebt, wie ich, die keinem so gehört, wie mir, in der keiner so tief wurzelt wie ich, mit meiner Frau, mit meinem Jungen und mit meiner wiedereroberten Ehre, in irgend ein paar Stuben ein Zuhause für immer zu finden, um mich dort erfüllen zu können, als Mensch, als Künstler. Ich stehe mitten im Leben. Ich muß noch weiter die Welt, die laute, arbeitsame, sehen. Aber irgendwo in Ruhe und Gewißheit will ich, wie im sichern Hafen, meinen Jungen aufwachsen sehen, in Deutschland, in Stade. —

Ich hungre in Heimweh. Ich hungre in Erwartung des Tages, der mir die Aufnahme des Solinger Prozesses bringt. Bis dahin mag ein jeder sich sein eignes Urteil bilden über mich und meine wirre Wanderung.

Was ich hier sagte, waren Schreie um Hilfe eines Menschen, der zwischen Stolz und Wahnsinn kämpft.

Mehr weiß ich heute nicht.

Stein um Stein trug ich zusammen, soviel ich konnte. Ich stolperte darüber mich wund. Mehr weiß ich heute nicht. — (Geschrieben im Herbst 1913.)

* * *

Nur noch ein Wort: und das sei:

Dank an Fritz Engel, der diese Niederschrift gelesen, der meine Vergangenheit kannte und mich dennoch auch für die Zukunft als Mitarbeiter am „Zeitgeist" zulassen will. Dank für Vertrauen. — Und vor allem Dank an Thomas Mann, der nichts von mir wußte, der nur diese Niederschrift gelesen und der mein Fürsprecher war, daß diese Zeilen an dieser Stelle veröffentlicht wurden. — Dank für Vertrauen!

Christiania, den 7. Januar 1914. Ernst Ludwig Harthern Jacobson. (Niels Hoyer.)

Warten.

Von Catherina Godwin.

Heute — heute endlich! Fünf Monate hatte sie ihn nicht gesehen — Lissy erschien es plötzlich unfaßlich, daß sie Tag um Tag verbracht — so viele Wochen — fern von ihm.

Sie arrangierte abermals den langgestielten Flieder in der hohen Vase, sah ungeduldig nach der Bronzeuhr, die auf dem Schreibtisch stand. Ein Viertel vor 7 Uhr — noch fünfzehn Minuten — — vielleicht kam er schon etwas früher —

Seit 6 Uhr war sie allein, die Jungfer hatte bereitwilligst Ausgang zum Schützenfest erhalten.

Digitized by Google

Draußen sangen Vögel in den Bäumen — Sonne fiel in queren Streifen durch heruntergelassene Jalousien — sommerliche Schwüle lastete im Raum. Die junge Frau ging hin und her ..... immer hin und her.

Ruhe, sagte sie sich, Ruhe, es ist ja noch viel zu früh — nahm gehorsam auf dem breiten Ledersofa Platz.

Der Flieder duftete stark.

Fünf Monate? Wo blieben sie denn? lebte sie nicht alle die Zeit nur dem Vergangenen und Kommenden? .... in Erinnerung an ihn — .... in Erwartung auf ihn .... während die Gegenwart teilnahmslos an ihr zerglitt?

Und jetzt, in wenigen Momenten, mußte alle Erwartung an die Zukunft sich erfüllen — — durch diese Tür mußte er nahen — über diese Schwelle schreiten, auf diesem Sofa sitzen — neben ihr — ganz dicht neben ihr — in wenigen Momenten.

Wie lange hatte sie hier gewartet? erst drei Minuten?

Sie schaute immerwährend nach dem kleinen goldenen Zeiger, der unmerklich — langsam — — langsam — — vorwärtskroch.

Er bewegt sich gar nicht, dachte Lissy .... die Zeit steht still .... schaute immerwährend nach dem kleinen goldenen Zeiger.

Nun schreckte sie gleichsam aus ihrer Hypnose auf: Sieben schrille Töne.

In der Weite hörte man eine Glocke gemächlich viermal schlagen, dann sieben dumpfe Laute — eine andere Glocke fiel ein — andere Klänge von ferne und nah.

7 Uhr.

Jetzt! Jeden Augenblick!!

Ihre Hand griff nervös zur Abendzeitung — die Heeresvorlage in der Kommission — —

die Heeresvorlage in der Kommission

die Heeresvorlage —

Zwei Minuten über 7 .... aber ihre Uhr ging eine halbe Minute vor. Die Heeresvorlage in der Kommission (Privat-Telegr.). Die Budgetkommission des Reichstags setzte heute die Beratung der Heeresvorlage beim Paragraph des Reichsmilitärgesetzes fort, der in der neuen Fassung bestimmt:

Das Gebiet des Deutschen Reiches
Das Gebiet des Deutschen Reiches
Das Gebiet des Deutschen Reiches

Digitized by Google

Sie schob das Blatt beiseite, schritt zum Spiegel — schritt zum Tisch.

Wieder zum Spiegel —

Ordnete eine Locke — — ob ihm wohl meine neue Frisur gefällt? — — das Gebiet des Deutschen Reiches — —

Es ist ja nicht zum aushalten — es ist ja zum ersticken schwül, fühlte sie — wahrscheinlich kommt gleich ein Gewitter.

Trat zum Fenster, zog die Jalousie hoch.

Der Himmel dehnte sich wolkenlos. Friedlich ruhten die Parkanlagen im späten Sonnenschein. Zwei gleichgekleidete Mädchen mit blauen Kleidern und Rosenhüten gingen vorüber. — Schwestern — überlegte die Wartende, vielleicht Zwillinge. Eine wandte sich und rief: „Pussy, Pussy!"

Aus dem Gebüsch sprang lustig ein junger Pinscher hervor. Lissys Atem stockte — dort .... entfernt der Herr in Schwarz — sie trat sofort hinter die andere geschlossene Jalousie .... wenn er sie erkannt hätte! Töricht, daß sie überhaupt hinausgesehen —

.... der Schwarze näherte sich, schon war er gegenüber dem Fenster — ein untersetzter rotnasiger Bürger, der gemächlich, die Zigarre im Mundwinkel, vorbeistolzierte.

Lächerlich, denda und Ihn zu verwechseln!

Draußen schlug es einmal.

Das akademische Viertel — jetzt .... jeden Augenblick!

Einfach lächerlich, ihre Aufregung! Nachdem sie so viele Monate gewartet, sollte sie diese paar Minuten nicht? Sie mußte etwas vornehmen ... blickte sich hilflos suchend um — ging zum Flügel, spielte ein paar Akkorde — — — dann überhörte sie am Ende sein Läuten — ging zum Schreibtisch, nahm aus der Briefmappe nochmals sein Telegramm — las wieder: „Bitte mich gegen 7 Uhr erwarten. Herzlichst H."

Nun ja. Gegen 7 Uhr. Da konnte er schließlich gerade so gut um 1/2 8 oder etwas später ....

Irgendwo übte jemand bei offenem Fenster Klavier.

Was war es doch gleich? Sie summte die Melodie, solch bekannte Sache — aber freilich — zu dumm, daß ihr das nicht einfiel! — nur schlecht im Rhythmus — —

... Harry fuhr doch prinzipiell nicht Droschke ...

Das brauchte sie doch wirklich nicht zu kümmern, was jene klimperte — sie horchte auf — ein Wagen — er fuhr vorüber — eintönig tapften die Hufe — immer gegen den Takt des Klavierspiels.

Die Gipfel der Bäume regten sich leise gegen den blauen Abendhimmel.

Komm! komm endlich — flüsterte sie gequält in die Stille und dehnte die Arme. Der Klavierspieler machte einen Fehler — nun blieb er stecken.

Digitized by Google

— Aber natürlich Rhapsodie von Liszt! Wenn man an der Stelle nicht mit dem vierten Finger übersetzte, verhaperte man sich unbedingt ....

Wäre es denn möglich ....? Nein, unmöglich, ausgeschlossen — er hätte sie sicher benachrichtigt. Ganz sicher. Bei seinen Verwandten antelephonieren? — Nein — die schöpften gleich Verdacht. Sollte sie sich vielleicht im Datum geirrt — — —

Nein, nein, das Datum stimmte. Es war ja ohnedies erst 1/2 8 Uhr.

Irrsinn, sich so aufzuregen, er kam bestimmt! Sofort mußte er hier sein. —

Gegenüber in den Anlagen, auf grün gestrichener Bank, rekelte sich ein kleines Mädchen mit schmudeliger Schürze, schluzte an einem Bonbon und dudelte was vor sich hin, dann nahm es das Bonbon aus dem Munde, schaute wohlgefällig darauf — schluzte wieder daran, schaute wieder darauf — schob es ganz in den Mund und wischte die Hände am Kleide ab.

Die Kinderzeit erstand — — da sie heimlich während der Schulstunde Fruchtbonbons aß und einmal mit solch großem Bonbon im Munde ein Gedicht hersagte .... das hatte ihr und ihren Freundinnen riesig imponiert und das gute Fräulein Häberle war wirklich auf die geschwollenen Mandeln hereingefallen.

Na, überhaupt das Fräulein Häberle hatten sie was geärgert —

Lissy beobachtete, wie ihre Schritte lautlos schienen, wenn sie am Teppich ging und hallten, wenn sie zum Parkett trat.

Früher wurde so gespielt: Man durfte keine Ritze des Trottoirs betreten — über die Ritzen mußte man springen — manchmal den ganzen Schulweg entlang — — und es gab auch noch ein anderes sehr beliebtes Spiel, da mußte man auf einem Bein hüpfend Steine in numerierte Abteilungen vorwärts stoßen — Hippemann hieß das.

Schmale Wolkenstreifen schimmerten rötlich durch belaubte Zweige. — Die Sonne geht unter, dachte die junge Frau —

Und dann sah sie Lutschbonbons vor sich, große runde ... im Zentrum mit Blumen — und einem rötlichen Punkt und solche, die ein Karo zierten und Tupfen und wieder andere, die dreieckig waren und nach Pfefferminz schmeckten.

Aber die hatte sie weniger gemocht.

Entsetzen! — wo flüchteten alle die Jahre hin, seit sie so mit baumelnden Beinen auf grüner Bank saß? Kaleidoskopartig stürzten sie ineinander — irgend ein Mann löste sich legitim aus Trümmern — ging wieder — dann Alleinsein, im Harren in die Zukunft, im Niekennen der Gegenwart ....

Schien nicht ihre ganze Existenz wie dieser Abend — ein Warten auf irgend einen Mann — irgend ein Glück — irgend einen Daseinszweck? —

Digitized by Google

Sie erwartete immer das Leben —

Vergaß darüber das Leben —

Was erwartete sie jetzt wieder von Zukunft und Sensation?

Hier erlebte sie ja die Sensation — gegenwärtig — in der Niete der Erfüllung.

Sie nahm sich Lose der Liebe, so gut wie jedes Dienstmädchen, das Dienstmädchen machte den Treffer. Ihr gehörte die Nacht und ihr Chargierter.

Der Treffer war wohl da für Einfache — die die Liebe praktisch fühlten — den Moment gegenwärtig errafften, die verstanden, real zu lieben, ohne Phantasie der Liebe.

Die Phantasie der Liebe schien nur ein unnützer Kraftaufwand, — man tastete erwartend einem Unklaren entgegen — — so etwa: wie wenn man im Dunkeln die Treppe hinaufsteigt — und glaubt fälschlich, es kommt noch eine Stufe — aber es kommt keine weitere — — oder man hebt einen Waschkrug hoch — glaubt, er ist voll, aber er ist leer —

Verblüffung der getäuschten Phantasie vor der nüchternen souveränen Wirklichkeit.

Ein typisches Gefühl — kein Schmerz — keine Blamage — etwas ganz Banales.... Lediglich die vage Konstatierung eines irrigen Kraftaufwandes.

Es ist wohl noch anders, grübelte sie, noch ganz anders, aber mein Kopf tut weh. Ich bin verwirrt — — sie faßte matt nach dem goldenen Döschen und puderte sich, saß ruhig wie artige kleine Kinder Sonntags, die frisch gebügelte Kleider anhaben und sie nicht verknüllen dürfen.

Gleich werde ich weinen, fühlte sie, aber ich darf nicht weinen. Ich darf nicht — ich muß schön für ihn sein.

Draußen schlug es laut und klar 8 Uhr.

Käme er jetzt, sie würde ihm entgegenstürzen, zu Füßen sinken, in maßlosem Glück der Erlösung aus der trostlosen Dauer dieser endlosen Minuten.

Die weiße Gardine am Fenster glich einer langen baumelnden erhängten Gestalt. Wenn man kurzsichtig ist, hat man leichter Angst, dachte Lissy und schob die Gardine zur Seite. Draußen brannten schon Laternen.

Dort beim Hauseingang die rote Mütze eines Dienstmannes — schrilles Läuten durch die Stille der Wohnung.

Sie eilte den Korridor entlang — hinaus auf die Treppe — Gott sei Dank! Endlich eine Nachricht!

Polternde Schritte machten in der ersten Etage halt.

„Aber so kommen Sie doch!“ rief Lissy.

„Hauptmann Bäurer. Da hab' ich wohl im falschen Stock — man sieht rein garnischt.“

Digitized by Google

Unten wurde geöffnet.

Sie wankte, stieß gegen den Kleiderständer, etwas fiel herab — schlich zurück — starrte lange lange apathisch nach dem Dämmern der aufsteigenden Nacht.

Müde klangen ferne Hufschläge — — —

Autohuppen' in der Weite — — — verebbende Stimmen auf der Straße.

Wiederum Töne eines Klaviers — Puccini, Madame Butterfly.

Sehnsuchtsvoll, höhnend drang die Musik zu ihrem Bewußtsein — bis sie spontan sich selbst erkannte: Madame Butterfly — geschmacklose Madame Butterfly — miserable Imitation hinter der grün gestrichenen Jalousie.

Sterne glänzten am Himmel, die Anlagen schlummerten still — ein verschlungenes Paar schritt langsam dahin .... ihre Schatten tauchten unter.

Sie schloß das Fenster.

Rücksichtslos! Von 10 Uhr ab durfte man überhaupt nicht mehr Klavier spielen.

Mechanisch griffen ihre Finger nach einem belegten Brötchen —

— Gänseleberwurst hält sich nicht bei der Hitze, dachte sie. — Ich habe es der Anna ja gleich gesagt. Die Brötchen lagen grau und gekrümmt, gleichsam krank vor Erwartung. Die Brötchen hatte sie selbst gestrichen — die Brötchen — —

Ihr Kopf schlug auf die Tischplatte, so daß vom Flieder ängstlich bebend einige Blüten niedersanken.

Als Lissy das verweinte Antlitz hob, erfüllten dumpf alle Uhren der Stadt ihre Pflicht und kündeten Mitternacht.

Sie ging ins Schlafzimmer — legte sich nieder —, schaute zu dem glühenden Draht der elektrischen Lampe.

In ihrem Gehirn trommelte die Rhapsodie von Liszt ... wenn die Anna doch endlich käme — wenn die Anna doch — — aber die tanzte ja heute ... tanzte nach der Melodie der Rhapsodie von Liszt, tanzte nach Puccinis Madame Butterfly, tanzte mit dem Treffer auf dem Schützenfest.

Lissy löschte das Licht.

Helle Flecken sprangen durch die Dunkelheit.

.... knöcherne Finger ..... spitze krallenhafte Nägel kamen näher ..... immer näher, wuchsen in sie hinein .... faßten an ihr Herz.

Lissy schrie auf und warf sich herum ..... ja, sie war es, die alte Frau, die ihr schon als Kind erschienen .... wenn sie im Fieber lag .....

Digitized by Google

Sie hörte ihre Zähne fröſtelnd gegeneinander ſchlagen.

Genau wie in der Schwimmanſtalt — wenn ſie zu lange im Waſſer blieb . . . . . aber das war ſchon lange her . . . .

Nächſter Morgen. 10½ Uhr.

Liſſy öffnete ſoeben die Entreetüre, um auszugehen, da ſtand er unvermutet vor ihr. — Sie wollen fort — ſtöre ich? frug der junge Mann.

O nein, entgegnete ſie, treten Sie doch ein. —

Er folgte ihr hinüber, faßte nach ihrer Hand, — forſchte in ihren Zügen.

— Wie, Liebe, geht es denn nach ſo langer Zeit? —

— O danke, ganz gut, erwiderte ſie zögernd — und Ihnen? —

— Sie ſind mir doch hoffentlich nicht allzu böſe wegen geſtern abend? Aber denken Sie, deshalb derangiere ich ſchon in aller Frühe — dies fatale Mißverſtändnis — gegen 6 Uhr erhielt ich ein Telegramm von Barding, der 7 Uhr 14 durchreiſte — wir hatten Dringendes zu bereden. Ich ſchickte Ihnen den Boy mit einer Entſchuldigung und ſchrieb in der Eile Ihre alte Adreſſe.

Sehen Sie, hier iſt der Brief — — wie ich gegen 12 Uhr ins Hotel zurückkehre, liegt das Schreiben in meinem Zimmer.

Entſetzlich war mir das! Sie haben doch hoffentlich noch was unternommen? Ich wäre ja untröſtlich, Ihnen zwecklos einen Abend geraubt zu haben. —

Aber das macht ja nichts, ſagte ſie — bitte — aber ſetzen Sie ſich doch bitte. —

Ihre Hände lagen ſtill auf dem roſa Kleid. Sie dachte nur: Sicher findet er mich heute häßlich. —

Vernahm ſeine Stimme, beſchrieb ſich gewiſſermaßen die Situation: da ſitzt der Mann, den ich liebe — hier ſitze ich — und alles erklärt ſich ganz einfach.

Doch ſie begriff es nicht.

Es ſchien, als taſte ſie in eine Leere in ihrem Empfinden und Erinnern — der Weg des Wartens war wohl zu weit — erſt ſehnte man ſich nach jemand Beſtimmtem — dann ſehnte man ſich nach Jemand — dann ſehnte man ſich — — man erkannte nur noch ſeine Sehnſucht — — erkannte nicht mehr das Ziel.

Es iſt das Schlimmſte, fühlte ſie: das verſchleuderte Beſte unſerer Empfindung, die nie mit der Wirklichkeit ſich vermählt, zwecklos und reſtlos ſich ſelbſt aufzehrt.

— Haben Sie wohl auch manchmal ein bißchen an mich gedacht? — frug er zärtlich leiſe.

Digitized by Google

Ich kann ihm nichts mehr ſein — wußte ſie — ich kann es nicht einmal mehr ſagen, beſchreiben — ich wollte, er wäre nie mehr gekommen, nie.

Sie erhob ſich, zog den dunklen Vorhang zu und hörte ſich antworten:

— Es blendet ſo —

— Ja, — entgegnete der junge Mann mit einem ironiſchen Seufzer — — es iſt ein ſehr ſchöner Tag —

— Gott, ich bin ja gerade kein Optimiſt — fuhr er endlich fort — aber daß Sie mich ſo ganz vergeſſen würden — etwas anders hätte ich mir dieſes Wiederſehen doch gedacht ....

... ja, ja, aus den Augen, aus dem Sinn —

Sie ſah auf ihn, auf den Teppich, auf die gedrehten Tiſchbeine, — — alſo ſo ſchließt es, dachte ſie erſtaunt, ſo mit einem Sprichwort —

volkstümlich, mit einem Sprichwort —

Sein Hut lag dort, gerade an der Stelle, wo geſtern weinend ihr Haupt gelegen. Er ſtand dort vor dem Spiegel, worin ſie geſtern von der feſtlichen Erwartung der Strahlenden bis zur krankhaften Qual der Verzweifelten ſich geſehen. Er blickte in dieſen Spiegel und meinte: — na die Seeluft hat mich mächtig verbrannt —

— Welch herrliche Blumen! — ſagte Liſſy und löſte die dunkelroten Roſen aus dem Seidenpapier.

Stellte ſie in die hohe Vaſe zu dem Flieder — der erſchöpft ſeine Dolden verblühend neigte.

Karl Voll (München).

Der Schatten der Vergangenheit.

Roman von Grazia Deledda in Rom.

Autoriſierte Überſetzung aus dem Italieniſchen von E. Müller-Röder.

VII.

Zia Elena trat an die Tür, betrachtete den weißlichen Himmel und ſagte:

Per San Benedett
la rondanina la ven al tett,
e s'l'è mia' gnida,
u ch'l'è morta u ch'l'è frida.

Ja, es war der 21. März, San Benedetto, und die Schwalben waren noch nicht da. Streng und unerbittlich dauerte der Winter fort, und der Himmel verkündete noch Schnee.

Auch Pirloccia kam an die Tür: er war noch häßlicher, hagerer, dunkler als ſonſt und ſah aus wie ein kleiner Teufel. Er ſah nach dem Himmel

Digitized by Google

und hustete; hinter dem Zaun zur Rechten hustete der Schwefelholzmann seinen kurzen, müden Husten; hinter dem Zaun zur Linken ertönte der laute, zornige Husten Sisons. Auch Carissimas Kindchen hustete: sie husteten alle. Da kam Adonis durch den Hausflur, mit seinem Mantel, seiner Pelzmütze, seinen Zoccoli, und als er zwischen jenen beiden durchging, stieß er Pirloccia.

„Ja, der pfeift auf den Winter", sagte der Mann und sah ärgerlich nach dem Knaben. „Der ist nie krank und sorgt sich um nichts. Seine einzige Krankheit ist der Appetit."

Adonis ging weiter ohne zu antworten.

Pirloccia hustete wieder, spuckte aus und rief ihm nach: „Laß nur das gute Wetter kommen! Dann sollst du wenigstens die Kühe hüten, du Müßiggänger!"

Auf den Rat des Bruders, der jetzt hier der Herr war, hatte Tognina ein Paar riesige Kühe gekauft. Adonis bewunderte die prächtigen Tiere, aber der Gedanke, sie auf die Weide zu führen, behagte ihm keineswegs. „Ich gehe in die Schule", schrie er, sich umkehrend. „Die Kühe könnt Ihr selbst hüten."

„Ah, wirklich? Nun, wir werden ja sehen!"

„Ja, wir werden sehen!"

Der Mann brummte weiter. Adonis setzte seinen Weg fort, ohne sich nur umzusehen. Aber Traurigkeit und Beschämung bedrückten ihn schwerer als sein häßlicher Mantel. Er fing an, sich durch die Nachstellungen Pirloccias und seiner Kinder herabgewürdigt zu fühlen und fragte sich immer wieder nach der Ursache dieser großen Ungerechtigkeit. Was tat er Böses, daß man ihn so mißhandelte und herabsetzte? Warum war Pirloccia so böse? Alle Leute im Dorf waren gut. Der Schwefelholzmann war ein Heiliger; der Schlosser, der Tischler, der Tabakverkäufer: sie alle waren gut. Auch Sison, trotz seines ewigen Scheltens, war ein guter Mensch und hatte seine Familie sehr lieb.

Auch seine Mutter war gut — nur war sie ein Opfer der Armut. Je größer er wurde, um so mehr fühlte Adonis, daß er seine Mutter innig liebte, und es schmerzte ihn, daß er ihr nicht alsbald helfen konnte. Tognina hingegen war nicht gut. Sie war nicht gerade böse, aber auch nicht gut. Den Grund hierfür aber kannte er: die Frau des Schwefelholzfabrikanten hatte ihn ihm gesagt. Tognina war reich, und die Reichen sind nie gut: sie lieben ihr Geld zu sehr, als daß sie den Nächsten lieben könnten. Aber es wird ein Tag kommen ... Es wird ein Tag kommen, an dem die Armen reich und die Reichen arm sein werden! Dann ... dann werden sie erfahren, wie traurig es ist, wenn niemand einen lieb hat.

Digitized by Google

Aber ich will alle lieb haben, auch wenn ich reich werde, gelobte Adonis sich selbst. Wie ist es nur möglich, die Menschen nicht lieb zu haben?

Und doch fühlte er, daß er Pirloccia niemals lieb haben könnte: das Männchen behandelte ihn zu schlecht, es war zu böse. Warum war er so? Vielleicht weil er immer in der Welt umherreiste. Ja, der Lehrer hatte einmal gesagt: „Kinder, liebt das Landleben, die heilige Natur; der Landmann ist das Wesen, das der Vollkommenheit am nächsten kommt: er kennt die Verderbtheit und die Falschheit der Welt nicht uud bewahrt seine Seele einfach und rein."

Was die Verderbtheit und Falschheit der Welt war, das wußte Adonis noch nicht; aber er wußte, daß Pirloccia viele Städte und Völker kennen gelernt hatte, und daß er anders war als die übrigen Bewohner von Casalino. Ja, aber auch David lebte in einer großen Stadt und war nicht böse! Warum also? Warum? Es war als hätte der kleine schwarze Mann einen geheimen Grund, Adonis zu mißhandeln; und auch Tognina, auch die Söhne Pirloccias schienen einen heimlichen Groll gegen ihn zu hegen. Sie wollten ihm nicht erlauben zu leben, ohne zu arbeiten und an eine bessere Lage zu denken, als die ihre es war. Einen anderen Grund fand der Verstand des Knaben nicht, doch sein kleines, empfindliches Herz ahnte andere Gründe. Besonders die Gleichgültigkeit, ja der Groll Togninas deuchten ihn abscheulich. Warum behandelte die Tante ihn nicht wenigstens wie ihre andern Neffen oder hatte ihn nicht wenigstens so lieb wie ihre Sachen? Nein, ihr lag an ihm weniger als an einem Stuhl, einer Kiste, einem Einmachglas.

Und er konnte sich nicht freimachen, nicht mit seiner Mutter und seinen Geschwistern zusammenleben! Warum war sie nur so arm? Aber freilich, er wäre lieber bettelnd in der Welt umhergezogen, als daß er verlangt hätte, das schon so kärgliche Brot seiner Mutter und seiner Geschwister zu teilen. Ach, immer mußte er daran denken, wie neidisch Ottavio und Reno ihn angesehen, als er damals die Focaccia aß, als er zum erstenmal aus der Schule kam!

Und nun, nun drohte Pirloccia sogar, ihn mit den Kühen auf die Weide zu schicken!

Er war der Mann, das zu versuchen! Ja, aber er war auch der Knabe, sich dagegen aufzulehnen! Aber wie? Es zu denken war leicht — nicht, es zu tun.

Und so wanderte er nun dahin, eilig wie immer, und fühlte auf seinen kleinen Schultern die Last seines Schicksals und in seinem Herzen die Verzweiflung über seine Schwäche, sein Elend. Wie konnte er dem entrinnen? Sein Schicksal war wie sein Mantel: häßlich, doch immerhin bequem. Sich davon befreien, bedeutete vor Kälte umkommen.

Digitized by Google

Doch es wird ein Tag kommen! ... Die Kälte wird vorübergehen, und die Sonne wird wiederkommen und die Erde erwärmen, und das Gras, das liebe, gute Gras wird wieder am Deich und allen Wegen entlang aufschießen.

Dann: fort mit dem Mantel, fort mit den Zoccoli; der Vogel wird aus dem Käfig ausfliegen und Herr des Himmels sein.

Und so in der Zukunft, so im Leben.

Gott, o Gott, welche Freude! Bei dem bloßen Gedanken an die Zukunft pochte ihm das Herz; die Begegnung mit Marco, die Einkehr bei Belluß, das wärmende Feuer: diese Vorstellungen heiterten ihn wieder auf.

Auch das Wetter war gar nicht so schlecht, wie der engherzige Pirloccia behauptete. Es war noch kalt, ja; doch mit seinem feinen Empfinden spürte Adonis, daß der Winter zu Ende war. Schon fing die Erde an, sich schüchtern zu regen und bedeckte sich mit einem grünen Flaum; hier und da duftete ein Veilchen, und an den Bäumen brachen die grünen Knospen auf. Und der Fluß schwoll, gelb und blau, und hin und wieder regte sich eine Mühle, als ob sie aus dem langen Winterschlaf erwachte.

In der Schule machte Adonis Fortschritte, und der Lehrer hatte ihn gern und scherzte mit ihm; und eines Tages schenkte er ihm ein Buch mit Bildern, das eine Zeitlang sein Glück und seine Qual ausmachte.

Es war der Robinson Crusoe! Etwas Schöneres hatte Adonis Phantasie nie erträumt. Er dachte an nichts anderes mehr: er las und las das Buch immer wieder und als er es auswendig wußte, fing er wieder von vorne an.

Nachts träumte er von Robinsons Insel; bei Tage, wann er über den Deich ging, dachte er an den Abend, da Pigoß ihn auf der kleinen Insel mit dem Teich zurückgelassen hatte.

Und warum könnte ich nicht auch, wie Robinson, an einem einsamen Orte leben? fragte er sich. Ich könnte mir eine Hütte bauen und von Fischen und Vögeln leben. So hätte ich mein Leben lang Ruhe!

Und eines Tages kam ihm wieder das Verlangen zu fliehen. Es war an einem Sonntag, im April, nach Ostern. Er stand in der Vorhalle und hörte dem Geplauder Zia Elenas und Carissimas zu, als Pirloccia nach Hause kam. Das Männchen trug einen neuen Anzug aus hartem Tuch, einen großen, grauen Hut und eine flatternde blaue Halsbinde. Er mußte wohl getrunken haben, denn er strauchelte auf der Schwelle und wäre beinahe gefallen. Diese Einzelheiten vergaß Adonis nie mehr.

Kaum war er eingetreten, so sah Pirloccia ihn an und bedeutete ihm aufzustehen.

„Was wollt Ihr?"

„Vorwärts! Führe die Kühe auf die Weide."

Digitized by Google

Adonis klopfte das Herz, doch er rührte sich nicht.

„Ohe, zu wem spreche ich? Zur Wand?" schrie der Mann und riß seine Augen drohend auf. „Ich spreche zu dir, Faulpelz. Das muß ein Ende haben! Du bist jetzt groß und stark genug und ißt für drei. Steh auf!"

„Ich gehe nicht ... nein, ich will nicht", brummte Adonis. „Und heute ist noch gar Sonntag ..."

„Nun, dann gehst du morgen ... ja, morgen fängst du an," sagte Tognina schüchtern.

Aber der Mann fing an, umherzuspringen und die Fäuste gegen die Lenden zu schlagen, als hätte ihn eine Viper gebissen.

„Ah, morgen? Ja, morgen? Hör' doch nur einer die Närrin! Du erziehst ihn ja gut, den schlauen Fuchs! Warte nur noch ein Weilchen, und er wird dir die Augen auskratzen! Heute geht er, sage ich. Vorwärts, Faulpelz, oder ich nehme dich bei den Ohren!"

Er faßte ihn am Arm, zog ihn in die Höhe und schob ihn vor sich her. Adonis blickte verzweifelt auf die Tante; sie war noch blasser geworden als gewöhnlich, doch sie regte sich nicht, und auch die andern Frauen schwiegen.

Und Pirloccia drängte ihn in den Stall hinter dem Hause. Die zwei großen gelblichen Kühe drehten langsam den Kopf.

Von dem Männchen geschoben, stieß Adonis der einen Kuh in die Seite. Das Tier zitterte: es war viel größer als er, es kam ihm ganz ungeheuer groß vor, und er fürchtete sich; er fühlte eine Regung von Haß gegen die Kühe, er hätte sie umbringen mögen, er war zu allem entschlossen — außer sie auf die Weide zu führen. Aber Pirloccia bestand darauf, er drohte. Er band die Kühe los und gab das Ende der Stricke dem Knaben in die Hand.

Adonis sagte kein Wort und weinte auch nicht; aber sein sonst so frisches Gesicht war grünlichblaß. Er ließ die Stricke fallen, und laut brüllend versetzte Pirloccia ihm eine Ohrfeige nach der andern. Da sah er alles rot; er hörte ein dumpfes Brausen in den Ohren und fühlte einen tierischen Trieb, zu beißen, irgend etwas Lebendiges mit seinen scharfen kleinen Zähnen zu packen. Pirloccias Gebrüll vernahm er wie aus weiter Ferne, und er hatte ein Gefühl, als liefe er auf jene verhaßte Stimme zu, würfe sich gegen eine Mauer, kratzte und bisse in die Steine wie eine tolle Katze. Aber die Steine waren weich, das Blut spritzte auf, netzte seine Lippen und er spürte den süßsäuerlichen Geschmack. Das Geschrei des Männchens ward noch stärker, es erschien nicht mehr menschlich — und Adonis kehrte in die Wirklichkeit zurück, er erkannte, daß er seinen Verfolger aufs Blut gekratzt und gebissen hatte. Er fühlte, daß er verloren war und stürzte, er

Digitized by Google

wußte selbst nicht wie, aus dem Stall hinaus, über den Hof und ins Freie. Er lief, er flog: immer noch glaubte er das böse Geschrei des kleinen, schwarzen Mannes hinter sich zu hören. Wahrscheinlich war Pirloccia auch hinter ihm her — aber der Teufel in Person hätte den entsetzten Knaben nicht einzuholen vermocht. Als er endlich keuchend innehielt und sich umschaute, sah er, daß er für den Augenblick in Sicherheit war; er warf sich auf die Erde und brach in krampfhaftes Weinen aus. Er empfand einen namenlosen Schmerz, und es war eine der traurigsten Stunden seines Lebens. Er weinte vor Wut, vor körperlichem Schmerz, vor Hilflosigkeit — vor allem aber, weil er fühlte, daß er Böses getan hatte.

Nach und nach beruhigte er sich, stand auf und irrte durch die Felder. Was nun tun? Wenn er nach Hause zurückkehrte, dann würde Pirloccia ihn ganz gewiß totschlagen. Zu seiner Mutter gehen wollte er nicht. Er fühlte, daß er unrecht getan hatte und wollte seine arme Mutter nicht betrüben. Zwei- oder dreimal umkreiste er die Felder der Tante und fuhr zusammen, wenn er den Laut von Schritten hörte. Togninas Felder waren von breiten und tiefen Gräben mit grasigen Böschungen umgeben; er kannte hier natürlich jeden Baum, jeden Grashalm: jener hohe, mächtige war der Kirschbaum, dessen zarte, glänzende Blätter bei Sonnenuntergang rosig schimmerten; der andere dort war der schlanke Pflaumenbaum, der aussah wie ein Junges des riesigen Nußbaumes. Und am Ende der mittleren Böschung, die auf die mit Bäumen bepflanzte Straße führte, hielten zwei hohe, hohe Pappeln die Wacht über die Felder.

Hinter jenen Pappeln neigte sich bereits die Sonne an dem zarten, samtartigen blauen Himmel. Adonis dachte an die andern Knaben seines Alters, die um diese Zeit in die Kirche oder spazieren gingen und der Stolz ihrer Eltern waren. Er dagegen stand dort allein, verlassen und mußte sich verbergen wie einer, der ein Verbrechen begangen hat. Und das alles, weil er arm war!

Wie gut erinnerte er sich der schönen Festtage, als der Onkel Giovanni noch lebte! Er hatte ihn mit in die Kirche genommen, und alle Leute hatten sie freundlich lächelnd gegrüßt. Damals war er ja reich: der Onkel hatte ihn an der Hand durch die Felder geführt und ihm gesagt: „Siehst du, all dieses wird dein sein, wenn du gut bist."

Und er war immer gut gewesen — außer heute! Aber der Onkel war tot und hatte sein Versprechen nicht gehalten und das Seine andern hinterlassen.

„Onkel, lieber Onkel," stöhnte er und preßte die Hände auf die Brust, „warum hast du das getan? Warum hast du mir gar nichts gelassen? Wenigstens den Kirschbaum, oder den Nußbaum, oder die Pappeln? Warum ihnen alles und mir nichts?"

Digitized by Google

Und wie er in den Feldern umherging, kam er an die Straße, sprang über den Graben, befand sich in einem andern Feld und wieder in einem andern und endlich auf dem Wege, der zum Hause seiner Mutter führte. Und etwas Geheimnisvolles zog und zog ihn dorthin.

Gut, ich will hingehen, aber ihr nichts sagen.

Er ging und war erstaunt, seine barfüßige Mutter nicht auf der Türschwelle sitzen zu sehen. Ottavio, der ein dicker, rotbäckiger, schmutziger Wildfang geworden war, spielte beim Brunnen mit einer kleinen, toten Nachtigall und breitete ihre Flügel aus wie zum Flug.

„Wer hat sie dir gegeben?" schrie Adonis, voller Mitleid für das tote Vögelchen.

„Hab' ich gefunden!" erwiderte Ottavio. „*El g'ha la bibi*, sieh hier unter dem Flügel. Auch Checco hat die Bibi, hier, am Hals."

Francesco war der älteste Bruder, der fünfzehnjährige Maurer, der mit seiner Arbeit die arme Mutter unterstützte.

Das Herz voll Trauer, eilte Adonis in das Häuschen, die kleine höl zerne Treppe hinauf, und sah Francesco mit verbundenem Halse auf dem Bett liegen.

„Er hat ein Geschwür unter dem Ohr," sagte die Mutter, die sehr besorgt war, weil Francesco Fieber und Kopfschmerz hatte.

Adonis erschrak. Er wußte leichte Erkrankungen noch nicht von ernsten zu unterscheiden, doch der Tod des Onkels hatte ihm eine unbestimmte Angst vor körperlichen Leiden eingeflößt: dann konnte er ja von einem Augenblick zum andern sterben wie der Onkel!

Er stand eine Weile da und blickte auf den Bruder; dann ging er wieder hinunter, setzte sich auf den Rand des Brunnens und fing wieder an zu weinen. Ottavio glaubte, er weine um den toten Vogel, sah ihn starr an und fing ebenfalls an zu weinen.

Die Mutter kam heruntergelaufen und fragte, was ihnen wäre. Da konnte Adonis es nicht länger ertragen: weinend umschlang er ihren Hals wie ein Kind und erzählte ihr alles.

Wie gewohnt, gab die Mutter ihm unrecht, aber sie versprach ihm, ihn nach Hause zu begleiten und für ihn um Verzeihung zu bitten. Dagegen sträubte er sich: Verzeihung, nein! Er hatte nicht um Verzeihung zu bitten und wollte es nicht.

Aber die Mutter sagte traurig: „Mein liebes Männchen, du mußt Geduld haben; auch wenn man keine Sünde begangen hat, bittet man um Verzeihung; die Armen müssen sich immer unterwerfen. Betrübe mich nicht weiter: sieh nur, wie krank dein Bruder ist!"

Digitized by Google

Und weil der Bruder krank war und die Mutter traurig, fügte er sich: an ihren Röcken hängend und gegen alle mögliche Gefahr hinter ihr Schutz suchend, kehrte er nach Hause zurück. Pirloccia war nicht da, und Tognina empfing die Frau und den Knaben mit ihrer gewohnten Gleichgültigkeit einer kränklichen Person, die nur an sich denkt.

Zia Elena hingegen schüttelte den Kopf. „Diesmal hat er es zu arg gemacht", sagte sie. „Wer weiß! Wer weiß!"

Tognina riet Adonis zu essen und sogleich zu Bett zu gehen; er gehorchte, doch einschlafen konnte er nicht so bald. In dem großen wüsten Zimmer, in das man viele von den Gegenständen außer Gebrauch gebracht hatte, die früher das nun von Pirloccias Besen eingenommene untere Zimmer überfüllt, war es kalt; und melancholisches Mondlicht, ein sehr schlechter Geruch und das beständige Umherlaufen munterer Mäuse hielten ihn wach. An die Gesellschaft der Mäuse hatte er sich gewöhnt und nun beneidete er sie beinahe: denn unter ihnen gab es keine Reichen und Armen ...

Als er endlich einschlief, träumte er von einer grünen, von Pappeln umgebenen Insel; doch sie war nicht wüst: wie auf den Feldern Togninas grünte hier und da das Korn, und um einen blühenden Kirschbaum erhoben sich hohe Maisstauden. Auf einmal erschien hinter der Hecke der blonde, lächelnde, in Felle gekleidete Robinson und führte zwei Kühe auf die Weide. Adonis fing an zu lachen: nein, das war ja gar nicht Robinson, das war ja der Lehrer! Wie komisch er aussah in dem Kleid aus Tierfellen und mit den beiden Kühen! Aber auf einmal wandelt sich der Traum, er wird schrecklich, so schrecklich, daß es nicht zu sagen ist. Oder ist es gar Wirklichkeit? Im Augenblick weiß Adonis es selbst nicht: Ist es wahr, daß Pirloccia ihn im Schlaf überfallen hat und ihn schlägt?

„So, siehst du! So läufst du mir nicht davon, verdammter Junge! Da, und noch eine! Merk' es dir!"

Stöße und Schläge hagelten auf seinen Kopf. Ja, es war wahr! Das fühlte er. Und die böse Stimme des kleinen schwarzen Mannes schallte so laut durch das vom Monde erhellte wüste Zimmer, daß sich die Mäuse sogar verkrochen hatten.

Adonis stöhnte und versuchte sich zu wehren, fast erstickt vor Schmerz. Alles, was er bis jetzt gelitten hatte, war nichts im Vergleich zu dem, was ihm jetzt geschah, und er meinte zu sterben.

Endlich ließ der Mann von ihm ab und ging. Und eine Weile noch wand Adonis sich auf seinem elenden Lager, da ihm war, als schlüge der Mann noch immer auf ihn los. Dann richtete er sich auf und fing an zu schreien. Sein verzweifeltes Geschrei erfüllte die trostlose Kammer, und er

Digitized by Google

selbst meinte, es müsse in die Welt hinausschallen: doch niemand hörte ihn, niemand regte sich. Er selbst nur vernahm seinen verzweifelten Schrei, seine Anklage gegen die Ungerechtigkeit und abscheuliche Gewalttätigkeit des schwarzen Männchens, der ihm als die Personifikation eines grausamen Schicksals erschien, und nur er empfand Mitleid mit sich selbst. Er kauerte sich auf dem Bett zusammen und war still. Er wimmerte nicht mehr, er dachte auch nicht an seine Mutter oder an irgend einen anderen Verwandten, der ihn hätte beschützen können: er dachte an David.

„Diesmal gehe ich wirklich fort!" sagte er sich. „Ich gehe nach Mailand, zu ihm. Ich weiß den Weg: die Straße nach San Giovanni in Croce führt geradewegs nach Mailand. Ich will wirklich zu ihm: Via Santa Radegonda, zweiunddreißig . . ."

Leise stand er auf, kleidete sich an und wühlte in dem Korbe, der seine Schätze enthielt. Er meinte, die Reise nach Mailand müsse so einfach sein wie die nach Viadana. Denn fort mußte er: an irgend einem Orte der Welt mußte es doch einen Menschen geben, wenigstens einen, der ihm Gerechtigkeit widerfahren ließ!

(Fortsetzung folgt.)

Der Absolutorialaufsatz.

Von Karl Voll.

Ich habe mich schon früh der Schriftstellerei widmen wollen, bin aber einige Jahre lang durch mancherlei Bedenken, auch durch Rücksichten auf die Leser daran gehindert worden, vor allem aber durch den fatalen Umstand, daß ich 1889 plötzlich als Lehrer für Französisch und Englisch in den bayerischen Mittelschuldienst geriet. So wirkte ich als jugendlicher Pädagoge mit dem verhärteten Gemüt eines angehenden Schriftstellers, für den selbst die ernstesten Ernsthaftigkeiten eines nicht freiwillig gewählten Berufes nur Gegenstände der Beobachtung sind: ein Studienfeld des Lebens, bestimmt früher oder später einmal im Wort verwertet zu werden. Der Anstaltsvorstand war gewiß ein würdiger Mann, aber er war im Dienste so sehr schwerfällig, daß ich auch ihn nicht, wie es sich für einen angehenden Jugendbildner geschickt hätte, als Muster, sondern nur als Studienobjekt nahm. Einstmals präsidierte nun der Biedere einer Schlußprüfungssitzung. Er erteilte sich das Wort und begann: Meine Herren, Sie wissen, daß ich die Noten, die Sie den Schülern geben zu müssen glauben, nicht drücke. Ferne sei es mir auch, Ihnen bei der Erfüllung Ihrer Aufgaben ohne Not drein zu reden, jedoch heute muß ich mit dem Gesamtkollegium einen Fall besprechen, wo ich nicht nur die Note nicht billigen kann, die die beiden Korrektoren dem Aufsatz des Schülers A gegeben haben, sondern wo ich sogar genötigt bin, sie herabzusetzen. Herr Kollege B hat als erster Korrektor dem Aufsatz Note I, Herr Kollege C aber Note II gegeben: ich jedoch muß einen Dreier beantragen und kann Ihnen sogar

Digitized by Google

nicht verhehlen, daß ich einen Vierer nicht für eine zu strenge Note hielte. Der Aufsatz hat ja wohl, wie Kollege B meint, eine gewisse poetische Färbung, aber er ist ganz frei gehalten, hat keine ordentliche Disposition und Form, und dann sagt Kollege C mit Recht, daß die Schreibweise recht ungleichmäßig ist. Ich bitte den Herrn Schriftführer, den Aufsatz zu verlesen, und dann wollen wir die Note festsetzen.

Zuerst hörte ich nicht recht aufmerksam zu; aber plötzlich traf mich ein kleiner Satz von ausgezeichneter Schärfe des Stils. Es kamen Bemerkungen von wunderbarer Tiefe der Empfindung, das Ganze war ungemein reinlich zart fast altjüngferlich oder auch pedantisch sauber in der Haltung. Und nun hörte ich mit vorgebeugtem Oberleib begierig zu. Ich schlürfte jedes Wort. Mitunter kamen freilich abscheuliche plumpe Stellen, die das feine Gewebe der kunstvoll gesetzten Worte zerrissen, jedoch achtete ich nicht auf sie; denn wer kann von dem Aufsatz eines 16 jährigen Realschulabsolventen Vollkommenheit verlangen? Ich war tatsächlich zerknirscht; denn ich fühlte nur zu genau, daß ich nicht imstande sei, nur annähernd so gut zu schreiben wie dieser Schüler, über dessen stilistische Leistung wir zu Gericht saßen. Immerhin aber freute ich mich, daß mein mir sehr lieber Kollege B den Aufsatz so günstig beurteilt hatte, und ich beschloß, seinem Urteil beizutreten. Was das Resultat unserer Abstimmung war, weiß ich nicht mehr. Der Schulvorstand war wirklich kein Notendrücker und hat wohl mit sich reden lassen.

Nach einigen Tagen wurden wir wieder zu einer Sitzung berufen. Und wieder sprach der würdige Rektor von dem Aufsatz. Meine Herren Kollegen, sagte er, ich muß sie noch einmal mit dem unglückseligen Aufsatz des Schülers A beschäftigen und diesmal muß ich nun leider die Note IV beantragen, die ich, wie sie wissen, ihm schon gern von Anfang an gegeben hätte. Gott, wie hartnäckig ist solch ein alter Schulmeister, dachte ich mir. Meint er denn, daß er allein etwas von korrekter Schreibweise versteht; überhaupt was bedeutet korrekte Schreibweise? Aber der Mann fuhr fort, und mein ärgerliches Erstaunen löste sich in Heiterkeit. Der Aufsatz war abgeschrieben aus einer Mustersammlung vorzüglicher Aufsätze und Beschreibungen, die der Delinquent nach altem Brauch unter der Weste in das Prüfungslokal eingeschmuggelt hatte. Das Original stammte von Adalbert Stifter; der gute Junge hatte nur hier und da eine Stelle, die für die Zwecke der Absolutorialstilübung nicht paßte, nach seinem eigenen, wenig entwickelten Sprachgefühl abgeändert. Das waren die abscheulichen Stellen, die mir weh getan hatten. Daher kam es nun auch, daß der Aufsatz, den Adalbert Stifter nicht für die Augen der Prüfungskommission bestimmt hatte, so wenig zu den Regeln der Schule paßte. Der Rektor war einigermaßen verlegen, noch mehr verlegen waren die älteren Kollegen, die der Beförderung nahe waren; mir aber war jetzt wieder wohl. Ich brauchte mich nun doch nicht mehr vor dem Schlingel genieren, der mir ein soviel besserer Schriftsteller zu sein schien als ich war. Doch geriet ich in ein tiefes Nachsinnen, dem ich seitdem noch manchesmal verfallen bin, wenn ich an diese wahre und in nichts gefärbte Geschichte denke. Wie denn? Wenn ein Junge von 16 Jahren schon so schreibt wie ein Meister des sorgfältigsten Stils in der Zeit seiner Reife, und der Schüler haut ein paarmal daneben, soll er dann wirklich einen Vierer bekommen nach dem Urteil eines Lehrers, dem in seinem Leben nicht eine Zeile gelungen ist, die Adalbert Stifter geschrieben haben möchte?

Digitized by Google

Dante und sein Publikum.[1])

Von Oskar Bulle in Weimar.

Das Publikum, zu dem Dante in seinem großen Liede spricht, ist durchaus das seiner Zeit, und wiederum ist das Publikum, von dem er in diesem Liede handelt, in ganz beträchtlichem Umfange ein zeitgenössisches. So besteht eine starke Wechselwirkung zwischen den Personen, die in des Dichters Vorstellung um die Göttliche Komödie als Zuschauer und unmittelbare Miterleber der dargestellten Geschehnisse herumstehen, und jenen anderen, die in ihr an diesen Geschehnissen tätigen oder leidenden Anteil nehmen. Der Dichter fühlt sich als Vermittler zwischen diesen beiden Gruppen; er wird als solcher von der ausgesprochenen Absicht geleitet, rügend und richtend, strafend und freisprechend über das zeitgenössische Publikum, soweit es schon die drei jenseitigen Reiche bevölkert, zu urteilen, zugleich aber auch durch Ausübung eines solchen Richteramts den noch draußen stehenden Zeitgenossen ein Lehrer, Warner und Führer zu sein. Seine Absicht ist also durchaus eine publizistische, wenn man als das Wesen und als die Aufgabe der Publizistik das Bestreben auffaßt, durch die Erörterung und Beurteilung zeitgenössischer Vorgänge und Persönlichkeiten auf die Zeitgenossen selbst in irgend einem Sinne, aufklärend oder willensbestimmend, einzuwirken. Und diese publizistische Absicht in der scharf aktuellen Ausführung, von der die Göttliche Komödie so wunderbare Beispiele aufweist, hat vor allem dazu beigetragen, der großen Dichtung des Florentiners den Stempel frischer Gegenständlichkeit aufzudrücken, den sechs Jahrhunderte nicht verwischen konnten.

Allzusehr ein Gegenwartsmensch war dieser Florentiner, als daß der Gedanke an eine Fernwirkung seines dichterischen Wortes, an eine Wirkung erst auf spätere Geschlechter oder gar auf spätere Jahrhunderte, seinem Schaffen irgendwelche illusionistische, von der unmittelbar vor ihm stehenden Zuhörerschaft abbiegende Richtung hätte geben können. Selbst als er auf seiner Wanderung durch Hölle, Läuterung und Paradies in die dünne, mit dogmatischen Abstraktionen erfüllte Luft des Empyreums emporgestiegen ist, kommt es ihm nicht in den Sinn, seine Worte an ein in Zukunftsfernen schwebendes Publikum zu richten oder von einem anderen, höheren Menschentum zu träumen als es das ist, welches er in seiner Zeit verkörpert sah. Wie er die gewaltige Reise durch die drei Reiche des Jenseits in den engen Zeitraum von nur wenigen Tagen und Nächten hineinzwängt, diese kurze Frist freilich erfüllend mit einer Unendlichkeit von Gesichten und mit einer tausendfältigen Fülle von Einzelgestalten und Einzelgeschehnissen, so kehrt er auch von jedem Orte, den er auf dieser Reise berührt, selbst aus den neun Himmeln des Paradieses und aus dem Glanze der himmlischen Rose, immer wieder zurück zu der engen irdischen

[1]) Jenaer Akademische Rosenvorlesung, gehalten am 18. November 1913.

Digitized by Google

Stätte, von der er ausgegangen ist. Und wie irdisch-bescheiden bleibt doch der Traum des paradiesischen Wanderers, dem im achten Sternenhimmel nach wohl bestandener Glaubensprüfung vor dem Apostelfürsten das apostolische Licht schon dreimal das Haupt umleuchtet hat: Wenn es je geschehen sollte, so seufzt er dort, daß der heilige Gesang, zu dem Himmel und Erde in gleicher Weise beigetragen haben und der durch so manches Jahr meinen Leib mager machte, das grausame Urteil auslöschte, das mich von der schönen Hürde fern hält, in welcher ich als unschuldiges Lamm, wesensfremd den in sie einbrechenden Wölfen, meine Jugend verträumte; wenn dies geschehen sollte, o, mit einem anderen Kleide angetan würde ich als gottbegnadeter Sänger dort wieder einziehen und mir an der Quelle, aus der ich meine Taufe empfing, den Dichterlorbeer aufs Haupt drücken lassen! Inmitten der Ströme himmlischer Seligkeit, an der Seite seiner in Liebe verklärten Führerin durch das dritte Reich, fühlt er das niemals ganz niedergezwungene Heimweh nach der Stätte seiner Jugend plötzlich in sich wieder emporsteigen. Wie ein schmerzliches Aufschluchzen klingt dieser, sein scheinbar ganz unvermittelter, Wunsch durch die Engelchöre des Paradieses hindurch, und von dem Glanze, der ihn dort umleuchtet, wendet auf einmal sein Auge sich hinweg, nach der Erde zurück, wo er in dämmernder Ferne den geliebten Tempel des San Giovanni am Ufer des Arno aufragen sieht.

Und doch war in der Zeit, in der er diese Gesänge vom Paradiese schuf, die Hoffnung auf eine Rückkehr nach der Vaterstadt ihm schon seit Jahren unwiderruflich genommen! Um wie viel kräftiger und deutlicher klingen aus den früher entstandenen Teilen seines Gedichtes, bei deren Abfassung diese Hoffnung in ihm wohl noch lebendig sein mochte, die Erinnerungen an seine irdische Ausgangsstätte allüberall hervor! Durch das verworrene Seufzen, Klagen und Schreien der Verdammten im höllischen Reiche schlagen immer und immer wieder toskanische Laute mit besonderer Eindringlichkeit an des Wanderers Ohr; aus dem Dämmerlicht des Läuterungsberges heraus treten ganz unerwartet Jugendfreunde oder persönliche Feinde der Mannesjahre in schattenhaftem Kleide an ihn heran, und im Paradiese grüßen ihn die seligen Geister seiner Vorfahren oder die verklärten Züge edler Frauen, deren Andenken ihm teuer geworden war. Überall hat das unmittelbare Leben, aus dem der Dichter sich beim Antritt seiner Fahrt durch die drei Reiche losgerissen hatte, seine Wirkungen und Spuren dort schon hinterlassen; überall dringen die Ereignisse, die in die Erinnerung seiner Zeitgenossen sich unlöschbar eingeprägt hatten, auch im Jenseits mit unabweisbarer Gewalt auf ihn ein; und überall, wo die Eile, mit der seine Führer ihn durch die Stätten der Qual und der Buße mit sich fortreißen, es nur einigermaßen zuläßt, antwortet der Dichter auf jene Rufe, steht er den Freunden und Feinden Rede, verweilt er mit besonderer Ausführlichkeit bei den Vorgängen aus der ihm nahe liegenden Zeit.

Digitized by Google

Schon ein Blick auf das ganz äußerliche Verhältnis des zeitgenössischen Stoffes in der Göttlichen Komödie zu dem historischen, antiquarischen oder heilsgeschichtlichen kann uns über die bedeutsame Wechselwirkung zwischen jenen beiden Gruppen ihres eigentlichen Publikums deutlichen Aufschluß geben. Fast ein Drittel aller Namen, die in dem Gedichte überhaupt genannt werden, oder aller Personen, auf die durch Anspielungen und Umschreibungen hingedeutet wird, sind toskanischen oder wenigstens mittelitalienischen Ursprungs und gehören der Generation des Dichters oder mindestens der Jahrhunderthälfte an, die von dem fiktiven Datum der Wanderung durch die drei Reiche aus sich nach rückwärts erstreckt. Wieviel aber dieses Drittel in der gesamten Ökonomie des Gedichtes bedeutet, können wir an dem gewaltigen, über Jahrtausende ausgedehnten Bereiche abmessen, den sein geistiger Blick und sein dichterisches Schaffen überhaupt beherrschen, und an der großen Fülle von Gestalten, mit denen er diesen Bereich bevölkert. Aus allen Gebieten des damaligen menschlichen Wissens holt er diese Gestalten herbei: die Bibel, die Antike, die Heils- und Kirchengeschichte, die mittelalterliche Gelehrten- und Theologenwelt, die provenzalische und frühitalienische Literatur, die allgemeine, politische und Kulturgeschichte der früheren Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung müssen ihn mit ihren bemerkenswerten Namen dienen. Und doch bildet diese Fülle nur einen Teil, den zwar äußerlich größeren, inhaltlich aber nicht einmal bedeutenderen Teil des Gesamtstoffes der Commedia. In alle geschichtlichen oder wissenschaftlichen oder dogmatischen Ausführungen des Himmel und Erde umspannenden Liedes, in die weitausgedehnte Vergangenheit, auf die des Dichters Finger hindeutet, schiebt sich wie eine wuchtige und geschlossene Masse der nur auf den engen mittelitalienischen Raum und auf wenige Jahrzehnte beschränkte zeitgenössische Stoff mit besonders scharfen Linien und in besonders farbenreicher Ausführung hinein und gibt durch seine lebhafte Gegenständlichkeit dem großen Gewebe zugleich Kette und Einschlag.

So hat die Göttliche Komödie schon in rein stofflicher Hinsicht zum großen Teil den Charakter eines lokal-toskanischen Werkes gewonnen, zugleich aber auch durch die enge und aktuelle Beziehung, in die des Dichters publizistische Absicht das zeitgenössische, heimische Publikum in der Dichtung und die zeitgenössische, heimische Zuhörerschaft außerhalb derselben zu setzen weiß, eine starke Gegenwartswirkung, die, weil sie eben stark und in ihrer Stärke durchaus echt war, auch auf die späteren Zeiten herüberstrahlte.

Nun dürfen wir freilich nicht annehmen, daß diese Gegenwartswirkung und die publizistische Absicht, auf der sie beruhte, schon allein den Ewigkeitswert der großen Dichtung bedingte. Dieser beruht vielmehr auf der gewaltigen dichterischen Kraft des Florentiners, die eine restlose Verschmelzung der publizistischen Absicht mit der dem großen Menschheitsliede zugrunde liegenden sittlichen

Digitized by Google

Idee im Rahmen eines breit angelegten und geschlossen durchgeführten Weltbildes überhaupt erst ermöglichte. Ohne die starke Subjektivität einer dichterischen Persönlichkeit, die als solche über Raum und Zeit steht, aber mit ihren Wurzeln noch im Boden eines tatsächlichen zeitgenössischen Geschehens haftet, würde das durchaus realistische und absichtsvolle Hineinweben eines solchen gegenwärtigen Geschehens in das große Gefüge einer dichterischen Reise durch jenseitige Reiche jeder äußeren Glaubhaftigkeit und inneren Wahrheit, damit aber auch jeder Bedeutung für die späteren Geschlechter entbehren. Welchen tieferen Anteil als den einer kulturgeschichtlichen Neugierde würden wir an den meisten jener verbrecherischen oder tugendhaften Mittelitaliener des 13. Jahrhunderts wohl nehmen, hätte nicht des großen Dichters Hand ihre Umrisse gezeichnet und hätte nicht er sie mit Blut von seinem eigenen Blute erfüllt. Die unglücklich auslaufende Geschichte einer ehebrecherischen Liebe, wie sie zwischen Francesca und Paolo bestand; das grausame Schicksal eines samt seinen Kindern und Enkeln im Kerker verhungernden Stadttyrannen, wie es Graf Ugolino war; die Meuchelmorde, Verrätereien, Perversitäten und Laster aller Art, die in der Hölle bestraft oder auf dem Läuterungsberge durch Buße gesühnt werden, sind es nicht alles Dinge, die in den historischen Berichten aus jener Zeit, und fast aller Zeiten, immer wiederkehren, zum Teil in noch grausamerer und erschütternderer Form, als Dante sie schildert? Und gab es nicht damals, und zu allen Zeiten, ebensolche publizistische Strafrichter und Prediger und Warner, wie er einer war, in großer Zahl und mit der gleichen Wirkung auf die zeitgenössische Öffentlichkeit? Was ist von dieser ihrer Wirkung auf die Nachwelt gekommen? Und wie groß ist dagegen die Wirkung des Florentiner Dichter-Publizisten auf alle späteren Zeiten geblieben?

Doch wohl nur, weil dieser Publizist in allen Fibern seiner gewaltigen dichterischen Persönlichkeit, mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seines ungestümen und heißen Wesens dem zeitgenössischen Publikum zugehörte, zu dem er sprach und von dem er sprach; weil er selbst dieses Publikum in sich verkörperte und auch in dieser Verkörperung, also nicht nur als Dichter und Schilderer, an dem großen Werke mitschuf.

Denn Dante war, wie dies der alte Goethe, der erst als Siebzigjähriger den eigentlichen Weg und die rechte Stellung zu ihm fand, einmal bedeutsam zu Eckermann sagte, nicht etwa nur ein großes Talent, sondern er war eine „Natur". Er war ein Teil jener toskanischen Natur, die er in der Göttlichen Komödie vor uns lebendig werden läßt; mit der er liebevoll, leidvoll, haßvoll ringt und kämpft, wie nur je ein tiefer Mensch mit seinem eigenen, widerspruchsvollen Selbst ringen kann; die er oft aufs bitterste schmäht, weil er sie aufs leidenschaftlichste liebt; deren kraftvollsten Vertreter, den Farinata degli Uberti, er in ein Flammengrab der Hölle legt, um ihm zugleich dabei das schönste Denkmal stolzer Menschlichkeit zu errichten.

Digitized by Google

Es ist das Ergreifende und Tragische, daß er gegenüber diesem seinen eigensten Publikum das publizistische Amt mit blutender Seele ausüben muß, daß er strafen muß, wo er am heißesten liebt, daß er schelten muß, wo sein Herz ihn zu freundlicher Begrüßung drängt. Und erst aus diesem Zwiespalt, in den sein Denken und Fühlen, ja sein ganzes Wesen gesetzt ward, sind die mancherlei Widersprüche zu erklären, welche er als Richter sich scheinbar zu schulden kommen läßt. Die Pflicht der unerbittlichen Gerechtigkeit, die seine himmlische Berufung zur Wanderung durch Hölle und Himmel ihm auferlegt, gebietet ihm, nichts zu verhüllen, wo sein Auge auf sittliche Gebrechen, selbst bei den seinem Herzen am nächsten stehenden Personen, fällt; aber sie hindert ihn auch nicht, sobald die Strafe ausgesprochen und ihr Vollzug geschildert ist, den Verdammten oder den Büßenden ans Herz zu ziehen und nur das rein Menschliche zum Ausdruck zu bringen, das auf Erden das Band zwischen ihnen knüpfte. Die Begegnung mit seinem großen Lehrer Brunetto Latini im Feuerregen des siebenten Höllenkreises und später die mit seinem Jugendfreunde Forese Donati auf dem sechsten Umgang des Läuterungsberges, wo die Genußlinge durch Hungerqualen ihre Gaumensünden büßen, sind besonders beredte Beispiele für dieses liebevolle Sichherabneigen des unerbittlichen Richters zu den Gestraften. War es wirklich nötig, so fragen wir uns unwillkürlich, daß der Dichter seinen Lehrer, für den er die größte Verehrung und Dankbarkeit an den Tag legt und mit dem er im liebevollsten Gespräche auch an jenem schrecklichen Orte sich ergeht, mit dem schlimmen Makel des Lasters wider die Natur belud, von dem doch, da alle anderen zeitgenössischen Berichte über diesen Gelehrten davon schweigen, nur die nächste und vertrauteste Umgebung Kenntnis gehabt haben konnte? Und liegt ein ähnlicher Vertrauensbruch nicht auch im Hinblick auf jenen Jugendfreund Dantes vor, den er unter die von Hunger und Durst ausgemergelte Schar der Büßer zu versetzen für nötig findet, obwohl sein Herz und seine Zunge vor Zärtlichkeit überquellen, als er ihm unvermutet an jener Stätte begegnet?

Die Frage nach der Auffassung, die Dante von seiner richterlichen, oder besser gesagt, publizistischen Mission hatte, springt uns aus solchen scheinbaren Widersprüchen unmittelbar entgegen. Auch die weitere Frage nach seinem rein menschlichen Gerechtigkeits- und Wahrheitsgefühle. Es liegt nahe, bei solchen, einen inneren Zwiespalt in sich tragenden Stellen an die rein äußerlichen Rücksichten zu denken, die der Dichter in dieser seiner publizistischen Betätigung auf ein zeitgenössisches Publikum nehmen mußte. Er mußte, so könnte man wohl meinen, voraussetzen, daß die sittlichen Gebrechen der in Florenz bekannten, vor kurzem verstorbenen Persönlichkeiten diesem Publikum nicht verborgen geblieben waren, und daß also seine dichterische Glaubwürdigkeit von vorneherein stark gelitten haben würde, wenn er jene Gebrechen straf- oder rügelos gelassen hätte. In der Tat war ja in jenen Zeiten die öffentliche Sittenrichterei und die damit

Digitized by Google

unvermeidlich verbundene Klatschsucht ebenso stark ausgebildet wie in unseren Tagen der weitgehendsten Öffentlichkeit, und nicht minder leichtfertig, als es heute geschieht, wurden den Mitmenschen, besonders wenn sie irgendwelche politische oder gesellschaftliche Gegnerschaft hervorzurufen das Unglück hatten, die Beschuldigungen sittlicher Verfehlungen angeheftet. Dante selbst konnte davon ein trauriges Lied singen, denn das gegen ihn von seinen politischen Gegnern erwirkte Verdammungsurteil ist gespickt mit durchaus unbegründeten Anklagen auch moralischer Natur. So würde es ja begreiflich sein, wenn auch er, einem allgemeinen Zug seiner Zeit folgend, manchen falschen, an besonders bekannte Personen sich anhängenden Nachreden größeres Gewicht beigelegt hätte, als es den Tatsachen entsprach, und wenn er hierdurch sich hätte verführen lassen, manchen Tagesklatsch in die Hölle oder auf dem Läuterungsberg mit hinüberzunehmen. Um so mehr, als der tiefe Haß, den er gegen seinen politischen Gegner im Busen trug, seine etwaige Leichtgläubigkeit in Gutgläubigkeit umzuwandeln wohl geeignet war.

Aber gerade die Begegnungen mit seinen früheren Freunden und Gesinnungsgenossen an den Stätten der Qual und der Buße, und der Freimut, mit dem er auch ihnen gegenüber sein Richteramt ausübt, bilden doch wohl den schlagendsten Beweis dafür, daß nicht eine schwächliche Nachgiebigkeit gegen das oft unbegründete Urteil der Zeitgenossen ihn zur Bloßlegung der sittlichen Gebrechen seines Publikums führte; sondern daß der Gedanke an eine höhere, unentrinnbare Gerechtigkeit ihn bei der Ausübung seines publizistischen Richteramts beherrschte, und daß er, bei allem Subjektivismus seiner Urteile, von der höchsten Ehrfurcht vor der Wahrheit geleitet wurde. Indem er über die Entscheidungen des höchsten Richters und seines ausführenden Organs, des Höllenrichters Minos, in dichterischer Fiktion berichtet, übernimmt er selbst ein Richteramt, das ihn zur unerbittlichen Gerechtigkeit, auch seinen liebsten Freunden gegenüber, im tiefsten Innern verpflichtet. Der Ernst, mit dem er dieses Richteramtes waltet, verleiht selbst den unverhohlenen Ausbrüchen seines Zornes und Hasses wie den nicht minder seltenen Äußerungen seiner Liebe und Sympathie das Gepräge der unmittelbaren Wahrhaftigkeit, und die scheinbaren Widersprüche, auf die oben hingedeutet wurde, lösen sich auf in dem Eindrucke, daß hier ein Richter des zeitgenössischen Publikums sich selbst, seine Gefühle und seine Stimmungen zu bezwingen sich bemühte, um der hohen Mission willen, die ihm übertragen war.

Die unbedingte, heilige Überzeugung von dem durch göttliche Berufung ihm übertragenen Rechte, als Richter seinen Zeitgenossen das Urteil zu sprechen, verleiht dem Dichter einen seherischen, prophetischen Zug und zugleich seinem großen Werke den Ewigkeitswert weit über die ursprüngliche publizistische Absicht hinaus. Ohne diesen naiven Glauben an sich selbst und an die rechtliche Un-

Digitized by Google

antastbarkeit seiner publizistischen Mission ist weder Dante als ethische Persönlichkeit, noch sein monumentales Werk als in sich geschlossener Ausdruck eines ethischen Gedankens zu verstehen, und nur durch diesen Glauben, in dem sein publizistisches Gerechtigkeits- und Wahrheitsgefühl wurzelt, hob der Dichter die visionäre Darstellung der Wanderung durch die jenseitigen Reiche, die, rein stofflich betrachtet, ja schon genug Vorläufer hatte und für die damalige Zeit durchaus nicht neu war, aus der niederen Sphäre abscheulicher Greuel- und Schreckensszenen und aus der Unfaßbarkeit rein dogmatischer Himmelsträume hinüber in den Bereich der ernsten, eindrucksvollen, ewigen Dichtung.

Zu Richtern ihrer Mitmenschen haben sich auch andere Dichter aufgeworfen, und die Weltliteratur ist reich an Beispielen der Züchtigung und Rüge gesellschaftlicher Mißstände und sittlicher Gebrechen durch zeitgenössische poetische Werke. Aber in überwiegendem Maße sind es die Waffen des Spottes und der Satire, mit denen solche publizistische Angriffe von den Dichtern unternommen werden. Es ist bezeichnend für den Ernst, mit dem Dante an sein Richteramt herangeht, daß er von diesen Waffen nur ganz selten Gebrauch macht, und daß er der Maske, die der Spötter wie der Satiriker unwillkürlich sich vorbindet, durchweg entraten zu können glaubt. Er bekennt sich ausdrücklich auch vor seinem Publikum zu seiner Mission; er will, daß seine noch lebenden Zuhörer an diese glauben, wie auch die bereits abgeschiedenen Zeitgenossen, denen er in den drei Reichen begegnet, von der außerordentlichen Stellung, die er als von Gott berufener Wanderer im Jenseits einnimmt, schon bei seinem bloßen Anblick, der ja für sie ein Wunder bedeuten muß, überzeugt sind. Es ist also der Nimbus des Außerordentlichen, des Wunderbaren, mit dem er seine publizistische Aufgabe umgibt und den er ganz unwillkürlich zerstört haben würde, wenn er aus dem Verstecke der Spötter und Satiriker heraus seine Geschosse geschleudert und seine Straf- und Rügeurteile gefällt hätte.

Das Beispiel eines anderen genialen Dichters, der ebenso wie der Florentiner den nie erlöschenden Schmerz über seine Verbannung aus dem Vaterlande im Busen trug und ebenso wie er ein publizistisches Richteramt seinen Zeitgenossen und Landsleuten gegenüber auszuüben sich berufen fühlte, läßt durch seine Gegensätzlichkeit den tiefen Ernst Dantes und den unbedingten Glauben an seine Berechtigung zu diesem Amte besonders deutlich hervortreten. Lord Byron mit seinem „Don Juan" liefert uns dieses Beispiel. Auch in dem britischen Verbannten, dem echten Kinde der Neuzeit, steht, wie in Dante, die heimlich fortglühende Liebe zu seinem eigentlichen Publikum im stillen Kampfe mit der Entrüstung über die sozialen Schäden der Heimat und über den sittlichen Tiefstand seiner Zuhörerschaft, aber er wird durch diesen Kampf nicht zu dem ethischen Pathos des Florentiners emporgehoben, sondern verpufft seine Entrüstung in leichtem Geplänkel. Wir erhalten beim Klatschen der Geißelhiebe, die er

Digitized by Google

nach hüben und drüben, oft ganz unterschiedslos, austeilt, nicht den Eindruck des schweren Verantwortlichkeitsgefühls, das den Florentiner Freunden und Feinden gegenüber beherrschte, sondern eher den einer launischen Willkür. Ganz richtig hat der deutsche Übersetzer Byrons, Otto Gildemeister, den „Don Juan" mit einer jener graziösen englischen Vergnügungsjachten verglichen, die nicht nur mit allen Annehmlichkeiten des verfeinerten Luxus ausgestattet sind, sondern auch kleine Kanonen an Bord führen, aus denen sie, wie ein Kriegskreuzer, scharfe Schüsse gegen etwaige Gegner entsenden können; einem ununterbrochenen Scharmützeln mit englischen Nationallastern, Lächerlichkeiten und Vorurteilen, das sich von Zeit zu Zeit zu heftigen direkten Angriffen auf bestimmte Persönlichkeiten und Zustände des stolzen Inselreichs verschärft, ähnelt dieses Dichters Lustfahrt. Wenn wir auch das Wesen der Göttlichen Komödie in einem solchen Bilde darstellen wollten, müßten wir wohl an eine gewaltige, von hundert Rudern bewegte italienische Galeere des Mittelalters denken, von deren Brücke aus ein nicht weniger streitbarer Mann seine Geschosse gegen Freund und Feind schleudert, aber mit dem schweren Gefühle in der Brust, daß es nicht ein Scharmützeln, sondern ein heiliger und ernster Krieg ist, den er führt.

Und während der leicht dahinsegelnde Spötter Byron sicherlich nicht von dem Gedanken beherrscht war, daß das publizistische Richteramt, welches er in seiner Dichtung ausübt, jemals eine Besserung der gerügten sozialen und sittlichen Gebrechen in seinem heimischen Publikum herbeiführen könne, oder daß dieses Publikum überhaupt die Berechtigung, zu rügen und zu strafen, ihm zuerkennen werde, sehen wir den ernsten Kämpfer auf der Brücke des italienischen Schiffes von der festen Überzeugung durchdrungen, daß sein Publikum die Urteile aus seinem Richtermunde als gültig hinnehmen werde. In dieser unverbrüchlichen Gewißheit, zu einem gläubigen Publikum zu reden und von ihm mit demselben tiefen Ernst angehört zu werden, mit dem er zu ihm spricht, wurzelt die stolze Sicherheit der dichterischen Fiktion in der Commedia, eine Sicherheit, die dem großen Epos des britischen Dichters unzweifelhaft abgeht.

An vielen Stellen der Göttlichen Komödie begegnen wir dem Anspruch des Dichters, den guten oder schlimmen Ruf der von ihm vorgeführten zeitgenössischen Persönlichkeiten endgültig bestimmen zu können. Er läßt allerorten die unglücklichen, ja zuweilen auch die schon erlösten Seelen ihn anflehen, bei seiner Rückkehr zu den noch auf Erden Wandelnden Gutes von ihnen zu erzählen. „*Che a' miei propinqui tu ben mi rinfami!*" (daß du meinen guten Ruf wiederherstellst bei den Meinen!) ruft im Purgatorio eine Büßerin, die Sieneſin Sapia, die wegen ihres neidischen Wesens und ihrer scharfen Zunge im härenen Gewande und mit zugenähten Augen der Erlösung harren muß, dem bei ihr stillstehenden Wanderer zu. Und den unglücklichen Kanzler Kaiser Friedrichs II., den Pier delle Vigne, den er im siebenten Kreise der Hölle unter den in Bäume ein-

Digitized by Google

geschlossenen Selbstmördern findet, soll sein dichterisches Wort von dem schmählichen Verdachte, seinen Herrn verraten zu haben, noch nachträglich reinigen. „Erweist diesem Wanderer alle Ehre!“ ruft Vergil im Vorraum zum Purgatorium den sie umdrängenden Schatten zu, „denn er kann euch nützen!“ Er kann, so will er sagen, euer Fortleben im Angedenken der Welt, besonders des zeitgenössischen Publikums, herbeiführen. Selbst dem Grafen Ugolino muß er versprechen, von dem schweren Unrecht, das ihm seine Gegner zugefügt, auf Erden zu reden, und der Dichter kommt diesem Versprechen in der Tat nach und setzt sein verdammendes Urteil über die an dem Grafen und seiner Familie begangene Grausamkeit in den Fluch um, den er gegen die Stadt Pisa und ihre Bewohner schleudert. Am schärfsten aber tritt seine feste Überzeugung, daß er berufen sei, sein Publikum über das endgültige Schicksal ihrer verbrecherischen Zeitgenossen zu unterrichten, in der grausigen Szene zutage, die er in der Antenora, dem Orte, wo die Vaterlandsverräter im Eise eingefroren für ihre Missetat bestraft werden, mit seinem Landsmann Bocca degli Abati, dem Verräter der Florentiner in der Schlacht von Montaperti, erlebt. An den Haaren reißt er den gräßlich Schimpfenden aus dem Eise empor und fragt ihn nach seinem Namen. Der Unglückliche sträubt sich, ihn zu nennen, um nicht seine Schmach aufs neue unter seine Volksgenossen getragen zu sehen. Doch nun erst recht kündet der Dichter, als ein anderer der Eingefrorenen zufällig den Namen des Elenden herüberruft, ihm als Verschärfung der höllischen Strafe die Nennung des Ortes an, wo er ihn gefunden.

Wir sehen an allen solchen Stellen den Dichter in der Rolle eines öffentlichen Anklägers und zugleich in der eines Verkünders unanfechtbarer Urteile. Dieselbe Aufgabe, die heute die Presse als Vertreterin der öffentlichen Meinung erfüllen zu müssen glaubt, fühlt er infolge der himmlischen Berufung zu seiner Jenseitswanderung auf seinen Schultern lasten. Aufklärend, rügend, strafend, reinigend, mahnend und abschreckend will er auf sein Publikum einwirken, und fordert dafür, wie das ja auch heute der Publizist von seinen Lesern fordern muß, die Anerkennung seiner Berechtigung zu solchem Wirken und gutgläubiges Entgegenkommen für seine Urteilsprüche. Nur wenn wir des Florentiners hohe Meinung von diesem seinem Amte berücksichtigen, vermögen wir sein zuweilen rätselhaft oder stark subjektivistisch erscheinendes Straf- und Rügesystem und sein Verfahren bei der Zuteilung der Plätze in der Hölle oder im Himmel an seine Zeitgenossen überall zu verstehen. Es ist oft nicht sogleich ersichtlich, ob er auf der Suche nach Beispielen für die möglichst passende und möglichst lebhafte und realistische Ausstattung eines Qualenorts der Hölle oder einer Büßerstätte des Läuterungsberges oder eines der neun Himmel des Paradieses zu besonders bekannten und eindrucksvollen Gestalten aus seiner örtlichen und zeitlichen Umgebung gegriffen hat, oder ob

Digitized by Google

nicht diese Persönlichkeiten und das Bedürfnis, sie in publizistischer Absicht vorzuführen, ihm überhaupt erst den Anstoß gegeben haben, bestimmte Strafen, Büßungen und paradiesische Erhöhungen dem architektonischen Aufbau seines Werkes einzufügen. Freilich spricht die strenge Planmäßigkeit dieses Aufbaues und sein auf theologischen Lehren von der Sünde und Strafe beruhender Grundriß für die erste Annahme; aber trotzdem ist innerhalb der von Anfang an fest gezogenen großen Linien eine Abhängigkeit der Wahl seiner Beispiele von lebhaften und lehrhaften, aus der zeitgenössischen Umgebung gewonnenen Eindrücken sicherlich nicht abzuweisen.

Besonders deutlich springt das Bemühen des Dichters, die einzelnen Gelasse seines großen dichterischen Gebäudes mit möglichst zahlreichen zeitgenössischen, besonders florentinischen Gestalten zu bevölkern, im Inferno ins Auge. Das hängt unzweifelhaft zusammen mit der Entstehungszeit dieses ersten Teils seines Werkes, die in eine Periode seines Exils fällt, in der der bittere Groll auf seine ihn von der Heimat fernhaltenden Volksgenossen noch nicht zu der verhaltenen Sehnsucht nach seiner schönen Jugendhürde am Arno abgeblaßt war. Freilich begegnen uns auch im Purgatorio und im Paradiso noch häufig genug Persönlichkeiten aus seiner Zeit und aus seiner toskanischen Umgebung und Anspielungen auf Vorgänge, deren Kenntnis nur bei einem zeitgenössischen Publikum vorausgesetzt werden konnte. Nur sind in diesen Abteilungen der Commedia, die erst nach dem Tode des Kaisers Heinrich VII., des Luxemburgers, entstanden sind, diese Beziehungen nicht in so aufdringlicher und geradezu systematischer Weise wie im Inferno in das große Gewebe eingeflochten. Nach der großen Katastrophe, zu welcher sich ja auch für Dantes privates Leben das Hinscheiden dieses deutschen Königs gestaltete, hatte sich sein Blick doch mehr ins Weite und ins Höhere gewandt. Er hielt das Auge nicht mehr so fest und so zornig auf seine Vaterstadt und die sie berührenden Verhältnisse gerichtet wie in der Zeit, in der er die Höllenwanderung in den ersten großen Zügen entwarf. Zwar bleibt der Dichter auch während des Aufstiegs auf den Läuterungsberg und in die Himmel des Paradieses immer noch der Richter seiner Zeit; auch dort hat er seine ideale publizistische Aufgabe keineswegs aus den Augen verloren; aber sie steht nicht mehr so kräftig im Vordergrunde wie in den Gesängen des Inferno. So kann man wohl sagen, daß in diesen die strafende Absicht des dichterischen Publizisten vielfach erst die Situation geschaffen oder ihr wenigstens die ganz bestimmte Färbung gegeben hat, während in den beiden später entstandenen Canticke der höhere Gedanke der Erlösung des Menschlichen aus den irdischen Fesseln das Gegenwartsinteresse abschwächt und die zeitgenössischen Bestandteile der Dichtung als das Hinzugefügte, nicht mehr als das Grundlegende und Anstoßgebende erscheinen läßt.

Ein näheres Eingehen auf die Stellen der Commedia, in denen diese Wand-

Digitized by Google

lung des Verhältnisses des Dichters zu seinem Publikum besonders deutlich sichtbar wird, ist an diesem Orte nicht möglich. Doch wird schon ein flüchtiger Blick auf die letzten Gesänge des Inferno und die ersten des Purgatorio genügen, um das allmähliche Verblassen der anfänglichen Leidenschaftlichkeit Dantes gegenüber diesem zeitgenössischen Publikum darzutun.

Schon vom fünften Gesange des Inferno an, also von dem Augenblicke an, in dem der Dichter und sein Führer sich anschicken, aus dem Limbus zu den eigentlichen Stätten der höllischen Strafen hinabzusteigen, können wir beobachten, daß die besondere Gattung der bestraften Verbrecher jeweilig durch eine typische Gestalt aus der antiken Welt charakterisiert wird, daß aber nach der Vorführung dieses „Schulbeispiels", wenn wir jene Gestalt so nennen dürfen, der Dichter sofort zu den Beispielen greift, die seine Zeit oder die nur um einige Jahrzehnte zurückliegende heimische Geschichte ihm in Fülle darbieten. Nur in zwei Fällen verläßt er mit seinen „Schulbeispielen" den klassischen Boden: in der Bolgia der Heuchler führt er den jüdischen Hohenpriester Caiphas, in der der Schismatiker den Propheten Mohamed als typische Vertreter vor. Und gerade in den lebhaftesten Schilderungen verzichtet er überhaupt auf das Schulbeispiel und tritt sofort das über seine Zeitgenossen auszuübende Richteramt an. So erhebt sich gleich im fünften Gesang die wunderbar ergreifende Darstellung der in Francesca und Paolo bestraften sündigen Liebe auf dem Untergrund der um Semiramis und Dido in schöner Steigerung geschaften erotischen Sünder; so tritt uns im zehnten Gesange Minotauros als Urbild der Gewalttätigen, im vierzehnten der mythische Capaneus als Vertreter der Frevler gegen Gott gleich im Eingang entgegen. Bei den Dieben ist es Cacus, bei den Fälschern der eigenen Persönlichkeit ist es Mirrha, und bei den Verrätern sind es Judas Ischariot, Brutus und Cassius, die als gleichsam klassische Typen zunächst vorgestellt werden. Aber so wunderbar scharf und ausdrucksvoll diese Typen auch gezeichnet sind, müssen sie doch an die zweite Stelle zurücktreten vor der lebensvollen Fülle der aus des Dichters näherer und fernerer Umgebung herausgehobenen Sünder.

Bewunderungswert ist schon die Mannigfaltigkeit dieser Gestalten. Sie geben in ihrer Gesamtheit ein vollständiges Bild von der Kriminalität jener wildbewegten Zeit, aber jede für sich ist dabei ein ganz individuelles, künstlerisch vollendetes Porträt. Und nicht lediglich Haß oder Groll haben den Pinsel des Dichters bei der Ausführung dieser Einzelbildnisse geführt, vielmehr weiß der Schilderer die ganze Skala der Farbentöne, die zur getreuen Wiedergabe voller Menschlichkeit aufgeboten werden müssen, zu entfalten. Welche Zartheit und wehmutvolle Süße treten uns in dem Bilde der Ehebrecherin Francesca da Rimini entgegen, welche würdevolle Größe in den Zügen des Ketzers Farinata degli Uberti, welcher echte Ausdruck des unversöhnlichen Grimmes in dem

Digitized by Google

wundervollen Charakterkopf des Grafen Ugolino! Und neben solchen, mit liebevoller künstlerischer Ausführlichkeit behandelten Bildnissen stehen die hundert anderen Gestalten, die nur mit flüchtigen Griffel umrissen zu sein scheinen und deren jede einzelne doch die lebenerweckende Hand des großen Künstlers verrät: die Selbstmörder, die Sodomiten, die Kuppler und Verführer, die Wucherer und Betrüger, die Fälscher und Verräter und was sonst noch von Sündern in den toskanischen Städten oder auf den mittelitalienischen Burgen herumwimmelte. Keine Spur von seelischer Weichlichkeit und schwächlicher Rührseligkeit findet sich in den oft flüchtigen und doch stets so beredten Linien; eine feste, oft harte und grausame Hand hat diese Porträtskizzen hingeworfen, ein starres künstlerisches Gerechtigkeits- und Wahrheitsgefühl hat dem Schilderer dabei aus dem Auge geschaut — aber keineswegs fehlt die warme Menschlichkeit in der schrecklichen Mannigfaltigkeit dieses grausigen Höllengemäldes. Sie bricht immer wieder durch, zuweilen gerade dem ärgsten Sünder gegenüber, und wirft einen rasch vorüberhuschenden Schimmer, der aus Erinnerungen an das frühere, irdische Leben und Zusammensein gewebt ist, selbst in das rauch- und bluterfüllte Düster der Hölle.

Wie nun dieses Düster beim Aufstieg zum Läuterungsberge einem sanften Dämmerungslichte weicht, um im Paradiese in den vollen Glanz der himmlischen Seligkeit überzugehen, so erscheinen ganz von selbst auch die vom Dichter aus seiner irdischen Umgebung herübergeholten Gestalten in einem immer lichter werdenden Kolorit. Nicht mehr unabwendbar sind ja die auf dem Läuterungsberge verbüßten Strafen; das Licht der Hoffnung, das im Inferno gänzlich erloschen war, beginnt hier nun durch Nebel hindurch die Gesichter der Büßer zu beleuchten. So gewinnen auch die Züge der Menschlichkeit, die bei den zu Höllenqualen Verdammten nur zur Reliefwirkung angedeutet zu sein scheinen, eine immer wachsende selbständige Bedeutung in der Bildniskunst des großen Meisters. König Manfred, der heldenhafte Hohenstaufensprößling, büßt auf der Insel des Antipurgatorio mit noch blutenden Wunden für den Kirchenbann, in dem er starb; aber er büßt mit einem Lächeln, wie es keinem der Sünder im höllischen Bezirke auf die Lippen kam; der Stoßseufzer, den er, in der Schlacht von Benevent zu Tode getroffen vom Rosse sinkend, zur Gnade Gottes hinaufgeschickt, hat ja den Fluch seiner priesterlichen Gegner ausgelöscht. Und wie freudig klingt deshalb auch seine an den Dichter gerichtete Bitte, ihn der kirchlichen Fürbitte seiner Tochter Costanza zu empfehlen, gegenüber den angstvoll flehenden oder verzweifelnden Zurufen, mit denen ihn die Schatten in der Hölle um einen gerechten und milden Bericht über sie vor seinem irdischen Publikum angehen. Oder wie rührend ist die Geste, mit der im fünften Gesang des Purgatorio jene Pia de' Tolomei, die in der Blüte ihres Lebens von ihrem eifersüchtigen Manne heimlich hingemordete junge Sieneſin, ihn um ein freundliches Erinnern auf Erden bittet!

Digitized by Google

Gewiß übt auch im Purgatorio, ja selbst im Paradiso noch, der Dichter sein publizistisches Richteramt aus. Er verschweigt keineswegs die sittlichen Mängel der ihm dort begegnenden Zeitgenossen, und die Worte, mit denen er sich gegen diese Mängel wendet, klingen oft nicht minder hart wie die, mit denen er den Verdammten in der Hölle ihre Strafe zudiktiert. Aber je weiter er hinaufsteigt, desto mehr gewinnt das Typische in der Zeichnung der zeitgenössischen Gestalten an Bedeutung gegenüber dem individuell Persönlichen. Nun treten auch die Angehörigen seines eigentlichen Publikums schon als Schulbeispiele auf, was sie im Inferno noch durchaus nicht waren. Die eigentlichen Charakterköpfe in der realistischen Ausführung, wie wir sie dort in so großer Zahl und Mannigfaltigkeit finden, werden seltener, obwohl sie nicht gänzlich verschwinden; das stärkere Licht, in der geläuterten, oder später der himmlischen Umgebung läßt vielfach das Eindrucksvolle und die scharfen Linien in ihren Zügen zurücktreten; die Physiognomien werden flacher und unterscheiden sich nicht mehr so scharf von einander wie die der Verdammten in der Hölle.

Dafür gewinnen aber die Überblicke über soziale und politische, besonders kirchenpolitische Vorgänge und Zustände, gegen die der große Publizist sich klagend oder rügend wendet, an Weite und Tiefe. Waren es in den letzten Gesängen des Inferno noch die Einzelgestalten der Vaterlandsverräter, welche seinen Zorn entfesselten, so ist es schon in einem der ersten Gesänge des Purgatorio der Gedanke an die allgemeine Gesinnungslosigkeit unter seinen Landsleuten, der seine Entrüstung zur Auslösung bringt. Die gewaltige Anklage gegen das geknechtete Italien seiner Zeit und gegen das treulose Florenz ist nun an die Stelle jener Einzelbeispiele des Verrätertums getreten. Und begegnen uns in der dritten Bolgia des achten Höllenkreises nur die drei scharf charakterisierten simonistischen Päpste Nicolaus II., Bonifaz VIII. und Clemens V. als Verderber der Kirche, so schleudert der Dichter bei seiner Ankunft im irdischen Paradiese, oder später aus dem siebenten und achten Kreise des himmlischen heraus in großartiger allegorischer Verallgemeinerung seine Blitze gegen die verweltlichte Kirche und gegen ihre Vergewaltiger, gegen den Luxus der Prälaten, gegen die Sittenverderbnis in den Klöstern, gegen die habsüchtigen römischen Bischöfe und ihre Nachfolger. Wie scharf sticht ferner die Individualisierung der diebischen, betrügerischen, heuchlerischen Florentiner im Inferno von der allgemeinen, gegen die putzsüchtigen Florentiner Frauen geschleuderte Anklage im Purgatorio ab! Wie farblos wirkt das Lob der guten alten Zeit im Florenz des frühen Mittelalters, das der Dichter im Paradiso seinem Urältervater Cacciaguida in den Mund legt, mit seiner bloßen Namenaufzählung der tüchtigen früheren Stadtgeschlechter, gegenüber den lebensvollen Einzelgestalten eines Farinata degli Uberti, eines Guido da Montefeltro, eines Brunetto Latini und anderer im Inferno und Purgatorio!

Digitized by Google

Auch der soziale Stand der zeitgenössischen Personen beginnt sich merklich zu heben, je höher der Wanderer aus den Sümpfen des Inferno zu den Höhen des Läuterungsberges und in die Himmel des Paradieses hinaufsteigt. Dort finden wir im Gewimmel der Sünder und Sünderinnen neben den bekannten Gestalten aus den niederen und höheren Adelsgeschlechtern Mittelitaliens viele und besonders scharf gezeichnete Typen aus dem eigentlichen toskanischen und romagnolischen Popolino: Gauner, Betrüger, Wucherer, Wahrsager, Zwietrachtstifter, Falschmünzer und sonstige Gesellen, von denen im Munde des Volkes wohl viele Berichte und Geschichtchen leben mochten. Schon im Purgatorio beginnt auch diese Gesellschaft sich zu läutern, findet eine Auslese in sozialer Hinsicht statt, treten edle Frauen aus den hervorragendsten Geschlechtern in größerer Anzahl auf den Plan. Und im Paradiese sind wir recht eigentlich in der Gesellschaft von Fürsten und Königen, von heiligen Männern und Frauen, von großen Theologen, von Ordensgründern und ihren zeitgenössischen Nachfolgern. Nicht immer sind natürlich diese Unterscheidungslinien sozialer Art in den drei Teilen der Commedia deutlich festgehalten; es verirren sich einzelne Gestalten gelegentlich auch in die ihnen nicht eigentlich zustehenden Gebiete. Aber im allgemeinen ist eine stetig zunehmende, auch soziale Erhöhung des zeitgenössischen Publikums in dem Verlaufe des Werkes festzustellen.

Sie hängt mit der zunehmenden Erhöhung der sittlichen Idee in der Commedia zusammen, wohl aber auch damit, daß das Publikum, das der Dichter beim Abfassen seines Gedichtes vor seiner Seele stehen sah, sich, je weiter er in dem Werke äußerlich und innerlich fortschritt, unwillkürlich in seiner Zusammensetzung veränderte. Immer bleibt es in vorwiegendem Maße ein zeitgenössisches, aber mit dem Wanderer durch die drei Reiche des Jenseits steigt es, wie in moralischer, so auch in sozialer Hinsicht aus den Tiefen durch die Läuterung zur Höhe. Auf das an echt volkstümlichen Wirkungen noch besonders reiche Inferno folgt das schon auf feinere Empfindungen abgestimmte Purgatorio, und an dieses schließt sich das Paradiso an, das eine an die sublimste Gedankenentwicklung gewöhnte Zuhörerschaft verlangt. So hat der Dichter in der Tat sein Publikum erzogen und heraufgezogen auf die Höhen, auf denen er schließlich selbst einherwandelt; er hat also die von jedem großen Publizisten erstrebte Wirkung erreicht. Daß aber Dante eine solche Wirkung in ganz bewußter Weise anstrebte, daß er sich klar darüber war, mit welchen Mitteln auch der Dichter die Aufmerksamkeit einer zeitgenössischen Zuhörerschaft zu erregen und festzuhalten habe, wenn er erziehlich wirken will, möge uns ein kurzer Blick zeigen, den wir zum Schluß auf einige, zur Erreichung seines Zweckes von ihm immer wieder angewandte, recht eigentlich publizistische Kunstgriffe werfen wollen.

Vor allem fällt uns das ja auch in der heutigen Publizistik gerne gebrauchte Kunstmittel der versteckten Andeutung ins Auge. Überraschend oft macht Dante

Digitized by Google

von ihm Gebrauch. Die Dunkelheit vieler Stellen in der Göttlichen Komödie hat von jeher den Kommentatoren viel zu schaffen gemacht und eine große Fülle von historischen und ästhetischen, zum Teil auch heute noch nicht abgeschlossenen Untersuchungen hervorgerufen. Der Dichter liebt es, auf manche Persönlichkeiten nur anzuspielen, ohne sie überhaupt bei Namen zu nennen; manche andere nur mit einer ihrem Namen beigefügten schlagwortartigen Charakteristik an uns vorüberhuschen zu lassen. Diese seine Vorliebe für Andeutungen hängt natürlich zusammen mit seiner Annahme, ein zeitgenössisches Publikum, das diese Andeutungen sofort und leicht verstehen werde, als Zuhörerschaft vor sich zu haben. Aber er gab, wie es scheint, selbst diesem Publikum gerne Rätsel auf, wie er das einigemale ganz offen zugesteht; und hierin berührt sich seine Art der symbolischen Hinweisungen zuweilen mit der Geheimniskrämerei des alten Goethe in der klassischen Walpurgisnacht. Im Allgemeinen jedoch ähnelt sein Verfahren, andeutungsweise zu wirken, dem unserer klassischen Xeniendichter, die ja ebenfalls von einer ausgeprägt publizistischen Absicht bei ihren versteckten Angriffen auf das zeitgenössische Schrifttum geleitet wurden.

Ein besonders deutliches Beispiel dieses Verfahrens finden wir im siebenten Kreis der Hölle: ein trauriges Häuflein sitzt dort im glühenden Sande, umsprüht vom flackernden Flammenregen. Es sind die Wucherer. Jeder von ihnen hat am Halse einen leeren Geldsack hängen, der eine bestimmte Farbe und ein aufgemaltes Wappen trägt. Indem nun der Dichter, ohne einen Namen zu nennen, einige dieser Wappen beschreibt, geißelt er bestimmte florentinische Persönlichkeiten — daneben auch einen Paduaner —, die von dem zeitgenössischen Publikum an ihren Familienwappen unzweifelhaft sofort erkannt wurden, mit seinem furchtbaren Spotte. Und in ähnlicher Weise deutet er im blutigen Walde, in dessen Bäumen und Sträuchern die Seelen der Selbstmörder eingekerkert seufzen, auf einen ungenannten Florentiner hin, der „sich zum Galgen sein eigenes Haus machte", d. h. sich vielleicht am Türpfosten aufhing, was wohl ein im damaligen Florenz besonders auffallendes Ereignis war; ähnlich charakterisiert er in der von Cacciaguida vorgebrachten, besonders anspielungsreichen Aufzählung der alten Florentiner Geschlechter die nicht mit Namen genannte Familie der Tosinghi lediglich, aber in einer seinem Publikum durchaus verständlichen Weise durch den Hinweis auf den Einfluß, den sie durch die von ihr usurpierte jeweilige Verwaltung des vakanten Bistums gewann. Derartige Beispiele begegnen uns auf Schritt und Tritt in allen drei Reichen der Commedia. Sie erschweren den Lesern späterer Zeiten das Verständnis des Textes ungemein, aber sie müssen für das eigentliche Publikum des Dichters gerade wegen der Anonymität, in deren Schleier die rasch an ihm vorbeiziehenden Gestalten gehüllt waren, zum Gegenstand der Neugierde, des Rätselratens und deshalb einer besonders angespannten Aufmerksamkeit geworden sein.

Digitized by Google

Kein Zweifel, daß Dante diese Anonymität zuweilen als Hülle für politische und persönliche Anspielungen recht subjektiver Art benutzte und daß er unter dieser Hülle auch unkontrollierbare Gerüchte und im Volke umgehende Erzählungen wiedergab. Nicht alles, was er auf diese Weise mehr aus publizistischem Bedürfnis als aus dichterischer Notwendigkeit in seine Verhüllungen hineingepackt hat, konnte später durch die Kommentare in befriedigender Deutlichkeit aufgeklärt oder durch die nachprüfende historische Forschung in seiner Richtigkeit bestätigt werden. Aber im allgemeinen scheint er doch mit seinen kurzen und oft schwer verständlichen Andeutungen über zeitgenössische Personen und Vorgänge das Richtige getroffen und die Personen auf den ihnen in Wirklichkeit zukommenden Platz, die Vorgänge in die vor dem Urteil der Geschichte standhaltende Beleuchtung gesetzt zu haben. Sein scharfer Blick für das öffentliche Leben und nicht minder das in ihm stets lebhaft bleibende Gefühl der publizistischen Verantwortlichkeit verleihen selbst seinen Andeutungen und versteckten Hinweisen den Charakter der Objektivität. Und immer ist, selbst wo die Objektivität angezweifelt werden könnte, die künstlerische Treffsicherheit zu bewundern, mit der unser Dichter als echter Publizist oft nur durch ein einziges Begleitwort oder durch eine kurze Bemerkung eine Person zu charakterisieren, einen Vorgang scharf darzustellen versteht.

Neben dieser ganz besonders ihm eigenen Gabe, durch bloß skizzierte Züge zu wirken — einer Gabe, die den großen Publizisten nicht minder als den großen Dichter kennzeichnet — steht gleichwertig seine außerordentliche Geschicklichkeit in der kompositionellen Einfügung einzelner, scheinbar zufälliger Gestalten und Vorgänge in das große Gewebe des Werkes. Nicht immer ist die an irgend einem Orte der Hölle oder des Läuterungsberges oder des Paradieses ihm begegnende Person um ihrer selbst willen dorthin gestellt. Sie ist zwar den typischen Vertretern eines Lasters oder einer Tugend beigesellt, aber nicht weil sie ein lehrreiches Beispiel für die betreffende moralische Kategorie wäre, sondern lediglich weil der Dichter sie benutzen will zur Einführung anderer Personen, die mit dieser Kategorie nicht das geringste zu tun haben, die er aber sonst nicht unterbringen konnte. Jene ersten Personen sind also nur vorgeschoben; sie bilden den Anknüpfungspunkt für die Einführung der anderen, auf die es dem Dichter besonders ankommt, oder auch für die Erörterung irgend einer theoretischen Frage, die ihm am Herzen liegt.

So führt er, um ein Beispiel dieser kompositionellen Geschicklichkeit zu geben, am Schluß des dreizehnten Gesangs des Purgatorio, in welchem zunächst das Gebot der christlichen Nächstenliebe und seine Verletzungen erörtert werden, mit der ganz unvermittelten Frage, ob unter den Büßenden etwa eine lateinische Seele sei, die schon einmal hier erwähnte sienesische Edelfrau Sapia als abschreckendes Beispiel für das jedes Maß überschreitende Neidgefühl ein. Der gehässige Aus-

Digitized by Google

spruch, den er ihr in den Mund legt, hat lediglich anekdotischen Wert, aber die Büßerin erwähnt dabei den Namen eines in den Geruch der Heiligkeit gelangten Sieneſen, des Pier Pettinagno, der durch ſeine Fürbitte ihr die Beſtrafung in der Hölle erſpart und ſie auf den Läuterungsberg erhoben habe. Die älteren Kommentare wußten von dieſem Manne, deſſen Namen ſie falſch deuteten, nichts zu berichten, als daß er ein frommer Kammhändler aus der Nähe von Siena geweſen ſei. Erſt aus der ſorgfältigen Durchforſchung der die Zeit Dantes betreffenden Archive durch den neueſten Geſchichtsſchreiber von Florenz, Robert Davidſohn, erfahren wir, daß dieſer Pettinagno ein Minoritenbruder war, der in Santa Croce in Florenz öffentlich predigte und zu den nächſten Freunden des jungen Dante gehörte. Es iſt wahrſcheinlich, daß er auf des Dichters religiöſes Empfinden einen tiefen Einfluß gewonnen hatte, und ganz offenbar hat Dante die Figur der Sapia lediglich dazu benutzt, um durch Anknüpfung an dieſe ſonſt gänzlich unbekannte Frau dem Jugendfreunde ein ſchönes Denkmal zu ſetzen, und wiederum anknüpfend an ihn das Bekenntnis der eigenen Sündigkeit vor ſeinen Zeitgenoſſen abzulegen. So erfindet er alſo eine ziemlich belangloſe Begegnung, um von ihr ausgehend zu Bedeutendem fortzuſchreiten. In ähnlicher Weiſe — um noch ein anderes Beiſpiel ſolchen Vorgehens aus den vielen hervorzuheben — gibt ihm die Geſtalt des luccheſiſchen Dichters Bonagiunta, der er unter den Büßern für Gaumenſünden im ſechſten Umgange des Läuterungsberges begegnet, Anlaß zur Einführung jener bis heute rätſelhaft gebliebenen Luccheſin Gentucca, die des ſchon alternden Dichters Herz noch einmal entflammt zu haben ſcheint und wie ein flüchtiger Sonnenſtrahl die Dämmerung des Büßerberges für einen kurzen Augenblick erhellt; zugleich aber auch den Anlaß zur Erörterung der Grundſätze der toskaniſchen Dichterſchule des *dolce stil nuovo*.

Ebenſowenig wie die hiſtoriſche Forſchung bis jetzt volle Klarheit über manche Andeutungen und verſteckte, rätſelhafte Anſpielungen in der Göttlichen Komödie ergeben hat, iſt überall der Zuſammenhang, in den er Perſonen und Vorgänge bringt, in ſeiner eigentlichen Bedeutung zu verſtehen. Auch heute noch müſſen ſich die Kommentare an vielen Stellen auf Vermutungen und künſtlich konſtruierte Erklärungen beſchränken, wo vielleicht für das zeitgenöſſiſche Publikum des Dichters jener Zuſammenhang ſofort zutage lag. Aber je mehr die Einzelforſchung das archivaliſche Material für die Geſchichte jener Zeit durcharbeitet, deſto überraſchender finden ſich manche der Andeutungen und Verknüpfungen, die man bisher nicht verſtand, in ihrer Richtigkeit beſtätigt. Und gerade der Forſcher, der uns über die eben genannte Geſtalt des Pettinagno aufklären konnte, hat in ſeiner trefflichen Geſchichte von Florenz, die jetzt zum Zeitalter Dantes vorgeſchritten iſt, die fruchtbarſten Beiträge zur näheren Kenntnis des Publikums des Dichters und zum Verſtändnis ſeiner ausgeſprochen publiziſtiſchen, aber auch zugleich im höchſten Grade künſtleriſchen Abſicht gegeben.

Digitized by Google

Ist diese Absicht nicht im Grunde dieselbe, auf der auch heute noch jede eigentliche, jede starke Einwirkung des Dichters und Schriftstellers auf seine Zeitgenossen, und damit indirekt auch auf die Nachwelt, beruht? Die restlose Verbindung eines starken Gegenwartssinnes mit dem lebhaften sittlichen und künstlerischen Verantwortungsgefühle, die jeder wahre Publizist in seiner Natur vollziehen muß, kommt in der großen Dichtung des Florentiners zur schönen Verwirklichung, und hierauf gründete sich seine Berechtigung, das Richteramt über seine Zeitgenossen auszuüben. Ihm legte dazu die Gottheit noch die höchste Dichtergabe in die Brust, und diese trug sein Werk über den engen Bereich seines eigentlichen Publikums hinaus in die Ewigkeit.

Die Bischofsstadt Bamberg.

Von Karl Theodor Heigel in München.

Die Stadt baut sich harmonisch in drei Teilen auf. Vom Bahnhof bis zum rechten Regnitzarm laufen in der Ebene eine Zeile moderner Zinskästen und zahlreiche Gäßchen mit ärmlichen Häusern, der Hauptsitz des Bamberger Gemüsehandels. Auf der Insel zwischen rechtem und linkem Regnitzarm dehnt sich die eigentliche Stadt aus, terrassenförmig sich lehnend an eine Reihe von Hügeln, die von imposanten Kirchenbauten gekrönt sind. Mit Recht macht der treffliche „Führer durch Bamberg" von Leist, Schneider und Ament die Gäste der Stadt darauf aufmerksam, daß insbesondere das wechselvolle Auf und Ab der vielen Türme eine eigentümlich reizvolle Bewegung in die Vedute bringt. Auf dem rechten Ufer erheben sich der Domberg mit seinen majestätischen Bauten und der Michelsberg mit seinem stattlichen Kloster. Das Ganze wird überragt von der aus Waldesgrün hervorschimmernden Alten Burg. Ein Stadtbild von seltener Anmut und Größe!

Im Gärtnerquartier nimmt nur ein Bauwerk von ehrwürdigem Alter unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, St. Gangolph. Schon in der gleichzeitigen Biographie Kaiser Heinrichs IV. wird das von Graf Walbot von Wolfsrack und einem Bamberger Bürger Eberhart gegründete Chorherrenstift zu U. l. Frau und St. Gangolph erwähnt. Im Mauerkern läßt sich noch heute die ehemalige Basilikenform erkennen, doch hat fast jedes Jahrhundert Umgestaltungen vorgenommen; zuletzt mußten auch noch die gotischen Türme ihre Spitzdächer mit Barockkugeln vertauschen. Noch aus romanischer Zeit stammt die an die älteste Basilika angebaute Kapelle zur göttlichen Hilfe. In ihr zieht ein Bild der sogenannten hl. Kümmernis, d. h. eines bekleideten, ehedem für eine Frauengestalt gehaltenen Christus viele neugierige Blicke auf sich. Früher soll hier ein Eisenhammer gestanden haben, an den die Volkssage die Episode der

Digitized by Google

wunderbaren Rettung des sanften Fridolin knüpfte. Der anstoßende Pfarrhof war zur Zeit Rudolphs von Habsburg die Behausung des Rektors der Schule in „suburbio Teuerstadt", des Dichters des „Renner", Hugo von Trimberg.

Eine Kettenbrücke führt über die Regnitz in die innere Stadt, die durch den Grünen Markt in zwei gleich große Hälften geteilt wird. In den Vormittagsstunden geht es auf dem Marktplatz lustig her. Da sind ganze Pyramiden von Gemüsen aller Art aufgestapelt, und die Verkäuferinnen wissen ihre Ware mit gellender Beredsamkeit anzupreisen. Als ich einmal in Begleitung eines berühmten Reisenden den Grünen Markt passierte, machte mich der Gelehrte auf die zahlreichen hübschen Mädchen mit schwarzen Augen und dunklem Haar aufmerksam. Die auffällige Erscheinung, meinte er lächelnd, finde wohl darin ihre Erklärung, daß die vielen Domherren aus Italien in intimen Verkehr mit der Bevölkerung getreten seien. Da mußte ich nun freilich den berühmten Ethnologen darüber aufklären, daß der fränkische Adel sich ganz gewiß niemals das Eindringen welscher Herren ins Bamberger Domkapitel hätte gefallen lassen. Die Erklärung liegt, wie schon erwähnt, in der Vermischung mit slavischen Elementen. Der Marktplatz mit seinen öffentlichen und Privatgebäuden aus den verschiedensten Perioden wird beherrscht von einem mächtigen Barockbau, der früher zum Jesuitenkollegium gehörenden St. Martinskirche. An die von Georg Dinzenhofer nach italienischen Mustern aufgeführte prunkvolle Kirche schließt sich das schmucklose Ordenshaus, in dem jetzt das Lyzeum, sowie die ehemalige fürstbischöfliche Bibliothek untergebracht sind. Obwohl die kostbarsten Bamberger Handschriften an die Münchner Staatsbibliothek abgegeben werden mußten, besitzt die Bücherei noch heute eine große Anzahl Cimelien, die nicht bloß die Philologen und Epigraphiker, sondern auch die Künstler und Kunstkenner in Atem halten. Zu den bekanntesten gehören die Alcuinbibel, in Schrift und Bild ein charakteristisches Werk des karlingischen Zeitalters, der Kodex der Offenbarung Johannis mit den berühmten apokalyptischen Reitern, wahrscheinlich ein Geschenk der Kaiserin Kunegunde, die sogenannten Gebetbücher Heinrichs II. und Kunegundens, deren Elfenbeindeckel in die Antike zurückreichen, eine von dem Bamberger Diakon Albert verfaßte Lebensbeschreibung des Kaiserpaares mit einem Widmungsbild, das die Feuerprobe der keuschen Kaiserin darstellt, usw. Aus allen Jahrhunderten gibt es Bilderhandschriften, Beispiele der verschiedensten Stufen einer aus innerem Trieb und Bedürfnis hervorgegangenen Kunstübung. Schon in der älteren Kaiserzeit gehörte die Bamberger Bibliothek zu den bedeutendsten im Reich. Mit Hilfe dieser Bestände konnte in den Tagen Heinrichs V. Abt Ekkehard von Aura, wie er selbst dankbar erklärte, die erste deutsche Weltchronik abfassen. Köstlichere Bücher könne es nirgend geben, sagt Murr in seinen aus dem Ende des 18. Jahrhunderts stammenden „Bambergischen Merkwürdigkeiten", und

Digitized by Google

es sei nur zu bedauern, daß nicht jedermann der lateinischen Sprache mächtig sei, damit er nicht bloß schauen, sondern auch verstehen könne. Doch auch der Laie, der sich nicht zu den „Schriftgelehrten" zählen kann, wird aus liebevollem Sichversenken in diese ältesten Dokumente künstlerischer Betätigung Genuß ziehen.

Bemerkenswerte gotische Profanbauten haben sich in der inneren Stadt nicht erhalten, auch die Renaissance ist nicht bedeutend vertreten, dagegen stoßen wir in allen Straßen auf Barock- und Rokokobauten mit hübschen Skulpturen als Fenster- und Dachverzierungen, dazwischen auch Fachwerkhäuser von eindrucksvoller Ornamentik, lauter dem Landes- und Volkscharakter angemessene Werke. Reizend ist der gleichsam aus den Fluten der Regnitz sich erhebende Palazetto des reichen Archivars Böttinger aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Es ist strittig, ob ihn Balthasar Naumann, der Baumeister der Schlösser zu Würzburg und Bruchsal, oder der kongeniale Bamberger Johann Dientzenhofer erbaute; jedenfalls gehörte der Meister zu den Großen.

Wenn über der Stadt mondhell und wolkenlos der Nachthimmel liegt, werden die Steinfigürchen und Stukkoputten an den kapriziösen Häuserfassaden lebendig und erzählen von alten Tagen, von jenem Zeitalter vornehmer Lebenskunst, da die Gesellschaft mehr bedeutete, als der Staat und das ästhetische Feingefühl oberstes Gesetz war. Wir sehen durch die Korridore reichgekleidete Diener eilen, um die Gäste zu empfangen, die in gestickten Röcken und seidenen Soutanen aus den Sänften steigen, gravitätische Domherren, ehrsame Bürger, geputzte Damen, *Petits maitres*, Abenteurer, Goldmacher, eine wunderlich gemischte Gesellschaft. — Im ersten Stockwerk tönt sanfte Musik. In der mit Atlastapeten, vergoldeten Möbeln und funkelnden Hängeleuchtern ausgestatteten *sala da ballo* lauscht ein um den Hausherrn sitzender erlesener Kreis den Weisen von Gabrieli und Viadana, die ein italienisches Orchester mit seinen *violini piccoli* und *baßi di gamba* zu reizender Geltung bringt. Unten im Garten steht in zärtlichem Zwiegespräch ein empfindsames Liebespaar, das sich über die Freitreppe des Hauses in die dunklen Laubgänge verloren hatte — —

Die Gärten von Bamberg waren von altersher berühmt. Wenn Jakob Ayrer in seiner Bamberger Reimchronik sagt:

„Auch hat's viel Gärten umb die Stadt,
Daß sie an Obst kein Zadel (Mangel) hat,"

so bezieht sich das Lob vornehmlich auf die vielen Nutzgärten, doch ein Poet des 18. Jahrhunderts, dessen lateinische Verse in deutsche übersetzt und dadurch teilweis unverständlich geworden sind, feiert auch begeistert die Bamberger Parkanlagen, vor allem die Gartenlust des Seehofes:

„Was wollt ihr, Idens Schoß und Erymanthens Hügel,
Behalt' für euren Stolz der Bäume schwanke Flügel,

Digitized by Google

Die ihren Nährgrund zwar vor heißem Licht gedeckt,
Doch in der Gäste Herz mehr Furcht als Wonne weckt.
Des Bambergs grüner Schmuck läßt sich mit euch nicht gleichen,
Werd' seiner Schatten Dach im Himmel nie erreichen!"

Die meisten von diesen Lusthainen mit ihren architektonischen Prunkbeeten, symmetrischen Terrassen und springenden Wassern sind nun freilich der Ausdehnung der Stadt zum Opfer gefallen, doch sind noch in vielen Straßen große oder kleine Gärten eingesprengt, so daß ich meiner Schilderung der Bischofsstadt ebensogut die Überschrift: Die grüne Stadt! hätte geben können.

Vom Garten des Kapuzinerklosters auf Abtswörth hat E. T. A. Hoffmann in seinen „Elixieren des Teufels" eine prachtvolle Schilderung gegeben. Der Dichter des „Kater Murr" war in den Jahren 1808 bis 1813 in Bamberg zuerst an der Oper als Komponist, Regisseur, Architekt und Dekorationsmaler, später als Musiklehrer und Journalist tätig. Am Schillerplatz steht noch das schmalbrüstige Haus, in dem er wohnte. Hier schrieb er die Bruchstücke aus dem Leben des Kapellmeisters Kreisler, hier komponierte er die Oper Undine. Wiederholt notiert er in seinem Tagebuch, daß er auf der Altenburg eine Beethovensche Partitur studiert habe, über welche er für die „Allgemeine musikalische Zeitung" ein Referat übernommen hatte. In Bamberg lernte er auch jene Dame kennen und lieben, die ihm für die Cäcilia und die Julia in den „Phantasiestücken" und in Kreislers Lebensgeschichte vorschwebte (Muncker).

Ein origineller Gedanke war es, das Rathaus mitten auf die Brücke zu stellen, die, in drei Bogen keck die Regnitz überspannend, den hochgelegenen Stadtteil auf dem linken Ufer mit der Insel verbindet. Besondere Freude macht mir immer der Blick von der Brücke auf die „Neue Pfarrkirche"; die Silhouette erinnert mich an den in vornehmer Gelassenheit im Sattel sich aufrichtenden Colleone. Auch der brausend und schäumend vom Wehr herabstürzende und pfeilschnell unter der Brücke dahinschießende Fluß und dazu die am Ufer gelegenen alten Mühlen und Werkstätten bieten ein Bild von malerischem Reiz. Auf dem zweiten Joch der Brücke erhebt sich das mit Benutzung eines gotischen Brückenturmes um die Mitte des 18. Jahrhunderts errichtete Rathaus. Die Fassaden erhielten durch den schwäbischen Maler Johann Anwander einen Freskenschmuck, der in jüngster Zeit mit Glück wiederhergestellt wurde. Das über einem Fenster angebrachte Puttchen, das mit schelmischer Miene den Vorhang in die Höhe hebt, wirkt wie ein Sonnenstrahl im Nebelwetter!

Nun noch ein paar hundert Schritte steil aufwärts, und wir stehen auf dem Domberg. Auch wenn man kein Freund von Superlativen ist, wird man sich hier gedrängt fühlen, dem Entzücken über die einzigartige Schönheit des Platzes begeisterten Ausdruck zu geben. Von der schlicht romanischen Bauepoche bis zum Überschwang des Barock sind alle Wandlungen des Kunstgeschmacks

Digitized by Google

durch hochbedeutende Werke vertreten. In würdevoller Einfachheit repräsentiert der Dom mit seinen vier schlanken Türmen kerndeutsche Kunst, nach Schnaase „das bedeutendste und reichste Werk der ganzen Gruppe des Übergangs (vom Romanischen zum Gotischen), vielleicht der deutschen Architektur aller Zeiten". Eine edle Schöpfung der vom italienischen Vorbild beeinflußten deutschen Renaissance ist die alte Hofhaltung in der Mitte des Platzes. An der Nordseite erhebt sich die Neue Residenz, ein in französischem Prunkstil erbauter Monumentalpalast, für den schon als Lob gelten kann, daß er sich in solcher Nachbarschaft mit Ehren behauptet. Feinsinnig hat der Baumeister Leonhard Dinzenhofer auf der Stadtseite eine mäßig hohe Balustrade aufgeführt, so daß das unmittelbar darunter liegende Dächerwirrsal verdeckt ist und der wundervolle Platz eine in sich abgeschlossene Einheit bildet. Der feierliche Eindruck wird noch dadurch erhöht, daß mit Ausnahme der Stunden, in denen im Dom festliches Hochamt stattfindet, nur wenige Leute hier verkehren. Ungestört kann sich der Kunstfreund dem Stimmungszauber hingeben, den die auf einem Punkt vereinigten großartigen Schöpfungen von neun Jahrhunderten wachrufen. Er kann hier, wie einmal Liszt von seinem Aufenthalt im Dominikanerkloster auf dem Monte Mario bei Rom schreibt, mehr hören, als alle geschriebenen und spielbaren Instrumente!

Der Bamberger Dom ist so recht das Urbild der baulichen Tätigkeit eines Zeitalters, in dem die Religion noch die gesamte Kulturwelt beherrschte, in dem auch im Kaisertum noch der theokratische Charakter überwog, in dem fast jeder Kriegszug ein Kreuzzug war, schon lange vor den Versuchen, den Moslemin die heiligen Stätten zu entreißen. Alle Pracht, alle Größe sind im Haus Gottes vereinigt, ärmlich sind fast alle weltlichen Bauten, die nur in ihrem Verfall heute so malerischen Reiz gewähren. In der Geschichte des Münsters gibt es noch manche ungelöste Fragen. Der Bau Heinrichs II. wurde 1081 durch eine Feuersbrunst vernichtet; unter Bischof Otto dem Großen wurde mit dem Wiederaufbau begonnen, 1111 fand die Einweihung statt. Doch auch dieses Bauwerk sank 1185 in Asche. Der auf uns gekommene spätromanische Bau entstand in den Jahren 1185 bis 1237, also ungefähr gleichzeitig mit St. Gereon in Köln und den Domkirchen in Limburg und Halberstadt, doch stammen vermutlich einzelne Teile — ich halte mich namentlich an die Ergebnisse der Forschungen Artur Weeses — aus älterer Zeit. Vielleicht stecken sogar noch Bestandteile der Basilika Heinrichs II. im Mauerwerk. Jedenfalls gehört der Grundplan schon dem 11. Jahrhundert an, denn die Anlage von zwei Krypten, also auch von zwei Chören, wird schon von einem Zeitgenossen Kaiser Heinrichs, Bischof Thietmar von Merseburg, bezeugt. Aus dieser Entwicklungsgeschichte der Kathedrale erklärt sich auch die Verschiedenheit des Stils der Skulpturen an den Portalen. Später wurden gotische Teile einge-

Digitized by Google

fügt; in den oberen Teilen der Westtürme tritt die Wandlung zum frühgotischen Stil zutage, und alle Gewölblinien des Innern weisen den Spitzbogen auf. Die Dekorationsstücke der Renaissance und des Barock wurden bei den Säuberungsarbeiten in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts entfernt. Die Absicht, die der kunstsinnige Ludwig I. dabei verfolgte, ging dahin, die Einfachheit des ursprünglichen Bauwerkes wiederherzustellen; dieser Zweck wurde auch erreicht, doch auf Kosten des malerischen und poetischen Reizes. Heute würde man weniger rasch bei der Hand sein, eingebaute Altäre, Grabmäler usw. späterer Perioden zu beseitigen. „Kahl und leer" nennt Waagen das Innere des Münsters, und im ersten Augenblick wird jeder Beschauer diesen Eindruck teilen. Doch bei längerem Verweilen kommt die Wirkung der majestätischen Einfachheit zu immer stärkerer Geltung. Unwillkürlich drängt sich die Frage auf, weshalb die Baumeister jener frühen Perioden so riesig hohe Hallen bauten, während sich die Sakralbauten der Antike mit niedrigen Räumen begnügen mußten. Die Erklärung liegt wohl in der Tendenz, die Lichtwirkung nach Möglichkeit zu steigern. Im Bamberger Dom flutet denn auch durch die hohen Fenster des Langhauses und des Querschiffes das Licht in vollen Strömen, die Wirkungen von Licht und Schatten auf einzelne Bauteile bieten ein reizvolles Spiel, an den Altären blitzt das Gold der Geräte, da und dort leuchtet eine blutrote Pfeilerbekleidung, und aus einem versteckten dunklen Winkel lodert eine geheimnisvolle, farbige Lichtgarbe — — Großartige Wirkungen der einfachsten Ursachen!

Das Bamberger Münster ist ein ebenso wichtiges Denkmal der Bildnerei, wie der Baukunst. Erst in neuerer Zeit sind Art und Bedeutung der Skulpturen an den Portalen und im Innenbau insbesondere durch Artur Weeses Forschungen erklärt worden. Das Langhaus hat weit reicheren plastischen Schmuck als die frühromanischen Teile, ein Hauptbeweis für das jüngere Alter des Baues. Besonders die Figuren am sogenannten Fürstentor sind von einer dramatischen Lebendigkeit, wie sie an den gleichzeitigen Meisterwerken der sächsischen Schule nicht auftritt, Lübke spricht sogar von „Manierthertheit" der Statuen. Jedenfalls trifft dieser Vorwurf nicht die fein stilisierte Gruppe Adam und Eva, die auch als der erste Versuch einer Darstellung des Nackten in statuarischer Größe bemerkenswert ist. Dem Geist der Zeit entsprechend steckt in allem Symbolik, es sei nur an die Figuren der römischen Kirche als Mutter der Seligen und der blinden Synagoge als Mutter der Verworfenen erinnert. Aus der Zeit Bischof Ekberts, also aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts stammen die wunderbaren Reliefs an dem über der östlichen Krypta aufgebauten Georgenchor. Ekbert gehörte zum Hause der Grafen von Andechs und Meran, die in Besitz der Pfalzgrafschaft von Burgund waren. Aus dieser Verbindung erklären sich ungezwungen die burgundischen Einflüsse auf Ekberts künstlerische

Digitized by Google

Unternehmungen. Auch die Reliefs am Georgschor haben ihre Vorbilder in burgundischen Kathedralen. Die Elisabeth der Gruppe „Begegnung zwischen Maria und Elisabeth" nennt Lübke „die imposanteste Gestalt, welche die deutsche Plastik aufzuweisen hat". Das ist eine kühne Behauptung, doch auch Chamberlain ruft vor dieser Gruppe begeistert aus: „Hier ist Geist von Donatellos Geist!" Die kunstgeschichtliche Forschung hat sich besonders eingehend mit dem „Reiter" am Stirnpfeiler des Georgenchores beschäftigt, doch gehen die Urteile ebenso über den künstlerischen Wert wie über die Bedeutung der Statue weit auseinander. Waagen nennt sie „im ganzen schwach, wenn sie auch durch den lebendigen Kopf anzieht", und Schmarsow findet sie „dürftig", während Lübke die „gute Charakteristik" rühmt und Weese den mit einem Königsreif geschmückten Reiter als „den vollkommen jugendlichen Recken der Ritterzeit" rühmt. Jedenfalls bietet das Standbild schon als ein seltenes plastisches Werk dieser Art aus so früher Zeit hohes Interesse; freilich wurde auch dafür ein Vorbild in Frankreich gefunden, die jugendliche Königsgestalt im Dom zu Rheims. Die unverkennbare Verwandtschaft der beiden Statuen läßt die frühere Annahme, daß der Bamberger Reiter als Porträt zu gelten habe, — Joseph Heller (1827) dachte an den vermutlich in der Krypta bestatteten Kaiser Konrad III., Weese entscheidet sich für den von jeher genannten König Stephan den Heiligen von Ungarn — doch recht zweifelhaft erscheinen. Überraschend ist die vorzügliche Naturbeobachtung; insbesondere die Behandlung des Pferdes geht über den Typus des Zeitalters wagemutig hinaus.

Im Mittelschiff erhebt sich das Grabdenkmal Heinrichs II. und seiner Gemahlin Kunegunde, das Bischof Heinrich an Stelle des älteren Grabmals durch den berühmtesten fränkischen Meister Tilman Riemenschneider aufführen ließ. Das aus Solenhofner Kalkstein angefertigte, 1513 vollendete Werk hat die Form eines reichgeschmückten Sarkophags mit den überlebensgroßen Figuren des Kaiserpaares in der Tracht des 15. Jahrhunderts. Auf den fünf Reliefs an den Seitenwänden der Tumba sind Szenen aus dem Leben des frommen Paares dargestellt, ebenso merkwürdig ob der Naivität der Auffassung wie ob der vorzüglichen Technik der Herstellung. Das Grabmal Bischof Georgs III. von Loy Hering, die Chorstühle, die Kruzifixe, die Arkaden mit ihren kunstvollen Säulen und Bogen, die Freskoüberreste, — nicht ein Aufsätzchen, sondern ein Buch müßte man schreiben, wollte man der Schönheit und dem historischen Wert aller Kunstschätze des Domes gerecht werden. Dazu kommen noch die Kostbarkeiten und Seltenheiten der Schatzkammer, ein goldenes Reliquiarium aus der Zeit Heinrichs II., die Kroninsignien des gefeierten Kaiserpaares, Hirnschale und Kinnbacken des Kaisers und andere Reliquien, deren kunstvolle Fassung auch denjenigen Beschauer zu fesseln vermag, der nicht die Ehrfurcht des Gläubigen entgegenbringt. —

Digitized by Google

Unmittelbar neben dem Dom auf der Stätte, wo in ältester Zeit die Babenburg gestanden hatte, erhebt sich die sogenannte alte Hofhaltung der Fürstbischöfe. Hier wurde zur Zeit Bischof Ekberts am 21. Juni 1208 König Philipp von Schwaben durch den heißblütigen Otto von Wittelsbach ermordet, wahrscheinlich weil der Staufer das Versprechen, seine Tochter mit dem Pfalzgrafen zu vermählen, zurückgezogen hatte. Der jetzige Bau stammt aus dem 14. Jahrhundert, erfuhr aber im 16. teilweise eine gründliche Umgestaltung. Das Steinhaus an der Ostseite ist ein köstliches Renaissancewerk mit reichem Skulpturenschmuck. Dagegen bringt uns der Fachwerkbau, wie kaum noch ein zweites Gebäude auf deutschem Boden, das Bild einer mittelalterlichen Fürstenwohnung vor Augen. Ein Glück, daß dem Bischof Lothar Franz, dem seine Residenz zu eng geworden war, das Geld mangelte, denn er hatte nichts geringeres vor, als die ganze alte Hofhaltung niederzulegen und dem mittelalterlichen Dom einen modernen Palast gegenüberzustellen. Sein Baumeister Leonhard Dientzenhofer begann 1695 den Bau. Nach neun Jahren war die jetzige neue Hofhaltung vollendet, ein Werk, das der Größe und Vornehmheit nicht entbehrt, wenn auch eine gewisse Einförmigkeit den Beschauer ernüchtert. Wuchtig wirkt der als südlicher Flügel vorspringende Quaderbau, der steil zu der abwärts führenden Straße abfällt. Das Gebäude enthält den Kaisersaal mit Fresken des Tiroler Malers Steidl, eine üppige Schloßkapelle und eine lange Flucht von Repräsentationsräumen, prunkvoll, aber verblichen, verödet — Das Herrlichste, was der Bau zu bieten hat, ist die Aussicht auf die farbig belebte Stadt und die umliegenden grünen Höhen und Talgründe, weich und heimlich, daß sich der Blick nicht davon trennen will.

Während der Hundert Tage war das Bamberger Schloß Schauplatz einer tragischen Katastrophe. Seit dem Übergang der Herrschaft an Bayern wurde es von Herzog Wilhelm von der Linie Pfalz-Birkenfeld bewohnt. Nach der Rückkehr Napoleons von Elba flüchtete der mit einer Tochter des Herzogs vermählte Marschall Berthier, da er auf bourbonische Seite getreten war, zu seinem Schwiegervater. Als er aber am 1. Juni 1815 von einem Fenster auf der Nordostseite der Residenz die russischen Truppen in die Stadt einrücken sah, stürzte er sich, von Reue über den Abfall von seinem trotz alledem vergötterten Gebieter überwältigt, auf die Straße, und ein rascher Tod brachte ihm die willkommene Erlösung. —

Nachdem Bamberg durch die Gunst Heinrichs des Heiligen Sitz einer Kathredale geworden war, durfte ein stattliches Kloster nicht fehlen. Heinrich erkor hierfür die nordwestlich vom Domberg gelegene Höhe. Von den Bauten des 11. Jahrhunderts haben sich wohl kaum Überreste erhalten, wohl aber von der Kirche, die Bischof Otto der Heilige ein Jahrhundert später durch den *„praefectus architecturae"* Babo ausführen ließ; sein Werk erblicken wir in

Digitized by Google

den drei Langschiffen und dem Kreuzschiff der Kirche. Im 15. Jahrhundert kam das gotische Gewölbe des Langhauses hinzu, und auch die folgenden Jahrhunderte änderten an der Basilika und den Klostergebäuden in mannigfaltiger Weise, so daß heute der Michelsberg mit seinen Kirchen und Kapellen, Wohn- und Wirtschaftsgebäuden in allen möglichen Bauformen wie eine kleine Stadt für sich erscheint. Man wird an den Hradschin in Prag erinnert. Mächtiger, majestätischer ist der Hradschin, schöner, harmonischer ist der Michelsberg. Die Besichtigung der Sehenswürdigkeiten in Kirche und Klostergebäuden könnte einen wißbegierigen Besucher tagelang in freudigem Staunen erhalten. Und noch Eins hat der Michelsberg aufzuweisen, was mich immer aufs Neue entzückt: ein herrliches Geläute! Es ist mir immer unbegreiflich gewesen, daß ein so musikalisches Volk wie das italienische den *bel canto* der Kirchenglocken mißachtet. Das Anschlagen an die Glocken ist eine barbarische Unsitte, während bei uns der Sang aus metallenem Munde bald wie die einsame Klage der Nachtigall wirkt, bald wie Waldesweben zur Mittagszeit, bald wie das Brausen von Wind und Wogen auf hoher See. Das Kloster hat eine große Vergangenheit hinter sich. Schon im 12. Jahrhundert gab es dort eine berühmte Schreiber- und Malerschule. Namentlich Bischof Otto I. wandte ihm treue Fürsorge zu; er wählte auch die Klosterkirche zur letzten Ruhestätte, das Grabmal stammt jedoch erst aus späterer Zeit. Auch zahlreiche andere Denkmäler fanden in der Kirche Platz, so daß sie als ehrwürdige Gedächtnishalle des Bistums und der Stadt gelten kann.

Südlich vom Dom erhebt sich auf dem Kaulberg (schon im 13. Jahrhundert als *mons globorum* = Kugelberg erwähnt) die Liebfrauen- oder Obere Pfarrkirche, der einzige gotische Bau von Bedeutung in der Bischofstadt, mit einem hochragenden, trotzigen und doch auch anmutig schlanken Turm. Friedrich Leist hat vor etwa 30 Jahren die Entfernung der im 18. Jahrhundert als Turmabschluß aufgesetzten „häßlichen Kappe" als „eine Ehrensache für die reiche Pfarrgemeinde" bezeichnet. Heute würde eine solche Forderung wohl niemand mehr erheben; den eigenartigen, rundlich gewölbten Aufsatz über dem vorspringenden Wächterstübchen zu beseitigen, wäre ebenso verkehrt, wie ein Ersatz der Kuppeln der Münchner Frauentürme durch gotische Spitzdächer.

Das älteste Baudenkmal Bambergs ist die zwischen 1073 und 1109 errichtete St. Jakobskirche. Das an die Regensburger Schottenkirche erinnernde Mittelschiff der Basilika wird von den Seitenschiffen getrennt durch je sieben Säulen, schlanke, monolithische Schaften aus rotem Sandstein mit Würfelknäufen und merkwürdigen attischen Basen. Auch die romanische, flache Decke ist erhalten, der Chor hat im 14. Jahrhundert gotische Formen angenommen.

Noch manche andere Sakralbauten bieten historisches und künstlerisches Interesse. Die ursprünglich romanische, aber in italienischem Renaissancestil

Digitized by Google

umgebaute Kirche St. Stephan, die ehedem zu dem schon von Kaiser Heinrich gestifteten Kollegiatstift gehörte und 1807 der protestantischen Gemeinde als Gotteshaus eingeräumt wurde, — die Karmelitenkirche mit Portal und Kreuzgang aus romanischer Zeit, — die jetzt profanierte Dominikanerkirche aus dem 14. Jahrhundert usw. „Welch ein Bild", ruft Siegfried Hirsch, der Verfasser der Jahrbücher Heinrichs II., ein begeisterter Apologet des Kaisers und seiner Lieblingsstiftung, „wenn, wie an bestimmten Tagen das Herkommen war, die Insassen jener Stifter von den verschiedenen Enden der Stadt her in feierlichem Aufzug sich zu besuchen, einer des andren Heiligtümer zu verehren kamen!" Der Ernst der vielen Kirchenbauten wird aber gemildert durch die bergauf, bergab sich anlehnenden, meistens von Domherren und von Edelleuten aus der Umgebung errichteten, stattlichen Barock- und Rokokohäuser, die dem Stadtbild einen vornehm-heiteren, aber stillen Charakter verleihen. Und überall stößt der Lustwandelnde auf lebhaft gleitendes Wasser und freundliche Gärtchen, grüne Bäume und Büsche. —

Ein umfangreicher Park, der 1804 unter Leitung des feingebildeten Regierungskommissärs v. Stengel aus einem verwahrlosten Wald auf sumpfigem Boden geschaffene Theresienhain, bildet den Abschluß der Inselstadt. Dagegen gelangen wir vom Domberg nach kurzer Wanderung zu der gewissermassen die ganze Landschaft krönenden Altenburg. Sobald wir ein paar Dutzend Vorstadthäuser hinter uns haben, winkt schon von luftiger Felsenzinne der runde Wartturm. Wir steigen dann langsam empor auf einer Waldstraße, von der man immer wieder auf hellfarbige Wiesen und Felder und dunkle Waldeswogen freien Ausblick hat. Ein Gelände, anmutig wie ein Gesang der Georgica! In der Zeit des bischöflichen Regiments waren diese Fluren und Forste häufig vom Lärm des Weidwerks erfüllt. In den bischöflichen Kammerrechnungen spielen die Ausgaben für englische Jagdhunde, eingesetzte Wölfe und Hirsche u. a. eine große Rolle. Die Jagd war ja das liebste Vergnügen auch der geistlichen Würdenträger, und auf den Waldbergen um Bamberg bot sich reiche Beute. Mit zahlreichem Gefolge, umkläfft von Rüdenschwärmen, zogen die hohen Herren aus, um den Eber mit der Lanze anzurennen oder durch ihre Jagdfalken den Reiher und den Kiebitz aus dem Röhricht holen zu lassen. Auch das adelige Frauenzimmer der umliegenden Edelhöfe war zu weidlicher Beihilfe geladen.

Auf breitem Rücken einer noch mit stolzem Hochwald bekleideten Anhöhe erhebt sich gleich einem Falken, der mit ausgebreiteten Schwingen über den Baumkronen schwebt, die Altenburg. Der Erbauer ist nicht bekannt. Die Annahme, daß sie als die Babenburg der Karolingerzeit zu gelten habe, ist zugunsten der alten Hofhaltung aufgegeben. Ob auch der Herrensitz auf der Höhe von der Sächsin Baba gebaut wurde, — *non liquet*. Es war ja nur natürlich,

Digitized by Google

daß auf einem für Spähe so geeigneten Punkt an der vom Norden nach dem Regnitztal führenden Straße eine Warte errichtet wurde. Später, als sie in Besitz der Bischöfe gekommen war, bekam sie den Namen die „alte Burg" im Gegensatz zur neuen auf dem Domberg. Mit Mauern und Türmen, Palas und Ritterhaus ausgestattet, erscheint sie auf einem Gemälde der Wolgemutschen Schule aus dem Ende des 15. Jahrhunderts; auf dem Bilde in der Chronik des Hartmann Schedel von 1493 fehlt der runde Wartturm. Während der Fehden im späteren Mittelalter bot sie den Bischöfen eine sichere Zuflucht; auch zur Sommer- und Herbstzeit hielten sie sich gern in dieser Freistadt inmitten weltentlegener Waldeinsamkeit auf. Der händelsüchtige Markgraf Albrecht Alcibiades ließ die Burg 1553 niederbrennen, doch wurde sie wieder aufgebaut. Ein Blitzstrahl machte sie gegen Ende des 18. Jahrhunderts abermals zur Ruine, und in solchem Zustand blieb sie, bis sie in jüngster Zeit „in altdeutschem Stil" wieder hergestellt wurde. Die Neugestaltung ist nicht nach meinem Geschmack, aber von unveränderter Schöne ist der Ausblick von Turm und Terrasse auf die hochragenden Türme und spitzigen Dächer der Stadt und weit hinaus ins gesegnete Frankenland. Das „Problem" einer mitteldeutschen Landschaft kann man sich nicht herrlicher gelöst denken! — — Ich hatte wieder einmal die liebe Regnitzstadt aufgesucht — daß ich in die Schilderung eines Stadtbildes persönliche Erlebnisse und Einfälle verflechte, möge der gütige Leser der bekannten Autoreneitelkeit verzeihen! — Den ganzen Tag war ich frohgemut umhergewandelt. Nicht mit der ängstlichen Gewissenhaftigkeit eines Galeriesklaven, sondern mit ruhigem Behagen hatte ich, was Kirchen und Sammlungen zu bieten haben, besichtigt und hatte dankbar die Schönheit von Kunst und Natur auf mich wirken lassen. Nun saß ich abends auf der Terrasse der Altenburg und hoffte von dieser hohen Warte den Reiz des Sonnenuntergangs zu genießen. Doch kaum hatte ich mich niedergelassen, begann am Abendhimmel, der eben noch in lichtes Gold getaucht war, ein Kampf zwischen unheimlichem Gewitterschwarz und totem Grau, fahles Leuchten zuckte durch die Luft, schwere Regentropfen fielen, es blieb nichts anderes übrig, als rasch ins Haus zu eilen und im Gastzimmer das Ende des Unwetters abzuwarten.

Während ich nun in meinem Winkelchen die Eindrücke des Tages nochmals an mir vorüberziehen ließ, drängte sich mir der bittere Gedanke auf: „Welch ärmliche Rolle spielt unsre vielgerühmte neue Zeit neben diesen majestätisch großen oder vornehm prunkvollen oder zierlich gefälligen Schöpfungen vergangener Jahrhunderte! Gewiß, unsre Kunstanschauungen haben sich erweitert und vertieft, das Schöne wird erkannt und geschätzt, aber nicht mehr geschaffen. In der Kunst der Alten ist nichts Gemachtes, ihre Werke erscheinen als unmittelbarer Ausdruck weihevoller oder heiterer Stimmung. Die Gegenwart

Digitized by Google

kann weder gottesfromme, noch weltselige Bauten hervorbringen, wie sie ja auch ein Volkslied nicht mehr schaffen kann. Nicht Kunst hat sie zu bieten, nur Erkünsteltes, nicht Großes, sondern Aufgeblasenheit. An Stelle des reizvollen Bamberger Hofes setzt sie ein protziges Warenhaus!" — —

Während ich mich in immer grimmigere Gedanken versenkte, führten die dem Arbeiterstand angehörigen Gäste am Nachbartisch ein lebhaftes Gespräch, das sogar heftigen Charakter annahm, als es sich politischen Tagesfragen zuwandte. Da fielen leidenschaftliche Worte über zunehmende Verelendung und Knechtung des Volkes, über Notwendigkeit einer gewaltsamen Befreiung usw. Was ich da zu hören bekam, war ein peinlicher Mißklang nach den herzerhebenden Genüssen, die mir der Rundgang durch die Stadt gewährt hatte! —

„Wenn die Gegenwart" — so fuhr ich in meinen Betrachtungen fort, — „in der Baukunst zurückgeblieben ist, bietet sie auf anderen Gebieten ein erfreulicheres Bild? Wo ist der vielgerühmte Fortschritt zu finden? Die Wissenschaft hat sich erweitert und vertieft, doch die entscheidenden, letzten Fragen vermag sie heute ebensowenig zu lösen, wie vor tausend und abertausend Jahren. Die Technik schafft Wunder auf Wunder, eine wichtige Entdeckung folgt der andern, — aber sind die in dem neuen Kosmos wimmelnden, ruhelos suchenden, fieberhaft arbeitenden Menschen glücklich zu nennen? Der Hader der Bekenntnisse ist häßlicher denn je entbrannt, die Klassen, die Stände stehen sich schroff gegenüber, Arm und Reich sind nicht minder erbitterte Feinde, wie vor vierhundert Jahren zu Zeiten des Bundschuhs! Eine dämonische Unruhe peitscht die Menschheit. Hier der Kampf um die Macht, dort die Jagd nach dem Mammon." — —

Inzwischen hatte sich das Gewitter verzogen, ich verließ die Herberge und trat den Heimweg an, anfangs eiligen Schrittes, allmählich bedächtiger und langsamer. Der Zauber der Sommernacht wirkte nach dem Gewitter um so bestrickender. Ein unendlicher Friede ruhte auf Straßen und Plätzen und diese Stimmung ließ auch meine Betrachtungen nicht unberührt.

„Freilich können sich die Leistungen unserer Zeit" — sagte ich zu mir — „mit den Bauten der Vergangenheit nicht messen, aber ist nicht die Bildung des Geistes, die uns doch erst ermöglicht, uns am Kunstwerk verständnisvoll zu ergötzen, ein köstliches Gut? Nicht der Besitz an sich ist wertvoll, erst der würdige Genuß macht ihn begehrenswert."

Da mich der Weg am allgemeinen Krankenhause vorbeiführte, zog der stattliche Bau meine Aufmerksamkeit auf sich. Das Krankenhaus, eine Schöpfung des hochsinnigen Fürstbischofs Franz Ludwig, erfreute sich schon vor hundert Jahren so großen Ansehens, daß nach Versicherung des Bibliothekars Jäck „aus allen Ländern Europas und Indiens" Ärzte kamen, um die von den Bamberger Kollegen angewendeten neuesten Theorien zu studieren.

Digitized by Google

Die Anstalt steht aber auch heute auf der Höhe der Heilkunde; die bayerische Regierung hat ihr von jeher besonders liebevolle Pflege zugewendet.

Ich spann meinen Monolog weiter. „Wenn man auch mit Werner Sombart in Telegraph und Eisenbahn nur zweifelhafte Errungenschaften erblicken will: wenigstens der enge Bund von Humanität und Wissenschaft hat echte goldene Früchte getragen! Und wie hat sich das Bedürfnis nach einer idealeren Beschäftigung des Geistes, nach Belehrung und Unterweisung auf allen Gebieten der Natur und des Menschenlebens verallgemeinert! Das Wort: Wissen ist Macht! ist zum Dogma für die breitesten Schichten des Volkes geworden. Was in früheren Jahrhunderten nur einzelnen Bevorzugten zugänglich war, kann sich heute der Ärmste, wenn er darnach Verlangen trägt, zu eigen machen. Freilich ist mit dem Bildungstrieb auch die Unzufriedenheit mit den bestehenden sozialen Verhältnissen großgewachsen, doch sind deshalb alle gegen die Verwilderung der neuen Zeit gerichteten Vorwürfe gerechtfertigt? Ein Paradies, wo Löwe und Lamm, Fuchs und Hühnchen friedlich nebeneinander hausen, ist unsre Erde nie gewesen. Die Jagd nach dem Mammon, — stammt sie erst von heute? Schon Kolumbus ist nicht ausgezogen, um bloß ein neues Land, sondern um recht viel Gold zu finden. Erfreut sich nicht heute der Arme wie der Reiche einer weitgehenden persönlichen Freiheit? Jene Grollenden, die so überlaut ihre Knechtung beklagen, wären für ihre staats- und kirchenfeindlichen Worte in der guten alten Zeit mit Verlust einer Hand oder mit grauenhafter Kerkerhaft bestraft worden. Und erst die Abgründe der Folterkammer, das Blutmeer der Religionskriege — — Nein, wir brauchen uns die Freude an der neuen Zeit nicht verkümmern zu lassen! Gott Lob, daß ich ein Enkel bin!“

Reisebrief aus Japan.

Von Richard Huldschiner (Hamburg).

Immer noch gehen mir die beiden Geräusche nach, die die Luft allenthalben in Japan zu erfüllen scheinen: Das Klappern der Holzsandalen auf den Straßen und das Ausklopfen der winzigen Pfeifen, die grad eine Prise Tabak aufzunehmen imstande sind. Zwei Züge kann man machen, nicht mehr; dann muß man ausklopfen und neu füllen. Wo man geht und steht, überall sieht man geschäftige Finger Pfeifen füllen oder ausklopfen. Es ist ein zartes, fast schüchternes Geräusch, es klingt, als wäre ein Schuldner an der Tür, der bescheiden Einlaß begehrte. Aber das Klappern der Holzsandalen auf der Straße ist herrisch, selbstbewußt; es hat einen musikalischen Klang, ist fröhlich und durchläuft die ganze Tonleiter, wenn bei gutem Wetter der Weg trocken und hart und viele weißbestrumpfte Füße unterwegs sind. Es ist auch schwatzhaft,

Digitized by Google

dieses Klappern, und mache ich die Augen zu und stelle mir seinen Klang vor die Seele, so sehe ich eine ganze Gesellschaft, Männer, Frauen und Kinder in bunten Kimonos, mit Sonnenschirmen bewaffnet, am Arm irgend ein Bündel, das Toilettenzeug und Eßwaren beherbergt, fröhlich unter uralten Bäumen spazieren gehen. Die Füße klappern, das Mundwerk steht auch nicht still, vor einem blühenden Päonien-Strauch stellen sie sich bewundernd auf, am blaßblauen Himmel ziehen leichte Wolken, hell scheint die Sonne auf das Grün der Hügel, auf deren Höhe ein paar knorrige Kiefern ihre krummen Äste weit hinausrecken, aus dem schwerdunkeln Laub der Eichen und Lorbeeren lugt das geschweifte Dach eines Tempels, irgendwo hinter dem nächsten Busch klopft jemand die Pfeife an einem Baumstamm aus, eine rauhe, oft sich überschlagende Stimme sagt furchtbar schnell einen langen, langen Satz, verwaschene Worte, in denen viele S vorkommen, eine andere Stimme antwortet, ein helles Lachen klingt, und immer klappern Holzsandalen dazwischen und die langen Pfeifen mit dem winzigen silbernen Kopf. . . . .

Im Kloster Chion-in in Kioto. Eine nicht enden wollende Fülle von Gemächern, feierlich still mit bemalten Wandschirmen, den berühmtesten alten Gemälden des Landes; die Zimmerböden sind mit Reisstrohmatten belegt, in der Mitte ist ein nur wenig erhöhtes Podium, hie und da ein Lacktischchen oder ein kostbares Bronzegerät im geöffneten Wandschrank. Die Schiebewände nach den Veranden und dem Garten hin sind offen, die Bäume werfen sonnengebadet einen grünen Schimmer über das Gold der Malereien. Der obere Teil der Zimmerwände besteht nur aus durchbrochenem Lattenwerk, so daß Luft, Licht und Weihrauch die Klosterräume von einem Ende zum andern durchziehen kann. Ein stoppelbärtiger Mönch führt mich, er leiert seine Erklärungen herunter, die ich nicht verstehe; denn außer *ohayo* und *sayonara*, guten Tag und Adieu kenne ich kein japanisches Wort; ich höre gar nicht auf das, was er sagt, sein Wortschwall bleibt mir fern, wie das Rauschen eines Wassers drüben hinter dem Wald. Aber ein Klopfen dringt undeutlich an mein Ohr, und ich weiß, drüben irgendwo in einem der hundert sauberen Gemächer mit gemaltem Wandschirm, Podium und grüner Sonnenhelle sitzt ein alter Mönch, hat das Rauchzeug, Bronzebecken mit glimmender Holzkohle und wassergefülltes Bambusgefäß, auf niedrigem Tisch neben sich stehen, macht zwei Züge aus der Pfeife und klopft sie aus; und dann beginnt in einem andern der hundert Gemächer, näher oder ferner, eine murmelnde Stimme eintönig aus einem heiligen Buch vorzulesen; und wieder das Ausklopfen einer Pfeife; und mir kommt die Vorstellung, daß in jedem der hundert Gemächer mit den goldenen Wandschirmen ein alter stoppelbärtiger Mönch auf dem niedrigen Podium sitzt, rauchend oder lesend oder träumend, jeder für sich, dem Nachbar im nächsten Zimmer nahe und doch fern, jeder einsam wie ein alter Maulwurf in seinem Bau, und das

Digitized by Google

grüne Licht vom Garten her kämpft mit dem Gold der Malereien und mit dem Rot des Lacks . . . und dann nähert sich auf einer der Veranden draußen das Klappern von Holzsandalen, großen und kleinen, denn überall gibt es in diesem gesegneten Lande auch Kinder, und doch erwacht das uralte Haus in dem uralten Garten nicht aus seinem Schlafen und Träumen, jedes Geräusch bleibt fern, unwirklich, zart wie die Malereien auf den Wandschirmen, deren alte Seide schon brüchig wird . . . .

Oder bei Regen im Yugyodera-Tempel zu Fujisawa. Es ist feierlich still, nur manchmal schlägt irgendwo ein Frommer an das Gong am Eingang einer der vielen Kapellen, um den Gott auf sich aufmerksam zu machen. Der Regen rauscht in den alten Bäumen des weit gedehnten Hains, der von Holzbauten, Steinlaternen, Bronzebecken, Gedenksteinen wimmelt. In den Galerien sitzen Mönche und malen Plakate mit Ankündigungen von Gottesdiensten, ein anderer räuchert vor goldenem Heiligenschrein. In einem der Nebentempel bin ich ganz allein im goldenen Dämmerlicht der Halle. Aber zwischen den Becken und Vasen des Schreins regt sich etwas, eine Maus klettert herum; und aus der Ferne, von den Hügeln, kommt das Tönen eines Gongs und dumpfer Trommelschlag. Ich weiß, da sitzen irgendwo drei Mönche mit gekreuzten Beinen auf der Strohmatte einer Tempelhalle. Der in der Mitte liest aus einem Buch vor, mit nasaler, psalmodierender Stimme, der zweite schlägt auf das Gong, der dritte auf die runde, rote Trommel. Und über kleine Wasserläufe, die jetzt vom Regen geschwellt sind, führen zierliche Bogenbrücken, die Kapellen sind Symphonien von Gold und rotem oder schwarzem Lack. Im Dunkel stehen Gemälde, die Löwen und Schildkröten oder Fische oder Reiher darstellen. Räucherbecken aus Bronze stehen herum, majestätische Steintreppen führen über die Abhänge hinauf zum geschnitzten Holzbau des Gottes, geschweifte Dächer, ehrwürdig grün von der Patina des Alters, schirmen weitausladend die sauberen Veranden, im Garten blühen Päonien, Schwertlilien und die letzten feuerroten Azaleen . . . und im Dunkel eines Allerheiligsten steht das uralte, hölzerne, goldbedeckte Bild der Kwanon, der Göttin der Barmherzigkeit, urvorweltlich, nur von zwei Talgkerzen beleuchtet. Und draußen unter dem heiligen Icho-Baum spielen trotz des Regens bunte Kinder, sehen mich aus ihren drolligen, glänzenden Kugelaugen an. Und es ist ein Icho, jener Baum, von dem in Deutschland nur im botanischen Garten von Würzburg ein vielbewundertes Exemplar zu finden ist. Ich weiß nicht, warum ich mir damals als Student, denn im westöstlichen Diwan las ich noch nicht, seinen botanischen Namen, *Gingko biloba*, besonders gemerkt habe, da ich doch so viel anderes vergaß. Vielleicht wegen seiner Merkwürdigkeit, denn damals konnte ich noch nicht wissen, daß ich in Japan ein Wiedersehen feiern würde, in den Tempelhainen von Kamakura, Fujisawa und Ueno, daß ich die bunten Kinder um seinen rissigen Stamm spielen sehen und

Digitized by Google

den Regen des Inselands in sein herzförmiges Blattwerk niederrauschen hören würde.

Als ich ihn das erstemal in Japan wieder erkannte, mußte ich fröhlich lachen, und mir war, als müßte ich ihm wie einem alten Freund, den man lang nicht gesehen hat, die Hand zum Gruß entgegenstrecken. Aber er blieb stumm und abweisend, wollte nichts von mir wissen und sein Rauschen bedeutete nichts, als daß der leichte Regenwind durch seine Zweige fuhr. Und die Kinder, die im Regen spielten, sahen mich neugierig und sich das Lachen verhaltend an, das Lachen der Geringschätzung. So fremd und seltsam erschien ich ihnen wie uns ein Chinese mit langem Zopf. Und ich schämte mich, daß ich da herumging und alle diese organisch gewachsenen, innerlich selbstverständlichen Dinge und Menschen als Nummern eines Reiseprogramms aufsuchen und betrachten mußte, daß ich das alles mit der gönnerhaften Herablassung zu registrieren mir vorgenommen hatte, mit der unsere europäische Kultur uns gegenüber dem Exotischen erfüllt, und daß ich nun geschlagen und klein dastand und überwältigt war. Und ich vermochte nicht zu lachen, als ich in Kamakura bei dem bronzenen Riesenbild des Buddha, der auf der Lotosblume sitzend mild, gefaßt und in sich geschlossen vor sich hin schaut, die Leute irgend ein Fest feiern und trotz des Regens und bei Tageslicht Feuerwerk abbrennen und allerlei Drachen steigen lassen sah. Es mag sein, daß Feuerwerk bei Nacht wirkungsvoller ist, aber ich wäre mir wie ein Verworfener und Verruchter vorgekommen, wenn ich nicht gleich den Frohen, die da unter ihren Ölpapier-Regenschirmen herumstanden, den lebhaftesten innerlichen Anteil an den lärmend aufsteigenden und im Regen verpuffenden Raketen genommen hätte.

Und dann im Tempel San-ju-san-gen-do in Kioto überwältigte mich die Seltsamkeit vollends. Da ist eine lange, rechteckige Holzhalle mit geschnitzten Säulen und geschweiftem, schwarzem Ziegeldach. Und drinnen im Halbdunkel — denn alle diese Tempelräume lieben das mystische Dunkel — stehen in fünf Reihen, jede die vordere etwas überhöhend, genau tausend holzgeschnitzte, vergoldete fünf Fuß hohe Bildsäulen der Göttin Kwanon. Jede der Figuren hat dreiunddreißig Arme, die wie bei einem Tausendfüßler aus Schultern und Seiten herauswachsen. Tausend Köpfe starren golden den Beschauer an, dreiunddreißigtausend Arme und Hände recken sich mild, segnend ins Dämmerlicht, Weihrauch zieht durch die Halle, Beter knien im Dunkel, den Rosenkranz um die katholisch gefalteten Hände geschlungen. Der Kaiser Kameyama hat im Jahr 1249 alles das aufgebaut; ich beneide den nicht, der es fertig brächte, über seine seltsame Phantasie zu spötteln.

Allenthalben sieht man Pilgerzüge zu heiligen Stätten wallfahrten. Dieses Volk scheint immer unterwegs zu sein, immer eine kleine Reise ins Grüne und zu schönen Plätzen zu machen. Fröhlich ziehen sie einher, natürlich mit großen

Digitized by Google

Schirmen bewaffnet, klappernd auf ihren Holzsandalen, mit Bündeln am Arm, die Alten oft mit schwarzgeränderten Brillen auf der Nase, die Kimonos aufgesteckt, Fahnen werden einhergetragen, alles plaudert, freut sich. Und aus der Heiligkeit des Ziels wird die schöne Freudigkeit, die Gott lieb ist. Bei einer Teebude in der Nähe des Tempels ladet alles seine Bündel ab, nur die Fahnen und Schirme gehen mit, und unter den alten Kiefern der Allee zieht der geschwätzige Zug bunt und munter einher, nähert sich dem ersten Stein-Torii, das von Moos und Fichten fast grün geworden ist, überschreitet die zierlichen Bogenbrücken, unter denen die Schwertlilien im leichten Winde sich neigen, steigt langsam zwischen Steinlaternen die breiten Treppen des Tempelhangs hinan, das Gong ertönt, die Mönche laufen zusammen, hundert ausgezogene Holzsandalen reihen sich auf den Stufen des Heiligtums neben einander, und der Gott freut sich, freut sich, daß er Besuch bekommt.

Die wirtschaftliche und soziale Lage der Privatangestellten.

Von Max Prager in München.

Nach der letzten amtlichen Berufszählung (1907) betrug die Zahl der im Privatdienst beschäftigten Angestellten etwa 1750000. Sie hatte sich seit 1882 fast vervierfacht, während gleichzeitig die Bevölkerung um 36,48 Prozent gewachsen, die Zahl der Selbständigen relativ stark zurückgegangen und selbst die Zahl der Arbeiter[1]) prozentual in geringerem Maße gestiegen war. Von der Gesamtzahl der 1750000 Angestellten waren etwa 1500000, also sechs Siebentel, in Handel und Industrie beschäftigt, d. h. denjenigen Hauptberufsarten, in welchen die wachsende Bevölkerung des Reiches überhaupt ihr Unterkommen gefunden hat. Von diesen 1500000 aber waren wiederum etwa 600000, also zwei Fünftel, in Betrieben mit über 50 Personen, d. h. in den Groß- und Riesenbetrieben tätig, die in der Industrie weitaus die stärkste, im Handel wenigstens eine sehr starke Tendenz zur Anziehung von Arbeitskräften zeigen. Man geht daher kaum fehl, wenn man die Zahl der Privatangestellten heute auf mindestens zwei Millionen veranschlagt.

Die Stellung dieser neuen, rasch wachsenden Schicht von Arbeitnehmern in der Volkswirtschaft ist in Kürze nicht einfach zu bestimmen. Ebenso wie die Arbeiter sind sie keine „Selbständigen", wenn man das Hauptmerkmal der Selbständigkeit im Besitz eines eigenen Erwerbsunternehmens sieht. Und ebenso wie die Selbständigen sind sie größtenteils keine „Arbeiter", wenn man als

[1]) Diese betrug freilich 1907 mit 17836121 Personen immer noch das Zehnfache der Zahl der Angestellten und war absolut von 1882—1895 um 2111000, von da bis 1907 um 7131000 gestiegen.

Digitized by Google

Kennzeichen der Arbeit das Manuelle der Dienstleistung betrachtet. Sobald man freilich als das Wesentliche der Selbständigkeit die Unabhängigkeit der Position, als das Kennzeichen des Arbeiters die Abhängigkeit des gesamten Lebensschicksals vom Arbeitsvertrag erkennt, bilden die Angestellten überhaupt keine von den Selbständigen und den Arbeitern unterschiedene Klasse, sondern reihen sich zum einen Teil den Selbständigen, zum anderen — weit überwiegenden — den Arbeitern an. Bei der außerordentlichen Verschiedenheit der technischen Funktionen der Angestellten ist es noch schwieriger, eine kurze Formel zu ihrer positiven Charakterisierung zu finden. Sie nehmen gegenüber den Arbeitern im Betrieb vielfach die Stellung der Leitenden, Anleitenden, Überwachenden ein, oder sie leisten Dienste „höherer Art". Auch fühlen sie sich überwiegend nicht als Proletarier, sondern als „neuen Mittelstand". Man soll aber hieraus keine voreiligen Folgerungen ziehen. Die englischen und amerikanischen Arbeiter, soweit sie gewerkschaftlich organisiert sind, fühlten sich bisher gegenüber den Ungelernten ihres Landes ganz ebenso, sie werden aber neuerdings unter dem Einfluß einer Entwicklung, welche die Grenzen zwischen gelernter und ungelernter Arbeit in häufigen Fällen verwischt, von einem neuen Geiste ergriffen, der sie über alle Gegensätze hinweg zur Solidarität mit den Ungelernten zwingt.

Wie leicht eine einseitig mittelständische Auffassung des Angestelltenproblems auf Irrwege führt, lehrt das Beispiel der Angestelltenpensionsversicherung. Das österreichische Gesetz vom 16. Dezember 1906 beruht auf der amtlichen Überzeugung, daß der „Privatbeamtenstand dem Radikalismus abhold ist und daß selbst Bestrebungen, ihn zu organisieren, auf Schwierigkeiten stoßen, daß aber in diesem Stand ein vertrautes Verhältnis zum Chef, weitgehende Solidarität mit ihm, doch auch Vertrauen zum Staate und auf staatliche Hilfe bis heute lebendig geblieben ist", so daß diese Schicht berufen sein wird, „das Zünglein an der Wage zu bilden, wenn einst die Lösung neuer sozialer Probleme auf die Tagesordnung gelangen wird", wobei sie sich dann „als Säule des Staates und seiner bestehenden Ordnung, ebenso wie seiner materiellen Kultur erweisen" wird[1]).

Von dieser Auffassung aus hat der österreichische Gesetzgeber die Angestellten ohne jede Rücksicht auf die Größe ihres Gehalts der Versicherungspflicht unter-

[1]) Interessant ist damit das Urteil eines der Führer der deutschen Mittelstandspolitiker zu vergleichen. Dr. Örtel, der Redakteur der „Deutschen Tageszeitung" äußerte sich vor einigen Jahren in einer Rede: „Die Werkmeister, Vorarbeiter und Aufseher in den Großbetrieben, die Rayonchefs der Warenhäuser und die Lagerhalter der Konsumvereine, das sind die Männer des zukünftigen Mittelstandes. Wie kann man sie mit den selbständigen Bauern und Handwerkern vergleichen? Sie sind prädestiniert zu Führern der Sozialdemokratie und nicht zu Stützen des Thrones."

Digitized by Google

worfen und folgende Definition von ihnen gegeben: „Als Angestellte gelten alle Bediensteten mit Beamtencharakter, sowie überhaupt alle jene bediensteten Personen, die ausschließlich oder doch vorwiegend geistige Dienstleistungen zu verrichten haben." Über den ersten Teil dieser Definition urteilt Prof. Rauchberg, der ein warmer Freund der Angestellten-Pensionsversicherung als einer „Maßnahme der Mittelstandspolitik" ist: „Der Hinweis auf den Beamtencharakter ist sinnlos ... Kein Privater hat einen Beamten und kein Beamter ist ein Privatmann." So ist es in der Tat. Weder die Sicherheit der Anstellung noch die Regelung des Avancements, noch die Garantie eines dauernden Einkommens, noch die Unterwerfung unter eine allgemeine Disziplinarordnung, noch ein gesetzlicher Titel und Rang, Dinge, die das Wesentliche der Beamtenstellung ausmachen, haben für die Angestellten des Privatdienstes irgendwelche reelle Bedeutung. Der Ausdruck „Beamter" ist daher für die Mehrzahl von ihnen eine leere Phrase. Noch schlimmer hat der österreichische Gesetzgeber mit seinem zweiten Kriterium der „ausschließlich oder vorwiegend geistigen Leistung" sich vergriffen. Ausschließlich manuell arbeitet selbst der vollständig ungelernte Lohnarbeiter nicht, wenn er nicht sein Pensum wie ein Stier verrichtet, und ausschließlich geistig ist auch die höchste intellektuelle Leistung kaum jemals. Darüber aber, was im Einzelfalle „vorwiegt", sind weitgehende Meinungsverschiedenheiten möglich. So konnte es kommen, daß alsbald nach Erlassung des österreichischen Gesetzes die Frage auftauchte, ob auch die Handlungsgehilfen in Verkaufsläden unter das Gesetz fielen. Der k. k. Verwaltungsgerichtshof verneinte diese Frage in einem Urteil vom 20. Mai 1910, wie ja auch die deutsche Reichsstatistik das gesamte Verkäuferpersonal des Detailhandels ebenso wie dasjenige des Gewerbes *in corpore* den *c*-Personen, d. h. dem Arbeiterpersonal, zuzählt. Die Folge der sinnlosen Ausdehnung des Versicherungszwanges und der mißglückten Legaldefinition war nun die, daß zwar die Direktoren der Großbanken, nicht aber Hunderttausende von Handlungsgehilfen, die es bitter nötig hätten, unter das österreichische Pensionsversicherungsgesetz fallen [1]) und daß dessen „Novellierung" zur unumgänglichen Notwendigkeit geworden ist. In Deutschland hat man von diesem Mißgeschick des österreichischen Gesetzgebers gelernt.

[1]) Dabei hat die Mangelhaftigkeit der Legaldefinition zu der merkwürdigsten Kasuistik geführt. Magazineure, Werkmeister, Aufsichtspersonen sind, je nachdem sie selbst mit Hand anlegen oder nicht, Angestellte oder Arbeiter. Der Anwaltskanzlist, der blos „mundiert," ist kein Angestellter, wenn er aber aus dem Stenogramm überträgt, ist er ein solcher. Der Pauser, der Werkstattzeichnungen kopiert, verrichtet „vorwiegend geistige" Dienstleistungen, die Kassiererin des Warenhauses hingegen nicht. Der Verkaufskommis ist kein Angestellter, der Geschäftsreisende ist es u. s. f. Vgl. Korkisch, Kommentar zum Pens.-Vers.-Ges., S. 12—37.

Digitized by Google

Man hat in unserem Versicherungsgesetz für Angestellte vom 20. Dezember 1911 die Versicherungspflicht auf die Einkommen unter 5000 M. beschränkt und statt einer Legaldefinition eine Aufzählung der hauptsächlichsten Kategorien gegeben, wobei mehrfach betont wird, daß es auf die „Vorbildung" und den „Kunstwert der Leistungen" nicht ankommt. Immerhin spielen auch in unserem Gesetz die Kautschukbegriffe der „gehobenen" und der „höheren Stellung" einerseits, der „niederen" und „rein mechanischen Dienstleistungen" andererseits eine gefährliche Rolle. Und noch in anderer Hinsicht ist auch der deutsche Gesetzgeber ein Opfer seiner Mittelstandsschwärmerei geworden. Er hat für die Angestelltenpensionsversicherung ohne jeden wirklich zwingenden Grund einen eigenen, kostspieligen Verwaltungskörper geschaffen, statt sie der bereits bestehenden großen Organisation der Reichsinvalidenversicherung anzugliedern[1]). Diese Beispiele lehren, daß man wohl daran tut, bei Behandlung des Angestelltenproblems jedes mittelstandspolitische Vor- und Werturteil beiseite zu lassen.

Die Angestellten sind in dem großen sozialen Prozeß, in welchem es sich um die Teilung des volkswirtschaftlichen Ertrags handelt, nicht weniger Partei als alle übrigen Beteiligten.

Die Fortschritte der Produktivität der Arbeit, die jenen Ertrag so ansehnlich gesteigert haben, daß er neuerdings von Geheimrat Helfferich auf 40 Milliarden Mark im Jahre geschätzt werden konnte, sind nicht zuletzt der Arbeit unserer Ingenieure, Techniker und Chemiker, unserer Bank- und Bureauangestellten, unserer Seekapitäne und Schiffsingenieure, unserer Verkäufer und Verkäuferinnen zu danken, und die ebenso schwere als erfolgreiche Erwerbsarbeit der deutschen Bevölkerung hätte niemals geleistet werden können, wenn nicht unsere Bühnenkünstler und Orchestermusiker für ihre Erheiterung in gesunden, unsere Krankenpfleger und Apothekergehilfen für ihre Pflege in kranken Tagen gesorgt hätten. Es ist einfach eine Gedankenlosigkeit, anzunehmen, die zwei Millionen Privatangestellten hätten bei der Verteilung des volkswirtschaftlichen Ertrags kein anderes Interesse, als das von „Mittelspersonen", die dafür zu sorgen haben, daß sich die anderen ohne viel Gezänk über ihren relativen Anteil am volkswirtschaftlichen Ertrag auseinandersetzen.

Nun gibt es freilich Leute, die da glauben, die Gestaltung der Einkommensverhältnisse der Angestellten erfolge unter wesentlich anderen Bedingungen als diejenige der Arbeiter. Sie betrachten es als eine Art von Naturnotwendigkeit, daß sich der Durchschnittsgehalt der Angestellten immer und überall in einem

[1]) Nach Erlassung des Gesetzes hob der Deutschnationale Handlungsgehilfenverband mit Genugtuung hervor, daß nunmehr durch die staatliche Gesetzgebung für alle Zeiten „anerkannt" sei, daß „Angestellte keine gewerblichen Arbeiter, sondern ein Stück Mittelstand mit eigenen Bedürfnissen und anderen Lebensinteressen" seien.

Digitized by Google

großen Abstand über dem Durchschnittslohn der Arbeiter bewegen müsse. Es mag dahingestellt bleiben, ob dieser Abstand bei uns im Augenblick noch groß genug ist, um die Lebenshaltung der Angestellten im allgemeinen mit Recht als eine „mittelständische" bezeichnen zu können. Jedenfalls zeigt schon eine ganz allgemeine Überlegung, daß der Glaube an die notwendige Dauer dieses Zustandes irrtümlich ist. Wenn sich der Durchschnittsgehalt der Angestellten über den Durchschnittslohn der Arbeiter erhebt, so ist das in der Hauptsache die Folge davon, daß die höhere Qualität und die teureren Ausbildungskosten der Angestelltenarbeit eine relativ größere Seltenheit derselben bedingen. In demselben Maße aber, wie auch die Angestelltenarbeit sich vereinfacht, wächst der Kreis der Personen, durch welche der einzelne Angestellte im Bedarfsfalle ersetzt werden kann. Kommt noch hinzu, daß die Möglichkeiten selbständigen Erwerbs sich überall verringern, daß der Staatsdienst und die freien Berufe das Heer von Söhnen und Töchtern des Mittelstands und des Großbürgertums, das sich zu den höheren Bildungsstätten drängt, nicht mehr ganz aufzunehmen vermögen und daß von unten her gleichzeitig die Söhne und Töchter der Arbeiter in Scharen den „bürgerlichen" Berufen zustreben, dann machen sich auf dem Arbeitsmarkt der Angestellten ganz die gleichen Erscheinungen bemerkbar wie auf demjenigen der Arbeiter. Und sie haben sich längst bemerkbar gemacht.

Wie die Lohnarbeiter stehen auch die Privatangestellten heute im Normalfall zeitlebens im Arbeitsverhältnis, besitzen kein Kapitalvermögen, keine Sicherheit gegen Abnahme des Einkommens mit steigendem Alter und gegen Entlassung. Ebenso wie für die Lohnarbeiter gibt es auch für sie normale Leistungen, normale Vergütungen, normale Arbeitsbedingungen und ein normales Berufsschicksal, das auch sie mit dem Gespenst der Arbeitslosigkeit bedroht und die Aufstiegsmöglichkeiten selbst innerhalb des Arbeitsverhältnisses in immer engere Grenzen bindet. Wie dies gekommen ist, läßt sich in Kürze nur in allgemeinen Umrissen schildern. In den Anfängen des Fabrikwesens bot sich selbst dem strebsamen Arbeiter die Möglichkeit, in die Reihe der *captains of industry* aufzusteigen. In demselben Maße aber, als die Großindustrie sich ausbreitet und der Provinzbankier, der kleine und mittlere Unternehmer mit Kredit versorgt, der Konkurrenz der Großbanken erliegt, schwindet für Alle, die nicht von Haus aus Kapital besitzen, die Aussicht auf Selbständigmachung. Gleichzeitig wird die industrielle Betriebstechnik mehr und mehr „kommerzialisiert". Kaufmännische Kalkulationsmethoden und kaufmännisches Buchführungswesen werden auch für die Industrie zur Lebensnotwendigkeit. Wie groß heute der Bedarf der Industrie an kaufmännisch geschulten Kräften ist, geht daraus hervor, daß sich in den zwölf Jahren zwischen der Berufszählung von 1895 und derjenigen von 1907 das kaufmännische Personal der Hauptberufsgruppe B (Industrie usw.) mehr als verdreifachte, während demgegenüber selbst das technische

Digitized by Google

Personal und das Aufsichtspersonal eine wesentlich geringere Zunahme erfuhr. Seine Funktion als Organisator der Industrie erfüllt der Handel besonders auch durch die Umgestaltung der industriellen Unternehmungsformen. Einzelunternehmungen werden in Aktiengesellschaften umgewandelt, einzelne Aktiengesellschaften zu größeren Verbänden fusioniert. Endlich fungiert mit zunehmender Verflechtung der Volkswirtschaft in die Weltwirtschaft der Handel als der Pionier, welcher der Exportindustrie die fremden Absatzmärkte erschließt.

Während der Handel sich so die Industrie untertänig gemacht hat, hat er auch auf den niedrigeren Stufen der gewerblichen Produktion seine Einflußsphäre immer mehr erweitert. Er wurde die Rückzugsetappe des niedergehenden Handwerks, auf welches dieses sich zurückzog, wenn es seinen Mann nicht mehr ernährte. Er wurde überhaupt das große Sammelbecken, das die nach Selbständigkeit strebenden Elemente aller übrigen Berufsstände in sich aufnahm.

Mit fortschreitender Entwicklung entstand dann den Zwergbetrieben des Handelsgewerbes einerseits durch den kapitalistischen Großbetrieb, andererseits durch genossenschaftliche Unternehmungen aller Art, eine lebensgefährliche Konkurrenz. Auf diese Weise ist nicht nur in der Industrie, sondern auch im Handel die Chance künftiger Selbständigmachung für den Angestellten immer kleiner geworden[1]). Auch der „junge Mann" im Handelsgewerbe wird heute alt im *Arbeitsverhältnis*, und zwar ein wachsender Prozentsatz im Dienste *kapitalistischer Großbetriebe*. Ein Drittel aller Bankangestellten arbeitet in Großbanken, mehr als ein Viertel aller im Handel und Verkehr beschäftigter Angestellter (auch wenn man die Verkäufer unberücksichtigt läßt), in Betrieben mit mehr als 50 Personen.

In den Warenhäusern, Versicherungsgesellschaften und Großbanken sind

[1]) So berichtet die Berliner Vereinigung der Buchhandlungsgehilfen der Gesellschaft für soziale Reform: „Zu einer aussichtsreichen Selbständigkeit gehört heute auch im Buchhandel sowohl im Sortiment wie im Verlag ein recht bedeutendes Kapital und so ist der Weg zu einer *aussichtsreichen* Selbständigkeit den meisten Buchhandelsgehilfen verschlossen" und der Vorsitzende des deutschen Bankbeamtenvereins bemerkte im Juni v. J. auf der Hauptversammlung seines Vereins in Hamburg: „Die Zahl der deutschen Bankbeamten dürfte etwa 65000 betragen. Weit über 90 Prozent der Bankbeamten können es niemals zur Selbständigkeit bringen und weit über 80 Prozent sind nicht in der Lage durch ihre Arbeit so viel zu erwerben, um einen sorglosen Lebensabend verbringen zu können." Und die amtliche Denkschrift zum Pensionsversicherungsgesetz bestätigt dasselbe für die große Mehrzahl aller Privatangestellten, indem sie sagt: „Die Aussicht für diese Personen jemals selbständig zu werden und eine Erwerbsquelle im eigenen Unternehmen zu begründen, das über die Zeit der Arbeitsfähigkeit hinaus den Unterhalt der Familie sichert, ist, wie die Ergebnisse der berufsstatistischen Erhebungen von 1882, 1895 und 1905 über die Zusammensetzung der Bevölkerung schließen lassen, gering."

Digitized by Google

arbeitsteilige Großbetriebe entstanden, die keineswegs eine bloße Vereinigung bisher bekannter Betriebsformen auf einer höheren Stufe darstellen. Der Bankbetrieb ist, wie Geheimrat Rießer vor kurzem in einem Zweigverein des Deutschen Bankbeamtenvereins ausführte, „immer mehr dem Betrieb einer Fabrik ähnlich geworden". Sind aber die Großbanken und andere großkapitalistische Betriebe des Handels fabrikähnlich geworden, so hat sich andererseits der Fabrikbetrieb dem eines Handelsgeschäftes immer mehr angenähert. Er steht im Zeichen wachsender Bureaukratisierung. Im Hochofenbetrieb wie in der Zuckerfabrikation, in der Textilindustrie ebenso wie im Baugewerbe nimmt das Bureau neben der Werkstätte und dem Maschinensaal einen immer breiteren Raum ein. War vordem der Werkmeister fast der einzige Angestelltentypus in der Industrie, so treten nunmehr eine ganze Reihe von Funktionären an seine Seite: Ingenieure, Chemiker, Techniker, Zeichner usw. Aber auch die Zahl der Werkmeister wächst und verändert sich gleichzeitig mit der Zahl und Art der Arbeiter. So hat sich in der Industrie das Angestelltenpersonal rapid vergrößert. Kamen hier 1882 auf je 10 Angestellte noch 414 Arbeiter, so sind es 1895 nur mehr 226, 1907 nur mehr 125. Von den über 650000 Angestellten, welche die Industrie 1907 beschäftigte, arbeiteten aber mehr als die Hälfte in Betrieben mit über 50 Personen. Es ist also, kurz ausgedrückt, die schwere Industrie, deren Angestelltenschaft besonders stark wächst. Damit ist auch gleichzeitig gesagt, daß ein großer Prozentsatz der in der Industrie beschäftigten Angestellten in den Städten lebt. Denn von 14,7 Millionen in Industrie und Handel beschäftigten Erwerbstätigen lebten 1907 70 Prozent in Städten überhaupt, und 29 Prozent allein in den Großstädten[1]). In den Groß- und Riesenbetrieben des Handels und der Industrie spielt sich nun aber auch die

[1]) In den Erwerbszweigen, die noch verhältnismäßig am wenigsten vom kapitalistischen Geist durchdrungen sind, in der Landwirtschaft und in den freien Berufen, spielen die Angestellten im ganzen eine vergleichsweise geringere Rolle, als in Handel und Industrie, welche zusammen 4/5 aller Angestellten überhaupt beschäftigen. Auch ist es hier weit weniger der Großbetrieb, der den speziellen Charakter der Angestelltenarbeit bestimmt. Von 76566 in der Landwirtschaft beschäftigten Angestellten entfallen nur 3476 auf das Rechnungs- und Bureaupersonal. Dieses sowohl, wie die große Masse der Gutsverwalter, Inspektoren, Wirtschafterinnen usf. entfällt aber überwiegend auf die Großbetriebe und befindet sich, da der Großbetrieb in der Landwirtschaft nur durch künstliche Mittel lebensfähig erhalten wird und daher ähnliche sozialpolitische Züge zeigt, wie das niedergehende Kleingewerbe, großenteils in einer sehr gedrückten Lage. Von den freien Berufen sind die meisten in ihrer wirtschaftlichen Entwicklung in demselben Maße zurückgeblieben, wie Handel und Industrie voranschritten. Infolgedessen sind ihre Angestellten, auch die in den Großbetrieben, als welche hier fast nur die Theater und die großen Krankeninstitute in Betracht kommen, teilweise in einer sehr ungünstigen sozialen Lage.

Digitized by Google

Angestelltenarbeit immer einförmiger ab. Wird in diesem Bureau kalkuliert und organisiert, so wird in jenem konstruiert und experimentiert, in einem dritten kassiert und registriert, in einem vierten reglementiert und kontrolliert. Dabei wird alles nach Tunlichkeit standardisiert, d. h. auf eine möglichst geringe Zahl möglichst einfacher Operationen zurück- und in möglichst schnellem Tempo ausgeführt. Ihre Vollendung erreicht diese modern-bureaukratische Betriebsweise im amerikanischen Taylorsystem. Hier ist auch die letzte Konsequenz gezogen. Der arbeitende Mensch ist zur Arbeitsmaschine mit Standardtypus geworden, die durch Verwendung der individuellen Erwerbsgier als motorische Kraft unter Kontrolle der Stechuhr zu immer größerer Geschwindigkeit angetrieben wird.

Je routinemäßiger und zwangsläufiger aber die Angestelltenarbeit ist, desto leichter wird es auch der ungelernten oder nur wenig angelernten Frauenarbeit und der jugendlichen Arbeitskraft mit den erwachsenen männlichen Angestellten in Konkurrenz zu treten. Nach einer 1908 vom deutsch-nationalen Handlungsgehilfenverband veranstalteten Erhebung hatten zwei Drittel der Antwortenden nur Volksschulbildung genossen. Nur ein Fünftel hatte eine Real- oder eine höhere Schule besucht. Nach einer amtlichen Erhebung über die Vorbildung der Rechtsanwaltsgehilfen, die sich auf ganz Deutschland erstreckte, besaßen 87,8 Prozent nur Volksschulbildung, nur 12,1 Prozent hatten eine höhere Schulbildung genossen [1]). Bei solchen Verhältnissen fällt es natürlich der billigeren, weiblichen Kraft nicht schwer, die männliche vielfach zu verdrängen. Fragen wir nach dem Umfang, in welchem dies bisher schon geschehen ist, so ergibt sich, daß der Anteil der Frauen an der Angestelltenarbeit im Handel größer ist, als in der Industrie und in beiden Hauptgewerbegruppen größer in den unteren Stellungen als in den höheren. Die Gesamtzahl der weiblichen Angestellten betrug 1907 rund 366 000 gegen 135 000 im Jahre 1895; davon waren 60,8 Prozent im Handel beschäftigt. Der absoluten Zahl nach spielten die weiblichen Angestellten in der Industrie 1907 noch keine sehr wesentliche Rolle. Die weit überwiegende Mehrzahl der 54 612 in der Industrie gezählten weiblichen Angestellten entfällt auf das Kontorpersonal. Hier allerdings hat sich seit 1895 ihre Zahl verzehnfacht.

Mit den geschilderten Verhältnissen hängt ferner der außerordentlich jugendliche Altersaufbau der Angestellten- wie der Arbeiterschaft zusammen. Nur etwa ein Neuntel fällt in diesen beiden großen Bevölkerungsklassen auf die fünfzig Jahre und darüber zählenden Personen [2]). Dies hat aber keineswegs die Bedeutung, daß für den deutschen Arbeiter und Privatangestellten mit dem

[1]) Vgl. Reichsarbeitsblatt 1913, S. 776. — [2]) Vgl. Reichsarbeitsblatt 1913, S. 845. Von den Bankbeamten sind 12 Prozent über 50, nur 26,7 Prozent über 40 Jahre alt. Vgl. Schriften der Ges. f. soz. Ref. Heft 32/33, S. 112.

Digitized by Google

50. Lebensjahr die Zeit des sorglosen Alters beginnt, ähnlich wie für den französischen Kleinbürger, der sich mit 50 Jahren als „*jeune homme*" zu fühlen und von seiner Rente zu leben anfängt. Im Gegenteil! Mit dieser außerordentlich geringen Besetzung der höheren korrespondiert eine besonders starke Besetzung der jüngeren Altersklassen. Von den deutschen Lohnarbeitern sind 52,3 Prozent, von den deutschen Privatangestellten 47,6 Prozent unter dreißig Jahre alt. In der Selbständigenschicht ist es gerade umgekehrt. Hier betragen die über fünfzig Jahre alten 41,3 Prozent, die unter dreißig Jahre alten 11,2 Prozent der Gesamtzahl[1]). Nun ist kein Zweifel, daß ein gewisser Prozentsatz der Arbeiter und Angestellten im höheren Alter als kleine Unternehmer, Betriebsleiter, Gastwirte, Pächter u. dgl. in die Gruppe der Selbständigen übergeht. Allein bei dem relativ sehr starken Rückgang dieser Gruppe im ganzen und ihrer teilweise außerordentlich gedrückten Lage, ist diesem Übergang keine allzugroße Bedeutung beizumessen. Es bleibt die Tatsache bestehen, daß der deutsche Arbeiter und der deutsche Angestellte in verhältnismäßig jugendlichem Alter aus dem Erwerbsleben ausscheidet. Auf den jugendlichen Altersaufbau der Angestellten im ganzen ist das Handelsgewerbe von besonderem Einfluß. In diesem aber spielt auch heute noch der Lehrling und neuerdings das Lehrmädchen eine böse Rolle. Im ganzen genommen hat auch in der Industrie in den höheren Altersklassen seit 1895 ein viel weniger lebhaftes Anwachsen der Besetzung stattgefunden, als in den jüngeren[2]). Nur von den Werkmeistern der Industrie ist über ein Fünftel mehr als fünfzig Jahre alt. Dies hängt damit zusammen, daß das Vorrücken in diese Kategorien der häufigste Weg des Aufsteigens der Lohnarbeiter in eine gehobenere Lebensstellung ist, der sich ihnen aber in der Regel erst in vorgerückterem Alter eröffnet.

Die Angestelltenschaft im ganzen weist auch in ihrer Heiratsziffer genau so wie in ihrem Altersaufbau die größte Ähnlichkeit mit der Arbeiterschaft auf. Dort sind 48,1 Prozent, hier 48,2 Prozent der Männer unverheiratet. Am niedrigsten ist die Heiratsziffer wiederum im Handelsgewerbe, wo 1895 36,3 Prozent, 1907 40,4 Prozent der Angestellten (ohne die Verkäufer) verheiratet waren. Höher ist die Heiratsziffer der Industrie, in der sich der Anteil der Unverheirateten unter $^2/_5$ hält. Von den in der Industrie beschäftigten männlichen Beamten in Aufsichtsstellungen sind 85,3 Prozent verheiratet, unter dem Kontorpersonal hingegen nur halb so viele im Verhältnis, nämlich 42,9 Prozent.

[1]) Infolgedessen stehen in den drei großen Berufen Landwirtschaft, Industrie und Handel 2 Millionen selbständiger nur 1,45 Millionen lohnarbeitender Personen gegenüber, die über 50 Jahre alt sind. R. A. Bl. 1913, S. 365. — [2]) Von dem technisch gebildeten Betriebspersonal der Industrie sind nur 6,8 Prozent über 50 und 55,6 Prozent unter 30 Jahre alt. Ähnlich ist die Alterszusammensetzung des Kontorpersonals der Industrie.

Digitized by Google

Auch in Hinsicht auf die Stabilität des Arbeitsverhältnisses ist die Lage der meisten Angestellten derjenigen der Arbeiter analog[1]). Eine vom deutschen Technikerverbande in seinem Mitgliederkreise vor einigen Jahren veranstaltete Enquete bei der 11500 Antworten einliefen, hat das Ergebnis gehabt, daß, wenn auch die Stellenlosenliste im allgemeinen entsprechend dem jugendlichen Altersaufbau der Berufe mehr jüngere Leute aufweist, doch fast ein Fünftel der Stellenlosen im Baugewerbe und fast drei Zehntel in der Industrie auf das Alter über 30 Jahren entfällt[2]). Die Arbeitslosigkeit der Angestellten bildet somit eine vom Alter unabhängige Konstante[3]). Auch die sonstigen Arbeitsmarktverhältnisse und die Chancen des Aufstiegs in höhere Positionen haben sich bei den Angestellten analog den Verhältnissen der Arbeiterschaft entwickelt. Wie hier namentlich in den Anfängen der Entwicklung zur Großindustrie sich aus allen Bevölkerungsklassen emporsteigende oder herabsinkende Elemente zum industriellen Arbeitsmarkte drängten, so ist nunmehr ein starker Zudrang zum Arbeitsmarkt für Angestellte aus den verschiedensten Bevölkerungsklassen zu beobachten.

Daß ein Teil der Arbeiterschaft mit vorgerückterem Alter in die Stellungen von Werkmeistern, Aufsehern, Polieren, Steigern und Obersteigern aufrückt, wurde bereits erwähnt und bedarf keines statistischen Nachweises. Über Art und Umfang des Eindringens der Lohnarbeiterschaft in sonstige Positionen der Angestelltenschicht liegen mannigfache statistische Nachweisungen vor. So hat die bereits erwähnte umfassende Statistik des deutschen Technikerverbandes ergeben, daß 15,15 Prozent der antwortenden Techniker aus Arbeiterkreisen und 11,13 Prozent aus der Kategorie „sonstige Berufe" stammten, worunter wir im Hinblick auf die weit verbreitete Scheu, die Herkunft aus Arbeiterkreisen zu bekennen, unbedenklich wiederum einen großen Prozentsatz von Arbeitern vermuten dürfen. Daß im Handel wesentlich andere Verhältnisse herrschen, kann nicht angenommen werden. Bei einer Erhebung des Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes von 1908 gaben von 32741 Antwortenden 6210=18,96 Prozent ihre Abstammung aus der Arbeiterklasse an oder vielmehr zu.

---

[1]) Die Statistik der Stellenlosigkeit zeigt auch bei den Angestellten deutlich den Einfluß der Konjunktur. Die Gesamtzahl der Arbeitslosentage der von den berichtenden Angestelltenverbänden unterstützten Personen betrug nach dem Reichsarbeitsblatt in dem Vierteljahr Juli bis Oktober 1912 98039, in der gleichen Jahresperiode 1913 182841 Tage, die Zahl der unterstützten Personen 1912 2268, 1913 3655, die Summe der ausgezahlten Unterstützungen 1912: 125054 Mark, 1913: 238945 Mark. Vgl. Reichsarbeitsblatt 1913, S. 758/759. Die Ziffern der Stellenlosenversicherung ergeben wesentlich höhere, aber wahrscheinlich zu hohe Zahlen.
[2]) Vgl. Günther „Die deutschen Techniker", S. 223. — [3]) Vgl. Furlan „Über die Grundlagen der Versicherung der Privatangestellten", Göttingen 1908, S. 41.

Digitized by Google

Die Untersuchungen, welche Käthe Mende[1]) über „Münchner jugendliche Ladnerinnen" und Ida Kisker[2]) über „Die Frauenarbeit in den Kontoren einer Großstadt" (Leipzig) angestellt haben, ergeben insoferne ein anderes Resultat, als hier, wo es sich um die untersten Stufen der Angestelltenarbeit handelt, die soziale Herkunft aus Arbeiterkreisen eine vergleichsweise noch größere Rolle spielt. Indessen zeigt auch eine über ein viel weiteres Beobachtungsfeld ausgedehnte Untersuchung von Heinze über die soziale Herkunft der Kontorlehrlinge in Baden, daß aus Arbeiterkreisen 37,5 Prozent stammten[3]).

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die Töchter des Proletariats mit größter Energie den untergeordneten, die Söhne des Proletariats mit sehr großer Energie auch den mittleren Angestelltenpositionen zustreben und daß die Ausbreitung und fortschreitende Verbesserung des Volks- und Fortbildungsschulwesens diesen sozialen Mischungsprozeß beschleunigt[4]).

Für die Intensität, mit welcher gleichzeitig aus hochbürgerlichen Kreisen ein Wettbewerb um die höheren Angestelltenpositionen stattfindet, liegen statistische Nachweisungen nicht vor. Allein symptomatische Erscheinungen, wie die bekannte Anregung des preußischen Kriegsministers, ausgedienten Offizieren Unterkunft im Handel zu gewähren und die Klage in Angestelltenkreisen darüber, daß die höheren Stellungen in den Betrieben immer häufiger mit den Kindern und Protektionskindern des Großbürgertums besetzt werden, lassen es wahrscheinlich erscheinen, daß in der Oberschicht der Angestelltenschaft, wo bereits eine geringe Zunahme des Angebots zur Überfüllung des Arbeitsmarktes genügt, die Verhältnisse die Tendenz zur Verschlechterung zeigen.

---

[1]) Die von Käthe Mende untersuchten jugendlichen Ladnerinnen entstammen zu 6,8 Prozent „bürgerlichen", 26,2 Prozent „kleinbürgerlichen", 52,7 Prozent „höheren" und 14,2 Prozent „niederen" Arbeiterkreisen. Vgl. Käthe Mende „Jugendliche Ladnerinnen zu Hause und im Beruf", Stuttgart 1912, S. 12. — [2]) Nach Ida Kisker („Die Frauenarbeit in den Kontoren einer Großstadt", Tübingen 1911, S. 56) stammten von 1512 von ihr untersuchten Kontoristinnen 27 Prozent von Arbeitern, 7 Prozent von Dienern, Kutschern u. dgl. ab. — [3]) Vgl. Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Bd. XXX, S. 107. — [4]) Daß dem Aufsteigen des Nachwuchses der Arbeiter aber nach oben durch die Kosten der Ausbildung und gesellschaftliche Vorurteile immer noch erhebliche Schranken gesetzt sind, beweisen auch die Untersuchungen Ehrenbergs, welche das Gegenteil darzutun bestimmt sind. Obwohl es sich bei ihm um eine besonders günstige Auslese handelt, ergibt sich, daß selbst in der dritten Generation seiner „stetigen" Kruppschen Gußstahlarbeiterfamilien 64 Prozent wiederum als Arbeiter verschiedenen Grades der Ausbildung und Lohnstufe anzutreffen sind. 24 Prozent sind zu Handlungsgehilfen, Technikern, Zeichnern und Bureaubeamten aufgerückt. Nur 3,3 Prozent gehen in die „gelehrten Berufe", 3,6 Prozent in die Lehrerschaft über. Das sind keine wesentlich günstigeren Aufstiegsverhältnisse, als sie nach den oben mitgeteilten Erhebungen für die Arbeiterschaft im ganzen bestehen.

Digitized by Google

Diese Gestaltung des Arbeitsmarktes hat eine entsprechend ungünstige Gestaltung der Gehaltsverhältnisse für die meisten Angestelltenkategorien zur Folge gehabt.

Dabei kommt wesentlich in Betracht, daß der größte Teil der Privatangestellten in den Städten lebt, ein besonders großer Teil in den Großstädten, wo die Lebenshaltung vielfach besonders teuer ist, und insbesondere für die Wohnung vergleichsweise sehr viel ausgegeben werden muß. Von den Privatangestellten wird ferner in der Mehrzahl aller Fälle auch schon äußerlich ein den Lebensgewohnheiten des wohlhabenden Bürgertums entsprechendes Auftreten verlangt. Während bei den Arbeitern im Durchschnitt mehr als die Hälfte aller Ausgaben auf Nahrungs- und Genußmittel entfällt, beträgt der gleiche Posten im Angestelltenbudget häufig nur unerheblich mehr als ein Drittel und stets weniger als die Hälfte aller Ausgaben. Dafür machen die Posten Wohnung, Kleidung und Wäsche im Budget der Angestellten einen um so größeren Prozentsatz aus.

Die umfassendste Erhebung über die Gehaltsverhältnisse der Privatangestellten datiert vom Jahre 1903. Diese ergab, daß 55,04 Prozent von 154 843 Angestellten der verschiedensten Berufe und Altersklassen einen Gehalt unter 2100 Mark, 83,66 Prozent einen solchen unter 3000 Mark und nur 16,34 Prozent einen solchen über 3000 Mark hatten. Diese Feststellungen sind zwar heute veraltet. Sie haben aber die Tatsache außer Zweifel gestellt, daß sowohl für die Gesamtheit der an den Erhebungen von 1903 beteiligten männlichen Privatangestellten überhaupt, wie für Gesamtheiten gleichaltriger männlicher Privatangestellter, wie endlich für einzelne Gruppen unter diesen ein typisches Normaleinkommen existiert[1]). Das Durchschnittseinkommen der Privatangestellten lag etwa in der Nähe von 1800 Mark. Andere Einzelerhebungen haben übrigens das Bild, das die Erhebungen von 1903 ergaben, nicht wesentlich verändert[2]).

[1]) Vgl. Furlan „Über die Grundlagen der Versicherung der Privatangestellten", Göttingen 1908, S. 31 f. — [2]) Nach einer Erhebung des Deutschen Technikerverbandes von 1903 bezogen 38 Prozent einen Gehalt unter 2100 Mark, 70 Prozent einen solchen unter 3000 Mark. 1907 bezogen nach einer Enquete desselben Verbandes 49 Prozent einen Gehalt unter 2100 Mark, 81 Prozent einen solchen unter 3000 Mark. Nach einer Erhebung des Bureaus für Sozialpolitik vom Jahre 1907 hatten 61 Prozent unter 2100 Mark, 86 Prozent unter 3000 Mark. Nach der Erhebung des Technikerverbandes von 1910 endlich hatten im Baugewerbe 54 Prozent, in der Industrie 30 Prozent unter 2100 Mark, im Baugewerbe 83 Prozent, in der Industrie 74 Prozent unter 3000 Mark. Vgl. Günther a. a. O., S. 225. Nach einer Erhebung des Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes von 1908 betrug das Durchschnittseinkommen der antwortenden 33 611 Handlungsgehilfen 1533 Mark. (Vgl. Lederer „Die Privatangestellten in der modernen Wirtschaftsentwicklung", Tübingen 1912, S. 82).

Digitized by Google

Sämtliche Erhebungen zeigen bei den verschiedensten Kategorien von Privatangestellten eine weitgehende Nivellierung der Gehaltsverhältnisse, die übrigens auch von denjenigen der öffentlichen Beamten gleicher technischer Funktion nicht wesentlich abweichen. Die Gehaltsverhältnisse im Handel sind sehr ungünstig bei der Verkäuferschaft des Detailhandels, besonders in kleinen und mittleren Betrieben, günstiger beim Kontorpersonal; verhältnismäßig am günstigsten bei den Bankbeamten[1]). Sie sind in der Industrie im ganzen günstiger als im Handel und auch hier relativ günstiger im Großbetrieb als in den kleineren Betrieben.

Charakteristisch für die im ganzen unbefriedigende Einkommensgestaltung sind die gezahlten Anfangsgehälter. Bei den Mitgliedern des Deutschen Technikerverbandes fiel in den Jahren 1907—1909 die Lohnklasse 140 bis 150 Mark erst bei den 26—27 jährigen stärker ins Gewicht und erst bei den 28jährigen auch die Klasse 150—160 Mark[2]). Im Handelsgewerbe liegen die Verhältnisse noch weit schlechter. Hier bleiben die Anfangsgehälter auch der männlichen — von den weiblichen ganz zu schweigen, deren Anfangsgehälter bis zu 35 Mark im Monat, für eine ausgelernte Verkäuferin heruntergehen, — zum Teil weit hinter denjenigen gelernter Arbeiter zurück. Selbst im Bankgewerbe beträgt der Anfangsgehalt nach dreijähriger Lehrzeit in der Regel nur 1200 Mark, bei kleineren Bankgeschäften nicht selten auch bloß 900 Mark. Auch die Steigerung des Gehaltes mit zunehmendem Berufsalter ist eine recht langsame und von geringer Stetigkeit. Die Erhebung von 1903 hat das Resultat ergeben, daß die Gehälter der technischen Angestellten vom 45. Lebensjahre ab eine sinkende Tendenz zeigen, erst minimal, dann rascher vom 55. Lebensjahre ab. Für die Handlungsgehilfen liegt die Grenze etwas höher. Die Gehälter sinken aber auch hier im Durchschnitt vom 55. Lebensjahre ab, vom 60. ab ziemlich rasch. Es wiederholt sich also auch hier auf dem Gebiet der Angestelltenarbeit eine Erfahrung, die, allerdings weit krasser, bei den Arbeitern der sogenannten schweren Industrie zu machen ist[3]).

Besonders bemerkenswert ist die Tatsache, daß von der ungünstigen Gestaltung der Einkommensverhältnisse gerade diejenigen Angestellten, welche qualifizierte Arbeit leisten, besonders stark betroffen sind.

Die Spannung zwischen dem Durchschnittsgehalt eines Technikers mit Hoch-

[1]) Vgl. Schriften der Ges. f. soz. Reform, Heft 32/33, S. 113. — [2]) Günther, S. 78 f.
[3]) Neuere vom preußischen Handelsminister veranlaßte Erhebungen haben — wenigstens für die Großindustrie — das Aufsehen erregende Resultat der Erhebungen des Vereins für Sozialpolitik, wonach das Arbeitereinkommen vom 40. Lebensjahr ab ziemlich rasch sinkt, bestätigt, wenn sie auch das Gesamtbild für die Industrie überhaupt etwas freundlicher erscheinen lassen. Vgl. Soziale Praxis XXII, Sp. 1066 f.

Digitized by Google

schulbildung oder Fachschulbildung gegenüber dem Durchschnittsgehalt der Techniker ohne Fachschulbildung ist nahezu verschwunden. In einzelnen Betrieben, darunter solchen des preußischen Staates, fällt der Anfangsgehalt der Techniker mit dem Arbeitslohn der gelernten Arbeiter zusammen und der Endgehalt ist nur um einige hundert Mark höher, als der höchste Jahreslohn eines vollbeschäftigten, gelernten Arbeiters[1]).

Besonders schlecht ist die wirtschaftliche und soziale Lage der Bühnenkünstler und Orchestermusiker. Von den 16000 darstellenden Künstlern des deutschen Sprachgebiets hat höchstens ein Viertel eine gesicherte, auskömmliche Stellung, d. h. ein Einkommen über 3000 Mark. Ein weiteres Viertel bezieht ein Einkommen von 1000—3000 Mark, der Rest, die Hälfte aller deutschen Schauspieler, die nur für sechs Monate oder noch kürzere Zeit Engagement finden, haben ein Einkommen unter 1000 Mark[2]). Womöglich noch ungünstiger ist die Lage der Orchestermusiker, zu deren Kennzeichnung es genügt, daß die etwa 50000 Orchestermusiker, die es in Deutschland gibt, sich gegen 10000 Musiklehrlinge und etwa 18000 Militärmusiker zu behaupten haben[3]).

Auch die Lage der Bureaugehilfen der Rechtsanwälte und Notare ist eine äußerst gedrückte[4]).

Die allgemeine Beobachtung, daß je günstiger die Lohnverhältnisse, um so

---

[1]) Vgl. Lederer a. a. O., S. 73. Auch in einem Vortrag von Prof. Karl Bücher über „Die Arbeiterfrage im Kaufmannsstande" (Deutsche Zeit- und Streitfragen, Heft 181) heißt es schon in den achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts: „Wir könnten heute von einer Arbeiterfrage der höheren Technik sprechen, indem wir das Überangebot von Ingenieuren und Architekten im Auge haben, welches gegenwärtig vorhanden ist und einen beträchtlichen Teil der jungen Techniker keine Verwendung finden läßt." — [2]) Vgl. Jahrbuch der Angestelltenbewegung 1913, S. 4 u. 21. — [3]) Vgl. Schriften der Gesellschaft für soziale Reform. 32. Heft, S. 97. Hier heißt es u. a.: „Es wird kaum einen anderen Erwerbszweig geben, in welchem die Angestellten im Verhältnis zu ihren (physischen) Leistungen so schlecht bezahlt werden. Die Löhne und Gehälter sind in den letzten 40 Jahren nicht nur nicht verbessert, sondern vielfach verschlechtert worden." Dabei wird dieser Angestelltenkategorie aller Voraussicht nach selbst das Angestelltenpensionsversicherungsgesetz zum Unsegen gereichen, weil es einen Ansporn für die Saalbesitzer und Konzertunternehmer bedeutet, den nicht versicherungspflichtigen Militärmusikern noch mehr als bisher den Vorzug zu geben. [4]) Eine umfassende amtliche Erhebung vom Februar 1911, die sich auf 2745 Betriebe mit 10988 Angestellten, also etwa auf ein Drittel aller in Betracht kommenden Betriebe erstreckte, ergab, daß 40,9 von 100 Angestellten unter 18 Jahre alt waren, darunter 18,5 Prozent unter 16 Jahren. In 2682 Betrieben war jugendliches Personal unter 18 Jahren in irgend einer Stellung beschäftigt. In 26,9 Prozent dieser Betriebe machte es annähernd die Hälfte aller männlichen Angestellten aus. Vgl. Reichsarbeitsblatt 1912, S. 769.

Digitized by Google

günstiger auch die sonstigen Arbeitsbedingungen zu sein pflegen und umgekehrt, wiederholt sich auch auf dem Gebiet der Angestelltenarbeit. Für einzelne, ungünstige Einkommensverhältnisse aufweisende Angestelltenkategorien bestehen obendrein noch besondere Mißstände, wie sie bei anderen Arbeitergruppen überhaupt nicht oder nicht in der gleichen Ausprägung anzutreffen sind. So gibt es für die Apothekergehilfen[1]) und das Krankenpflegepersonal[2]) eine Ausdehnung der kontinuierlichen Arbeitszeit, wie sie sonst nur in der Heimarbeit vorkommt.

Für die Schauspieler bildet es eine besondere Komplikation der an sich ungenügenden Gehaltsverhältnisse, daß sie obendrein in einer sonst kaum vorkommenden Weise mit dauernden Abgaben an berufsmäßige Stellenvermittler behaftet sind, ein Unwesen, gegen welches sich auch das neue Stellenvermittlergesetz als eine stumpfe Waffe erwiesen hat. Die Techniker, Chemiker und Handlungsgehilfen haben sich vielfach über Konkurrenzklauseln von unbilliger Härte zu beschweren. Ferner wird Anteil an Ehre und Ertrag der von ihnen gemachten Erfindungen nur den wenigsten Angestellten zuteil.

Sehr prekär ist häufig auch die Lage der Angestellten der wirtschaftlichen Interessentenverbände. Den Interessenten ist es eigentümlich, daß sie von ihren Angestellten nicht bloß die Wahrung ihrer berechtigten oder vermeintlich berechtigten Interessen, sondern in der Regel auch die Teilung ihrer Vorurteile verlangen. Davon macht die gewerbliche Arbeiterschaft, die heute bereits Tausende von kaufmännischen Angestellten und geistigen Arbeitern beschäftigt, natürlich keine Ausnahme und mancher Konsumvereinsleiter, der auf dem Boden politischer Neutralität steht und mancher Gewerkschaftssekretär, der von einem aussichtslosen Streik abrät, weiß ein Lied davon zu singen.

„Der neue Mittelstand lebt in Abhängigkeit von seinem Brotherrn" — so faßte Prof. Stieda vor einem Jahrzehnt sein Urteil über die soziale Lage der Privatangestellten zusammen. Daß er in Abhängigkeit vom Lohnverhältnisse lebt und zwar in nicht geringerem Maße als die Arbeiterschaft haben unsere vorstehenden Ausführungen ergeben. Damit ist aber auch festgestellt, daß die Angestellten der gewerkschaftlichen Organisation nicht weniger bedürfen als diese.

Inwieweit diesem Bedürfnisse bereits genügt ist, soll in einem späteren Artikel über die Gewerkschaftspolitik der Privatangestellten erörtert werden.

Georg Friedrich Daumer: Briefe an seine Nichte.

(Frankfurt, December 1859)

Ich verstehe dich nicht. Ich fühle, weiß, erfahre zwar fortwährend, daß du ein Engel bist, wie es schwerlich einen zweiten giebt; aber ich errathe nicht mit Sicherheit, worauf du zielst, wenn du sagst, ich hätte dich verlassen, grausam

[1]) Vgl. Schriften der Gesellschaft f. soz. Reform, Heft 30/31, S. 18 ff. [2]) *ib.* S. 124.

Digitized by Google

von mir gestoßen und dergl. Vieles hat zerrüttend in mein Leben und Wesen eingegriffen; zu gewissen Beziehungen bewog mich das Mitgefühl mit unsäglichem Jammer und Elend und die moralische Nothwendigkeit, Alles daran zu setzen, um arme, zertretene Geschöpfe vor äußerem und innerem Untergange zu bewahren. Daraus wirst du mir keinen Vorwurf machen, wenn du mich kennst und die Sache in ihrem rechten Lichte siehst. Auch könntest und solltest du wohl wissen, daß sich dein Bild in mir nie verdunkelt hat. Du bist immer meine innerste, innigste, zarteste, schönste und heiligste Liebe gewesen, und insofern hat sich auch bei mir Nichts geändert. Jenen wunderholden und wundersüßen Stern, der mir verhieß, nur um so lichter und treuer zu leuchten, je mehr mich die Nacht in ihr Dunkel hülle — es haben ihn zwar äußere Gewölke dicht und lang genug umschleiert und meinen Blicken entzogen; für meine innere Anschauung aber hat er Nichts von seinem Glanze und Schönheit verloren. Auch bin ich in jenem stillen Eden, wo sich vordem unsere Seelen fanden, nicht so fremd geworden, als du denkst. Daß du meinen letzten Brief, den, welchen ich dir deiner Anweisung nach *poste restante* nach Wien sandte, so völlig unbeantwortet gelassen, hat mir freilich weh gethan; ich wußte mir's aber zu erklären, ohne dich deßhalb anzuklagen. Oder ist dieser Brief nicht in deine Hände gekommen? Ich weiß kaum mehr, was ich dir damals schrieb, was dich aber persönlich kränken konnte, wird er doch wohl nicht enthalten haben. Ich will dich nicht „katholisch machen"; aber ich wünschte, von dir in Beziehung auf meine jetzige Stellung, Tendenz und Wirkungsweise gehörig erkannt und begriffen zu werden. Ich habe eine Schrift geschrieben, die du nothwendig lesen müßtest; ihr Titel ist: „Meine Conversion. Ein Stück Seelen- und Zeitgeschichte." Mainz bei Kirchheim. Hier ist in der Kürze der ganze Gang meines Denkens und Lebens entwickelt, der mich zuletzt zu dem auffallenden und scheinbar so höchst inconsequenten Schritt bewog. Es ist viel Biographisches darin, was dich vielleicht interessirt, auch in Beziehung auf Jugend, Kindheit, Familie. Außerdem habe ich geschrieben: „Die dreifache Krone Roms" und „Marianische Lieder und Legenden", Beides in Münster (Aschendorff'sche Buchhandlung) heraus gekommen. Ich habe von zweien dieser Schriften nur noch ein Exemplar, von einer gar keines mehr; sonst würde ich sie dir beilegen. Mein Verhältniß zur Kirche hat sich sehr wünschenswerth gestaltet; ich finde Anhang, und das ist bei meiner durchaus rationellen, humanistischen und bildungsgemäßen Auffassung und Behandlung der religiösen und kirchlichen Gegenstände sehr viel und beweist, daß diese Kirche sehr achtungswerthe Elemente enthält. Sehr angesehene und autoritätsvolle Geistliche, darunter auch Bischöfe und Erzbischöfe, auch katholische Fürsten und Fürstinnen, namentlich König Ludwig von Baiern, haben an mich geschrieben und sich günstig gezeigt; mit der Mainzer Geistlichkeit stehe ich auf vertrautem Fuße, hier hat man meine

Digitized by Google

Schriften bereits im Manuskript durchgesehen und gebilligt. Mit solchen Freundschaften und Verbindungen wäre nicht viel zu prahlen, sie würden mir vielmehr zur Schmach gereichen, wenn ich meine Vernunft aufgegeben, mich in einen bloßen Reaktionär gewöhnlichen Charakters verwandelt und zum Sklaven einer äußeren Autorität und Herrschaft erniedrigt hätte. Da ich aber meine Natur durchaus nicht verläugnet, meine Fortbildungstendenzen durchaus nicht verhehlt habe, so zeigen jene Thatsachen, daß ich hier nicht so vergebens arbeite, wie früher, wo ich einen so total unfruchtbaren nur für das Negative empfänglichen Boden zu bearbeiten unternahm und dafür den bekannten Lohn empfing. Auch die katholischen Blätter sind für mich; ich bin zuerst mit großer Freude von der Wiener Literaturzeitung begrüßt worden, nicht bloß als Convertit sondern wegen des Tones, den ich angeschlagen, namentlich was meine Anerkennung des Heidenthums betrifft.

Die Familienverhältnisse sind die alten, feindlichen. Nur Veit [Valentin d. R.] ist ein braver Junge, und du wirst wohl thun, ihm so freundlich, als möglich zu sein; du bist ihm eine große Autorität. Frau Dr. Hoffmann [die Frau des Struwelpeter-Hoffmann d. R.], die mir seit 5 Jahren in allen Lagen des Lebens treulich beigestanden, thut es noch; sie schreibt meine Manuskripte ab, und thut sonst, was sie kann. Im vorigen Sommer bewohnte ich ein einsames Häuschen mitten in den Feldern, das sie für mich gemiethet hatte, weil ich es in dem geräuschvollen Hause, das ich gegenwärtig bewohne, nicht aushalten konnte. Die Damen des Hauses sind mir ebenfalls sehr gewogen und erweisen mir viel Liebes und Gutes. Wenn du mir schreiben willst, so hast du nicht nöthig deinen Brief an Veit zu schicken, der von mir weit weg (in Sachsenhausen) wohnt und nur selten zu mir kommen kann. Siegle deinen Brief, schreibe eine einfache Adresse an mich darauf und mache dann noch einen äußeren Umschlag mit der Adresse an meinen Hausherrn: Herrn Architekt Theodor Brofft, auf der Bornheimer Haide, Frankfurt a. M. Dies ist ein sicherer Weg, der Brief wird mir gelegentlich von den Hausbewohnern übergeben und du kannst mir dann schreiben, was und wie du willst, ohne zu fürchten, daß er von ungeeigneten Personen aufgefangen und gelesen wird. Stern meiner Nacht! Durchbrich mit deinem Strahl die Wolken, die sich zwischen uns gelegt haben, und leuchte mir wieder in alter Herrlichkeit und Süßigkeit!

Frankfurt 4. Januar 1860

Fräulein Helene Daumer aus Wien

Abzugeben im Hotel zum grünen Baum in Preßburg.

Wenn du, seitdem dein letzter Brief an mich geschrieben wurde, meine neuesten Schriften erhalten und gelesen haben solltest, so dürfte dir bereits Manches in einem neuen Licht erscheinen. Ich habe mich dort nicht in jeder Hinsicht so

Digitized by Google

deutlich und unverholen auslassen können, wie es vertrauten Menschen gegenüber möglich ist. Geheuchelt aber ist nicht in diesen Darstellungen. Daß ich von meinen früheren Principien im Wesentlichen auch nicht das Geringste aufgegeben, daß ich nur einen andern Weg zur Verwirklichung meiner Ideen eingeschlagen, weil ich auf dem früheren ins Bodenlose gerieth und schlechterdings nicht mehr fortkonnte, das wirst du wohl einsehen. Und so wirst du auch wohl merken, daß ich bei dieser Wendung kein Verbrechen an dir begangen; daß ich mich von dir nicht zu scheiden geglaubt noch wirklich entfernt und getrennt habe. Meine verunglückte Annäherung an das Judenthum, und mein bis jetzt nur mit gutem Erfolg gekrönter Uebertritt zur kath. Kirche — sie waren Beide nur praktische Experimente, die mein Inneres ganz unangetastet ließen, so daß ich sagen kann: Ich bin, der ich war, so für dich, wie für das Allgemeine, dem ich auf eigene Faust nur nicht beikommen konnte, und dem ich jetzt mit Hülfe einer großen geistigen, sittlichen und politischen Macht beizukommen suche. Du sagst, die Welt habe über mich gerichtet. Diese „Welt" ist nichts anderes, als eine höchst einseitige, vorurtheilsvolle, von mir beleidigte, zu einem gültigen Richterspruch gar nicht befähigte Partei. Und wäre sie mehr als Partei, wäre sie Masse und Menge — welcher Klügere verachtet diese nicht? Wäre sie die allgemeine Stimme der Gegenwart — wie viele Bessere und Größere als ich wurden von ihrer Zeit verdammt, verfolgt, gemordet! Ist dein Urtheil abhängig von dem der „Welt"? Willst du andere Stimmen hören, so lies nicht bloß, was protestantischerseits gesprochen und geschrieben wird, „*Audiatur et altera pars*, man muß auch die andere Partei hören." Das ist ein alter Rechts- und Billigkeitsspruch. Doch du sagst, ich hätte mich selbst im Voraus gerichtet; du beziehst dich auf das Gedicht gegen Heine „Nebukadnezar II". Diese Vergleichung paßt hier nicht. Heine war übermüthig und frivol; das war ich nie. Er brach elend in sich selbst zusammen; das geschah nicht bei mir. Seine Bekehrung hat einen subjektiven, meine Conversion einen objektiven Charakter. Ich habe Denken, Vernunft, eigene Forschung nie aufgegeben; ich bin nicht als ein zermürbter, zerbrochener, zerknirschter Jammermensch, der für sein eigenes, trübes, geängstetes Selbst eine äußere Stütze sucht, zur Kirche gekommen, sondern mit der vollen Kraft meines Geistes und Charakters; ich habe den Katholiken das erklärt, und sie haben mich so, wie ich war und wie ich mich gab, auch angenommen. Ich bin nicht nach Heine's Rath zum Ochsenwerden und Grasen herabgesunken. Die Parteien, an die ich mich früher anschloß, haben mich zertreten, meine Familie hat es gethan. Niemand wollte etwas von meinen Ideen wissen, Niemand ging zuletzt mit mir um. Selbst am Weihnachtsabend war ich allein in meiner Mansarde, meine Frau und Tochter fort, die Bescherung, die Letztere erhielt, bekam sie von meiner Frau im Namen dieser und ich war nicht dabei. Man hatte mich dazu verdammt, wie ein Thier im Walde zu

Digitized by Google

leben, ja einsamer; ich sollte auf dem Mist verfaulen; und wäre nicht die Hoffmann gewesen, so wäre es so gekommen, oder ich hätte mich umgebracht. Niemand druckte mehr Etwas von mir, auch wenn es das Harmloseste war. Einst ging ich des Morgens mit meinem kranken Fuße fort in ein Gehölz und legte mich hin um zu sterben. Ich lag da in drückender Sommerhitze bis in die Nacht. Da hörte ich mein Kind rufen — sie soll wirklich damals im Hause verzweiflungsvoll nach mir gerufen haben — da kroch ich (denn gehen konnte ich nicht mehr) in ein benachbartes Dorf und ließ mir einen Wagen holen, fuhr aber nicht nach Hause, sondern zu Hoffmann's, wo ich übernachtete. Dann erst schrieb ich nach Hause und holte mich meine Frau ab — doch ich müßte ein Buch schreiben, um die Mißhandlungen, die ich erlitten habe, und ihre Folgen zu schildern. Es blieb mir zuletzt Nichts übrig, als zu meinen schlimmsten Feinden zu gehen, die mich mit den Armen der Liebe aufnahmen und mir eine Heimath gaben. Hast du noch Nichts von Themistokles gehört, der unter den Griechen, denen er so viel Gutes gethan, nicht mehr leben konnte, und der deßhalb zu den Persern ging, denen er so viel Böses gethan? Heine war Nebukadnezar II, ich aber bin Themistokles. Und hast du noch nie an Winkelmann gedacht? Sei kein Kind, Helene, und begreife mich, sowohl was meine Stellung zur Welt, als die zu dir speciell betrifft. Ich habe nicht mit dir gespielt, ich habe dich schön und tief geliebt und thue es noch. Wäre es aber auch nur ein poetisches Spiel gewesen, was ich mit dir getrieben, so wäre das nicht so kränkend für dich, als du es nimmst. Ich nahm von dir das lieblichste, lebendigste und geistreichste Bild, das in meinen Poesien begegnet. Wäre das, auch schon für sich allein, gar Nichts? Aber die Sachen liegen ganz anders. Willst du wissen, was dein letzter Brief für einen Eindruck auf mich gemacht, so lies die beigelegten Verse, die ich damals schrieb, als ich ihn eben empfangen und gelesen hatte. Ich will dir einiges bemerklich machen, was ich nicht drucken lassen darf.

Im Katholicismus hat sich das alte große, poetische Heidenthum beseinem welthistorischen Untergange gerettet. Ich bin ein Heide, und da es heutzutage kein Heidenthum mehr gibt, als das in christlicher Form ausgeprägte des Katholicismus, so mußte ich Katholik werden. Ich war es in diesem Sinne schon, als ich die Marienlieder schrieb. Leo X, unter dem der reformatorische Sturm losbrach, war auch ein Heide, nur für Kunst und Wissenschaft Sinn habend und von allem Tristen und Dumpfen fern; Luther aber gegen ihn ein christlicher Barbar, durch welchen das päpstliche Heidenthum zum unendlichen Nachtheil der Cultur gestürzt wurde. Luther verdammte Vernunft und Philosophie und reinigte die Kirche vom katholischen „Götzendienst", das heißt, vom schönen Heidenthum, von der Apotheose des Menschlichen und Weiblichen, und vollends die schweizerischen Barbaren ent-

Digitized by Google

leerten die Kirche alles Poetischen und Künstlerischen, es wurden damals sogar Gesang und Orgel verworfen. Im vorigen Jahrhundert hat sich im Protest freilich wieder Vernunft und Kunst geregt, aber im Gegensatz zu Religion und Kirche; bei den Katholiken blieb alles beisammen — und das ist etwas Großes und Herrliches. Ich kann nur ganz kurz andeuten, was ich meine; du wirst mich schon verstehen. Noch Etwas: du neigst dich zur Mystik und Magie. Wie kannst du dann dem dürren, nüchternen Protestantismus und der materialistischen Rohheit und Hohlheit der modernen Denkarten, wo selbst Geist und Seele geläugnet wird, huldigen und anhengen? Du hast mich einmal gefragt, ob es noch Leute giebt, die sich mit Magie beschäftigen. Jetzt sage ich dir: der Kath. ist die ungeheuerste Magie, und dieses große heidnische Princip wird ebenfalls in ihm bewahrt. Jede Messe ist ein magischer Akt, die kath. Sacramente sind alle zauberhafter Natur und Wirkung, sollen es wenigstens sein. Diese tiefen Elemente sind es, die den Kath. erhalten und niemals völlig untergehen lassen, selbst bei der schlechtesten Repräsentation nach außen hin. Willst du dich in die Mystik und Magie des Kath. vertiefen, so lies das Buch von Görres über die Mystik! Es ist viel Wust darin, Manches, was dich abstoßen wird; aber es ist eine wahre Fundgrube der wundervollsten, zum Theil auch unläugbar feststehenden und historisch beglaubigten Thatsachen. Lies z. B. über die *Christina mirabilis*, das wundersamste Geschöpf, welches je existirte, und wo die Natur bereits einen ganz neuen Organismus geschaffen hat; über das Schweben und Fliegen der Heiligen, die Lichtentwicklungen in diesem Bereich. Es ist ein merkwürdiges Feld, und du verlierst sehr viel, wenn du es verschmähst, dich damit bekannt zu machen. Das siehst du doch ein, daß es mit den abgedroschenen hohlen Phrasen von Aufklärung, Fortschritt, gesundem Menschenverstand und dergl. nicht gethan ist, daß wir dabei geistig und gemüthlich verdorren und verkommen, daß da am Ende Nichts mehr übrig bleibt, als das erbärmlichste Philisterium, die merkantilische und materialistische Klappermühle und die von unten auf gährende, von wilder Demokratie gehetzte und entfesselte Bestialität und Pöbelwuth.

Ich lege dir ein Zettelchen von der Kaufmann, geb. Binder bei, damit du siehst, wie es mit der jetzt steht. Sie ist verheirathet, hat einen literarischen Ruf, ist nach meiner Conversion ebenfalls katholisch geworden und berührt sich mit Bischöfen und fürstlichen Personen. Doch bleibt sie immer ein krankes, trübes, unbefriedigtes Wesen, und muß ums Brod arbeiten, da ihr Mann nicht viel Einnahme hat und ohne Energie ist.

Bleibe mir gut, mein Engel! Ich bin ein armer, schwacher Mensch, dem alle mögliche Demuth ziemt, aber kein schwarzer Verbrecher, kein Heuchler und kein Teufel. Bedenk doch auch das, daß eine so intelligente, so wohlhabende und unabhängige Frau, die in den schönsten protestantischen Verhältnissen

Digitized by Google

lebt (für sie freilich höchst unbefriedigend), wie die Hoffmann, nicht so viel Jahre lang meine treue Freundin sein könnte, wenn es mit meinen Handlungen und Gesinnungen so schlimm stünde. Auch die reiche Jüdin, der ich in meiner Conversionsschrift gedacht, ist noch immer meine Freundin, wiewohl sie ganz freisinnig ist. Ich habe mich mit diesen allen verständigt, auch die Damen meines Hauses, die einen großen Demokraten zum Bruder und Gatten haben, stehen auf meiner Seite.

Sollte ich mich nur nicht mit dir verständigen und wieder zusammenfinden können? Meinen Dank und Segen für Alles! Adieu!

(Das Gedicht, das mir bei nochmaliger Ansicht nicht mehr gefiel, habe ich weggelassen.)

(Fortsetzung folgt.)

Max Graf von Bethusy-Huc: Steuerpolitik 1913.

In den letzten Jahren hat die deutsche Privatwirtschaft eine Kraft und Leistung gezeigt, die einzig in der Welt dasteht. Dank einem weitausschauenden Unternehmungsgeist hat sich die Arbeitsgelegenheit und der Volkswohlstand vervielfacht. Der Unternehmungsgeist hat unter den bisherigen wirtschaftlichen Verhältnissen angemessenen, oft reichen Lohn gefunden, ein Erfolg, der einem gesunden sozialen Empfinden nur als gerecht erscheinen muß. Eine krankhafte soziale Empfindsamkeit, die jedwede Ungerechtigkeit und Übermacht ausschalten will, die den relativen Begriff von unverdientem und verdientem Gewinn mühsam und nutzlos erkünstelt, ist das Seitenstück zu einer übertriebenen Gesundheitsfürsorge, deren letzte Folge nur der Bankrott des wirklich kraftvollen Lebens sein kann.

Ohne gesunde Vorbedingungen hätte sich der bewunderungswürdige Aufschwung auf allen Gebieten unseres wirtschaftlichen Lebens und damit unsere Weltmachtstellung nicht durchgesetzt. Unsere neue Steuergesetzgebung ändert diese Verhältnisse. Sie belastet den Unternehmungsgeist und den von ihr erworbenen und befruchteten Besitz über Gebühr und bringt vor allem für die Zukunft eine Unsicherheit über das gesamte Wirtschaftsleben, die eine gedeihliche Fortentwicklung in Frage stellt. Wirtschaftlicher Stillstand oder Rückschritt werden aber am empfindlichsten die Bevölkerungsschichten treffen, deren steuerliche Entlastung angestrebt werden soll.

Betrachtet man bei einem Rückblick auf die letzte Wirtschaftsperiode zuerst den Nährboden, in dem der mächtige Aufbau unserer modernen Gemeinwesen verankert bleiben muß, das Landwirtschaftsgewerbe, so sehen wir hier Leistungen, wie sie gewaltiger kaum gedacht werden können. Die Erträge und die Werte haben sich dank der neuen Betriebslehre vervielfacht. Durch die Unterstüt-

Digitized by Google

zung und praktische Anwendung biologischer und chemischer Forschung, dank der rastlosen Verbesserung der Maschinentechnik erzwingt der Landwirt auch unter erschwerenden Verhältnissen im Durchschnitt Erträge, die noch vor einem halben Menschenalter für unmöglich gehalten worden wären und trotz Bevölkerungszuwachs und stark gesteigerten allgemeinenen Lebensansprüchen die inländische Nachfrage bald befriedigen werden. Wenn die Preise der landwirtschaftlichen Produkte heute als zu teuer bezeichnet werden, so kann man einer solchen Kritik nur nahelegen, die heutigen Gestehungskosten mit den früheren zu vergleichen. Jeder Unbefangene wird zugestehen müssen, daß der zu erwartende Gewinn keinesfalls in demselben Verhältnisse gestiegen ist wie das Risiko der stark vermehrten Betriebsmittel und Belastungen aller Art. Die Landwirtschaft ist im Begriff, sich im besten Sinne des Wortes zu industrialisieren. Ihr Ziel läßt sich dahin zusammenfassen, durch Aufwendung jeweils bester Betriebsmittel, d. h. wohlverstanden: unter vermehrtem Risiko, überall Höchsterträge zu erzielen und bis zu den Ödländereien jeden Boden der Volksernährung dienstbar zu machen. Wer diese Höchstleistungen nicht anstrebt, wird über kurz oder lang nicht mehr bestehen können. Deshalb wird der Ertragswert ein sichererer und gerechter Maßstab für die Besteuerung des Landwirtschaftsgewerbes werden. Die Ausgestaltung des Kredit- und Genossenschaftswesens sowie vor allem eine praktische innere Kolonisation muß mit möglichst geringem Aufgebot von Bürokratismus und Staatshilfe den notwendigen Ausgleich zwischen Klein- und Großgrundbesitz je nach den örtlichen Verhältnissen fördern. Wer sich dieser Aufgabe entgegenstellt, wird zu seinem Schaden die Unterlassungen bald büßen. Wenn aber in Kreisen, die den ländlichen Verhältnissen im Osten des Reiches fernstehen, der überwiegende Großgrundbesitz nur als Schädling und Hemmnis für die Neubildung von Bauerndörfern angesehen wird, so verkennt ein solches Urteil die organische Entwicklung dieser Provinzen und unterschätzt die Kraft des selbsttätigen Umbildungsprozesses, der dem tatsächlichen Bedürfnis Platz für Neusiedelungen schaffen wird. Eine innere Kolonisation zu übereilen, gewissermaßen leistungsfähige Bauern in beliebiger Menge herzustellen, würde keine Vermehrung, sondern eine schwere Gefährdung der landwirtschaftlichen Leistungsfähigkeit bedeuten. Denn ebenso sicher wie ein tüchtiger Kleinbesitz das Ideal der Bodenverwertung ist und der allgemeinen Volkswohlfahrt zuträglich wird, so sicher wäre der Mißerfolg, wenn man schematisch ein dahinzielendes Programm von Staats wegen durchdrücken wollte. Der gute Wille des Siedlers genügt ebensowenig wie die Kapitalskraft. Nur die im besten Sinne bäuerliche Persönlichkeit gewährleistet den Erfolg.

Es sei ferner kurz darauf hingewiesen, daß die Erhaltung großer Waldbestände, wie sie im Osten auf geringen Böden zum Nutzen der Allgemeinheit mit sehr niedriger Rente für die Besitzer bestehen, eine wirtschaftliche Notwendigkeit ist

Digitized by Google

und daß die größere Kapitalskraft und Betriebsorganisation innerhalb von abgelegenem und rückständigem Kleinbesitz vorteilhaft wirkt. Großbetriebe, die diesen Aufgaben nicht gewachsen sind, werden bei der heutigen Geschäftslage selbst bei extremer Schutzzollpolitik auf die Dauer unhaltbar. Sie sind es, die über kurz oder lang den neu heranwachsenden guten ländlichen Kräften Grund und Boden freigeben müssen. So wird die wirtschaftliche Schwäche der alten Landstände der neuen Betriebsform förderlich sein.

Vor allem brauchen wir zu einer lebenskräftigen Neuansiedelung den Anreiz, daß selbständige Existenzen im Landwirtschaftsgewerbe gesunde und gerechte Lebensbedingungen behalten. Wir sind auf dem Wege, das Verlangen nach Bodenständigkeit in Land und Stadt zu schwächen. Die sogenannte Mittelstandsbevölkerung steht heute schon in ihren Lebensbedingungen vielfach hinter dem Durchschnittslohnarbeiter zurück.

Unsere mächtige Industrie hat das große Wachstum städtischer Niederlassungen veranlaßt. Auch dies Wachstum wird seine natürlichen Grenzen finden, die Zeichen mehren sich, daß die Zeit des Stillstandes nicht mehr fern ist. Die bislang unvermeidliche Abwanderung vom Lande, die den Aufschwung der Landwirtschaft erschwerte und den ganz unnatürlichen Gegensatz zwischen Stadt und Land verschärfte, wird mit gebesserten ländlichen Lebensbedingungen zum Stillstand kommen. Die ungesunden Verhältnisse, die durch die starke Inanspruchnahme ausländischer Arbeitskräfte in Industrie und Landwirtschaft vorherrschen, werden auch ohne Einschreiten der beteiligten Nachbarstaaten immer bösartiger werden, je mehr die zunehmende Arbeitsintensität dieser Nachbarländer die eigenen Kräfte selbst genügend beschäftigen und bezahlen wird. Diese schwierigen Verhältnisse auf dem Arbeitsmarkt werden den noch vorhandenen privaten Widerstand gegen starke innere Kolonisation auf die Dauer sicherer lahmlegen als gehässige politische Fehde gegen den Großgrundbesitz an sich, dem man auch von gegnerischer Seite den guten Willen zugestehen sollte, seine Betriebsform moderner Entwicklung anzupassen. Der gutgeleitete Großbesitz kann und wird zum Vorteil des Ganzen noch weiterbestehen, der rückständige oder kapitalschwache muß selbstverschuldet oder unverschuldet durch den Wandel der Verhältnisse verschwinden.

Gewiß gibt es ländliche Mißwirtschaften, ebenso wie städtische Mißstände im Bau- und Wohnungswesen allseits zugegeben werden. Aber rückständige und ungesunde Erscheinungen werden besser vom Unternehmungsgeist der Konkurrenz unschädlich gemacht als vom Schema gesetzlicher Bestimmungen, die auf Grund der Ausnahmen die Allgemeinheit treffen. Ebensowenig haben Ausnahmen ein Recht auf vermehrten Schutz seitens des Staates.

Landwirt und städtischer Haus- und Grundbesitz haben vielfach verbundene Interessen. Beide haften am Grund und Boden. Die Bodenständigkeit macht

Digitized by Google

den Grundbesitzerstand zum Träger einer dem Anscheine nach schwerfälligen Anschauungsweise, die aber in Wahrheit das Gleichgewicht im Wirtschaftsorganismus und damit im Volksleben stetig erhält. Wird dieser Bevölkerungsschicht eine Gesetzgebung aufgenötigt, die außer schwerer Belastung für die Zukunft jeden Besitz und dessen Kalkulation durchaus unsicher macht, so gibt dieser Zustand zu schweren Bedenken Anlaß.

Dem Risiko, das der Privatmann in anerkennungswertem Streben nach Besitz eingeht, müssen entsprechende Gewinnaussichten gegenüberstehen. Es muß anerkannt werden, daß der Privatunternehmungsgeist die ungeheuren Mehrwerte nicht bloß für sich selbst, sondern als Arbeitsgelegenheit für das Gemeinwohl geschaffen hat, selbst wenn man annehmen will, daß er bewußt nur aus reinem Egoismus arbeitet. Versicherungen und Wohlfahrtseinrichtungen sind gewiß notwendige und gerechte Ergänzungen, aber die erste und beste Volksfürsorge bleibt die Kraft derer, die Arbeitsgelegenheit in weitem Umfange schaffen. In dieser Aufgabe hat sich unsere Privatwirtschaft bis jetzt bewährt. Ein Übermaß von Versicherungen wird die Persönlichkeit und das Verantwortlichkeitsgefühl des einzelnen mehr schädigen als die Gesamtheit moralisch heben. Das Letztere aber muß der oberste Grundsatz jeder vernünftigen Staatsfürsorge bleiben. Es ist Sache der privaten großen Arbeiter-Organisationen, einen Ausgleich der vorhandenen Arbeitskräfte in die Wege zu leiten. Wenn sich die Sozialdemokratie mit einem solchen Ansinnen, das in der Versicherung der Arbeitslosen gipfelt, an die Autorität des Staates wendet, die sonst von ihr mit allen Mitteln bekämpft wird, so wäre dies an sich kein Kompliment für ihre sonst so machtvolle Organisation. Dem ist aber leider nicht so, sondern sie weiß nur zu genau, daß sie mit dieser undankbaren Aufgabe die Autorität des Staates noch mehr herabsetzen würde, wie ihr dies leider bis jetzt schon gelungen ist.

Der Beschränkung und Belastung des privaten Unternehmungsgeistes gegenüber soll nun nach Ansicht derer, die sehr viel mehr Geist als Erfahrung haben, Staat und Kommune sich weitgehender als Geschäftsmann gemeinnützig betätigen. Mit keinem Wort der deutschen Sprache ist wohl in der letzten Zeit so viel Unfug getrieben worden wie mit dem holden Worte „Gemeinnützig". Die Erfahrungen, die wir mit der geschäftlichen Tätigkeit von Staats wegen in allen Ressorts gemacht haben, sind, wie genügend öffentlich bekannt, wenig geeignet, eine solche Betätigung unserer Beamtenwelt zu wünschen. Die Öffentlichkeit hat oft genug die herbste Kritik in dieser Beziehung mit Recht geübt. Es klingt ja theoretisch sehr schön, dem Gemeinwohl ohne eigene Gewinnaussicht geschäftlich dienstbar zu sein. Wir sind aber leider alle Menschen, es ist durch Erfahrung erweislich, daß die Aussicht auf angemessene Anteilnahme am Geschäft selbst den dazu leider notwendigen kaufmännischen Geist sehr

Digitized by Google

viel reger erhält als es eine noch so pflichttreue strenge Beamtentätigkeit vermag. Nur im freien Spiel der Kräfte gedeiht die Frucht der Höchstleistung, die am letzten Ende gemeinnütziger ist als der pflichtgemäße Wille eines Beamten, weil sie billiger zum Ziele kommt und im Gewinn den Keim zu neuer Unternehmungslust birgt. Zu den vielgenannten gemeinnützigen Unternehmungen sind nun auch entsprechende Kapitalien notwendig. Dem Staate und den Kommunen stehen hierzu die öffentlichen Gelder zur Verfügung, die aus Steuern und Anleihen fließen, deren Aufbringung und Verzinsung die leistungsfähige Privatwirtschaft besorgt. Ihr also soll mit eigenem Gelde seitens der Obrigkeit Konkurrenz gemacht werden, das heißt bäuerlich gesagt, die Milchkuh verhungern lassen. Die Milchkuh ist in diesem Falle der derzeitige Besitz. Dann wäre es wahrlich richtiger, sie schnell abzuschlachten, solange sie als Schlachtvieh brauchbar ist.

Ausdehnung des Unternehmertums von Staat und Kommunen heißt nichts anderes als eine Vermehrung des Beamtenheeres ins Ungemessene. Eine Reform, die freie Persönlichkeiten systematisch ausschaltet und jeden Staatsbürger schließlich zum fest angestellten Beamten abstempelt. Vor einer derartigen öden und unnatürlichen Entwicklung würde selbst den intelligenten Führern der äußersten Linken grausen.

Nun sagt der schätzenswerte Optimismus unserer Regierung, die heutigen Steuersätze seien im Verhältnis noch erträglich. Sie vergißt dabei, daß die Gefahr nicht in der Höhe der jetzigen Steuer, sondern im Geiste der neuen Gesetzgebung und ihrer Geschäftsführung liegt, mit der die Unantastbarkeit des Privateigentums aufgehört hat. Eine noch so stark progressive Einkommensteuer ist annehmbar und gerechtfertigt. Wer aber nicht nur das Vermögen selbst, sondern auch unrealisierbare Eigentums- und Zuwachswerte besteuert, der soll sich offen zu kollektivistischen Tendenzen bekennen. Der Geist solcher Maßnahmen ist der eines Ausnahmegesetzes gegen jeden wie immer gearteten Besitz und Unternehmungsgeist. Am schwersten wird der Besitz an Grund und Boden getroffen, weil dieser sich ungerechter örtlicher Behandlung nicht beliebig entziehen kann.

Die Wirkung von Ausnahmegesetzen, gegen wen es auch immer sei, ist stets eine zweifelhafte. Eine Folge haben sie stets, daß die davon Betroffenen sich zu vermehrtem Widerstand zusammenschließen.

In solcher Fährnis ist der Schutzverband von deutschem Grundbesitz unter Einschluß von Stadt und Land entstanden. Hier soll der widersinnige Gegensatz zwischen Land und Stadt ausgeglichen werden, es soll ohne jedes Ansehen der politischen Gesinnung, sofern nur der Betreffende ein geordnetes Staatswesen fördern will, sachlich beraten werden, um gemeinsam das Recht an Erwerb und Eigentum zu verteidigen. Im Schutzverbande sind über eine halbe Million

Digitized by Google

Grundbesitzer aus allen Teilen des Reiches vereinigt, die größten Vereine der städtischen Grundbesitzer stehen mit unseren Bauernvereinen und den Vereinigungen der Großgrundbesitzer zusammen. Man wird über viele Schlagworte, die heute die Erwerbsstände parteipolitisch trennen, zur Tagesordnung übergehen. Der Schutzverband will jede vernünftige Reform in Stadt und Land fördern, die auf dem Boden des staatlich geschützten Rechtes am eigenen Besitz bleibt. Besondere Abteilungen sollen den Realkredit, die Wohnungreform und die innere Kolonisation, bearbeiten und zu allen Regierungsmaßnahmen auf Grund von Material aus der Praxis Stellung und Einfluß nehmen.

Die im Schutzverband Vereinigten halten die Wahrung des Unternehmungsgeistes, der Intelligenz und der Sparsamkeit für eine Lebensbedingung unserer Wirtschaftsordnung und sehen eine dementsprechende Schichtung unserer Bevölkerung als naturgegeben an. Sie verlangen keine Schonung oder Bevorzugung, sondern nur eine Gerechtigkeit, die gesunder Staatsweisheit entspricht und die das tätige Emporkommen der tüchtigen Elemente aus dem Volke zur Selbständigkeit anregt und gewährleistet. Wer andere Wege geht, soll als Feind eines gesunden Gemeinwesens bekämpft werden.

Eine Regierung, die in kurzsichtiger Scheu vor Konflikten nach innen und nach außen die Deckung ihres stetig steigenden Geldbedarfs um jeden Preis als das höchste ihrer Ziele ansieht, macht eine Selbsthilfe der Regierten nötig. Es ist an der Zeit, gegenüber der unfruchtbaren Vielspältigkeit unseres politischen Lebens auf sachlicher Grundlage eine großdeutsche, bürgerliche Partei vorzubereiten, die sich weder von der Phrase hemmungsloser Popularitätshascherei blenden läßt noch von unzeitgemäßem Ballast belastet ist . . Nur so kann unser politisches Leben sich zu einem gesunden Dualismus zwischen Rechts und Links herauswachsen, in dem der Formelkram der Vergangenheit ebenso verschwindet wie das kurzlebige Feuerwerk utopischer Volksbeglücker. Eine derart kräftige Erneuerung unserer inneren Politik wird auch unsere äußere Politik befruchten, die dann nicht mehr zwischen überlauter Friedensliebe und Säbelrasseln hin- und herschwanken soll, sondern die Hand am starken Schwert zu schweigen und zu schlagen versteht. In einem so gekräftigten Deutschland wird billiger und besser zum Wohle des Ganzen gewirtschaftet werden als bisher. Die gewaltigen Betriebskosten des Staates werden unverantwortliche Luxusausgaben, wenn sie letzten Endes nichts erreichen, als das allgemeinste Mißvergnügen nach innen und nach außen. Zu solchem Luxus ist kein Volk auf die Dauer reich genug.

Digitized by Google

Magnasco-Gloſſe.

Von Georg Swarzenski in Frankfurt a. M.

Aleſſandro Magnasco iſt ein genueſiſcher Meiſter der Barockzeit, der bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts arbeitete. In den alten Kunſtſchriften iſt allerhand über ihn geſagt, ſeine geiſtreiche Malerei, ſeine intereſſanten Stoffe, ſein kühner Vortrag gelobt. Von den Kunſtgeſchichten des 19. Jahrhunderts erwähnen ihn dagegen nur die, die auf Vollſtändigkeit ausgehen; im übrigen war er, wie man das zu nennen pflegt, „in Vergeſſenheit geraten". Nun ſpricht man ſeit einigen Jahren wieder von ihm, ſchreibt auch ſchon über ihn, und heute dürfte ſein Name denen, die ſich berufsmäßig mit alter Kunſt beſchäftigen, allgemein bekannt ſein.

Alſo eine kunſtgeſchichtliche Ausgrabung! So werden die Mißvergnügten konſtatieren und dahinter gleich — als ſei die das Wichtigſte — die kunſthändleriſche Spekulation wittern. Und damit wird ihre moraliſche Entrüſtung ein lohnendes Feld finden; ſie werden auf den Fall Greco als abſchreckendes Beiſpiel hinweiſen. (In der Annahme, dieſer ſei von Meyer-Graefe entdeckt worden; in Unkenntnis, daß z. B. ſchon der alte Millet, der nichts zu beißen hatte und gewiß weder ein Snob noch ein Bilderſpekulant war, ein Bild des damals „Unbekannten" kaufte!)

Ich möchte hier nun keineswegs eine äſthetiſche oder hiſtoriſche Würdigung der Kunſt Magnascos geben. Für Kunſt als ſolche intereſſieren ſich heute doch nur die wenigſten. Die meiſten intereſſiert nur das Hin und Her der Bewegungen, die das künſtleriſche Schaffen begleiten, — das Entſtehen der Richtungen, der Streit der Meinungen, ihre Wirkung bei Händlern, Sammlern, Kritikern. Deshalb (glaube ich) werden wohl auch die meiſten Leſer dieſer Zeitſchrift ſich weniger dafür intereſſieren, was und wie Magnasco gemalt hat, als warum und wie man jetzt wieder von dieſem anderthalb Jahrhunderte lang vergeſſenen Künſtler ſpricht. Der ganze Fall iſt ſo typiſch, daß er ſolch allgemeine Bemerkungen rechtfertigt.

Unter einer kunſtgeſchichtlichen Ausgrabung ſtellt ſich der Laie immer etwas Abſonderliches vor, was zunächſt ſein Mißtrauen erweckt. Er denkt, die Entdeckerluſt des Gelehrten arbeite etwa in der Weiſe, daß dieſer aus den alten Kunſtſchriften irgend einen Namen herauspickt, deſſen Träger dann den geſuchten Stoff für die Diſſertation hergeben müſſe, während Händler und Sammler nur darauf lauern, an der neuen Entdeckung ihre Spekulationsluſt zu betätigen. Wenn man eine Ahnung davon hat, daß in den alten Kunſtſchriften nicht nur Hunderte, ſondern Tauſende von vergeſſenen Namen genannt werden, die Niemandem mehr etwas bedeuten, wird man einſehen, daß es auch dem abſtrakteſten Kunſtforſcher nicht einfallen wird, auf dieſem Wege literariſche Lorbeeren

Digitized by Google

zu erwarten. Der Weg, auf dem kunſtgeſchichtliche Entdeckungen gemacht werden, und immer wieder gemacht werden, iſt viel einfacher. Er führt in die großen Sammlungen, in denen die Werke der verſchiedenſten Zeiten und Völker bunt nebeneinanderhängen, die durch den Geſchmack und die Sammelluſt der verſchiedenſten Zeiten und Perſönlichkeiten zuſammengetragen wurden, und die dem Auge jeder Generation und jedes einzelnen etwas anderes zu ſagen haben. Da wandelt einer durch die Säle, der gewohnt iſt, Kunſtwerke zu ſehen und vielleicht glaubt, ſchon alles zu kennen und ſtutzt mit einem Male vor einem Werke, das ihm etwas Neues ſagt; er erfährt, von welchem Meiſter es iſt, merkt ſich oder vergißt deſſen Namen, bis er in einer anderen Sammlung einen ähnlich ſtarken Eindruck vor einem Werke des ihm früher Unbekannten bekommt. Hält der Eindruck ſtand, ſo geht er den Werken und vielleicht auch den Schickſalen des Meiſters nach, der für ihn nun den Wert einer fixierten künſtleriſchen Erſcheinung bekommt. (Nicht weſentlich anders, als es der kritiſche Beſucher moderner Ausſtellungen mit ſeinen malenden und bildhauernden Zeitgenoſſen tut!)

Es iſt nun eine zur Banalität gewordene Tatſache, daß verſchiedene Zeiten ſehr verſchiedene künſtleriſche Neigungen und Abneigungen haben. Man kann dieſe Wandlungen als Moden bezeichnen; und wird dieſes in künſtleriſchen Angelegenheiten diskreditierend wirkende Wort ſogar gebrauchen müſſen, wenn — wie es ſeit dem 19. Jahrhundert der Fall wurde — das Intereſſe für dieſe Dinge nicht mehr eine Frage des individuellen Erlebniſſes, ſondern ein Zubehör der breiteſten allgemeinen Bildung iſt. Man wird in einer ſolchen Zeit auch damit rechnen, daß eine willkürliche Kreierung einer ſolchen Mode möglich iſt und jedenfalls leichter als früher, da der Kreis der Teilnehmer noch auf die wenigen, innerlich Intereſſierten beſchränkt war. Die Sache ſelbſt wird dadurch nicht berührt. Irgend ein Formentypus, eine beſtimmte Art der Linienführung, die jetzt gefällig und einſchmeichelnd erſcheint, wurde von einer anderen Epoche vielleicht als herb empfunden; ein Farbenklang, der uns brutal oder banal erſcheint, wirkte auf andere Zeiten vornehm oder gewählt. Eine Bewegung, das Maß an Ausdruck und Empfindung, das einer Generation ſtark auf die Nerven ging, empfindet eine andere als zahm oder gar langweilig; ſelbſt der Grad der techniſchen Durchführung, den eine Epoche flüchtig und ſummariſch nannte, erſcheint einer anderen ſoigniert oder kleinlich. Dieſe Wandlungen des künſtleriſchen Geſchmacks ſind nicht durch die Gewandtheit eines Schriftſtellers, die Entdeckung eines Kunſthiſtorikers, die Betriebſamkeit eines Händlers „gemacht“. Sie ſind die notwendige Folge der Wandlungen, die das künſtleriſche Schaffen ſelbſt mit ſeinen unerſchöpflichen Möglichkeiten durchmacht, und ſomit in letzter Linie beſtimmt durch die maßgebende Kunſt der Gegenwart. (Je einheitlicher dieſe iſt, deſto radikaler werden ihre Urteile ausfallen.) So gab es eine Zeit, die ſich ausſchließlich für die Antike und Raffael

Digitized by Google

interessierte, so ist das Interesse für die Primitiven mit der Romantik entstanden, das Interesse für die Holländer bei den Meistern von 1830, das Interesse für die Spanier unlöslich verbunden mit der Entstehung des Impressionismus. Umgekehrt fiel mit dem Aufkommen der klassizistischen Richtung die ganze blühende Kunst des Rokoko in ärgsten Mißkredit; so tötete die Vorliebe für die Primitiven, für das Quattrocento, und zugleich das Nachwirken eines falschen klassischen Geschmacks das Verständnis für die Barockmeister Italiens. Die ganze Generation, die unter dem Zeichen Jakob Burckhardts stand, empfand oder empfindet Bernini als den Feind alles Schönen und Guten und ergreift in den Sälen, wo die Meisterwerke italienischer Barockmalerei hängen, die Flucht! Heute sieht man sich diese Sachen wieder an; und das tut man gewiß nicht deshalb, weil ein paar Kunsthistoriker hier wieder ein neues dankbares Feld für ihre Studien zu finden glauben!

Man sieht sich also heute die Barockbilder, die einst einen Stolz der italienischen Malerei bildeten, wieder an. Man hat den Maßstab für ihre Betrachtung wieder gewonnen, indem man sie nicht mehr mit Botticelli oder Raffael vergleicht. Man beginnt ihre eigene Schönheit zu verstehen und ist verwundert über das, was eigentlich selbstverständlich ist: daß diese als veraltet verschrieene Kunst uns sehr viel zu sagen hat, daß sie — nebenbei bemerkt — auch der so zeitgemäß wirkenden Kunst der Niederländer und Spanier aus jener Epoche viel näher steht, als die übrigen Höhepunkte der italienischen Malerei. Man ist überrascht über die Vielseitigkeit, über die Fülle der Talente und Probleme, welche diese Kunst birgt, die man mit ein paar Schlagworten, wie Manierismus und Routine, erledigt zu haben glaubte.

Sobald man überhaupt einmal auf den Geschmack für diese Dinge gekommen ist, wird man unter ihnen auch seine bestimmten Vorlieben entdecken. Und wird finden, daß es dabei nicht eigentlich auf die bloße Ehrenrettung einer vorübergehend von der Geschichte zu schlecht behandelten Epoche herausläuft. Der moderne Betrachter, der wieder Interesse für die Barockkunst hat, wird seine Werturteile anders fällen und anders verteilen, als die Kunstschriftstellerei des 18. Jahrhunderts, die jenen Meistern zeitlich noch nahestand. Der Garten ist so reich, daß gewiß nicht jeder die gleichen Blumen in ihm pflücken wird.

Neben den Venezianern Tiepolo, Guardi, Canaletto, Longhi, die eigentlich schon lange ihre Schätzung wieder gewonnen haben, sind es besonders die genuesischen Maler, die die heutigen Galeriebesucher in einem „Barocksaal" fesseln. In dieser reichen Handelsstadt war eine ganze Reihe starker malerischer Talente tätig; es lockten Aufträge, das bunte Leben war anregend, der Zwang der von Bologna und Rom ausgehenden Tradition weniger fühlbar, die Berührung mit auswärtigen Meistern, die hier arbeiteten, wie Rubens und van Dyck, mit französischer, niederländischer und spanischer Kunst fruchtbar. Gewiß der unab-

Digitized by Google

hängigſte Kopf, der auf dieſem intereſſanten Boden gedieh, iſt Magnasco, und ſicherlich auch innerhalb der ganzen Epoche eine künſtleriſche Perſönlichkeit, die gerade dem modernen Betrachter ohne weiteres nahekommen muß. In großen alten Sammlungen, in Florenz und Madrid, Dresden und Budapeſt, neuerdings auch in Berlin und Frankfurt, hängen Bilder von ihm, die ohne weiteres dazu reizen, dem Künſtler nachzugehen. Da öffnet ſich eine phantaſievolle Welt: Bildeindrücke, die um ſo neuartiger ſcheinen, als aus der italieniſchen Barockmalerei gerade das Konventionellſte und Glatteſte am bekannteſten iſt. Aber auch vor dem Kenner der italieniſchen Barockmalerei, der weiß, wie viele Überraſchungen er von ihrer Vielſeitigkeit und Kühnheit erwarten darf, wird die Malerei Magnascos ein ſtarkes Eigenleben behaupten. Er findet ein zündendes Temperament, in dem Phantaſie und Realiſtik ſich eigenartig miſchen; eine Stimmungsſkala von dumpfer Düſterheit bis zum hinreißenden Pathos; flackernde Bewegungen, kühne Lichtwirkungen, überraſchende Gruppierungen; eine geiſtreiche Technik, die mit raſchem, zuckendem, unvertriebenem Pinſelſtrich die originellen Einfälle des Künſtlers in ſchlagender Sicherheit ausdrückt.

All dies iſt doch Grund genug, über den Künſtler ſich zu freuen. Wie man ſich über eine wertvolle, intereſſante Bekanntſchaft freut. Aber unſere Zeit läuft ſo raſch, daß, obwohl der Künſtler und ſeine Werke kaum noch bekannt geworden ſind, bald wichtigtueriſche Stimmen ſich hervordrängen werden, um hier von Überſchätzung, Reklame und Spekulation zu reden. Es ſind die Leute, die der Kunſt zu dienen glauben, wenn ſie dagegen proteſtieren, daß das Kunſtwerk in dem Augenblick, wo es eine käufliche Sache geworden iſt, den gleichen wirtſchaftlichen Geſetzen und Operationen unterliegen muß, wie jede andere Ware. Selbſtverſtändlich wird heute auch ſchon mit Magnasco ſpekuliert. Denn es gehört einfach zur großkaufmänniſchen Organiſation des modernen Kunſthandels, daß er mit den Bewegungen der Kunſtwiſſenſchaft und Kritik Schritt hält, um aus ihren Reſultaten oft mit verblüffender Raſchheit, aber zumeiſt langſamer als man meinen ſollte, Früchte zu ziehen. Warum ſoll es für Magnasco oder irgend einen anderen Künſtler diskreditierend ſein, wenn ein paar Händler oder Sammler an ſeinen Werken Geld verdienen? Sind die himmliſchen Flüge Pégouds darum „Schwindel“, weil ſie von einer „Pégoud-Company“ veranſtaltet werden?

Es wird bei käuflichen Kunſtwerken nur dann keine „Spekulation“ mehr geben, wenn es keine Käufer mehr gibt; und es wird nur dann keine Reklame mehr geben, wenn niemand mehr über Kunſt ſchreiben und reden wird. Ich möchte beides den Künſtlern nicht wünſchen; für die Kunſt ſelbſt iſt beides ziemlich gleichgültig.

Digitized by Google

Die Geschichte eines Deserteurs.

Mitgeteilt durch Pfarrer Dr. Kirchner in Gröningen (Bezirk Magdeburg).

Nach und in Afrika als Fremdenlegionär.

Eines Morgens 5 Uhr ging der Militärtrain von Straßburg nach Paris. Es war nun schon Juni. In Straßburg wurde ich — gleich zuerst — vom Arzt noch einmal untersucht. Der Arzt meinte: „Wir können ihn gut brauchen, der paßt dorthin.“ Der Badische war ein Schneider und wurde nicht genommen. Wir zwölf aber wurden für Afrika bestimmt, während der Schneider auf 15 Jahre einen Paß ins Land erhielt. In Paris hatten wir 24 Stunden Aufenthalt. Es wurde für frische Verpflegung gesorgt. Von Paris ging's nach Haverie *(le Havre)*. Wieder 24 Stunden warten. Dann wurden wir einbarkiert (eingeschifft). Man sah die englische und nach 12 Stunden Fahrt auch die spanische Grenzlinie.

Nach zweimal 24 Stunden kam unser Schiff in Algier an. Wir wurden ausgeschifft und kamen in die Kaserne, erhielten unsere Löhnung. Sieben Mann blieben in Algier. Ich und vier Mann fuhren auf der Bahn von Algier nach Masgale, bis wohin die Bahn ging. Die anderen vier blieben in Masgale. Ich allein bekam einen Korporal mit nach Masca, wo meine Kompagnie lag, in die ich eingeliefert wurde. Da ich nicht französisch verstand, erhielt ich einen Kommandeur, der mir die fremde Sprache und das Exerzieren beibrachte. Das war eine ganz andere Lehre als bei uns. Denn die Franzosen üben besonders das Bajonettieren und lassen schwere Griffe machen; vom Schießen wollen sie nicht viel wissen. Ich fiel sehr gut aus.

In drei Monaten wurde ich schon in die Kompagnie eingestellt und trat sofort als Brigadier, als Gefreiter ein. Nach 24 Stunden wurde schon geblasen. Es gab beständig Metzeleien mit den Arabern. Wir siegten. Dann kriegten sie wieder einmal Bleche, wieder von Masca aus, wohin wir nach dem ersten Gefecht zurückgegangen waren. Darauf lieferten wir wieder eine Schlacht, nach der wir den Arabern eine gute Beute abnahmen; denn sie sind nicht so arm. Die Bande sammelte sich wieder, etwa ein paar Tausend, gingen auf die Franzosen und wollten sie austreiben. So hörten die Plänkeleien nicht auf, Tag und Nacht gab's keine Ruhe.

Einmal hatten sie's doch so weit getrieben, daß die ganze afrikanische Armee zusammengezogen werden mußte, weil die Araber uns vielen Schaden zugefügt hatten. Die Bande wollte mal richtig erwischt werden. Wir machen uns also auf. Da liegt ein Berg vor uns wie ein Eisenbahndamm. Hier wurde ausgeruht und abpatrouilliert. Die Zelte wurden aufgeschlagen. Ich kam auf Vorposten. 24 Stunden lang ging's mit 12 Mann auf die Feldwache. Kaum war die Ablösung anwesend, da wurde gemeldet: Der französische Posten ist tot-

Digitized by Google

geschossen. Nach einer Stunde hatten die Araber doch alle sechs Mann der vorigen Abteilung niedergeschossen. Man hatte aber gar nicht bemerkt, woher die Schüsse kamen; und auf 300 Schritte Entfernung standen doch die Posten aus. Ich schickte zum Offizier, der wieder mit dem Korpskommandeur verhandelt. Letzterer war der General Bansé, der am 6. August 1870 die Schlacht bei Wörth geschlagen hat. Ich merkte, die Luft ist nicht rein. Jetzt fiel mir die gute preußische Politik ein. Ich streckte mich auf Gottes Erdboden, so lang ich war und liege ganz schußfertig. Nach fünf Minuten — meine Augen fuhren hin und her — sehe ich etwas Weißes, nicht größer als eine Taube. Ich sah es, aber ich sah es auch wieder verschwinden. Ich lauere und bin zum Schuß bereit. Also mit einem Male seh ich einen Kopf von den Speis, so nannte man die arabischen Krieger, die eine weiße Kappe auf haben und ein Tuch herum! Immer höher kam es. Jetzt sah ich die Brust. Er nimmt sein Gewehr, und im Anlegen platze ich schon ab. Da macht er einen Purzelbaum nach hinten. Alles war still. Ich muß ihn also wohl gut getroffen haben. Als ich abgelöst war, meldete ich, was geschehen, und ich wurde gelobt.

Nun wurde in Zügen aufmarschiert und über die Hindernisse weggestürmt. Die Suaven waren hinter uns. Ich hatte einen Tschako wie unsere Landwehr. Wir streifen die Gegend ab. Da liegt ein Wasser vor uns, vielleicht halb mal so breit wie der Rhein. Wir schlugen davor unsere Zelte auf. Die Araber gingen immer abends und morgens stehlen. Am Tage war daher nicht viel zu machen. Vor uns sehen wir auch einen Berg, der mit Palmen angepflanzt ist. Wir merkten eine Schlucht, weiß wie unser Hafttal. Bis ans Wasser wurde patrouilliert. Ich habe das Kommando und sage, daß ich hinüberschwimmen würde. Die drei Mann, die ich bei mir hatte, sollten warten, bis ich wieder käme. Im Fluß nahm ich meine zwei Bündel; meine Hauhaken waren im Tornister. Sie dienen dazu, an die Füße und Hände geschnallt zu werden. Es sind Kletterhaken, mit denen man die Bäume besteigt. Die Palmen haben ein gar hartes Holz, sind am Stamm aber auch sehr glatt. Ich marschiere durchs Wasser. Jenseits des Wassers schleiche ich auser hin und wollte so schlau handeln wie die Preußen. Ich durfte nicht der Schlucht selber hoch, sonst hätte man mich vielleicht von oben sehen können. Einen Schmeißdolch hatte ich auch bei mir, falls wilde Tiere mich anfallen sollten. Gewehr und Bajonett fehlten mir nicht. Ich kam glücklich die Schlucht hinauf. Als ich ziemlich oben bin, sehe ich, daß alles eben ist: Es wurde da helle, aber ich konnte die Gegend noch nicht übersehen. Ich nehme die Steighaken aus dem Tornister, schnalle sie mir fest. Den Chassepot in den Arm. Eins, zwei, drei — eins, zwei drei den Palmbaum in die Höhe bis zu dem ersten Ast; dann klettere ich mit den Händen. Oben werden die Äste schwächer, aber das Holz hält noch wegen seiner Festigkeit.

Und was sah ich von da aus? Ein Tal, etwa wie unser Tal von Bens-

Digitized by Google

hausen und Ebertshausen, etwas breiter, wie den Sterngrund. Nichts als Araber im Tal! Ach du großer Gott! Und die Feuer! Und die Tanzerei, die die Araber machen! Musik, Trommel, Pfeifen! Wie sie wilde Gerste und Fleisch verspeisen! Kurz, sie machen sich das Leben schön! Auch viel Vieh sah ich, Kamele, Esel, Kühe usw. Ich beobachtete alles ganz genau, holte mein Buch heraus und schrieb alles auf, wie ich's gelernt hatte. Ich teilte alles nach Norden, Süden, Osten, Westen ein, setzte die Zahlen 1, 2, 3, 4 dazu. Wo die meisten Araber lagen, merkte ich mir durch bestimmte Zeichen an.

Nun konnte ich den Baum wieder herunterklettern. Wo die Äste aufhörten half ich mir wieder mit meinen Steighaken, die ich aus dem Tornister nahm und unten angekommen, wieder hineintat. Den Berg hinunter ging's schnell. Meine drei Leute waren aber nicht stehen geblieben. Es hatte ihnen wohl doch zu lange gedauert. Wieder durchs Wasser zurück. Nach ein paar hundert Metern Gewehr auf die Achsel zurück zur Armee.

Ich werde angerufen: *Qui vive? La France!* Das Feldgeschrei stimmte. Ich melde alles genau. Also gut. Jetzt auf, es wird geblasen! Das tut ein Schini (= Pionier, der die Brücken zu schlagen hat). Dabei helfen wir und die Suaven den Schinis. Zehn Geschütze, Mitrailleusen werden aufgefahren.

Als der Tag anfing zu grauen kamen wir am Ziel an; es mochte 1/2 6 Uhr sein. Mitternacht war ich heimgekommen von meiner Suche. Das ganze Armeekorps, etwa 60 000 Mann, Infanterie, Suaven und wir werden richtig um das Lager der Araber verteilt. Ehe das Signal nicht gegeben wurde, sollte nicht angegriffen werden. Die Feuerwerker der Schini werfen nämlich die Signale in der Nacht aus. Jede Farbe hat ihre besondere Bedeutung. Rot ist das Signal zum Angreifen. Bis auf 300 Meter waren nun die Araber umzingelt. Der Feind mitten drin in tiefem Schlaf nach den abendlichen Festlichkeiten. Nun flog die Hauptkugel fürs Geschützfeuern. Das hätten Sie aber sehen sollen! Die Schrecke und die Wirbelei! Sie waren gründlich übertumpelt. Es wurde ein neues Signal sichtbar, und die Geschütze hörten auf zu feuern. Der Feind war eingeschlossen. Es begann der Angriff mit den Bajonetten. Ach mein Gott! Die französischen Schuhe mit ihren Gamaschen sind wirklich hoch. Das Blut ging uns aber über die Gamaschen. Es wurde alles niedergemetzelt und niemand verschont, nicht Männer, nicht Greise, nicht Weiber, nicht Kinder. Eine Araberfamilie war bisweilen 50—60 Mann stark. Kein Mensch blieb am Leben, während nicht ein Franzose das Leben verloren hatte. Nun wurde tüchtig ausgeplündert, darnach aufgeräumt. Kühe, Kamele, Esel wurden aufgeladen, Gold und Silber geraubt. Kochgeschirr und Nahrungsmittel ließen wir liegen. Es war eine gute Beute gemacht worden.

Die Mannschaften hatten auch Arbeitszeug mit sich. Damit wurden Laufgräben gemacht, über zwei Meter tief und breit. Da hinein wurden die Araber-

Digitized by Google

leichen schichtweis dreimal übereinander gelegt. Abwechselnd sahen die Köpfe bald nach der einen, bald nach der anderen Seite. Sie sahen aus wie die eingepökelten Heringe.

Als wir die Gräben zugeschüttet hatten, zogen wir wieder ab, wählten aber einen anderen Weg. Ich wurde Sergeant, weil ich's doch erfunden hatte, und war sehr gut angesehen. 14 Tage hatten wir nun Ruhe und sahen keinen Araber mehr. Wir machten uns das Leben schön, aßen und tranken. Alles Wertvolle von der Beute wurde ins Land hineingeschickt.

Das faule Leben aber gefiel mir nicht. Ich ging deshalb zum Hauptmann und sagte: Wir müssen bessere Mittel ergreifen. Unsre Leute wollen nicht gerne schießen, immer nur niedermetzeln. Wir müssen sie im Schießen üben, daß sie auch Dienste haben. Mit den Bajonetten kann man heute nicht mehr viel machen, weil es der Geschütze wegen selten zum Nahkampf kommt. Was ich sagte, wurde auch ausgeführt. Später kam's wieder zu Plänkeleien, die nicht ganz schlecht für uns ausfielen.

In Amerika vor und in Mexiko.

So ging die Zeit dahin. Es war vor Frühjahr 1866. Die ersten Tage im Januar wurden wir wieder einbarkiert. Auf nach Mexiko. Am 29. Tage der Fahrt stieg unser Armeekorps aus. Auf dem Wasser ist's uns sehr schlecht ergangen. Dampfer waren damals noch nicht Mode.

Endlich aber kamen wir doch in Südamerika an. Da gab's Berge und Hecken. Unsre Schini mußten Platz machen, Wassergräben herstellen und dergl. mehr. Das hielt aber sehr schwer. Die Menage war ausgegangen. Wir waren sehr hungrig und durstig, daß wir beinahe dadurch gestorben wären. In der Not aßen wir ein gefallenes Roß, und die Pulverpatronen wurden zu Salz gebraucht.

Nach etwa sechs Tagen erreichen wir endlich eine kleine Farm, die aus zwei Häuschen bestand. Wir konnten doch aber dort wenigstens Wasser bekommen. Je weiter wir ins Land kamen, desto größer wurden die Farmen. Endlich fanden wir auch Ortschaften. Da waren wir erlöst. Was da war, wurde mitgenommen, Kühe und alles miteinander. 150 Kilometer vor Mexiko gab's schöne Dörfer und Städte, die uns verpflegten. Es gab Gelegenheit zur Menage.

Wir hatten in Mexiko die Nordseite. Es ging auf Poa zu, die Hauptstadt von Mexiko. Wir waren immer die ersten; denn die Fremdenlegion mußte immer den Vorangriff machen. Da lag die Festung auf dem Berg wie auf unserem Regenberg. Wir hatten unsere Laufgräben gemacht. Fünf Forts mußten genommen werden, ehe wir die Festung erreichten. Über fünf Monate haben wir sie belagert. Ich machte Kriegsplan und wurde zum Damascheur das ist zum Feldwebel ernannt. Ich bekam eine Kompagnie wie ein Leutnant. Unsre Kompagnie hatte 300 Mann. Wir stets voran — wir zwei Ba-

Digitized by Google

taillons. Die Suaven bildeten drei Bataillons. Ich ging mit dem Degen vor wie unser Blücher. Wir gaben durchaus keinen Pardon. Meine Kompagnie schmolz zwar sehr zusammen, aber wir kriegten auch wieder Hilfe.

Bald hatten wir das erste Fort überschwemmt und den Feind herausgeschlagen. Darnach ging's ins zweite Fort. Nun hatten wir Bedeckung und der Feind konnte uns nicht mehr viel anhaben. Die zwei Forts wurden fett gemacht. Vom Berg herab konnte man aus den höheren Forts doch nicht gut schießen. Wir konnten besser Feuer geben. Vorwärts, kein Pardon! Eins, zwei, drei, da waren die Feinde auch aus dem zweiten Fort herausgejagt, und wir konnten es besetzen. In die von uns genommenen Forts drang die Artillerie stets gleich nach, damit wir Geschütze hatten.

Dann wurden wir abgelöst und hatten eine Weile Ruhe. Frische Regimenter kamen an die Reihe zum Angreifen. Ich hatte gut geführt. Ja, ein guter Führer ist im Krieg der Hauptartikel! —

Wir folgten. Mich hatten sie sehr gerne, alle Offiziere miteinander. Ich kam wieder beim vierten Fort dran. „Geruhte Mannschaft. Reserve vor!" Wieder griff ich an. Da gab's Blut! Mit Bajonetts erreichten wir die Mexikaner. Die Suaven metzelten drauf los.

Nun blieb noch oben das letzte Hauptlager. Die Maschine wurde auser gearbeitet, die Geschütze auch. Pardon gab's nicht. Die Mexikaner verloren. Ich kommandierte eine Abteilung Suaven. Die Mauer vor uns ging schief. Da wurde eingehakt, so daß man heraufklettern konnte. Wie eine Katze mußte man gehen. Die Gewehre hingen über den Schultern. Wir waren etwa 40 Mann. Waren erst ein paar Mann oben, dann bald alle. Mit Bajonetten ging's auf den Feind. Ich ging mit oben hin. Ich mußte doch auch sehen, wie das war. Da lagen 24 Mann oben drin. Das feindliche Geschütz war schon vernagelt, daß wir nicht damit schießen konnten.

Ich treffe ein Geschütz, das ganz verpfropft war. Die Zündung war aber noch gut. Als nach dem Toreingang zu geschlossen wurde, da pocht's aber! Inzwischen war auch die Maschine heraufgeschafft. Auch für die Kanone hatte die Artillerie gesorgt. Strickleitern wurden angelegt. Es ging ein bißchen langsam, aber der Feind konnte doch nichts mehr machen. Da feuerte ich auch mein Geschütz vom Feind ab. Das war unser Unglück. Dadurch, daß es verstopft war, wurden zwei Mann von uns getötet, und ich erhielt einen Splitter zwischen den Beinen ins Gemächte. Wenn der Geschoßsplitter noch drei Millimeter tiefer in mich eingedrungen wäre, hätte er mir den Darm aufgerissen. Aber auch so stürzte ich und konnte nichts mehr machen und lag geblickt am Geschütz. So habe ich die Stürmung von Mexiko selber nicht mitmachen können.

Ich mußte mich vorsehen, daß ich nicht aus Versehen unter die Toten geriet, die mit den Verwundeten zusammen den Berg hinunter geschafft wurden. Die

Digitized by Google

Toten wurden gewälzt. Aber der liebe Gott hat auch da seine Hand auf mich gelegt, ich hatte immer Glück. Als abgeräumt wurde, da wurde ich mit meinem gefährlichen Schuß ins Verbandshaus geschafft. Was noch Leben hat, wird gleich abgetragen

Mit einem Male sehe ich drei Schiffe in Brand, so deutlich als wenn hier ein Haus brennt. Alle sprangen beim Brande in die Luft. Was hatten die Mexikaner gemacht? Sie hatten sich aus der Festung zurückgezogen, eingeschifft und wollten durchbrennen. Unsere Artillerie aber war schnell auf der anderen Seite des Berges hinuntergegangen, kamen noch rechtzeitig und schossen die Schiffe in Brand. Das war ein trauriges Schicksal, als die Menschen nur so in die Luft flogen! So was hatte ich noch nie gesehen. Sie fielen nur so ins Wasser.

Wir aber hinein nach Mexiko, das eingenommen wurde. Der Hafen wurde besetzt, die Mannschaft umbarkiert, daß kein Schiff herankommen konnte. Wir haben feste gegessen und getrunken. Unser Kaiser Napoleon III. besuchte die Kranken und Verwundeten. Unser Korpskommandeur und Mac Mahon gingen mit ihm. Da sagte Bansé, also ersterer, über mich zu Napoleon: „Das ist mein Mann! Schade, daß er verwundet ist. Er ist sehr kühn" und erzählte, wie oft er durch mich gesiegt hatte. Napoleon sagte: Was? So. Ich: Zu Befehl, Majestät. Da nahm Napoleon seinen Stern von seiner eigenen Brust und steckte ihn mir an meine Brust. Später habe ich ihn für 13 Taler in Erfurt verkauft; denn in Deutschland konnte ich ihn nicht tragen, und in Frankreich war ich nicht geblieben.

(Fortsetzung folgt.)

Gegen die Reglementierung der Prostitution.

Von Prof. Dr. Ernst von Düring in Semmering.

Im Juli 1913 habe ich in dieser Zeitschrift einen kurzen Bericht über den in Paris abgehaltenen Kongreß der „Internationalen abolitionistischen Föderation" gebracht.

Diese sehr wenig ansprechende Bezeichnung trägt eine Vereinigung von Frauen und Männern aller Länder, darunter besonders im Auslande Staatsmänner, Juristen, Ärzte, Geistliche, Männer aus der Industrie und dem Bankwesen, Studenten usw., die es sich zur Aufgabe gestellt haben, möglichst auf dem Wege internationaler Verständigung die Reglementierung der Prostitution in jeder Form zu bekämpfen.

Wir Mitglieder der Abolition gehen dabei von der Überzeugung aus, daß diese Einrichtung die schwersten sittlichen Schäden mit sich bringt und ethisch

Digitized by Google

einfach ein Monstrum ist; daß sie, worauf in Deutschland besonders Senatspräsident Schmölder in Hamm hingewiesen hat, zu den schwersten rechtlichen Bedenken Anlaß gibt; daß schließlich der mit der Reglementierung angestrebte Nutzen für die Volksgesundheit nicht nur bestimmt nicht erreicht wird, sondern daß die Einrichtung eher eine Schädigung der Volksgesundheit zur Folge hat.

Mir als Arzt, mit nicht geringer eigener Erfahrung, liegt es daran, in weiteren Kreisen gerade die für viele Laien und vor allem für die Staatsbehörden ausschlaggebende Begründung des Fortbestehens der Reglementierung aus volkshygienischen Gründen zu widerlegen.

Da in einigen Jahren ein neues Reichsstrafgesetz in Kraft treten wird, das jetzt in der Ausarbeitung ist, wäre damit der geeignete Zeitpunkt gegeben, um auch diese Frage neu zu regeln — hoffentlich in dem gleichen Sinne, wie in den meisten nordischen Staaten und in Italien, nämlich durch Aufhebung der Reglementierung überhaupt.

Fast genau ein Jahrhundert hatte die Reglementierung der Prostitution bestanden; sie war zu Beginn des Jahrhunderts am Ausgange der Revolution in Paris eingeführt worden. Die Reglementierung besteht im wesentlichen darin, daß solche Frauen, die sich gewerbsmäßig der Unzucht hingeben, in Listen eingetragen werden, daß ihnen eine „Karte" oder ein „Heft" gegeben wird, auf Grund deren sie unter Beobachtung bestimmter polizeilicher Vorschriften sich prostituieren dürfen. Die den Behörden wichtigste Vorschrift ist die, daß alle in die Listen eingetragenen Dirnen („die Reglementierten") sich an bestimmten Tagen zur polizeiärztlichen Untersuchung zu stellen haben. Die bei der Untersuchung krank Befundenen werden der Zwangsbehandlung unterworfen, die anderen erhalten auf ihrer Karte oder in ihrem Hefte einen Vermerk, daß sie *nicht krank befunden* sind. Ich wähle diese vorsichtige Ausdrucksweise absichtlich. *Praktisch* heißt die Karte für die Interessierten der Gewerbeschein und der polizeiärztliche Vermerk das Gesundheitsattest.

Die polizeiliche Überwachung der Prostituierten wurde damit begründet, daß sie nötig sei, um der Verbreitung der Geschlechtskrankheiten entgegenzuwirken. Aber eben die kolossale Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten und die immer mehr erkannten Folgen derselben erregen seit Jahren die Gemüter der Regierungen, der Ärzte — besonders der Frauen- und der Nervenärzte. A. Fournier in Paris veröffentlichte erschreckliche Berichte über die Ausbreitung der Syphilis, besonders unter den besseren Klassen in Frankreich; seine Mitteilungen über die Ursache der Syphilis als Ursache der Gehirn- und Rückenmarkskrankheiten, die gleichzeitig in Deutschland, besonders von Erb in Heidelberg bestätigt wurden, seine Nachweise der furchtbaren Folgen der Syphilis für die Nachkommenschaft, weiter die Nachweise der Frauenärzte über die furchtbaren Folgen der Gonorrhoe als Ursache von Frauenleiden und Unfruchtbarkeit er-

Digitized by Google

regten weitgehendes Aufsehen. In Deutschland gab Blaschko in einer ausgezeichneten Arbeit Zahlen, die erschreckend waren: nach seiner Berechnung waren in einer kaufmännischen Krankenkasse im Laufe von zehn Jahren 200 Prozent der Mitglieder (also jedes Mitglied durchschnittlich zweimal) an Gonorrhoe und 75 Prozent an Syphilis erkrankt; unter den Studierenden erkrankten in einigen Universitätsstädten gering gerechnet 20 Prozent im Laufe eines Jahres an Geschlechtskrankheiten.

Eine Tatsache ist unbestreitbar: die Erfolge der Ansteckungsverhütung durch die polizeiärztliche Überwachung der Prostitution waren höchst unbefriedigende. Diese zur allgemeinen Überzeugung gewordene Erfahrung fand ihren Ausdruck auf dem 1899 in Brüssel abgehaltenen Internationalen Kongreß zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Er war vorzüglich vorbereitet und eingeleitet durch internationale Umfragen durch Dr. Dubois-Havenith, beschickt von allen Regierungen, unter anderem wesentlich zu dem Zwecke einberufen, um festzustellen, ob die Reglementierung der Prostitution versagt habe, ob sie zu verbessern sei, ob sie nutzlos oder gar schädlich sei.

Denn schon seit mehreren Jahren bestand eine, zunächst wesentlich aus ethischen und juristischen Bedenken hervorgegangene Bewegung gegen die Reglementierung der Prostitution, wesentlich von England ausgehend, geleitet von Missis Buttler.

Es ist aber nicht daran zu rütteln, daß in dieser Frage das volksgesundheitliche Moment das ausschlaggebende ist. Wenn wirklich die polizeiärztliche Überwachung der Prostitution, sei es in der freieren Form der Reglementierung oder in ihrer schärferen Form, der Bordellierung (der öffentlichen Häuser), einen nachweislichen Nutzen in der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten schafft, so muß der Staat trotz allen, möglichst zu beachtenden und in ihren Folgen zu mildernden Bedenken, für die polizeiärztliche Überwachung der Prostitution eintreten. Ausdrücklich betont sei, daß überall da, wo die Reglementierung noch heute besteht also auch bei uns in Deutschland, Polizeiärzte wie Verwaltungsbeamte ohne jeden Zweifel von der Wirksamkeit ihrer Maßnahmen überzeugt sind und von deren Aufhebung schlimmste Folgen fürchten.

Im ersten Bande — den Vorberichten — der Veröffentlichungen des internationalen Brüsseler Kongresses finden sich drei Arbeiten, die auf mich damals besonderen Eindruck machten: die des Prof. Augagneur, Polizeiarzt und Lehrer an der medizinischen Fakultät in Lyon, des Dr. Blaschko, eines unserer erfahrensten und unterrichtetsten Syphilidologen in Berlin und des Dr. Fiaux in Paris, eines Spezialisten, der sich neben der medizinischen Seite der Frage besonders verdienstlich mit der sozialen und juristischen Seite derselben befaßt hat. Alle drei Ärzte wiesen nach, daß die Reglementierung vollständig wirkungslos sei, sie legten auch die Gründe dar, weshalb sie wirkungs-

Digitized by Google

los sein müsse, daß sie nicht verbesserungsfähig, daß sie wahrscheinlich schädlich sei.

Gerade damals war ich von der türkischen Regierung mit ausgedehnten Vollmachten nach Klein-Asien geschickt, um dort die das Volk geradezu dezimierende Syphilis zu bekämpfen. Meine Erfahrungen waren ganz die, die Augagneur, Blaschko und Fiaux in ihren Berichten darlegten und ihre Gründe erschütterten meine, bis dahin unbedingt der Reglementierung günstigen Anschauungen aufs schwerste.

Ich kam dann zurück nach Deutschland. Meine Beobachtungen während einer vierjährigen Tätigkeit in Kiel bestätigten die Gründe, die gegen die Reglementierung angeführt wurden. Ganz besonderen Eindruck machte auf mich ein Bericht des Geheimrat Prof. Dr. Neisser in Breslau, der als Vorbericht zur ersten Versammlung der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten erschien, im Frühjahr 1903.

Neisser entwickelt in dieser, auf eine Reform der bestehenden Reglementierung ausgehenden Arbeit in ganz ausgezeichneter, klarer, präziser Weise die Mängel der bestehenden Einrichtung und sagt schließlich, er müsse Blaschko zustimmen, daß, wenn eine Reform und Verbesserung der bestehenden Reglementierung nicht möglich sei, es besser sei, diese aufzuheben, da, so wie sie sei, jedenfalls der etwaige Nutzen durch ihre Mängel und Schäden aufgewogen werde.

Um diesen kurzen, gleichsam historischen Überblick zu vervollständigen, will ich gleich noch einiges hinzufügen.

Im Jahre 1903 kam es in Paris durch einen — bei dem bestehenden, nicht richterlichen, sondern polizeilichen System der Reglementierung unvermeidlichen — Mißgriff und Mißbrauch der Polizei zu einem ungeheueren Skandal. Zwei anständige Mädchen waren auf den Amtseid zweier Sittenbeamten, deren Aussagen durch zwei Reglementierte bestätigt wurden, verhaftet, weil sie „wiederholt" beobachtet seien, wie sie Herren angesprochen hätten; und die begleitenden, für sie eintretenden Herren wurden mitverhaftet. Der eine dieser Herren war der Bräutigam einer der verhafteten Damen — er war einer der Redakteure der „Lanterne". Diesem Umstande hatte er es zu verdanken, daß mit großer Energie und dem nötigen Lärm die Sache verfolgt und die absolute Verlogenheit der Beamten festgestellt wurde. Ich bemerke, daß ähnliche Fälle bei dem bestehenden Regime auch bei uns (bewiesen!) vorgekommen sind und täglich vorkommen können — Gott sei Dank sind sie selten; aber ein Fall auf zehntausend solcher „Anhaltungen" durch die Polizei, der einer anständigen Dame begegnet, die nun unter Umständen dem Diensteid eines unteren Polizeibeamten gegenübersteht, genügt, um ein grelles Licht auf die ganze Einrichtung zu werfen. — Dieser Skandal gab Anlaß zu einer Interpellation im Parlament, und es wurde daraufhin eine extraparlamentarische

Digitized by Google

Kommission eingesetzt, zur Erörterung der ganzen Frage der Sittenpolizei. Diese Kommission bestand aus 55 Mitgliedern. Alles, was irgend an hervorragenden fachmännischen Kräften unter den Verwaltungs-, Justiz- und Polizeibeamten, ferner an ärztlichen Sachverständigen Anspruch darauf machen konnte, war in dieser Kommission vertreten. Sie zählte 50 Anhänger und 5 Gegner der Reglementierung.

Die außerordentlich lehrreiche, mit der ganzen Schärfe des französischen Esprit alle Möglichkeiten, Tatsachen und Ergebnisse erörternden Verhandlungen sind in zwei Werken niedergelegt, die von einem Mitgliede der Kommission, M. Flaux, veröffentlicht[1]) sind. Nach meiner Ansicht sollte jeder Verwaltungsbeamte, jeder Polizeiarzt, der überhaupt in dieser Frage mitsprechen will, gezwungen sein, zunächst gründlich die Verhandlungen der oben erwähnten Brüsseler Konferenz und die Akten dieser französischen extraparlamentarischen Kommission zu studieren. Die Kommission kam nach mehrjährigen Verhandlungen zu dem Beschlusse: die Reglementierung sei rechtlich unhaltbar, hygienisch vollständig wirkungslos, ja schädlich und sei deshalb aufzuheben.

Wenn ich nunmehr zu den Gründen übergehe, die viele Ärzte, besonders im Auslande, und auch mich bewogen haben, unbedingt die Aufhebung der Reglementierung zu vertreten, muß man mir eine kleine Abschweifung gestatten.

Zu den eifrigsten, überzeugendsten Vertretern der Reglementierung, auf allen internationalen Kongressen, Versammlungen, in der erwähnten extraparlamentarischen Kommission, gehört der ebenso beredte, stilgewandte, wie erfahrene A. Fournier. Er hat für die Verteidigung der Reglementierung ein Wort geprägt, das immer wieder von allen Anhängern und Verteidigern der Reglementierung angeführt wird. Er sagt: die Logik des gesunden Menschenverstandes fordere die Reglementierung. Denn, sagt er, es ist doch nicht zu bestreiten, daß jedes aus dem Verkehr gezogene kranke Mädchen eine für die Zeit der Internierung im Krankenhause verstopfte Quelle der Ansteckung bedeutet. Wenn, sagt er, ein krankes Mädchen vier Wochen im Krankenhause war und in dieser Zeit nur 2 Männern täglich die Gelegenheit zur Ansteckung geboten hätte, so kann man sich ausrechnen, daß $2 \times 28 = 56$ Fälle von Ansteckung vermieden worden sind.

Schon allein das Wort „gesunder Menschenverstand" hat für viele Menschen etwas sehr Suggestives. Hier scheint aber die Logik unbedingt auf seiten der Verteidiger des Systems zu sein.

Der gleiche A. Fournier tat aber an anderer Stelle über die Erfolge der polizeiärztlichen Behandlung eine Äußerung, aus der hervorgeht, daß sie vollkommen illusorisch sein müssen; er sagt von den behandelten und wiederent-

[1]) *Le nouveau régime des moeurs*, bei Felix Alcan 1907 und *La Police de moeurs devant la Commission extra-parlamentaria, ib.* 1907.

Digitized by Google

lassenen Mädchen: *on les blanchit, mais on ne les guérit pas.* Man macht sie weiß, rein, bleicht sie — (wie man es übersetzen will) — aber man heilt sie nicht! Das heißt also, die behandelten Mädchen werden ungeheilt entlassen.

Der Laie wird zunächst erstaunt und entrüstet fragen: Ja warum heilt man die Kranken denn nicht? Und die Antwort lautet: weil es nicht möglich ist unter den bestehenden Verhältnissen.

Jeder Arzt, der sich als Facharzt mit den hierher gehörigen Krankheiten beschäftigt, weiß, wie außerordentlich schwer hier die Verantwortung ist, die auf dem Arzt und auf dem Patienten ruht.

Wenn wir einen Patienten an Blennorrhoë behandelt haben, so dauert diese Behandlung oft Wochen, Monate. Wenn wir unter Beobachtung aller Hilfen, die uns die Wissenschaft an die Hand gibt, die Heilung erzielt zu haben glauben, so sagen wir dem Patienten, daß er noch längere Zeit vorsichtig sein muß, jeden Exzeß *in baccho* vermeiden, sich nicht überanstrengen soll; daß er jeden sexuellen Verkehr unterlassen muß, da er noch ansteckend sein könne. Gar nicht selten stellen sich trotzdem nach Wochen, nach Monaten, nach Jahren noch Rückfälle, Miterkrankungen anderer Organe ein — in Fällen, die wir längst geheilt wähnten. Und wenn ein solcher Patient nach einiger Zeit, nach längerer Zeit heiraten will, so wenden wir unendliche Vorsicht, Sorgfalt an, ehe wir die Heiratserlaubnis geben; wir müssen sie gar nicht selten lange verweigern. Trotz aller Vorsicht aber kommen immer noch Fälle vor, in denen, entgegen unserer besten Überzeugung, die Heilung doch nicht eingetreten war, eine Ansteckung der Frau erfolgte.

In noch verstärktem Grade gilt das eben ausgeführte für die Syphilis. Nicht genug können wir unseren Patienten, besonders jungen Leuten, die in der Familie leben, Vorsicht empfehlen. Niemanden küssen, eigenes Eß- und Trinkgeschirr, keinen sexuellen Verkehr! Und zwar gilt dies alles auch für die Zeit, in denen der Patient keinerlei Erscheinungen der Krankheit aufweist; denn in keinem Augenblick ist er sicher, nicht irgend eine nicht nachweisbare „Kleinigkeit" zu haben, die ihn ansteckend macht; dies gilt ganz besonders für weibliche Patienten. Derselbe Fournier, den ich oben anführte, betont in seinen berühmten Werken, in seinen Vorträgen, daß „ein Nichts", ein garnicht nachweisbarer Substanzverlust an Haut und Schleimhaut, eine mit bloßem Auge kaum sichtbare Schrunde imstande ist, die Krankheit zu übertragen. Jeder Arzt kann Fälle anführen für solche, oft rätselhafte Übertragungen der Krankheit. Wie unsicher in dieser Hinsicht unsere Untersuchungen sind, dafür bieten Fälle von Ansteckungen den Beweis, in denen nach erfolgter Ansteckung die Untersuchung des Ansteckenden (oder der Ansteckenden) zunächst ein vollständig negatives Resultat ergibt — um nach einiger Zeit doch die Quelle an der anscheinend ganz gesunden Person durch Neuerscheinungen der Krankheit zu erweisen.

Digitized by Google

Diese Ansteckungsfähigkeit erstreckt sich nun auf Jahre — im allgemeinen kann man sagen auf drei bis vier Jahre. Um nicht als Übertreibender zu erscheinen, will ich ausdrücklich betonen, daß bei geeigneter Behandlung sehr viele, die große Masse, Tausende von Patienten geheilt werden, weder für sich noch für ihre Nachkommen etwas von der Krankheit zu fürchten haben. Aber wir wissen ebenso genau, leider, daß wir dafür nie eine Gewähr übernehmen können, daß trotz aller scheinbaren Heilung an diesen Patienten selbst, und wenn sie heiraten an ihren Frauen und ihren Kindern, sich die Krankheit — als nicht erloschen zeigt — nach vielen Jahren! Zwei Fälle aus meiner Praxis von direkter Übertragung — beide durch Kuß — einmal acht Jahre nach der Ansteckung, einmal neun Jahre nachher haben mir das in tragischster Weise zu Gemüte geführt. Besonders der zweite Fall war tragisch, weil es sich um einen Arzt handelte, der vier Jahre verheiratet, sieben Jahre ohne jede Erscheinung, neun Jahre nach der Ansteckung seinen dreijährigen Sohn durch einen Kuß auf die Wange angesteckt hatte. —

Halten wir nun diesen Erfahrungen das gegenüber, was die sittenpolizeiärztliche Untersuchung tut und was sie zu leisten vermag! Wenn der Polizeiarzt noch so erfahren, noch so sorgsam, noch so gewissenhaft ist — er ist in keinem Augenblick imstande, irgendwelche Gewähr zu übernehmen, daß die von ihm untersuchte Prostituierte nicht ansteckend — ich sage garnicht einmal gesund — ist! Wie wenig er das kann, geht aus den tausend- und tausendfältigen Ansteckungen hervor, die in den öffentlichen Häusern erfolgen! Alle Fachärzte sind sich darüber einig, daß, praktisch gesprochen, alle Prostituierten nach kurzer Zeit sowohl gonorrhoisch wie syphilitisch sind. Ob Sperk, der schärfste Beobachter auf diesem Gebiet, recht hat, wenn er sagt, alle, d. h. 100 Prozent, oder ob Neisser (an verhältnismäßig kleinen Zahlen) nur 66 Prozent herausrechnet — die seltenen Ausnahmen bestätigen die Regel, daß praktisch genommen alle Prostituierten nach einiger Zeit krank sind.

Wenn sie nun aber krank sind, im Krankenhaus nur „*blanchies*", aber nicht geheilt werden — dann sind sie doch auch krank, wenn sie aus dem Krankenhaus entlassen werden. Und weiter. An die Stelle der im Krankenhause befindlichen A. tritt aber — nach dem Gesetze von Angebot und Nachfrage — die Prostituierte B. — auch krank! Und wenn die Polizeiärzte sagen, es seien aber doch wenigstens alle sichtbaren ansteckenden Erscheinungen beseitigt, so wird mir niemand widersprechen können, wenn ich sage, praktisch genommen ist der Unterschied nur der, daß die eben in das Krankenhaus aufgenommene A. bestimmt sehr ansteckend, die daraus entlassene B. höchst wahrscheinlich ansteckend ist, ein Unterschied, der mehr ästhetischen als hygienischen Wert hat! Es steht absolut, unumstößlich fest, daß gerade die jungen, suchenden und gesuchten Prostituierten krank, praktisch genommen alle und zu jeder Zeit gefährlich sind.

Digitized by Google

Was ich hier im allgemeinen über die sittenpolizeilich überwachten Prostituierten gesagt habe, gilt ganz besonders für die in den öffentlichen Häusern. Denn hier ist die Zahl der Besucher, und also sowohl die Gelegenheit zum Empfangen und zum Geben der Krankheit ein Mehrfaches von dem, wie bei den frei wohnenden Reglementierten!

Also: die Polizeiärzte haben es durchweg mit Kranken zu tun, ob im oder außer dem Krankenhause; und, dies betone ich ausdrücklich, sie sind in keinem Augenblick imstande, die Gewähr für die Nichtansteckungsfähigkeit der von ihnen untersuchten und als „nicht krank befunden" Entlassenen zu übernehmen.

Weiter aber. Von der vorhandenen Prostitution hat erfahrungsgemäß die Sittenpolizei etwa 10 Prozent unter Aufsicht. Gerade die gefährlichsten Prostituierten, die minderjährigen, die, bei denen vor allem die Syphilis im Stadium der Ansteckung ist, hat sie nicht unter Aufsicht, soll sie auch gar nicht haben. Denn so lange wie möglich versucht die Polizei, wo sie ihre Pflicht tut, die Minderjährigen von der Eintragung in die Listen, die fast ausnahmslos rettungslos zum physischen und endgültigen moralischen Ruin führt, abzuhalten; diese Kinder gehören in Fürsorgeerziehung.

Von denen aber, die die Polizei unter Aufsicht hat, verschwinden in den großen Städten etwa die größere Hälfte im Laufe eines Jahres aus den Listen. Warum? Sobald diese Mädchen wissen, daß sie krank sind, fliehen sie vor der Zwangsbehandlung; denn trotz aller Humanität der Anstalten, der Ärzte und des Pflegepersonals trägt die Krankenhausbehandlung, bedingt durch die Art des Menschenmaterials, das Zeichen der Einsperrung im Krankenhause, und tatsächlich handelt es sich ja auch um Zwangsbehandlung. Gerade die Besseren unter den Prostituierten haben vor dem Krankenhause eine furchtbare Angst! Sobald sie krank sind, verlassen sie den Ort, z. B. München, und fahren nach Augsburg, Nürnberg usw. In Berlin finden tatsächlich nur 30—40 Prozent der Untersuchungen statt, anstatt $2 \times 52 = 104$, im Jahre etwa 40 auf jede Reglementierte, weil sie sich der Untersuchung entziehen. Also wollen wir einmal zusammenfassen:

Von den vorhandenen Prostituierten hat die Polizei etwa ein Zehntel.

Von diesem Zehntel sieht sie nur einen Teil. Und die, die sie sieht, sind — praktisch genommen — krank, das heißt, der Polizeiarzt kann keine Gewähr für ihre Gesundheit übernehmen.

Wo bleibt nun die Logik des gesunden Menschenverstandes? Nein, Herr Fournier, Sie haben recht: *on les blanchit, on ne les guérit pas.*

Diesen Tatsachen, nicht Ansichten, nicht Theorien, rein nackten Tatsachen gegenüber, ist es doch wohl nicht zu viel gesagt, wenn man die hygienische Bedeutung der Reglementierung als gleich Null, diese Einrichtung als nutzlos bezeichnet!

Digitized by Google

Aber sie ist nicht nur nutzlos, sie ist schädlich. Mit vollem Recht sagt Neisser in der oben erwähnten Denkschrift — und mit ihm sagen es viele andere, daß die gegenwärtig bestehende Reglementierung schädlich wirkt, weil sie, aus Angst vor der Polizei, immerhin eine ganze Reihe von Mädchen davon abhält, sich behandeln zu lassen, wenn sie krank sind. Ein Arzt in Paris hat eine Behandlungsstunde für solche festgesetzt, die unbedingt diskret (und ganz oder fast umsonst) behandelt sein wollen — er hat nach fünf Jahren im letzten Jahre 40000 Kranke gehabt, unter diesen Tausende von heimlich Prostituierten, die sich jetzt sehr gut, sehr gewissenhaft behandeln lassen.

Weiter aber sagt Neisser, und wieder stimmen wir ihm vollkommen darin bei, die heutige Art der polizeiärztlichen Untersuchung mit einem Vermerk im Heft ruft bei den meisten Menschen die Ansicht hervor, daß dieses Mädchen nun gesund sei. Ich drücke mich absichtlich, wegen der Einwürfe der Polizeiärzte — sie bescheinigten nicht die Gesundheit — etwas gewunden aus. Bei den Mädchen sowohl wie z. B. bei den Studenten heißt diese Karte mit ihrem Vermerk: das Gesundheitsattest, und ich habe Ärzte behandelt, die empört waren, daß sie sich bei einem Mädchen angesteckt hatten: „die eben vom Polizeiarzt heraus kamen und als gesund bescheinigt waren!“ Neisser sagt ausdrücklich, daß diese Karte mit ihrem Vermerk eine trügerische, durch nichts berechtigte Sicherheit bei den Besuchern hervorrufe. Ich drücke mich schärfer aus: der Staat begeht hier geradezu eine Vorspiegelung falscher Tatsachen!

Also unbedingt nutzlos, wahrscheinlich schädlich ist diese Maßregel.

Besonders in einigen Großstädten und letzthin, wie die zahlreichen Bitten der Gegner der Reglementierung um Vorträge in den betreffenden Städten an mich es beweisen, auch in kleineren Städten, glaubt man, mit der Einrichtung von öffentlichen Häusern der Volksgesundheit einen Dienst zu leisten und mit einem rührenden Mangel an Logik versichert man immer wieder in den Diskussionen nach diesen Vorträgen, die Zustände würden grauenhafte, unhaltbare werden, wenn man nicht diese behördlich kontrollierten „Ableitungen“ zuließe.

Zunächst eins. In allen großen Städten der Welt, wo öffentliche Häuser seit Jahrzehnten erlaubt sind und bestehen — geht ihre Zahl zurück, nicht nur im Verhältnis zur Einwohnerzahl, sondern absolut.

So in Paris, Petersburg, Hamburg. Letztere Stadt hat heute bei etwa einer Million Einwohner weniger Bordelle und weniger eingeschriebene Mädchen, als zu einer Zeit, wo Hamburg 300000 Einwohner hatte. Trotz aller gegenteiligen Behauptungen muß dort also die geheime Prostitution sehr zugenommen haben.

In Paris ist es notorisch, daß die öffentlichen Häuser wesentlich nur Perversitäten dienen.

In kleineren Städten sind sie Stätten der Anlockung für die grüne Jugend, die Stätten, an denen sich die Männer nach Kneipereien noch zusammenfinden

Digitized by Google

um Unfug zu treiben, den sie oft bitter fürs ganze Leben bezahlen müssen, Stätten, an denen sich Ehemänner anstecken, an denen sich, wie ich es aus zahlreichen Berichten aus Dörfern, kleinen Gemeinden weiß, die Landbevölkerung an Markt- und Sonntagen die Krankheiten holt, die sie dann auf dem Lande ihren Frauen und ihren „Verhältnissen" mitteilen. Ebenso gilt das für Garnisonen, wo angeblich für die Soldaten solche Einrichtungen bestehen müssen. Die Soldaten haben vielfach ihre „Verhältnisse"; wo ein öffentliches Haus ist, besuchen sie es an Lohntagen, wenn sie betrunken sind, stecken sich und später ihr „Verhältnis" an. Man lese den Bericht aus Straßburg, wo an Kaisers Geburtstag zur Nachfeier Hunderte und Aberhunderte von angetrunkenen Soldaten in einer solchen Gasse gezählt wurden.

Es befinden sich denn in der Tat eine sehr große, die überwiegende Zahl kleinerer Städte sehr wohl dabei, keine solchen „sanitären" Einrichtungen zu haben. Die Frage der Reglementierung und der Duldung öffentlicher Häuser hat aber noch eine sehr ernste ethische Seite.

Es ist eine ganz unglaubliche Verwirrung der sittlichen Auffassung, die durch diese Einrichtung im Volke hervorgerufen wird. Die „Karte" oder das „Heft" heißt einfach beim Volke „Gewerbeschein", wie denn auch die Behörden vom „Unzuchtsgewerbe" sprechen. Das naive Volk sieht so die Unzucht als ein behördlich zugelassenes Gewerbe an, und manche ältere Prostituierte verschafft sich diesen „Gewerbeschein", um endlich Ruhe vor der Polizei zu haben!

Die Duldung, ich sage nicht Gewährung, von öffentlichen Häusern verstößt gegen den § 180, den Kuppeleiparagraphen, und es macht einen recht unerbaulichen Eindruck, wenn — ich weiß von vier Fällen im letzten Jahre — der Staatsanwalt Bordellbesitzerinnen zu Gefängnis verurteilt wegen Kuppelei; ob die Polizei es gewußt, geduldet habe, sei gleichgültig — auch die Polizei, sagte der Staatsanwalt in Frankfurt a. M., kann sich nicht über das Gesetz hinwegsetzen.

Ich will die ethische und juristische Seite der Frage hier nicht berühren. Selbst die begeistertsten Verfechter des hygienischen Nutzens der Reglementierung sind sich darüber einig, daß die Reglementierung ethisch unbedingt zu verwerfen, juristisch mindestens sehr anfechtbar sei. Wenn also eine ethisch und juristisch unhaltbare Einrichtung hygienisch nutzlos ist, so wüßte ich nicht, wer sie halten, wer sie verteidigen könnte.

In allen Diskussionen werden die Folgen der Aufhebung der Reglementierung für die Sicherheit der anständigen Frauen, für die öffentliche Ordnung, für die öffentliche Gesundheit, in Bezug auf das Zuhälterwesen in den schwärzesten Farben geschildert.

Wie lächerlich und unlogisch! Wenn die Polizei doch nur etwa den zehnten Teil der Prostitution unter Aufsicht hat, wenn dem *X*, das sie beaufsichtigt,

Digitized by Google

9 X geheimer Prostitution gegenüberstehen, wenn z. B. in einer Mittelstadt 20 Bordelldirnen vorhanden sind, (die bei Schließung der Bordelle übrigens meist als Ortsfremde ausgewiesen werden können) und diese kommen nun zu den 180 geheimen Prostituierten auf die Straße — was ist da wesentlich gegen früher geändert? Für Ordnung kann die Polizei, wenn sie will, jederzeit sorgen, und wenn sie will, ist es ihr in kleineren Städten leicht, die geheime Prostitution zu verhindern. Ich weiß das aus zahlreichen Berichten — und nirgends sind in kleineren Städten ohne öffentliche Häuser und ohne reglementierte Prostitution Frauen belästigt oder die Ordnung auf den Straßen gestört worden. Im Gegenteil, es ist zahlenmäßig nachweisbar, daß überall da, wo öffentliche Häuser und reglementierte Prostitution geduldet werden, die Prostitution überhaupt sofort zunimmt.

Ebenso haben doch die geheimen Prostituierten überall ihre Zuhälter; ob deren Zahl nun noch um 20 zunimmt, von 180 auf 200 steigt, ist ganz gleichgültig. Wenn die Polizei will, kann sie dieser Bande leicht Herr werden.

In Norwegen ist die Reglementierung seit 1888 abgeschafft. Die Erkrankungskurven für Geschlechtskrankheiten von 1888 bis 1912 ergeben nun den zweifellosen Beweis, daß die Reglementierung oder Nichtreglementierung keinerlei Einfluß auf die Kurve haben — sie ist nämlich für ganze Länder genommen, in allen Staaten wesentlich gleich, und zwar befinden wir uns gegenwärtig überall in absteigender, günstiger Kurve. Mir scheinen zwei Dinge auf diese Kurve einen Einfluß zu haben. Einmal folgt sie den uns als Tatsache bekannten, unerklärlichen epidemiologischen Gesetzen — Steigen und Fallen der Kurve wie bei allen ansteckenden Krankheiten, ohne uns bekannte Gründe. Weiter haben Zeiten wirtschaftlicher Krisen bald ein Steigen der Kurve zur Folge. Der Grund ist leicht einzusehen. In Zeiten wirtschaftlichen Hochstandes wird mehr geheiratet und werden mehr monogame Verhältnisse geschlossen, in Zeiten wirtschaftlichen Niederganges mehr polygam gelebt aus ökonomischen Gründen — sofort nehmen die Erkrankungen zu.

Kein Mensch denkt in Norwegen an die Wiedereinführung der Reglementierung. In Dänemark, Holland, England, Italien, zum Teil in der Schweiz ist sie abgeschafft, in Schweden wird sie demnächst abgeschafft. Überall ist für möglichst leicht zugängliche, diskrete Behandlung gesorgt; in einigen Ländern besteht Anzeigepflicht für alle geschlechtlichen Ansteckungen, die diskret gehandhabt wird. Bewußte Übertragung wird bestraft.

In dieser Richtung müßte bei uns auch eine Beaufsichtigung der Geschlechtskrankheiten möglich sein. Jedenfalls liegt keinerlei Grund vor, eine vollständig schlechte, nutzlose, schädliche Einrichtung — die Reglementierung beizubehalten, weil man nichts an ihre Stelle zu setzen hätte. Sie ist schlecht, und sie muß und wird fallen!

Digitized by Google

Rundschau.

„Das Jahr 1913."

Von Oberstudienrat Dr. Georg Kerschensteiner, M. d. R.

Als Dr. D. Sarason vor etwa zwei Jahren mir seinen Plan vorlegte, den Gebildeten des deutschen Volkes jedes Jahr ein zusammenfassendes Bild der Kulturarbeit des vorausgehenden Jahres zu geben, ein Bild, an dem die Berufensten jedes einzelnen Kulturgebietes mitarbeiten sollten, da war mir vom ersten Augenblick an klar, daß hier ein Werk geplant wird, das nicht bloß nützlich sondern auch notwendig ist für jeden einzelnen, dem die Fragen unserer Zeit das Herz bewegen und der nicht bloß dem Schauspiel der Entwicklung zusehen, sondern auch mitarbeiten möchte. Denn wer mitarbeiten will, muß es auf einem engbegrenzten Arbeitsfeld tun; die Allerweltsmacher sind die unfruchtbarsten Menschen. Je beschränkter aber das Arbeitsfeld ist, um so notwendiger wird es, seinen Zusammenhang mit den anderen Arbeitsgebieten, seine Bedeutung für die Gesamtkultur zu erkennen, nicht bloß damit die Menschen sich in ihrer Arbeit gegenseitig verstehen können, sondern daß die Arbeit des einzelnen nicht trotz aller Beschränkung in wertlose Spielerei ausarbeitet oder gar eine kulturfeindliche Richtung einnimmt. In seinem Essay „Der Begriff und die Tragödie der Kultur" hat Georg Simmel den wahrhaft unheimlichen Zug des heutigen Kulturschaffens geschildert, dieses Hineingleiten in ein vom Leben abgeschnürtes Spezialistentum, in die Selbstsattheit geistiger oder manueller Technik, die endlos Güter produziert, diese ins Unendliche gehende Arbeitsteilung, die dem einzelnen Arbeitsprodukt die Seele raubt und die „seine Einfügung in die seelische Zentralität anderer Subjekte" unmöglich macht. Ob wir diesem Todesgang der Kulturarbeit entgegentreten können, wer weiß es? Jedenfalls ist heute das eine richtig, daß unsere Zeit trotz der erstickenden Fülle an Kulturwerten erschreckend arm ist an wirklicher Kultur; wir kommen vor lauter „Kulturanregung", die der lärmende Markt der geistigen Güter auf uns ausübt, nicht mehr dazu, die wenigen unserer Seelenanlage adäquaten Reize gewisser Güter zur wertvollen Gestaltung unserer Seele selbst auszunützen.

Der Plan Dr. Sarasons ging nun dahin, dem ernsten geistigen Arbeiter, der selbst diese Not der Zeit fühlt, zu helfen, am Schlusse jedes Jahres ein Bild des Schaffens seiner Zeit zu geben, damit der einzelne sich seines Platzes in der großen Arbeitsgemeinschaft bewußt werden könne und mit größerem Verständnis den Bewegungen der Kultur im nächsten Jahre folgen könne. Ein Jahrbuch sollte es werden, die Stunden der Muße in Stunden der Sammlung zu wandeln, wo eine rückschauende Betrachtung zu einer rückerinnernden Vertiefung führt. Aber so klar ich mir über die Nützlichkeit und Notwendigkeit eines solchen Jahrbuches war, so deutlich erkannte ich die Schwierigkeit eines solchen Gemäldes, an dem 50 bis 60 Meister arbeiten, auch wenn die Wahl der Meister noch so geschickt ist. Es konnte nicht daran gedacht werden, dem Leser ein einheitlich geschlossenes Gesamtbild zu vermitteln; das hätte die Kraft des zusammenfassenden Meisters weit übersteigen. Was geliefert werden konnte, war gewissermaßen ein Bildersaal; dem Beschauer

Digitized by Google

dieses Bildersaales mußte es überlassen bleiben, aus der Vertiefung in die verschiedenen Bilder in sich selbst das Gesamtbild entstehen zu lassen. Der Herausgeber hatte dabei nicht nur den gesamten Plan der Arbeit zu entwerfen sondern auch dafür zu sorgen, daß die einzelnen Meister nach diesem gemeinsamen Plane arbeiteten, daß sie nicht in Einzelheiten ihres Gebietes sich verirrten, sondern „von großen Gesichtspunkten" aus das Schaffen auf dem von ihnen beherrschten Gebiete darstellten.

Die erste Lösung der Aufgabe liegt vor mir unter dem Titel: „Das Jahr 1913, ein Gesamtbild der Kulturentwicklung" (B. G. Teubner, Leipzig). Es ist ein Buch von 550 Seiten mit etwa 60 Aufsätzen über ebenso viele Teilgebiete, in die das Gesamtgebiet der Kultur zerlegt ist. Es ist dem Herausgeber Dr. Sarason nicht nur geglückt, einen klaren Plan zu entwerfen und allgemein brauchbare Normen für die Arbeitsgemeinschaft aufzustellen, sondern auch eine große Zahl ausgezeichneter Referenten zu gewinnen, was ein Zeichen ist, daß auch die Tüchtigen ein Bedürfnis haben, zu einem jährlichen Überblick über die geistige Arbeit Deutschlands beizutragen, einen Geschäftsabschluß mit Soll und Haben herzustellen und in einer Bilanz zu zeigen, wohin die Reise geht. Nicht alle Aufsätze sind gleichwertig; einige wimmeln von „Großen Gesichtspunkten", die als Marginalien neben dem Texte stehen. Man wird ihnen empfehlen müssen, das nächstemal höher auf der geistigen Leiter zu steigen. Andere hat ein *embarras de richesse* trotz aller löblichen Absicht verleitet, auch die einzelnen Bäume in ihrem Walde zu numerieren. Einige sind peinlich sachlich, ohne daß sie sich immer bewußt sind, daß die Wortsymbole, welche für sie Leben und Bedeutung haben, für den Leser wenig mehr sind, als eine Zusammensetzung von Buchstaben. Aber in der Hauptsache haben wir es mit einer ausgezeichneten Sammlung von Aufsätzen zu tun, die auf knappem Raume ein lebendiges Bild von der Tätigkeit des Kulturkreises geben, den sie zu schildern haben. Besonders erfreulich ist, daß keiner der Aufsätze — soweit ich gesehen habe — mit Adam und Eva beginnt, eine Versuchung, die dem ersten Jahrbuch ziemlich nahe lag. Alle Autoren sind nach wenigen einleitenden Sätzen, die nicht allzu weit zurückgreifen, *in medias res* eingetreten, wenn sie auch selbstverständlich sich nicht gerade auf die Zeit vom 1. Januar bis 31. Dezember beschränkten. Die Lektüre des Buches gibt deutlich zu erkennen, daß nicht nur der Plan der Arbeit und die Richtlinien für ihre Durchführung vom Herausgeber in glücklicher Weise entworfen sind, sondern auch, daß die Mitarbeiter im allgemeinen es wohl verstanden, sich in den Plan und die Richtlinien einzufügen.

Achtzehn Gebiete sind es, in welche der Plan des Berichtes die Kulturarbeit zerlegt: Politik, in der von Below, Bernstein, Haas, Rebmann, Spahn zu Worte kommen, Heer und Flotte mit Bernardi und Maltzahn als Autoren, Rechtslehre und Verwaltung mit dem glänzenden Aufsatz von Professor Leonhard-Breslau über die Probleme im Zivilrecht, Erziehungs- und Bildungswesen mit Arbeiten von Professor Cauer-Münster und Muthesius-Weimar, eine maßvolle Darstellung der Frauenbewegung von Gertrud Bäumer, Sozialpolitik, worin vor allem Potthoff zu Worte kommt, Volkswirtschaftslehre, unter welcher Rubrik Adolf Weber-Köln ein sehr gutes Bild vom Stande der

Digitized by Google

gegenwärtig brennenden hauptsächlichen Streitfragen gibt, die Technik mit zehn Unterabteilungen und ebensoviel Autoren, die Naturwissenschaften mit den Hauptgruppen der Astronomie (Schwarzschild-Potsdam), Chemie, Physik, Botanik, Zoologie, Physiologie, öffentliches Gesundheitswesen (Gruber-München), Meteorologie, Erd- und Länderkunde, Meereskunde, Anthropogeographie, Völkerkunde, weiterhin die Gruppen Psychologie und Soziologie, Geisteswissenschaften und Kunst, wo wir die Träger der bekannten Namen Lamprecht, Strzygowsky, Muthesius, Gregori, Ewald, Troeltsch als Verfasser finden.

Man sieht, es ist ein reich ausgestatteter Bildersaal. Er lockt uns nicht wegen der Bilder unseres eigenen Arbeitsfeldes oder doch nicht in erster Linie, die wir ja selbst genügend kennen oder viel ausführlicher in speziellen Jahresberichten gezeichnet finden, als vielmehr um der Bilder aus Arbeitsgebieten, die abseits von unseren eigenen Aufgaben liegen und die doch für sie von Bedeutung werden können.

Es wird gewiß von Interesse sein, an einigen Beispielen zu zeigen, von welcher Qualität die Bilder sind. Ich wähle dazu nicht mein eigenes Arbeitsgebiet, das Erziehungs- und Bildungswesen, sondern solche, die eng mit ihm zusammenhängen, die Volkswirtschaftslehre und die Philosophie. Die Volkswirtschaftslehre unterliegt genau den gleichen Versuchungen, wie die Erziehungslehre, daß für ihr Entstehen und Werden nicht das Streben nach Erkenntnis, sondern der Wille zur Tat, die Absicht, den Lauf der Ereignisse zu korrigieren, in erster Linie maßgebend wird. Dem Ziele nach aber müssen beide, wie jede andere Wissenschaft, allgemein gültige Werte anstreben und geben, sie müssen auf das Erkennen des Seins gerichtet sein und nicht auf das Urteil über das Soll-sein. Mit dem gegenwärtigen Kampf um diese Auffassung beginnt Adolf Weber seinen Bericht über den Stand der allgemeinen Volkswirtschaftslehre. Unter dem Zeichen dieses Kampfes für und gegen die Werturteile und damit für und gegen die historisch ethische Richtung, behauptet er, stand diese Wissenschaft in den letzten Jahren. Schmoller und Herkner stellen sich auf Seite der Zulassung der Werturteile; sie kennzeichnen die alte Richtung. Max Weber, W. Sombart, L. Pohle und Struve stehen auf der anderen Seite; sie sind die Führer der neuen Richtung. Befürchten die einen mit dem Verzicht auf Werturteile eine Gefahr für die Moral und einen Verzicht auf Einfluß und Anziehungskraft mangels praktischen Nutzens der neuen Methode, so behaupten die anderen, daß rein theoretische Einsicht auf sozial-ökonomischem Gebiete überhaupt niemals praktisch fruchtlos sein kann, daß jede objektiv wissenschaftliche Sozialerkenntnis schon deshalb fördernd für die Praxis sein müsse, weil sie eine richtige, sachgemäße Abgrenzung des Gebietes bedeute, auf dem die rationelle Gestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse durch staatliche und verwandte Eingriffe möglich sei.

Dieser Streit, ob Werturteile oder nicht, könnte uns ziemlich gleichgültig lassen, wenn sich nur nicht bei der Behandlung von Problemen, die seit Jahren und auch im Berichtsjahre im Mittelpunkt der sozial-ökonomischen Praxis stehen, die unbedingte Notwendigkeit einer von Werturteilen freien Wissenschaft zeigen würde. An der Wohnungsfrage, am Gewerkschaftsprobleme, die gegenwärtig zu

Digitized by Google

den brennenden Tagesfragen zählen, sucht Adolf Weber den Nachweis zu führen, um dann noch Betrachtungen über einige andere Probleme anzufügen, wie die Frage des Geburtenrückganges, die im Berichtsjahr so beunruhigende Frage der finanziellen Mobilmachung, das Problem der Weltkonjunktur und der Einbeziehung der Psychologie in die Wirtschaftswissenschaft unter gleichzeitigem Hinweis auf neue Antworten, die in der letzten Zeit auf die alten Fragen gegeben wurden.

Eingehender, als man bei einem Bericht, der sich nur auf 15 Seiten in Lexikonformat ausdehnt, erwarten kann, zeigt Weber, wie unter Zustimmung der sozialökonomischen Wissenschaft die politischen Agitatoren Staat und Gemeinden veranlaßten, zur Lösung der Wohnungsfrage dem „Bodenwucher", dem „Hauswucher", den „Mietskasernen" durch zahlreiche Paragraphen, die die Privatwohnungsunternehmung aufs äußerste einengten, entgegenzutreten, außerdem mit Steuerabgaben Kapital und Unternehmungsgeist fortscheuchten, wo beides besonders notwendig ist, bis man jetzt allmählich erkennt, daß von Zeit zu Zeit eine Wohnungsnot ebensowenig zu vermeiden ist, wie ein Wohnungsüberfluß, wie umsichtig man auch allen Möglichkeiten entgegenarbeitet. Untersuchungen über die Stadtgrundrente haben ergeben, daß zwischen städtischer und ländlicher Grundrente kein wesentlicher Unterschied besteht, daß der hohe Mietpreis ebenso eine Folge der Konkurrenz ist, die sich die Mieter zwecks Anteilnahme an den Vorteilen des städtischen Bodens machen, wie die hohe Grundrente eine Folge des hohen Getreidepreises ist und nicht umgekehrt der hohe Getreidepreis eine Folge der hohen Grundrente. Daraus ergäbe sich allerdings, daß die Bodenspekulation unmöglich in dem Maße für eine Wohnungsnot verantwortlich gemacht werden kann, wie es die Bodenreformer, lange Zeit unterstützt durch Männer der Wissenschaft, immer wieder behaupten. Eine vorurteilsfreie Betrachtung der Dinge scheint zu dem Resultat zu führen, daß sogar die Bodenspekulation als solche, das heißt ohne Rücksicht auf etwa durch sie vorgenommene Aufschließungsarbeiten und dergleichen, nützlich und notwendig ist, wobei Weber allerdings nicht leugnet, daß der Bauboden auch zum Spielball der Spekulation werden kann. Nur, meint er, wird ein direkter Einfluß auf den Wohnungspreis auf die Dauer nicht dadurch ausgeübt, daß sich die Spekulanten gegenseitig den Gewinn aus der Tasche nehmen. Neue Untersuchungen haben auch gezeigt, daß die systematische Anwendung der gedrängten (vielstöckigen) Bauweise eine Erhöhung der Mieten bis jetzt nicht gebracht hat, daß die Steuer im allgemeinen ein direkt untaugliches Mittel ist, die Wohnungspreise herabzudrücken, besonders die Wertzuwachssteuer. Grundsteuern und Umsatzsteuern haben natürlich ihren Steuerwert und die Wertzuwachssteuer ist vielfach eine sehr brauchbare und berechtigte Steuer. Aber die Hoffnung ist zuschanden geworden, wie Ph. Stein im Frühjahr 1913 in Köln ausführte, daß alle diese Steuern ermäßigend auf Bodenpreis und Mieten wirken. „Sie haben vor allem die Bautätigkeit gehemmt. Die Entwicklung der Bautätigkeit, damit sie stetig mit dem steigenden Wohnungsbedarf voranschreitet, ist aber das Ziel, in dem sich alle Parteirichtungen und Interessenten vereinigen sollen, vereinigen müssen. ... Die Entscheidung hängt ... an der besseren Organisation durch Kapitalisierung der privaten Erwerbsunternehmung."

Digitized by Google

In ähnlicher Weise behandelt M. Weber das Gewerkschaftsproblem, das Zentralproblem der heutigen industriellen Arbeiterfrage. Indem er seine volle Bewunderung über das ausdrückt, was der deutsche Arbeiter in der deutschen Gewerkschaftsbewegung geleistet hat, eine Bewunderung, die wir gewiß alle teilen, wenn wir hören daß 1912 bei 3 Millionen Mitgliedern eine Einnahme von 94 Millionen, eine Ausgabe von 72 Millionen und eine Reserve von 100 Millionen zu verzeichnen war, glaubt er doch aussprechen zu müssen, daß die Wissenschaft, wenn sie sich nicht von Werturteilen gefangen nehmen läßt, sondern rein objektiv vorgeht, zu dem Ergebnis kommt, *daß die Gewerkschaften heutzutage ihre Siege feiern zu einer Zeit, da der eigentliche Kampf erst beginnt.* Im Jahre 1913 haben die deutschen Bauarbeiter eine Lohnbewegung beendet, mit deren Resultat sie wohl zufrieden sein können. Einige Hundert Millionen Mark Mehreinnahmen fließen den deutschen Bauarbeitern zu. Sie werden nicht zurückgelegt, sie müssen „verbraucht werden", denn die Gewerkschaften bezeichnen es als eine ihrer Aufgaben, „die vernünftige Begehrlichkeit nach kultureller Lebensweise" zu steigern. Aber die Millionen Mehrverbrauch müssen irgendwo herkommen; entweder müssen andere ihre Bedürfnisse einschränken, oder die Gesamtleistungen der nationalen Arbeiter müssen gesteigert werden. Was nützt es aber den Arbeitern, wenn der Lohn in die Höhe geht, die Beschäftigungsmöglichkeit jedoch gerade dadurch herabgesetzt wird? Oder was nützt es ihnen, wenn die Unternehmer die hohen Löhne auf die Konsumenten abwälzen, die nunmehr die Kosten des sogenannnten erfolgreichen Streikes zu tragen haben? Die Konsumenten werden, falls sie nicht auch eine Lohnbewegung erzwingen können, anderswo sparen müssen, an Kleidern, an Wäsche oder was es sonst sein mag, mit der Wirkung, daß die Beschäftigungsmöglichkeit in der Textilindustrie eingeschränkt wird. So mag schließlich das Ergebnis sein, daß zwar die Nominalhöhe der Löhne steigt, aber die Preise mit ihnen und die Kaufkraft der Löhne sinkt. Ein momentaner Vorteil der Arbeiter kann sich in einen dauernden Nachteil verwandeln. Nur *ein* Mittel gibt es, allen diesen Gefahren zu entrinnen: *Es muß infolge der Lohnbewegung mindestens in der Höhe der Lohnsteigerung mehr an volkswirtschaftlichen Werten geschaffen werden.* Das beginnen auch einsichtige Führer der Gewerkschaftsbewegung allmählich zu erkennen. Je mehr aber dies erkannt wird, desto mehr muß die Überzeugung durchbrechen, daß ähnlich wie bei der Boden- und Wohnungsfrage die „grimmige grundsätzliche Gegnerschaft" in diesem Falle zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber aufzugeben ist.

War es mir hier leicht, Skizzen von einiger Lebendigkeit zu geben, so ist das wesentlich schwieriger für den Aufsatz über Philosophie, in welchem Oskar Ewald über den Stand der Wissenschaft berichtet. Denn die rein wissenschaftlichen Probleme liegen viel weiter ab von unserem täglichen Leben und arbeiten mit Begriffen, die nicht jedem geläufig sind. Gleichwohl will ich den Versuch machen. Wie in der Volkswirtschaft sich die beiden erwähnten großen Richtungen der Wertverneiner und der Wertbejaher einander gegenüberstehen, so stehen in der Philosophie die Neukantianer unter der Führung der Marburger Schule (Natorp und Cohen) mit ihrem logischen Idealismus, den Vertretern des Neurealismus (Külpe und

Digitized by Google

Frischeisen-Köhler) mit ihren metaphysischen Tendenzen gegenüber, in dessen Bereich auch der Pragmatismus William James und der Intuitivismus Bergsons einzubeziehen ist. In der Darstellung dieser vier Gruppen erschöpft sich im wesentlichen das Bild.

Das Wesen der von Kant begründeten kritischen Methode besteht darin, daß sie hinter die Gegenstände der Erkenntnis auf Fragen nach den Voraussetzungen des Erkennens zurückgeht. Es zeigt sich, daß dieses Fundament nicht aus sinnlichen Eindrücken, sondern aus Kategorien des reinen Denkens besteht, wie z. B. den Begriffen Einheit, Vielheit, Unendlichkeit, Substanz, Kausalität. Darin, daß die Sinnenwelt erst auf Grund übersinnlicher Begriffe erfaßt werden kann, sehen Natorp und Cohen den logischen Idealismus verbürgt, das heißt die Priorität des Denkens vor der Wahrnehmung. Dieser logische Idealismus wendet sich vor allem gegen die Metaphysik, das heißt er fordert, daß die Philosophie nicht zu untersuchen hat, was unabhängig vom Bewußten existiert oder existieren kann, sondern welche Verknüpfungen des Denkens unbedingt und allgemein gelten, damit im Bewußtsein der Begriff einer gegenständlichen Realität gedacht werden kann. Das Vorbild dieses Logismus ist die mathematische Methode, die aus dem reinen Denken bestimmte arithmetische und geometrische Gebilde erzeugt, die keinen Anspruch auf wirkliche Existenz erheben, gleichwohl aber die Wirklichkeit wissenschaftlich begreifen lehren. In ähnlicher Weise soll die Philosophie auf allen Gebieten logische Werte erzeugen, die nicht als Wirklichkeit gedacht sind, aber den wissenschaftlichen Begriff der Wirklichkeit bilden. Dagegen erhebt sich gegenwärtig wachsende Opposition; vor allem Külpe. Es genügt nicht, in den Kategorien übersinnliche Begriffe zu prägen, die auf die sinnliche Welt Anwendung finden, wenn damit nicht zugleich die Überzeugung verbunden ist, daß diesen Kategorien eine metaphysische Realität entspricht. Überall, wo wir die vagen Eindrücke der sinnlichen Erfahrung zu einem Stück konkreter Wirklichkeit verdichten, gehen wir schon über das unmittelbare Bewußtsein hinaus. Das Denken „transzendentiert", das heißt überschreitet den Bewußtseinsinhalt. Es gibt aber zweierlei Arten von Transzendenz, eine logische und eine metaphysische. In der ersten wird das empirische Bewußtsein überschritten, um zu absoluten Werten, in der zweiten, um zu absoluten Realitäten zu gelangen. Dort wird gesucht, was ein für allemal gilt, hier was ein für allemal existiert. Die Notwendigkeit metaphysischer Grundlegungen entnimmt Külpe aus einer eingehenden Analyse des Intellektes, während Frischeisen-Köhler im Gegensatz dazu das wahre Organ zur Erfassung der Wirklichkeit in der Totalität der Lebensfunktionen, nämlich nicht allein im erkennenden, sondern auch im wollenden und fühlenden Ich gewinnen will.

Damit nähert sich Frischeisen-Köhler den Philosophen Windelband und Rickert, die verlangen, daß die philosophische Weltanschauung, wenn sie wirklich eine universale Kenntnis des Seienden gewähren soll, der Eigenart des Wollens in gleichem Maße Rechnung tragen muß, wie der des intellektuellen Lebens. Hier aber erwächst das Problem der theoretischen und praktischen Vernunft, Intellektualität und Willensdynamik miteinander zur Versöhnung zu bringen.

Die tiefste Wurzel dieses Strebens ist das lebendige Gefühl davon, daß die

Digitized by Google

Welt nicht bloß einen logischen, sondern auch einen ethischen Sinn und Wert besitzt und daß beide Sinndeutungen und Wertsetzungen eigentlich bloß für das menschliche Bewußtsein auseinanderfallen, in unmittelbarer Wirklichkeit aber aufs engste verknüpft, vielleicht sogar identisch sein müssen. Dann wäre die Alternative von Gut und Böse zugleich auch die Alternative von Wahr und Falsch. Aus dem Wollen müßte dann das Urteilen und Erkennen fließen, Irrtum ist dann Schuld, wie bei Augustinus und Descartes. Diesen Standpunkt vertritt bis zum äußersten Extrem der Pragmatismus, der auch nach dem Oxforder Philosophen zum Humanismus führt, weil menschliche Zwecke für die Welterkenntnis bestimmend sein sollen. Ewald zeigt in kurzen Strichen, daß die unausweichliche Konsequenz des Pragmatismus der extreme Relativismus ist. Wer das berühmte Werk von William James gelesen hat, das etwa 1907 erschienen ist und von dem seit einigen Jahren auch eine deutsche Übersetzung existiert, wird mit mir diese Anschauung bestätigen. Das Logische wird vollständig unterschätzt; höchstens metaphysische Begriffe, wie Seele, Unsterblichkeit, Gottheit, bleiben durch eine Art intuitiver Evidenz des Gefühles und Willens einigermaßen gesichert. Die Entwicklung einer solchen Philosophie ist durchaus begreiflich, wenn man die mystischen Neigungen William James kennen gelernt hat.

So glaubt auch der Intuitivismus Bergsons, von dem die letzten zwei Jahre die Literatur widerhallte, daß wir uns in das wahre Wesen der Wirklichkeit nicht durch das wissenschaftliche, mathematische, logische Denken versetzen können, sondern durch die Unmittelbarkeit der Intuition, die Bergson als den bewußt gewordenen Instinkt bezeichnet. Deckt sich Bergson mit den Pragmatischen darin, daß auch ihm der Begriff ein biologisches, dem Zwecke der Selbsterhaltung dienendes Produkt ist, so entfernt er sich freilich dadurch sehr weit von ihnen, daß bei ihm die praktische Notwendigkeit und die Wahrheit in einen kontradiktorischen Gegensatz treten. Ewald unterläßt nicht, gewichtige Einwände gegen Bergsons Philosophie zu Worte kommen zu lassen. Mir scheint vor allem der Einwand Rickerts von Bedeutung, daß der Intuitivismus, um überhaupt Anspruch auf Erkenntnis erheben zu können, auf die Erkenntnismittel der Logik nicht verzichten kann. Soll er nicht in eine völlig subjektive und unkontrollierbare Gefühlsmystik versinken, so muß er den schroffen Gegensatz von Intuition und Logik mildern, einen Ausgleich beider Erkenntnismittel herbeizuführen bestrebt sein. Ich persönlich bin der Anschauung, daß die Intuition neben der Wahrnehmung eine Hauptquelle der Erkenntnis ist, daß aber die Wahrnehmungs- wie die Intuitionserkenntnisse unweigerlich der logischen Durcharbeitung bedürfen, damit sie zu wirklichen Erkenntniswerten führen.

Mit diesen zwei Beispielen will ich meine Betrachtungen schließen. Ich hoffe, sie geben ein gutes Bild dessen, was von dem Buche des Herrn Dr. Sarason und seinen 63 Mitarbeitern zu erwarten ist. Aber sie geben noch eine Erkenntnis. Ich glaube kaum, daß die folgenden Jahrbücher, namentlich wenn sie sich jedes Jahr in gleicher Form wiederholen, mit dem ersten Jahrgang wetteifern können. So rasch wechseln Gottseidank die Kulturprobleme nicht, daß man alle Jahre einen neuen „Salon" von Gemälden eröffnen könnte. Man darf nicht um jeden Preis

Digitized by Google

etwas sagen wollen, auch wenn nichts zu sagen ist. Wenn das Werk seinen festen Leserkreis findet, den es wirklich verdient und den ich ihm schon im Interesse des wachsenden gegenseitigen Verständnisses aller geistigen Arbeiter und derer, die sich an ihnen erfreuen, wünsche, dann wird manches Jahr dieses oder jenes Bild in der Ausstellung fehlen können, zugunsten einer gründlichen Behandlung wichtiger, für das betreffende Jahr gerade charakteristischer Probleme. Wenn das Buch dabei an Umfang kleiner wird, so schadet es gar nichts. Es darf für keinen Fall eine bloße Chronik werden; das ist die Hauptgefahr, die ich befürchte. Wenn das Buch diese Klippe meidet und dabei so interessant bleibt, wie der vorliegende Jahrgang, wenn es mehr und mehr zu einem geistigen Band wird, das alle Mitarbeiter umschlingt — was um so leichter wird, je mehr sie sich in ihrer Arbeit kennen lernen, — dann wird dieses Werk des rührigen Verlages Teubner einer steigenden Wertschätzung sich erfreuen.

Ein Baiernbuch.

Von Universitätsprofessor Dr. Josef Nadler in Freiburg (Schweiz).

Seit der sogenannten Aufklärung — der Name ist ganz unzutreffend und irreführend in bezug auf die Fülle grundverschiedener Bewegungen, die seit Anfang des 18. Jahrhunderts einsetzen — seit dieser Zeit also hat sich über die Kultur des bairischen Volkes vom Lech bis zur Leitha eine ganz bestimmte öffentliche Meinung gebildet, die von der sogenannten Geschichte zu festen Dogmen ausgebaut wurde, an denen bei Strafe bürgerlichen Todes niemand rütteln durfte. Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts taten sich nun einige tüchtige verehrungswürdige Männer zusammen und begannen mit der dem Baiern so eigentümlichen entsagungsvollen Bescheidenheit der Vergangenheit der bairischen Kultur nachzuspüren. Das oberbayrische Archiv und die andern Geschichtsblätter des Landes füllten sich mit kostbaren Beiträgen; mit der Bayerischen Bibliothek, dem Bayerland, dem Jahrbuch für Münchner Geschichte, den Forschungen zur Literaturgeschichte Bayerns entstanden Unternehmungen wie sie außer bairisch-Österreich keine andere Landschaft hatte.

Ich hatte Fahnen liegen, die sich mit dieser Vergangenheit beschäftigten; da las ich von einem Baiernbuch und voll des größten Interesses schob ich die Schlußkorrektur der Fahnen hinaus, um mich aus diesem Buche noch belehren zu lassen. Dann lag es vor mir: Bayernbuch. Hundert bayrische Autoren eines Jahrtausends. Herausgegeben von Ludwig Thoma und Georg Queri. Albert Langen, München. Dem Vorwort muß man aus vollem Herzen beipflichten. „Die kulturelle bayrische Gesamtarbeit kann mehr Licht vertragen." Sehr richtig, eben das ist ja das Problem. Die Herausgeber haben sich nun entschlossen, ihrer Auswahl den politischen Begriff Baiern zugrunde zu legen. Aber da steht der Heidelberger Karl Gottfried Nadler. Warum? Wegen seines Buches „Fröhlich Pfalz". Aber der Poet Nadler denkt ja gar nicht an den bairischen Regierungsbezirk Pfalz, sondern an die uralte geschichtliche Landschaft Pfalz, die sich so ziemlich mit den Grenzen der Pfälzer Mundart deckt und der bairische Regierungsbezirk Pfalz umfaßt im Süden Teile, die gar nicht pfälzisch sind. Gehört darum der Heidelberger Nadler in das „Bayernbuch?" Das Staunen wächst, da man zwei Salzburger findet, den Tann-

Digitized by Google

häuser und den Benediktiner Reichssiegel, letztern mit dem Vermerk „aus dem bayrischen Salzburg des 18. Jahrhunderts". Wenn bairisch hier der politische Begriff ist, wann war das Erzbistum Salzburg im 18. Jahrhundert kurfürstlich bairisch? Wenn bairisch hier der stammestümliche Begriff ist, war dann Salzburg nur im 18. Jahrhundert bairisch? Da steht aber auch Wernher der gartenaere, „im damaligen bayrischen Innviertel", fügt die Anmerkung belehrend oder entschuldigend hinzu. Aber auch Tirol war einmal königlich bairisch, ganz Oberösterreich war einmal kurfürstlich bairisch. Wo bleiben also die Tiroler und Oberösterreicher, aus der Zeit, da sie politisch Baiern waren? Zu allem Überfluß muß sich auch der heimatlose Walther von der Vogelweide zu einem politischen Baiern bequemen. Warum? Weil Hermann Paul schreibt, daß uns die Heimat des Poeten unbekannt ist. So steht in der Anmerkung. Aber die Herausgeber wollen ihn doch nicht als Baiern ansprechen — stammestümlich war Walther wirklich ein Baier — sie geben nur den Spruch vom Kloster Tegernsee wieder. Allerdings, sie haben nur „nach Impulsen und nach Liebhaberei" ihre Baiern zusammengestellt, solche die ehemals innerhalb der Grenzen Baierns geboren wurden, als Baiern damals gar nicht dorthin reichte, solche, die zu ihrer Zeit herzoglich bairische Untertanen waren und heute keine königliche mehr wären und solche, deren politische Zugehörigkeit nur in der Phantasie der Herausgeber liegt.

Doch überhaupt, es ist absurd, politische Grenzen irgendwelchen landschaftlichen Schilderungen zugrunde zu legen. Es kann sich stets nur um stammestümliche oder landschaftliche im geographischen Sinne handeln und von Thoma und Queri hätte man doch wahrhaftig nichts anderes erwartet. Wenn es einmal, was Gott verhüte, zum Krieg zwischen dem Königreich Baiern und dem Königreich Preußen kommt und die Baiern haben Glück und gewinnen um der Mainschiffahrt willen die gute Stadt Frankfurt am Main, dann müssen die Herausgeber geschwind eine neue Auflage machen, um sich den neuen Baiern Wolfgang Goethe nicht entgehen zu lassen. Und warum sollte ein Verlag es nicht durchsetzen können, daß, wie andere Staaten des Handels wegen Kriege führten, das Königreich Baiern Kriege führt um einige Dichterheimaten, um Marbach und Quedlinburg, um das gute Kamenz, um das angenehme Leipzig, damit sich Thomas und Queris Baiernbuch fülle. Die letzte Folge dieses Grundsatzes wäre doch, daß man das geistige Leben nach Amtsgerichtsbezirken schildert, denn die Grenzen sind hier so willkürlich wie dort. Ein Baiernbuch machen heißt wahrhaftig doch nur zusammenfassen, was das bairische Volk, das Thoma und Queri doch zu kennen scheinen, vom Lech bis zum Inn, von Kufstein bis Regensburg schuf, wenn man sich streng an den Altbaiern hält; sonst müßte man auch die Baiern mitnehmen innerhalb der schwarz-gelben Grenzpfähle.

Darnach ist nun auch das Buch. Statt der volltönend angekündigten 100 bayrischen Autoren — bayrisch mit „y" und zwei Punkten darüber — findet man 12 Schwaben, 4 Pfälzer, 14 Franken und insbesondere noch 6 Nürnberger. Das macht mit den andern irrtümlichen bairischen Untertanen 40 von hundert. Und da stehen sie nun beisammen, die „Baiern": Uz, der so völlig aus den engen Verhältnissen der kleinen fränkischen Hohenzollernfürstentümer emporwuchs und Jean Paul,

Digitized by Google

wahrhaftig Jean Paul; das Ohr tut einem weh, das ihn als Baiern bezeichnet hören muß. Aber wenn schon Uz, warum nicht Cronegk, nicht Knebel, nicht Seckendorff? Und die vielen Schwaben von Klara Hätzlerin bis zu Sailer. Es ist geradezu sinnlos, die Dichter Augsburg und Nürnbergs, die ohne die eigentümliche freistädtische Kultur beider Republiken nicht denkbar sind, in den politischen Bügel des Königreichs Baiern zu spannen. Soviel zur äußerlichen Berechtigung dieses Titels für diesen Inhalt.

Wahrhaft trostlos ist aber der Eindruck dieses Buches, wenn man sich über seine innere Berechtigung klar wird. Scharf und deutlich wird im Vorwort erklärt: „Unser Buch will das literarische Bayern beleuchten"; „Wir wollten durch das Dick und Dünn der bayrischen Literatur führen". Auch ohne das wäre die Absicht dieser Sammlung klar. Ein Bild von einer stammestümlichen oder landschaftlichen Literatur geben, heißt alles Wesentliche, Charakteristische zusammentragen. Nun, dieses Buch ist eine historische, — sagen wir Unrichtigkeit. Ein kurzer Überblick zeigt das Schrifttum Altbaierns von 1500—1800 etwa in folgenden großen Entwicklungszügen. Aus dem späten 15. Jahrhundert wuchsen Renaissance und Humanismus zur glänzenden Höhe unter Albrecht V. empor. Der bairische Humanismus war durchaus stammestümlich deutsch: Ausbildung eines Schriftbairisch, Übersetzungen antiker Bücher in dieses Deutsch, Ausbildung eines deutschen Dramas. Von dieser Entwicklung im Bayernbuch außer Turmair keine Spur. Weder Proben aus dem deutschen Martial, Juvenal und Homer, die Christoph Bruno in sein Büchlein „Von gebirlichem Thun und Lassen eines Ehemannes" einstreute; noch etwas aus Schaidenreissers Odysseeübersetzung; noch eine Probe von Martin Balticus. Ja selbst der Oberpfälzer Schmeltzl, der um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Wien wirkte, hätte aufgenommen werden können. Im Zusammenhang mit der allgemeinen Ausbildung der bairischen Schriftsprache entwickelte sich die bairische Volksrede des 16. Jahrhunderts zu ungeheuerm Einfluß. Warum fehlt Johannes Nas, der glänzendste Redner des späten Jahrhunderts? Nas war von Geburt „Baier" und wirkte im Stammesgebiet des Baiern, lebte von ausgesprochen bairischen Literaturformen. In diesem Zusammenhange hätten sogar Proben aus der Wolfenbüttler Fausthandschrift abgedruckt werden können, worüber viel Wahres und ungeheuer Wichtiges in Eugen Wolffs Buch „Faust und Luther" steht. Aber die Herausgeber bringen Meistersänger zur Geltung und wieder keine Münchner, sondern den unsicheren Ostschwaben Schilher und ausgerechnet der Meistergesang war es, der weder in München noch in Wien Bedeutung und Charakter hatte, im Gegensatz zu Augsburg, Nürnberg und den westalamannischen Städten.

Noch unter Albrecht V. wandelte sich das Schrifttum der Renaissance und des Humanismus zur Literatur und zur Bühnenkunst des Barock. München wurde eine Theaterstadt von unerhörtem Glanz, wie Wien. In Regensburg, Eichstätt, Freising, in Salzburg, Kremsmünster, Lambach, Horn blühten Bühnen empor, die während des ganzen 17. Jahrhunderts eine auserlesene Barockkunst darboten. Von diesen Theatern drang genau die gleiche Kunst ins Volk, diesseits und jenseits des Inns. Das Oberammergauer Spielbuch aus der Mitte des 18. Jahrhunderts zeigt diese volksgemäße Barockbühne in höchster Entfaltung. Daneben die Weiter-

Digitized by Google

bildung der bairischen Prosa im Sinne dieser neuen Richtung ganz so wie in der Donaumark. Dieses ganze 17. Jahrhundert ist unterschlagen worden. Der Leser soll Schikaneder verstehn und die Satiren auf die Volksbühne von Bucher und keine Seite in diesem „Bayernbuch" sagt ihm, daß eben diese Kunst des 17. Jahrhunderts durch Schikaneder weitergeführt wurde und daß das, was Bucher verspottet, hundert Jahre zuvor eine wirkliche, alles umfassende, echte bairische Kunst war. Es fehlt Agidius Albertinus, es fehlt Balde, es fehlt Bidermann. Der „Doktor von Paris" des letzteren, eine der bedeutendsten Tragödien, die ein Deutscher schuf, 1609 in München gespielt, hätte unbedingt hereingehört. Das Stück bildet den künstlerischen Höhepunkt des Barockdramas und wäre in zeitgenössischen Übersetzungen, so in der des Braunauer Joachim Meichal von 1626 zu haben gewesen. Es ist völlig belanglos, daß keiner der drei Altbaier von Geburt war. Das Bayernbuch will einen Überblick über das bairische Schrifttum geben. Alle drei haben typische, ausgesprochen bairische Entwicklungen aufgegriffen und weitergeführt. Ohne sie kann das geschichtliche Wesen der bairischen Literatur gar nicht erfaßt werden. Doch wo die Herausgeber etwas bringen, greifen sie richtig wieder daneben. Sie drucken einen Teil des Oberammergauer Spielbuches von 1662 ab, das keinen andern Wert hat, als daß sich in ihm die typische Wandlung von der Singschule zum Meisterdrama der Augsburger Meistersänger spiegelt. Unendlich wichtiger ist das Spielbuch von Ferdinand Rosner aus dem Kloster Ettal von 1750, einmal weil es an einem hübschen Beispiel den großen Einfluß Ettals auf die Kultur des Ammergaues erweist und dann weil eben in Rosners Spielbuch die volle Entwicklung der Oberammergauer Passion zum Barockdrama und zur Barockbühne eindeutig klar liegt. Es fehlt ferner eines der Regensburger Schreinerspiele vom Anfang des 17. Jahrhunderts, das älteste größere Denkmal neubairischer Mundart. Kennt das Queri gar nicht? Es fehlen die wunderhübschen historischen Volkslieder des 17. und frühen 18. Jahrhunderts. Besser ist das 18. Jahrhundert gegeben. Aber es fehlen Hübner, Wismayr, vor allem Westenrieder. Statt Nesselrode hätte Törring oder Babo hereingehört, die beide der erneuerten regelmäßigen Bühne Münchens eine ganz bestimmte stoffliche Überlieferung schufen. Also die 40 angeblichen Baiern hätten wegbleiben können, wie sie es ja im Grunde mußten, und es wären mehr als 100 Baiern zusammengekommen, das Buch hätte wirklich einen Überblick über das bairische Schrifttum gegeben.

Kein Wort ist zu verlieren über die Anordnung der Stoffe nach der Buchstabenfolge. Aber zum Lustigsten, was ich je gedruckt gesehen habe, gehören die Anmerkungen. Wo es angeht, ist einfach auf „Kürschner" verwiesen. Da aber Turmair und andere nicht in diesem Nothelfer stehen, so fallen die Hinweise auch darnach aus. Es spottet jeder Beschreibung, was da an Willkürlichem, Unrichtigem, Schiefem, Plattem und dogmatisch superlativen Urteilen zusammengehudelt ist. Unter Turmair wird allen nach Belehrung Lechzenden verkündet, daß er sich mit Geschichte beschäftigte. Besonders merkwürdig findet der Schreiber dieser Zeilen nicht etwa, daß Turmair der erste großzügige Arbeiter nach Urkunden ist, nicht etwa, daß er einer der ersten kritischen Historiker ist, auch nicht, daß seine deutsche Fassung für die Geschichte des bairischen Schrifttums und für die Entwicklung der darstellen-

Digitized by Google

den Prosa von ungemessenem Werte ist, sondern: „Die Freimütigkeit gegenüber hierarchischen Bestrebungen." Was heißt das? Ein Kundiger würde sagen: Turmair verlangte eine Reihe von Reformen, die sich zum Teil mit Forderungen Huttens deckten. Unsagbar kenntnislos ist es aber, wenn es weiter heißt, daß ihn das geschriebene Wort hätte an Leib und Leben gefährden können. Es ist einmal noch gar nicht ausgemacht, warum Turmairs ganz kurze Verhaftung erfolgte und dann stand er in so engen Beziehungen zum allmächtigen Kanzler Eck, daß eine Gefahr für Turmair ausgeschlossen war. Eck übertrug ihm ja nach der Verhaftung einen Hofmeisterposten im eigenen Hause. Bei Bucher heißt es, trotz der kräftigen Feindschaft mit den Jesuiten hätte er die Pfarrei Engelbrechtsmünster bekommen. Falsch, mein Herr! Eben wegen dieser Feindschaft bekam er sie. Bucher war Direktor der deutschen Schulen in München und mußte auf Betreiben der Jesuiten entlassen werden. Als Entgelt bekam er dann die Pfarrei. Ferner ist Pangkofer kein Vorläufer der altbairischen Dialektdichtung, sondern Fortsetzer einer uralten Übung. Das Lustigste ist, was über Jean Paul geschrieben steht. Sind Ansbach und Bayreuth dasselbe? Die Zeilen über Schikaneder besagen nicht das mindeste.

Mit einer großartigen Handbewegung wird im Vorwort erklärt: „nicht nach einem literaturhistorischen Schema". Ich fürchte, was sich die Herausgeber darunter denken, ist längst nicht mehr Mode. Und doch haben sie gerade das gemacht, was sie stolz wie ein Spanier ablehnen. Denn dies Buch ist das denkbar ödeste Schema. In willkürlichster, mechanischer Weise haben sie aus billigen Nachschlagewerken ein paar Laute zusammengetragen, die im Bereich des heutigen Königtums Baiern irgend einmal geboren sind und diese Namen alphabetisch angeordnet. Von Geist und Leben keine Spur! Und ferner: „Nicht absolut das literarisch Stigmatisierte wiederkäuen". Aber gerade das haben sie getan. Warum man nun dieses Erzeugnis nicht scharf genug ablehnen kann? Einmal weil hier eine wunderschöne, überaus fruchtbare, wissenschaftlich äußerst bedeutungsvolle Idee mit unglaublicher Leichtfertigkeit verdorben wurde. Dann, weil dieses Buch eine wirklich widerwärtige Legende zu zerstören vorgibt, sie aber in Wirklichkeit nicht zerstört, sondern nur verdichtet. Denn das, was hier zusammengestellt wurde, war ja nie der Anlaß hochmütiger Verachtung, und das, was diese Legende zerstören würde, fehlt. Schon schreien es die Zeitungen aus, jüngst die Kölnische, daß das unser Buch sei, aus dem man jenseits von blauweiß die bairische Literatur kennen lerne. Wenn ihr das noch nicht kanntet, was in diesem Buche steht, wie muß es da um eure Kenntnis ausgesehen haben und wenn ihr daraus eure Kunde schöpft, dann wird sich wahrhaftig nichts ändern. Und dann ist es ein Buch von übelster Tendenz. Es wäre traurig, wenn die Simplizissimusstimmung sich nun auch in Büchern versteckt geltend machte, die unter ernster Flagge segeln. Wer dem bairischen Volke die Geschichte, Kunst, Theater, Literatur von 1550—1750 unterschlägt, der fälscht Geschichte. Und dann ist in diesem Buche der bekannte Ton, in dem der kenntnisloseste Dilettant von der ernsten Arbeit geschichtlicher Forschung spricht. Es ist zu hoffen, daß die Zeiten langsam zu Ende gehn, da der Dilettantismus von den Vertretern der Wissenschaft verhätschelt wurde, da man es für selbstverständlich

Digitized by Google

hielt, daß jemand, der Verse mache, auch in Literaturgeschichte machen könne, wenn er nur wolle, gerade so, als ob ein Landtagsabgeordneter oder ein tüchtiger General damit auch schon Historiker sei oder als ob ein Kunstgärtner, weil er schöne Tulpen zieht, auch Botaniker sei. Nicht darum ist dieses Druckwerk abzulehnen, weil es zwei Herausgeber unternommen haben, nach ihrem persönlichen Geschmack aus ein paar Büchern willkürlich ein paar Seiten zusammenzustellen, sondern weil sie dieser Auswahl einen irreführenden Titel gaben, weil sie damit das Gesamtbild eines ganzen Volkes zeichnen wollen und in Wirklichkeit eine eigenwillige, tendenziöse Karikatur zeichnen und weil sie mit hochmütiger Prätension auf eine Wissenschaft schelten, von der sie leider nichts gelernt haben, aber hätten lernen müssen, wenn sie halten wollten, was sie versprachen. Diese Blätter sind ein typischer Beleg dafür, wie heute im Lande der Denker und Dichter Bücher gemacht werden und daß es höchste Zeit ist, scharfe Grenzen zu ziehen zwischen dem, was Literaturgeschichte heißt und heißen will und was Literaturgeschichte ist.

Kino und Naturmord.

An Stelle des Theaters scheint als „moralische Anstalt" der „Kintopp" getreten zu sein. Nie noch war das Bedürfnis nach Sensation, d. h. nach groben Effekten so stark wie heutzutage. Diese Konjunktur — es gibt auch in der Kunst nur noch Geschäft, und daher redet man in Geschäftssprache — wird von rührigen Geschäftsleuten ausgenutzt. Es werden Sensationen gefilmt. „*Quo vadis*", „Die letzten Tage von Pompeji" sind noch harmlos (Herr Sinkiewic hungerte, als er seinen Roman schrieb, er wurde Millionär, als er ihn verfilmte) — ihnen liegen gewisse Kunstwerte zugrunde. Dann kamen gefilmte Detektiv- und Mord- und Schauerromane. Auch das mag noch hingehen; es gibt grobe und feine Nerven.

Aber jetzt fängt man an, die Natur zu verhunzen, und nicht nur das: man fälscht die Natur.

Nicht einmal Afrika, das Land der stillen Schönheiten, der Menschenferne und Unberührtheit ist ihnen mehr heilig — den Geldhyänen. Man rüstet Expeditionen, die 200 000 Mark kosten. Man filmt anscheinend Natur; in Wirklichkeit gröbstes Theater, womöglich noch zweckdienlichste käufliche Reklame.

Kürzlich war folgendes zu sehen: „Der neue große Pathé-Schlager, Reisen und große Jagden im Innern Afrikas." Man sah außer einigen wirklich sehr netten Aufnahmen von schwarzen Handwerkern, Nillandschaften, Negertänzen, außer der amüsant zusammengestellten Reise eines Briefes vom Nil nach Paris eine Menge von grob arrangierten Jagd- und Tierszenen, die jeden Kenner Afrikas, jeden Tierfreund und jeden feinfühligen Menschen im Innersten verletzen mußten.

Vorerst ein Programm mit geschmacklosestem Unsinn: z. B. „Ein Mann wurde bestimmt, am Vorderteil des Schiffes Wache zu halten und jeder signalisierte Saurier (Krokodil) wurde mit einem „Salut" von Schüssen begrüßt." — „Immer häufiger zeigte sich, je mehr man sich dem unentwirrbaren Sumpfgestrüpp vom Bahr-El-Ghasal näherte, ein interessantes, aber auch gefährliches Wild: das Rhinozeros *(sic!)*. Ein gefährliches Tier, haben wir gesagt, und das ist nur zu wahr: mit einem einzigen Biß durchschnitt einer dieser furchtbaren Dickhäuter auf der Expedition

Digitized by Google

Marchand das lange Stahlboot ..." — Während die Jäger beständig ihre Kugeln in die Rückenpanzer der Krokodile oder die dicke Haut der Flußpferde abschossen ..." (Gemeint ist also mit dem Rhinozeros das Flußpferd.)

Dann Überschriften über gezeigte Bilder, die an den grimmigsten Karl May erinnern — von „kühnen Forschern" (Forscher klingt wissenschaftlicher) — „Heldentaten der Jäger" u. s. f. Was tun aber diese „kühnen Forscher"? Sie schießen, was sie können (wie man auf mehreren Films sieht), in dicht besetzte Edelreiher-Kolonien hinein, knallen sie zu Hunderten nieder, um die „sehr teuer bezahlten Federn" zu gewinnen — (wahrscheinlich im Auftrag einer Federfirma), um zu zeigen, daß es noch ungeheuer viele Exemplare des notorisch aussterbenden Edelreihers in Afrika gibt. Aber niemand der Zuschauer wird sich wohl darüber klar, daß dieses Abschießen während der Brutzeit geschieht, denn nur dann tragen die ausgewachsenen Reiher die „teuer bezahlten" Schmuckfedern, und daß die jungen Reiher, die noch nicht flügge sind, elend mit zugrunde gehen müssen.

Sie photographieren „Leoparden nicht ohne Gefahr", und jeder Kenner sieht deutlich, daß es sich um einen jungen zahmen Leoparden handelt, dem man einfach eine Statistenrolle spielen läßt. Eine Ginsterkatze (ebenfalls zahm) wird aufgenommen; man soll glauben, mitten in der Wildnis in ihrem unbefangensten Leben belauscht. Zwei junge Löwen, auch zahm, werden für furchtbare Raubtiere ausgegeben und photographiert. Dazu hätte man keine Expedition, die „200000 Mark kostet", nötig gehabt, das könnte man billiger bei Hagenbeck haben.

Man läßt die Schwarzen Theater spielen: ein erlegtes Krokodil wird scheinbar am Spieß gebraten. Ein Dinkahäuptling wird in seiner merkwürdigen, natürlich alltäglichen Tracht vorgeführt: mit einem Damenhemd und einem Zylinder bekleidet. Wie geschmackvoll und witzig! Und allen bei den gefährlichen Pirschgängen beschäftigten Negern werden (eine fatale Verwechslung von Afrika mit Amerika) sehr schön arrangierte Indianer-Federkopfputze aufgesetzt — das ist entschieden aufregender und macht Reklame (auch wohl im Auftrag von Federhändlern) für neue Damenhutmoden. Der Gipfelpunkt aber — und hier hört die Geschmacklosigkeit auf und es beginnt die Roheit — ist folgende Szene: „Durch Unvorsichtigkeit des Koches (dem Schwarzen wird natürlich eine weiße Kochmütze aufgesetzt) läuft eine Ziege frei herum — das Unheil naht sich in Gestalt eines Krokodils!" Und man sieht, wie eine arme Ziege, wahrscheinlich festgebunden am Ufer, von einem Krokodil langsam in das Wasser gezogen wird. So stellt man lebende Bilder! Dann kommt „die Vergeltung der Forscher" und es werden die Krokodile (welche Heldentat!) abgeschossen.

Also überall von seiten der „Forscher" Übertreibungen, Fälschungen und Erweckung übler Instinkte beim Publikum.

Ich habe einen Bekannten, ein wirklicher Dichter, der aber verdienen will und jetzt unter das Kino gegangen ist (ich sage nicht „untergegangen"). Er machte mir den Vorschlag, *à propos* meiner nächsten Expedition nach Afrika ihn mitzunehmen und nicht diese dummen Naturaufnahmen zu machen, deren Echtheit doch niemand glaubt, und die nicht genug wirken (leider hat er recht, je echter meine Beobachtungen waren, um so weniger wurden sie geglaubt), sondern das zu machen (zu stellen),

Digitized by Google

was die Leute (der Pöbel) sehen wollen. Zum Beispiel: Ich soll mich an einen Marterpfahl binden lassen oder ein weißes Weib wird von einem Gorilla geraubt (natürlich Maskerade) und dergleichen schöne Dinge mehr. Er hat leider zu recht! Das will man heutzutage sehen. Wer je einmal im wirklichen Afrika war (ich meine nicht die Cook-Reisenden), und sei es nur, um mit seinen Jagdtrophäen zu renommieren oder nach einmonatlichem Aufenthalt als Kenner von Land, Leuten und Tieren ein Buch zu schreiben, sogar er wird mir rechtgeben und mit mir empört sein. Auch für die Wiedergabe der reinen Natur gilt heute das Motto: „oder soll es etwas Schlechteres sein?" Man wird fälschen, nicht nur europäische Surrogate machen, das sind wir ja schon gewohnt, das ist nichts Neues, man wird nicht nur Kunst fälschen, man wird die Natur entheiligen (Natururkundenfälschung), wie man sie in ihren Substanzen, ihren Realitäten ausplündert — wie man ungestraft schießt, stiehlt, mordet, des Gewinns halber, so nimmt man ihr auch ideell ihre Schönheit, Reinheit — schlachtet ihre Seele aus für den Geldbeutel gewissenloser Unternehmer, für das Kino. Aus dem körperlichen Mord wird ein seelischer, tausendmal schlimmer. Und: nicht nur, daß man den ahnungslosen Europäer still und schmerzlos vergiftet, daß man den ahnungsvollen empört — still und schmerzlos wird durch solche Expeditionen der afrikanische Neger „zivilisiert", man nimmt ihm seine Harmlosigkeit, seinen Respekt, verzerrt seine Natur zur ekelhaften Grimasse.

Und wie leicht wäre es umgekehrt, das Kino als Erziehungsmittel der Zuschauer zu gebrauchen, sie zu unterrichten, sie zu begeistern für das wahre Wesen fremder Welten. Ich möchte folgende Anregung geben: wäre es nicht möglich und sehr nützlich, wenn man, so wie man eine Theater-Kommission hat, eine ebenfalls aus Künstlern, Schriftstellern und für erwähnten Fall: besonders aus Zoologen, Naturforschern und Reisenden zusammengesetzte Zensurbehörde für die Kinotheater ins Leben riefe? Dann würde man nicht nur einseitige Übergriffe der Polizeizensur verhindern können, sondern auch den hier geschilderten Übelständen abhelfen.

Wir kämpfen für den Tierschutz, für den Naturschutz, nicht nur der Tiere wegen, nicht wegen der Bäume, Berge und Burgen — wir kämpfen für die Menschheit gegen die Entgötterung unserer brutalen Zeit. Geht das so weiter, so wird man nach ein paar hundert Jahren Schillings heilig sprechen. Fritz Behn (München).

Berliner Theater.

„Schwanenweiß", das Traum- und Märchenspiel Strindbergs, war im Königlichen Schauspielhaus. Wer kannte es? Man dachte: Was für ein Strindberg muß das sein, um Hülsen zu bewegen! Und so war's auch. Es hätte kaum der Kindlichkeit des Herrn Hofschauspielers Clewing bedurft (eine Sopran-Kindlichkeit von 30 Jahren: sixtinischer Chorsänger), um das Sterbenslangweilige eines Opus sinnfällig zu machen, in dem ein zum letzten Male Glücklicher sein Glück und nichts anderes, weniger darstellen, als ausplaudern will; plötzlich glaubt er die Reinheit entdeckt zu haben und nun kennt er, Monomane, der er ist, nichts anderes, als die Reinheit. Die läßt sich aber nicht kumulieren, wie alles Schlechte. So spricht man sie durch das Medium des Optimismus aus, aber auch der läßt keinen Augenblick den Eindruck aufkommen, auch nur ein Wort sei von Strind-

Digitized by Google

berg, sondern seine mäßige, duselige Qualität, die blasse Fadheit dieses Optimismus'. Dazu kam die gleichgültige Aufführung des Königlichen Kunstinstituts, in diesem Fall wohl ein Wollen, ohne Können. Und gegen Stück und Regie kämpfte das junge, hager-süße Fräulein Thimig umsonst. Diesem Talent möchte man schleunigste Entfernung aus der hülsenschen Beamtenschaft wünschen. Sonst wird sie bald auf dem Verwaltungsweg diesem hohlen Ensemble eingepaßt.

Das Theater an der Königgrätzerstraße hat sich den richtigen Strindberg gepackt Auch ein Märchenspiel, „Die Kronbraut", aber mit allem Wetterleuchten des Genies geladen. Es ist die alte Geschichte von der ledigen Mutter, die ihr Kind erwürgt (wenn es nicht Sitte und Herkommen tun), die dennoch mit dem Kranz, der Krone, zum Altar geht, ihres Verbrechens überführt zur Kirchenbuße verdammt und von Gott hinweggenommen wird, ehe die Menschen Hand an sie legen. Es ist eine große Einfachheit in dieser Dichtung, die Nebenpersonen sind ganz summarisch, lediglich dem Schlag nach, mit drei grellen Farben nebeneinander gemalt, sie sind so einfach und einfältig, so nah noch der Natur und ihren Geheimnissen, daß man sich nicht wundert, wenn der Wassermann ihre Nähe nicht scheut und die Geister im Mühlwerk immer um sie und ihre Geheimnisse sind. Nur drei Menschen treten aus dem bunten, rohen Fries: Kersti, die Kronbraut, Nats ihr Bräutigam und der Amtmann, der keinen Namen, nur diesen Titel hat und der mehr der Amtmann Gottes, wenn nicht Gott selber ist, als ein Beamter der Menschen. Kersti und Nats sind die Kinder ihrer dumpfen Geschlechter, aber die Leidenschaft hat sie zu Menschen gemacht (während die andern nur Sippen sind, denen jede Schuld und jede Freude gemeinsam gehört, sie gemeinsam beschwert), Menschen mit eigenem, selbst gewähltem Schicksal, deren Untergang es ist, daß sie auf diesen eigenen, selbst gefundenen Weg den ganzen Pack ererbter sittlicher Anschauungen mitnehmen, die nur für das große Geschlechterhaus, wo Generationen bei Generationen hausen, passen. Das uneheliche Kind ist hier Morgenglanz einer neuen, größeren Sittlichkeit, selbst seine Tötung ist ein Schritt vorwärts: An Kerstis Weg steht Schuld und Sühne des Einzelnen, im eigenen Geschick Einsamen. Der Amtmann hat so große, ruhige Linien, seine Gegenspielerin, die Hebamme, eine Verwandte der Rattenmamsell, ist so grotesk aus einer gemeinen Menschlichkeit ins Gespenstische verzerrt, daß in dem einfachen Spiel Himmel und Hölle mit all ihren Kräften stecken. Die Aufführung war eine der Besten, die man auf dem heutigen Theater sehen kann. Der Amtmann Wegeners, so groß, so ruhig, so vielbedeutend, wie es diesem großen Künstler fast allein gegeben ist. Irene Triesch — sie war sicher gut, in den Stunden des Schmerzes sehr gut, sie langweilte nie, ob auch Kersti nach der ersten Szene des Glücks ganz zum Tränenquell, zum Schauder vor dem geheimnisvoll Dräuenden, zum Gewissensbiß wird. Aber gerade die erste Glücksszene zeigte wieder einmal die Quelle aller ihrer Kunst: gescheites Virtuosentum. Wie sie geschickt die bäurisch Unbeholfene spielte, breitbeinig herumsprang, in Bodenständigkeit machte: das ist in seiner täuschenden Nachahmung peinlich. Die übrigen waren gut und in sicherer Regie, Frau Ludmilla Hell, als Schwester von Nats, war sogar mehr. Was aber die Dekorationen des Svend Gade anlangt, so halte ich diese ganzen Versuche phan-

Digitized by Google

tastischer Szenerie für verfehlt. Sicherlich spielt die Märchentragödie dieser Kronbraut in Nirgendheim, das muß aber aus den Menschen heraus sich erweisen und darf nicht durch goldgeränderte Wasserfälle, zu Lappenwedeln stilisierte Bäume und Hintergründe behauptet werden, die an die schlimmsten Zeiten stilisierten Buchschmuckes erinnern. Wenn jede naturalistische Geste des Schauspielers die unwirkliche Umwelt widerlegt, kann kein reiner Eindruck entstehen. Die jetzt vielgeschmähte Reliefbühne, die dennoch mehr Illussion hergibt, als zum Beispiel Reinhards massive Londoner Straßen, puppenhaft wie sie auf der Drehbühne werden, war der Gegenpol dieser phantastischen Szenerie. Aber ein Vorhang, eine Stufe am rechten Ort gibt der Phantasie mehr, als goldschillernde, von einem blutroten, illustrativen Galgen überragte Landschaften.

Nach der „Kronbraut" brachte der Regisseur Bernauer für Wegener und Frau Triesch „Richard III.", um zu erweisen, daß er bei Strindberg nur aufmerksam nachgeprüft habe, ob ein toter Dichter sein lebendiges Stück selbst inszenieren könne. Shakespeare spielt sich nicht von selbst. Es gilt bei ihm viel zu beleben wenn es nicht zum Geschichtsexkurs werden soll: zwanzig Heinriche und Eduarde, um deren Herkunft sich niemand zu kümmern braucht, dürfen vorkommen oder erwähnt werden, aber sie müssen von adeliger, selbstischer Gestaltung sein oder von den Tönen dunkelfarbigen Hasses, dunkelgeschwellter Liebe getragen sein. Bernauers Richard war ein historisches Drama, kein Weltuntergang. Von den Nebenpersonen zu reden, lohnt sich in keinem Fall. Die Historie spielte nicht in Gold und Blut des Hofs der Plantagenets, sondern in der rühmlichst bekannten Ritterzeit der Provinzbühne. Nur Wegeners weitschleppende Schritte ließen Blutstapfen hinter sich. Er hat sicher den Verbrecher zu stark vor den Thronräuber gestellt. („Es ist namenlos groß, eine Krone zu stehlen" — dann darf der meuchelnde Dieb aber kein Strauchdieb sein.) Es ist der schlimme Nachteil der Realistik, auch wenn sie, wie in den Gestaltungen eines Wegener, zur unbedingten Notwendigkeit wird, daß unsere Schauspieler aus einem verderbten Riesenschädel zu leicht einen Wasserkopf machen. Die Szene am Sarg mit Anna war sehr groß, der Geruch zerwühlter Betten vermischt mit dem leisen Verwesungshauch des gemordeten Prinzen. Aber Frau Triesch ist in solchen Szenen immer die Maccabäerin. Wie sagt Richard zu Anna? „Seid christlich!" Die Dekorationen waren sehr massiv und sehr respektabel und sehr langweilig. Ganz wie die Aufführung.

Das Lessingtheater hat seit dem Peer Gynt einen Mißerfolg und zwei Erfolge gehabt. Den am meisten berechtigten Mißerfolg, den ich mir denken kann: „Zeitwende" von Herbert Eulenberg. Einschränkungslos das schlechteste Stück, das ich von einem Dichter gesehen habe. Man muß vielleicht noch schärfer sagen: das Gleichgültigste. Ich habe leider das Buch nicht zur Hand, um wörtlich dieses saloppe Idiom nachzuweisen. Wenn man es aber in der Erinnerung betrachtet, erstaunt man: Wie ist es für dich, der du doch sonst keinen Kolportageroman liest, möglich, solche Geschehenskomplexe in den Kopf zu bekommen? Wirklich von Eulenberg? Ein Abenteurer, man sage ruhig Schieber, in der langweiligsten Bedeutung des Worts, wird von einer reinen Familientochter geliebt, deren verheiratete Schwester er liebte. Am Schluß kommt das heraus und das junge Mädchen tötet sich. Im

Digitized by Google

Myrtenkranz. Dazwischen wimmeln Leute, die entweder mit den Mitteln eines Tovote als wahnsinnig überlastete Fabrikherren oder mit dem Scharfblick eines Kadelburg als eingebildete Kranke oder . . . ohne jedes Mittel der Glaubhaftmachung als Schwärmer gezeichnet sind, deren einer, Fabrikmarke Eulenberg, gesetzlich geschützt, eine romantische Person ist, während eine Frau, von ihrem Mann seelisch im Stich gelassen, den Namen: Balder, als ihres imaginären, aus Träumen geborenen Geliebten in die Lüfte haucht. Diese „Zeitwende" ist ein so schmerzhafter Bankerott, nur auf Leichtsinn oder geistige Notlage zurückzuführen, daß auch keiner der Darsteller sich dem allgemeinen Zusammenbruch, vielleicht durch die Einrede der Begabung, entziehen konnte. Kayßler, zum zweiten Male bei Barnowsky auf dem falschen Platz, Steinrück, in die seelische Unbeweglichkeit seiner Rolle hilflos gebunden, die Fehdmer und die Lossen ohne jede Aussicht, ihren eigenen Klang gegen Eulenbergs Banalitäten durchzusetzen: eine Rekordleistung in der Darstellertötung, daß du auf einen Schlag so viele Fürsten so blutig trafst!

Der eine Erfolg des Lessingtheaters: Pygmalion von Shaw. Die Berliner Kritiker haben alle ihre günstigen Kritiken mit einer *reservatio mentalis* eingeleitet: Diese Posse ist zwar des wirklichen Shaw unwürdig, aber . . . . Die Herrn sind so sehr gebildet und so tief. Ein wirklich gutes, lustiges Theaterstück wird mit saurer Miene gelobt und eine intellektuelle Gestaltlosigkeit, wie etwa Shaws „Ehe", erfürchtigklug bewundert. Mir ist Pygmalion lieber, das ich gar nicht für so flach halte. Wieviel Menschen behandeln wir, als hätten sie kein Recht auf eigene Bestimmung. Manchmal wächst die Kreatur wie ein Richter, manchmal wie ein Verbrecher über den Schöpfer und manchmal als siegende Frau. Daß es bei Shaw lachend und spaßhaft geschieht, ist doch kein Kriterium. Daß es geschieht, ohne den Wurzelboden der gezüchteten Blume zu zeigen, wäre eher eines. Aber Shaw zeigt den Vater, zeigt das Wachstum der Tochter, das genügt mir. Ich halte es auch nicht für einen Raub, Frau Grüning mit all ihrer Güte an die Mutter zu wenden. Vielleicht war manches, was ich heut noch im Ohr habe, mehr von ihr, als von Shaw — aber was da war, war eben Güte und Mutterherz, trotz aller Sprünge und Escapaden ringsherum. Frau Durieux und Herr Salfner waren vorzüglich, die Aufführung, zum erstenmal im Lessingtheater, vom früheren Barnowsky in aller Trefflichkeit.

Der größte Erfolg Barnowskys war der Büchner-Abend. „Wozzeck" hat sich, trotz aller Sprünge, als große Dichtung bewährt. Es war erschütternd, diesen Dichter über hundert Jahre hinweg für den Enterbten, Armseligen Klage führen zu hören, als habe der Norden Berlins sein Ohr mit all dem Jammer erfüllt. Und neben Büchner stand diesmal Steinrück. Der breite, viereckige Schädel, in dem die Gedanken so schwer und so tieffurchend gehen, wie das Wort in dem unbehilflichen Rasseln eines konsonantenbeherrschten Dialekts. Man sah und hörte die Widerstände, über die einmal gebrochen die Sturmflut des inneren Jammers uneindämmbar rasen mußte. Hätte Barnowsky auf all die massiven Dekorationen (Schon wieder! Es ist wie eine Modetorheit.) verzichtet zugunsten rasch wechselnder, eindringlicher Prospekte, so wäre die Atemlosigkeit dieser Szenenfolge noch stärker zum Ausdruck gekommen. Der zweite Teil des Abends war „Leonce und Lena", die ungetrübte, gedankenfrohe Heiterkeit selbst. Walsers Dekorationen, hier

Digitized by Google

nur Prospekte mit vorgelegten Rasenflächen, waren sicher etwas sehr Kunstgewerbe, der Prinz ein wenig windig, der König eine unfähige Kopie Pallenbergs, aber der Dialog siegte über jede Verlangsamung, jede Vergröberung, die auch dem sehr lustigen Vaganten Salfner nicht erspart blieb. Der Eindruck blieb: Büchner ist mit uns, zwischen 20 und 30 Stehenden, in München oder Berlin oder gar in einem elsässischen Weinort zusammengesessen. Während Eulenberg vor ungefähr 100 Jahren.....

Kleines Theater (jetzt George Altmann): Ludwig Thoma, Die Sippe. Ein durch die freudige Dankbarkeit für Vergangenes gedämpfter Durchfall. Das Haus lachte und klatschte, wenn vom Peter Schlehmil auch nur eine Borste sichtbar wurde. Und wartete mit anständiger Ungeduld auf die nächste. Die ernsten Stellen fielen. Thoma hat Satiriker zu sein oder nicht zu sein. Die Kritik sprach nicht viel anders.

Es ist eine unerhörte, nicht abzuschüttelnde Tyrannei, daß ein Mann in ein Literaturfach gesperrt werden soll. Besonders dann, wenn dadurch ein gutes Stück in seiner Wirkung gehemmt wird. Denn die „Sippe" ist ein gutes Stück mit einem abfallenden, wenn nicht einem Verlegenheitsschlußakt. Oder richtiger: einem Schlußakt aller schnell und durchschnittlich sich ergebender Folgerungen. Das Thema ist klar: ein Mensch kommt mit seinem Eigengeruch in eine Sippe und wird von dieser wieder abgestoßen (siehe meine Ausführungen zur „Kronbraut"; dort für einen natürlich primitiven, hier für einen künstlich primitiven Zustand). Aber die Abstoßung wird nach einem Schema betätigt und um sie stärker wirksam zu machen, wird im ersten Teil des letzten Aktes das ganze Beweisthema nochmals wiederholt, ja, kurz vor dem Schluß (Frau Jenny hört Bibergeils Expektorationen über Zuchtwahl) ins absolut Eindeutige übertrieben und in einer allerletzten Unterredung zum Überdruß gemacht. Dadurch wird der letzte Akt für den Zuschauer und für Frau Jenny zum Überfluß, denn der Zuschauer müßte sehr dumm und Frau Jenny sehr grobdrähtig sein, wenn beiden die zwei ersten Akte nicht genügen würden. Der dritte Akt müßte sogleich vorwärts gehen und er tut im Grunde nichts anderes, als Familienmütter, die innerlich flehen, das Paar möge doch noch einen Versuch friedlichen Auskommens machen, wiederholt zu beweisen, daß hier wirklich und wirklich nichts zu machen ist. Die zwei ersten Akte sind sehr gut und straff. Einzig die Szene im zweiten Akt zwischen Henjes und seiner Tochter Jenny schleppt etwas gerührt. Aber sie finden ihren Ausklang, ihren Ausbruch nicht, weil — und das fehlt eben, weil der richtige Schlußakt fehlt — weil das Problem zu dünn instrumentiert ist. Der Sippe fehlt, trotz dem Ehepaar Bibergeil, das Breite, Muffige, Träge, Unüberwindliche, der große Krumme, den ein Mensch wohl für sich, aber nie für „die Leute" besiegen kann. Thoma wählt als Symbol die Reserve-Offiziersuniform. Aber das ist zu wenig. Es handelt sich doch um viel mehr (und viel weniger) um Stammtisch, Gruß auf der Straße, Kriegerverein, um Familienverkehr, Kaisergeburtstagessen, Tischordnung, um das Stubenwarm, um den ganzen gestandenen Gallert der Haute-volee einer Königstreuen, gottgefälligen Kleinstadt und das alles spürt man nicht mit seiner unerbittlichen Enge. Vieles wird erwähnt, aber es geht am Ohr vorüber, so daß schließlich kein typischer, sondern ein peinigender Einzelfall bleibt. Ein strebersischer Rohling wird in seiner Schwäche gemein. Der letzte Akt im Angesicht

Digitized by Google

des großen Krummen fehlt — so tönt das kräftige Stück ins Leere aus. Bei der Berliner Uraufführung kam noch dazu, daß der Eickenrot des Herrn Bildt viel zu Berlinerisch, viel zu schrill, viel zu fadblond war. Wer eine Münchener Malerin von Fleck wegheiratet, ist doch kein Typus des reserveoffizierlichsten Reserveoffiziers. Er muß irgendwo Möglichkeiten zur Menschlichkeiten haben — aber der Große Krumme erdrückt sie nach und nach. Henjes (in der Diktion ausgezeichnet), Herr und Frau Rektor Bibergeil und die Engelke sind unbedingt gut und waren auch im Kleinen Theater durchaus zutreffend (Dick, Adalbert und Rosa Valetti). Jenny aber, klug und einfach gezeichnet, wie sie ist, bedarf einer starken, innerlichen Schauspielerin und Frau Altmann-Hell konnte sie nur geschmackvoll repräsentieren. Man besetze das junge Paar menschlicher, vermeide, auch in der Personenstellung, die ewig gleiche Situation, der das Kleine Theater verfiel, geben dem letzten Akt Aufregung und Tempo und die Sippe ist ein Erfolg. Ulrich Rauscher.

Uraufführung in Straßburg.

Hans Pfitzner hat sich mit der Uraufführung von Hermann Zilchers „Liebesmesse" ein großes Verdienst um die deutsche Musik erworben. Die einmütig begeisterte Aufnahme, der im besten Sinne populäre Erfolg bewies unwiderleglich die Fähigkeit des Werkes, neben der Anerkennung der Berufsmusiker auch Verständnis und Liebe des nicht zünftigen Publikums zu gewinnen. Einen nicht geringen Anteil an diesem Erfolge hat Will Vesper, dem, in vollendet künstlerischer Form, eine Dichtung gelungen ist, in der menschlich ergreifende Ideen zum Ausdruck kommen, und die durch wechselnde, kontrastreiche Stimmungsbilder der Musik ein weites Feld zur Entfaltung ihrer besten Kräfte bietet. Es handelt sich um ein Oratorium in drei Teilen — das Wort Messe ist hier nicht im liturgischen Sinne gebraucht —, worin die Liebe, die irdische, die himmlische und die soziale, verherrlicht wird. Maßgebend für die formale Gestaltung war die Stellung des Chors, hinter dem die Solopartien zurücktreten. Diese beteiligen sich zu allermeist episodisch an der Handlung; als ständige Figur ist — zur jedesmaligen Einleitung — nur der Evangelist durchgeführt; so auch, im dritten Teil, der aus trüber Resignation zur Lebensbejahung sich durchringende „Mensch" und die „Stimme" seines Innern. Leicht verständliche Allegorien fließen mit ein, verlieren sich aber nie ins blutlos Abstrakte, vielmehr stellt das Textbuch durchweg musikalisch lösbare Aufgaben.

Wie der Dichter, so steht auch der Komponist über den Tagesströmungen und Modeforderungen. Seine Musik gibt sich schlicht und vornehm, ist überall klar verständlich, durchaus empfunden und trägt ihr eigenes, einheitliches Stilgepräge. Sangbare Melodik, Ökonomie in den Mitteln und Symmetrie des Aufbaus sind, nach langer Verbannung, wieder zu Ehren gekommen. Es wird schwierig sein, diese Musik mit einem Schlagwort zu kennzeichnen. Sie bedeutet einen völligen Umschwung gegen die perverse Variétékunst von Strauß, gegen das modulatorische Molluskentum Regers, gegen Mahlers aufgeblasene Trivialität. Sie ist neu, charakteristisch, interessant — aber immer schön, Sprache des Innern, und jedem Empfänglichen verständlich und genießbar.

Soll schon verglichen werden, so liegt wohl die Brahmsische Kunstrichtung der

Digitized by Google

Zilcherschen am nächsten. Insoferne nämlich hier wie dort, zugleich mit dem schönen Ebenmaß, Wärme und Innerlichkeit des Ausdrucks walten, soferne hier wie dort die konstruktiven, tektonischen Elemente keinen Augenblick außermusikalischen, etwa illustrativen, Rücksichten geopfert werden; melodisch ist Zilcher so weit von Brahms verschieden, wie er es in seiner Harmonik, in seiner orchestralen und vokalen Farbengebung ist. Die seit Jahrzehnten verloren gegangene Kunst des großen Aufbaus, deren letzter Vertreter Brahms war, lebt in der Musik der Liebesmesse wieder auf; nicht in ihr allein, denn der Weg dahin führt über zahlreiche sinfonische Werke Zilchers, die den gleichen Stempel tragen. Dieser organischen Geschlossenheit des Stils, die es unmöglich macht, ein Teilchen herauszunehmen, ohne den Zusammenhang, den Fluß des Ganzen zu gefährden, wird vor allen Dingen die Aufmerksamkeit zuzuwenden sein, wenn man nach den technischen Mitteln fragt, mit denen Zilcher seine grandiosen Gipfelungen, die starken Wirkungen gewisser Eintritte oder Wiedereintritte erreicht

Die Liebesmesse ist Chorwerk *par excellence*. In den Chören ruht der musikalische Schwerpunkt, in den Chören die größte Kraft des Ausdrucks, die höchste sinnliche Schönheit. Schon rein äußerlich wird eine ungewöhnliche Mannigfaltigkeit des Klanges erzielt durch die Einteilung in großen und kleinen Chor, in Frauen-, Männer- und Knabenchöre, in *a-capella*-Chöre, in solche mit dominierendem Orchester oder Orgelbegleitung; komplizierten, polyphon-melodischen Stimmführungen werden mehr akkordisch gehaltene Chorgebilde oder das Unisono entgegengestellt. Auf ihren geistigen Gehalt hin betrachtet, bergen sie eine solche Fülle von Stimmungswerten aller Art, daß es fast wie ein Unrecht erscheint, einzelne davon auf Kosten anderer hervorzuheben. Der ergreifendste von allen ist wohl der Schlußchor des ganzen Werkes — zum Teil mit dem ersten Finale identisch —, ein Hymnus auf die Pracht unserer Erde, in dem sich Größe mit Innigkeit paart. Von den zarten und lieblichen Stücken ist vor allem der architektonisch weit geschwungene Einleitungschor (der Jünglinge und Mädchen), sind die volkstümlich anmutigen Kinderlieder des ersten, der wehmütige Ausklang des zweiten Teils zu nennen; großartig und packend sind, jeder in seiner Art, die Chöre der Sonnenanbeter, der Juden, Katholiken und Protestanten im mittleren, der Revolutionschor im letzten Teile. Unter den solistischen Ensembles steht das Quartett der Griechen in seiner antiken Abgeklärtheit an erster Stelle. Von den Duetten ragt namentlich das des jungen Ehepaars durch Wärme und Breite des Ausdrucks hervor; von den Solonummern haben vielleicht, neben dem entzückenden Schlaflied, die Klage der Mutter, die Gesänge des Sehers und des Propheten und die Friedensmahnung der „Stimme" die stärksten Wirkungen.

Hans Pfitzner hatte sein ganzes Können in den Dienst des außerordentlichen Werkes gestellt; Chor und Orchester leisteten unter seiner temperamentvollen Leitung Vortreffliches. Besondere Erwähnung verdienen die ungemein frischen Knabenchöre (des protestantischen Gymnasiums), deren Einstudierung Professor Ernst Münch, der auch an der Orgel saß, übernommen hatte. — Die Solisten gaben ihr Bestes. Die helle Sopranstimme von Frau Lauprecht-van Lammen hat an Fülle und Tragfähigkeit bedeutend gewonnen; Herr Anton Sistermans-Berlin (Bariton) sang die Partien des Evangelisten und des Propheten mit alter Frische und Begeisterung; Frau

Digitized by Google

Altmann-Kuntz-Straßburg (Alt) trug ihre Soli mit bestem Gelingen vor, ebenso boten die Herren Max Hofmüller-Straßburg (Tenor) und Hans Vaterhaus-Frankfurt (Baß) schöne Leistungen. Dr. Hans Scholz (München).

Anmerkungen.

Im Verlag von Gustav Bosse in Regensburg erscheint eine Reihe von musikalischen Schriften unter dem Titel „Deutsche Musikbücherei." Die sieben ersten Bände liegen mir vor. Der erste bringt sehr verheißungsvoll: „Friedrich Nietzsches Randglossen zu Bizets Carmen." Anfang Januar 1882, bald nachdem er das Werk kennen gelernt hatte, schickte Nietzsche einen Klavierauszug an Peter Gast. „Ich habe mir erlaubt, einige Randglossen hineinzuschreiben — im Vertrauen auf Ihre Humanität und Musikalität", schreibt er dem Freund. Diese „Randglossen" hat nun Hugo Daffner, mit Einleitung und eigenen verbindenden Bemerkungen versehen, herausgegeben. Mit übermäßigen Erwartungen darf man nicht an das Büchlein herangehen. Sonst erlebt man eine Enttäuschung. Denn in der Hauptsache beschränken sich Nietzsches Anmerkungen doch nur auf Exclamationen des Wohlgefallens nnd der Bewunderung, die inhaltlich wenig besagen und bloß wegen der Stelle, an der sie stehen, bezeichnend sind. Interessant ist so etwas, wenn es von einem Nietzsche ausgeht, immer, und einzelne feine Worte finden sich ja auch wirklich. Aber der Herausgeber rühmt doch wohl viel zu viel von diesen sicherlich ohne jegliche Prätention und ohne den entferntesten Gedanken an Veröffentlichung niedergeschriebenen Glossen.

„Die Hellerauer Schulfeste und die Bildungsanstalt Jacques-Dalcroze" behandelt Arthur Seidl in dem zweiten Bändchen der Sammlung. Es ist nicht angegeben, scheint aber so, daß die vier Abschnitte des Buches auf Zeitungs- oder Zeitschriftenartikel zurückgehen. Man kennt Arthur Seidls Art. Wie allem Modischen widmet er auch den Bestrebungen Jacques' ein ernstes, etwas schwerfälliges Interesse. Man kann sich denken, daß da sehr viel zitiert, alle mögliche Litteratur angeführt, alle möglichen Einwendungen von gegnerischer Seite beachtet und diskutiert, die weitesthergeholten Beziehungen geknüpft werden, das Ganze in dem zweifellos originellen Stile Seidls, zu dessen Schätzung wohl eine besondere, mir gänzlich abgehende individuelle Disposition erforderlich ist. „‚Im Wald und auf wilder Aue, waren wir heim' ... ‚Sieh', es lacht die Aue!' (Parsifal, I. und III. Aufzug.) ... ‚Wie — hör' ich das Licht?' (Tristan und Isolde, III. Akt.) ... ‚Apollo war nicht Gott des Gesanges allein, sondern auch des Lichtes.' (H. Stew. Chamberlain, R. Wagner.) ... Hellas — Hellerau ... *Docendo discimus — discite, moniti! — —*" Wer solches und ähnliches vier Druckbogen hindurch auszuhalten vermag, wird aus Seidls Ausführungen gewiß manche Anregung schöpfen können. (In Parenthese bemerkt: bis wohin würde sich die Phantasie Seidls wohl verloren haben, wenn ihm bekannt oder gegenwärtig gewesen wäre, daß das deutsche Wort „hell" ursprünglich nur vom Ton gebraucht wurde und etymologisch zu „Hall" und „hallen" gehört!)

Noch andere „Seidliana" enthält die Sammlung, deren Verleger ein Schüler Seidls war: einen (unveränderten) Neudruck von Seidls „Moderner Geist in der

Digitized by Google

deutschen Tonkunst, Gedanken eines Kulturpsychologen zur Wende des Jahrhunderts", ursprünglich hervorgegangen aus 1898—1900 zu München gehaltenen Vorträgen, und den von Benno Schuhmann herausgegebenen Sammelband: „Musik und Kultur", den Freunde und Schüler Arthur Seidl zu seinem 50. Geburtstag als Festschrift dargebracht haben. (Band 5 und 7 der „Deutschen Musikbücherei".) Wie Seidl in seinem Geleitwort selbst zugibt, kann sein „Moderner Geist" heute nur noch als ein „Dokument der damaligen Zeit" gelten. Man mag daher über den Wert, den er als solches hat, denken, wie man wolle, — der unveränderte und unglossierte Neudruck war jedenfalls überflüssig. Denn von Nutzen kann das — eben als Dokument einer vergangenen Zeit — nur dem Historiker sein. Und dem wäre ja auch die alte Ausgabe zugänglich.

Die Festschrift, an der außer dem Herausgeber Conrad Ansorge (als Komponist) und (die folgenden sämtlich als Schriftsteller): Wilhelm Weigand, Siegmund von Hausegger, Karl Storck, Albert Lamm, Max Steinitzer, Paul Marsop, Hermann Stephani, Rudolf Pannwitz, Paul Riesenfeld, Paul Ehlers, Walter Niemann, Lucian Kamienksi, Arthur Prüfer, Richard Sternfeld mitgearbeitet haben, enthält manches Belangreiche, um dessentwillen man das Wertlose, an dem es auch nicht fehlt, wohl mit in den Kauf nehmen mag.

Ob man es begrüßen soll, daß Eugen Schmitz (in der gleichen Sammlung) die 1863 zuerst erschienene Anleitung zum Vortrag Beethovenscher Klavierwerke von Adolf Bernhard Marx neu herausgegeben hat? Kein Zweifel, daß man auch hier — wie in Marxens Beethovenbiographie, die vor Paul Beckers „Beethoven" immerhin das beste war, was wir über die künstlerische Persönlichkeit des Meisters besaßen — vieles Gute, Richtige, Feinsinnige und Beherzigenswerte findet. Aber daneben trifft man, genau so wie in der Biographie, doch auch mancherlei Schiefes, Halbwahres, leere Phrasen und vor allem eine Art von Schönrednerei und Gefühlsduselei die uns heute noch weniger behagen will als unseren Vätern vor fünfzig Jahren. Überhaupt, meine ich, sollte und müßte der Schriftsteller sich auf das beschränken, was zum besseren Verständnis Beethovenscher Klavierwerke gesagt werden kann. Das hätte aber von der formalen und kompositionstechnischen Analyse auszugehen. Wer eine Beethovensche Sonate verstanden hat, kann sie auch vortragen, vorausgesetzt, daß er überhaupt Klavier spielen kann und reproduktive Begabung hat. Alle literarischen „Anweisungen", technische wie interpretatorische, haben das Fatale, daß sie meist ebensowohl zu wenig als zu viel geben.

Ein seltsames Buch ist Band 4 der Bosseschen Sammlung: »*Ave Musica!*« — mit dem Untertitel: „Das Wesen der Tonkunst und die modernen Bestrebungen", das Professor August Weweler, den Dirigenten des Detmolder Oratorienvereins zum Verfasser hat. Man ahnt es, daß die Betrachtung des Wesens der Tonkunst zu einer Ablehnung der modernen Bestrebungen führt. Die etwas umständlichen Deduktionen leiden daran, daß Weweler anscheinend philosophisch wenig und jedenfalls nicht fachmännisch gebildet ist. Aber es steht manches in diesen acht Druckbogen, was des Überdenkens wert ist, und wenn man auch das Endergebnis, zu dem Weweler gelangt, ablehnt, wäre es doch zu wünschen, daß seine Betrachtungen — schon als ein Symptom der Zeit! — beachtet und nicht, wie der Verfasser selbst

Digitized by Google

(vielleicht nicht mit Unrecht) fürchtet, als die eines „Rückschrittlers" einfach *ad acta* gelegt würden. Rudolf Louis.

Eine Busch-Bibliographie.

Albert Vanselow. Die Erstdrucke und Erstausgaben der Werke von Wilhelm Busch. Ein bibliographisches Verzeichnis. (Leipzig 1913 bei Adolf Weigel.) Wir kennen die Kunstgeschichte des 19. weniger als die des 15. oder 16. Jahrhunderts. Wo immer man sich mit einem einzelnen Künstler beschäftigt, stößt man auf sehr verdrießliche Lücken unserer Kenntnis und, was schlimmer ist, auf Irrtümer, die für Wahrheiten gelten. Das ist mir nirgends so deutlich geworden wie auf dem Gebiete der Graphik des 19. Jahrhunderts. Man sollte doch denken, daß das Werk eines Künstlers wie Wilhelm Busch ohne besondere Unklarheiten uns allen bekannt sein müsse; denn seit Jahrzehnten ist er ein Liebling des gesamten Volkes und bis vor kurzem hat er selbst noch gelebt und auf etwaige Fragen Aufschluß geben können: Viele aber, die ihm nahe vertraut waren, leben noch heute. Jedoch, wenn man sich daran machte, seine Bücher zu sammeln, da stieß man auf unzählige Fragen, die niemand zu beantworten wußte oder wenn man je eine Antwort bekam, so mußte man gewärtig sein, daß sie sich bald genug als irrig herausstellen würde. Selbst die an dieser Stelle vor einiger Zeit besprochene Biographie des Künstlers, die seine Neffen Nöldeke herausgegeben haben, enthält in dieser Hinsicht manche ungenaue oder trügerische Angabe.

Für Wilhelm Busch ist nun diesem peinlichen Verhältnis ein Ende gemacht durch die bibliographische Bearbeitung seiner Erstdrucke, wie sie Albert Vanselow soeben herausgegeben hat. Der Verfasser des Buches, das zwar klein ist, hinter dem aber viel sorgfältige archivalische Detailarbeit steckt, hat jede einzelne Schrift nach den Regeln der Bibliographie genau beschrieben, so daß Irrtümer in Zukunft ausgeschlossen sind.

Vanselow hat aber mehr geleistet und hat nicht nur ein von Fall zu Fall zu fragendes Nachschlagewerk verfaßt, sondern er gab auch sehr erwünschte Notizen über „Entstehung und Schicksal der einzelnen Werke". Hier erfahren wir viel Neues und Wertvolles, auch über den inneren Zusammenhang unter den Schriften von W. Busch. Vom 5. November 1858, wo der Künstler seinen ersten Beitrag an die Fliegenden Blätter schickte, begleiten wir ihn bis zu den jüngsten, nach seinem Tod gemachten Veröffentlichungen, in denen so manche Zeichnung und so manches Gedicht zum erstenmal herausgegeben wurde, die Busch seinerzeit gemacht, aber zurückgehalten hatte.

Besonders erfreulich ist, daß Vanselow, dem der Briefwechsel von Busch mit seinen Münchner Verlegern zur Verfügung gestanden hat, oft genug Gelegenheit nehmen darf, uns mitzuteilen, was der Künstler selbst bei der Entstehung seiner Werke oder auch lange danach über sie gedacht und geschrieben hat. Dadurch wird der trockene Ton der Bibliographie immer wieder lehrreich und ergötzlich unterbrochen.

Vanselow hat als langjähriges Mitglied der Verlagsanstalt F. Bruckmann genaue Kenntnis der verschiedenen technischen Verfahren im Reproduktionswesen.

Digitized by Google

Das kommt seinem Buche sehr zugut. Er gibt immer an, in welcher Weise die Zeichnungen des Künstlers reproduziert wurden und teilt uns manche interessante und wertvolle Notiz von Busch selbst mit, der oft mit der Vervielfältigung seiner Werke nicht zufrieden war. Karl Voll (München).

Die italienischen Wahlen

sind von den römischen Korrespondenten deutscher Blätter mit auffälligem Eifer als Sieg der Regierung dargestellt worden und als Niederlage des Vatikan. Was hat sich ereignet? Italien hat ein Wahlsystem eingeführt, das in den Grundzügen das Reichstagswahlrecht ist; eine Nuance ist es, daß die am Wahlgeschäft beteiligten Magistratspersonen in Italien nicht wählen und nicht gewählt werden dürfen; dadurch werden zirka 50000 Männer, die um Politik sich etwas ernsthafter bekümmern als der Durchschnittswähler, vom aktiven und passiven Wahlrecht ausgeschlossen; neu haben dieses Mal zirka fünf Millionen wählen dürfen, unter ihnen zirka fünf Millionen Analphabeten. Es ist klar, daß die Kirche und die Sozialisten über einen großen Teil dieser Massen verfügen. Dieses Mal haben die Klerikalen großen Teils noch unter liberaler Flagge gewählt, es ist zweifellos, daß manche liberale Deputierte sich durch Versprechungen dem Vatikan verpflichtet haben; auch ist die Beteiligung der Massen vielfach noch nicht organisiert gewesen. Sobald aber die Regierung von ihrer Scheinmajorität gegenüber der Kirche ernstlichen Gebrauch machen wollte, würde eine Scheidung der Geister stattfinden. Das weiß der Vatikan und daher seine scheinbare Nachgiebigkeit gegenüber der Regierung; er weiß, daß er nun auf Grund des neuen Wahlgesetzes in Italien denselben entscheidenden Einfluß auf die parlamentarische Maschine erhalten wird wie in Deutschland und daß das liberale Bürgertum infolge des gleichen allgemeinen direkten Wahlrechts zwischen einer großen katholischen und einer großen sozialistischen Partei ebenso erdrückt werden wird wie in Deutschland.

Auch in Italien sieht man zwar vielfach die Wahlen als Sieg der Regierung an, besonders nach dem Vertrauensvotum der neuen Kammer; aber man sagt: für dieses Mal.

Daß der Erfolg ein Scheinerfolg ist und keine Schlüsse auf die Zukunft zuläßt, ergibt sich schon daraus, daß von den zirka acht Millionen, die jetzt wahlberechtigt sind, zirka 50 Prozent nicht gewählt haben.

Krisis der Berliner Germanistik.

Zur Nachfolge Erich Schmidts heißt eine kleine Broschüre von Professor Kluge in Freiburg (C. Troemers Universitätsbuchhandlung). Die Vorwürfe der Schrift sind so bestimmt und so schwer, daß sie unsern Lesern nicht vorenthalten sein sollen. Kluge behauptet: während das große *New English Dictionary* seit 1880 gleichmäßig und sicher fortgeführt worden sei, sei die Stagnation in der Fortführung des Grimmschen Wörterbuchs eine nationale Schande; die Inhaber der vom Kaiser am 14. März 1900 geschaffenen drei neuen Stellen für deutsche Sprachforschung hätten so gut wie nichts geleistet; Konrad Burdach, nirgends als Sprachforscher bekannt, ohne Teilnahme an der sprachwissenschaftlichen Arbeit der Zeit, weist nach

Digitized by Google

zehnjähriger Mitgliedschaft der Akademie nichts auf, was als deutsch-sprachliche Leistung gelten dürfte; seit 29 Jahren verspreche er seine Schrift über die Einigung der neuhochdeutschen Schriftsprache; die Absichten des Kaisers wurden skrupellos verdreht; als erste Publikation der von Burdach geleiteten „Forschungen zur Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache" seien die lateinischen Briefe von Cola di Rienzo in Aussicht genommen! „Wie konnte ein Gelehrter mit so rein historischen Neigungen und Absichten noch eine für deutsche Sprachforschung gestiftete Stelle behalten, wie konnte er auf Kosten der Akademie unter dem Titel der deutschen Sprachforschung Italienreisen machen und Jahre hindurch immer wieder größere Summen, viele tausend Mark, für Forschungen zur Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache beziehen?" Nichts sei geleistet! das nenne sich deutsche Sprachforschung! Dafür stehe die Veröffentlichung lateinischer Briefe von Petrarca durch Burdach bevor. Ebensowenig habe Gustav Roethe geleistet, der auch wissenschaftlich „in einer heiter sich bescheidenden Resignation" lebe; er sei nur bekannt „durch die abfälligsten Urteile über einige Fachgenossen; wir andern Germanisten hören oft von den amüsant sein sollenden Redewendungen, mit denen er namhafte Gelehrte und wichtige Werke kritisiert, zu denen er gar keine entsprechende Gegenleistungen aufzuweisen hat." Der Nachfolger Erich Schmidts werde Roethe, zusammen mit seinem Göttinger Schwager Edward Schröder sein; Roethe verspüre in sich den Beruf der Litararhistoriker der Neuzeit zu sein, „und zwar ohne irgend eine literarhistorische Leistung verfaßt zu haben". Auch Edward Schröder würze seine Vorlesungen mit „bösen Bemerkungen über namhafte Facharbeiten und Facharbeiter". Die Trias Burdach-Roethe-Schröder sei unfähig an dem modernen germanistischen Betrieb teilzunehmen: „hier sind Männer zu den einflußreichsten Stellen der deutschen Sprachwissenschaft erhoben worden, die — das muß ich als 30 Jahre im Fachbetrieb stehender Germanist aussprechen — keine autoritative Fachstellung haben und von denen überhaupt eine selbstschöpferische Anteilnahme an der germanistischen Arbeit im größeren Stile nicht bekannt ist."

Die Chronik der Christlichen Welt

(Herausgeber: unser Mitarbeiter Pfarrer Kübel in Frankfurt), die uns seit Jahren durch ihre vielseitige Information über alle Vorgänge des kirchlichen Lebens gute Dienste tut, schreibt in ihrer Nummer vom 25. Dezember 1913:

„Die Chronik der christlichen Welt steht vor einer folgenschweren Entscheidung. Der Wettbewerb anderer, jüngerer Zeitschriften hat die Zahl ihrer Besteller, trotz ihrer anerkannten Vorzüge, stark herabgedrückt. Unter dem jetzigen Herausgeber ist die Abnahme zwar zum Stillstand gekommen, aber doch keine nennenswerte Zunahme eingetreten. Die Zahl der Besteller reicht seit Jahren nicht aus, um die Kosten zu decken. Eine Erhöhung des Bezugspreises kann aber nicht in Betracht kommen. Das einzige Mittel, um die Chronik geschäftlich zu sichern, ist, die Zahl der Besteller wirksam zu erhöhen. Gelingt das in den nächsten Monaten nicht, dann ist der Verlag entschlossen, mit 31. Dezember 1914, am Ende ihres 24. Jahrganges, die Chronik eingehen zu lassen."

Wir vermuten, daß auf diese Nachricht hin mancher unserer Freunde ein Abonnement (vierteljährlich zwei Mark) beim Verlag (J. C. B. Mohr, Tübingen) bestellen wird.

Digitized by Google

Nach dem Freiwerden des Parsifal.

Das Neue Wiener Journal vom 14. Januar 1914 schreibt: „Die Dauer der Aufführung vom Nachmittag bis in die ersten Nachtstunden hat die Erwägung der Toilettenfrage notwendig gemacht. Die Gesellschaft wird die einstündige Pause nach dem zweiten Akt voraussichtlich dazu benutzen, um Toilettenwechsel vorzunehmen. Die Damen, die zum Beginn der Vorstellung in Nachmittagstoilette kommen dürften — die Logenbesucherinnen also mit Hüten —, erscheinen vermutlich zum dritten Akt schon in Abendtoilette. Die Herren vertauschen das Jackett vom Nachmittag mit dem Frack." In Monte Carlo ist den Besuchern des teuersten Platzes gestattet, auf die am Schluß des Werkes herabschwebende Gralstaube zu schießen.

Im Hamburger Schlachthof.

Manche Leser haben unfreundlich gefunden, was ich im letzten Heft über das Verhalten der Menschen gegen die Tiere und die ihm zuschauenden Ethiker mit dem Verbrecherschädel gesagt habe. Als Antwort lasse ich einige Darstellungen folgen, die durch Tierärzte, Schlachthofdirektoren und andere sachkundige Augenzeugen im Jahre 1913 vom Schlachten in Hamburg gegeben wurden:

„Das zu tötende Schwein wird in der Weise aus der Bucht gezerrt, daß ihm ein spitzer Haken hinter das Ohr in die Muskulatur eingeschlagen wird. Ist es auf diese Weise aus der Bucht herausgeholt, so faßt es ein zweiter Geselle am Schwanze — selten faßt noch ein dritter Geselle unter den Bauch — und nun wird das Tier an Haken und Schwanz auf einen Schragen gehoben. Liegt es oben, so löst der erste Geselle den Haken aus der Stelle hinter dem Ohr und schlägt ihn in den Unterkiefer (Kehlgang) ein. Er zerrt dann an diesem Haken den Kopf in die Höhe, was mehrfach so heftig geschah, daß das Vorderteil des Tieres mit in die Höhe gehoben wurde. Nun erhält das Tier mit einer eisenbeschlagenen Keule einen, höchstens zwei Schläge auf den Kopf. In vielen Fällen wurde dadurch eine einwandfreie Betäubung nicht erzielt, denn das fürchterliche Geschrei der bemitleidenswerten Tiere setzt sich oft, während des nun erfolgenden Abstechens allmählich schwächer werdend, fort. Ein einwandfrei betäubtes Tier gibt bekanntlich keinen Laut mehr von sich." (Deutsche Schlacht- und Viehhofzeitung Nr. 4.)

„Die Schweine werden aus den Waggons gebracht, indem man auf sie mit Knütteln und Stöcken unter fürchterlichem Gebrüll der Treiber rücksichtslos einhaut. Auch Fußtritte unterstützen die Treiber bei ihrer Tätigkeit. Hierbei kann natürlich jeder Körperteil der Tiere getroffen werden. Nur zu oft sieht man rote, dicke Striemen auf der Haut, sowie Schweine, die aus Maul und Nase stark bluten; letztere Erscheinung ist infolge von Schlägen, die nach der Nase geführt sind und die Nasenscheidewand zertrümmert haben. — Schläge dieser Wucht treffen öfter auch das Auge. Zu diesen Roheiten gehört ebenfalls das Kneifen mit den Fingern in die Augen, um die Tiere von der Stelle zu bringen. Nachdem die Tiere mehr oder weniger diese Marterung überstanden, muß noch ein jedes das geschilderte Einhauen der Haken in das Fleisch über sich ergehen lassen, um dann in sehr fragwürdigem Betäubungszustand abgestochen zu werden. Von den beschriebenen Zuständen beim Ausladen und Treiben der Schweine auf dem Viehhof Sternschanze kann man sich am besten überzeugen Dienstags und Freitags früh von 6 bis 8 Uhr.

„Ein ebensowenig erbauliches Bild in bezug auf Humanität bietet sich auf gleicher Station Montags abends 8 bis 10 Uhr beim Ausladen von Kälbern. Die hierbei geübte Methode, die Tiere aus dem Wagen und weiter zu treiben, hat zu dem Spezialausdruck „Kälberpusten" geführt. Das Ausladen der Kälber geht nämlich derart vonstatten, daß der Treiber den mit beiden Händen gefaßten Knüppel mehr oder weniger langsamen Tieren in die Weichteile (Bauch, Flanke) stößt. Der Puff ist so stark, daß die Kälber gleich mehrere Meter weit in der gewünschten Richtung fliegen, um dann zumeist von der anderen Seite in gleicher Weise fortgestoßen zu werden. Ihren Stößen verleihen die Treiber hierbei durch einen pustenden Ton besonderen Nachdruck." (Deutsche Schlacht- und Viehhofzeitung Nr. 36.)

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge nur auszugsweise und mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, G. m. b. H., München, ausgeführt.
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

15 FEB 14.

Süddeutsche Monatshefte

Erich Schultz / Spruchweisheit der Samoaner

Grazia Deledda / Der Schatten der Vergangenheit. Roman

Karl Voll / Der Kenner und der Fälscher

Erich Marcks / 1814. 1864. 1914

Spectator Novus / Das Projekt der Salzburger katholischen Universität in seiner neuesten Phase

Die Geschichte eines Deserteurs

Gedanken aus Paulsens Nachlaß

Georg Friedrich Daumer / Briefe an seine Nichte

Richard Huldschiner / Reisebrief aus Japan

Alfred Demiani / Das religiöse Problem in Spanien

Josef Hofmiller / Lebensläufe in Spanien

Rundschau.

München, März 1914.

Vierteljährlich 4 M Einzeln 1.50 M

Aktienbrauerei zum Löwenbräu in München.

Größte Brauerei des Deutschen Reiches in einem einzigen Betriebe.

Höchste Auszeichnungen auf allen beschickten Ausstellungen.

Dunkle und helle Lagerbiere, Märzenbier, Bockbier St. Bennobier.

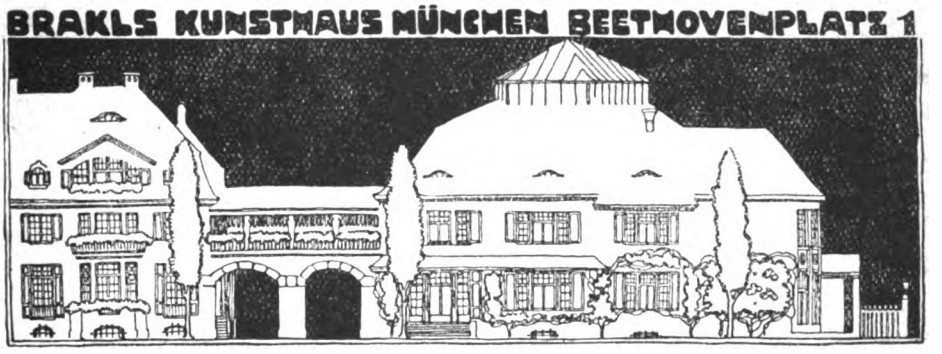
Versand nach allen Ländern der Erde.

SAALECKER WERKSTÄTTEN

Künstlerische Leitung:
PROF. SCHULTZE-NAUMBURG

Entwurf und Ausführung von Schlössern, Herrenhäusern, Stadt- und Landhäusern, von Garten- und Parkanlagen. Lieferung von ganzen Wohnungseinrichtungen und einzelnen Möbeln. Ständige Ausstellung Berlin W, Viktoriastr. 23 (bei der Potsdamer Brücke)

Digitized by Google



Februar/März 1914

dreißig Gemälde von

Franz Reinhardt

März/April 1914

die neuesten dekorativen Werke und Porträts von

Leopold Durm

April/Mai 1914

große Kollektion neuer Arbeiten von

Lothar Bechstein

(Algerien)

Interessenten erhalten über Verlangen von Brakls Kunsthaus, München, Beethovenplatz, Verzeichnisse dieser drei Kollektivausstellungen

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

11. Jahrgang März 1914 Heft 6

Inhaltsverzeichnis:

Seite

Erich Schultz / Spruchweisheit der Samoaner 681

Grazia Deledda / Der Schatten der Vergangenheit. Roman 692

Karl Voll / Der Kenner und der Fälscher 730

Erich Marcks / 1814. 1864. 1914 . . . 734

Spectator Novus / Das Projekt der Salzburger katholischen Universität in seiner neuesten Phase 745

Die Geschichte eines Deserteurs . 756

Gedanken aus Paulsens Nachlaß 764

Georg Friedrich Daumer / Briefe an seine Nichte 769

Richard Huldschiner / Reisebrief aus Japan 774

Seite

Alfred Demiani / Das religiöse Problem in Spanien 779

Josef Hofmiller / Lebensläufe in Spanien 791

Rundschau:

Rumänien u. die Balkanwirren / Von Dr. Walter Goetz, o. Professor der Geschichte an der Universität Straßburg i. E. 801

Fortschritte des Kinderschutzes und der Jugendfürsorge / Von Prof. Dr. E. v. Düring 805

Hofmannsthal im Kino 806

Eine Quellensammlung zur Deutschen Geschichte / Von Dr. Karl Alexander von Müller 807

Ein Fahrplan für Bibliophilen . 808

Josef Hofmiller / Bücher des Monats x

Copyright 1914 by Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. München.

Bei allen Installateuren und Elektrizitätswerken erhältlich:

WOLFRAM-LAMPEN A.-G. AUGSBURG

Digitized by Google

Spruchweisheit der Samoaner.

Von Dr. Erich Schultz, Kaiserlichem Gouverneur von Samoa.

Die durchschnittliche Auffassung, die in weitern Kreisen daheim über die Eingeborenen unserer jüngsten Kolonie herrscht, läßt sich ungefähr mit der kurzen Bemerkung ausdrücken: ein schöngewachsener, heiterer und liebenswürdiger Menschenschlag, aber — faul. Unter den Nachwirkungen der sentimentalen Rousseauschen Naturanschauung und der dadurch beeinflußten höhern und niedern Belletristik verbindet sich dies Urteil oft noch mit vagen Vorstellungen von einem träumerischen Phäakendasein und einem irdischen Paradiese, dessen Früchte keiner menschlichen Mühe zu ihrer Entstehung und Aberntung bedürfen. Da ist es wohl nicht überflüssig zu betonen, daß auch in Samoa die Kopra, das Hauptprodukt der Inseln, nicht vom Himmel fällt und daß etwa zwei Drittel der in Samoa erzeugten Werte den Kulturen der Eingeborenen entstammen. Der Umsatz dieser Werte ist es denn auch hauptsächlich, der es der Verwaltung schon 1909 ermöglicht hat, die Kolonie vom Reiche finanziell unabhängig zu machen.

Sicherlich sind, nach europäischem Maßstab gemessen, die Leistungen der Samoaner steigerungsfähig, ihre Wirtschaftsmethoden verbesserungsfähig. Wer wollte überhaupt die Überlegenheit des Europäers in Zweifel ziehen? Aber den Vorwurf der Trägheit kann man dem Volke nicht machen, und da diese Leute in der Öffentlichkeit nicht zu Worte kommen, ist es ein *nobile officium*, ihnen hier gerecht zu werden. Zur Verwendung auf europäischen Pflanzungen sind sie allerdings — von vereinzelten persönlichen Ausnahmen und bestimmten zeitlich beschränkten Arbeiten abgesehen — nicht geeignet und auch nicht geneigt; eine ungerechte Verallgemeinerung dieser Tatsache hat sie anscheinend in jenen schlechten Ruf gebracht. Deshalb sind die Pflanzer, die mit unsichern Kantonisten in ihren streng geregelten Betrieben natürlich nichts anfangen können, von vornherein genötigt gewesen, andere farbige Arbeiter einzuführen.

Die typische Abneigung des Samoaners, sich in ein festes langfristiges Vertragsverhältnis zu einem Fremden zu begeben, wird ohne weiteres verständlich, wenn man berücksichtigt, daß in Samoa noch die kommunistische Familienverfassung besteht, eine soziale Stufe, die die Kulturvölker der mittelländischen Rasse längst hinter sich haben. Daher gehört und gilt die Arbeitskraft des Samoaners nicht ihm selbst, — so daß er frei zugunsten Dritter darüber verfügen könnte, — sondern seiner Familie, die ihren Grund und Boden genossenschaftlich bewirtschaftet. Sein ganzes Seelenleben steht unter der Herrschaft des Familienprinzips. Wir dürfen annehmen, daß auch sein Bewußtsein kein

Digitized by Google

individuelles, sondern ein kollektives ist, und die Anfänge des persönlichen Egoismus werden immer noch weit überwogen durch das Familiengefühl.

Die Arbeiterfrage hat früher, insoweit die zwangsweise Heranziehung der Eingeborenen von der Regierung abgelehnt wurde, einen Gegensatz zwischen ihr und einem Teil der Pflanzerschaft zur Folge gehabt. Davon ist heute keine Rede mehr. Auch auf der gegnerischen Seite ist erkannt worden, daß die vom Gouvernement geleitete Ausdehnung der samoanischen Kokospflanzungen es den Samoanern, selbst wenn sie wollten, unmöglich macht, die Arbeiterzahl zur Verfügung zu stellen, die dem gleichfalls gestiegenen Bedarf der Pflanzer entspricht.

Schutz und Pflege der Eingeborenen ist somit in Samoa offensichtlich aus dringenden materiellen Gründen geboten und seit jeher einer der ersten Grundsätze der Verwaltung gewesen. Es wäre also eine recht oberflächliche Kritik, wenn man in der Sorge, die die Regierung den Eingeborenen widmet, lediglich philanthropische oder ethnologische Experimente sehen wollte. Das Problem liegt viel tiefer; es handelt sich darum, die Aufnahme der Kultur durch die Samoaner so zu gestalten, daß sie ohne physische, moralische und wirtschaftliche Schädigungen erfolgt. Geht man auf die Voraussetzungen dieser Aufgabe näher ein, so drängt sich *a priori* die Überzeugung auf, daß der Zivilisierungsprozeß möglichst in die Länge gezogen werden müsse. Lebendige Zeugen für die Berechtigung dieses Wunsches sind die degenerierten Samoaner, die in der Hauptstadt Apia herumlungern und sich an die Reisenden hängen.

Zwischen dem Steinzeitalter, in dem die Samoaner noch lebten, als — vor rund hundert Jahren — die Europäer kamen, und der modernen Kulturperiode liegen in der alten Welt Jahrtausende. Den Südsee-Insulanern hat die Vorsehung diese Gunst des stufenweisen Fortschritts versagt. Hier ist wie beim Erscheinen der Tropensonne ein jäher dämmerungsloser Übergang vom tiefen Dunkel zum hellen Licht. Die Umwälzungen politischer, sozialer, ethischer und wirtschaftlicher Art, die diesen Naturvölkern zugemutet werden, sind ganz ungeheuere. Nur eine nebensächliche Rolle spielen dabei die Bestrebungen, die äußere Eigenart der Eingeborenen zu bewahren. Aber sie entspringen aus den gleichen Motiven und sind deshalb anzuerkennen. Freilich darf man sich nicht verhehlen, daß manches, dessen Rettung man schon aus ästhetischen Gründen wünschen müßte, eines nach dem andern über Bord gehen wird. Bei dem Kampf zur Erhaltung des Alten hat man es vornehmlich mit den Eingeborenen selber zu tun, in denen der Anblick der reichbesetzten Kulturtafel, der Vergleich mit ihren eigenen armseligen Mitteln die schlummernden Triebe der Habsucht erweckt und edlere Instinkte erstickt; daher das Geschrei *hierro, hierro,* mit dem die Spanier bei ihrem wiederholten Besuch von den Chamorro empfangen wurden, und die sonstigen Vorkommnisse, denen der Name Labronen seinen Ursprung verdankt.

Digitized by Google

Wie diese Entwicklung verlaufen, wie es z. B. nach 50 Jahren in Samoa aussehen, ob die Eingeborenenpolitik der Regierung ein erfreuliches Endergebnis haben wird, wissen wir nicht. Aber es hieße den realen Boden der Tatsachen verlassen, wollte man den zukünftigen Untergang der samoanischen Rasse als unvermeidlich ansehen und der Eingeborenenpolitik eine Tendenz geben, bei der die Lebensinteressen der Samoaner nicht zu ihrem Rechte kommen und Bestehendes gefährdet wird, ohne daß ein kolonialpolitisch befriedigender Ersatz gewährleistet ist. Zu einer solchen pessimistischen Handlungsweise liegt überdies bis jetzt keinerlei Anlaß vor. Die Statistik erweist, daß die samoanische Bevölkerung, wenn auch langsam, zunimmt. Wer pedantisch die Unvollkommenheiten der Ermittelungen unter die Lupe nimmt, kann jedenfalls nicht bestreiten, daß kein Rückgang nachweisbar ist. Aber wenn dies auch anders wäre, wenn den Samoanern das Schicksal des Völkertodes bevorstände, so würden doch die humanitären Rücksichten, die ein hochentwickeltes Kulturvolk nie aus den Augen verlieren darf, in die gleiche Richtung weisen wie die wirtschaftlichen, um so mehr als es sich um ein Volk handelt, in dessen Überlieferungen und Sitten berufene und unbefangene Beobachter eine hohe geistige Begabung erkannt haben. Die umfangreiche Samoa-Literatur, in der Monographie Krämers (Stuttgart, 1902/3) übersichtlich zusammengestellt, ist ein Beweis für die Anziehungskraft, die gerade dieser im ganzen noch unverdorbene Zweig der polynesischen Rasse auf Entdecker, Forscher und flüchtige Besucher ausgeübt hat.

Auf einem Arbeitsfelde, das so gründlich bebaut worden ist, können nur wenige Lücken geblieben sein. Nicht ein systematisches Studium, sondern die Beschäftigung mit samoanischen Verwaltungsangelegenheiten eröffnete mir vor einigen Jahren einen Einblick in ein bis dahin verhältnismäßig unbekannt gebliebenes Gebiet, den Schatz an Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten, den die Samoaner im Laufe der Zeit geschaffen haben. Sie sind gesammelt und gedruckt; doch ist das Buch zur Lektüre für Leser, die sprachlichen und ethnologischen Fragen ferne stehen, nicht brauchbar. Ich entspreche daher einem an mich herangetretenen Wunsche, eine Anzahl dieser „Sprachornamente“ in einer gemeinverständlichen Form zu veröffentlichen, zumal da die Hoffnung daran geknüpft werden kann, daß das Verständnis und das Interesse des gebildeten Publikums für unsere Schutzbefohlenen davon einigen Nutzen haben wird.

In der samoanischen Tiersage werden Fledermaus und Ratte Brüder genannt. Das soll heißen, daß zwischen ihnen eine gewisse Ähnlichkeit vorhanden ist, abgesehen natürlich davon, daß eins Flügel hat, das andre nicht. Erst lebten beide Tiere in Freundschaft miteinander. Dann aber wurde die Ratte neidisch, weil die Fledermaus fliegen konnte. Unter dem Vorwande, sie wolle auch einmal das Fliegen probieren, entlieh sie sich von der Fledermaus

Digitized by Google

die Flügel und gab sie ihr nicht wieder. Seitdem fliegt die Ratte mit den durch schnöden Betrug erlangten Flügeln als Fledermaus in der Luft, während die Fledermaus als Ratte auf der Erde herumkriechen muß.

Der didaktische Inhalt dieser Fabel erscheint in dem Sprichwort:

1. Die Fledermaus ist ihre Flügel los.

Trau, schau, wem. Undank ist der Welt Lohn.

2. Worte machen kein Loch in den Leib.

Das heißt: Schmähungen gehen nicht ans Leben, man soll sie sich nicht zu Herzen nehmen.

Daneben findet sich allerdings auch die Erfahrung ausgesprochen, daß sie schwer vergessen werden:

3. Steine verwittern, aber Worte nicht.

Der Samoaner weiß, daß solche Erscheinungen im Verkehr der Menschen untereinander unausbleiblich sind; denn:

4. Der Mensch trägt das Übel im Munde,

das heißt: die Zunge.

5. Wenn man sich die Hand verbrannt hat, ruft man nach der Feuerzange.

Der polynesische Kochherd besteht aus einer Grube, in der zunächst Steine heiß gemacht werden, mittels deren sodann das Essen zubereitet wird. Wer bei der Arbeit des Kochens einen dieser Steine mit der bloßen Hand anfaßt und sich nun erst nach der Feuerzange umsieht, gleicht einem Menschen, der fürwitzig allein an ein Unternehmen geht, dabei verunglückt und zu spät sich um Beistand bemüht.

Den Brunnen zudecken, wenn das Kind hineingefallen ist. Ähnliche Wendungen finden sich in vielen Kultursprachen.

6. Brich die Brotfrüchte, die an den fernsten Zweigen hängen, zuerst ab.

Die Früchte des Brotfruchtbaums werden mit einem an unsern Obstpflücker erinnernden Gerät abgeerntet. Je entfernter die Früchte hängen, um so schwerer ist die Stange zu handhaben.

Verrichte von mehreren Aufgaben, die deiner harren, die schwierigste zuerst.

Eine Moral, die den Samoanern angesichts der herkömmlichen Ansicht von der Indolenz des tropischen Naturmenschen alle Ehre macht.

Eine andere Regel der Lebensweisheit, des guten Tons wird aus der folgenden Sage abgeleitet.

Ein samoanischer Häuptling war nach Tonga gegangen und in die Dienste des Priesterkönigs von Tonga getreten. Eines Tages stritt er mit seinem Herrn über die Mondphase. Der Samoaner behauptete, der Mond sei des Morgens am Himmel sichtbar, der König verneinte es. Es wurde eine Wette daraus, und

Digitized by Google

der Samoaner setzte sein Leben für seine Behauptung. In der Nacht erschien ihm sein Schutzdämon und sprach: „Der König war klüger als du. Der Mond ist jetzt des Morgens nicht am Himmel. Du hast also dein Leben verwirkt. Aber ich will dir helfen und morgen früh selber, in den Mond verwandelt, am Himmel erscheinen.“ So geschah es denn auch. Der König erkannte zwar mittels seiner überirdischen Macht den Betrug, aber er schenkte dem Samoaner das Leben. Immerhin:

7. Mit Fürsten soll man nicht über den Mond streiten.

Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen.

Der reiche Sagenschatz der Samoaner hat überhaupt viel zur Entstehung sprichwörtlicher Redensarten beigetragen. Die nachstehenden beiden entstammen einer anmutigen alten Liebesgeschichte.

Aafia hieß ein Häuptling in Falealupo, einem Dorf an der Westspitze der Insel Savaii. Seine Gattin Sina ward seiner überdrüssig und begann dem Werben Fatutoas, eines jungen Häuptlings, der von der Nachbarinsel Upolu gekommen war, Gehör zu schenken. Es kam dahin, daß beide beschlossen, gemeinsam zu entfliehen. Als nun Sina das Haus verließ und sich an den Strand begab, um den Geliebten zu treffen, folgte ihr Aafia und schlug voller Grimm mit seinem Stabe auf die Uferfelsen, daß sie barsten. Sina erschrak und wagte nicht, ihr Vorhaben auszuführen. Bald aber entlief sie von neuem. Wiederum folgte ihr der Gatte, und diesmal zeigte er nicht seine dämonische Gewalt, sondern suchte ihr Herz zu rühren, indem er ihr bittend nachrief:

8. Vergiß Aafia in seinem Walde nicht.

Dies Wort ist, ohne jede Nebenbedeutung, zum Abschiedsgruß zwischen Freunden, Verwandten und Liebenden geworden: Gedenke mein, auf Wiedersehen!

Da kam Sina endlich zur Besinnung. Die alte Liebe erwachte wieder und die Gatten versöhnten sich. Fatutoa aber wanderte verlassen am Meere dahin. Vom Kap Puava her wehte ihm der Westwind nach wie ein Sendbote der noch nicht erloschenen Liebe Sinas. Doch das Spiel war verloren. Die Rache des beleidigten Häuptlings verwandelte ihn in einen Stein.

9. Der Westwind von Puava weht Fatutoa in den Rücken.

Soviel wie: Es ist zu spät, die Hoffnung hat sich nicht erfüllt, die Gelegenheit ist ungenutzt verstrichen.

Es versteht sich von selbst, daß der Spalt in den Uferfelsen und der Fatutoa-Stein noch heutigen Tages gezeigt werden.

Die Höflichkeit des Samoaners ist beinahe selbst schon sprichwörtlich geworden; dennoch kann er, wo es darauf ankommt, recht deutlich werden.

Zu einem Prahler, der noch nichts geleistet hat, sagt man:

10. Vor allen Dingen bau erst mal ein Haus.

Hic Rhodus, hic salta.

Digitized by Google

Die Errichtung eines samoanischen Hauses, das mit seiner sinnreichen, zweckmäßigen und geschmackvollen Konstruktion die Aufmerksamkeit jedes europäischen Besuchers erregt, ist noch heutigen Tages, wo eiserne Werkzeuge längst Eingang gefunden haben, keine Kleinigkeit. Um so mehr wird man die Kraft und Geschicklichkeit des samoanischen Zimmermanns zu würdigen wissen, der mit Steinwerkzeugen die Bäume zu fällen und die Pfosten, Sparren, Pfetten usw. zu bearbeiten hatte.

Handelt es sich darum, einen bloßen Schwätzer darauf aufmerksam zu machen, daß er lästig wird, so sagt man:

11. Das Schiff versinkt von der Last deiner Reden,

und wenn man einen vorlauten Menschen, der über Sachen, von denen er nichts versteht, klug redet, zum Schweigen bringen will:

12. Das sind die Ansichten einer Landratte.

Bei einem mit Fischfang und Schiffahrt wohl vertrauten Inselvolke, dessen Urahnen über den Ozean her eingewandert sind, ist die Landratte ein selbstverständliches Bild der Unfähigkeit und ein Gegenstand des Spottes.

Benimmt sich aber jemand über alle Maßen töricht, so schwinden alle Rücksichten, und man verwendet eine sehr unhöfliche Hyperbel, die ihren Ursprung der folgenden Sage verdankt:

In alter Zeit, als noch Kannibalismus in Samoa vorkam, lebte der Häuptling Tupuivao, der nach der Überlieferung sich häufig Menschenfleisch leistete oder, wie der Samoaner dies euphemistisch ausdrückt, sehr grausam war. Auf einer Reise kehrte Tupuivao in einem Dorfe ein und sah dort in einem Hause eine Anzahl alter Männer, die damit beschäftigt waren, Kokosnußbast zu klopfen, um die Fasern zum Flechten herzurichten, beiläufig bemerkt, eine Arbeit, die meist von alten Leuten besorgt wird, etwa wie bei uns die Schäfer stricken. Tupuivao wollte sich einen Spaß machen. Er trat ein und fragte, unter Annahme der auch in Samoa bekannten Tatsache, daß Alter vor Torheit nicht schützt, die Anwesenden einzeln in barschem Ton, ob sie dumme oder kluge Grauköpfe seien. Unterwürfig antworteten die ersten: Wir sind dumme Grauköpfe. Bei den folgenden aber stieg die Angst vor dem berüchtigten Manne so, daß sie vor Zittern nichts erwidern konnten, sondern an den vor ihnen liegenden Kokosfasern zu kauen begannen.

Daher in obigem Sinne das Wort:

13. Wie einer jener Narren, die Kokosfasern fraßen.

Tupuivao ist ein Sproß des ältesten Königsgeschlechtes Samoas, für die Samoaner somit eine historische Person, und sein Namen in den mit großer Treue mündlich bewahrten Stammbäumen ohnehin der Vergessenheit entzogen. Was aber aus seinem Leben sonst noch berichtet wird, läßt ihn als eine Gestalt von düsterer heroischer Größe und ungebändigten Leidenschaften erscheinen.

Digitized by Google

Es ist demnach zu verstehen, daß die Überlieferung sich mit diesem Charakter besonders beschäftigt hat; so sind denn auch manche Episoden seines Lebens in sprichwörtlichen Redensarten verewigt.

Ein Höriger, der zum Fraß für ihn bestimmt war, entlief in den Busch und kehrte nicht wieder. Daher heißt es:

14. Der Sklave Tupuivaos ist in der Wildnis verschollen,

wenn jemand sich in schwerem, unversöhnlichem Groll von seiner Familie trennt und alle verwandtschaftlichen Bande für gelöst erklärt.

Zum Verständnis der zugrunde liegenden Verhältnisse ist noch folgendes zu bemerken. Das patriarchalische Recht des Häuptlings erstreckte sich auf Leib und Leben seiner Angehörigen, Wenn also Tupuivao beschloß, jenen Unglücklichen zu verzehren, so war er vollkommen in seinem Recht. Ein Sklave, der sich diesem Beschluß entzieht, ist demnach, so verständlich seine Handlungsweise auch nach unserer heutigen Anschauung erscheint, ein Aufrührer; er wird geächtet und mag solange in der Wildnis herumirren, bis ihn das Ende ereilt. Er wird auf das Bewußtsein, daß er nichts mehr zu verlieren hat, mit einem Gemütszustande reagieren, der der pathologischen Erscheinung des Amoklaufens ähnelt. Hierin liegt das *tertium comparationis*. Wer sich von seiner Sippe trennt und als Individuum der Genossenschaft feindlich gegenübertritt, der gleicht jenem Sklaven Tupuivaos.

In demselben Sinne gebrauchen übrigens die Maori von Neuseeland die Redewendung:

15. Der Weg nach Hawaiki ist abgeschnitten.

Hawaiki ist bei mehreren polynesischen Stämmen der Name der sagenhaften Urheimat im Westen, in die die Seelen der Abgeschiedenen zurückkehren.

Das Verhalten Tupuivaos gegen seinen jüngern Bruder Toilolo, den er auf bloßen Verdacht hin aus Eifersucht nach der Insel Tutuila verbannte, hat Anlaß zu einem Sprichwort gegeben, das wörtlich und inhaltlich unserm

16. Heute mir, morgen dir

entspricht. Diese Prophezeiung soll Toilolo, als er das Schiff bestieg, das ihn in die Verbannung führte, seinem hartherzigen Bruder zugerufen haben, und sie ging in Erfüllung. Tupuivao wurde enterbt und verlor dadurch die Anwartschaft auf die Königswürde; er griff zu den Waffen, wurde aber besiegt und gleichfalls verbannt.

Um Mißdeutungen zu vermeiden, sei erwähnt, daß die Regierung heutzutage den Häuptlingen keinerlei Ausschreitung mehr gestattet. Es muß aber auch hervorgehoben werden, daß trotz Fortbestehens der alten Organisation die Sitten sich mehr und mehr milderten, daß die Samoaner insbesondere den Kannibalismus abgeschafft hatten, ehe noch die Missionare kamen, und daß schon in damaliger Zeit, wo die Macht der Häuptlinge größer war als jetzt, das *suaviter in modo*

Digitized by Google

wenigstens als ethische Forderung anerkannt wurde. Dafür zeugt das Sprichwort:

17. Nicht Furcht, sondern Liebe bricht den Ungehorsam.

18. Das Ansehen eines Häuptlings erkennt man an der Menge seiner Gefolgsleute.

Je mehr Leute ein Häuptling hinter sich hat, die ihm gehorchen, desto größer der Respekt, den er genießt, und um so sicherer die Stellung der von ihm geführten Sippe im Volke. Die Zahl ist also sowohl ein ostensibles Zeichen wie die reale Grundlage des politischen Einflusses.

Freilich kommt es für das Gedeihen des Ganzen auch auf die Persönlichkeit des Häuptlings an. Die Sippe kann mit einem samoanischen Hause verglichen werden, dessen Dach auf einem Mittelpfeiler und einer Anzahl kreisförmig angeordneter Randpfosten ruht. Der Mittelpfeiler ist der Häuptling, die Randpfosten sind die Sippengenossen. So ergibt sich das Bild:

19. Ist der Mittelpfeiler gebrochen (d. h. der Häuptling gestorben), so haben die Randpfosten keinen Halt mehr.

Aber die Organisation sorgt dafür, daß durch den Tod des *pater familias* das Leben der Sippe nicht gefährdet wird. Ein Nachfolger tritt an seine Stelle und übernimmt sofort mit dem Familiennamen alle Rechte und Pflichten des Verstorbenen. *Le roi est mort, vive le roi,* oder, samoanisch ausgedrückt:

20. Wird ein Kawastrauch ausgegraben, so pflanzt man zugleich einen Steckling.

Die Wurzel des Kawastrauchs wird zur Herstellung des bekannten polynesischen Nationalgetränks verwendet und durch Stecklinge fortgepflanzt.

Wie schon bemerkt, spielt das Meer in der Geschichte und im Dasein des Samoaners überhaupt eine hervorragende Rolle. Es umgibt sein Vaterland von allen Seiten, es ist die Hauptverkehrsstraße von Dorf zu Dorf, von Insel zu Insel und es liefert seinem Leibe Nahrung, seinem Geiste Vorstellungsstoff. Sehr groß ist daher die Zahl der damit zusammenhängenden sprichwörtlichen Redensarten, von denen einige hier Platz finden mögen.

21. Das Meer ist stürmisch.

Das heißt: Die Zeiten sind kritisch, die Gemüter der Menschen erregt. Andrerseits:

22. Das Meer ist ruhig oder die Wogen haben sich gelegt.

Das heißt: Die Schwierigkeiten sind vorüber, es herrscht wieder Frieden.

23. Wie ein Schiff, das vor dem Winde segelt.

Bildlich zur Veranschaulichung der Begriffe Schnelligkeit und Gehorsam.

24. Ich sitze in einem ranken Schiff.

Bezeichnet einen hohen Grad von Furcht.

Digitized by Google

25. Wie ein Schiff, das sich vom Anker losgerissen hat.

Angewendet auf jemand, der fern von seiner Familie, seiner Heimat in Not gerät.

26. Er steuert keinen geraden Kurs.

Von einer Rede, die nicht erkennen läßt, worauf der Redner hinauswill, oder überhaupt von einem wankelmütigen oder hinterhältigen Menschen.

27. Schwere See bei Puava, aber ruhiges Wasser bei Fagalele.

Puava ist das bereits genannte Kap an der felsigen Nordwestküste von Savaii (vgl. Nr. 9). Die vereinte Wirkung von Wind und Strömung erzeugt dort meist eine schwere See mit Brechern. Wenn ein Schiff bei Puava in Not gerät, soll die Mannschaft nicht verzagen; denn weiter westlich winkt die geschützte Bucht Fagalele. *Post nubila coelus.*

In derselben Bedeutung, wenn auch mehr zum Trost gegen mindere Widerwärtigkeiten des menschlichen Lebens sagt man:

28. Wer nur einen Trunk Wasser zum Abend erhielt, darf am Morgen eine gute Mahlzeit erhoffen.

Reisende sollen sich so einrichten, daß sie noch bei Tage einkehren. Kommen sie erst nach Sonnenuntergang, so hindert die Dunkelheit den Wirt, Essen für die unerwarteten, späten Besucher zu bereiten, und diese müssen mit einem Trunk Wasser vorlieb nehmen. Aber am nächsten Morgen kann sich die Gastfreundschaft entfalten und die Hungrigen werden gespeist.

29. Sorglos schwimmen die Thunfische einher, aber die Möven lauern über ihnen.

Ein Schwarm von Thunfischen ist auf See schon von weitem durch die über ihnen schwebenden, zum Herabstoßen bereiten Seevögel erkennbar.

Der Unachtsame wird vom Unglück überrascht.

30. Der Roche ist entflohen, aber sein Stachel ist zurückgeblieben.

Der Roche trägt an seinem dünnen langen Schwanz einen oder zwei dolchförmige, mit feinen Widerhaken versehene Stacheln, mit denen er den Fischern schlimme Verletzungen beizubringen vermag. Der Stachel bricht, in den Körper gedrungen, ab und bleibt in der Wunde stecken.

So wirkt das Unheil, das ein böser Mensch angerichtet hat, noch lange nach, auch wenn er selbst den Schauplatz seiner Taten schon verlassen hat.

31. Er benimmt sich wie ein Reiher beim Fischen,

sagt man tadelnd von jemand, der, was er erwirbt, für sich behält, anstatt Verwandten und Freunden davon abzugeben.

Der auch in Samoa vertretene Reiher ist wegen seiner Gefräßigkeit ein passendes Bild der Selbstsucht, die einem Volk mit kommunistischen Sitten besonders verwerflich erscheinen muß. *Le propriété c'est le vol.*

Digitized by Google

32. Das Netz ist jetzt zum Trocknen aufgehängt, soll aber bald wieder zum Fischen benutzt werden.

Laß dich durch das Fehlschlagen eines ersten Versuchs nicht entmutigen; erneute Anstrengungen werden zum Ziele führen.

33. Ein Netz, das keine Ausbesserung mehr verträgt.

Bildlich von einem alten, schwachen oder von Krankheit heimgesuchten Menschen.

34. Wenn der Einsiedlerkrebs beim Klettern fällt, hat das Gehäuse den Schaden davon.

Was die Häuptlinge beschließen, z. B. Krieg, muß das Volk auf sich nehmen. *Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi.*

35. Weich wie ein Tintenfisch.

Der Tintenfisch ist, ungeachtet seines weichen Körpers, ein mit großer Muskelkraft ausgestattetes Tier, das zu respektabler Größe heranwachsen und dann auch dem Menschen gefährlich werden kann.

Angewendet, wo ähnliche Gegensätze zueinander in Beziehung treten, z. B. auf ein kleines, aber durch die Tüchtigkeit seiner Bewohner starkes und angesehenes Dorf, eine ruhige, aber bestimmte und bedeutungsvolle Rede u. dergl.

Antithetische Gleichnisse dieser Art, bei denen das eigentliche *tertium comparationis* verhüllt wird, sind im Samoanischen sehr beliebt. Es gehören dazu u. a. noch die folgenden sechs.

36. Zutraulich wie eine Forelle.

In den Bächen Samoas lebt ein kleiner forellenartiger Fisch, der durchaus nicht scheu erscheint und Badende nahe zu umspielen pflegt, beim Zugreifen aber schnell davonschießt.

Angewendet auf ein Ziel, das nahe vor Augen liegt und dennoch nicht zu erreichen ist, z. B. wenn ein Jüngling das Herz einer Kokette zu gewinnen sucht.

Genau so heißt es:

37. Dicht dabei wie die Wange.

Das Auge ist dicht bei der Wange, kann sie aber dennoch nicht sehen.

38. Süß wie eine mit den Zähnen enthülste Kokosnuß.

Der Samoaner enthülst eine Kokosnuß, indem er einen oben zugespitzten Stock in die Erde steckt, die Nuß mit beiden Händen faßt und mit ihr auf die Spitze des Stockes schlägt, so daß die Basthülle gespalten wird und sich dann leicht mit den Händen abreißen läßt. Wo die Gelegenheit hierzu fehlt, z. B. auf See, muß er die Zähne zu Hilfe nehmen, und das ist bei der Härte der Fasern, selbst für das gesunde starke Gebiß der Naturmenschen, kein Vergnügen. Die Kokosnußmilch schmeckt zwar süß, aber die Zähne tun weh.

Mit einem heitern, einem nassen Aug'. Unser Wort: Keine Rose ohne Dornen bringt mehr das Gefühl elegischer Resignation über die Unmöglichkeit

Digitized by Google

ungemischter Freude zum Ausdruck und hat nicht das angenehm Ironische des samoanischen Spruchs.

39. Groß wie ein Bund Zuckerrohrstroh.

Zuckerrohrstroh (zum Dachdecken gebraucht) nimmt bei geringem Gewicht viel Raum ein.

Angewendet auf irgend etwas, das bedeutend scheint, es aber nicht ist, z. B. ein Dorf mit zahlreichen aber untüchtigen Einwohnern, eine lange, aber inhaltslose langweilige Rede und dergleichen. Vergleiche die Wechselbeziehung zu Nummer 34.

Viel Geschrei, wenig Wolle.

Ebenso

40. Wie die vielen Kokospalmen am Fataoa.

Fataoa heißt ein steiler Berg an der Nordostküste der Insel Upolu. Auf ihm wachsen viele Kokospalmen. Leider bekommt man aber die Nüsse nicht; sie rollen, von den Bäumen fallend, alle den Abhang herunter in die See.

Und schließlich:

41. Wie das Rauschen des Regens bei Nacht.

Geräusche hören sich in der Stille der Nacht lauter an als bei Tage. Fällt in der Nacht ein leichter Regen und urteilt man lediglich nach der Stärke des Rauschens, so sieht man am Morgen, daß viel weniger Wasser gefallen ist als man erwartet hatte. *Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.*

42. Sina Fatunua hat den Bach verwünscht.

Sina Fatunua war eine Häuptlingsfrau von hoher Abkunft in dem Dorfe Fasitootai an der Nordküste Upolus. Eines Tages veranstaltete das Dorf gemeinsam einen Fischzug. Die Beute wurde verteilt, aber Sina erhielt nicht soviel, wie sie beanspruchte. Da sprach sie aus Ärger den Fluch aus, daß der vom Gebirgskamm herabfließende, bei Fasitootai mündende Bach sich umwenden und nach der andern Seite fließen solle. Die Verwünschung trat ein; der Bach änderte seinen Lauf und fließt seitdem nach Süden.

Das Blatt hat sich gewendet, das Glück ist untreu geworden.

43. Noch steht der Baum, aber bald wird er fallen.

Angewendet auf einen Menschen, der dem Tode nahe ist (Alter, Krankheit).

44. Wie der Schein der untergehenden Sonne.

Bild des Lebensabends.

45. Gesegnet ist der Mond; er verschwindet, aber er kehrt wieder.

Die Menschen vergehen und kehren nicht wieder.

Der Auf- und Niedergang der Gestirne, namentlich des Mondes, hat noch andere polynesische Völker zu Betrachtungen über das Rätsel des Daseins veranlaßt.

Digitized by Google

Der Schatten der Vergangenheit.

Roman von Grazia Deledda in Rom.

Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen von E. Müller-Röder.

VIII.

Es tagte kaum, als er Casalmaggiore durchschritt. Der Schein des untergehenden Mondes vereinigte sich mit dem bläulichen Frühlicht, und über der schlafenden Stadt lag ein leichter Nebelschleier. Adonis meinte schon ein tüchtiges Stück Weges auf Mailand zu gemacht zu haben und trotz seines Kummers, aus der Heimat zu gehen, ohne von der Mutter und dem kranken Bruder Abschied zu nehmen, fühlte er sich so frei und leicht wie ein Vogel.

Er hatte keine Eile, denn er war gewiß, daß Pirloccia und die Tante nicht nach ihm suchen lassen würden.

„Er hat mir ja schon gesagt, ich sollte mich fortmachen: ja, nun gehe ich. Und sobald ich da bin, will ich der Mama einen Brief schreiben."

Der Gedanke an diesen Brief rührte ihn. Die arme Mama wird jetzt weinen, aber später wird sie ihrem unglücklichen Sohne recht geben, wenn er erst groß und stark geworden ist und zurückkommt als Schullehrer und viel Geld verdient.

Und er wanderte weiter und weiter. Auf der Straße nach San Giovanni in Croce sah er ein Wägelchen daherkommen, das ein Kornhändler lenkte, der mit Pirloccia befreundet war; er wollte sich verstecken, doch es war zu spät dafür.

Der Mann hatte ihn schon bemerkt und ohne anzuhalten rief er ihm zu: „Wohin willst du?" Dann aber fuhr er weiter, ohne die Antwort abzuwarten, die Adonis ihm nicht zu geben gedachte.

Er setzte seinen Weg fort. Trotz seiner Sorgen und der Müdigkeit, die ihn nach der schlaflosen Nacht mit ihren Leiden überkam, verspürte er Hunger. Diesmal aber hatte er vorgesorgt: außer seiner Barschaft enthielt sein Bündel einige Scheiben Polenta, Butter, Käse, Eier. Er setzte sich auf einen feuchten Kieshaufen und band sein Bündel auf. Gerade über der langen, geraden, nun zu beiden Seiten von hohen Bäumen flankierten Straße ging die Sonne auf. Das junge Laub, die zarten Gräser funkelten von Tau, und die Vögel, zwar noch ein wenig frostig und schüchtern, stimmten ihr Morgenlied an.

Adonis dachte immer wieder an Robinson, und als er seine kalte Polenta verspeiste, meinte er einige Ähnlichkeit mit seinem verehrten Helden zu besitzen. Doch ein Fahrrad kam, flog vorüber; dann folgte ein kleiner Karren,

Digitized by Google

in dem, auf einem Stuhl, ein Fräulein im Hut saß — und er begriff, daß sein Vergleich unsinnig war. Doch er mußte an Robinson denken, das heißt, an etwas Schönes und Phantastisches, das ihn von seinen traurigen Gedanken abzog; denn die Erinnerung an den schrecklichen Auftritt der vergangenen Nacht bereitete ihm Entsetzen.

Als er sich wieder aufmachte, sagte er sich: Diese Nacht will ich im Freien schlafen, unter einem Baum in irgend einem Winkel; dann mache ich mir ein Feuer, Zündhölzer habe ich bei mir, und dann, ja, dann kann ich denken ich wäre er.

Und er wanderte weiter und weiter. Die schöne Straße führte zwischen Feldern hin, die sich mit zartem und mannigfaltigem Grün bedeckten, in eine endlose Ferne. Dort vor ihm, in der weiten Ferne, war der Himmel von tiefem, leuchtendem Blau; dort lag das wunderbar Rätselvolle: die Welt!

Doch bevor er San Giovanni erreichte, verspürte Adonis das Bedürfnis, sich nochmals auszuruhen: er hatte Schlaf, die Gedanken verwirrten sich in seinem Geiste.

Uud im April schläft es sich so süß ...

Es mußte gegen Mittag sein. Um jene Stunde dachte er immer mit Verlangen an einen gedeckten Tisch, an einen schönen Teller voll dampfender Tagliatelle ... Seit er die Schule besuchte, war er nicht alle Tage um Mittag zu Hause; aber er gedachte der schönen Zeiten, als der Onkel noch lebte — und oft träumte er davon, daß sie wiederkehren könnten.

Im Schatten einer Hecke am Rand der Straße legte er sich nieder und schlief ein. Und da kehrte die Täuschung wieder: statt am Rande eines fremden Ackers, lag er auf dem Felde des Onkels, am Saume der Straße nach Casalino ... Und auf einmal breitete sich ein Schatten über das Feld, ein Mann kam. Es war der Onkel. „Auf, Sgambirlotto, wir müssen essen gehen: die Tante wartet." Und er stieß ihn leise mit dem Stocke an. Er sprang auf, erschrocken und glückselig: Wie denn, der Onkel war nicht tot? „Aber nein, du Dummerjan, ich tat nur so! Ich habe eine Reise in die andere Welt gemacht. Du weißt, das kann man ganz gut tun. Erinnerst du dich nicht, was der Lehrer von einem Dichter sagt, der Dante Alighieri hieß? Auf! Vorwärts! Wir müssen gehen!"

Doch während er mit geschlossenen Augen so träumte, spürte Adonis, daß sein Traum sinnlos war: die Toten kehren nicht wieder, das wußte er ganz gut. Nein, er hatte keinen Onkel, kein Heim mehr; sein Heim war die weite Welt. Lieber doch an Robinson denken; oder an eine Alte, die an zwei Stöcken daherkäme und zu Boden blicke, als ob sie etwas suche. „Was sucht Ihr, Alte?" Sie kann den Kopf nicht heben, aber sie hebt die blauen, kindlichen Augen. „Nichts, nichts, Kerlchen. Aber ich habe

Digitized by Google

Hunger." Da reicht er ihr sein Bündel, und die Alte lacht, richtet sich auf und wird zu einer schönen Frau, die da hinter jenen Bäumen eine Villa hat. „Komm mit, Kerlchen," spricht sie; „du bist gut, und ich will dich immer bei mir behalten! Einen guten, braven Knaben suchte ich gerade!"

Durch die tiefe Mittagstille der Felder und der von Sonne und Schatten gelb und schwarzen Landstraße ertönte ein Ruf. Adonis riß die Augen auf; doch statt der Alten, von der er geträumt, sah er ein etwa zehnjähriges, barfüßiges Mädchen mit großen Füßen, dessen braune Beine von dem zerfetzten Saum eines roten, schwarz getupften Kleidchens kaum bedeckt waren.

„Sollen wir hier ausruhen?" rief die Kleine.

„Nein, weiter hin", erwiderte eine müde, atemlose Frauenstimme.

„Nein, hier, Mama! Hier ist Schatten! Und mir ist heiß! Ich habe Hunger! Ich will etwas zu essen haben! Und auch zu trinken!"

„Kannst auch eine Tracht Schläge haben!"

Adonis brach in Lachen aus. Das Mädchen sah sich um und betrachtete ihn aus schwarzen, funkelnden, bösen Augen. Da bemerkte er, daß sie seinem Schwesterchen Eva merkwürdig ähnlich sah: es war dasselbe rosige, von einer Wolke goldener Haare umgebene, wie ein Apfel so runde Gesicht. Und er wurde ernst. Das Mädchen drehte ihm den Rücken; eine sehr hagere schwarzgekleidete Frau mit einem gelben Tuch um den Kopf kam heran und schob einen mit grober Leinwand überspannten Handkarren vor sich her, um den ein Kranz von kleinen Weidenkörben hing. Unter dem Zeltdach des Karrens lagen und standen zwei große Bündel und verschiedene schmutzige Küchengeräte, und zwischen den Rädern hing ein Korb, der beinahe den Boden streifte. Es schien fast unmöglich, daß eine so magere und blasse Frau eine solche Last schieben könne; und als sie den Karren gegen die Hecke schob, um anzuhalten, seufzte sie tief auf.

„Ich habe Hunger", sagte das Mädchen nochmals, und fing an, in dem Karren umherzuwühlen.

Die Frau stieß es beiseite. „Aber so hab' doch Geduld! Laß mich doch erst zu Atem kommen!"

Sie bückte sich, blickte in den Korb, der jetzt wirklich bis auf den Boden hinabhing, und faßte mit der Hand hinein; dann nahm sie ein Bündel von dem Karren und näherte sich der Hecke.

Sie bemerkte Adonis und fragte sogleich: „Ist es noch weit bis Casale?"

„Eh!" erwiderte er und streckte den Arm aus, als wolle er andeuten, „noch sehr weit!"

„*Santo Dio, Santo Dio!*" seufzte die Frau und setzte sich neben den Knaben. Das Mädchen warf sich dicht bei ihr auf die Knie und streckte die Hände nach dem Bündel aus.

Digitized by Google

Sie war ausgehungert, das sah man. Zunächst hatte sie für nichts anderes ein Auge als für das Stück Brot, das ihre Mutter ihr reichte. Auch die Frau fing an zu essen; dann aber nahm sie das Bündel und bot es dem Knaben: „Willst du mithalten?"

Er errötete bis zu Tränen, so rührte ihn diese Güte. „Gott, wie hungrig war auch die Frau, und doch: wie gutherzig schien sie!"

Er setzte sich auf und sagte, auf sein eigenes Bündel deutend: „Ich habe auch etwas bei mir und habe schon gegessen."

Es war, als erwachte das Mädchen aus einem Traum. „Was hast du darin?" fragte sie, auf Adonis Bündelchen zeigend.

In Wahrheit war diese Dreistigkeit nicht sehr nach seinem Geschmack; dennoch band er das Tuch auf und wies seine Vorräte vor, ohne etwas zu sagen.

Mit ihren schwarzen, glänzenden Augen blickte das Mädchen gierig danach und rief sogleich: „Ach, Eier? Ach, Käse? Gibst du mir etwas davon?"

„Ich werde dir eine Ohrfeige geben, du unverschämtes Ding!" sagte die Frau und schob das Kind zurück.

Adonis lachte wieder, und auch die Kleine lachte und wälzte sich auf dem Grase.

Die Korbmacherin aber fing an, mit Adonis zu sprechen wie mit einem Erwachsenen. „Ja", sagte sie, indem sie ihr Bündel wieder zuband, „ich bin aus der Provinz Cremona; mein Mann war aus Casale, er war Steinmetz und ist diesen Winter in Preußen gestorben. Das kleine Ding da war sein Kind von einer andern Frau, und das ist alles, was er mir hinterlassen hat. Wäre sie wenigstens brav; aber nein, sie ist ein kleiner Teufel ..."

„Nein, nein, Mama! Ich will es auch nicht wieder tun!" schrie das Kind, umhalste die Frau und küßte sie leidenschaftlich. Und wie sie so schmeichelte, sah sie so reizend aus, daß die Witwe ihr freundlich zulächelte.

„Aber nun geh, Caterina, und laß mich in Ruhe!"

Und sie erzählte weiter, daß sie nun im Winter Körbe flocht, die sie in der guten Jahreszeit verkaufen ging — und mitunter auch in der schlechten. Sie war mit ihrem Mann in Preußen gewesen und auch in Ungarn. „Ach, Kinder, dort ist es kalt! So kalt, daß man fast den eigenen Karren in Brand setzen möchte!"

Aber nach dem Tode des Mannes war sie krank geworden und vermochte nicht mehr, ihren kleinen Karren zu schieben. In Casale lebten noch Verwandte ihres Mannes, unter andern ein sehr reicher Färber und eine alte Frau namens Barberina Bignami, *La Suppèi* genannt, die einen Sohn in Amerika hatte.

Digitized by Google

„Die kenn ich wohl!“ rief Adonis aus. „Eh, das sind ja meine Freunde! Marco Bignami geht mit mir in die Schule: er hat immer neue Strümpfe an.“

Dieser interessante Umstand überraschte die Witwe. „Sind sie wirklich reich?“ fragte sie.

„Mehr als reich!“ sagte Adonis. „Sie haben ein Zimmer, das ist ganz voll bunter Leinwand. Die erfindet der Färber selbst. Ich habe ein schönes Stück gesehen: grün mit kleinen Punkten wie die.“

Er zeigte auf Caterinas Kleid. Das Kind kniete auf dem Grase und lauschte mit offenem Munde: als sie hörte, der Verwandte habe einen grünen Stoff mit schwarzen Punkten, freute sie sich so, daß sie aufsprang und sich im Kreise drehte. Vielleicht hoffte sie, der Färber würde ihr ein neues Kleidchen schenken: denn das, was sie anhatte, ging hier und da auseinander, und als sie umhersprang, kamen zwei Knie zum Vorschein, so mager und so dunkel, als wären sie von Holz. Adonis sah sie und wurde rot. Er wußte nicht warum: aber das Mädchen gefiel ihm und war ihm zuwider. Sie war so verschieden von den andern Kindern, die er kannte.

Über eine Stunde lang blieben sie so beisammen am Straßenrand, im Schatten der Hecke: er, die Frau und das kleine Mädchen. Er erwähnte auch seine Verhältnisse — doch daß er von Hause fortgelaufen war, sagte er nicht. Und die Frau fragte auch nicht: sie gähnte und hustete, und es war, als hätte sie nicht die Kraft, aufzustehen. Caterina hingegen lachte und tollte in völliger Unkenntnis der Vergangenheit und unbesorgt um die Zukunft. Sie war so lustig! Und diese sorglose Munterkeit eines satten Vögelchens steckte auch Adonis an, und er wurde so vergnügt wie in seinen besten Tagen. Sein kaum erwachtes und noch sehr unentwickeltes Gewissen war noch so klein und schwach! Ein Nichts genügte, es wieder einzuschläfern! Er stand auf, fing an mit Caterina zu spielen, und solange die Frau und das Kind dablieben, dachte er nicht daran, seinen Weg fortzusetzen.

Er trat an den Karren, faßte nach allen Körben und fragte nach dem Preise. Zwei Lire der größte; zwei Soldi der kleinste, ein allerliebstes, gelb, rot und grünes Körbchen. Er hatte große Lust, es zu kaufen! Doch zwei Soldi sind zwei Soldi, und die Zeit war vorüber, in der er den Wert des Geldes nicht kannte. Er hing das Körbchen wieder auf und blickte in den großen Korb unter dem Karren. Da saßen auf einer Lage Gras zwei reizende Küchlein von wenig Tagen, wie zwei Seidenknäuel, ein gelbes und ein schwarzes.

„Gott, o Gott! wie schön!“ sagte er bewundernd und streckte die Hand aus, um sie zu streicheln.

Digitized by Google

Da ward Caterina aber wild und stieß ihn zurück. „Neh, die sind mein!" schrie sie drohend. „Du sollst sie nicht anrühren!"

„Wer rührt sie denn an?"

„Ja, die sind mein! Ich hab sie gestohlen, ich!"

„Ah, bravo!" rief Adonis.

Die Frau stand auf und sagte: „Komm, Caterina, wir müssen gehen!"

Adonis gab ihr Auskunft über den Weg nach Casale, und als sie sich anschickte zu gehen, sagte er ihr nach langer Überlegung: „Marco mögt Ihr sagen, ich ginge zu David del Nin, Via Santa Radegonda 32 in Mailand. Wenn er mir schreibt, werde ich dort sein."

Die Frau verweilte nicht länger. Sie hob die Bäume des kleinen Karrens mit ihren großen Händen, die alle Kraft ihres dürftigen Körpers zu bergen schienen, und brach auf.

Auch Adonis setzte seinen Weg fort.

Er sah schon in der Ferne die Häuser von San Giovanni, als er hinter sich das Rollen eines Wagens hörte.

Er kehrte sich um und sah in dem Wagen Pirloccia.

Die Erscheinung des Teufels würde ihn nicht mehr erschreckt haben: mit einem Satz war er von der Straße und lief in die Felder.

Doch der Mann rief: „Warte, Adonis, und höre: dein Bruder liegt im Sterben und deine Mutter schickt mich und läßt dich bitten, wiederzukommen."

Von den Worten und namentlich dem bittenden Ton Pirloccias betroffen, hielt Adonis sofort inne. Jener schien ganz verändert! Adonis zitterte vor Angst, aber im Grunde fühlte er sich doch geschmeichelt, daß er dem Männchen wichtig genug war, hinter ihm her zu fahren, und sein sehr feiner Instinkt sagte ihm, daß sein Henker einen schwerwiegenden Grund haben müsse, ihn nicht entwischen zu lassen. Zudem dachte er an seine arme, verzweifelnde Mutter. Ja, er hatte unrecht getan, so fortzugehen, ohne ihr Addio zu sagen; er mußte also umkehren, sie trösten und sein Fortgehen verschieben.

Langsam, zögernd, mißtrauisch näherte er sich der Straße; Pirloccia hatte angehalten, und ohne abzusteigen, bat er Adonis, „doch gut zu sein".

„Komm nur, ich fresse dich nicht!" rief er, mit den Händen fuchtelnd. „Ich schwöre dir, daß ich dich nicht anrühren werde. Komm, eile dich und sei gut!"

Adonis kam heran; am Straßenrand blieb er stehen, und tausend Worte traten ihm auf die Lippen; doch er wagte nicht, ein einziges auszusprechen. Mit einemmal entschloß er sich, sprang hinüber und bestieg das Wägelchen. Dieser Beweis von Zutrauen schien das Männchen zu rühren, und er fing

Digitized by Google

an zu plaudern, während er das Pferd antrieb, das in der Richtung auf San Giovanni weitertrabte.

„Nun fahren wir zuerst nach San Giovanni, da wir doch einmal da sind: ich habe da etwas zu tun, und du kannst solange auf das Pferd achtgeben. Deine Mutter ist ganz verzweifelt: Francesco hat ein böses Blutgeschwür. Sie kam zu mir, weil Scipio ihr gesagt hatte, er wäre dir auf dieser Straße begegnet . . . Wann war das?"

Er fragte nichts weiter und er schalt auch nicht; es war als hätte er den schrecklichen Auftritt zwischen ihnen beiden vergessen. Und Adonis hörte ihm zu, mit klopfendem Herzen und beständig mißtrauisch.

Unterdes ging die Fahrt weiter. Eh, es war doch besser so zu zweien als allein! Nach so langer Wanderung war es ein wahres Vergnügen, sich von dem braven Pferd ziehen zu lassen; so von oben gesehen, nahmen sich die von der Sonne beschienenen Felder viel schöner aus und man konnte auch viel weiter sehen. Man sah die freundlichen Häuser von San Giovanni und die Bäume des Parkes Vidoni, von dem Adonis hatte sagen hören, er wäre so schön wie der Park Dargenti. All diese Dinge stimmten ihn viel ruhiger, obwohl er traurig war, wenn er an den kranken Bruder und an die betrübte Mutter dachte. Er hätte sprechen mögen, von der Begegnung mit der Korbmacherin erzählen und Pirloccia fragen, ob er der Frau und dem Kinde begegnet wäre — aber es widerstrebte ihm, das Wort an das schreckliche Männchen zu richten, das jetzt für ihn den Verrat und die Lüge darstellte.

In San Giovanni verweilten sie bis gegen Sonnenuntergang. Er blieb die ganze Zeit über im Wagen, und es wäre ihm nicht lieb gewesen, hätte er aussteigen und Pirloccia in irgend ein Haus begleiten sollen. Ungeheuerliche Vorstellungen zogen ihm durch den Sinn: er fürchtete, der Mann könnte ihn irgendwohin führen, um ihn zu prügeln oder gar einzusperren.

Und mitunter kam er in Versuchung, die Peitsche zu schwingen und allein davonzufahren: Was für eine Freude wäre das gewesen! Doch wenn er überlegte, sagte er sich, Pirloccia habe ihm doch eigentlich Vertrauen erwiesen, indem er ihm den Wagen übergeben und fügte stolz hinzu: Wenn er schlecht ist, brauche ich es nicht auch zu sein!

Als sie die Rückfahrt antraten, sah Adonis so blaß und elend aus, daß Pirloccia ungewöhnlich sanft sagte: „Sei nur ruhig! Deine Mutter meint wohl, Cischin wäre sehr krank; aber das ist gar nicht wahr. Er hat ein Blutgeschwür, und daran stirbt man nicht! Ohp, Ohp! Rondinello, vorwärts, es ist spät!"

Rondinello, das Pferdchen, setzte sich in Trab. Die Sonne war schon untergegangen, der Himmel war im Westen dunkelrot und blaßviolett im

Digitized by Google

Hintergrund der geraden Straße, die sich bis an den Horizont zu erstrecken schien. Die Bäume, die Felder, das Wasser in den Gräben, das ganze Landschaftsbild färbte sich rot, und der Duft des jungen Grases ward immer stärker. Adonis dachte bei sich, daß Pirloccia ihn wiederum getäuscht hatte, als er ihm sagte, Francesco läge im Sterben: das Männchen konnte wirklich nichts anderes als lügen! Dennoch war es ihm nicht leid, daß er heimkehrte: er war so müde, es war ihm, als seien bereits Jahre und Jahre vergangen seit der letzten Nacht. Er gähnte vor Hunger und Müdigkeit und ward immer blasser. Das einzige frohe Gefühl, das er jetzt empfand, war die Hoffnung, die Korbmacherin und das rote Kleidchen mit den schwarzen Punkten einzuholen. Er hätte sicherlich selbst nicht gewußt, warum: aber das Bild des kleinen Mädchens hatte sich ihm fest eingeprägt, und wenn er an sie dachte, so wurde er froh, gleichsam wie im Widerschein ihrer sorglosen Fröhlichkeit.

Doch wie Pirloccia auch das Pferd antrieb — die melancholische Gestalt der Korbmacherin und das rote Kleid zeigten sich nie! es war als wären sie schon hinter dem Horizont verschwunden und im ganzen Leben nicht wieder einzuholen. Addio, Addio, nie wieder! Und an jenem lilafarbenen Horizont im Hintergrund der Straße stieg der große goldene Mond auf, stieg und stieg, über die starre Linie der Baumwipfel hinaus und in die ruhigen Bahnen des unendlichen Himmels auf. Ob er wohl die Frau und das Kind gesehen hatte? Wer weiß? Vielleicht? Es war als wollte auch er sich davonmachen, nach irgendeinem geheimnisvollen Ort entfliehen. Und niemand vermochte ihm zu folgen, niemand ihn einzuholen! So aber würde auch Adonis eines Tages oder eines Abends fliehen und nicht umkehren. Wann? Wie? Das wußte er jetzt noch nicht ... Seine Gedanken verwirrten sich; er gähnte, schloß die Augen und hielt sein kleines Bündel fest im Arm.

Der Schlaf überwältigte ihn fast — aber er fürchtete sich einzuschlafen, hier neben Pirloccia. Nein, nein! Er riß die Augen wieder auf und sah, wie der Mond immer höher stieg und immer blasser und kleiner ward; und dann sah er auch den Abendstern, der groß und glänzend über den Pappeln an der Straße auftauchte. Doch auch der Stern entfloh, in eine unbekannte Ferne ...

Auf einmal, nachdem sie schon Casalmaggiore hinter sich gelassen hatten, sagte Pirloccia, wie für sich: „Die haben aber schnell gemacht, die zwei Kröten!"

Da tat Adonis endlich den Mund auf, schüttelte den Schlaf ab und fragte: „Wer? Die Korbmacher?"

Das Männchen schwang die Peitsche und antwortete nicht. Aber Adonis

Digitized by Google

kam der Gedanke, Pirloccia hätte wohl die Frau und das Kind getroffen und von ihnen erfahren, daß ein Knabe mit einem Bündel auf Mailand zugehe, zum Hause David del Nins, Via Santa Radegonda usw.

Aha, er hat Angst davor, daß ich zu David gehe! schloß er scharfsinnig. Doch trotz all seines Scharfsinnes wurde er in das Haus der Tante zurückgebracht und verfiel von neuem der Gewalt seines „verfluchten Henkers" und seiner schlimmeren Kinder.

Seine arme Mutter weinte und flehte ihn an, nicht mehr unartig zu sein, keine dummen Streiche mehr zu machen, sie nicht mehr zu betrüben.

„Du bist jetzt groß und kein Kind mehr, mein liebes Männchen! Solcher Dummheiten solltest du dich doch eigentlich schämen! Fortlaufen, ja, das ist schnell gesagt, aber nachher, wohin? Zu David? Mein armes Männchen, weißt du denn nicht, daß David ebenso arm ist wie wir? Gott weiß, in was für Verlegenheit du ihn gebracht hättest! Ach, sprechen wir nicht mehr davon, das sind Kinderstreiche."

Adonis schüttelte den Kopf: nein, nein, das war kein Kinderstreich! Immerhin mußte er denken, in bezug auf David hätte die Mutter im Grunde wohl recht. Und er sah vor sich nieder und fügte sich wiederum.

Da versuchte die Mutter, auch ihn zu überzeugen, daß man sich nützlich machen müsse, wenn man auf Kosten anderer lebe. Was war zum Beispiel Schlimmes dabei, wenn er die Kühe auf die Weide führte?

Während sie weiden, kannst du deine Aufgaben lernen! Ist das so schlimm?

Und er führte die Kühe auf die Weide. Wenn er aus der Schule kam, mußte er, statt die Nachbarn zu besuchen oder in den Feldern umherzustreifen, die beiden großen Tiere, vor denen er sich fürchtete, auf den Deich oder auf die grasbewachsenen Böschungen führen. Wenn ein Bekannter ihn sah, so errötete er, weil er sich schon für einen Studenten auf dem Wege zum Schulmeister hielt und fürchtete, seine zukünftigen Schüler möchten ihm eines Tages vorwerfen, er habe ja früher die Kühe gehütet.

Namentlich Sonntags war ihm sein neues Amt peinlich. Immer mußte er an die Knaben denken, die es besser hatten als er, die wenigstens am Sonntag frei waren, und er beneidete sie von ganzem Herzen.

Die zwei großen Kühe liebten ihn ebensowenig: es war als spürten sie seine Abneigung und erwiderten sie. Kaum sahen sie ihn, so schnaubten sie und schlugen aus, und eines Tages fraß die eine sogar ein Buch auf, das er im Grase liegen gelassen hatte! Ja, wirklich, es war als merkten sie, daß er nicht zum Stamm ihrer Freunde gehörte: zu den Bauern oder Kuhhirten.

Kam er gegen Sonnenuntergang von der Weide heim, so molk Pirloccia die Kühe und nötigte ihn, die Milch in die Käserei zu bringen.

Digitized by Google

Diese befand sich am oberen Ende von Casalino, nach Casale zu, und so mußte Adonis mit dem Milcheimer an der Hand durch den ganzen Ort gehen. Er schämte sich dessen — und doch kamen viele andere Knaben in die Käserei und brachten die Milch von ihren Kühen, einige schoben den Eimer auf einem kleinen Schubkarren und erregten damit den Neid der Kameraden und besonders den Adonis'.

Mit der Zeit befreundete er sich mit den Leuten in der Käserei, namentlich mit Pino, dem ältesten Sohne des Casèr, und fand Gefallen daran, zuzusehen, wie der schöne, goldgelbe Parmesankäse bereitet wurde.

Der große, blonde Casèr mit seinem hübschen, behäbigen Gesicht, schaukelte den riesigen, trichterförmigen Milchkessel langsam hin und her, der über einer in dem steinernen Fußboden angebrachten Feuerstelle hing. Pino, der hübsche, frische junge Mann mit den weißen Zähnen, nur mit einem enganliegenden schwarzen Trikot bekleidet, preßte den frischen, gelblichen Käse in die hölzernen Formen, oder er machte Butter, oder er warf Reisig auf das Feuer. Er sang immerzu; er konnte sogar französische Lieder, und das eine lautete so:

„Allons, allons, enfanti de la patri,
Il giorno de la glori è arrivè . . .“

Er trug fast immer einen breitrandigen alten Hut auf seinem lockigen Haar und war so heiter und vergnügt wie ein junger Gott; Adonis fühlte für ihn tiefste Bewunderung.

Der Raum, in dem der Käse bereitet wurde, war groß, verräuchert und abends von dem Herdfeuer erleuchtet; durch eine halboffene Türe sah man in ein Zimmer, wo auf hölzernen Gestellen die großen, goldgelben Käse wie Bücher in Reih und Glied standen. Hier und da sperrten Fallen aus Holz und Eisendraht ihre trügerischen Mäuler auf: ein Zeichen, daß die Mäuse die seltsame Bücherei mit Vorliebe besuchten.

Mitunter bat Pino Adonis, Andromache Grüße zu bestellen; und außer den Grüßen trug er ihm wohl auch eine sonderbare Botschaft auf: „Sag' ihr so: genau um acht Uhr wird der Mond über dem Tor des Parkes Dargenti stehen.“ Oder auch: „Um acht Uhr wird die schöne Französin längs des Grabens spazieren gehen.“

Adonis verstand diese Sprache merkwürdig gut, und statt der schönen Französin sah er eines Abends Pino und Andromache Arm in Arm an dem Graben spazieren; er war in gewissem Sinne in das schöne Mädchen verliebt und übernahm die Botschaft an sie zwar mit Vergnügen, doch auch voller Neugier und Eifersucht. Er war bereits ein ganz verschmitzter Bursche, und was er noch nicht wußte, das waren die Schulkameraden beflissen ihn Tag für Tag zu lehren. Hierin wußten sie recht gut Bescheid — wenn sie auch in anderen Dingen um ein Jahrhundert zurück waren.

Digitized by Google

Wenige Tage nach seinem letzten Fluchtversuch sah er Caterina wieder. Es war am Tage San Marco. Adonis besuchte den Freund, der seinen Namenstag feierte, und blieb den ganzen Nachmittag in Casale.

Es war zu Ende April: auch die Maulbeerbäume hatten schon Blätter getrieben, und Marcos Mutter hatte bereits die Seidenraupen ausgebrütet. Nachdem die zwei Freunde ein schönes Vesperbrot aus Brot und Salame verzehrt und die kleine Werkstatt besucht hatten, in der der Färber die von Adonis so sehr bewunderte bunte Leinwand anfertigte, gingen sie spazieren.

Vor dem Hause des Färbers war eine feuchte, öde Gasse, an deren Ende sich ein armseliges Häuschen aus roten Ziegeln erhob, dessen Eingang auf der Rückseite lag. Dem Häuschen gegenüber stand eine Maestà, das ist eine kleine, durch ein eisernes Gitter geschlossene Kapelle, in der auf einem blumengeschmückten Altar ein heiliger Michael mit furchtbarem Gesicht einen grünlichen Lindwurm zertrat. Und vor der Maestà saß auf einem alten Baumstamm das Mädchen mit dem roten, schwarzgetupften Kleidchen; nur war das Kleidchen inzwischen gewaschen und schwarz umsäumt worden, und auch die in zwei Zöpfe geflochtenen goldenen Haare sahen aus als wären sie gewaschen. Die großen Füße des Kindes verschwanden zur Hälfte in alten Pantoffeln mit Holzsohlen.

Fast hätte Adonis sie nicht wieder erkannt, so verändert war sie; sie aber erkannte ihn sogleich und lachte ihn an. Er errötete: vor Vergnügen sie wiederzusehen, aber auch vor Angst, Marco könnte etwas von seinem Abenteuer erfahren.

Doch der Kamerad ging weiter, ohne Caterina zu beachten.

„Ist das eine Verwandte von dir?" fragte Adonis.

„Ach was!" sagte der andere verächtlich. „Das ist eine lumpige Zigeunerin."

„Eine Zigeunerin? . . . Bist du verrückt?"

„Ja, eine Zigeunerin, sage ich dir! Sie ist vor ein paar Tagen mit einer Frau hierhergekommen, mit einer kranken Frau, einer Korbmacherin. Sie sind bei uns gewesen und dann sind sie zu Zia Barberina gegangen, die da in dem roten Häuschen wohnt. Und sie hat sie aufgenommen. Zia Barberina ist nämlich verrückt, weißt du."

„Wirklich verrückt?"

„Sie sieht aus wie ein Mann, hat einen Hut auf, einen Stock und eine Pfeife. . . Und eine fürchterliche Stimme! Aber sie kann viele schöne Geschichten; die vom *Caval Rundello* ist so lang, daß sie drei Abende braucht, um sie zu erzählen".

„Ach," sagte Adonis nachdenklich, „es ist die Frau mit dem Stock? Die kenne ich. Sag', ist sie reich?"

Digitized by Google

„Reich? *La Suppèi*? Nichts hat sie. Als sie jung war, verkaufte sie *Zoccoli*. Aber sie hat einen Sohn in Amerika, Giorgio, der schickt ihr immer Geld."

Und der Knabe fing an die Stimme der Alten nachzuahmen und zu rufen: „*Suppèi*! Schöne, starke *Suppèi*!"

Dann sagte er: „Ja, wenn ich groß bin, dann gehe ich auch nach Amerika. So krieg' ich doch das Meer zu sehen! Weißt du, wie es aussieht?"

„Das Meer? Natürlich!" entgegnete Adonis.

„Nein, du weißt gar nichts davon. Einmal hast du gesagt, das Meer wäre wie der Po. Aber es ist ganz anders."

Sie fingen an zu streiten, wie gewöhnlich. Aber Adonis dachte an die Frauen, die in dem roten Häuschen wohnten, und obwohl es spät war, begleitete er Marco bis zu dem Gäßchen.

Caterina war nicht mehr da. Neugierig blickte er durch ein halb offenes Fenster und sah ein trübseliges Stübchen mit einem Tisch in der Mitte, und auf dem Tisch eine Petroleumlampe und einige kleine Sachen aus Glas und aus Marmor. An der Wand, über dem Kamin, hing das Bild Mazzinis, von einem Kranz verblichener Photographien umgeben: in dem grünlichen Licht des feuchten Stübchens sah jenes magere, düstere Männergesicht und die blassen Bilder ringsum wie eine Versammlung von Verstorbenen aus.

Von einer angelehnten Tür her kam ein andächtiger, tief traurig klingender Gesang; zwei Stimmen waren es, die sangen, eine tiefe, männliche und eine matte, belegte Stimme. Es mußten die der Korbmacherin und der alten *Suppèi* sein.

„Komm doch!" rief Marco, Adonis beim Arm fassend.

„Laß uns einmal hineingehen!" schlug Adonis vor. „Ist die Tür auf der anderen Seite?"

„Ich geh' nicht mit," sagte Marco leise. „Die Mutter hat mir verboten hinzugehen, weil die Frau, die Korbmacherin, eine Krankheit hat, die ansteckt".

Adonis bestand nicht darauf. Nur dachte er, daß er über eine Stunde mit der Korbmacherin zusammengewesen sei, und daß sie ihn nicht angesteckt habe.

Als er wieder einmal seinen Freund in Casale besuchte, war gerade die famose Zia Barberina da, an die er inzwischen häufig gedacht hatte. Sie hatte wirklich ein Mannsgesicht mit einer großen roten Nase und einem Paar lebhafter blauer Augen; auf dem Kopf hatte sie einen grauen Filzhut und in der Hand einen Stock, der mit einem Riemen am Handgelenk befestigt war. Sie war sehr aufgebracht, stieß den Stock heftig auf die Türschwelle auf und schimpfte mit ihrer tiefen, rauhen Stimme — die nur

Digitized by Google

mitunter ganz leise und beinahe sanft klang — auf die Verwandten los, die der Korbmacherin nicht beistehen wollten.

„Nur die Armen, ja, nur die Armen können das Elend und die Not anderer verstehen," sagte sie. „Die Reichen denken nur an sich!"

Adonis war sehr betroffen von diesen Worten: er dachte an Tognina und an ihre Stühle. Doch da Marco lachte — denn die Zia Barberina war sehr komisch, wenn sie sich erzürnte — fing auch er an zu lachen. Die Alte drohte ihm mit dem Stock. Marcos Mutter, eine hübsche, frische, behäbige Frau, bemerkte, „die Korbmacherin könne ja ihr Handwerk fortsetzen. Und Caterina sei so ungezogen: ein wahrer Irrwisch. Und überdies eine Spitzbübin. Ja, eine richtige Zigeunerin!"

„Aber ich werde sie in die Schule schicken! Sie ist so begabt!" schrie die Alte. „Sie begreift alles auf der Stelle und ist klüger als manche Knaben, die als wohlerzogen gelten."

„Gut!" sagte die andere, durch die Anspielung auf Marco gekränkt. „Schickt Ihr sie nur zur Schule, wenn sie sich aber noch einmal an meinen Eiern vergreift, dann werde ich ihr Begabung und Klugheit einbläuen!"

Caterina hatte sich unterdes herangeschlichen und spähte durch die Hecke.

„Komm her, mein Herz!" rief die Alte, als sie sie erblickte.

Das Mädchen eilte zu ihr und schien sich gleichsam unter ihren Schutz zu stellen.

„Ist es wahr, daß du hier Eier gestohlen hast?"

Zuerst leugnete Caterina, doch da die Alte ihr zusetzte, gestand sie, daß sie ein Ei genommen hätte.

„Ein einziges? Ist das wohl möglich?"

„Eins wäre mir nicht der Mühe wert gewesen!" sagte Marco spöttisch. Da rühmte Caterina sich dreist, sie hätte „so viele" genommen.

„Aber warum, Kind Gottes, warum?" fragte die Alte bekümmert.

„Eh, wir hatten keine mehr! Nur noch zwei", sagte Caterina und hob zwei Finger in die Höhe. „Nur zwei!"

„Und jetzt gebe ich dir zwei mit dem Stock", schrie die Alte sehr böse.

Doch Caterina machte sich davon, und die beiden Freunde lachten hinter ihr her.

IX.

Um diese Zeit geschah etwas Außerordentliches: außerordentlich für Adonis und auch für die andern Einwohner von Casalino.

Die alte Marchesa Pigozzi zog in den Palazzo Dargenti ein, um den Sommer und Herbst dort zu verbringen. Kaum war es bekannt, daß sie kommen würde, so begannen die Erörterungen darüber. Manchen gefiel ihr Name nicht.

Digitized by Google

„Was für ein häßlicher Name!" „Die Frau Marchesa Pigoß!" „Ob sie wohl mit Pigoß verwandt sein mag?"

Und alle fingen an, den schlauen Alten zu necken und ihn Marchese Pigoß zu nennen. Er lächelte, als fühle er sich geschmeichelt wegen seines neuen *Scudmai*.

Adonis ging immer wieder an dem halbgeöffneten Parktor vorüber: Jusfin pflanzte im englischen Garten Dahlien und Sonnenblumen; an den Fenstern waren Vorhänge, und auf dem Geländer der Terrasse vor dem Eingang leuchteten zwei große blaue Vasen, in denen Blumen blühten, deren Namen Adonis nicht wußte.

Auch die Frauen und alten Männer blieben stehen um zu sehen, und Adonis lauschte neugierig ihren Bemerkungen.

„Warum mögen sie nur gelbe Vorhänge haben? Die sehen ja aus als ob sie schmutzig wären."

„Ob die kleine Dargenti auch mitkommt?"

„Sie sagen, es käme weder die Frau Marchesa, noch ihre Enkelin, sondern nur die Kammerjungfer der Alten, eine Dame aus Colorno."

„Eine Kammerjungfer ist keine Dame."

„Und doch sage ich dir, es ist so. Auch sie ist schon alt. So sagen sie wenigstens."

Adonis teilte diese Reden Carissima und dem Schwefelholzmann mit.

Carissima sah dem Kommen der Herrschaften mit Verlangen entgegen: sie hatte es Jusfin ans Herz gelegt, ihr Arbeit zu verschaffen, und des weiteren hoffte sie sich mit dem Koch zu verständigen wegen all der Sachen, die sie zu Hause wegstibitzte.

Den Schwefelholzmann dagegen interessierte die Nachricht nicht sehr. Er war sehr herunter, hustete noch immer, trotz des warmen Wetters, und hatte zudem ein schlimmes Ohr.

„Es rauscht, es rauscht!" sagte er, und faßte danach. „Es ist mir immer als hörte ich ein fernes Geräusch: vielleicht ist es der Lärm in der Hölle."

Adonis lachte. Für ihn genügte ein nichts, ihn zum Lachen zu bringen. Doch das Männchen sprach im Ernst. Er fürchtete, er würde sterben, und sehr oft fragte er nach der Korbmacherin.

„Sag', Adonis, wie geht es ihr? Hast du sie gesehen? Ist sie gelb? Spuckt sie viel?"

Und dann warnte er den Knaben: „Weißt du, das ist eine Krankheit, die ansteckt! Bleib von der Frau fort, Schatz!"

„Aber Caterina, muß sie dann auch sterben?"

„Das wollen wir nicht hoffen! Die Frau aber müßte man ins Spital bringen. Sie sagen, es gäbe auch Länder, wo solche Kranke gesund werden

Digitized by Google

könnten. David weiß, wie die Länder heißen. Aber wer kann da hingehen? Die Reise kostet Geld, eh!"

„Sicher weiß er den Namen der Länder! Wenn er kommt, wollen wir ihn fragen. Wann kommt er? Kennt er die Marchesa Pigozzi? Und die Kammerjungfer aus Colorno, ob er die wohl kennt?"

So kam er auf sein Thema zurück — aber der Schwefelholzmann wußte es nicht, und La Müton murmelte unverständliche Worte und dunkle Drohungen gegen die Herrschaften, die kommen sollten.

Die Ferien begannen. Es war schon sehr heiß, aber die Felder erhielten sich noch frisch, und auf den grünen Pfaden blühten noch Maßliebchen. Stand man gegen Sonnenuntergang auf dem Deich, so erblickte man gleichsam einen ungeheuren feurigen Ring, der den ganzen Horizont umspannte; der grün und rosig schimmernde Fluß erschien wie ein See zwischen dem regungslosen Gebüsch der Ufer, und alle Dinge waren verstummt, als wären sie gestorben aus Luftmangel. Am Abend aber verblaßte der Himmel und nahm einen zartvioletten Farbenton an; dann stieg ein Hauch vom Flusse auf, vom Gezirp der Grillen belebt regte sich die Landschaft, und durch die Dünste am Horizont stieg der rote Mond auf.

An einem solchen Abend sah Adonis, der immer um den Palazzo herumstrich, einen großen, von zwei dunklen Pferden gezogenen Wagen ankommen. Er stand dicht am Tor und sah drei Damen und ein kleines Mädchen aus dem Wagen aussteigen.

Die Marchesa mußte wohl die älteste sein, die kleine, dicke, im schwarzen Kleid und mit einer Brille, die im Mondschein glänzte. Die andere, kleine, magere, mit dem kurzen Kleid, mußte wohl die Kammerjungfer aus Colorno sein, denn kaum war sie ausgestiegen, so war sie den zwei andern behilflich gewesen. Die dritte Dame dagegen war groß und schlank und hell gekleidet.

Das muß wohl eine zweite Magd sein, dachte Adonis, denn es fiel ihm ein, daß der Schulrektor in Viadana eine Haushälterin hatte, die auch so groß und gut gekleidet war.

Das Kind war sogleich, nachdem es den Wagen verlassen, die Treppe hinaufgeeilt und an die Brüstung der Terrasse getreten. Die kleine, magere Dame rief ihm etwas zu, das er nicht verstand.

Ob sie Deutsch spricht? fragte er sich. Ob sie alle so sprechen?

Alles das interessierte ihn und regte ihn gleichzeitig auf. Lange stand er am Tor und hoffte, die Damen noch einmal zu sehen und den Wagen fortfahren zu sehen. Doch dieser fuhr durch die Allee und verschwand hinter dem Palazzo und die Damen kamen nicht mehr zum Vorschein.

Der Mond und die Laternen an der breiten Treppe beleuchteten den

Digitized by Google

Palast, der sich hell von dem Hintergrund von großen, dunkeln Bäumen abhob; die Fenster schimmerten wie Gold, und aus dem Garten, in den man eiserne Tische und Stühle gestellt hatte, stieg starker Blumenduft auf. Wie schön war das alles! Wirklich: wie ein Traum. Nur der Gedanke, alles, was er gesehen hatte, zu Hause zu erzählen, vermochte Adonis endlich das Tor zu verlassen, das für ihn immer der Eingang zu einer unbekannten Wunderwelt blieb.

Doch als er nach Hause kam, sah er, daß die Frauen schon zu Bett gegangen waren. Pirloccia mußte wohl noch draußen sein, denn das Haustor war nicht verschlossen, und im Flur, vor dem Bilde des heiligen Simon Juda, brannte eine Petroleumlampe.

Adonis hatte noch keinen Schlaf, und der Gedanke, in sein häßliches Zimmer hinaufzugehen, lockte ihn nicht. Er ging wieder auf den Hofraum vor dem Hause, doch auch dieser kam ihm an jenem Abend allzu eng vor; er trat auf die Straße, und hätte er nicht gefürchtet, Pirloccia könnte ihn aussperren, so wäre er gern noch einmal zu der Wiese bei der Kirche gegangen, oder gar zu seinem Freunde Marco, um ihm zu erzählen, daß die Marchesa angekommen war.

Doch wie konnte er fortgehen? Pirloccia würde ihn ausschließen. Ja, er hatte nicht einmal die Freiheit, bei Nacht einen kleinen Ausflug zu machen! Hätte er wenigstens einen Wagen besessen wie die Marchesa: eh, dann geht es so schnell! Und wie gut sitzt es sich darin, sogar wenn man Kummer hat! Wie gut saß er nicht damals auf der Rückkehr von San Giovanni in dem kleinen Wagen!

Das erinnerte ihn an Caterina, und es war ihm, als ob man das Kind, das aus dem Wagen der Marchesa ausgestiegen war, auch Caterina gerufen hätte.

Hieß sie wirklich auch Caterina? Das war ja möglich, denn auch reiche Kinder können die gleichen Namen haben wie arme!

„Aber Eier stehlen wird sie nicht!" dachte Adonis und mußte selbst lachen über diesen Gedanken.

Ein Hahn krähte, und der Knabe erschrak: es war ihm, als ob in seinem Herzen ein Ruf jenem andern antwortete. Ja, es mußte beinahe Mitternacht sein, und er hatte nicht nur keinen Schlaf, sondern er hätte laut singen mögen, auf einen Baum oder ein Dach klettern, um den Himmel besser sehen zu können.

Doch die Heimkehr Pirloccias riß ihn aus allen Träumen.

„Was machst du da? Ah, du bist noch auf? Freilich, du brauchst nicht in der Frühe aufzustehen, um zu arbeiten! Das läßt du andere für dich tun! Marsch ins Bett, Faulpelz! Marsch, oder ich schließe die Tür."

Digitized by Google

Anderen Tages war Sonntag. Adonis ging zum Hochamt und sah, wie die Männer auf der Kirchentreppe standen und nach dem Palazzo Dargenti hinüberblickten.

Und auch innerhalb der kühlen, lichten Kirche harrten die in himmelblau, rosa und lila gekleideten Frauen mit dem zierlich aufgesteckten schwarzen Schleier um den Kopf, gespannt und neugierig. Adonis stellte sich neben den alten Schiffer, den die jungen Leute neckend *Sior marchese Pigoss* nannten. Der Alte lächelte, schaute aber ebenfalls nach dem Parktor hin. Endlich tat es sich auf, und drei der Gestalten erschienen, die Adonis schon am Abend zuvor gesehen hatte. Nur die Kammerjungfer fehlte. Das kleine Mädchen, ganz weiß gekleidet, mit einem wippenden weißen Spitzenhut, sah wie ein Schmetterling aus. Adonis konnte es jetzt besser sehen, und es kam ihm recht häßlich vor mit seinem grünen Gesichtchen und den spärlichen kastanienbraunen Haaren, die lose über die mageren Schultern hingen. Doch es bewegte sich so leicht und zierlich auf seinen weißbeschuhten Füßchen, daß es wirklich wie ein Schmetterling aussah, der jeden Augenblick davonfliegen könnte.

Die beiden Damen hingegen gingen sehr langsam. Die, die Adonis für die Marchesa hielt, war sehr korpulent und ihr rundes, frisches Gesicht schien beständig zu lächeln.

Die jungen Leute machten sogleich ihre Bemerkungen, und Pino, der Sohn des Caſèr, flüsterte: „Die Dicke tut, als wolle sie die Leute beiseite schieben, um sich Platz zu machen: wenn sie hier vorbeikommt, wird sie uns alle über den Haufen werfen."

Natürlich lachte Adonis.

„Die Siora Marchesa dagegen scheint beim Gehen zu schlafen!

„Sie kann nicht sehen", sagte Pino. „Sie ist beinahe blind."

Da betrachtete Adonis aufmerksam die schöne, große und schlanke Dame die mit gesenkten Lidern behutsam einherschritt und manchmal zaudernd innehielt, als könnte sie nicht mehr weiter.

„Und sie sagten, sie wäre alt! Die ist ja jünger als ich", sagte Pino spottend. „Sie ist so blond wie türkischer Weizen."

Wie die Marchesa näherkam, ging ein Gemurmel der Bewunderung durch die Gruppe von einfachen, doch sehr geweckten Männern. Sie hatten erwartet, eine alte Blinde, wohl gar auf einen Stock gestützt, zu sehen, und statt dessen sahen sie nun eine stattliche, blonde Dame, die gekleidet war wie ein junges Mädchen, und deren Gesicht noch rosig war — freilich von einem etwas fremdartigen Rosa.

Als sie an den Männern vorüberschritt, hielt sie ein Lorgnon vor die Augen und erwiderte lächelnd die Grüße, die alle, Adonis einbegriffen, ihr boten.

Digitized by Google

Während der ganzen Messe wandte er keinen Blick von ihrem Gesicht, während die Frauen sich sogar umkehrten, um auch das kleine Mädchen und die andere Dame zu sehen, die Adonis für die Marchesa gehalten hatte. Das Kind hatte sich auf seinen Sitz hingekniet und las in seinem kleinen Gebetbuch; es sah gleichgültig, beinahe traurig aus; doch dann und wann ließ es die schönen, goldbraunen Augen umherschweifen, und ein Ausdruck flüchtiger Neugier belebte alsdann das zarte, dunkle Gesichtchen. Dann setzte es sich hin, gähnte und fing an, mit seinem Buch zu spielen: ohne Zweifel war es des Stillsitzens müde.

Nach dem Evangelium hielt der Geistliche eine kurze Predigt; dann hieß er im Namen der Einwohnerschaft die Marchesa willkommen, und indem er gerührt der schönen Zeiten gedachte, da der Palazzo Dargenti die Seele des Ortes genannt werden konnte, sprach er die Hoffnung aus, daß jene Zeiten nun wiederkehren möchten.

Das Gesicht der Marchesa drückte weder Freude noch Kummer über die Worte des Geistlichen aus. Die dicke Dame dagegen lächelte immerfort und nickte bestätigend mit dem Kopfe, gleichsam als antworte sie im Namen der Marchesa.

Wenn nicht für alle, so kehrten wenigstens für den Geistlichen die schönen Tage wieder. Die Marchesa lud ihn alle drei Tage zu Tisch!

Auch Carissima erlangte das Wohlwollen des Kochs und fand Arbeit im Palast. Eines Abends blieb sie bis spät dort, und Adonis ging zum Parktor, um sie zu erwarten. Die Schneiderin konnte kein Ende finden, all das zu erzählen, was sie gesehen und gehört und auch sich eingebildet hatte. Unter anderm sagte sie, die Signora Maria, die dicke Dame mit der Brille, sei eine sehr gelehrte Person, sozusagen eine Doktorin. Stunden und stundenlang ließe die Marchesa sich von ihr die Arme und die Beine, das Gesicht und andere Körperteile reiben.

Das hießen sie Massasch, und sagen, es verlängerte das Leben.

Pirloccia und seine Kinder lachten wie toll, wenn Carissima diese Dinge erzählte, und auch Adonis lachte. Im übrigen war die Marchesa eine sehr brave Frau, die viel Gutes tat und die Armen in ihren Hütten aufsuchte. Fast jeden Abend lud sie die Honoratioren des Ortes zu Tisch, und viele Herrschaften aus den benachbarten kleinen Städten kamen zu Besuch.

Allmählich gewöhnten sich die Leute daran, die Fenster des Palazzo Dargenti wieder offen zu sehen, und jeder dachte wieder an seine Sachen. Als David im September zu Besuch kam, wurde er ebenfalls in den Palazzo geladen und ging auch hin — trotz seiner demokratischen Grundsätze.

Eines Tages aber hörte Adonis, wie der Student sich über die alte Marchesa lustig machte.

Digitized by Google

„Sie spricht nur von Mäusen! Der Palazzo ist voll davon und sie fürchtet sich schrecklich davor. Mich fragte sie, ob es bei mir zu Hause auch Mäuse gäbe!"

„Wenn sie herkommt, um nachzusehen, dann setz' ich ihr eine unters Kleid", sagte La Müton.

Und durch das Beispiel ermutigt, sagte Adonis: „Und wenn sie in meine Kammer kommt, kann sie ihrer zehn kriegen, auch zwanzig, auch hundert! Soviel sie will."

Und er lachte, wie es seine Art war: den Kopf hintenübergeworfen und die Hände gefaltet.

Der Sommer verging, der Herbst rückte vor, und nichts Außergewöhnliches ereignete sich. Im Oktober kam der Onkel Carlino auf einige Tage zu Besuch, aber er kehrte bei andern Verwandten ein, und Adonis sah ihn nur ein paarmal. Auch der Onkel Carlino dachte nicht mehr an ihn.

Dann kamen die Nebel. David reiste ab, die Marchesa reiste ab. Einsam und feierlich waltete hinter dem geschlossenen Parktor wieder der alte Jusfin.

Und Adonis ging wieder zur Schule, und sein Verkehr mit Marco nahm seinen Fortgang.

Er trug wieder seinen häßlichen Mantel, der freilich nun nicht mehr den Boden berührte; und natürlicherweise schämte er sich seiner immer mehr und konnte doch nicht davon loskommen. Es war schon kalt, und Belluß hatte die Freude, all die Schüler wieder bei sich einkehren zu sehen, die er *gli uslin del fredd*, die Wintervöglein, zu nennen pflegte.

Dies Jahr gesellten sich zu den Schülern auch einige Mädchen aus Casalino und Casale, die die Gewerbeschule in Viadana besuchten. Und auch sie kehrten manchmal bei Belluß ein, um sich zu wärmen, obwohl sie meist eilig ihres Weges gingen, ohne sich um die Knaben zu kümmern, die sich mit spielen und über die Gräben springen aufhielten. Auch die Knaben kümmerten sich nicht weiter um sie — nur fiel Adonis eines Tages ein in ein grau und schwarz karriertes Tuch gehülltes Mädchen auf, das, eine Tasche am Arm, wohl ebenfalls nach Viadana zur Schule ging. Die Schultern und der Kopf verschwanden in dem Tuch; dagegen waren ein paar kräftige Beine und große Füße zu sehen, die in Zoccoli steckten.

„Das ist Caterina", sagte Adonis zu Marco. „Wie, geht sie nach Viadana in die Schule?"

„Ja! Die Zia Barberina schickt sie nach Viadana, weil sie sich in Casale mit den Mädchen gezankt hat, die nicht neben ihr sitzen wollten."

„Und warum wollten sie nicht neben ihr sitzen?"

„Um nicht von der Krankheit ihrer Stiefmutter angesteckt zu werden."

Digitized by Google

„Wie denn, wenn sie selbst doch gesund ist?"

„Eh, das weiß ich nicht", erwiderte Marco ärgerlich. „Übrigens hast du selbst letzthin gesagt, du fürchtetest dich, zu Zia Caterina zu gehen."

„Das ist wahr, aber das ist doch etwas anderes..."

„Nein, sei nur still! Es ist genau dasselbe."

„Nein, sag' ich dir! Und um dir zu zeigen, daß ich keine Angst habe, geh' ich jetzt mit Caterina."

„Wenn du mit ihr gehst, so geh' ich nicht mehr mit dir! Im ganzen Leben nicht mehr!" schrie Marco wütend und stieß die Steine auf dem Wege mit dem Fuße fort.

Caterina sah sich um. Ihr hübsches, frisches Gesicht mit den funkelnden Augen und den brennendroten Lippen sah aus wie das Bild der Gesundheit.

Dennoch holten Marco und Adonis sie ein und gingen ihr aus dem Wege. Und sie merkte das, sagte aber kein Wort. Sie fürchtete sich vor Marco, der gedroht hatte, sie durchzuprügeln.

Als sie an ihr vorüber waren, sah Adonis sich nach ihr um. Sie streckte die Zunge heraus, deutete jedoch an, daß das Marco gelte, und Adonis mußte lachen.

„Was ist?" sagte der Andere immer ärgerlicher. „Wenn du dich noch einmal umsiehst, dann gehe ich weiter und nie mehr mit dir."

„Ah, schön! Jetzt darf ich mich nicht einmal umsehen!"

„Nein, ich will es nicht haben!"

„Und ich tue es doch!"

„Und ich gehe weiter!"

Marco fing an zu laufen; aber Adonis holte ihn ein, lief an ihm vorbei, kehrte sich um und lachte. Es war nicht möglich, ihm böse zu sein! Zusammen gingen sie weiter und stritten über alles mögliche. Marco war an jenem Morgen schlechter Laune, — Adonis hingegen munter und vergnügt.

Caterina blieb zurück, und als Adonis sich ein letztes Mal umsah, kam sie ihm ganz, ganz klein vor; aber ihr rosiges Gesicht leuchtete aus der grauen Hülle wie ein Röschen.

Auch in jenem Jahr war der Winter lang und sehr streng. Tognina mußte wieder mit geschwollenen Knien das Bett hüten, und vergebens versuchte Carissima an ihr die Massage, wie Signora Maria ihr angeraten hatte.

Auch Carissima hatte ihre Plage: sie war wieder guter Hoffnung, und ihr Kindchen war krank und weinte die ganze Nacht. So ward sie es bald müde, Tognina zu pflegen, und auch Zia Elena hatte zu viel zu tun.

Pirloccia war von einer seiner gewohnten Reisen zurückgekehrt; um nicht wieder krank zu werden, wie im vergangenen Jahr, saß er, wenn er nicht arbeitete, in Elektras Gaststube und erzählte seine Reiseabenteuer.

Digitized by Google

Wenn die andere Schwiegertochter oder die zahlreichen Basen und Verwandten ins Haus kamen, so sahen sie nur eben nach der Kranken, gingen dann aber lieber in die Küche, um mit Carissima zu schwatzen und zu lachen.

Klein und dunkel wie eine Mumie, schien die Kranke in ihrem Federbett sich an das Alleinsein gewöhnt zu haben: die stumme Gesellschaft ihrer Stühle und Einmachgläser genügte ihr.

Auch Adonis kam nur auf einen Augenblick, schaute sich um wie auf der Suche nach irgend etwas Neuem und machte sich wieder fort.

Dennoch empfand er für Tognina, wenn sie krank war, ein gewisses Mitleid: sie erschien ihm so schwach und hilflos wie ein Kind. Hätte sie ihm nur ein wenig Zuneigung bezeigt, so würde er ihr sehr zugetan gewesen sein. Aber sie kümmerte sich nicht um ihn, um niemanden und wohl kaum um sich selbst, denn sie klagte nie, auch nicht über die Vernachlässigung durch die Verwandten, die jetzt in ihrem Hause die Herren waren. Und im übrigen konnte Adonis nur zufrieden sein, wenn sie ihn nicht auch mißhandelte und ihm vorwarf, er äße sein Brot auf ihre Kosten.

Er war jetzt zwölf Jahre alt und verstand manches. Er fühlte sich wie ein Zugvogel in jenem Hause, das wirklich wie ein Nest war, in dem Vögel verschiedener Gattung wohnten und der schlaueste Herr war.

Geduld also: Nur wenige Jahre noch, und alle Demütigungen würden ein Ende haben! Eines Abends in der Dämmerung kam er an Togninas Tür vorüber und hörte ein leises Wimmern, das fast wie das Miauen einer Katze klang.

„Tante, Tante, was ist dir?" sagte er die Tür öffnend.

Das Wimmern verstummte. Ein düsteres Zwielicht lag über dem Zimmer; nur um das Fenster webte noch ein grauer, unendlich trübseliger Tagesschein. Der Nebel draußen war dichter geworden und schien auch in das feuchtkalte Zimmer eingedrungen sein.

„Tante, schläfst du?" sagte Adonis, an Togninas Bett tretend. „Soll ich die Lampe anzünden? Ist dir kalt? Willst du etwas?"

Die Frau antwortete nicht. Sie hatte den Kopf mit einem gelblichen Wolltuch umhüllt und die Augen geschlossen: sie sah aus als wäre sie tot.

Immer erinnerte Adonis sich des Todes des Onkels, der so plötzlich erfolgt war, und er hatte die fixe Idee, daß alle Menschen so von einem Augenblick zum andern stürben. Er glaubte, die Tante sei tot, und ein dunkles Entsetzen erfaßte ihn; es war ihm als könnten alle Dinge, alle Menschen, ja die ganze Welt so unversehens entschwinden, von einem düstern Nebel, einer endlosen Finsternis einfach ausgelöscht.

Es war nur ein Augenblick. Er hatte nicht die Kraft zu schreien: ohnmächtig sank er zu Boden.

Digitized by Google

„Adonis!“ rief Tognina alsbald, „was machst du?“

Da sie keine Antwort bekam, erschrak auch sie; ohne sich zu regen nahm sie die Zündhölzer neben ihr und entzündete eines; dann nahm sie das Licht und zündete es an. Der Knabe regte sich nicht. Die Frau stöhnte und rief — doch niemand kam, niemand antwortete.

Da richtete Tognina sich stöhnend auf, nahm das Glas Wasser, das auf ihrem Tischchen stand und bespritzte Adonis' Kopf. Bald öffnete er seine Augen wieder, blickte um sich und sah die Tante auf dem Bett liegen. Rührung überkam ihn: er erinnerte sich des Schrecks, der ihn niedergeworfen hatte, aber es war ihm als hätte er lange geschlafen und geträumt. Jetzt hätte er still liegen mögen, doch Tognina stöhnte und rief nach ihm.

„Adonis, Lieber, was ist dir? Ist dir schlecht geworden? Steh auf, liebes Herz! Wie hab' ich mich erschrocken! Steh auf, Schatz!“

Wie süß war es für ihn, solche Worte zu hören! Er stand auf, stützte sich auf das Bett und strich sich mit der Hand über das Gesicht.

„Ich war auch so erschrocken! Ich meinte, du wärest tot, so allein, so im Dunkeln gestorben!“

Tognina sah ihn an, dann legte sie den Kopf wieder auf das Kissen und weinte wie ein Kind.

Adonis strich ihr über das Gesicht und fing ebenfalls an zu weinen. Warum? Das wußte er nicht; aber er mußte weinen.

„Sei still, sei still!“ sagte die Frau endlich, ihre Tränen trocknend. „Hast du dich so sehr erschrocken, armer Kerl! Hast du mich denn lieb?“

„Ja, ja, Tante! So lieb!“

„Ist unten niemand? Ich hatte doch gerufen.“

„Zia Elena ist Butter holen gegangen; Carissima macht die Polenta, und die andern sind noch nicht nach Hause gekommen.“

„Höre, Adonis“, sagte Tognina und steckte die Hand unter das Kissen. „Jetzt geb' ich dir den Kellerschlüssel: geh und nimm eine Schüssel, eine große, die mit dem roten Rand und tu' sie voll Wein. Sag' Carissima, sie soll ihn heißmachen und ein wenig Zucker hineintun; und dann bringst du ihn mir, eh? Wir wollen ihn zusammen trinken: das ist gut auf den Schreck. Geh, aber gib niemand den Schlüssel. Hast du verstanden?“

Er ging und hielt den Schlüssel fest in der Hand. Es war das erstemal, daß die Tante ihm einen Beweis von Vertrauen gab, und sein Herz klopfte vor Dankbarkeit.

Er tat alles selbst, und Fiorello, der den kranken Neffen auf dem Arm hielt, traute seinen Augen nicht, als er den Kellerschlüssel in Adonis' Hand sah: den Schlüssel, den die Tante nur Pirloccia anvertraute, und auch das nur selten. Carissima hingegen schien sich über dieses Ereignis zu freuen;

Digitized by Google

sie gab dem Knaben den Zucker und dann zerteilte sie mit dem Faden die Polenta und trällerte dazu. Trotz ihrer Nöte war sie immer lustig.

„Frag' die Tante, ob sie eine heiße, heiße Scheibe will", sagte sie, während Adonis den kochenden Wein in die Schüssel mit dem roten Rand goß. „Ach, höre Adonis, was wir tun könnten, da du einmal den Schlüssel hast. Wie wär's, wenn wir uns einen kleinen Salame nähmen?"

„Das nicht! Nein, wahrhaftig nicht!" schrie der Knabe entrüstet und fügte hinzu: „Wenn du willst, so sag ich's der Tante!"

„Du wirst ihr das doch nicht sagen, einfältiger Junge! Geh, mach, daß du fortkommst!" Er ging, die heiße Schüssel behutsam mit den Händen haltend.

„Sie ist ja zu schwer für dich!" sagte Fiorello spöttisch. „Trink doch unterwegs einmal!"

Adonis gab ihm keine Antwort. Im Dunkeln stieg er die Treppe hinauf; dann hielt er an: aus der Schüssel stieg ein gar zu angenehmer Duft auf! Und von der Lockung überwältigt, bückte er sich und legte die Lippen an den heißen Rand der Schüssel.

Von jenem Abend an hatte er die Tante so lieb wie nie zuvor. Es war ihm, als beschützte er sie, als wäre er ihr unentbehrlich. Sie war nicht immer so gut zu ihm wie an jenem Abend: oft schalt sie ihn, schickte ihn fort; aber er kam immer wieder zu ihr und fand Gefallen daran, sich, wie er als Kind getan, auf die kostbaren Stühle zu setzen und die Einmachgläser auf dem Kamin zu betrachten, in dem kein Feuer brannte. Manchmal war das Wetter herrlich, und wenn die Sonne sank, leuchtete der kristallklare Himmel rosenrot durch die gefrorenen Fensterscheiben. Dann stand Adonis und schaute und war bezaubert; verworrene Träume zogen ihm durch den Sinn. Es behagte ihm ungeheuer im Zimmer der Tante, wo alles ordentlich und rein und still war, und er sagte sich: Wenn ich groß bin und eine Frau habe, dann will ich mir ein solches Zimmer einrichten.

Unter der zukünftigen Frau stellte er sich Andromache vor und wenn er an diese dachte, so errötete er, ohne zu wissen warum.

Er trat in ein kritisches Alter ein, war nervös, reizbar, bereit zu lieben, zu hassen, zu leiden, vor allem aber zu lieben. Eine kleine Freundlichkeit, die man ihm erwies, entflammte ihn zu Zuneigung und Dankbarkeit. David hatte er ein wenig vergessen, aber jetzt dachte er beständig an seinen Lehrer — einen blassen, kränklichen jungen Mann, der seinen Schülern gegenüber die Nachsicht selbst war — und dachte mit eifersüchtiger Neigung an Marco. Aber seine stärkste Liebe, nächst der zur Mutter, war doch die zu Andromache. Die Tochter des Seilers wurde immer schöner, größer, schlanker, blonder, mit einem Grübchen im Kinn und goldigen, großen,

Digitized by Google

schmachtenden Augen. Um sie vernachlässigte Adonis selbst seinen alten Freund, den Schwefelholzmann, der immer kränker wurde.

Im Winter arbeitete der Seiler in seiner langen, schmalen Küche, deren Tiefe ganz vom Kamin ausgefüllt wurde. Er flocht ein abgenutztes Seil auf, hechelte und kämmte den Hanf; wenn er so zwischen dem Haufen gewundener grauer Seile saß und vor sich hinmurmelte, dann sah er wie ein Zauberer aus, von Schlangen umgeben, die sich unter der Bewegung seiner Hände auf einen Augenblick belebten, um dann wieder tot auf den dunkeln Boden hinzufallen.

Frau und Tochter gingen ab und zu, und Adonis saß bei dem Seiler, sah ihm zu und schwatzte. Doch im Gegensatz zum Schwefelholzmann nahm Sison ihn nicht ernst, beachtete ihn nicht einmal und wendete sich nur an ihn, wenn er über Tognina und ihre Verwandten etwas zu sagen hatte.

„Sie sind alle verrückt", schrie er dann Adonis an. „Sag' es ihr nur, deiner Tante, sag' ihr, daß Sison auf sie und das Ihre pfeift. Verrückt, aber schlau", setzte er dann hinzu. „Ja, Kerlchen, eines Tages wirst du es erfahren, daß deine Tante und ihr Bruder verrückt aber schlau sind."

„Laß ihn nur reden!" sagten die Frauen, „und wiederhole nicht, was er sagt."

Dann ereiferte der Seiler sich gegen seine Frau und stieß dunkle Drohungen gegen Adonis' Verwandte aus.

„Ich habe mein Leben lang gearbeitet", sagte er, „und habe es noch nicht zu einem Loch gebracht, in dem ich nachher ausruhen kann. Ein Seil um mich aufzuhängen, das hätte ich ja wohl. Und sie leben herrschaftlich, ohne daß sie je gearbeitet haben; sie haben gestohlen ... sie ... nun sie haben getan, was sie getan haben ... Aber es wird ein Tag kommen ... Das Seil wird für sie sein ... Es wird ein Tag kommen ..."

Er sprach ja gerade wie *La Müton!*

Und die Frau sagte: „Aber sei doch still, Sison, du bist ein Schwatzmaul!"

Dann wurde er noch böser, schlug mit den Seilen um sich und drohte, die Frau zu erdrosseln.

Adonis lachte.

Ja, der Seiler war sehr arm. So arm, daß Pino, der Sohn des *Casèr*, sich nicht entschließen konnte um Adromache anzuhalten, denn sie hatte nicht einmal eine Aussteuer. Dennoch liebelten die beiden jungen Leute weiter, und Adonis besorgte ihre Botschaften.

Eines Tages hörte er Carissima sagen, Pino würde Andromache nie heiraten.

„Dann heirate ich sie! Ganz sicher!" sagte er.

Sie machten sich natürlich lustig über ihn und sagten es dem Mädchen

Digitized by Google

wieder. Und so oft Andromache ihn nun sah, umarmte sie ihn, sprang mit ihm umher und nannte ihn ihren Bräutigam. Er ließ sich das gern gefallen: wenn das Mädchen ihn an sich drückte und mit ihm auf dem Hof oder in der Küche umhertanzte, so empfand er einen angenehmen Schwindel, einen kleinen Rausch, wie wenn er den heißen Wein mit Zucker trank, den die Tante sich mitunter von ihm bereiten ließ.

Eines Abends war Andromache allein in der melancholischen Küche voller Seile und Werghaufen. Adonis trat ein und sagte ihr leise, leise: „Pino läßt dich grüßen und dir sagen, daß der Safran vielleicht dieses Jahr nicht so teuer sein wird."

Diese Worte mußten für Andromache eine frohe Bedeutung haben, denn sie eilte auf den Knaben zu, umschlang ihn, tanzte noch lustiger als sonst mit ihm umher und trällerte dazu: „Dann wollen wir vielen kaufen ... Und dann wollen wir heiraten ... du und ich, weißt du, mein lieber Schatz! Mein lieber, lieber, lieber Bräutigam!"

„Weißt du noch," sagte Adonis, „einmal im Laubengang haben wir so etwas Schönes gespielt. Laß uns das noch einmal tun."

„Wie denn, Schatz?"

„So: ich lief dir nach, wir taten, als zankten wir uns und fielen alle beide auf die Erde. Und da bissest du mich in die Lippen."

„Ach, wirklich!" rief sie, immer vergnügter. „Ich soll dich beißen? Da .. ist es so gut?"

Sie hatte ihn leicht gebissen und er ward blaß vor Vergnügen; er hing sich an sie und biß sie fest in die rechte Wange.

„Zum Teufel auch, du tust es im Ernst!" schrie sie und drängte ihn zurück. „Mach, daß du fortkommst, kleiner Köter, oder ich gebe dir eine Ohrfeige."

Er wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte, doch er sah sie so bestürzt an, daß sie wieder gut wurde; und indem sie mit der Hand über die Wange strich, auf der seine scharfen, kleinen Zähne deutliche Spuren hinterlassen hatten, sagte sie: „Such dir eine kleine Braut, ein Hündchen wie du selbst zum spielen. Geh! Ich will nichts mehr von dir wissen."

Und er dachte an Caterina. Er sah die in ihr Tuch gehüllte kleine Gestalt vor sich, wie sie ihre Zoccoli über den Deich schleppte, die wie zwei Äpfel roten runden Wangen, die man schon von fern erkennen konnte, und dachte, es müsse schön sein, mit ihr zu spielen wie mit Andromache.

X.

Als der Frühling wiederkehrte, legte Adonis wieder einmal seinen häßlichen Mantel ab, und Caterina befreite sich von ihrem Umschlagtuch. Marco wollte es ihnen nachmachen, tat sein Mäntelchen mit der Kapuze ab

Digitized by Google

— um das Adonis ihn so beneidete — und zog ohne Wissen der Mutter seinen neuen, ziemlich leichten Anzug an.

Am folgenden Tage erwartete und rief Adonis ihn vergeblich an der Einmündung des Fußweges, wo sie einander regelmäßig trafen. Ein anderer Knabe kam des Weges, mit dem die beiden Freunde sich mitunter gezankt hatten.

„Hast du Marco nicht gesehen?" fragte Adonis.

„Was geht der mich an?" sagte der andere geringschätzig und ging weiter.

„Und wenn Marco mir untreu geworden ist?" dachte Adonis traurig. „Er droht immer mich im Stich zu lassen, wenn ich nicht tue, was er will. Gestern hab' ich mit Caterina gesprochen, und das will er nicht haben."

Da kam sie gerade daher mit ihrem langsamen, gleichgültigen Schritt und dem neuen Kleid aus blauem Kattun, so steif und so bauschig wie ein Ballon.

„Hast du Marco nicht gesehen?"

„Er ist krank."

„Er ist krank? Wie? Was fehlt ihm?"

„Na, er ist eben krank."

„Aber was fehlt ihm?" rief der andere ärgerlich.

„Ich weiß nicht. Meine Mama ist ja auch krank und sie hat geweint. Der Doktor ist bei Marco gewesen und dann ist er zu uns gekommen. Er hat gesagt es ginge zu Ende."

„Mit Marco?"

„Nein, mit meiner Mama. Aber vielleicht muß Marco auch sterben", fügte sie nachdenklich hinzu. „Großmutter Suppèi sagt, wir sterben alle."

Am Tage darauf ging Adonis Marco besuchen. Er sah ihn nur auf einen Augenblick und erkannte ihn fast nicht wieder: sein Gesicht war ganz rot, aber die Augen wie von Glas. Er hatte Lungenentzündung und hohes Fieber.

Die ganze Nacht träumte Adonis von seinem Kameraden, aber er dachte immer: „Eh, morgen wird er wieder besser sein."

Am folgenden Morgen erwartete Caterina ihn auf dem Deich, um ihm ruhig zu sagen: „Marco ist tot."

„Du lügst!" schrie er und hatte Lust mit einem Stein nach ihr zu werfen.

„So geh' hin und sieh selbst!" sagte sie und drehte ihm den Rücken.

Er wollte es nicht glauben. Er fing an zu laufen, holte zwei Knaben, die voraus waren, ein und fragte sie angstvoll nach Marco.

Ja, Marco war gestorben. Tot! Für immer verschwunden!

Adonis weinte nicht, er überließ sich nicht der Verzweiflung, aber einige Tage lang war er wie betäubt.

Digitized by Google

„Ich werde ihn nie mehr sehen!" dachte er. „Was soll ich allein anfangen? Auch ich muß sterben. In drei Tagen kann ich sterben. Und auch auf der Stelle!"

Der Gedanke an den Tod verfolgte ihn, doch mehr als Angst erweckte er ihm Staunen. Er ahnte schon das große Mysterium des Todes und fragte sich nicht, warum wir geboren werden und sterben müssen, wenn das Leben doch so kurz und zwecklos ist; sondern er sagte zu dem Schwefelholzmann: „Wir sind geboren und müssen sterben. Der Onkel ist gestorben, aber er war wenigstens alt. Marco war nicht alt und ist auch gestorben. Auch ich kann von einem Augenblick zum andern sterben. Aber ich will nicht. Ich will tun, was ich kann, daß ich nicht krank werde. Den Mantel auch im Sommer umtun."

„Bravo, ja, das ist ein Mittel!" sagte das Männchen. „Wir können auf einem Steinchen ausgleiten und mit dem Kopf hinschlagen, daß wir den Tod davon haben."

„Ich werde aufpassen!"

„Man stirbt doch, man stirbt ebensogut!" seufzte das Männchen. „Heute oder morgen sterben wir, alle! Darin wenigstens ist der Herr gerecht: der König stirbt und der Elende stirbt; wir gehen alle denselben Weg."

„Hätte man zum wenigsten gut gelebt!" bemerkte La Mûton. „Aber nein: man lebt schlecht, man stirbt schlecht, und damit Gute Nacht."

Lange Zeit dachte Adonis an Marco, der allein, kalt und steif in seinem kleinen Grabe lag. Er dachte daran, wie sie sich zugeschworen hatten, einander nie untreu zu werden, und nahm sich vor, sich keinen anderen Freund mehr zu suchen.

Jetzt ging er allein über den Deich und die Straße und suchte fast nach den Spuren seines kleinen Freundes, um sich seiner besser zu erinnern. Wo sie Tag für Tag zusammengetroffen waren, blieb er stehen und einmal rief er sogar: „Marco, Marco!"

Die Stimme des Kuckucks antwortete ihm, die so traurig und spöttisch klang wie die des Echos. Und er hätte weinen mögen . . .

Eines Tages kam Caterina zu ihm auf den Fußsteig, der schon ganz von Grün überwachsen und voll von Nachtigallen war. Seit dem Tode Marcos war er ihr ausgewichen, weil er doch wußte, daß sein armer Freund sie nicht hatte leiden können.

An jenem Tage kam sie leichteren Schrittes daher als gewöhnlich und hob die großen Füße ordentlich vom Boden auf.

„Adonis," sagte sie, „ich soll dir etwas von Marcos Mutter sagen. Sie will dich sehen.

„Gleich?"

Digitized by Google

„Ja, gleich . . . Nein, wenn du wieder nach Casale kommst; wann du willst . . .“

„Was will sie von mir?“

„Wer kann das wissen? Vielleicht dir das Bild des toten Marco zeigen. Ich mochte es nicht sehen! Ich fürchte mich vor den Toten!“

„Auch vor einem Bild? Du bist doch wahrhaftig ein einfältiges Ding!“

„Einfältig bist du selbst!“ gab Caterina ihm zurück. „Ich sage dir, daß man sich vor den Toten fürchten muß. Du glaubst, die bewegten sich nicht mehr? Da irrst du dich: sie stehen des Nachts auf, verlassen ihr Grab und durchstreifen die Welt. Und wenn sie jemand treffen, der ihnen Böses getan hat, so packen sie ihn, prügeln und kratzen ihn . . .“

Caterina war ganz erregt.

„Dummkopf!“ rief Adonis. „Warum sollten sie das wohl tun?“

„Um sich zu rächen! Die Toten haben große Kraft. Wenn wir leben, sind wir schwach, und alle können uns mißhandeln. Darum rächen wir uns, wenn wir tot sind. Was könnte man sonst tun?“

Adonis wurde nachdenklich. Caterinas phantastische Anschauung gefiel ihm. Ja, so mußte es wohl sein: da es im Leben keine Gerechtigkeit gab, verschaffte sie sich ein jeder nach dem Tode selbst.

Dennoch wiederholte er: „Geh, du bist ein Dummkopf. Die Toten können sich nicht mehr rühren. Als ich noch klein war, glaubte ich es auch, aber jetzt nicht mehr.“

„Und doch sage ich dir: es ist wahr! Soll ich's dir sagen? Ja, ich habe einen Toten gesehen . . .“

Adonis lachte: doch weniger fröhlich als sonst.

Und nun geschah es, daß er mit Caterina zu disputieren anfing, wie er in der ersten Zeit ihrer Freundschaft mit Marro disputiert hatte. Doch obwohl er das Mädchen mit einer gewissen Geringschätzung behandelte, gab er ihr in manchen Punkten heimlich recht. Mit ihr konnte er sich besser verständigen, weil auch sie ein armes, geplagtes Menschenkind war. Ein unsichtbarer Faden spann sich hinüber und herüber zwischen den kleinen Herzen, die beide nach Freude dürsteten, doch schon den Schmerz kannten.

Er ging zu Marcos Mutter.

Sie weinte, als sie ihn sah, küßte ihn und blickte ihm lange in die Augen, gleichsam als suchte sie darin das Bild ihres toten Sohnes.

Dann sagte sie: „Ich möchte dir etwas schenken. Ich möchte dir den Sommeranzug meines Marco schenken; willst du ihn annehmen? Deine Tante wird doch nichts dagegen haben?“

Er errötete, doch er fühlte, daß er durch eine Ablehnung jene ohnehin so betrübte Mutter kränken würde, und nahm das Geschenk an.

Digitized by Google

Dann zeigte die Frau ihm die Photographie des kleinen Toten; die Augen waren halbgeschlossen, der Mund ein wenig verzogen. Es war als ob er schliefe, doch einen schmerzlichen Schlaf. Adonis gedachte der Worte Caterinas und gegen seinen Willen verspürte er einen seltsamen Eindruck. Nein, das war nicht sein Freund: das war das Bild eines andern, eines fernen, geheimnisvollen Wesens, eines Knaben, der bei Tage schlief, sich der empfangenen Kränkungen, der erlittenen Schmerzen erinnernd, und bei Nacht aufwachte und seine Feinde aufsuchte, um sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen...

Marcos Mutter gab ihm den Anzug in einer Pappschachtel.

„Auch die Krawatte ist dabei", sagte sie.

Und Adonis errötete wiederum, aber diesmal vor Freude. Er besaß keine Krawatte — doch eine zu haben war sein sehnlicher Wunsch.

„Komm' mitunter zu mir und vergiß mich nicht, hörst du!" bat die Frau, als er mit der Schachtel unter dem Arm fortging.

Caterina erwartete ihn an dem Fenster, das auf die Gasse ging.

„Was wollte sie? Was wollte sie?" fragte sie neugierig und lehnte sich heraus.

„Nichts, nichts," erwiderte er.

„Ich weiß es aber doch! Sie hat dir Marcos Anzug gegeben, weil du keinen Sommeranzug hast. Sie hat es der Großmutter gesagt. Und Großmutter Barberina hat ihr gesagt, du brauchst keine Almosen, weil deine Verwandten reich sind. Und sie hat ihr auch gesagt, deine Tante würde dich schlagen, wenn du den Anzug nach Hause brächtest..."

„Ja," gab Adonis zu, „schelten wird sie vielleicht."

„Höre," sagte Caterina, „soll ich deinen Anzug bei uns verstecken?.. Ja? Gib ihn mir."

„Ich will ihn zu meiner Mama bringen".

Aber sie bestand darauf, streckte die Arme aus und sah den Knaben mit ihren funkelnden Augen an.

„Hast du Angst darum? Ich will ihn hier verstecken, siehst du, in der Schublade. In dieses Zimmer kommt meine Mama nie. Gieb ihn mir."

Er schwankte. Er konnte ihn recht gut bei sich verbergen, in seinem Zimmer; er konnte ihn auch zu seiner Mutter bringen, bis die Tante ihm erlaubte, ihn zu tragen. Aber Caterina schien so darauf versessen, ihm behilflich zu sein, sie wiederholte ihr „Gib ihn mir" so schmeichelnd, daß er fürchtete sie zu kränken, wenn er ihr Anerbieten ablehnte.

„Gieb ihn mir doch!" sagte sie noch einmal.

Er stellte die Schachtel auf das Fensterbrett.

„Ich möchte wenigstens die Krawatte nehmen", sagte er leise.

Digitized by Google

„Komm herein," sagte sie ganz ernst, „ich will dir zeigen, wo ich sie hintue. Komm nur, ich bin allein zu Hause. Die Mama und die Großmutter sind zum Doktor gegangen. Geh' da herum, zur Tür. Oder willst du hier hereinkommen? Wart', ich gebe dir einen Stuhl."

Aber er lächelte verächtlich: er brauchte doch keinen Stuhl, um in ein Fenster zu steigen! Er kletterte hinauf, hob das Bein und war drinnen in dem melancholischen Stübchen.

Mit Caterinas Beihilfe öffnete er die Schachtel und nahm die grüne Krawatte mit den roten Punkten, die er an Marcos Hals so bewundert hatte. Und da er noch zögerte, sie anzutun, riet Caterina: „Ehe du nach Hause kommst, kannst du sie ja abtun."

Doch er schüttelte traurig den Kopf, steckte die Krawatte in die Tasche und machte die Schachtel wieder zu. „Wohin stellst du sie? Hier in die Schublade? Und wenn die Suppèi sie findet? Was wird sie sagen?"

„Eh, sie wird denken, Marco habe seinen Anzug hierhergebracht, damit seine Mutter ihn dir nicht schenkt!" sagte Caterina halb im Scherz, halb im Ernst.

„Ja, wirklich, sie glaubt an die Toten! Sie ist so einfältig!" fügte sie hinzu, indem sie das Schubfach zumachte.

Und beide lachten über die alte Barberina und hielten sich selbst schon für klüger und aufgeklärter als sie. Dann blickte Adonis sich neugierig um, betrachtete die marmornen Früchte und die Muscheln, die den Tisch und den Kaminaufsatz zierten. In diesem sah er einen Haufen Zoccoli für Männer wie für Frauen, einige wirklich kokett, mit rotem Futter und mit Pelz eingefaßt.

„Was tut ihr damit?" fragte er.

„Früher handelte die Großmutter damit", erwiderte Caterina und nahm ein Paar auf. „Jetzt hat sie sie alle mir geschenkt, ich kann sie anziehen wann ich will. Aber fühle nur einmal wie schwer sie sind!"

Er tat ihr ihren Willen und pflichtete ihr bei. Dann ging er.

Er hätte recht wohl zur Tür hinausgehen können, aber er zog vor, wieder durch das Fenster zu steigen.

Seit jenem Tage befreundete er sich mit Caterina. Tognina erlaubte ihm, das Geschenk der Färbersfrau anzunehmen, und er ging um seinen Anzug wieder an sich zu nehmen.

Als er durch die Gasse kam, sah er die Korbmacherin vor der *Maestà* knien. Man hätte sich vor der armen Frau fürchten können, so mager und gelb war sie; sie sah wirklich wie eine Leiche aus, der man die Wangen rot gefärbt hätte. Adonis erschrak. Sie erhob sich mühsam und wollte ihm etwas sagen, doch sie hatte sogar die Stimme verloren.

Digitized by Google

„Was wollt Ihr, Mama?" sagte Caterina, indem sie sich ihr näherte und den Arm um sie legte.

Mit einer Bewegung, die ihr zur Gewohnheit geworden zu sein schien, schob die Kranke das Mädchen von sich; dann sagte sie mit tonloser Stimme zu Adonis: „Sag, Kerlchen, ist die Marchesa Pigoß wieder da? Die vom vorigen Jahr?"

„Nein. Sie sagen, sie käme im September."

„Wenn sie kommt, willst du es mir sagen? Willst du mir den Gefallen tun?"

„Ja, gewiß!" erwiderte er eifrig.

Caterina war inzwischen ins Haus geeilt und an das Fenster getreten.

„Kommt herein, Mama!" rief sie. „Es tut Euch nicht gut, da draußen zu stehen. Kommt doch!"

„Denke daran, Kerlchen!" wiederholte die Frau und schlich ins Haus zurück.

Adonis trat an das Fenster.

„Jetzt geb' ich dir gleich die Schachtel", flüsterte Caterina, vom Fenster zurücktretend.

Aber gerade als sie die Schublade aufziehen wollte, ging die Tür auf und die alte Suppèi erschien.

Ihr Stock sauste durch die Luft und die männliche Stimme rief grollend: „Was macht Ihr? Was gibt es da?"

„Nichts, nichts, Großmutter!" erwiderte Caterina und ging wieder zum Fenster.

„Nichts? Das werd' ich dich gleich lehren. Die ganze Zeit schon hab' ich euch beobachtet. Was sind das für Heimlichkeiten? Was habt Ihr immer miteinander zu schaffen? Sie sagen ..."

„Nun, was haben sie gesagt?" rief Adonis da und erschien rot vor Zorn am Fenster. „Was tun wir Böses? Haben wir vielleicht gestohlen?"

„Kurz und gut!" rief die Alte und eilte an das Fenster. „Ihr seid ein Paar Schelme, ein Paar Taugenichtse, das wissen wir! Und daß ihr im geheimen irgend etwas anzettelt, das wissen wir auch! Man kommt doch nicht ohne eine Absicht extra von Casalino nach Casale!"

„Nun hört nur auf!" rief Caterina ein wenig herrisch. „Soll ich es ihr sagen, Adonis?"

Er bejahte, und Caterina erzählte ihr die Sache mit dem Anzug. Da setzte die Alte denn ein anderes Gesicht auf, schalt nicht mehr auf die beiden Kinder, sondern bedrohte irgendwelche Unsichtbaren mit ihrem Stock.

In diesem Jahr promovierte David und brachte den ganzen Sommer daheim zu. Seine Doktorwürde wurde durch ein großes Festmahl gefeiert, zu dem die Verwandten, Sison, Pirloccia, der Schmied, der Geistliche, der *Casèr* und der alte Lehrer von Casalino eingeladen waren.

Digitized by Google

Adonis natürlich nicht. Dennoch fand er einen Vorwand, um während des Mahles auch zu dem Schwefelholzmann hinüberzugehen. La Müton hieß ihn sich an einer Ecke des Tisches hinsetzen und gab ihm ein Stück Hühnerfüllung. Er wünschte sich nichts Besseres, setzte sich so, daß er der Aufmerksamkeit Pirloccias tunlichst entging, verspeiste seinen Leckerbissen mit Wonne und schaute sich um.

David saß zwischen dem schweigsamen Schullehrer und dem brünetten Geistlichen. Neben diesem erschien der Schwefelholzmann noch kleiner und gelber als gewöhnlich: so auf seinem Stuhl zusammengesunken, sah er aus wie eine Marionette, in der die Feder zerbrochen ist. Armes Männchen! Er verzehrte sich langsam, hustete, hatte Schmerzen überall, aber bestand darauf, zu arbeiten. Mit Blicken voller Bewunderung sah er beständig auf David, und wenn er betend die Lippen bewegte, sah es aus, als richte er sein Gebet an den eigenen Sohn.

Der neue Doktor erschien beinahe traurig: vielleicht bekümmerte ihn der Zustand des Vaters, vielleicht hatte er andere Sorgen, anderen Kummer. Auch er sah kränklich aus.

Auf einmal entstand ein Disput zwischen dem Schmied und dem Geistlichen, wegen des Hündchens des letzteren, das nicht nur das Brot, sondern auch die Suppe verschmähte, die La Müton ihm hingestellt hatte. Beide waren sehr gute Freunde, aber sie zankten sich immer. Der behäbige Geistliche war keineswegs böse und hatte keine bestimmte Meinung außer der des *Corriere della Sera* — aber er wollte immer recht behalten. Der Schmied dagegen sprach wie er dachte.

„Es ist wahrhaftig an der Zeit, den Köter totzuschlagen", sagte er ernsthaft zu dem Geistlichen. „Er möchte ein Stück Huhn haben und ist zu nichts mehr gut."

„Da könnte man Euch auch totschlagen!" entgegnete der Geistliche gereizt. „Wozu seid Ihr denn gut? Um Nägel zu machen!"

Alle lachten, und Adonis am meisten.

„Aber ich esse kein Huhn, *Perdia!* Und nicht einmal alle Tage Suppe! Und ich arbeite, obgleich ich alt bin", rief der Schmied und tat, als hämmere er sein Eisen. „Niemand schwingt den Hammer besser als ich. Und hätt' ich den Betreffenden auf dem Amboß, ich wollt' ihn schön zurichten."

„Wen? Was?" fragte Pirloccia tückisch, in der Hoffnung, der Schmied würde den Geistlichen nennen.

Aber der Alte erwiderte kurz: „Die Welt!"

„Bravo!" rief David aus. „Ihr seid ja ein wahrer Anarchist!"

„Still! Still!" flehte der Schulmeister mit erhobenen Händen, entsetzt über das furchtbare Wort.

Digitized by Google

Das Wortgefecht zwischen dem Geistlichen und dem Schmied nahm seinen Fortgang, und dieser äußerte in der Tat wahrhaft anarchistische Ansichten. Er verstieg sich sogar zu der Behauptung, eigentlich müßte man nicht nur den Geistlichen und den Lehrer auf den Amboß bringen, sondern auch den Bürgermeister, auch den König, sie wie altes Eisen zurechtschmieden und neu herrichten.

Der Geistliche heuchelte Entrüstung über diese Reden, konnte aber das Lachen nicht zurückhalten. Der Lehrer dagegen war ganz bestürzt und sagte schüchtern: „Dahin sind wir nun gekommen! Es ist schrecklich! Schrecklich!"

„Trinken Sie, schnell, trinken Sie!" sagte David und füllte ihm das Glas. „Das tut gut auf den Schrecken!"

Der Lehrer brachte den vollen, rosig schäumenden Peker an die Lippen und trank; David klopfte ihm auf die Schulter und fragte: „Ist es nun vorüber? Haben Sie keine Angst mehr?"

„Es ist vorüber, vorüber!" sagte der Alte, unwillkürlich lächelnd.

Der neue Doktor lächelte ebenfalls, und sein Lächeln spiegelte sich auf dem Gesicht Adonis'.

Seit David wieder da war, vernachlässigte Adonis Andromache und verbrachte all seine freie Zeit auf dem Hof des Nachbars, das ist die Stunden, in denen er nicht die Kühe weiden oder nach dem Obst und den Melonen auf den Feldern der Tante sehen mußte.

David übte auf ihn einen noch stärkeren Zauber aus als selbst Andromache. Für ihn, der nun in das Jünglingsalter eintrat und erregt und neugierig auf die Zukunft blickte wie der Wanderer auf ein ihm unbekanntes Landschaftsbild, stellte die schöne Seilerstochter die Liebe und die Freude dar; aber der Mann, der aus der großen Stadt kam und dahin zurückkehren würde, bedeutete etwas weit Umfassenderes: eine ganze Welt, so fern und hell wie die Sonne.

David trug zwar auch das Elend und die Kümmernisse jener fernen Welt mit sich umher — doch das gewahrte Adonis nicht. Die Sonnenflecken sehen wir ja nicht!

Und doch war David manchen Tag so traurig, daß seine Augen wie die eines verwundeten Adlers aussahen. Er blieb meist in seinem Zimmer, denn er schrieb an einem Buch, und in diesen Stunden waltete eine wahrhaft andächtige Stille in dem armen Häuschen. La Müton ging auf den Fußspitzen umher; Adonis saß bei dem Schwefelholzmann im schattigen Hausflur und wartete geduldig. Doch David ging erst aus, wenn die Schatten länger wurden, und dann mußte Adonis gerade die Kühe auf die Weide führen. Er schämte sich des so sehr vor dem jungen Manne, daß er einen weiten Umweg machte, um ihm nicht zu begegnen.

Digitized by Google

Doch eines Tages sah David ihn und sagte: „Warum wirst du rot? Schämst du dich dieser schönen Gesellschaft? Als Knabe träumte ich davon, eine Kuh zur Weide zu führen. Und auch jetzt ... es würde mir durchaus nicht mißfallen, ihrer zwei oder drei zu haben."

Eines Abends nahm David ihn mit zum fischen. Aber es war ein melancholischer Abend: große braun violette Wolken verdunkelten den Himmel, und ihr Widerschein breitete eine feierlich schwermütige Stimmung über den Strom.

Adonis hatte bereits Verständnis für die Schönheiten der Natur. Er nahm die seltsamen Formen der Wolken wahr, das Farbenspiel des Wassers, wie die Stimmen der Dinge. Aber an die im Fluß versunkene Stadt glaubte er nicht mehr.

Der Fischfang war an jenem Abend sehr lohnend, doch David freute sich des nicht. Adonis hoffte, daß er auf der Rückkehr wieder singen würde; der junge Mann zog es indes vor, mit Pigoß zu plaudern, der ihn fragte, ob er sich nun eine Frau nehmen wolle.

„Damit sie Hungers stirbt!" rief David. „Ich muß noch zwei Jahre weiter studieren."

„Wirst du dann Schule halten?"

„Ah, er wird Schule halten?" rief Adonis aus. „Für Knaben?"

„Und auch für Mädchen!" sagte Pigoß.

„Gerade wie ich! Ich will auch Schule halten!"

„Auch für Mädchen?" fragte der listige Alte. „Eh, ich habe sagen hören, daß du schon Liebeleien hast."

„Ach, wirklich? O, du Schelm!" sagte David.

Adonis widersprach, so rot im Gesicht wie der Himmel am Horizont, hinter dem Gehölz, über dem ebenfalls der violette Schein lag.

Aber der Schiffer sagte, zu David gewandt: „Ja, *el gh'à* eine hübsche kleine Dirne aus Casale, haben sie mir gesagt ..."

„Das ist gar nicht wahr! Caterina ist bloß meine Schulkameradin. Ihre Mutter ist krank. Sie muß sterben ..."

„Auch!" sagte David.

Adonis sprach von der Korbmacherin und sagte, sie hoffe auf die Ankunft der Marchesa, um sie um Hilfe zu bitten.

„Hilfe, um zu sterben?" fragte David, und seine Stimme klang spöttisch und doch traurig.

„Alle warten auf die Marchesa", sagte Pigoß, boshaft wie immer. „Alle Faulenzer, alle Verzweifelten warten auf sie. Auch der Müller, der sich einen Arm gebrochen hat! Ja, wartet nur, wartet nur! .."

„Da sie nun einmal nichts anderes zu erwarten haben!" rief David, in seiner alten Weise auffahrend.

Digitized by Google

Und die erwartete Marchesa traf im September ein. Diesmal sah Adonis den schwarzen Wagen mit den dunkeln Pferden nicht ankommen. Er mußte einen guten Teil der Nacht in der Melonenpflanzung inmitten der Felder Togninas zubringen, in Gesellschaft eines alten Hundes, den man für wenige Soldi von einem Gemüsegärtner gekauft hatte. In seiner guten Zeit war Turco ein braver Hofhund gewesen, groß und stark und bei Gelegenheit auch bissig; nun alt, zahnlos und beinahe blind, war er doch darauf bedacht, gewissenhaft seine Pflicht zu tun. Er bellte, selbst wenn es nicht nötig war! Er bellte immerzu, bellte selbst seine Herren an. Vielleicht merkte er, daß diese ihn nicht liebten, und liebte sie deshalb auch nicht. Sie gaben ihm nichts zu essen, und Pirloccia sagte, nach der Weinlese würde er ihn totschlagen. Auch Adonis liebte seinen traurigen Nachtgefährten nicht, aber er hatte Mitleid mit ihm, und es kam ihm vor, als wäre Turco sich seines Loses bewußt und wolle durch sein Bellen gegen die Ungerechtigkeit der Menschen protestieren.

Mitunter aber klang das Gebell so klagend, daß Adonis sich fürchtete, denn er meinte, der Hund müsse wohl ein Gespenst sehen, und dann blickte auch er sich um, halb furchtsam, halb verwegen.

Die Nacht war lau, still, vom Duft der Gräser und der Melonen erfüllt. Schon verschleierte ein grauer Nebelstreif die Sterne am Horizont; und die schwarzen Bäume vor dem farblosen Himmel sahen wirklich wie Gespenster aus — nur waren sie zu schwarz und reglos, um Furcht zu erregen.

„Sie können aber wohl die Gespenster von toten Bäumen sein!" dachte Adonis, unter seinem Schutzdach aus Schilfrohr ausgestreckt. „Warum sollten nicht auch die toten Bäume wiedererscheinen können? Die lebendigen Bäume fürchten sich vielleicht vor ihnen: ich aber nicht! Ich bin ein Mensch, und die lebendigen Menschen brauchen sich nur vor den Gespenstern der toten Menschen zu fürchten."

Er schauderte ein wenig; dann sagte er sich: Wenn ich etwas Weißes sähe, ja, dann könnte ich mich wohl fürchten. Es könnte ja der Onkel sein, oder auch Marco! Aber ich fürchte mich nicht. Die einfältige Caterina glaubt an solche Sachen, aber ich nicht. Nein, ich glaube nicht daran!

Und doch war ihm unheimlich zumute!

Um jene Zeit erfolgte ein Auftritt, den er nicht wieder vergaß.

Es war am achten September. Er ging über den Deich, als er von weitem Caterina kommen sah. Ja, sie war es wirklich, mit ihrem blauen Kleid, das ein wenig verblichen und nicht mehr bauschig war, und mit ihren goldigen Löckchen, die vor dem klaren Abendhimmel so duftig erschienen.

„Wo gehst du hin?" rief er ihr entgegen.

Digitized by Google

„Dahin!"

Er verstand.

„Und wie willst du das anfangen?" fragte er, als sie einander nahe gekommen waren.

„Eh, ich gehe durch die Tür!"

„Dummkopf, da ist keine Tür! Da ist das eiserne Tor. Also?"

„Ich weiß schon!"

„Aber sie lassen dich nicht so ohne weiteres herein! Ich bin nie hineingekommen, nicht einmal wenn ich Carissima abholen wollte."

„Ich gehe aber hinein! Ich werde sagen: ich will die Frau Marchesa sprechen. Und wenn sie mich nicht mit ihr sprechen lassen, dann ... siehst du?"

„Ein Brief?" sagte Adonis verwundert. „Hast du ihn geschrieben? Laß mich einmal lesen."

„Er ist zu", erwiderte sie, den Brief wieder in die Tasche steckend.

„So sag' mir wenigstens, was du geschrieben hast."

„Aber du darfst nicht schelten! Die Großmutter weiß nichts davon. Sie sagt immer: Wenn ihr jemand um Barmherzigkeit angeht, dann jage ich euch fort!"

„Warum gehst du dann dorthin?" fragte er nachdenklich.

„Weil meine Mama sagt, auch Großmutter Barberina wäre sehr arm."

Er fragte nicht weiter. Er begleitete Caterina, neugierig und aufgeregter als sie selbst.

Bis in den Fußpfad hinein drang der warme Schein der untergehenden Sonne; im grüngoldenen Gezweig der Parkbäume sang eine Amsel.

„Ich schäme mich!" sagte Caterina. „Aber hingehen will ich doch. Wer macht auf? Die Magd?"

„Geh' doch! Die Magd!" rief er, nervös lachend.

„Wer weiß, was die Marchesa mir geben wird! Wer weiß!"

„Wer weiß!" wiederholte auch er, immer nachdenklicher.

Und er dachte bei sich, daß wenn er an Stelle der Marchesa wäre, so würde er die arme Caterina mit Freude willkommen heißen und ihr einen Beutel voll Geld schenken. „Da, meine Liebe, würde er alsdann zu ihr sagen, geh' wieder nach Hause und sage der Suppèi, du hättest diesen Beutel auf der Straße gefunden. Und deine Mutter will ich in das Land bringen lassen, wo es auch im Winter warm ist und sie wieder gesund werden kann, in das Land, von dem der Schwefelholzmann immer spricht. Und nun geh wieder, liebes Kind. Ach nein, warte noch einen Augenblick: da ist ein Stück Kuchen für dich. Die Schneiderin Carissima sagt, dieser Kuchen wäre sehr gut. Sie hat ihn einmal gekostet. Da, nimm auch ein Stück für deine Mutter mit. Addio!"

Digitized by Google

Wie er so vor sich hinträumte, empfand er eine Regung von Zärtlichkeit und zugleich von Neid. Er meinte, Caterina ginge einem Glücke entgegen, das ihm nie zuteil werden würde.

Als sie am Parktor angelangt waren, erwachte er in der Tat wie aus einem Traum; und nachdem er hineingeschaut, verbarg er sich hinter der Mauer.

Das Tor war halbgeöffnet und wenige Schritte davon, in der mit Sand bestreuten Allee, stand Maddalenina Dargenti, zum Ausgehen bereit. Sie war, wie gewöhnlich, weiß gekleidet, mit breitrandigem Hut und ausgeschnittenen weißen Schuhen.

Caterina betrachtete sie erstaunt und ein wenig verdrießlich über ihre Anwesenheit. Das kleine Mädchen hingegen schien ärgerlich darüber, daß die andere sie so beharrlich anstarrte und drehte ihr den Rücken. Sie wartete wohl auf jemanden.

Caterina blickte auf Adonis, und er bedeutete ihr, doch einzutreten.

Sie tat es. Maddalena kehrte sich um, und ihre Augen funkelten.

„Was willst du?" fragte sie ungeduldig.

„Ich möchte mit der Signora Marchesa sprechen", erwiderte Caterina.

„Was willst du denn?" fragte die andere nochmals, den Kopf ein wenig zurückwerfend. „Wer schickt dich?"

„Ich!"

„Ach, du schickst dich selbst! Die Großmutter empfängt jetzt nicht. Sage mir, was du willst."

„Nein, ich will da hinein gehen!" beharrte Caterina, indem sie vorschritt und mit dem Kopf nach dem Palast hindeutete.

„Bleib da! Jetzt wird das Fräulein kommen!" rief Maddalena gereizt und trat ihr entgegen, um sie zurückzuhalten. Doch Caterina ließ sich nicht einschüchtern.

Adonis draußen verspürte eine gewisse Unruhe, als er die beiden Mädchen streiten hörte. Er wußte, daß Caterina sehr herrisch sein konnte und in der Schule das Töchterchen des Doktors gekratzt hatte.

Auf einmal rief Maddalena, die es ohne Zweifel müde war, den Eindringling im Auge zu behalten, noch einmal energisch: „Bleib da!" und lief auf den Palazzo zu.

Adonis streckte jetzt den Kopf vor und sah, daß Caterina der andern nachlief. Am Eingang angelangt, blieb diese stehen, sah sich um und schrie zornig auf. Und plötzlich bückte sie sich zur Erde, richtete sich wieder auf und warf etwas Weißes nach Caterina. Adonis lachte: das weiße Ding war ein Schuh Maddalenas. Dann aber sah er, wie Caterina nach ihrem Kopf faßte, und erschrak.

Digitized by Google

Sie schrie nicht, sie tat den Mund nicht auf und wandte sich dem Ausgang zu.

Da ertönten zwei Stimmen in der Allee: „Kind, was willst du denn?" rief die dünne Stimme des „Fräuleins". Und: „Was ist das, du unverschämtes Ding?" rief die tiefe Stimme Jusfins.

Und Adonis sah, wie der ehemalige Jäger sich auf Caterina stürzte und sie bei den Ohren packte wie einen Hasen. Hätte das Fräulein sie nicht in Schutz genommen, so hätte Jusfin die Arme geprügelt.

Und Maddalena zog sich ihren Schuh wieder an: sie sagte nichts und schien nicht im geringsten erregt: sich zu rechtfertigen hielt sie offenbar nicht für notwendig.

Es ist Nacht. Eine kühle, melancholische Nacht. Große weiße Wolken ziehen langsam über den dunkelblauen Himmel, und hier und da kommt ein Stern zum Vorschein.

Ein leichter Wind schüttelt die Wipfel der dunkeln Bäume: die großen Gespenster regen sich und flüstern von traurigen Dingen. Und Turco bellt beharrlich. Seine klägliche Stimme schallt durch die Nacht und weckt einen Widerhall, der wie das Bellen eines andern Hundes klingt und gleich den Stimmen der Bäume und des Windes etwas Trauriges und Geheimnisvolles birgt. Was hat Turco diese Nacht? Vielleicht ist ihm kalt, er fühlt, daß der Herbst naht, denkt der Drohung seines Herrn und fürchtet sich ...

Adonis liegt unter seinem Schutzdach aus Schilfrohr; er ist müde, doch schlafen kann er nicht. Er denkt an so vieles. Also Caterina hat nichts erhalten: ein Glück noch, daß sie sie nicht geprügelt haben, oder gar umgebracht! Eh, der alte Jusfin ist ja ein böser Mann! Adonis hat ihm immer mißtraut. Wäre er nur ein ganz klein wenig gut, so hätte er Maddalena bei den Ohren gezogen und nicht Caterina. Aber Maddalena ist noch böser als Jusfin: sie ist so böse wie Pirloccia.

„Wenn sie mir in den Weg kommt," denkt Adonis, „dann gebe ich ihr ein paar, aber gehörig!"

„Und hattest du nicht auch Schuhe?" hatte er zu Caterina gesagt. „Hat sie dir weh getan?"

„Nein, nein, das ist nichts! Es war ja nur so ein leichtes Ding! Die Ohren tun mir weher! Wie hat er daran gezogen, der Heide!"

„Aber warum sagtest du ihm nicht, was du wolltest?"

„Nein, nein, nein!" schrie sie zornig und faßte sich an die immer noch roten Ohren. „Der Heide hätte es ja der Großmutter wiedergesagt!"

„Und was willst du nun deiner Mama sagen?"

„Das Tor wäre zu gewesen."

„Und der Brief?"

Digitized by Google

„Den schicke ich durch die Post, wie die an Giorgio. Aber dafür braucht man eine Freimarke, nicht? Ach, man kann ihn auch so schicken."

„Aber ich würde ihn gar nicht schicken!" hatte er verächtlich gesagt. Doch Caterina hatte ihn nicht verstanden: sie war so einfältig! Wie konnte sie noch daran denken, denen einen Brief zu schicken, nachdem man sie so behandelt hatte!

Adonis denkt an die Nacht, da Pirloccia ihn tückisch überfiel und prügelte; wie er da geschrien, vor Zorn und vor Schmerz. Ah, an Caterinas Stelle würde er auch heute noch so geschrien haben!

(Fortsetzung folgt.)

Der Kenner und der Fälscher.

Von Karl Voll in München.

Im Kreise meiner Bekannten der Münchener Studentenzeit spielte ein ungemein langer Maler eine große Rolle. Er war zwar nicht als Künstler, aber doch als Mensch sehr reich begabt; wir haben wohl nicht übertrieben, als wir ihn damals für ein Genie hielten, leider haben wir auch nicht übertrieben als wir ihn für ein verbummeltes Genie hielten. Er verfügte über einen prunkvollen Baß, den er glänzend auszunützen verstand, um trotz seines in der Regel abgerissenen Anzugs sich beinahe würdevoll durchzusetzen. Gottlieb hatten ihn seine armen Eltern in ahnungsloser Ironie taufen lassen.

Wir wußten nie recht, wovon er lebte; denn über einen Wechsel oder sonst eine geregelte Einnahmequelle verfügte er nicht. Nur mitunter, wenn er seine Freunde anpumpte oder, was er lieber tat, sie durch einen gemeinsamen vertrauenswürdigen Bekannten anpumpen ließ, bekamen wir einen kleinen, allerdings schmerzhaften, Einblick in die Geheimnisse seiner Finanzwirtschaft. Gottlieb war mit seinem schier unergründlichen Baß und seiner grenadiermäßigen Größe ein feiger Polterer, der sich viel gefallen ließ. Er kam auch nie zu einem bestimmten Entschluß; bald wollte er Künstler werden, bald Schriftsteller: er fing alles an und beendete nichts. Eines Tages war der merkwürdige Gesell verschwunden. Niemand wußte, wohin er sich verzogen hatte: aber der Grund war uns allen offenbar; denn nur wenigen war es geglückt, das Geld, das sie ihm geliehen hatten, wiederzubekommen. Ich war erfreulicherweise einer dieser Wenigen. Am meisten hatte er seinen besten Freund hochgenommen, der immer auf des langen Gottlieb Genie gebaut hatte. Als der Betrogene endlich die Adresse des Flüchtlings erfuhr und ihm den üblichen Mahnbrief schickte, kam die Antwort, der

Digitized by Google

gute Kamerad möge sich freuen, daß er dem zukünftigen großen Meister habe borgen dürfen. Es werde ihm später sicher eine Beruhigung sein, daß er dem Genie in den Tagen der Armut beigestanden habe.

Lange Zeit hörte man nichts mehr von Gottlieb. Plötzlich aber verkündeten helle Posaunenstöße in der Presse, daß ihm eine wichtige Erfindung gelungen sei, daß er schon ein Patent darauf genommen habe, und aus mancherlei Tatsachen ging hervor, daß er verstanden hatte, sich in den sogenannten maßgebenden Kreisen gut einzuführen. Dann aber versank wieder alles in Ruhe und niemand wußte oder erfuhr etwas von dem wunderlichen Menschen. Auch ich hatte bei zwanzig Jahre lang nichts mehr über ihn erfahren können, obschon ich ihn nicht aus dem Gedächtnis verloren und mich immer wieder nach ihm erkundigt hatte.

Vor einigen Jahren saß ich an einem heißen Sommernachmittag in meinem Schreibzimmer: da ertönte draußen auf dem Gang eine so tiefe Baßstimme, wie außer meiner eigenen dort noch nie eine ertönt haben mag. Ich stellte sogleich das Ohr sehr aufmerksam ein; denn nur ein Mensch konnte mit solchem Aplomb reden, und der Mensch mußte Gottlieb sein. Ich war zwar erfreut, dachte aber auch daran, daß ich wohl früher seinen Pumpkünsten ohne Schaden entronnen war, jedoch füglich ihnen nicht mehr entrinnen könnte. Als guter Familienvater nahm ich mir in rasch gefaßtem Entschluß vor, nicht mehr als 100 Mark auf den ausgebrannten Altar der Studentenkameradschaft zu legen. Da pochte es schon gewaltig an die Tür, und ehe ich noch einzutreten gebeten hatte, stand Gottlieb sieghaft im Zimmer, mich in den Fluten seines Basses ertränkend. Ein Blick belehrte mich, daß er in friedlicher Absicht gekommen war und daß er keinen Anschlag auf meine Börse im Schilde führte. Wir waren bald übereinander orientiert. Er wußte im allgemeinen Bescheid über meine wechselvolle Laufbahn und von sich konnte er melden, daß er doch endlich bei der Malerei geblieben sei. Er sah mir ohne Zweifel an, daß ich eilig mein Gedächtnis abfragte, wo ich einmal ein Bild von ihm gesehen haben könnte, und er sagte: Ich stelle nicht aus. Ich habe einige Antiquitätenhändler als feste Abnehmer. Meine Nase kräuselte sich in einem schnell aufsteigenden Verdacht; doch hielt ich meine Worte noch zurück. Von dem, was ich da und dort geschrieben hatte, wußte Gottlieb nicht gar viel, aber er war merkwürdig gut beschlagen über Aufsätze und Bemerkungen, die ich in bezug auf gefälschte Bilder getan hatte. Besonders kam er immer wieder auf die angeblich altdeutsche Madonna mit der Wickenblüte im Kölner Museum zurück, die damals viel besprochen wurde, die auch ich als eine Fälschung bezeichnet hatte und noch heute dafür halte. Mit einer gewissen Unterwürfigkeit, an der ich den feigen Prahler von ehedem wieder erkannte, sagte er

Digitized by Google

mir, daß er auf seinen Fahrten auch dieses Bild gesehen habe, und daß er mir aus zuverlässigen technischen Umständen beweisen könne, daß das Bild wirklich eine Fälschung vom Anfang des 19. Jahrhunderts sei. Mir fiel endlich auf, daß er von dem Thema des Bilderfälschens nicht loskam und ich sagte: „Alter Schwede, was willst du von mir? Expliziere dich und geniere dich nicht." „Ach", sagte er, „lieber Voll" und das Wort Voll rollte wie ein donnernder Wasserfall. „Ich möchte nur auch geschwind was von dir lernen. Als Maler interessiert man sich um technische Fragen, und mich interessiert es, woran ihr Kunsthistoriker es erkennt, daß ein Bild gefälscht ist. Eigentlich versteht ihr ja, weil ihr nicht malt, doch nichts von der Sache." Dieses Gemisch von Frechheit und Angstlichkeit erheiterte mich und ich sagte: „Mein Lieber, wir wollen uns erst mal sauberen Boden schaffen. Du bist offenbar Bilderfälscher?" „Aber mein lieber Voll," sagte er, „warum doch gleich die scharfen Worte! Die Händler bringen mir schwarze Bilder, auf denen man nichts mehr sieht oder von denen der größte Teil der Farbe abgebrochen ist: die restaurier ich halt und male sie wieder so zurecht, daß sie gut aussehen, das ist doch keine Fälschung. Ich versichere dir, daß ich nie eine Signatur auf ein Bild setze, wenn ich nicht sicher bin, daß das Bild von dem betreffenden Maler ist." Der Kasus machte mich lachen, und ich beschloß, dem Biedermann die Zügel ein wenig zu überlassen. So gab ich ihm nach, und er erzählte mir endlich, durch mein treuherziges Eingehen auf seine Rodomontaden verführt, daß er erst neulich aus einem alten, verdorbenen holländischen Bild, das eine Bauernfrau dargestellt haben mochte, eine schöne Rittersdame gemacht habe. Und als ich fragte: was verdienst du nun dabei, sagte er: „Oh, das wird nicht schlecht bezahlt. Ich bekomme da durchschnittlich 30 Mark für das Stück."

Man wird ja im Laufe der Jahre hart, das Leben brüht den Menschen ab, aber es fror mich doch innerlich bei dem Gedanken, daß dieser Mann, der in voller Glorie seiner Gewandtheit bei mir saß, der wirklich ein reich begabter Mensch ist, im Alter von 45 Jahren mit allen Kniffen und Listen sich freuen mußte, wenn er im Stücklohn 30 Mark mit seinen Fälschungen erschwindelte. Jedoch, solche Leute sind Kanonenfutter der Menschheit: ich konnte den Fall nicht tragisch nehmen, wenn der Unglückliche selbst sich wohl fühlte. So fuhr ich mit heiterem Ton weiter: „Also Gottlieb, was willst du von mir?" Da sagte er leise: „Ich habe öfters gelesen, daß du bei Fälscherprozessen als Sachverständiger fungierst, und da möchte ich dich fragen, was du für Indizien anwendest; denn um mehr als Indizien kann es sich bei dir als Nichtmaler ja doch nicht handeln." Da lachte ich und sagte: „Alter Knabe, wie haben wir immer in der alten schönen Zeit zueinander gesagt: *speculorum mons cognosco tibi.* Ich gebe dir Antwort, Spiegelberg, wenn

Digitized by Google

du mir eines sagst: wie setzt ihr Racker eure Inschriften auf die Bilder, daß der Restaurator sie mit dem besten Spiritus waschen darf, ohne daß sie weggehen?" Ich erzählte ihm, daß sich kurz vorher in einem Atelier der Pinakothek eine fraglos gefälschte Dürerinschrift als völlig säurefest erwiesen hatte. Nun war das Lachen an Gottlieb. „Mein lieber Freund: Man gibt etwas Spiritus auf das Bild, läßt ihn ein wenig ziehen, daß die Farbe weich wird, schreibt die Inschrift mit Aquarellfarbe hinein und tut dann Firnis darüber. Das löst sich in keinem Spiritus; aber wenn die Stelle entsprechend energisch mit Wasser behandelt wird, kommt der Schaden doch zu Tag." Dieses stimmte zu dem Urteil des alten verstorbenen Professors Hauser, dem jener „Dürer" vorgelegt worden war, und der gesagt hatte, wenn die Inschrift auch dem Spiritus standgehalten hat, so möchte er sie doch nicht mit Wasser untersuchen.

Ich erwiderte Belehrung mit Belehrung, aber die Unterhaltung wurde mir doch etwas eintönig und so bat ich Gottlieb, ein wenig mit mir spazieren zu gehen. Wir gingen die Türkenstraße hinauf und über den Maximiliansplatz. Der lange, dürre Fälscher und der kleine kugelrunde Kunsthistoriker boten ein vergnügliches Bild, als sie so einträchtig miteinander gingen; hoch von oben, aber besorgt, sah Gottlieb auf mich herab, heiter blickte ich zu ihm hinauf, aber der alte Kamerad tat mir doch leid. Er erzählte mir, daß er ein genaues Verzeichnis aller Bilder habe, die er für die Antiquitätenhändler „restauriert" hätte. Ich sagte ihm, daß solche Verzeichnisse bei den gewerbsmäßigen Fälschern in der Regel gefunden würden, und daß er also gut täte, das seinige zu vernichten. „Alter Knabe," fügte ich bei, „verbrenne das Verzeichnis; denn wenn du mir mal als Angeklagter vorkommst, kann ich dir nicht helfen. Ich müßte dich als Sachverständiger hineinsenken." Damit gingen wir auseinander. Ich dachte, ihn nie wieder zu sehen, aber schon ein Vierteljahr danach traf ich ihn bei einer studentischen Erinnerungsfeier. Erst genierte ich mich für ihn selbst, da er von allen, die beisammen waren, trotz seiner großen Fähigkeiten doch am weitesten zurückgeblieben war, aber unbefangen ging er mit einem vollen Glas auf mich zu. „Grüß dich Gott, holde Schreiberseele," sagte er, „trink mal fest auf die Kunst, der wir alle dienen." Da winkte ich einem Kellner und setzte mich mit Gottlieb vor eine treffliche Flasche Wein. Das freute ihn sehr und mit viel Lärm suchte er die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Es tat ihm wohl, mit einem Vertreter der offiziellen Kunstpflege zusammenzusitzen. Aber der Wein war ihm zu schwer. Er war bei der zweiten Flasche schon betrunken und wurde exzessiv. Da überließ ich ihn seinem Schicksal und setzte mich weit von ihm weg zu einem Schulkameraden, der früh geheiratet hatte und mit zwei erwachsenen, sehr hübschen Töchtern unser Fest freundlich zierte.

Digitized by Google

1814. 1864. 1914.

Rede zur Reichsfeier der Nationalen Vereine, gehalten zu München am 16. Januar 1914.

Von Erich Marcks.

Sie haben sich zur Feier der Reichsgründung versammelt; Sie wollen in einer Feierstunde den Blick auf das richten, was dieses Reich uns ist, dessen Namenstag sich übermorgen zum 43. Male jährt; der Historiker soll, von der Geschichte her zur Gegenwart hin, vor Ihnen aussprechen, was Sie alle fühlen.

Wir sind, nicht bloß vom Vorjahre her, gewohnt, unsere Gegenwartsfeste rückblickend an die Daten unserer Geschichte anzuknüpfen. Nun wohl! Auch heute ist — auch ohne die Nähe des 18. Januars — ein historischer Tag. Heute vor 50 Jahren, am 16. Januar 1864, haben Preußen und Österreich ihren Vertrag gegen Dänemark geschlossen; sie haben sich zu der Erklärung vereinigt, wenn Dänemark seine, die deutschen Herzogtümer Schleswig und Holstein erdrückende neue Reichsverfassung nicht binnen 48 Stunden zurücknähme, so würden die beiden deutschen Großmächte, als völkerrechtliche Hüter der alten Rechte Schleswig-Holsteins, ihre Truppen gegen Dänemark marschieren lassen. Schleswig-Holstein schien für Deutschland verloren, wenn Dänemark jene Forderung dennoch erfüllte; aber Bismarck wußte, daß es sie abschlagen würde. Und es war der 18. Januar, an dem Dänemark sein Nein aussprach; am 20. übernahm der alte Wrangel den Oberbefehl über das verbündete Heer. England warf einen Antrag auf Aufschub dazwischen, man schob ihn beiseite, am 1. Februar wurde die schleswigsche Grenze überschritten: der erste der deutschen Einigungskriege war da.

Das sind nordnorddeutsche Dinge; im hohen Norden werden diese Jahresfeiern von 1864 am lebhaftesten begangen werden. Aber sie gehen ganz Deutschland an: sie gelten dem Beginne unserer großen Zeit. Damals hat Bismarck ja sein Meisterstück vollbracht, damals geriet der Felsblock unserer Geschicke endlich ins Rollen. Und noch in einem sehr anderen Sinne gehen diese Tage das ganze Deutschland an: das ganze Deutschland war an jenem 16. Januar in flammender Entrüstung. Der Bundestag hatte zwei Tage zuvor die beiden Großmächte niedergestimmt, weil ihr Vorgehen die Befreiung der Elbherzogtümer nicht sichere, sondern gefährde; die öffentliche Meinung schrie über ihren Verrat an der Nation; alle Landtage, alle Gruppen nationaler Parteien, eine jegliche Bewegung unseres öffentlichen Lebens, auch die Regierungen alle: sie glühten vor Zorn. Gegen sie alle, gegen Preußen und sein Abgeordnetenhaus, gegen die deutschen Mittelstaaten, gegen die Parteien und die Vereine, gegen Presse und nationales Gewissen, im Grunde auch gegen Österreichs hemmende

Digitized by Google

Eifersucht hat Herr von Bismarck-Schönhausen seine Befreiung Schleswig-Holsteins durchgeführt; er hat sie in Europa durchgeführt gegen Europa, gegen England — gegen alle Welt.

Und das soll ein Gedenkbild sein für unser Deutschland? ein Bild, das man zeigen soll an einem Feiertage des Reichs? Doch wohl nur deshalb, damit die Riesengröße des Einen grell hervorleuchte, der dennoch das Reich erbaut hat? Oh nein! vielmehr, damit an ihm deutlich werde, was Deutschland damals war und was es seitdem geworden ist. Als Beispiel und Maßstab unserer Entwicklung allein sei hier dieser Streit von 1864 emporgerufen.

Zwei deutsche Provinzen schrieen nach Errettung. Der kleine dänische Königsstaat, an den sie äußerlich gekettet waren, strebte nach ihrer Einfügung in seine staatliche Einheit, die beiden deutschen Lande widerstrebten im Sinne ihrer Nationalität. Seit einem halben Jahrhundert war dieser Kampf im Aufsteigen; von 1848 an hatte er zu Empörung und Krieg geführt und Preußen und Deutschland war den Schleswigholsteinern beigesprungen — vergebens, auch dieser Ausläufer der deutschen Revolution versiegte im Sande, die beiden Herzogtümer fielen wieder in dänische Hand. Seit 1852 herrschte sie wieder ganz und es war unvermeidlich, daß sie ihr altes Werk stärker aufnahm als zuvor. Seit 1855 blickte Deutschland auf den erneuten stillen Kampf und redete mit wachsender Erregung in ihn ein. Weshalb tat es nicht mehr? Dänemark war klein, Deutschland war groß; war Deutschland ohne inneren Anteil an diesen Dingen? vielmehr, es war voll innerlich glühender Sehnsucht, seinen Norden zu erlösen, und an dieser Sehnsucht hat es seine eigene Einheitssehnsucht immer von neuem erst wieder entzündet. War Deutschland machtlos? Was es vermochte, hat die Folge gezeigt. Aber es war zerrissen, und es stand inmitten von Europa. Alle unsere Nachbarn hatten den gleichen festen Willen, uns am Boden zu halten, alle — die einzelnen schärfer oder gelinder, je nach der Stunde und dem eigenen Interesse; in dieser Frage des Küstengebietes zwischen Ost- und Nordsee leitete England den Widerstand. Und Schleswig-Holstein war durch europäische Verträge an die Dänen ausgeliefert worden. Der Ansturm dagegen bedeutete den europäischen Konflikt. Wie sollte man den bestehen? Mit einem regellosen Stoße, den Kopf wider die Wand? Oder wer sollte Deutschland dabei führen? Wem war Deutschland gewillt zu gehorchen?

Da riß Bismarck die Leitung an sich. Er hat es vermocht, durch eine Diplomatie sondergleichen Europa zur Seite und auseinander zu halten; er hat es vermocht, Österreich mit sich zu ziehen und so sich selber gegen ganz Europa und gegen Österreich zugleich, den natürlichen Nebenbuhler seines Preußens, zu decken; er hat Schleswig und Holstein befreien wollen und hat sie befreit; er hat sie erobert für seinen, den preußischen Staat.

Alles das aber tat er gegen die Nation. Er handelte als europäischer Staats-

Digitized by Google

mann, auf Grund europäischer Verträge und europäischer Machtverhältnisse — wie, das kann ich heute nicht erzählen wollen; und er handelte als Preuße. Die Nation wollte die Vollstreckung des nationalen Willens. Er hat im Machtkampfe die Nordmarken erobert und sie dann, nach außen hin ungedeckt wie sie waren, seinem Staate angefügt, auf dessen Schutz sie angewiesen waren; 1866 sind sie preußisch geworden. Die Nation wollte sie, wie sie selber es wollten, als einen Sonderstaat für sich; Bismarck wollte damals an der gefährdetsten unserer Grenzen keinen neuen Sonderstaat errichtet sehn. Weshalb aber vor allem? Weil Preußen und die deutschen Sonderstaaten, die deutschen Mittelstaaten, damals noch Feinde, noch Nebenbuhler gegeneinander waren, weil die Frage des deutschen Staates noch ungelöst war. Die deutschen Königreiche, Bayern, Württemberg, Sachsen, Hannover und so fort, sie standen im lockeren deutschen Staatenbunde noch unabhängig aufrecht — sie wollten keinen straffen deutschen Bundesstaat mit preußischer Leitung, sie fürchteten vernichtet oder doch niedergebeugt zu werden. Sie hatten ihre besondere deutsche Politik, die ganz begreiflich, ja notwendig war, eine Politik, die Deutschlands Lage bessern und ihre eigene doch nicht antasten wollte, keineswegs undeutsch im Gefühl — wie gutdeutsch empfand ihr bester Führer, König Max II. von Bayern! Aber sie waren tatsächlich außerstande, dem deutschen Einheitsdrange die Befriedigung zu geben, die allein nottat, und alle ihre Versuche sind verpufft.

Befriedigen konnte ihn nur ein deutscher Gesamtstaat, dem die anderen einen Teil ihrer Sondergewalt abträten, und das ging nur über Preußen. Mit den Mittelstaaten vereinigt wehrte sich Österreich; es ist Bismarcks Meisterstreich, daß er es, durch innere und auswärtige Motive verschlungenster Art, damals dennoch gewann. Die Eifersucht Österreichs bewachte ihn freilich, sie hat ihm jeden Schritt gegen Dänemark, jeden militärischen Schritt vorwärts erschwert und belastet, er hat Österreich mitgezogen und trotz allem sich durchgesetzt. Alle diese deutschen Staaten aber arbeiteten gegeneinander.

Und das deutsche Volk? Seit 50 Jahren regte sich das nationale Ideal — seine Durcharbeitung und Klärung, seine Ausbreitung und Erhebung ist der beste Inhalt unserer Geschichte jener Tage. Es hatte sich 1848 aufgebäumt und war zurückgesunken; es hatte sich, nach bitteren Lehren und Leiden, seit 1859 von neuem erhoben; um den Nationalverein schloß sich die Erkenntnis der Notwendigkeit einer Lösung durch Preußen: durch ein freiheitliches Preußen, so meinte man, das durch seine Freiheit um Deutschland würbe. Würden die Mittelstaaten sich ihm gutwillig unterwerfen und Österreich sich austreiben lassen ohne Kampf? Da standen die harten Fragen der Macht zutage, unlösbar ohne die Vorarbeit des Gedankens, aber unlösbar durch den Gedanken selbst, lösbar allein durch den Zwang der Macht. Wie Wenige erkannten ihn an! In Preußen selber rangen König und Landtag um die Macht, der schlimme Ver-

Digitized by Google

fassungskonflikt, unheilbar wie es schien, zerriß den Staat der kleindeutschen Hoffnung und zerriß das Band zwischen Preußen und seiner Partei in Deutschland ganz. Sie glaubte an das liberale Ideal und wandte sich von dem Staate des Konfliktes, von dem Konfliktsminister zornig und hoffnungslos ab: er war auf lange bündnisunfähig für sie und sie für ihn. So war es seit 1862. Im Jahre darauf der Kampf der Staaten um die Obergewalt in Deutschland: Österreich stieß im August 63 heftig gegen Preußen vor; der europäische Krieg lagerte in diesem Sommer mit drohenden Wolken über dem Erdteil, der deutsche Krieg über Deutschland. Und alle Gewalten standen wider einander, staatliche, gedankliche, soziale; die natürlichen Verbündeten hatten sich getrennt, die öffentliche Meinung schwelgte im Vertrauen auf die Macht der Freiheit — einem liberalen Preußen würde ganz Deutschland sich jubelnd in die Arme werfen: Bismarck verkündete und lebte das Gegenteil, er mußte ohne und gegen den Liberalismus zu Felde ziehn. Österreich und Preußen reichten sich im Januar 1864 die Hand, um alle anderen zurückzuwerfen und mehr noch einander. Wo war da eine Einheit und ein Band, wo eine eigene Stärke der Nation? Zu handeln vermochten in Wahrheit nur die beiden Großmächte, in Deutschland selber und in der Welt, und diese beiden harrten ihres Kampfes auf Leben und Tod.

So voll von Dunkel war unser Vaterland, und in ihm tastete unser Volk nach seiner Zukunft. Die deutschen Staaten *mußten* irregehen: sie mußten erst einmal miteinander abrechnen, ehe sie einig werden und miteinander emporsteigen konnten. Die deutsche Stimmung *mußte* irregehen: wer sollte sie in diesem Wirrwarr leiten? Es war eine Lage voll Schicksalsdruckes — und voll tiefer Häßlichkeit. Eine laute Agitation, aber machtlos und aussichtslos und deshalb kindisch, viel Zorn und Klage und Anklage, aber ohne Mittel und ohne Rat, angewiesen auf nichts als tönende Worte. Das macht halb und unmännlich. Kein klarer Gedanke, kein klarer Weg! Und nun wallte in diesem Wirrsal alle alte Feindseligkeit, alle alte Engigkeit, aller alte Haß, alle innere Fremdheit auf, die Deutschland jemals zerspalteten, und jeder Teil verachtete den anderen. Man begeisterte sich für ein freies, selbständiges Schleswig-Holstein unter seinem augustenburgischen Herzog, und verdammte den preußischen Eisenschuh. In hundertfältigem Groll vergaß der deutsche Süden, vergaß die deutsche Partei in Süd und Nord über dem Streite des Tages alle großen Ziele und Möglichkeiten der Nation: der Staub hatte sie verschlungen. Damals saß im kleinen badischen Freiburg der feurige 30jährige Sachse Heinrich von Treitschke, auch er begann mit heißer augustenburgischer Begeisterung, mit heißer Empörung über den preußischen Verrat — und nach drei, vier Monaten blickte er tiefernüchtert auf diesen Winter der Phrasen zurück. Er erkannte die Macht, die retten kann, und drängte seinen Groll auf den Konfliktsminister Bismarck

Digitized by Google

zurück, die Wege des kommenden Deutschlands schimmerten ihm auf. Und er zog damals mit leidenschaftlicher Beredsamkeit, scharf und streng, die Ergebnisse, auch die moralischen, der deutschen Verwirrung. Die Unklarheit ihres Staatslebens und ihre Zwietracht haben den Deutschen auch die Seele getrübt, eine dumpfe Enge beherrscht und verdirbt alles politische deutsche Dasein, da geht kein Blick in die Höhe und Weite hinaus, da fesselt das Philistertum der Phrase den Sinn, und alle männlichen Kräfte, die Kräfte des Willens, des Entschlusses, der Tat erschlaffen. Treitschke liebte sein Deutschland, Nord und Süd, die zu vereinen er dürstete, mit heißer Seele, als Deutscher, nicht als Preuße, aber er fuhr sie an mit richtendem Ungestüm: ihr verkommt in diesem Wuste von Lärm und Vorurteil, von Staub und Beschränkung, in diesem Mangel an Luft, an Stolz, an Stärke. Ihr versinkt in dieser politischen Entsittlichung eines staatlosen Staates und einer Nation ohne Macht und Weltgewalt; auch die freie Persönlichkeit, so war sein Glaube, verlange zu ihrer Entfaltung nach innen und außen hin den weiten Raum, den patriotischen Stolz, den Anteil an Volk und Welt. So hat er im Jahre 1864 in gewaltigen Worten gemahnt, verurteilt und emporgewiesen, wie ein Prophet aus Israel, leidenschaftlich ungerecht und voller Größe und Zukunft — von tiefer Eindruckskraft wenigstens für die suchende Jugend. Aber zu Bismarck selber fand auch er noch nicht die Bahn.

Das alles war unvermeidlich. Die Jahrhunderte deutscher Staatlosigkeit wirkten nach. Alle Ideen der Einheit haben vorgeleuchtet — aber geschaffen haben sie die Einigung nicht. Nicht durch sich selber, nicht durch irgend ein Schwergewicht mechanisch wirkender, sachlicher Notwendigkeit hat sich die deutsche Sehnsucht vollstreckt: die feste, kühle, starke Hand der Macht hat es geleistet, Bismarck hat es geleistet mit dem selbstsüchtigen Ehrgeiz eines großen Staates und eines großen Staatsmanns. Er allein gegen alle, fast gegen seinen König selbst, und gegen jeden sonst. Das darf man nicht verdunkeln, denn es ist die Wahrheit; das soll man immer von neuem beherzigen: denn diese harten Kräfte, dieses Eisen, das er den deutschen Kämpfen, das er dem deutschen Blute zugeführt hat, sie haben das Werk vollbracht. Diese Lehre von 1864 soll bleiben, so gut wir alle Mängel des alten Deutschlands, alle die Nöte unseres Volkes verstehen und in ihrem zwingenden Zusammenhange anerkennen. Aber dies, und dies allein war der Ausweg und war die Rettung. Den wundervollen Gang jenes Jahres selber verfolge ich heute nicht; Diplomatie und Krieg und ein gewaltiger Wille haben ihn gestaltet. Das Neue und Große hat damals Emanuel Geibel sofort ergriffen, der Lübecker, der damals Münchner war; er feierte im Februar 64 den Erlöser Krieg:

Wir waren also lang im Traum gelegen,
Daß uns der Kraft Gedächtnis schier entschwunden,

Digitized by Google

Ein schwüler Zauber hält den Sinn gebunden,
Da blitzt es auf — o jeder Blitz ein Segen!

Ich grüße dich, du heil'ger Feuerregen,
Du Sturm des Zorns nach so viel bangen Stunden!
In deinen Flammen werden wir gesunden,
Und jauchzend schlägt dir diese Brust entgegen.

Das war die neue Zeit, die eiserne Zeit: es spricht die Tat, wo Worte nichts verfingen —; und der Dichter jubelt ihr zu: vorwärts ihr Adler mit den starken Schwingen! Es war der Weg zur Größe, zur Befreiung Deutschlands von europäischer Knechtschaft, von innerer Unklarheit und Unwahrheit. Es war der Weg des großen Realisten, der von Preußens Wirklichkeit ausging, aber auch die andern Wirklichkeiten ehrte, der Einheit und Vielheit, Reich und Sonderstaat nebeneinander befriedigte und miteinander versöhnte, der Fürsten und Völker zuerst zwang — denn nur der Zwang vermochte den Boden zu glätten — und der sie dann gewann, der sie gewann in innerer Gemeinsamkeit der Arbeit und in dem gemeinsamen Siege über den uralten Todfeind deutscher Nation, über das erobernde Franzosentum, das uns die Einheit verbot; der über allem Einzelnen, über aller Schwäche, über allen Gegensätzen des Alten die große Kuppel des Reiches wölbte, stark, ehern, großartig, einfach und sicher trotz all den bunten Widersprüchen, die sie umschloß und duldete und einte — einfach und sicher und großartig wie er selbst.

Das hat in jenem Jahre 1864 begonnen, in allen Nöten, Unfertigkeiten, Hemmungen und Torheiten dieses Jahres, das jetzt ein halbes Jahrhundert alt geworden ist: aber über diesen Torheiten leuchtete der Glanz von Düppel und Alsen auf, die Kraft und das Vertrauen, die Tat und der Sieg.

Wir haben im Vorjahre 1913 gern auf andersartige Bilder zurückgeblickt. Wir können auch heute die Kette aufrufen: von 1914 zu 1864 und zu 1814. Wir haben im Vorjahre den Preis der Befreiungskriege gesungen und ihren Wert lebendig gespürt: den Reiz der deutschen Jugendtage, die lichte Helle der Begeisterung, die Größe ungeheurer Opfer, den warmen Glanz der Ideale, der höchsten und reinsten Idee, den Zauber des Geschlechtes, das Napoleon den Großen schlug und das so jung und so rein, so reich, so strahlend, so geistig war. Wir haben es gespürt: an *diesem* Reichtum haben wir verloren. Wohl: es ist der Gang vom Kinde und vom Jüngling zum Mann, und jene Verluste sind ihm natürlich. Doch sind wir nicht gewillt, sie einfach hinzunehmen in Resignation. Gewiß, wir sind an diesen leichtbeschwingten seelischen Gütern ärmer geworden, wir sind schwerer geworden, gewaltiger, auch derber, härter, prosaischer, aber wir ringen nach der Ergänzung. Es gibt längst wieder eine

Digitized by Google

geistige Sehnsucht, eine Sehnsucht nach Schönheit und geistigem Glauben in Deutschland, einen heißen Drang, wieder weiter und freier, wieder innerlich bewegter zu werden. Wir wollen nicht anerkennen, daß ein ausschließender Gegensatz sein müsse zwischen Kunst und Staat, zwischen Menschentum und Nation, zwischen dem Reiche des Geistes, der Schönheit und der Gedanken und dem Reiche der Macht und der Wirklichkeit und des Staats — wir wollen es nicht, wir wünschen wieder Schwung und Macht, die starke und freie Persönlichkeit und die starke Gesamtheit miteinander zu vereinen: suchend und schreitend ist Deutschland seit 20 Jahren wieder auf diesem Wege. Und heute ist es dieses, was ich laut aussprechen möchte: wohl streben wir nach jener Ergänzung des Neuen aus dem Alten, und müssen es tun, aber wir sind, einmal, lange nicht so geistig arm, wie wir es manchmal beklagen, und dann und vor allem: wir besitzen etwas, das auch in sich selber einen unbedingten Wert hat und das ich gegen nichts, gegen garnichts von dem umtauschen möchte, was das Deutschland von 1814 besaß. Das Reich und die Macht, die uns die Jahreswoche nach 1864 errungen hat, sind nicht nur Schwergewichte, notwendige, unentbehrlich regulierende Gewichte, aber doch Schwergewichte am Fluge der deutschen Seele — sie sind nicht nur das! Sie sind auch sittliche und auch geistige Güter. Der Stolz der Nation und der Stolz auf die Nation ist nicht nur für unser Volk, er ist auch für jeglichen einzelnen unter uns, für die deutsche Persönlichkeit etwas — etwas Kostbares und Unersetzliches, das wir nicht wegdenken können aus unserem innersten Dasein: wir könnten nicht mehr leben ohne dieses Gefühl. Wir blicken auf die staatlosen Tage vor Bismarck und ihren inneren Fluch zurück, und atmen tief auf. Wir sind nicht mehr die Geduldeten, die Kinder, die Geschlagenen innerhalb der großen Welt, die seelisch Gestoßenen und haltlos Irrenden, wir fühlen das und heben unser Haupt frei und hoch empor: das ist für jeden von uns Lebensluft! Wir dürfen dieses Haupt getrost erheben auch im Wettkampfe der Gedanken, in Wissenschaft und Kunst, im weiten Streben unserer Kultur. Was ich aber heute wieder einmal in Ihre Herzen graben möchte, das ist das Bewußtsein des unschätzbar Neuen, das uns durch die Jahre nach 1864 ward. Ist es denn überhaupt wahr, daß die Tage von 1813—15 lichter und freier waren als die von 1864—71? Hundertfältige Hemmungen haben gerade in den Freiheitskriegen den Flug Deutschlands niedergehalten, in der europäischen Welt der Wirklichkeiten, aber auch im innersten deutschen Leben. Die Wunde klaffte, daß Volk und Macht einander nirgends fanden; auch das Innerste ist dadurch gestört und vergiftet worden, auch die höchsten Gedanken der Zeit, die eine Minderzahl erhabener Menschen beseelten und den Staat zu beseelen trachteten, kamen nirgends zu ihrer Frucht. Und neben und über 1813, neben und über dem zukunftsreichen Reize des noch Ungereiften, mit seinen grenzenlosen Ausblicken und seinen unüberwindlichen

Digitized by Google

Schwächen, preise ich heute die Sicherheit der schöpferisch großen Führung, das zusammenhaltende Gebot von oben, die Mannhaftigkeit der reifen Stärke und die feste Schnitterhand von 1870, die alles einheimste, was gereift war; über dem Nebelglanze der Frühe preise ich die starke schaffende Sonne des Mittags — diese Welt der Wilhelm und Roon, der Moltke und der Bismarck. Ich preise den menschlich-sittlichen Wert auch dieser harten Wirklichkeiten, die seitdem das deutsche Leben gestaltet, gehoben, geschützt, in die Höhe und die Weite geleitet haben. Gerade in dieser schönen Hauptstadt des deutschen Südens, dieser Stadt von Geist und Kunst soll es der Feiertag der Nation in die Seelen rufen, daß ein Volk, auch in seinem geistigen Leben, dauernd gesund nur bleibt im lebendigen Staate. Wir wollen und können nicht mehr sein ohne die Güter des freien Geistes, aber auch nicht ohne die Güter und ohne die Straffheit des starken Staates. Wir wollen es nicht vergessen, daß Individualität und Organisation sich wohl von Natur wegen stoßen, aber der Trotz der Individualität noch lange kein Erweis ist für ihr besseres Recht, daß die persönliche Willkür, auch der ästhetische Drang des Einzelnen sich einordnen soll einer lebendigen Gesamtheit und ihren festen und ernsten Regeln: sonst zerbricht wie unser Staat auch unsere Kultur. Wir sollen am Tage der Reichsfeier nicht nur dessen gedenken, was wir neu und anders wünschen, sondern dessen, was wir haben; nicht um zu rühmen und um zu prahlen — die Kritik bringt ohnehin, durch seine Nöte und durch die Neigung unseres Volkes, das zu tadeln und zu zagen liebt, ein jeglicher Tag: wir wollen uns aufrichten am Bewußtsein großer Besitztümer, ohne die wir verdürben.

Es ist nicht wahr, daß wir seelisch nur enger geworden wären durch Staat und Macht und Wirtschaft. Wir richten unsern Blick, nicht nur den wirtschaftlich-politischen, auch den kulturellen, heute auf die Weiten der Welt. Wir richten ihn längst auch national über die Grenzen des Reiches hinaus: längst wieder wird das Gefühl unverbrüchlicher innerer Volksverwandtschaft mit den Deutschen dort draußen, mit den Deutschösterreichern zumal empfunden in Süd und Nord, mit den Deutschen neben unserem Staate. Es ist nicht wahr, daß wir innerlich erstarrt wären, daß die Disziplin alles bei uns wäre und der Trieb der Kultur und der Persönlichkeit nichts. Wohl hat Preußen ganz Deutschland durchdrungen und es durch seine Disziplin und seine Organisation erzogen, aber die Durchdringung ist längst, seit Jahrzehnten und Menschenaltern, auch gegenseitig geworden. Unendlich viel ist aus dem alten „reinen Deutschland", dem Deutschland, das sich im Engeren als „das Reich" ansah, längst hinübergezogen in den Norden und Osten, an Kultur und geistiger Arbeit und geistiger Art — nur die Verblendung, die nicht sehen will, kann das bestreiten. Wir freuen uns der bleibenden Mannigfaltigkeit und Ergänzung in unserem deutschen Dasein und sollen es loben und es wünschen, daß jeder Teil zugleich er selber

Digitized by Google

bleibe und seine unentbehrlichen Kräfte und Werte festhalte, jeder, auch Preußen und sein Staat! Aber die innerliche Gemeinschaft, die Einheit Deutschlands in jeder Hinsicht ist größer geworden von Jahrzehnt zu Jahrzehnt.

Der kluge geistreiche Staatsmann, der jetzt seit einem Jahrfünft als Beobachter neben Deutschland steht, das er zwölf Jahre hindurch berufen gewesen war zu regieren, Fürst Bernhard Bülow hat uns soeben in seiner glänzenden und bedeutenden Darstellung der deutschen Politik dieser Zeiten vor den alten Sünden des ungesunden Sondertriebes der deutschen Natur gewarnt, vor der Übertreibung jetzt der Partei — er hat auch den Vereinen, die hier versammelt sind, seine Warnung vor Einseitigkeit zugerufen, und wir hören diese klare Stimme mit williger Achtung. Er hat, im Sinne Bismarcks, die Mahnung erneut, stets auf die Gesamtheit zu blicken und sie zu erhöhen über alle Trennung und alles Dogma hinweg: diese Gesamtheit feiern wir hier. Fürst Bülow hat in breiten Zügen gezeichnet, was Deutschland geworden sei. Er hat die Linien von 1897 bis 1909 und 1913 geführt: vom Beginn der Flottenpolitik bis zur Durchführung eines deckenden Flottenprogramms, von der Wehrlosigkeit zur Macht auch auf der See. Er hat die auswärtige Politik durch ein Jahrzehnt hindurch begleitet, dessen Aufgabe es war, diese Seegewalt zu schaffen, sie zu schaffen mit Hilfe einer breiten nationalen Agitation, im Angesicht Englands, trotz England, und doch ohne Krieg, ohne Einbuße an Sicherheit und Ehre. Er hat von der Gefahrenzone gesprochen, die wir durchschreiten mußten. Wir haben sie durchschritten: mit harten Mühen, denn wir waren bedroht und noch nicht gewappnet, wir mußten abwarten und mancherlei ertragen, aber wir haben es erreicht. Wir stehen heute anders in der Welt: nie unbedroht, und leicht wird es uns nie werden, aber zum Zagen haben wir vollends kein Recht. Wir besitzen heute einst ungeahnte neue Mittel zu unserer Wahrung innerhalb der Welt, die Deckung unsrer Flotte, die unserer neuen Wirtschafts- und Weltstellung entspricht, und ein erneuertes und verstärktes Heer. Wir haben die Netze englischer Gegnerschaft auf dem Kontinente in der bosnischen Krise des Winters von 1908 zersprengt und die Wege zur Verständigung gebrochen. Fürst Bülow malt das Heute auf dem dunkleren Grunde überwundener Machtlosigkeit hell; natürlich bleiben noch Gefahren, natürlich noch Wünsche genug, nicht immer haben wir den vollen Erfolg gehabt, den wir wünschten, und unsere Lage inmitten von Europa und in schwieriger Welt stellt uns unter unablässigen Druck. Auf 1909 ist der Marokkosommer von 1911 mit seinen Gewitterdrohungen gefolgt, auf ihn das Balkanjahr von 1912—13, aus diesem die neue Riesenrüstung unserer letztlich entscheidenden, der kontinentalen Waffe, der Landarmee. Die Last, die ebendiese Rüstung uns allen auferlegt, ist schwer. Aber die Freude ist stärker als sie: der Stolz auf den Entschluß unseres Volkes, nun einmal ganze Arbeit zu tun, der Stolz auf das mit

Digitized by Google

dem vollen Bewußtsein seiner Größe gebrachte Opfer, das sich wie äußerlich so seelisch lohnt, das Bewußtsein selber, daß unser neues Wehrgesetz in die lebendige Kette hineingehört, deren große Glieder 1813 und 1870 gewesen sind, die Kette, die von Scharnhorst und Boyen zu Wilhelm I. und Roon und so weiter zu Wilhelm II. und Tirpitz und dieser Heeresform von 1913 läuft. In diesen Zusammenhängen liegt Kraft und Ernst. Und wir wissen zwar: die glänzenden Erfüllungen, die überwältigenden Erfolge von 1864—71 haben wir Heutigen nicht wieder erlebt, wahrlich nicht, und dürfen kaum glauben sie jemals zu erleben; wir schauen wohl auch nach Taten und Gewinnen aus, die unsere Opfer sichtbarer bezahlen als das Bewußtsein der Deckung allein es tut — dieser Deckung, die freilich für unser nationales Dasein die Hauptsache bedeutet. Aber vergessen wir nicht: auch jene Erfüllungen von 1870, wie lange haben sie auf sich warten lassen! Die Taten des Siebenjährigen Krieges, die Taten unserer Einigungskriege, sie sind gefolgt auf lange Zeiten geduldig-ungeduldiger Vorbereitung, auf Zeiten arm an Glanz, ärmer an Glanz bei weitem als unsere starke strömende jüngste Gegenwart. Wie schwer ist Deutschland der Eintritt in Europa noch in jenen großen Jahren nach 1864 geworden! der größte politische Genius unserer neuen Geschichte ist nötig gewesen, die Schwierigkeiten zu überwinden. Heute aber geht es uns noch immer wie um 1870, als Heinrich von Treitschke die großen Sätze schrieb: „Wir stehen im Lager, jeden Augenblick kann uns des Feldherrn Gebot wieder unter die Waffen rufen. Uns ziemt zusammenzustehen in Manneszucht und Selbstbeschränkung . . . .“ Gewiß, uns ziemt nicht die Gereiztheit der unerfüllten großen Hoffnungen, die den Wert des Besitzes unterschätzt. Uns ziemt noch weniger die Gereiztheit der kleinen Ärgernisse, die sich durch kleine Versehen der Unseren und durch den bösen Willen der Gegner hineinhetzen läßt in die Fieberglut einer selbstzerstörerischen Entrüstung. Wir wollen den Dunst dieser Ärgernisse — ich brauche ihre Namen nicht zu nennen —, dieser Ärgernisse von uns wegblasen, deren sachlichen Quell, soweit es nottut, zu verstopfen, die Besonnenheit am Werke ist. Wir haben wahrlich keinen Anlaß, dem Radikalismus und dem deutschfeindlichen Auslande die Freude zu machen, die sie beide sich wünschen; wir haben keinen Anlaß, der Welt zu beweisen, daß wir noch immer die Kinder und Toren des Winters der Phrasen von 1864 sind, daß Deutschland noch immer, wie es Bismarck dem Preußen des werdenden Konfliktes vorwarf, über Zwirnsfäden zu stolpern liebt. Wir sollen der Welt und uns beweisen, daß wir endlich fähig geworden sind, das Kleine klein und das Große groß zu sehen und das Gemeinsame festzuhalten über dem Tagesstreit. Wir wissen und halten es fest, daß Heer und Nation bei uns eines sind und sein müssen, und daß der Schlag gegen das Gesicht der Armee bestimmt ist, das Antlitz unseres Staates und unserer Nation zu treffen: darauf allein kommt es an.

Digitized by Google

Wir blicken heute in die Welt und müssen erkennen: die Wolken draußen sind lichter geworden; die schwersten Zeiten für unsern Eintritt in die weite Welt liegen, so dürfen wir vertrauen, nun auch hinter uns. Der Druck der Krisen ist schwächer geworden, Deutschland rührt sich freier, wir haben erreicht, daß man die Tatsache unserer Welteristenz und unserer Seegewalt hinnimmt, wie einst die unserer kontinentalen. Wir haben Grund zum Glauben an unser Volk und an seine Zukunft. Wir sind vorangekommen, durch alle Gefahren hindurch; wir werden uns behaupten und dürfen warten. Wir wissen nicht, ob und wie und wann, wie bald, die Stunde der Bewährung einmal kommt, die Stunde der Gefahren, des höchsten Daseinskampfes, der Stärke und, so hoffen wir, der Früchte, der Früchte und Weiterbildungen draußen, und wie sie solche Schicksalsstunde den Völkern zu bringen gewohnt ist, auch drinnen. Überstürzen und ungeduldig zürnen hilft zu Nichts. Wir waren ungerüstet und haben uns rüsten müssen; wir sind es jetzt, unser Gewicht hat sich verstärkt; und wir erflehen dem Heile unseres Volkes für die rechte Stunde den rechten Mann.

Der Tag aber inzwischen verlangt seine Arbeit, in Wirtschaft und Welt, in Geist und Macht. Wir dürfen uns ihrer freuen. Das deutsche Leben in Volk und Reich, vielgestaltig und widerspruchsreich wie es ist, ist kräftig und voll, auch des Neuen voll. Eins ist gewiß: wir brauchen dafür die Stärke und Leitung des staatlichen Zusammenhalts, der großen staatlichen, monarchischen Organisation — sonst würde dieses Leben unserer Tage auseinanderströmen und im Sande versluten wie einst im alten Reiche. Wir sind in diesem Saale versammelt, um es zu bekennen — und ob man uns auch schelte, daß wir am einmal Geleisteten und am Alten haften: wir halten für gut, es laut zu bekennen: all unser Dasein bedarf auch heute und auch künftig des festen Hauses, des festen Haltes von 1871, seiner starken Stützen, seiner gesammelten Führung, seines Geistes von Staat und Wucht, von Mannhaftigkeit und Selbstzucht, von Wille und Kraft. Wir wollen diese Stunde als eine Feierstunde über den Dunst und den Staub emporheben, zum Lichte und zur Wärme der Sonne. Wir haben es doch besser, tausendmal besser als unsere Väter von 1864 und unsere Ahnen von 1814, trotz alledem. Wir sind und atmen freier und weiter und blicken heller als sie, trotz alledem; wir stärken uns, in Trost und Vertrauen, an diesem Glauben an das, was unser Land geworden ist und ist, an diesem Glauben an Volk und Reich, an seine Gegenwart und seine Zukunft. Es lebe die Stärke und die Zuversicht! Es gedeihe das Erbe Bismarcks! Es lebe das Reich!

Digitized by Google

Das Projekt der Salzburger katholischen Universität in seiner neuesten Phase.

Von Spectator Novus.

Worauf der neueste Plan des Salzburger katholischen Universitätsvereins zielt, lassen wir die Verfasser des nachfolgenden Entwurfs selbst aussprechen, und schicken unsererseits nur die Bemerkung voraus, daß das Schriftstück auf völlig einwandfreiem Wege an uns gelangt ist. Wenn wir an demselben Kritik üben, so geschieht dies keineswegs in feindlicher, vielmehr in durchaus wohlwollender Absicht. Man wird es uns wo nicht jetzt, so zweifellos später danken. Wir möchten die maßgebenden Faktoren von übereilten Schritten zurückhalten, und wir sprechen unsere Meinung vor der Öffentlichkeit aus, weil erfahrungsgemäß solche Stimmen wirksamer sind, als rein private, und weil wir unsere Bedenken nicht einem Begräbnis in den Katakomben der Registratur überantworten möchten. Der Entwurf lautet:

„Forschungsinstitut des katholischen Universitätsvereines Salzburg.

Über Wunsch Sr. Eminenz, Kardinals Katschthaler, berieten sich mehrere Mitglieder des Zentralausschusses des katholischen Universitätsvereines, ob die dem bischöflichen Universitäts-Komitee im November 1912 unterbreitete Anregung der Gründung eines katholischen Forschungsinstitutes weiterer Beachtung wert wäre. Das Ergebnis der Beratungen ist in nachstehenden Erwägungen, die von Sr. Eminenz nach geringen Änderungen gutgeheißen wurden, niedergelegt.

Daß, solange die Errichtung einer katholischen Universität nicht möglich ist, doch ehestens Schritte unternommen werden sollen, irgend etwas zu schaffen, davon sind alle Gefertigten überzeugt. Voraussetzung ist natürlich, daß das geplante Unternehmen wirklich ausführbar und nicht zu teuer ist, daß es keine beträchtliche Gefahr des Mißlingens mit sich bringt und zugleich in engem Zusammenhang mit der künftigen katholischen Universität steht, so daß es sich eignet, die Basis und den Keim für die Universität zu bilden und schon jetzt wenigstens einen Teil der Aufgaben der Universität zu erfüllen.

Was tun?

1. Eine eigentliche Unterrichtsanstalt zu gründen, dazu scheinen für jetzt, nach der dermaligen Lage, die Schwierigkeiten zu groß.

2. Der Plan einer „Hochschule" in ganz weitem Sinne — die Volksuniversität — stieß auf zu große Schwierigkeiten: sie schien zu teuer, zu wenig dem eigentlichen nächsten Zweck der Universität zu entsprechen und dazu auch der Gefahr des Mißlingens ausgesetzt.

3. Bietet vielleicht das Projekt eines Forschungs-Institutes bessere Aussichten?

Digitized by Google

I. Zweck und Wesen des Forschungs-Institutes.

Es setzt sich zusammen aus ordentlichen (bleibend mit fixem Gehalt angestellten), außerordentlichen (nur vorübergehend subventionierten) und Ehren-Mitgliedern, das sind hervorragende katholische Gelehrte, die im Interesse der guten Sache an der Leitung und Überwachung der Arbeiten sowie der Publikationen des Institutes sich beteiligen, ohne förmlich in dessen Dienst zu treten.

Die Mitglieder haben die Pflicht und Aufgabe, wissenschaftliche Forschungsarbeit auf Grund der katholischen Weltanschauung zu leisten, besonders in jenen Wissenszweigen, wo Weltanschauungsfragen eine Rolle spielen und die von katholischer Seite weniger gepflegt werden (Philosophie, Psychologie, Pädagogik, Ethik, Geschichte, besondere Zweige der Naturwissenschaften, Kulturgeschichte, Literatur und Kunstwissenschaft, Ästhetik usw.). Es sind aber auch andere neutrale Gebiete nicht ausgeschlossen. Der nächste und unmittelbare Zweck des Institutes ist also: katholische wissenschaftliche Forschungsarbeit zu leisten und dadurch schon jetzt einen Teil der Aufgaben zu erfüllen, die jede katholische Universität erfüllen muß, nämlich eine Stätte nicht bloß des Unterrichts, sonders auch der wissenschaftlichen Forschung (zu) sein. Oberster Zweck des Institutes ist und bleibt die Errichtung einer katholischen Universität.

Zahl der Forscher. Man kann mit einer größeren oder kleineren Zahl beginnen und dieselbe nach Belieben erhöhen oder erniedrigen je nach den Mitteln, die man zur Verfügung stellen will, je nach den Personen, die zur Verfügung stehen, je nach den Erfahrungen, die man macht, je nach den sich herausstellenden Bedürfnissen.

Qualifikationen der Mitglieder. Für ordentliche und außerordentliche Mitglieder ist erforderlich das Doktorat, erworben an einer österreichischen oder gleichwertigen ausländischen Hochschule, eine gedruckte wissenschaftliche Arbeit, welche die Befähigung zu selbständiger wissenschaftlicher Forschung erweist. Wenn überragende wissenschaftliche Arbeiten bereits vorliegen, kann bei Anstellung ordentlicher Mitglieder vom Doktorate abgesehen werden; bei Subventionierung der außerordentlichen Mitglieder können noch weitergehende Dispensen gewährt werden. Als ordentliche Mitglieder sollen in der Regel nur solche in Betracht gezogen werden, denen nicht ohnehin schon durch ihre gegenwärtige Stellung die Möglichkeit zu unbehinderter Forschungsarbeit geboten ist. Die ordentlichen Mitglieder haben beim Amtsantritt ein entsprechendes Gelöbnis abzulegen, im Sinne der katholischen Kirche tätig zu sein, und müssen sich verpflichten, ihren rechtlichen Wohnsitz in Salzburg zu nehmen und Forschungsarbeit im Dienste des Institutes zu leisten; die ordentlichen und außerordentlichen Mitglieder verpflichten sich, die Ergebnisse ihrer Forschungsarbeit als Publikationen des Instituts zu veröffentlichen (entweder als

Digitized by Google

größere wissenschaftliche Werke oder in einer zwanglosen Folge kleinerer Schriften). Ordentliche und außerordentliche Mitglieder haben bei eventueller Veranstaltung von Vorträgen und Kursen nach Möglichkeit mitzuwirken.

Organisation. Oberste Instanz für die Errichtung und Organisation des Institutes, für Anstellung der Forscher und deren Entlassung muß aus verschiedenen Gründen das bischöfliche Universitätskomitee sein. Die Art und Weise, wie dieses seine Rechte geltend macht, wäre noch näher zu bestimmen. Die unmittelbare Leitung des Institutes obliegt einem Kuratorium, das der Natur der Sache nach aus Vertretern des bischöflichen Universitätskomitees, dann des katholischen Universitätsvereines und einer Anzahl von hervorragenden katholischen Fachgelehrten zusammengesetzt sein muß. Die Teilnahme der Fachgelehrten ist notwendig, um eine ausreichende Direktive und Oberaufsicht über die wissenschaftliche Tätigkeit der Forscher auf den verschiedenen Gebieten ausüben zu können. Da das Kuratorium weder zu klein noch auch zu groß sein und man Vertreter verschiedener in Betracht kommender Wissensgebiete im Kuratorium haben soll, würde sich etwa folgende Zusammensetzung empfehlen: 1. der Präsident des bischöflichen Universitätskomitees als Vorsitzender oder der von ihm designierte Stellvertreter; 2. drei Mitglieder des österreichischen Episkopates oder deren Vertreter; 3. vier Vertreter des katholischen Universitätsvereins; 4. acht Fachgelehrte; diese werden das erstemal vom bischöflichen Universitätskomitee über Vorschlag des Kuratoriums ernannt. Aufgabe des Kuratoriums wird sein die Vorbereitung der an das bischöfliche Universitätskomitee und den Universitätsverein zu stellenden Anträge und das Recht der Antragstellung, sowie die laufende Verwaltung im Rahmen der Entschließungen des bischöflichen Universitätskomitees und der Bewilligungen des Universitätsvereines einschließlich der Oberaufsicht über die wissenschaftliche Tätigkeit der Forscher.

Anstellung der Mitglieder. Die Anstellung der ordentlichen Mitglieder soll durch das bischöfliche Universitätskomitee erfolgen auf Vorschlag des Kuratoriums, die Ernennung der außerordentlichen wird dem Kuratorium anheimgestellt werden können, bei den Ehrenmitgliedern wird es entsprechend sein, wenn sie vom bischöflichen Universitätskomitee auf Vorschlag des Kuratoriums ernannt werden.

Kosten des Institutes. Wenn man mit dem Forschungsinstitut Erfolge erzielen, einen Zweck der Universität schon jetzt erreichen und für die Universität selbst eine Basis und Zugangsbrücke schaffen will, so muß man auf eine wenn auch nicht zu große Anzahl leistungsfähiger, ganz zur Verfügung stehender, ständiger Mitglieder bedacht sein. Im Interesse der Sache und des Institutes selbst wird man bei den ordentlichen Mitgliedern einen ständigen, entsprechenden Gehalt mit entsprechender Pensionsberechtigung nicht umgehen können. Man wird mit Rücksicht auf die jetzigen Verhältnisse kaum weiter herab können als auf

Digitized by Google

einen Anfangsgehalt von . . . . . 3000 K.
mit Aktivitätszulage von . . . . . 1000 K.
und fünf Quinquennien von je . . . 800 K.

Bei geistlichen Mitgliedern könnte man vielleicht die Aktivitätszulage dadurch ganz oder teilweise ersparen, daß ihnen sonst ein Äquivalent geboten würde (Wohnung, Verpflegung, Messen usw.). Die Bezüge würden sich somit bei den ordentlichen Mitgliedern in den ersten Jahren auf 4000 K., vom fünften bis zehnten Jahren auf 4800 K. stellen und bei weiterem Verbleiben um die Quinquennien sich erhöhen.

Auch die Pensionsfrage müßte entsprechend geregelt werden. Die so festgesetzten Pensionen würden etwa am besten durch Abschluß von Verträgen des Kuratoriums mit einer Versicherungsgesellschaft sichergestellt; die Mitglieder selbst haben zu den Versicherungsprämien einen angemessenen, nicht großen Beitrag zu leisten analog den Pensionsfondsbeiträgen der Staatsbeamten. Unter besonderen Umständen wird an Stelle der Pension eine einmalige Abfertigung zu treten haben. Das müßte alles genau normiert werden, um eine geordnete rechtliche Grundlage zu schaffen. Ebenso müßte auch ein genaues Statut festgesetzt werden für den Austritt und die disziplinare Entlassung der ordentlichen Mitglieder. *Clara pacta!*

Man wird es so einrichten können, daß die Anstellung der ordentlichen Mitglieder in den ersten drei Jahren nach Analogie der Bestimmungen für die Staatslehrpersonen provisorischen Charakter hat, aber auch später noch eine Dienstentlassung stattfinden kann, wenn ein Mitglied in Vorträgen oder Publikationen einen den Lehren der Kirche prinzipiell widersprechenden Standpunkt vertreten oder sein persönliches Verhalten eine Tätigkeit im Dienste der katholischen Sache ausschließen würde oder wenn seine Leistungen wiederholt den wissenschaftlichen Anforderungen nicht entsprechen würden.

In concreto könnte man sich die zu schaffende Anstalt etwa so vorstellen. Unter Anweisung und Überwachung des Kuratoriums, in dem angesehene katholische Fachgelehrte von Namen und Ruf sitzen, wie ein Willmann, Wasman (sol), Pastor, Kralik, Zallinger usw., arbeiten dauernd mindestens drei bis vier, wenn die Mittel es erlauben auch mehr leistungsfähige, tüchtige junge Leute, z. B. ein Geschichtsforscher, ein Naturhistoriker, ein Jurist, ein Mediziner, ein Pädagog usw. je an einem für die katholische Wissenschaft bedeutsamen Forschungsgebiete (ordentliche Mitglieder). Wenn sie sich bewähren, können sie bleiben und arbeiten, solange sie wollen, bis sie etwa einen Ruf an eine Universität erhalten oder von der inzwischen errichteten katholischen Universität übernommen werden. Gleichzeitig werden mindestens drei bis vier oder mehr tüchtige Kräfte für wissenschaftliche Arbeiten vorübergehend subventioniert (außerordentliche Mitglieder). Ihre Arbeiten werden, wenn sie vom Kuratorium

Digitized by Google

als wissenschaftlich hervorragend beurteilt werden, als Arbeiten des „Forschungsinstitutes des katholischen Universitätsvereines" publiziert. Die Größe und Dauer der Subvention richtet sich nach der Größe und Bedeutung der Arbeiten.

II. Nutzen und Vorteile des Instituts.

1. Wenn die Sache mit Geschick und Glück gemacht wird, wobei allerdings gerade dem Kuratorium eine schwere und wichtige Aufgabe zufällt, dann wird durch diese Forschungen und Publikationen der katholischen Wissenschaft ein großer Dienst erwiesen und das Ansehen des Instituts auch in den Kreisen der abseits stehenden Gelehrten gefördert werden — eine der Aufgaben der katholischen Universität.

2. Das Forschungsinstitut wird manchen katholischen Talenten die Möglichkeit und Gelegenheit gewähren, sich zu katholischen Gelehrten heranzubilden, sich einen wissenschaftlichen Ruf zu erwerben, sich zu befähigen für das Hochschullehreramt an der künftigen katholischen Universität und bis dahin an den staatlichen Universitäten. Schon das allein wäre etwas sehr Großes und Wertt volles und des Dankes aller gebildeten Katholiken wert; zugleich würde dadurch wieder eine Aufgabe der katholischen Universität erfüllt und ihre einstige Errichtung erleichtert. Wenn das Forschungsinstitut einmal hinreichende Zeit existiert, wird die schwere Professorenfrage für die katholische Universität leichter zu lösen sein.

3. Dadurch wird auch der Universitätsverein als Urheber des Forschungsinstitutes populär werden, nicht zwar beim Volke — es werden ja keine handgreiflichen Erfolge erzielt —, wohl aber in den Kreisen der katholischen Gebildeten, die bisher großenteils ferneſtehen.

4. Hand in Hand mit der Einrichtung des Forschungsinstitutes in Salzburg wird auch der Ausbau der Bibliothek und der wissenschaftlichen Sammlungen und Laboratorien gehen; katholische Gelehrte werden gerne ihre Bücherschätze und Sammlungen dem Forschungsinstitute zuwenden, wenn sie wissen, daß hier eine bleibende Stätte ehrlicher, wissenschaftlicher Arbeit besteht.

5. Es besteht die Hoffnung, daß bei günstigem Fortschritt des Forschungsinstitutes im Laufe der Zeit auch größere Widmungen an den Universitätsverein erfolgen, die jetzt ausbleiben, da man für das Zustandekommen der katholischen Universität fürchtet.

6. Auch andere Forscher und Gelehrte und solche, die sich hierzu ausbilden wollen, werden sich hierher begeben, um Rat und Auskunft zu finden, so daß das Forschungsinstitut nach und nach zum Zentrum katholischen Wissenschaftsbetriebes wird.

Es scheint uns darum, daß das Forschungsinstitut wirklich den Keim für die katholische Universität in sich schließe und daß sich daraus die Universitä-

Digitized by Google

entwickeln könne. Beispiele einer solchen Entwicklung liegen ja in den eben erstehenden Universitäten in Frankfurt a. M. und Hamburg vor, die aus blühenden Instituten, die sich allerdings seit langer Zeit eingelebt haben, hervorgehen. Auch die eingangs gestellten übrigen Erfordernisse treffen bei Gründung eines Forschungsinstitutes zu. Es ist wirklich durchführbar; Schwierigkeiten werden sich auch hier ergeben, doch nicht allzugroße. Wichtig ist freilich die Tätigkeit des Kuratoriums, das viel Arbeit erhalten wird, viel Umsicht an den Tag legen muß, um ungeeignete Mitglieder bald auszuscheiden, die fähigen richtig zu dirigieren. Tüchtige Mitglieder, ordentliche und außerordentliche, werden vielleicht leichter zu acquirieren sein, als Professoren, da eben die Mitglieder des Instituts nicht jene schwer zu erwerbende Qualifikationen aufzuweisen brauchen, die bei den Professoren unerläßlich sind. Eine sorgfältige Auswahl wird um so eher möglich sein, als voraussichtlich die Zahl der Bewerber eine ziemlich große sein wird. — [Das Institut ist] nicht zu teuer: Das Forschungsinstitut läßt sich in kleinerem und größerem Umfange einrichten, ganz nach Bedürfnis und Mitteln, die man aufwenden will. Wenn man recht klein beginnen will, so wird man anfangs selbst mit 30000 bis 40000 Kr. ausreichen können, besonders wenn der Universitätsverein für größere Anschaffungen für die Bibliothek und die wissenschaftlichen Sammlungen, die ja für die katholische Universität selbst bleibenden Wert behalten, besonders aufkommt. Damit wäre schon ein, wenn auch nicht großer Anfang gemacht. Ob es gut und wünschenswert wäre, so klein zu beginnen, müßte naturlich erst reiflich erwogen werden. — Keine beträchtliche Gefahr des Mißlingens, kein Fiasko wäre zu befürchten: denn die Sache ist jedenfalls gut und durchführbar, sie kann nur mißlingen bei schlechter Auswahl der Personen, und die ist korrigierbar.

III. Gegengründe gegen das Institut.

1. „Das Forschungsinstitut ist keine Lehranstalt, also nicht der Anfang der Universität und darum auch nicht das vom Universitätsverein Bezweckte und Erstrebte." — Gewiß, doch das Institut erfüllt einen unerläßlichen Zweck und eine notwendige Aufgabe der katholischen Universität; es ist ein möglicher und nicht unwahrscheinlicher Weg zur Universität. Es wird sicher wesentlich beitragen, katholische Professoren für die seinerzeitige katholische Universität und bei deren Verzögerung für die anderen Hochschulen zu schaffen; es fördert auch sonst, abgesehen davon, sehr die katholische Wissenschaft — lauter Aufgaben der katholischen Universität.

2. „Das Forschungsinstitut wird nicht populär wirken, weil man keine rasch auffallenden Erfolge sieht. Es wird daher den Universitätsverein nicht populär machen, kein Propagandamittel sein." — Nicht populär beim Volke, wohl aber bei den Gebildeten, die den Wert einer solchen Anstalt sicher zu schätzen wissen.

Digitized by Google

3. „Die Kosten, nicht bloß für 2—3 Jahre, sondern auf lange Zeit, sind zu groß, die ständigen Anstellungen mit Pensionsrecht sind zu bedenklich. Und hat man einmal angefangen, so gibt es kein gänzliches Zurück mehr." — Die Kosten lassen sich bei einiger Vorsicht und namentlich in den ersten Jahren geübter weiser Zurückhaltung regeln, mäßigen. Überdies ist die Hoffnung auf Zuwendungen größerer Widmungen für das Institut keine geringe, so daß der Universitätsverein dadurch entlastet werden kann. Die ständigen Anstellungen und Pensionen betreffen nur die ordentlichen Mitglieder; die tüchtigen derselben werden vielleicht von selbst im Laufe der Zeit ausscheiden, wozu immer die Möglichkeit gegeben ist, auch nach einer Reihe von Jahren.

Alles in allem genommen glauben die Gefertigten nach reiflicher Überlegung sagen zu können: Unter den jetzigen Zeitverhältnissen und Umständen scheint der Plan eines Forschungsinstitutes der am leichtesten ausführbare, der am wenigsten schwierige, der ungefährlichste, ein verhältnismäßig billiger und doch gute Hoffnungen für die Zukunft gewährender zu sein, ein Plan, der am leichtesten die zu schaffende Grundlage und Vorbereitung auf die katholische Universität bildet und überhaupt für die katholische Wissenschaft und Forschung sehr erfolgreich wirkt, ein Plan, der schon jetzt einen Teil zu leisten verspricht [von dem], was seinerzeit die katholische Universität leisten muß . . .

Und noch ein Vorzug: er ist **sehr bald** realisierbar; wenn erwünscht, kann noch im heurigen Jahr der Beginn des Forschungsinstitutes erfolgen, vielleicht noch vor Eröffnung der gegnerischen technischen Versuchsanstalt. *Quod Deus det!*

Selbstverständlich könnte alles ohne Aufsehen erregende Bekanntgabe in den Zeitungen geschehen.

Salzburg, am 8. März 1913.

Abt Willibald Hauthaler *m. p.*
Dr. Andr. Mudrich *m. p.*
Dr. M. Abfalter *m. p.*
Dr. Johannes Eckardt *m. p.*
R. Rohrmoser *m. p.*
Dr. Ignaz Seipel *m. p.*
Dr. Ignaz Rieder *m. p.*
Dr. Alf. Prey *m. p.*
Dr. Johannes Filzer *m. p.*"

Um es rückhaltslos auszusprechen: der Plan eines solchen „Instituts", einer Art Akademie, hat uns mit einer gewissen Genugtuung erfüllt und könnte Symptom eines entschiedenen Fortschrittes sein, der Anfang eines Unternehmens, zu dem Sachverständige längst geraten haben. Denn daß die „katholische Universität" ein Phantom ist, das in um so weitere Ferne rückt, je näher man ihm zu sein glaubt, darüber sind besonnene Gelehrte sich längst einig. Es ist leidig genug, daß der österreichische Katholizismus diese Kinderkrankheit, die sein reichsdeutscher Bruder längst überwunden hat, noch immer mit sich herumschleppt. Wenn das vorwürfige Projekt der Erkenntnis entsprungen ist, die Hälfte sei besser als das Ganze; wenn man von der Jagd nach Unerreichbarem ablassen und sich mit dem begnügen will, was unter

Digitized by Google

den obwaltenden Umständen möglich ist, dann darf man dem katholischen Universitätsverein zu solch erfreulichem Fortschritte herzlich gratulieren.

Vor mehr als einem halben Jahrhundert haben die Katholiken im deutschen Westen denselben Traum geträumt, aus dem es so schwer ist, ihre östlichen Glaubensgenossen zu erwecken. Damals haben nicht nur Männer wie der auch kirchenpolitisch scharfsinnige Tübinger Dogmatiker Joh. Kuhn, sondern auch der gut römisch gesinnte Würzburger Professor Jos. Hergenröther, eindringlich vor einem solchen Unternehmen gewarnt. Jener wurde deshalb verketzert, und auch letzterer, der spätere Kardinal, mußte bitter erfahren, wie unvorsichtig es ist, auf einer Katholikenversammlung anders zu reden, als die „begeisterten" Massen es hören wollen, die man zu Richtern auch über akademische Fragen bestellt hatte. Im Kulturkampf wurde die Forderung einer „freien" katholischen Universität — vielen ein Widerspruch in sich selbst — oft wiederholt. Aber Windthorst, der sie 1877 im preußischen Abgeordnetenhause vertrat, gab doch zugleich der Überzeugung Ausdruck: „Wir werden schließlich auch ohne katholische Universität dieser (antikatholischen) Wissenschaft Herr werden." Als dann nach Beilegung des Konfliktes zwischen Staat und Kirche das gegenseitige Vertrauen sich wieder hob, verstummte mehr und mehr der Ruf nach einer besonderen katholischen Hochschule. Freiherr von Hertling, der heutige bayerische Ministerpräsident, Prälat Heiner, Professor Wilh. Lossen und Prof. A. Ehrhard, damals ebenfalls noch Prälat, konnten um die Wende des Jahrhunderts ihre Bedenken gegen die Möglichkeit und Zweckmäßigkeit eines solchen Unternehmens aussprechen, ohne das Schicksal ihrer Vorgänger in den sechziger Jahren zu erfahren. Sogar der mit den deutschen Universitäten so ganz unzufriedene Jesuit Hammerstein war wenigstens davon überzeugt, daß keinerlei Aussicht auf eine „freie" katholische Hochschule vorhanden sei.

Wenn man die von den genannten Männern geltend gemachten Bedenken hört, ist es nahezu unbegreiflich, wie in Österreich immer noch ein solcher Plan festgehalten werden kann. Neulich ging durch die Zeitungen die Notiz, daß die Universität Münster die ihr noch fehlende medizinische Fakultät erhalten und für die dieser nötigen Gebäulichkeiten drei bis vier Millionen bewilligt werden sollen. Das wäre ungefähr gerade soviel, wie der Salzburger katholische Universitätsverein durch jahrzehntelange, teilweise sehr eifrig betriebene Werbungen zusammengebracht hat. Was in Preußen nur für die Errichtung der Institute einer einzigen Fakultät auf einmal aufgewendet wird, davon sollen in Salzburg die Zinsen für eine ganze Universität, einschließlich der Professorengehälter, ausreichen. Wer die Unmöglichkeit eines solchen Tuns nicht einsieht, mit dem ist nicht ernsthaft zu verhandeln. Mit solchen Mitteln wäre nur eine höchst klägliche Schöpfung möglich, und indem die Katholiken zeigen wollten, was sie können, würden sie nur zeigen, was sie nicht können. Die kleinste und letzte staatliche Universität wäre immer noch ein Prachtinstitut neben einem solchen Jammerprodukt. Welcher ernst zu nehmende Gelehrte möchte, von dem kärglichen Gehalt ganz abgesehen, durch Wirken an einer solchen Anstalt seinen Ruf kompromittieren?

Wenn sodann die Bezeichnung einer „freien" katholischen Universität schon immer zu unangenehmen Glossen herausforderte, so ist sie seit dem Anti-Modernisteneide

Digitized by Google

um so mehr zum Spotte geworden, je rücksichtsloser österreichische Bischöfe die Theologieprofessoren an den staatlichen Hochschulen zur Ablegung jenes verhängnisvollen Eides gezwungen haben. Im Reiche kam man doch auch ohne diesen zurecht, warum soll er im Osten so unerläßlich gewesen sein? Das „bischöfliche Universitätskomitee", zu dessen Vertrauensmännern u. a. der im Literaturstreit als Zelot engster Observanz bekannt gewordene R. v. Kralik gehört, kann sich nicht beklagen, wenn auch gute Katholiken seinen Plänen mit unverhohlenem Mißtrauen gegenüberstehen. Die schlimmen Erfahrungen mit anderen spezifisch katholischen Gründungen, z. B. dem Institut Catholique in Paris, das einen Mann wie Louis Duchesne nicht mehr brauchen konnte, oder mit der Dominikanerschule zu Freiburg i. Schw., die durch den Exodus der reichsdeutschen Professoren eine so eigenartige Berühmtheit erlangte, könnten bei der Salzburger Universität nur in neuer, verschlimmerter Auflage wiederholt werden. Was an den Anstalten geleistet wird, über welche die Hierarchie „frei" schalten kann, das zeigen die zahlreichen Diözesanseminarien Österreichs, an denen teilweise kaum ein Mann von wissenschaftlichem Rufe zu finden ist. Ist es überhaupt nicht eine demütigende Erscheinung, daß in dem fast ganz katholischen Österreich der Katholizismus jeden Einfluß auf die staatlichen Anstalten in einer Weise verlieren konnte, daß er nur durch Schaffung eigener Institute eine Pflegestätte für seine Weltanschauung glaubt gewinnen zu können? Wenn er, trotz den für ihn so günstig gelegenen Verhältnissen, die gebildeten Kreise in erschreckendem Umfang sich entfremdete, wie kann er hoffen, durch das Schattenbild einer katholischen Universität gegenüber neun lebenskräftigen staatlichen jenen Einfluß zurückzuerobern? Gerade durch eine solche *itio in partes* wird er erst recht isoliert und gewaltsam zur Inferiorität herabgedrückt. Schon in den konfessionellen Staaten des alten Reiches sahen die katholischen Universitäten im eigensten Interesse sich genötigt, durch Berufung von Akatholiken die unbedingt nötige Bluterneuerung herbeizuführen und das jesuitische Absperrungssystem zu durchbrechen. Und im heutigen paritätischen Staate soll es der Weisheit letzter Schluß sein, solche nach der Überzeugung gerade der kompetentesten Beurteiler nicht lebensfähige konfessionell begrenzte Gebilde zu schaffen?

Der Universitätsverein hegt selbst die Befürchtung, daß der Gedanke einer katholischen Universität in den Massen nicht populär werden wird. Dies ist schon darum unmöglich, weil das katholische Volk so erzogen ist, daß es mehr Sinn für Lourdesgrotten und andere abergläubische Äußerungen des modernsten Katholizismus hat, als für eine Stätte der Wissenschaft. Nicht nur in Amerika und in England, auch in Berlin, in Leipzig, in Heidelberg und anderen protestantischen Städten werden Stiftungen zur Förderung wissenschaftlicher Forschung gemacht. Auf katholischer Seite wartet man auf derlei Schenkungen und Vermächtnisse vergeblich. Wie könnte man auch solches verlangen angesichts der Tatsache, daß Volksredner und Journalisten am sichersten und wohlfeilsten den Ruf besonderer Kirchlichkeit dadurch sich erwerben können, daß sie über Wissenschaft und Professoren absprechen? Deutlicher als alles spricht für die mangelnde Popularität des Universitätsplanes der Umstand, daß nach einem Menschenalter keine vier Millionen Kronen aufgebracht sind, während W. Loffen ausgerechnet hat, daß jährlich zwei Millionen Mark für den Unterhalt einer Hochschule nötig wären.

Digitized by Google

Aus diesen Gründen ist es freudig zu begrüßen, wenn man in Salzburg zu der Erkenntnis gekommen ist, daß der Universitätsplan die Jagd nach einem Phantom bedeute und daß es darum im Interesse der Sache, wie in der Absicht der Geber gelegen sei, die gesammelten Mittel auf etwas anderem Wege der katholischen Wissenschaft dienstbar und nützlich zu machen. Auf diesen Weg wurden die Anwälte einer „freien katholischen Universität" längst von Männern gewiesen, deren Sachkenntnis unbestritten ist, deren Warnungen für jeden Verständigen ein ganz anderes Gewicht haben, als die Deklamationen eines Schädler zugunsten einer solchen Schöpfung. „Hätten wir wirklich", schrieb W. Loffen i. J. 1901, „jährlich zwei Millionen Mark zur Verfügung, so dürfte eine ganz andere Verwendung (als für eine katholische Universität) viel vorteilhafter sein. Mit dieser Summe könnte man 200 katholischen Gelehrten einen Jahresgehalt von 10000 Mark geben, so daß sie, ohne auf Staatsmittel angewiesen zu sein, an unseren Universitäten, zu deren Unterhaltung die Katholiken ja ohnehin Steuern zahlen, sich als Gelehrte und Dozenten niederlassen und die reichen Mittel derselben benutzen könnten." Diese Zahlen lassen sich auf die bescheidenen Mittel des Salzburger Universitätsvereins unschwer reduzieren. Frhr. v. Hertling hatte bereits vorher den Agitatoren für eine katholische Universität im Reiche den Rat gegeben, ihre Gelder „zur Ausbildung und Unterhaltung katholischer Privatdozenten an den bestehenden Universitäten" zu verwenden, das sei nicht gegen den Sinn der Geber.

Diesem Vorschlage kommt der Plan, den obiger Entwurf darlegt, schon wesentlich näher, und es wäre ihm nur zum Vorteil, wenn er sich ihm noch weiter angliche. Die Görresgesellschaft in Deutschland und die Leogesellschaft in Österreich böten ihm ebenfalls Beispiele zur Nachahmung, und vielleicht täte der Universitätsverein gut, mit letzterer gemeinsame Sache zu machen. Speziell der Gedanke, das Institut in Salzburg zu lokalisieren, müßte im Interesse einer gedeihlichen Wirksamkeit aufgegeben werden. Was soll ein solches Institut in einer Stadt, die weder über eine reich ausgestattete moderne Bibliothek noch (für eine naturwissenschaftlich-medizinische Sektion) über die nötigen Gebäulichkeiten und Laboratorien verfügt? Und wie könnten Anfänger, als welche die Stipendiaten doch zu denken sein werden, ohne die beständige Anleitung und Überwachung durch eine Autorität und ohne stetige Fühlung mit anderen Vertretern ihres Faches und verwandter Disziplinen sich zu Meistern bilden? Der Gedanke einer solchen lokal gebundenen Akademie überhaupt und einer naturwissenschaftlichen Abteilung insbesondere ist durchaus unglücklich. Man folge doch dem Beispiel der Görresgesellschaft, dem, wenn wir uns nicht täuschen, auch der ehemalige deutsche Universitätsverein gefolgt ist, indem man jungen Männern verschiedener Fakultäten für eine Reihe von Jahren ein Stipendium auswirft, mit dessen Hilfe sie entsprechend ihren Arbeitsgebieten entweder an großen Archiven oder an bestehenden staatlichen Universitäten und Instituten sich betätigen und zur akademischen Vertretung ihres Faches ausbilden. Eine solche Verwendung hat Sinn; das Zusammensitzen einer Zahl von Aspiranten auf akademische Lehrstühle in einer Stadt, die zurzeit nicht als Zentrum wissenschaftlicher Mittel und Bestrebungen gelten kann, ohne stetige Anleitung und Beratung durch Meister ihres Faches, hat keinen Sinn. Wer sich an ein solches

Digitized by Google

Institut „um Rat und Auskunft" wenden würde, müßte problematische Begriffe von Wissenschaft haben. Der Vergleich mit den „blühenden Instituten" in Frankfurt und Hamburg, aus denen Universitäten herauszuwachsen sich anschicken, ist mehr als naiv, wenn man die unbeschränkte Forschungsfreiheit an diesen, die Umzäunung des Salzburger Zwitterdings durch bischöfliche und andere Überwachungsräte berücksichtigt. Was soll bei Auswahl von wissenschaftlichen Persönlichkeiten ein Kuratorium, in dem die Fachgelehrten die letzte Stelle einnehmen und ihre Zahl nicht größer ist als die der Nichtwissenschaftler, die natürlich an Gewicht jenen überlegen sind? Die Zahl der Gelehrten unter den österreichischen Bischöfen ist notorisch gering, und da der Nichtfachmann in der größten Ängstlichkeit auch die größte Sicherheit zu finden pflegt, so könnte die Frage, ob ein Institutsmitglied sein „Gelöbnis, im Sinne der katholischen Kirche tätig zu sein", verletzt habe, schon dann bejaht werden, wenn der betreffende Gelehrte sich unterstünde, auch außerhalb der allein seligmachenden Scholastik das Heil für die Philosophie zu erwarten. An eine mehr oder weniger freundliche Stellung, z. B. zur Deszendenzlehre, braucht kaum erinnert zu werden. Auch was der Entwurf unter einem „hervorragenden Gelehrten" versteht, dessen Urteil maßgebend für Wahl der Mitglieder des Instituts und deren Leitung sein soll, ist nicht klar. Soll R. v. Kralik als Philosoph oder als Geschichtsschreiber oder als Dichter oder als Literarhistoriker oder als Modernistentöter im Kuratorium tätig sein? Mit dem Begriff eines hervorragenden Gelehrten ist das Geben von Gastrollen auf den verschiedenartigsten Gebieten unvereinbar. Haben die Verfasser des Entwurfs nie von dem schönem Worte G. Hermanns gehört: *Non habet domum, qui ubique hospes est* — „wer überall zu Hause ist, ist nirgends zu Hause"?

Aus dem Gesagten erhellt zur Genüge, daß gegen ein Institut, wie es geplant ist, noch ganz andere Gegengründe bestehen, als sie am Schlusse des Entwurfs aufgeführt werden. Aber wenn die Verfasser ihren Plan etwas modifizieren, wenn sie weniger erstreben, werden sie mehr erreichen. Sie mögen ein Institut ins Leben rufen, aber nicht in dem Sinne, daß einige Leute in Salzburg beisammensitzen, sondern sie sollen junge Gelehrte verschiedener Fächer mit Stipendien unterstützen. Sie sollen sich vor allem von der Illusion frei machen, als ließe sich mit ihren Mitteln auch nur entfernt das nötige Rüstzeug für naturwissenschaftlich-medizinische Forschungen in Salzburg schaffen. Eine Käfer- oder Schmetterlingsammlung genügt für einen Zoologen noch lange nicht. Sie sollen sich klar werden darüber, daß mit dem, was der modernste Katholizismus unter katholischen Prinzipien versteht, überhaupt keine Wissenschaft und am wenigsten eine solche von der Natur betrieben werden kann.

Die Görresgesellschaft, die nicht diesen Apparat von Versprechungen, Garantien und Überwachung aufbietet, wie das geplante Institut ihn vorsieht, hat im ganzen keine schlechten Erfahrungen gemacht. Warum will man in Salzburg nicht von ihr lernen? Nach diesem Vorbilde könnte für die Hebung des Bildungsniveaus unter den Katholiken wirklich etwas geleistet und die Überzeugung geweckt werden, „daß hier eine bleibende Stätte ehrlicher wissenschaftlicher Arbeit besteht". Und dann folge man dem Beispiele noch weiter. Daß streng wissenschaftliche Arbeiten ge-

Digitized by Google

ringen Absatz und darum schwer einen Verleger finden, daß daher das Institut wenigstens teilweise auch für die Druckkosten und Honorare aufkommen müßte, scheint bei dem Entwurf außer Berechnung geblieben zu sein. Es ist aber selbstverständlich, daß ein fleißiges und produktives Mitglied nicht einfach dem trägen und unfähigen gleichgestellt und wie dieses mit dem Jahresgehalt abgefunden werden darf; durch ein entsprechendes Honorar für jede Publikation soll Fleiß und Tüchtigkeit belohnt und angespornt werden. Dafür läßt sich anderweitig sparen. Lebenslängliche Anstellung und gar Pensionen zu gewährleisten ist ein solches Institut nicht da. Das deutsche archäologische, das preußische und das österreichische historische Institut kennen eine solche Ungeheuerlichkeit ebensowenig, wie das der Görresgesellschaft oder verwandte nationale Institute. Wer zehn Jahre hindurch die Möglichkeit hatte, sich für einen wissenschaftlichen Lebensberuf zu qualifizieren und trotzdem kein halbwegs entsprechendes Unterkommen fand, den kann auch ein solches Institut nicht brauchen. Ausnahmefälle mögen ja vorkommen. Aber zur Züchtung der Mittelmäßigkeit ist weder eine Akademie da, noch dürfen die Scherflein der Armen dazu mißbraucht werden.

Die Geschichte eines Deserteurs.

Mitgeteilt durch Pfarrer Lic. Dr. Kirchner in Gröningen (Bezirk Magdeburg).

In Afrika als Pensionierter.

Ich wurde als Verwundeter also pensioniert und für 13 Monate zur Heilung nach Algier hinübergeschafft mit anderen Verwundeten. Lange war ich im Spital. Als es besser wurde, lernte ich erst wieder an zwei Krücken gehen, bis ich wieder allein laufen konnte. Ich bezog eine Pension von 1800 Franken, blieb auch noch nach der Genesung dort, war gut einlogiert und lebte herrlich.

Es wurde wieder Frühjahr. Die Schwalben flogen über mich her. 9 Uhr vormittags — nachher wird's zu heiß — war ich am Hafenland. Das Meer war so köstlich, und das Wetter war so prächtig. Damen und Herren gingen da auch spazieren. Ich tappte so zu im Überzieher, feinem Hemde, die Zigarre im Munde. Da fiel mir das Lied ein: „Wenn die Schwalben heimwärts ziehen, werd' ich wieder bei dir sein", und ich summte es vor mich hin. Als ich so vorbeimarschiere, fing eine Dame an, mich anzureden: „Sie a ditscher Herr!" „Ja, Mademoiselle." „Ich bin keine Mademoiselle, ich bin verwitwet." Die andere Dame war stockwelsch. „Wenn Sie auch Deutsch können, woher sind Sie?" „Aus Straßburg." „Und ich bei Straßburg." Da haben wir uns denn Deutsch unterhalten. Die andere Witwe guckte gerade hinaus.

Ich machte den Vorschlag, daß wir als Landsleute zusammen Kaffee trinken möchten. Geld hatte ich ja, damals mehr Goldstücke als heute Pfennige. (Bei der Gelegenheit gebe ich fünfzig Pfennige, die ich ihm so wie so aus einer Kasse verschaffen wollte. K.) Sie sah, daß ich zum Militär gehörte, an dem Bande, das

Digitized by Google

ich trug; Uniform hatte ich nicht mehr zu tragen. Sie war Näherin und Büglerin. Ich fragte sie, ob sie verheiratet sei. Vor vier Wochen, antwortete sie, sei ihr Mann gestorben; er sei an der Bahn angestellt gewesen und beim zweiten Beinbruch gestorben. Sie hatte ein Mädchen von drei Jahren und einen einjährigen Sohn. Von der Liebe war nicht die Rede. Sie fragte mich, ob ich auch Wäsche zu waschen hatte. Ja. Wir machen uns unsere Wohnungen gegenseitig bekannt, damit meine Wäsche besorgt werden könnte.

Am anderen Tag kommt auch ein Mädchen und holt im Handkorb meine dreckige Wäsche. Zum Samstag wurde sie sehr fein wiedergebracht. „Fräulein, was kostet's?" „Nichts." So hatte sie mir zirka eineinhalb Monate meine Wäsche umsonst gewaschen. Da sagte ich zu dem Mädchen, das die Wäsche wieder einmal gebracht hatte, daß das nicht so weiter ginge, ich möchte die Dame einmal selber besuchen, wann es ihr wohl passe. Denn sie müsse doch auch ihre Seife und Zeug kaufen, das koste Holz und Kohlen, sie möchte einen Gruß vom Landsmann bestellen. Meinen Dreck nahm sie wieder mit und brachte die Wäsche sauber wieder und ließ mir sagen, ich solle nur um 9 Uhr früh kommen.

Ich gehe auch hin, sehe und erfahre, daß sie sechs, acht Mädchen, jedes drei Monate, beschäftigte und ausbildete. Die junge Witwe servierte mir Wein und Zuckergebackenes. Sie wußte nicht, was sie machen sollte. Ich war lieb. Und wir waren beide so verliebt miteinander, daß ich mir ein Herz zu der freilich katholischen Magdalena geb. Jäger fasse und sie frage: „Madamoiselle Jäger, haben Sie keine Lust zum Heiraten? Sehen Sie! Ich bin noch nicht verheiratet und schon 26 Jahre alt; Sie sind Witwe, aber noch jung." Sie meinte aber, sie wäre nicht mehr so jung, sie wäre schon hoch in den Dreißigern und hätte keine Lust, zu heiraten. Sie wäre das Heiraten dick satt, und ihr erster Schatz wäre ein sehr guter Mann gewesen.

Über drei Monate vergingen. Da frage ich wieder an: „Lene, Sie haben keinen Menschen, ein Mann ist ein Mann und doch keine Frau. Und es ist besser, es ist ein Mann im Hause als eine Frau. Sie erwiderte: „Sie sind ein schöner Mensch, gerade gewachsen und stehen gut in der Pension und brauchen auch nicht zu arbeiten." Sie hatte ihre Liebe gegen mich gestochen. Wir gehen beide zum Standesamt und ließen uns in Algier schreiben. Aber getraut sind wir nicht. Ich wollte weder katholisch werden noch mich katholisch trauen lassen. Ich sagte: „In Frankreich leben Hunderttausende ungetraut und bloß zusammengeschrieben. Wenn wir uns nur gut sind und in Frieden miteinander leben, das ist vor Gott ebensogut."

Es war eine gemütliche Seele. Ich war aber auch gut. Seit ich verheiratet war, hatte ich nun auch wieder Beschäftigung. Sie hatte eine feine Maschinerie, bei der ich behilflich sein konnte. Es ging alles mit Dampf. Wenn sie die Wäsche naß hineintat, dann kam's gewaschen, getrocknet und gebügelt wieder heraus.

Digitized by Google

So lebten wir ein Jahr glücklich zusammen. Gott im Himmel, jetzt klagt meine Frau über ihre Augen. Das tat uns sehr leid. Auch die Kinder litten darunter, die aber sehr an mir hingen. Ich war Papa hinten und Papa vorn. Sie wurde sogar blind. Das Geschäft mußte eingehen.

Ich ging zum Generalarzt, der mich vom Kriege noch gut kannte, und bat ihn, meine Frau zu untersuchen. „Ja, mein lieber Zimmermann, ich komme herzlich gerne." Sie mußte ihre Augen aufmachen. Er verbot ihr afrikanische Speisen zu genießen, und verordnete ihr, in ein anderes Klima zu gehen, wenn sie ihr Augenlicht wieder erhalten wolle, was zu hoffen sei. Die afrikanische Hitze hatte sich nämlich auf die Augen geschlagen. Der Arzt stellte eine Bescheinigung darüber aus, daß meine Frau vom Militärdepot europäische Speise bekommen sollte. Ferner verschrieb er ein paar Zentner Stachelfeigen. Die sehen wie Kastanien aus und sind so scharf wie Dornen, dabei ein süßlicher Trank, aber kalt wie Eis; das mußte sie trinken, damit das Blut durch die Kälte abgeschreckt würde.

Ich fragte sie, ob sie noch Verwandte hätte. Lene antwortete: „Ja, in Neuhäusel bei Straßburg lebt noch ein Herr; wir sind Geschwisterkinder. Seine Schwester desgleichen. Aber es sind nur Bauersleute." Da sie ihre Adresse wußte, wiewohl sie lange nicht geschrieben hatte, schrieb ich an ihre Verwandten. Nach acht Tagen schon kam die Antwort, daß wir sehr herzlich willkommen seien. Maschinerie und Möbel mußten verkauft werden; die Betten wurden zu Schwarten für die Kisten gemacht, damit die Fracht nicht zu schwer und teuer wurde. Wir lösten gut Geld. Ich erhob auch noch einmal meine Pension. Ich schrieb, daß, wenn wir nach Straßburg gekommen seien, ich eine Depesche schicken würde, damit die Angehörigen Pferde und Wagen an die Bischweiler Station mitbringen sollten.

In Neuhäusel und Bischweiler.

In Straßburg machte ich's denn auch so. Hier blieben wir die Nacht. Morgen früh, depeschierte ich, geht's über Hagenau nach Bischweiler. Zum Zeichen, daß wir es wären — die Verwandten hatten sich auch lange nicht gesehen —, wollte ich die ganze Zeit mein Taschentuch hoch in der Hand halten.

Der Mann kam denn auch: „Sind Sie's, Zimmermann? Ach, Lene!" „Du bist's, Joseph!" Sie fielen sich um den Hals. Seine Frau war auch dabei. Die Freude war groß. Ich sagte: „Kommt herein, erst frühstücken!" Ich ließ auftragen. Die Kanne Wein schmeckte gut.

Dann packte ich auf den Wagen, wir setzten uns auf den schönen Leiterwagen, die zwei Pferde zogen. Wir fuhren durch Rundweiler, Suflum nach Neuhäusel, einem kleinen Fischerorte. Grade gegenüber lag das französische Villingen. Das war die Gegend, wo 1848 die Schlacht bei Rastatt geschlagen wurde.

Digitized by Google

Wir hatten eine gute Behandlung. Die Geschwisterkinder herzten und drückten sich. Ich hatte Hilfe in allen Ecken. Es wurde uns Platz gemacht, wir bekamen eine schöne Stube. Natürlich mußten wir uns neue Möbel kaufen.

Jetzt ging ich nach Bischweiler und ließ den sogenannten Kantonarzt, das ist Oberarzt und Kreisphysikus, zu meiner Frau kommen. Er fragte, ob wir noch Stachelfeigen hätten, als er sie untersucht hatte. Wir besaßen noch mehrere Zentner. „Zimmermann, in sechs Wochen sieht Ihre Frau so schön wie noch nie!" Wir machten Aufbindungen auf die Augen. Schon zog sich eine Haut drüber weg. Und richtig in sechs Wochen konnte sie sehen wie ein Fisch.

Ich aber bekam Befehl, als kaiserlicher Portier nach Bischweiler in die kaiserliche Maschinenfabrik mich zu melden. Ich tue es und kriege auch den Dienst. Ich mußte alles abwiegen, was heraus- und hereinkam, alles im kaiserlichen Befehl. Ich durfte keine Seele herein- oder herauslassen. Von früh bis abends 7 Uhr mußte ich stehen.

Wir zogen nach Oberhof bei Bischweiler. In die Stadt selber wollte meine Lene nicht ziehen. Wir mieteten im „Goldenen Hirsch", gleich an der Straße und mußten 100 Franken Miete für Stube, Kammer und Küche zahlen. Meine Frau trieb nun ihr Geschäft nicht mehr groß, bloß zum Zeitvertreib, sie hatte ja genug. Außer meiner fortlaufenden Pension hatte ich jede Woche 48 bis 50 Franken Lohn.

In der Bischweiler Fabrik war ein Fräulein, deren Liebster — auch evangelisch — gleichfalls in Mexiko gestürzt und mein Offizier gewesen war. „Sind Sie noch ledig?" fragte ich sie. „Ich habe geschworen, ich heirate nicht mehr." Aber ich hatte sie immer auf dem Halse. Sie unterhielt mich, als ob ich ihr Bruder wäre. Sonntag um Sonntag hatte ich auch Dienste. Das Fräulein gab mir wöchentlich zehn, zwanzig Francs Trinkgeld. Ich war wie verheiratet. Ihr Vater schalt auf die Tochter und schenkte mir Fleisch, weil sie immer bei mir war. Sie aber erklärte: „Ich kann keinen anderen brauchen, ich muß den Fritz haben" (so nannten sie mich dort). Meine Frau wußte darum, bei mir war's auch keine Mannesliebe mehr zu dem Fräulein. Meine Lene kriegte vom Fräulein jede Woche sieben Flaschen Rotwein, für jeden Tag der Woche eine, aber einen so feinen Wein, wie Medizinwein. Solchen trinken wir keinen hier herum!

Ich mußte den Wein abziehen und Sonnabends vom Dampfkessel aus das Bad bereiten. Außerdem mußte ich morgens früh fünf Uhr abräumen, die Modelle von den Maschinen in die Reihe bringen und sauber erhalten. Nachher gings in die Stadt, um Fleisch, Kuchen usw. zu kaufen. Ich hatte eine weiße Schürze und Mütze auf wie ein Oberkellner. Mittags mußte ich für das Fräulein die Brieftauben — das war ihre Liebhaberei — versorgen. Kurz, ich hatte es sehr gut.

Digitized by Google

Bei Orleans zu den Deutschen.

Auf einmal kommt die Kriegserklärung im Juli 1870. Meine Frau und ich wollten eben einmal nach Afrika hinein, um die Grabstätte des ersten Schatzes meiner Frau zu besuchen, als der Krieg ausbrach. Alles wurde mobil gemacht. Die Trommel ging, die Fahnen wehten, die Reserve wurde eingezogen. Die erste Schlacht schlugen sie bei Weißenburg, ehe sie nach Wörth zogen. Am 6. August war der Sieg von Wörth. Das war nur zweieinhalb Stunden von Bischweiler entfernt, und dreiviertel Stunde war es auf Hagenau.

Das Fräulein sagte: „Na, Kaspar, jetzt werde ich dich bald verlieren, die Preußen werden dich gefangen nehmen." Ich: „Na, so schnell geht das nicht!"

Als die Schlacht vorüber war, wurden die Verwundeten in die Dörfer einquartiert. Auch in unserer Fabrik wurde ein Krankensaal eingerichtet. Ich besuchte die Kranken und fand auch einen Landsmann, Ernst Friedrich Vaugel aus Friedrichroda. Ich hatte mir nämlich vom Stabsarzt die Erlaubnis geben lassen, zu den Kranken zu gehen. Wir hatten einen schönen Obstgarten mit reifen Birnen und Zwetschen; die brachte ich den Kranken. Vaugels Kreuz war durchschossen, und die Kugel war im Leibe sitzen geblieben. Sechs Wochen hat er doch damit zugebracht, ehe er von seinem Leiden erlöst wurde. Der Mensch wußte nicht, was er mir aus Dankbarkeit tun sollte. Ich hielt ihn wie einen Bruder.

Die Franzosen, die mich „Fritz" hießen, sagten zu mir, der ich die Kranken besuchte: „Fritz, du hast eher keine Ruhe, ehe sie dich gefangen nehmen." Ich: „So hurtig geht das nicht, wenn ich nicht verraten werde. Und wenn ich das je merke, dann gehe ich vorher ab." Kaum sechs bis acht Tage, da kommt auch schon die preußische Polizei; denn Straßburg war schon belagert und wurde besetzt. Sie beherrschte die Gegend schon als ihr Eigentum. Ich mußte mich vorsehen, denn ich hatte wohl meine Legitimation, aber die lautete ja auf Erfurt.

Da sagte ich zu meiner Frau: „Mir bleibt keine andere Wahl, ich muß ins Land ziehen. Durch Straßburg komme ich nicht mehr. Ich muß hinten herum, hinein ins Land." Ich steckte mir ein paar hundert Franken ein, nahm meine Papiere und machte meinen Abschied. Ich tröstete meine liebe Frau: „Lene, aus Krieg wird auch wieder Friede. Wenn's Friede wird, nachher bald bin ich auch wieder bei dir."

Ich gehe immer hinter die Armee. Die Deutschen schlagen die Franzosen mächtig tapfer. Die Zeit kommt herbei. Ich hinter Kampscharlo, wo die große Kampagne und der Übungsplatz ist. Der September bringt uns Sedan. Gravelotte wird belagert. Am 2. September wurden 80000 Mann gefangen, darunter Napoleon und Mac Mahon. Ich hatte Freude. Die Franzosen waren aber auch wenigstens deshalb froh, weil sie glaubten, sie kriegten nun Ruhe. Allgemein dachte man: Nun ist Friede! Wer aber war am frohsten? Ich war am frohsten!

Digitized by Google

Es dauert jedoch nicht zweimal vierundzwanzig Stunden, als eine Depesche kommt: *Vive la republique la France!* „Wenn euch nur der Henker holte, euch Verfluchte! Wo wir schön geschlagen haben, wollt ihr Krieg noch einmal anfangen." Mannschaften vom 17. bis 54. Jahre wurden zur Revolution für die Republik einberufen. Ein paar Tage darauf ich hinter Chalen retour, Noa hinter Kampschalon. Daß ich bei Gelde blieb, verkaufte ich Papier. Sie gaben dafür großes Geld, auch Gold. Ich konnte nicht herausgeben und habe so viel Geld erobert.

Da kommen zwei französische Gendarmen und fragen mich: „Damaschis? (ob ich ein Handelsmann wäre); warum melden Sie sich nicht zur Republik?" „Ich brauche mich nicht zu melden, ich bin pensioniert." „Ihre Legitimation?" Ich zeige sie. Den Namen des Ortes, wo dies geschah, habe ich vergessen. „Ja, mein Lieber, Sie sind Damaschur (Feldwebel), es fehlt uns an Leuten, Sie müssen mit." Ich werde also festgehalten und nach Presque herausgeschmissen. Wir waren 90000 Mann, Schwarze, Araber, Mohren, Strämige, Schippige, Halbgraue — verschiedene Sorten. Die ganz Schwarzen waren besser als die Strämigen; diese waren schon mehr Menschenfresser. Wir haben Kampf genug mit den Grauen gehabt. Ich werde sogleich als Kompagniechef eingestellt. Wir sind im Marsche, da kommt es am 1. Dezember 1870 zur Schlacht bei Orleans.

Jetzt stößt unsere Kolonne auf den deutschen Feind. Wir machen halt, und die Armee wird herbeigezogen. Die Deutschen machten dasselbe wie wir. Die Deutschen hatten Vorposten aufgestellt, wir aber auch. Die Deutschen schlagen unsere Vorposten, wir ihre. So war das Schlachtfeld frei.

Am 2. Dezember stehe ich mit meiner Kompagnie auf Vorposten. Jetzt, mit der Ablösung der Patrouille, sehe ich auch Deutsche. Mein Gott, mein Gott! Als ich die Deutschen sah, war mir's, als ob mir das Herz durchbohrt würde. Dort stund ich. Soll ich mich von meinen Landsleuten totschießen lassen? Nein, das will ich nicht! Soll ich meine eigenen Landsleute totschießen? Nein, das will ich auch nicht! Ich falle auf meine Knie und bete, was in meinen Kräften steht, Gott solle mir einen Gedanken geben, wie ich mich zu verhalten habe.

In diesen Gedanken sagte ich zu meinem Burschen: „Hier hast du 10 Franken, hole mir zwei Flaschen Champagner von der Marketenderin." Die eine Flasche soff ich aus, daß ich Courage kriegte. Zum Burschen sagte ich: „Die andere trinke du aus!"

Es war abends 1/2 10 Uhr. Da tat ich, als wenn ich meinen Posten abpatrouillieren wollte. Und was mache ich? Ich reiße aus und mache mich nach der deutschen Seite zu. Mit Degen, Revolver und Dolch war ich versehen. Ich fliehe über einen Eisenbahndamm hinweg und finde keinen Anstoß. Auf einmal höre ich: „Halt, werda?" Das kannte ich ja von meiner Heimat her. Ich antwortete: „Gut Freund!" Losung und Feldgeschrei wußte ich natürlich

Digitized by Google

nicht. Ich mußte nähertreten. Da stand ein großer Nußbaum, und mit der Rückseite mußte ich mich an ihn stellen! Weiter wurde ich nichts gefragt.

Der Posten schrie wieder: Halt, wer da? Losung und Feldgeschrei wurde richtig angegeben. „Kann avancieren", hieß es, „aber hier ist ein französischer Gefangener!" Husaren waren es, die die Patrouille ritten.

Es dauert nicht lange, da kommen drei Mann, darunter ein Unteroffizier. Die holten mich ab und brachten mich auf die Feldwache. Degen, Revolver und Dolch mußte ich ablegen, das andre nicht. Dann kam ich ins Replie, das ist die größere Feldwache, auf die mich die Mannschaften hinlieferten. Die Geschichte wird gemeldet.

Am 2. Dezember war gerade Prinz Karl in Orleans angekommen. Ich werde zur Kgl. Hoheit und Exzellenz geführt. Er sah, daß ich Kompagniechef war, und fragte mich, wie ich hierher komme. „Du Roter, wie kommt's, daß du übergegangen bist?" So und so: ich bin ein Preuße, desertiert usw. „Mein Gott! Und so avanciert sind Sie?" „Das ist durch die Revolution!" „Haben Sie ganz genauen Plan von Ihrer Schlachtanlage?" „Zu Befehl, Kgl. Hoheit! Ich habe den Kriegsplan sogar einstecken!" „Sie haben den Kriegsplan?" „Zu Befehl." „Heraus damit!" Nun wird in seiner Zelle Platz gemacht, und er besah sich den Plan: „Die haben wieder die schönste Position." Seinen eigenen Plan legte er auch daneben. Der stimmte aber nicht so genau wie der, den ich ihm gegeben hatte.

Ich erklärte ihm, wie unsere Armee eingeteilt wäre, wir wären 90000 Mann Afrikaner. Wie stark die Pariser und Europäer seien, konnte ich nicht angeben. Aber dies: So und so stände die Kavallerie, so die Bedeckung mit Artillerie, da die Feldgeschütze, dort die Mitrailleusen, so viel Regimenter Kürassiere, nach Süden zu ständen 1, 2, 3, *a*, *b*, *c*. Alles schrieb er sich auf seinen Plan, auch wie stark die Linien lagen: Division, Brigade, Hauptschlag .... Erst um 1 Uhr nachts waren wir fertig.

Da sagte Prinz Karl: „Na, mein lieber Landsmann, es ist Zeit, daß wir ein paar Stunden ruhen." Ich sollte in einer anderen Zelle untergebracht werden. Wie wir uns beim Gute-Nacht-sagen die Hände geben, kommt auf einmal eine Kanonade von der französischen Seite her. Prinz Karl hört's und sagt: „Die verfluchten Roten sind aber beizeiten auf dem Damm!" Die Granate war aber über unser Lager hinweggesaust.

Ein Stabstrompeter erhielt Auftrag, die Offiziere zusammenzublasen. Auch der Adjutant wurde gerufen. Mein Gott! Wie viele Offiziere! Könige, Herzöge, Prinzen, Fürsten, große Befehlshaber — allerhand! Da konnte ich an Schlafen also nicht denken. Prinz Karl gab Befehl, nachdem er auf Grund meines Berichtes und Planes erklärt hatte, wie die Franzosen lagen, sich tapfer zu halten, die Mannschaften in Ordnung liegen zu lassen und gegen morgen, um 3 Uhr,

Digitized by Google

aufzubrechen. Die mit der Blendlaterne bewaffneten Offiziere hatten sich sehr schnell alle Befehle aufgeschrieben.

Also gut um 4 Uhr fangen die Franzosen schon wieder an zu knacken. Von der deutschen Seite fiel noch kein Schuß.

Ich wurde bestellt, am 12. Dezember in Nancy zu sein, wo große Konferenz sein sollte. Ich bekam einen Schein, daß ich immer durchs Lager durchgehen durfte. Auf jedem Feldkommando hatte ich mich zu melden, worauf ich über das Lager hinweggeliefert wurde. Bis Kampschalon war ja alles schon belagert.

Als der Tag anbrach, da gab's aber Feuer! Die Roten hatten wieder eher angefangen als wir. Auf einmal, als der Tag graute, fangen die Deutschen auch mit Granaten an. Das war ein heftiges Feuer von beiden Seiten. Nicht lange, da knatterten auch schon die Gewehrfeuer. Unsere Infanterie hatte also die Franzosen schon beim Wickel, das französische Feuer ließ dann nach, bis es ganz zum Schweigen gebracht war. Die Deutschen kamen nun erst recht hinein, am allermeisten aber die Gewehrfeuer. Auch Kavalleriegefechte gab es. Es ist eine Heidenschlacht gewesen. Nachmittags 2 Uhr hörte man keinen Schuß mehr. Wir hatten gesiegt und wenige Verluste gehabt. Die Franzosen hatten wir schon eher gepatscht und eine Masse gefangen genommen.

Am 12. Dezember 1870 kam ich zur Konferenz in Café Lieb in Nancy. Unser König Wilhelm I. war auch da. Ich wurde vorgeladen. Prinz Karl war wieder zugegen und alle Generäle. Ich mußte nun alles erzählen und sprach auch von Bischweiler. Da sagte Wilhelm I.: „Mein Sohn, mein Sohn, was hast du für einen Fehler gemacht! So einen Mann hätte ich gut bei der Intendantur brauchen können, Sie kennen ja Frankreich durch und durch. Sie hätten sich im Elsaß sogleich melden sollen. Dann hätten Sie bei uns als Dolmetscher und Wegweiser viele, viele retten können! Was für ein Fehler!" Kurz, er wußte nicht, was er sprechen sollte. Von der Instruktion her kannte ich jede Festung und wußte, wie stark sie untermint war. Noch sagte er: „Dann hätten Sie Ihr Brot gehabt, solang Sie lebten."

Trotzdem wurde ich aber nun nicht als Gefangener übernommen, auch nicht wie einer, der einen Transporteur brauchte. Wilhelm I. schrieb selber einen Brief und nahm mich ab, wie man's bei einem Passe zu tun pflegt. Ich wurde direkt nach Erfurt zurückgewiesen; aber eine Zeit, zu der ich eintreffen sollte, war nicht bestimmt. Ich kriegte eben frei. Auch wurde ich gefragt, ob ich Geld hätte. „Ja, Königliche Majestät, noch über 1000 Franken." Hätte ich keines gehabt, hätte ich Verpflegung bekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gedanken aus Paulsens Nachlaß.

Ein ehemaliger Hörer Friedrich Paulsens schreibt uns: „Gestatten Sie einem Ihrer norddeutschen Leser eine Anregung. Sie haben, seit ich Ihre Zeitschrift kenne, schon wiederholt versucht, Büchern, die nicht den verdienten Erfolg fanden, den Weg zum Publikum zu bahnen. Wenn anders ich Ihre Bestrebungen richtig verstehe, achten Sie es gelegentlich als geboten, Novitäten des Büchermarkts so zu behandeln, als wären sie vor fünfzig Jahren erschienen, und Werke, die vor fünfzig Jahren erschienen, als wären es Novitäten. Als fleißiger Leser der einschlägigen Zeitschriften muß ich feststellen, daß Paulsens nachgelassene Vorlesungen über „Pädagogik“ und die nach seinem Tode „Gesammelten Pädagogischen Abhandlungen“ weder in der Fach- noch in der Tagespresse so gewürdigt wurden, wie beide Werke es verdienen. Der im allgemeinen geringe Wert pädagogischer Veröffentlichungen hat zur Folge, daß auch bedeutende Erscheinungen von einem größeren Publikum ungelesen bleiben, während doch die ernstlichen Fragen der Pädagogik jeden Gebildeten berühren, der ein Kind auf eine höhere Schule schickt. In der Art Paulsens liegt es, daß auch seine pädagogischen Schriften den ganzen Mann zeigen, sein Verhältnis zu Gott und Welt, seine Stellung zu den bewegenden Fragen der Zeit. Ich hatte mir während des Lesens eine Anzahl Stellen, in denen sich die Meinung Paulsens fast mit aphoristischer Knappheit zusammendrängt, zu meinem Vergnügen eingetragen. Ich lege sie Ihnen vor mit der Bitte, wenn Sie dagegen keine grundsätzlichen Bedenken haben, durch Ihren Abdruck in einer Zeitschrift von der Verbreitung der S. M. weitesten Kreisen ins Gewissen zu reden, welch ausgezeichnete, förderliche und anregende Werke sie zu Unrecht ignorieren.“

Indem wir der Anregung gerne nachkommen, bemerken wir noch, daß beide Bücher im Cottaischen Verlage erschienen sind. Pädagogik geh. M 6.50, Gesammelte Pädagogische Abhandlungen M 9.—.

Jede Schule, die nicht Fachschule ist, sondern eine allgemeine Bildung geben will, ist notwendig in erster Linie eine humanistische Bildungsanstalt; Mathematik und Naturwissenschaft können erst in der Fachschule zur eigentlichen Substanz des Unterrichts werden.

Menschliche Dinge teilnehmend verstehen und auf Menschen und menschliche Angelegenheiten wohlwollend-förderlich wirken, das ist die eigentliche Aufgabe jedes Menschenlebens.

Alle Philosophie ist der immer in irgendeiner Gestalt wiederholte Versuch, die Wirklichkeit vom Standpunkt menschlich-geistigen Lebens zu deuten. Die Grundüberzeugung, auf der alle Philosophie, sowie alle Religion ruht, ist die, daß die Welt nicht bloß ist, was unsere Physik und Astronomie von ihr auszusagen wissen; daß sie nicht bloß ein physisches, sondern ein metaphysisches Wesen hat, und daß sie dieses ihr innerstes und eigentliches Wesen uns verständlich in dem geistig-geschichtlichen Leben offenbart.

Formale Bildung der Intelligenz kann man etwa erklären als die Fertig-

Digitized by Google

keit, verwickelte Tatsachenbestände genau aufzufassen, sicher und sachgemäß zu analysieren, endlich sie auf ihre einfache Gesetzmäßigkeit zurückzuführen. Diese Fertigkeit schließt ein die Fähigkeit zu angespannter, beharrlicher, vielseitiger Aufmerksamkeit in der Beobachtung, sicheres Unterscheiden des Erheblichen und Unerheblichen, divinatorisches Treffen des springenden Punktes, endlich methodische Sicherheit in der verifizierenden Untersuchung, sowie in der Darlegung und Beweisführung.

Die Grundanschauung des Naturrechts ist, mit Benthams Formel: Einer ist Einer, und Keiner ist mehr als Einer. Es ist das Dogma der Männer von 1789, sie haben kein anderes. Und welcher Satz wäre gewisser? So kann man denn, scheint es, getrost auf ihn den politischen Neubau gründen. Durch Abzählung der Einer, Abstimmung genannt, entsteht ein Deputierter, durch Abzählung der Deputierten der „allgemeine Wille".

Der englische Physiker Tyndall sagt einmal, daß er an den verwickelten Perioden von Miltons Verlorenem Paradies denken gelernt habe.

Unterrichten heißt, den Schüler zur Entdeckung von Wahrheiten zu führen; daß der Lehrer sie denkt, hilft ja dem Schüler nichts, es kann sie niemand für ihn denken.

Langweilige, statarische Lektüre, die einen Schriftsteller zermartert, um die dürftige Ausbeute der Redensarten und Grammatikrepetitionen zu gewinnen, erzeugt vielleicht die tödlichste Langeweile, die überhaupt unter dem Monde möglich ist, den *stupor paedagogicus*.

Niemand versteht ganz, was er nicht in gewissem Sinne auch machen kann. Kennen und Können ist ursprünglich eins.

Wer da weiß, welchen Schatz die Mundart überall an treffenden Sprüchen und Vergleichen, an schlagenden Bezeichnungen und Urteilen enthält, dem muß es wehtun zu sehen, wie unser Volk, in dem immer weitere Kreise der Mundart entwöhnt werden, dadurch an dem Gold echter, alter Lebensweisheit ärmer wird. Nicht ohne, wenn auch unabsichtliche, Schuld der Schule.

Noch gefährlicher ist es, den Schüler etwa durch Aufsatzthemata selbst zu patriotischer Beredsamkeit zu verführen: eine rechte Verderbung des Sinnes und des Geschmacks.

Allein in der Freiheit wird die Sache gedeihen; sobald man sie zum abfragbaren und erzwingbaren Pensum macht, macht man sie tot.

Die ganze Kriegsgeschichte wird hoffnungslos in *futuram oblivionem* gelernt.

Ob das Zeitalter des Glaubens an Examina einmal ablaufen wird? Oder schwimmen wir rettungslos in das Chinesentum hinein? Aristoteles meinte: alle Menschen hätten von Natur ein Verlangen nach dem Erkennen. Wer unsere Einrichtungen sieht, muß glauben, daß das von unserm Volk oder unserer Zeit nicht gilt, daß jetzt die Menschen vielmehr einen Abscheu vor dem Erkennen haben

Digitized by Google

und nur durch Zwangsmittel dazu gebracht werden können. Was für Verwüstungen die Prüfungen gerade in der „allgemeinen Bildung" anzurichten imstande sind, darüber könnte die Vergleichung des gegenwärtigen Geschlechts mit dem vor hundert Jahren lebenden lehrreich sein.

Daß die Schule auch etwas treibe, was nicht angeordnet ist und nicht kontrolliert wird, ist für die Gesundheit und Freudigkeit der Lehrer und Schüler geradezu wesentliche Bedingung.

Man stelle sich das Gesicht vor, mit dem Sokrates die langen Reden unserer Gymnasialpädagogen von der sprachlichen und der formalen und der humanen und idealen Bildung angehört haben würde.

Ein preußischer General kommt vor Paris eines Tages auf eine schwäbische Feldwache und fragt unter anderem: „Habt ihr auch schon Erbswurst gehabt, mein Sohn?" Worauf der biedere Schwabe antwortet: „Gessen han mer no koine, Exzellenz, aber als Feldg'schroi han mer's scho g'habt." Ein Primaner unseres Gymnasiums könnte auf die Frage, ob er Griechisch gehabt habe, eine ähnliche Antwort geben.

Zum Gedankenlesen soll die Oberstufe der Gelehrtenschule den Schüler führen; sie versündigt sich an dem Zwanzigjährigen, wenn sie ihn immer noch vorzugsweise mit Wörterlesen beschäftigt.

Es gab eine Zeit, in der man durch Vermehrung und innere Umgestaltung des Religionsunterrichts im Sinne strengerer Kirchlichkeit der materialistischen Anschauungsweise den Boden zu entziehen hoffte. Eben jene Zeit hat der materialistischen Literatur ihre Leser gebildet. Und was ihnen diese Bücher anziehend machte, war vielleicht nicht so sehr ihr positiver Gehalt an Metaphysik oder Naturphilosophie, als die Schroffheit des Widerspruchs gegen die Kirchenlehre.

Hoffentlich kommt auch bei uns die Zeit, wo, wie in England, der Spielplatz wieder der Selbstregierung der Knaben überlassen werden kann.

Mag Cicero Verdienste gehabt haben, welche er will — er hat sie ja selber nicht unter den Scheffel gestellt — eine Kraft fehlt ihm: die Herzen der Jugend zu erwärmen.

Der *ecclesia pressa*, die zur Zeit des Kulturkampfes die Freiheit auf ihre Fahne schrieb, fielen die Herzen des katholischen Volkes zu; eine *ecclesia triumphans*, die sich der Gunst der Höfe bediente, um mit Hilfe der Polizei die Denk- und Glaubensfreiheit zu unterdrücken, würde bald wieder mit dem Haß und der Verachtung der Völker beladen sein.

Die Tendenz der neuen Prüfungsordnung ist: Das freie wissenschaftliche und philosophische Studium zu unterdrücken und durch eine kontrollierte Stallfütterung mit Examenskenntnissen zu ersetzen.

Es kann jemand eine Prüfung über Kant und Goethe bestehen, ohne daß

Digitized by Google

ihm von Kants oder Goethes Geist etwas aufgegangen ist, ja ohne daß er sie gelesen hat. Und umgekehrt.

Die Prüfungen, mit denen im 19. Jahrhundert die Schulverwaltungen die „allgemeine Bildung" zu befördern sich haben angelegen sein lassen, sind eine der Ursachen, die den banausischen Sinn in den gelehrten Ständen haben großziehen helfen. Sie töten das innere Verhältnis zur Sache.

Den besitzenden Klassen fallen die leitenden Stellungen im wirtschaftlichen Leben und die Regierungsberufe im Staat als erbliche Ausstattung zu. Unfähige werden mit unendlicher Mühe notdürftig abgerichtet und treten in die leitenden Stellen, wo sie nichts leisten.

Halbbildung ist eben das, was der Sprachgebrauch Bildung nennt: Das „alles gehabt haben" und „von allem mitreden können".

Früher war jeder Lehrer in seiner Klasse Souverän. Jetzt fehlt nicht viel, daß die Arbeit, die ihrer Natur nach die freieste und persönlichste ist, am meisten durch Reglements und Kontrolle eingeengt und gedrückt ist.

Wenn das Altertum allen, die durch die Klassen unserer Gymnasien gegangen sind, den Wertmaßstab für literarische Dinge so erhöht hätte, wie es an sich möglich ist, dann müßte unsere Literatur und unser Theater ein anderes Gesicht zeigen, als es der Fall ist.

Die Griechen in ihrer Sprache lesen, ist besser, als sie in einer Übersetzung lesen; aber sie in einer Übersetzung lesen, ist besser, als sie im Original bloß buchstabieren oder überhaupt ungelesen lassen. Friedrich der Große verstand keine Silbe Griechisch und Latein, aber er las die Alten, nicht zeilenweise, woran unsere Schüler nur allzusehr sich gewöhnen, sondern bücherweise, wie jemand, dem es um die Sache, nicht um die Wörter zu tun ist, liest.

Möge die Zeit bald kommen, wo man die Sparsamkeit an Direktoren und Lehrern nicht anders beurteilt als an Obersten und Offizieren.

Credo quia vetitum, so heißt es in unseren Schulen überall statt des alten *credo quia absurdum*. Und die Kehrseite ist das *non credo, quia jussum*, ist das Mißtrauen gegen alle von der Schule geschätzten Wahrheiten, vor allem gegen den Religionsunterricht.

Ein Lehrer, der für nichts als seine Schularbeit Zeit hat, kann auch die nicht im rechten und großen Sinne erfüllen: stetes Ausgeben ohne Einnehmen macht bankrott.

Die imitierten Studentenverbindungen mit all ihrer Widerwärtigkeit sind nichts als eine Reaktion des „akademischen" Lebensalters gegen die „schulmäßige" Verfassung des Gymnasiums.

Daß jeder Schüler in jedem der sechs oder acht Fächer jedes Jahr ein genau bestimmtes Maß von „Fortschritten" macht, um zur Versetzung „reif" zu sein, und so neun Jahre hindurch, bis er sich endlich zur Entlassung „reif" gesessen

Digitized by Google

hat, das ist ein Ideal geradliniger Normalität der Entwicklung, zu dem die Natur selten ihren Segen gibt.

Die Reste der alten Kirchenherrschaft, wie sie namentlich im Gebiete der Schule noch dauern, dienen mehr dazu, die Opposition gegen die Kirche zu nähren, als für sie zu erziehen.

Vor hundert Jahren wären Stichelreden zwischen den Generationen, wie man sie jetzt überall hören kann, nicht bloß in der vornehmen Gesellschaft, sondern in jedem gut bürgerlichen Hause als etwas Unerhörtes empfunden worden.

Ich bin überzeugt, daß nicht ein Hundertstel derer, die durch Mangel an Selbstdisziplin und Willensenergie umkommen, an Überanstrengung zugrunde geht.

Hören die theologischen Fakultäten auf, auch wissenschaftliche Anstalten zu sein, dann sind sie als Glieder der Universität unmöglich.

Fanatischer Atheismus, oder, wie er sich jetzt mit neuem Decknamen nennt, „Monismus", treibt dem Jesuitismus die Schäflein zu.

Wenn die Forderung „besonderer Lehrstühle" für Pädagogik ihre Konstituierung als spezialistische Disziplin und die Loslösung von der Philosophie bedeutete, so wäre sie ihrer inneren Vernichtung gleichzuachten.

Wir wollen es uns nur eingestehen, daß in der Tat jemand mindestens ein tüchtiger Fachlehrer sein kann, ohne sich um die Theorien der Didaktik und Pädagogik viel bekümmert zu haben; und selbst hervorragende Erzieher und Menschenbildner sind dies geworden ohne das Studium der Erziehungslehre.

Erziehung besteht in der Übertragung des ideellen Kulturbesitzes von der elterlichen Generation auf die nachfolgende.

Zwei Stücke sind für das menschliche Leben im Unterschied vom tierischen charakteristisch: die Familienhaftigkeit und die Geschichtlichkeit.

Aufgabe der Erziehung ist, das Individuum von der bloßen Animalität zur Humanität heraufzuführen.

Unterrichten bedeutet nie und nirgends Fertigkeiten oder Kenntnisse mitteilen. Lebende Wesen gestalten sich nur von innen heraus.

Ich würde es für ein Unglück halten, wenn die höheren Mädchenschulen die gleiche Gestalt mit den gleichen Folgen wie die höheren Knabenschulen bekämen.

Ein höchst charakteristisches Zeichen der Zeit ist die ungeheure Zunahme der Witzblätter in den letzten Jahrzehnten. Ganz Deutschland lebt im Zeichen der Karikatur. In aller Händen, vor allem natürlich in den Händen der Jugend, sind diese Blätter, die mit Wort und Bild alles niederreißen, was die öffentliche Aufmerksamkeit erregt. Das Hohngelächter ist die Form, in der man am liebsten an den öffentlichen Angelegenheiten Anteil nimmt.

Ein Volk wird zu Ehren gebracht nicht durch die Fügsamen, die Korrekten, die Liebenswürdigen und Bequemen, sondern durch die Tapferen und Aufrechten, die Selbständigen und, wo es die Sache der Wahrheit fordert, Unnachgiebigen

Digitized by Google

und Schroffen. Alles Große in der Welt ist geschaffen nicht von solchen, auf deren Leichenstein man schreiben konnte: *laudabiliter se subjecit.*

Sonderklassen für besonders Begabte — ich fürchte, der Schaden, den sie bringen würden, wäre größer, als das Übel, das sie zu heilen bestimmt sind: als „besonders begabt" von der Schule offiziell etikettiert und behandelt zu werden, das ertrüge wohl kein Schülerhirn ohne schweren Schaden.

Kein Raffinement der geselligen Bildung, keine Höhe der literarischen und künstlerischen Produktion wird daran etwas ändern, daß eine Kultur zum Untergang gezeichnet ist, welcher die Reinheit des häuslichen Lebens verloren gegangen ist.

Unter dem Namen der „Schneidigkeit" ist arrogante Rücksichtslosigkeit neuerdings bei uns Gegenstand der Bewunderung und Nacheiferung in manchen Kreisen geworden, vielleicht nirgend mehr als in akademischen.

Ich hörte einmal folgende Definition: Bildung ist: nichts wissen, nichts lernen wollen und sich breit machen.

Georg Friedrich Daumer: Briefe an seine Nichte.

(Frankfurt, 1860).

Ich konnte deinen lieben, süßen Brief, meine theuere Helene, nicht sogleich beantworten; ich war sehr belästigt mit Correcturen, die meine immer schwächer werdenden Augen stark mitnahmen; dazu kam ein neuer Angriff in der allerschändlichsten Art, den ich mich sogleich zu beantworten rüsten und beeilen mußte. Doch da du vor allem über mein Befinden unterrichtet sein willst, so bemerke ich dir folgendes. Meine alten Uebel sind nicht gebessert, zum Theil erhöht, namentlich was das Augenleiden betrifft; neue große Uebel sind dazu gekommen. Erlaß mir die Beschreibung! Ich bin ein wahrer Hiob und Lazarus, rede aber nicht mehr gerne davon.

Im Sommer ist es in meiner Wohnung, für die ich jährlich 300 fl zahle, so geräuschvoll, daß ich mir irgend eine Hütte, ein Häuschen in den Feldern suchen muß, um diese Zeit hinzubringen. Im vorigen Jahr zahlte diese Nebenwohnung die gute Hoffmann; diesmal habe ich so viel Honorar eingenommen, daß ich selber 50 fl darauf anwenden konnte. Aus diesem Häuschen, das übrigens hübsch genug ist und eine schöne Lage hat, schreibe ich dir jetzt. Mein einfaches Essen wird mir vom Hause gebracht, Kaffee mache ich mir selbst und so lebe ich wieder ganz als Einsiedler. Im vorigen Jahr waren noch die Damen meines Hauses für mich. Auf einmal brach da, wie es öfter geht, eine Feindschaft gegen mich los, von der ich keinen Grund wußte; und so bin ich jetzt auch da wieder verlassen. Immer ist nur die H. die treue Seele, die unter

Digitized by Google

allen Umständen aushält, dafür aber auch gehörig leiden muß. Die protestantische Männerwelt hat mich von jeher grimmig angefeindet; nie hatte ich einen einzigen, aufrichtigen Freund; jetzt vollends hat man einen erwünschten Grund, mich zu hassen und zu verdammen, und so habe ich in männlicher Beziehung Nichts als meine „Pfaffen", die zum Theil wahre Engel gegen mich sind, wiewohl ich auch ihnen gegenüber ein paradoxes, fremdartiges, unverdauliches Wesen bin, was sie wohl wissen und was sie oft in arge Verlegenheit setzt. Ich muß meine Bücher, damit sie von katholischen Buchhändlern genommen und honorirt werden, der Mainzer Censur unterwerfen. Sie sind unglaublich nachsichtig gegen mein tolles Zeug und was sie streichen ist in der That nur schädlich, weil es die Welt überhaupt nicht verträgt. Im zweiten Heft meiner „Mansarde" habe ich meine Zoologie zu entwickeln begonnen, Naturgeschichte und Legende durcheinander geworfen, wider dogmatische Ansichten gefrevelt, freilich nicht ohne in gewissen naiven Heiligen Autoritäten und Anhaltspunkte zu haben. Ich bin mit den Mainzern darüber in einen geheimen Streit gerathen; sie haben möglichst nachgegeben und selbst meinen Salzburger Papperl, einen vernünftig redenden Papagei, durchgelassen. Mehr kann man nicht verlangen. Ich fluche und bin doch am Ende sehr zufrieden. Ich bringe unter der geistlichen Aegide durch, was ich nie durchgebracht; ich fälsche in den schlechten und falschen Katholicismus den wahren ein; sie entsetzen sich, und fügen sich doch; sogar in Freiburg, wo meine Vertheidigung Goethes und Schillers Schrecken erregte, hat man nachgegeben und hat in den dortigen Publikationen über diesen Punkt eine andere Wendung eintreten lassen. Früher habe ich ganz umsonst gearbeitet. Die Freunde und Genossen haben mich nur hinuntergesetzt und zertreten; es ist der Boden der Auflösung und Zersplitterung; da läßt sich nichts Positives und Organisches hineinsäen. Die kath. K. hat einen ewig festen Halt und wie Macaulay dargethan, die Garantie eines ewigen Bestehens. Gelingt es, da hinein etwas Gutes und Vernünftiges zu bringen, so ist es nicht verloren, es wuchert fort in alle Ewigkeit. Wem es noch nicht klar gewesen, daß ich dort, wo ich stand, nicht bleiben konnte, dem muß es jetzt einleuchten, da sich die alten Freunde als reine Teufel und Kothmenschen darstellen. Es werden meine „Frauenbilder" hergenommen, wo ich eine Gallerie von weiblichen Charakteren in meist rein erfundenen kleinen Romanen und Gemälden zu geben versuchte.

Das wird nun Alles für baare Wirklichkeit genommen. Ich soll ein ganz liederlicher Mensch sein, der schon in früher Jugend sich auf frivole Abenteuer gelegt, ein Roué, Don Juan und Casanova, der sich durch seine Ausschweifungen ein Rückenmarksleiden zugezogen, dessen wüster, unbändiger Trieb zum weiblichen Geschlecht auch der Grund seiner Frauenverehrung, seines Madonnencultus und Katholicismus sei. Die Jesuiten hätten mich in das von ihnen selbst

Digitized by Google

getriebene Schand- und Luderleben eingeweiht, schon als junger Lehrer sei ich mit meinem Rektor wegen meiner schlechten Aufführung in Kampf gerathen und dergl.

Was sagst du dazu? Sind das nicht allerliebste Leute, wahre Söhne der Zeit, Männer des „Fortschrittes" und der zeitgemäßen Aufklärung und Vernunft? Von London aus hatte mich die rothe Partei, Carl Marx an der Spitze, für den allerelendsten Spießbürger und Nürnberger Philister erklärt, der das Weib auf sein bürgerliches Misère beschränken wolle; zugleich wurde der „Pfaffen-Daumer" mit der modernen Maschine, d. h. mit der Guillotine bedroht. So im Jahre 1850. Zehn Jahre später findet man es für besser, das ganz Entgegengesetzte zu behaupten, und mich und die Sache, die ich jetzt vertrete, zusammen in Staub und Koth zu treten. Wie es mir der schändliche Julian Schmidt (ein Jude, auch Schmulian Jüd genannt, mit witziger Buchstabenversetzung) gemacht, ist dir bekannt. Jetzt gibts noch einen schöneren Tanz, den ich im dritten Mansardenheft eröffnen werde; ich will diesmal radikal zu Werke gehen. Aber es kostet Zeit und Kraft, und die letztere, wenigstens was das äußere Leistungsvermögen betrifft, ist im Versiegen. Hast du dich noch nicht mit der Geschichte der geheimen Gesellschaften befaßt? Ohne einen Blick in diese Mysterien zu tun, kannst du weder mich und meine Handlungen, noch auch, was du doch gern möchtest, Göthe's Dichtungen verstehen. In neueren Zeiten ist viel darüber zu Tage gekommen. Sie bilden eine furchtbare Macht und sind bei den Umwälzungen thätig. Die Juden spielen eine große Rolle dabei. Die Freimaurerei ist nur eine äußerliche, für sich bedeutungslose Einhüllung des innersten Mysteriums, des sogenannten „Tempels"; von da heraus wird regirt und mit allen möglichen, zum Theil satanischen Mitteln die Welt verwirrt und die Gesellschaft untergraben, die freilich schlecht genug ist, aber doch besser, als das, was jene Teufel wollen. Die Sache hat sich zu einer rein diabolischen Höhe hinaufgeschraubt. Diese Gesellschaften haben ihre Proskriptionslisten (Carl Marx, der mir 1850 von London aus mit der Guillotine gedroht, ist neuestens in einen Streit mit Carl Vogt gerathen, der auch vernichtet werden sollte; da aber hat ihn die sogenannte Schwefelbande arg an den Pranger gestellt); auch ich stand darauf und sollte zu Grunde gerichtet werden, weil ich der revolutionären Blutwirtschaft energisch entgegengetreten. Es gelang auch; ich war ausgestoßen aus der Literatur, ich konnte gar nicht mehr zum Worte kommen, eine Menge von Aufsätzen und ganzen Werken blieb ungedruckt. Wer die Freimaurer, die Juden und die geheimen Gesellschaften innersten Grades gegen sich hat, ist verloren. Ich war es. Und da ich bei meinen Bestrebungen Genossen haben mußte, da es zu meinem System gehörte, daß sich solche in dem freisinnigen Theile der Menschheit finden müßten, so war ich nur theoretisch geschlagen und mein System war

Digitized by Google

faktisch widerlegt. Es mußte falsch sein, wenigstens in Rücksicht der Mittel, durch welche, der Menschen, mit welchen ich meine Ideen ausführen wollte. Es war notwendig, Alles aufzugeben, oder sich nach andern Mitteln und Wegen, einem andern Boden der Wirksamkeit, einer andern Partei umzusehen. Nichts war übrig als die katholische Kirche. Ich mußte mir den Hals abschneiden oder da hineinflüchten. Ich dachte mir, zum Halsabschneiden ist noch immer Zeit, wir wollen auch das Letzte versuchen. Ich habe es gethan, und bis jetzt noch nicht zu bereuen gehabt. Ich finde hier, wo es auch nicht an verschiedenen Färbungen und Systemen fehlt, in der That eine Partei für mich, und selbst, was nicht besonders zu dieser gehört, schont mich und läßt mich gewähren. Ja man denkt so groß von mir und erwartet so viel von mir, daß mir bange wird; denn ich werde mit meinen schwachen Kräften einem solchen Werk nicht gewachsen sein. Ich thue indessen, was ich vermag und kann nun doch hoffen, nicht völlig umsonst gearbeitet und gelebt zu haben.

In meinem nächsten Hefte werde ich die mysteriösen Dichtungen neuerer Zeit beleuchten. Ich werde anfangen mit der Schikaneder-Mozartischen Zauberflöte, zu der Göthe einen sehr merkwürdigen zweiten Theil gedichtet hat. Kennst du den? Wenn nicht, so lies ihn; du wirst wohl nicht alles verstehen, aber gewichtvolle Worte werden dir nicht entgehen. Dieser 2. Theil ist eine vernichtende Kritik des 1. Theiles. Göthe war selbst Maurer und wahrscheinlich tief eingeweiht. Die Zauberflöte ist wesentlich eine Darstellung der Illuminatenmaurerei, welche ein Ordens-Metternich herstellen will, zu welchem Behufe aber die jetzige Ordnung der Dinge erst vernichtet werden muß. Dazu bedient man sich auch des Verrathes, so wurde Oesterreich in seinem letzten Kriege mit Frankreich verrathen; die gräulichen Geschichten, die sich an die Namen Eynatten und Bruck knüpfen, haben ihre Wurzel im geheimsten Maurersystem. Seine eigene, noblere Fassung gab Göthe in dem wunderlichen „Märchen", das sich am Schlusse der „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" findet. Auch diese Allegorie werde ich erklären. Aber Göthe verließ diesen Standpunkt, wo noch alles auf die Menschheit, wie sie jetzt ist, gebaut wird, gänzlich und schrieb dafür seinen „Homunculus", wie er sich im 2. Theil des Faust präsentiert. Hier gibt er die Menschheit auf, gerade wie ich zur Zeit meiner „Eremitalphilosopie". Der Homunculus ist eine bloße Idee, die einer neueren, besseren, höher begabten Menschheit nehmlich, von der die Frage ist, wie sie realisirt werden soll. Die Dichtung bewegt sich hiebei in eine künftige Welt hinüber, in welcher Galatea, — ein ganz neues Princip, das unter dem Bilde einer neuen verklärten Venus erscheint — herrschen wird. Ich kann dir nur höchst dürftige Andeutungen geben. Wolltest du dich in die Tiefe dieser Mysteriumdichtung stürzen, so schlage ich dir vor, diese Götheschen Sachen zu lesen (Zauberflöte 2. Theil, Märchen, Homunculus) und zu versuchen, dir dieselben so

Digitized by Google

weit zu enträthseln, als es gehen will. Du magst mir auch dann darüber schreiben. Bekommst du dann meine gedruckten Abhandlungen zu Gesicht, so bist du schon vorläufig damit vertraut, hast Interesse an dem Gegenstand genommen, deine eigenen Kräfte daran versucht. Im Herbste werde ich wahrscheinlich nach Würzburg übersiedeln. Ich muß mich ganz und gar in eine katholische Bevölkerung hinein verstecken, denn ich werde fortwährend scheußlich verfolgt. Ich soll durchaus vernichtet sein; diesem Gesindel aber zum Opfer zu fallen, habe ich keine Lust. Auch muß ich, um auch nur einige Zeit ausdauern zu können, eine geeignetere und wohlfeilere Wohnung haben.

Ich muß jetzt Tag und Nacht arbeiten, um nur meine Miethe zahlen zu können und so den Beutel eines reichen Philisters zu spicken. Und für all das verhältnißmäßig viele Geld doch keine Ruhe. Der große Verlust, den ich leiden werde, ist der treue Beistand der edlen Freundin, die ich hier habe. Das wird mir nicht ersetzt werden. Ottilie ist zu sehr mit ihrer Ausbildung und Zukunft beschäftigt, um mir z. B. meine kaum leserlichen Manuscripte rein zu schreiben, wie die Hoffmann seit vielen Jahren thut; ich mag es auch gar nicht verlangen. Ich muß diesen Verlust tragen.

Bin ich todt, so bitte ich euch — die Besseren und Klügeren in unserer Familie — dieser Frau — die Nichts von mir hat, als Plage und Arbeit, und die mir so lang im Kampf mit einer hassenden und schmähenden Welt hülfreich zur Seite gestanden, euren Dank zu bezeigen und sie, wenn noch etwas in Beziehung auf mich und meine hinterlassenen Werke zu thun sein sollte, zu Rathe zu ziehen. Denn Niemand kennt mich, meine Ideen und Absichten, meine Lebenswege und ihre Ursachen so gut, wie sie. In meiner Lage muß man immer denken, daß das Wort, das man eben spricht, vielleicht das letzte sei, so magst du diese Bemerkung hinnehmen.

Ach, ich werde dich nicht mehr wiedersehen. Und Gott ist mein Zeuge, wie mich das schmerzt. Muß man nicht eine Welt und Daseinsform verfluchen, wo der Seele und ihrer Liebe solche Schranken gesetzt sind?

„O schöne Welt, du bist abscheulich", das ist der Refrain, mit dem auch Heine endete. Nein, es ist nichts damit. Und wenn es in der That nichts Besseres geben kann, so hat Schopenhauer und der Buddhismus Recht; dann können wir unsere Hoffnung nur auf das Nirwana, auf das Nichts setzen, in welches wir zurückzusinken haben.

Mache dich recht mit Göthe vertraut, der seine besten Gedanken — klüger als ich — nicht der Welt Preis gab, sondern in Allegorien versteckte, die der Menge gänzlich unfaßbar sind. Das wird dir zu denken geben, das wird Nahrung für deine Seele sein.

Lebe wohl und glaube mir, daß ich dich liebe!

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Reisebrief aus Japan.

Von Richard Huldschiner (Hamburg).

Der Rikshaw-Kuli läuft, läuft. Mitten auf dem Rücken ist seinem schwarzen, kurzärmeligen Rock ein weißes, hübsches Ideogramm aufgedruckt, der Namenszug seines Herrn oder seiner Familie. Schon seit drei Stunden zieht er mich kreuz und quer durch die endlosen, häßlichen Straßen von Tokio mit ihren niedrigen, gleichförmigen Häusern, ihren Telegraphenstangen und den Reklameschildern, die noch etwas japanisch, das heißt geschmackvoll, aber schon auch europäisch, will sagen scheußlich, sind.

Die Sonne scheint, viel Volks ist unterwegs, viele Sonnenschirme schweben daher, Zauberkünstler zeigen an den Straßenecken ihre Künste, gelassen lächelnd schlichtet der Polizeimann das Chaos. Und wir sind müde, der Kuli vom Ziehen, vom stundenlangen Durcheinanderwirbeln seiner Beine, ich vom Schauen. Zuerst sah ich Ministerien, Akademien, Entbindungsanstalten, die mit ihrer europäischen Architektur schamlos zu schreien schienen: seht, ich bin wunderschön, ich habe mich dem Ornament ergeben, ich bin die Morgenröte der westlichen Kunst im Lande Nippon. Dann aber gerieten wir auf einen weiten Wiesenplan, der eine Stadt in der Stadt, die Residenz des Kaisers umgibt. Da sind Tore, wieder Wiesen, dann Gräben, dahinter ungeheure Steinwälle, auf deren Höhe weiße Pavillons mit geschweiften Bronzedächern stehn, weiß und patinagrün. Zerzauste Schirmkiefern strecken ihre eigensinnig gewundenen Äste wagrecht hinaus, Pagoden lugen aus dichtem Buschwerk, alles nur Außenwerke der Palastbauten, die profanem Blick ewig entzogen in grüner Einsamkeit dahinter thronen. Keine Blume leuchtet auf. Nur weiß und grün wird hier geduldet. Hoch und fern bleibt die Burg Montsalvatsch. Nicht im Sturm ist Gott, nicht im Gewitter ist Gott, Gott ist in dem leisen Säuseln, das hinter Sturm und Gewitter einherzieht.

Nein, es ist nicht wahr, was man in Europa zum Überdruß wiederkäut. Es ist nicht wahr, daß japanische Kunst im Kleinlichen, im Kleinen sich erschöpft, daß die große Wirkung ihr versagt bleibt. Diese Tore und Steinwälle der kaiserlichen Burg sind in ihrer Wirkung so gewaltig wie nur irgend eins unsrer Schlösser mit Rampenauffahrt, Rustika-Quadern, Wappenschildern, allegorischen Steinfiguren, Kuppeln und Türmen. Nur keuscher ist diese Kunst und einfacher, selbstverständlicher . . . .

Aber mein Rikshaw-Kuli lief und lief. Im Ueno-Park war ich jetzt, im Schatten der berühmten Kirschbäume, zu denen zur Blütezeit die Tokioten wallfahrten. Jetzt standen sie grün und ernsthaft und wiesen zu einem altersgrauen Torii, das den Eingang zu einem Monument größten Stils bildet, zu der Straße der Steinlaternen, die 1651 von getreuen Daimios dem Andenken

Digitized by Google

des Shogun Jeyasu errichtet worden ist. Da stehen sie und flankieren unter Kryptomerien den Weg zum Gedächtnis-Tempel, ihr grauer Sandstein ist mit der Patina der Verwitterung überzogen. Keine Inschrift nennt den Namen des Geehrten noch den der Ehrenden, aber ein tiefer, weihevoller Ernst spricht zu dem Beschauer und sagt ihm, daß er auf heiligem Boden wandelt. In den Baumwipfeln schreien unablässig die schwarzen Aasgeier und im Tempel schlägt mit schwerem, dunklem Klang ein Gong an.

Mich verlangt nach einer Erfrischung, und mit Hilfe eines Englisch radebrechenden Polizisten gelingt es, dem Kuli begreiflich zu machen, daß er mich zu einem Teehaus fahren soll. Mir schwebt so etwas von Geisha und zirpender Musik vor. Aber es wird nichts draus. Wir landen vor einer Art Selterwasserbude, betreut von einem steinalten Mütterchen, das, sowie es den Gast kommen sieht, tief zu knixen und Luft durch die sehr unvollkommenen Zahnreihen einzuziehen beginnt. Ich sitze auf einer niedrigen, mattenbedeckten Estrade, die zugleich Bank und Tisch darstellt. Es kommt der Tee, ein ganz leicht gefärbtes, aromatisches Wasser, es kommt ein Tellerchen mit harten Eiern, es kommt ein anderes Tellerchen mit kleinen Kuchen, die mit Marmelade, Kastanien oder Reis gefüllt, ebenso gut schmecken wie sie aussehen. Der Kuli darf mithalten und als ich die lächerlich niedrige Zeche bezahle, verbeugt der Kuli sich rechts und das Mütterchen links unter gewaltigem Lufteinziehen und mir kommt vor, als hätte ich schon lang nicht mehr so königlich getafelt.

Und nun heißt es wieder arbeiten. Es ist heller Tag, in Yoshiwara wird noch nicht viel zu sehen sein. Aber ich wage es, wir fahren, fahren. Endlich geht es durch eine Art Tor in ein Quartier neuer Häuser hinein. Denn die Liebesstadt ist vor einigen Jahren abgebrannt. Aber nun steht sie wieder aufrecht und glanzvoll da; goldene Gitter bilden zumeist den Abschluß des Erdgeschosses gegen die Straße, da sitzen dann die Damen und harren des Käufers. Jetzt, am lichten Tag, da sich in den Gassen noch die *jeunesse dorée* nicht drängt, sieht man nur da und dort ein paar Mädchen hinter den Gittern. Die Dienerinnen sind dabei sie zu kämmen und zu frisieren. In den Hauseingängen, die eine offene Halle bilden, hängen Photographien der Insassen an der Wand. Man sieht in kunstvolle Gärtchen hinein. Kakemonos sind ausgestellt mit Mondscheinnächten, fliegenden Wildgänsen, Eulen auf Kiefernästen, Fröschen, die nach Mücken springen, Krebsen und Lampions im Gewittersturm. Oder es steht eine Vase da mit einem Kryptomerienzweig und einer Päonie oder ein Bronzebecken, in dem ein feiner Wasserstrahl zur Höhe sprudelt und eine silberne Kugel in der Luft tanzen läßt. Abends mögen überall die bunten Laternen brennen. Auch diese Stadt der *Venus vulgivaga* ist hell und heiter. Nichts von Heimlichkeit und verlogener Heuchelei.

Und der Kuli läuft und läuft.

Jetzt hat er mich schon wieder in das Gewoge der Geschäftsstraßen entrückt.

Digitized by Google

Ein großer Tempel der Kwanon. Hohe Halle mit dem Golddämmerlicht der Markuskirche in Venedig. Tauben und bunte, lächelnde Frauen schwärmen darin umher. Dahinter öffnet sich eine Art Wurstelprater oder Oktoberwiese mit Wachsfigurenkabinetten, Schießbuden, Menagerien, Zirkus und Kinematographentheatern. Überall Fahnen und schreiende Reklameschilder. Das Europäische in Tokio ist leider doch schon sehr aufdringlich geworden. Aber man kann sich immer wieder ins Japanische retten. Denn allenthalben steht ein Torii, das zu einem Tempel leitet, und in deren Hainen gibt es nur Tauben, Steinlaternen, Bronzebecken und im Dämmer der Halle nachgedunkelte Gemälde und goldne Schreine und den zarten Duft der Räucherkerzchen, die zu Ehren des Gottes schwelen.

Nun konnte mein Rikshawkuli nicht mehr. Aber ich war noch lang nicht am Ende meiner Pilgerfahrt, brachte es nur nicht fertig, ihn schnöde abzulohnen und vor seinen sehenden Augen, seine Berufsehre kränkend, zu einer jüngeren frischen Kraft überzugehen. So ließ ich mich listig zur Shimbasi-Station fahren, als ob ich mit dem Zug abzureisen gedächte, bezahlte ihm die gleich von Anfang an ausbedungenen 40 Pfennig für die Stunde, verschwand im Gedränge an den Schaltern, lugte hinter einem Pfeiler hervor, um zu sehen, wohin der Kuli sich wenden würde und erschien erst wieder am Licht der Sonnen, als ich mich überzeugt hatte, daß er außer Sehweite war und meinen schnöden Verrat nicht mehr entdecken konnte. Fünf Stunden hatte er mich gefahren, zwei Mark und fünfzig hatte er mit Trinkgeld verdient, ein Vermögen. Nun hockte er irgendwo im Schatten eines Baums, schwitzend und zufrieden, lächelte, kaufte sich Reis und Tee, vielleicht sogar ein winziges, gebratenes Fischchen und dachte vorerst nicht an weitere Droschkengaulbetätigung. Ich aber ging mit fliegenden Fahnen zu einem seiner Berufsgenossen über, der mit blauem Hemd und Trichterstrohhut am Bahnhofsplatz nach Fahrgast und Verdienst Ausschau hielt und dessen wohlgeformte Waden von seinen Kuli-Qualitäten rühmliches Zeugnis ablegten.

Und ich kam in den Shiba-Park zum Grab eines Shogun, das, eine achteckige, ernsthafte Steinlaterne, an einem Hügelhang unter alten Bäumen, in denen die Aasgeier unablässig klagend schreien, einsam das kleine Wappen des großen Toten gegen die gern vergessende Zeit zu verteidigen hat. Drunten stehen die Tempelhallen mit schwarzen, spiegelnden Lackfußböden, roter Lack und gelbes Gold bedeckt Wände und Säulen, die heiligen Schreine leuchten aus dem Dämmerlicht des Hintergrunds, Kreuzgänge mit ihren Stein- und Bronze-Laternen umfassen stille Höfe, in denen Gras zwischen den Pflastersteinen gewachsen ist — guter Gott! was bedeutet uns ein Shogun! Schon Pipin der Kleine war mir immer Hekuba. Was soll uns nun gar so ein japanischer Hausmeier! Aber er ist es ja auch gar nicht, dessen Gedenken mir hier das Herz so still und freudig macht. Der Genius einer Kunst nur hat mich überwältigt, die durchaus

Digitized by Google

nicht nur, wie wir gewöhnlich meinen, sich damit begnügt, mit unendlich viel Geduld, Arbeit und Feinsinnigkeit unendlich kleine Sächelchen des täglichen Gebrauchs so schön zu machen wie möglich und über Miniaturwässerchen in Miniaturgärtchen gebogene Miniaturbrücken zu bauen, sondern die ihre Architektur mit besonderem Farbenverstand der verschnörkelt heiteren Landschaft, die sie vorfand, in vollendeter Weise angepaßt hat. Diese Täler und Hügel beben so und so oft im Jahr. In die Höhe kann man darum nicht recht bauen. Und Holz widersteht am besten. Also baut man in die Breite und nimmt Holz, sucht sich einen Hügelhang aus, pflanzt Bäume und Blumen und macht das Gotteshaus zu einer Stätte der Luft, die man nicht nur am Feiertag besucht, sondern zu jeder Zeit, weil man im Anschauen aller der da aufgehäuften Herrlichkeiten am leichtesten freudig, also des Gottes voll, werden kann.

Und sie konnten nicht nur Tempel bauen, wie bei uns im Westen, wo das Geheimnis verloren gegangen zu sein scheint: sie können es noch. Das zeigte mir der große, neue Hongwantschi-Tempel in Kioto, ein Wunder an freudiger, schöner Gliederung und entzückendem Kleinwerk, dem zu seiner rechten Weihe nur noch etwas Patina fehlt.

. . . . Mein Kuli hatte draußen zwischen den Deichselstangen der Rikscha hockend derweil mit einem Priester geschwatzt. Jetzt legte er sich wieder ins Zeug und im Augenblick war ich wieder in einer der langen, ungepflasterten Straßen, die in Yokohama ausschauen wie in Tokio oder Kobe oder Kioto oder Osaka und derentwegen man mir gesagt hatte, daß eine Stadt in Japan wie die andere sei. Nun, ganz so schlimm ist es nicht; es kommt immer auch auf den Beschauer an. Und so saß ich in meinem Wägelchen wie auf einem Thron, vor dessen Stufen die Schätze eines großen Beutekriegs vorüber getragen werden. Und dann kam ich in eine Basarstraße und begann einzukaufen. Das hat in Japan für einen Fremdling seine Schwierigkeiten; denn wie soll er in jedem Fall wissen, ob er ein Drittel oder nur ein Viertel des geforderten Preises bewilligen darf? Der japanische Kaufmann, dessen Geschäft in der ja nicht gar so lang vergangenen Feudalzeit mit einem Makel behaftet war, ist heute noch in Bezug auf seine Geschäftsmoral vielleicht nicht ganz gefestigt und so überfordert er nicht nur, er hängt dir auch, wenn du nicht scharf aufpaßt, etwas Gefälschtes, Beschädigtes an und verbeugt sich dabei so oft und so tief und zieht die Luft so laut zwischen den Zähnen ein, daß du nicht einmal merkst, wie sehr er dich über den Löffel barbiert hat. Die mit japanischen Firmen arbeitenden Deutschen im Lande wissen davon ein Liedchen zu singen. Sie erklären einmütig, daß man, während man sich auf den Chinesen, besonders den des Südens, immer verlassen könne, dem Japaner niemals trauen dürfe, und daß nicht einmal die japanischen Gerichte Schutz böten. In einem Prozeß mit einem Japaner verliere allemal der Europäer. Ich weiß nicht, wie weit das richtig ist.

Digitized by Google

Wer nur ein paar Tage hat, um sich die Seele vollzusaugen mit fremden schönen Dingen, ist immer geneigt, sich zum Sachwalter aufzuwerfen; aber mir scheint doch, daß man mit einem Volk nicht so oberflächlich ins Gericht gehen darf, das erst vierzig Jahre Zeit gehabt hat, sich die neue Zivilisation zu erkämpfen. Was man dem Japaner übel nimmt, ist nicht so sehr die Methode oder die Moral seines kaufmännischen Gehabens, sondern die Tatsache, daß er in den Wettbewerb um Gold und Staatspapiere eingetreten ist und in der letzten Zeit, wo er es nur konnte, den Lehrmeistern den Stuhl vor die Tür gestellt hat. Immerhin muß ich bekennen, daß ich auf Herrn Yamagata in der Straße Ginza in Tokio auch nicht gut zu sprechen bin.

Er hatte einen Farbholzschnitt in der Auslage, den Fuji im Gewitter darstellend, von Blitzen umzüngelt, der von Hokusai sein sollte — alle Farbholzschnitte in Japan stammen, wenn man es nur glauben will, entweder von Hokusai oder von Hiroshige — und verlangte dafür eine so große Summe, daß ich selbst wenn ich nur ein Viertel des Preises bot, immer nur ein Bewunderer aus der Ferne bleiben mußte. Ich machte also kehrt und verließ Herrn Yamagata ungetröstet mit der ganzen sittlichen Entrüstung des Westlers über japanische Geschäftsmoral und mit so großem Appetit, daß ich mich in ein Restaurant fahren ließ. Ein Wirt, der sich oft verneigend mich in einen der kleinen Pavillons im Garten führt. Die Häuschen sind fast alle besetzt. Man hört fröhliche Stimmen und Lachen. Die Sonne scheint auf zierliche Kieswege, Kryptomerien, Päonienbüsche, Bambus und Zwergpalmen. Mit Hilfe einer kleinen Dame in blauem Kimono und gelbem Owi habe ich mich meiner Schuhe entledigt und hocke auf dem Polster, das man auf die Reisstrohmatte im Pavillon gelegt hat. Ich habe unterdessen ein paar neue japanische Worte aus meinem Lexikon gelernt und bestelle *Sake* (Reisbranntwein), *o-cha* (Tee), *sakana* (Fisch) und *tamago yaki* (Omelette). Dann werde ich allein gelassen und mustere mein *chambre séparée*, mein Bambushäuschen. Die Sonne scheint schräg zur offenen Schiebetür herein und beleuchtet ein hübsches Kakemono, einen Apfelbaumzweig mit einem Vogel darstellend, und eine kleine Vase aus Bambus, in der ein Kiefern- und ein Ahornzweig stecken. Sie steht auf einem schwarzen Holzgestell, und das ist ein von Wellchen umbrandetes Lotosblatt. Alles sauber, zierlich, neu. Ich sitze auf dem Polster, mit lang ausgestreckten Beinen. Aber das Polster ist niedrig, und drum versuch ich's nach einiger Zeit mit der Hockstellung der Japaner. Nach fünf Minuten bin ich in der Verfassung eines Mannes, der von unten herauf gerädert wird. Drum knie ich jetzt auf meinem Polster. Das Knien hat ja seine Meriten, wenn man's versteht. Aber ich sehe, daß das Sitzen doch besser ist. Wenn nur die Beine nicht so endlos lang wären! Ob man nicht doch lieber versuchen sollte, ordentlich japanisch zu hocken? . . . als ich zum viertenmal den Zyklus mit Sitzen beginne, erscheint eine zweite, viel

Digitized by Google

hübschere und höher im Rang stehende Musme in zartgrünem Kimono mit kaffeebraunem Owi mit Schmetterlingen und Kirschblüten, bringt das übliche Lackgestell mit einem Bronzegefäß für die glühende Holzkohle auf Sand und einem wassergefüllten Bambus-Aschbecher, bringt Tee und Sake, dann ein Tablett mit einer Anzahl kleiner Schüsselchen, überreicht mit vielen Verbeugungen die Elfenbeinstäbchen zum Essen. Geschnitten ist alles schon, man braucht nur zuzulangen. Ich versuche es gerade wieder mit dem Hocken, aber dann ist der Weg vom Schüsselchen zum Mund sehr weit und die beiden Eßstäbchen, die den Bissen wie eine Zange fassen sollen, geraten in eine Grätsch-Stellung, womit dann das Schicksal des appetitlichen Stückchens Fisch besiegelt ist. Es liegt bereits auf meiner Hose. *Haru-san*, Fräulein Frühling, ist zu höflich, als daß sie mich auslachte. Sie weiß, was sich schickt; sie verbeugt sich tief, tief, so daß ich nicht sehen kann, was um ihre Mundwinkel vorgeht, sie zieht die Luft ein, gießt mir den warmen Reißschnaps in das Fingerhutnäpfchen; sie hockt mit vollendeter Grazie, während ich wieder beim Sitzen bin. *Haru-san* ist sehr hübsch, aber *Haru-san* hockt auf der anderen Seite des Tischchens und mit *ohayo* und *sayonara* allein kann man noch keine Unterhaltung bestreiten. Außerdem tun mir die Beine weh, und zum Fisch habe ich schon Reis und Gemüse auf meine Hose gelegt. „Es hat alles seine Wissenschaft", auch das Essen mit Elfenbeinstäbchen und das Hocken auf einem papierdünnen Polster wollen gelernt sein. Das Omelette beginne ich sitzend zu essen; als ich das letzte Stückchen davon auf meinen Schoß geworfen habe, bin ich zum siebentenmal beim Knien. Aber dann räche ich mich. Ich stehe auf, stehe auf, daß ich mit meinem Kopf fast an das Dach des Häuschens stoße, *Haru-san* kichert verschämt, wir rauchen eine Zigarette miteinander, *Haru-san* hat winzige, wohlgepflegte Hände, die sich mollig anfühlen, *Haru-san* hat auch wunderschöne Zähne und gerade wie wir beide auf derselben Seite des Tischchens sind, erscheint mit abgenommenem Trichterstrohhut und ungezählten Verbeugungen der Rikscha-Kuli und meldet, daß angespannt ist, das heißt, daß es fünf Uhr sei, und um fünf Uhr sollte er mich an die Bahn bringen. Rikscha-Kulis haben manchmal eine unangenehme Pünktlichkeit.

Das religiöse Problem in Spanien.

Von Alfred Demiani in Madrid.

Vor nicht allzu langer Zeit kam mir durch Zufall eine Münchner Revue in die Hand, die einen Artikel enthielt mit dem nicht gerade höflichen, noch besonders geschmackvollen Titel: „*Son Vds. imbeciles en España*". Der Titel mißfiel mir, offen gestanden; der Inhalt entsprach dem Titel. Es waren die schon

Digitized by Google

zur Genüge wiederholten Beschuldigungen des klerikalen Regimes, das zum Sündenbock für alle Mißstände auf der Pyrenäischen Halbinsel gemacht wurde; der anonyme Verfasser gelangte demgemäß unter anderem zu dem befriedigenden Resultat, die Ausschreitungen des Pöbels in der blutigen Woche von 1909 als Beweis anzuführen für die gerechte Empörung einer arbeitsamen Bevölkerung über die unzulässige Konkurrenz der Klöster, und Maura, dem Mörder Ferrers, die Verantwortung für das Attentat an Canalejas zuzuschieben. Als wenn der süße Mob einer Großstadt, und noch dazu einer Hafenstadt wie Barcelona, wo der Abschaum verschiedenster Länder und Erdteile sich zusammenfindet, jemals die willkommene Gelegenheit politischer Unruhen zum Plündern und Brennen sich hätte entgehen lassen, — leider waren ja die von den Pariser Boulevardblättern ausgeschmückten Greuelszenen längst nicht so entzückend sensationell wie es den Anschein hatte, solange man gänzlich ohne offizielle Nachrichten aus dem Aufstandsgebiet war —, und als ob der spanischen Regierung nicht höchstens der Vorwurf gemacht werden könnte, trotz des nichtswürdigen Attentates in der Calle Mayor erst auf die Ereignisse von 1909 gewartet zu haben, um energische Maßnahmen zu ergreifen gegen eine sinnlose und verbrecherische Propaganda, die seit Jahren das Geschäftsleben und die öffentliche Sicherheit der betriebsamsten und verkehrsreichsten Stadt des Königreichs schwer schädigte und sich nachgerade zu einer nationalen Gefahr auswuchs.

Ich weiß: Ansichten, wie die in dem erwähnten Artikel vertretenen, können stets des Beifalls sicher sein, und würdige Häupter mit goldenen Brillen werden bedenklich geschüttelt, wenn man zu behaupten wagt, daß es doch etwas anders aussieht südlich der Pyrenäen oder gar, wollte man sich erkühnen es auszusprechen, daß Don Antonio Maura vielleicht unklug, aber auf jeden Fall patriotisch und selbstlos gehandelt hat, als er den Mut hatte das Odium eines Justizmordes auf sich zu nehmen.

Es ist merkwürdig, wie fern die spanische Welt für das Vorstellungsvermögen von Europa liegt, und wie selten man sich Mühe gibt, der Eigenart dieses seltsamen Landes gerecht zu werden. — Stiergefechte, Tänzerinnen und Inquisition, — Velazquez, Goya, den Greco nicht zu vergessen, ist ungefähr alles, was man von Spanien weiß.

Und doch ist mir schon manchmal der Gedanke gekommen: gerade für solche, die Oberbayern kennen und es lieb gewonnen haben, müßte es schließlich gar nicht so schwierig sein, zu einem etwas zutreffenderen Bilde der hiesigen Zustände zu gelangen. Ist es nicht merkwürdig, daß aus allen deutschen Gauen Tausende und Abertausende, die persönlich zum Teil die fortgeschrittensten Ideen vertreten, sich wohlfühlen in einem Winkel unseres Vaterlandes, der einer der rückständigsten sein soll? Wenn man den Zeitungen glaubt, verkommt ja gerade dieser Landesteil in pechschwarzer klerikaler Nacht. Weder die Annehm-

Digitized by Google

lichkeit des Klimas, noch Naturschönheiten außergewöhnlicher Art, noch endlich gar besonders bequeme und komfortable Lebensbedingungen, können die Anziehungskraft dieser Südostecke des Deutschen Reiches eigentlich recht erklären. Nehmt aber das Bild des Gekreuzigten weg von der Feldmark und aus dem Herrgottswinkel der Bauernstube, verwandelt den gesunden, querköpfigen und selbstbewußten Menschenschlag in ein, trotz bester Schulbildung, geistig und körperlich minderwertiges, stets unzufriedenes Proletariat, und ihr habt eine der letzten Zufluchtsstätten zerstört für manchen, der sich herausseht aus dem Lärmen und Hasten der Industrie und des Klassenkampfes.

Ähnliches gilt von Spanien. — Oberbayern ist ein unschätzbares Gegengewicht gegen ein allzu rasches Tempo des Fortschritts in Deutschland, und Spanien ist das Oberbayern von Europa.

Hiermit soll nun nicht etwa der Anlaß gegeben werden, weitere Vergleiche auszuspinnen zwischen dem kerndeutschen, gemütlichen Bier- und Bergländchen und der fast afrikanischen Halbinsel, auf der noch der Wiederschein ruht einstiger weltbeherrschender Größe.

Von allen Nationen in der westlichen Hälfte Europas ist die spanische am weitesten zurückgeblieben, nicht um Jahrzehnte — um Jahrhunderte. Die dominierende Weltmachtstellung, die Vorherrschaft der Flotte sind gründlich verloren; der Anteil an der Konkurrenz auf dem Weltmarkt durch Ausfuhr eigener Produkte ist minimal, — die Ausbeute der natürlichen Hilfsquellen, die Verkehrsmittel, die Schulbildung höchst unzulänglich, — der Prozentsatz der Analphabeten, die Auswanderungsziffer, bei an sich schon geringer Dichtigkeit der Bevölkerung, besorgniserregend, — — und für alle diese und noch tausend andere Kalamitäten gibt es, — das ist nun einmal bei uns so ausgemacht —, nur eine einzige Erklärung: die Schuld trägt allein die Pfaffenwirtschaft.

Seit mehr als hundert Jahren möchte man Spanien geradezu mit Gewalt zu seinem Glück zwingen und es aufmuntern, das blutige Spiel der französischen Revolution zu wiederholen, — auch heute noch, wo eigentlich niemand mehr so recht daran glaubt: das Heil der Welt, die Gleichheit — die Freiheit — die Brüderlichkeit könne nicht ausbleiben, wenn erst der letzte König am Darm des letzten Pfaffen hängt. Aber Spanien verschanzt hartnäckig seine Traditionen hinter dem natürlichen Schutzwall der Pyrenäen, und der Tunnel von Cafranc wird vermutlich hieran vorläufig ebensowenig ändern wie die Reise des Herrn Poincaré.

Ist auch der Name der „*Afrancesados*", der Franzosenfreunde, untrennbar von der verworrenen Entwicklungsgeschichte des 19. Jahrhunderts, so ist es ihnen bisher doch niemals gelungen, dauernd politischen Einfluß zu gewinnen. Der Argwohn und die Abneigung gegen Frankreich, namentlich gegen die französische Republik, die Mißerfolge im eigenen Lande mit den Versuchen einer revolu-

Digitized by Google

tionären Umgestaltung, die Beobachtung der Vorgänge jenseits der portugiesischen Grenze haben viel dazu beigetragen unüberlegte Experimente zu verhindern, obwohl man sich, zumal seit der Katastrophe von Cuba, durchaus über die Notwendigkeit eingehender Reformen im klaren ist. Man hat mit anerkennenswerter Objektivität und Offenheit versucht, den Gründen für das nationale Mißgeschick nachzuspüren; aber man war gerecht genug, die Schuld bei den Regierenden wie den Regierten zu suchen und nicht einer einzelnen Kaste aufzubürden, deren Stellung im Staat allerdings gemäß der historischen Entwicklung eine exzeptionelle sein mußte.

Eine wertvolle Bibliographie, die im Verlauf des letzten Jahrzehntes entstand, beschäftigt sich eingehend mit dem Problem des nationalen Niederganges und gereicht dem Lande wie ihren Verfassern zur Ehre.

Der Organismus der Monarchie ist krank und zwar bereits seit jener Zeit höchsten äußeren Glanzes, als nach Beendigung des Kampfes gegen die arabische Invasion und der endgültigen Rückeroberung der Halbinsel ein noch vollkommen unfertiges Völkerkonglomerat vor die doppelte Aufgabe gestellt wurde: innerlich sich national und religiös zu einen und jenseits des Ozeans neuentdeckte Welten zu kolonisieren. Durch eine merkwürdige Verkettung von Zufälligkeiten ging im gleichen Moment das Szepter der katholischen Könige in die Hände fremder Dynastien erst der Habsburger, dann der Bourbonen über.

Der spanische Chronist ist geneigt, gerade in letzterem Faktum, das natürlich im Zeitalter des Absolutismus von besonderer Tragweite sein mußte, die primäre Ursache für alle weiteren Konflikte zu finden und immer wieder als Ausgangspunkt dahin zurückzukehren, daß nunmehr dem Lande Verfassungs- und Verwaltungsformen (einschließlich der Konstitution von 1876) aufgenötigt wurden, die rein theoretisch dem Ausland nachgebildet waren, zu den spezifischen Existenzbedingungen der Rasse aber in keinem Zusammenhang standen. Auch auf dem Gebiet des religiösen Lebens gelangt man so zu Schlußfolgerungen, die zum mindesten zu denken geben könnten. So wird die berüchtigte Intoleranz des spanischen Klerus, die allerdings gerade während der Jahrhunderte des eigentlichen Rassen- und Glaubenskampfes, also vor dem Falle von Granada, fast etwas unbekanntes war, gern auf den Einfluß von Prälaten und Beichtvätern, teils deutscher Herkunft, zurückgeführt, die am Hofe der österreichischen Monarchen in Gunst standen. Die Kirche selbst aber, ungeachtet freimütigst zugegebener Übelstände, die in einer nach Jahrhunderten zählenden Entwicklung ihre Erklärung und Entschuldigung finden, bleibt eine der großen, ja die größte der nationalen Institutionen, welche die Überlieferung der stolzen Vergangenheit gerettet haben, und der es möglich war, die tiefe Kluft zwischen Thron und Volk zu überbrücken.

Ohne auf Details näher eingehen zu können, wollte ich diese Art der Be-

Digitized by Google

weisführung nur kurz andeuten, um zu belegen, daß bei der Erkenntnis der gleichen Symptome die Ansichten über die Krankheitserreger recht verschieden sein können.

Es liegt auf der Hand, daß in einem Lande, dessen Geschichte auf einem achthundertjährigen Religionskrieg sich aufbaut, die Rolle der Kirche eine außergewöhnliche werden mußte. Andererseits wird man guttun, niemals außer acht zu lassen, daß die Denkweise des Kerns der Bevölkerung auch im 20. Jahrhundert von der des Mittelalters sich nur wenig unterscheidet. Wer deshalb die spanische Kultur verurteilt, tut dies mit dem gleichen Recht, wie man seinerzeit von der tiefen Nacht des Mittelalters zu sprechen liebte.

Mag es nun auch ein Irrtum gewesen sein, daß man glaubte, den nationalen Zusammenschluß ohne Einheit des Glaubensbekenntnisses nicht herbeiführen zu können, mag man zur Erreichung dieses Ideals Gewaltmaßregeln, sagen wir ruhig Verbrechen, sich haben zu Schulden kommen lassen, einen Ruhmestitel kann und darf die spanische Geistlichkeit für sich beanspruchen: ihr Verhalten ist — im Gegensatz zur katholischen Geistlichkeit anderer Länder — fast immer ein hervorragend patriotisches gewesen.

Eins ergibt sich hier selbstredend aus dem anderen, und die Vorbedingungen für eine staatsgefährliche, nach deutschen Begriffen ultramontane Partei, die unter Nichtachtung des nationalen Interesses ihre Instruktionen von Rom erhält, verschwinden, wenn eine Spaltung durch Verschiedenheit der Konfession vermieden wurde. Ebenso blieb es auf die Beziehungen zum Vatikan nicht ohne Wirkung, daß Spanien sich das historische Anrecht erworben hat, als die erste Schutzmacht der Kirche gegen den Unglauben zu gelten. Man könnte daher weit eher von einer Abhängigkeit Roms von Spanien, als von einer solchen Spaniens von Rom reden.

Schon die mittelalterlichen Könige wußten zum Teil recht energisch für die Wahrung ihrer Prärogative, der sogenannten „Regalias", dem Heiligen Stuhl gegenüber einzutreten, und es ist mir von keinem von ihnen bekannt, daß er im Büßerhemd nach Canossa gegangen wäre. Der Deutsche Kaiser aber, der leider so wenig Verständnis für die politische Tragweite der reformatorischen Ideen des kleinen Augustinermönches hatte und als Erbe der Kronen von Kastilien und Aragon sich berufen fühlte, das Schwert seiner Ahnen, vor dem der Halbmond gezittert hatte, auch gegen die nordischen Ketzer zu ziehen, machte mit der geheiligten Person des Nachfolgers Petri recht wenig Umstände und setzte ihn einfach auf der Engelsburg gefangen.

Bei der unbedingten offiziellen Anerkennung der päpstlichen Autorität, als der des Statthalters Christi auf Erden und Oberhauptes der Kirche, ist doch im Grunde genommen die Achtung namentlich vor der italienischen Umgebung des Heiligen Vaters nicht übermäßig hoch, und die Figur eines spanischen

Digitized by Google

Kirchenfürsten, eines Primas und Erzbischofs von Toledo, hat zum mindesten ein deutlicheres Relief für naive Gemüter.

Die Stellung der spanischen Botschaft, das Auftreten spanischer Aristokraten am päpstlichen Hof hat heutigen Tags noch für unser nationales Empfinden beinahe etwas Beschämendes, wenn man im Gegensatz dazu sieht, wie ein deutsches Barönchen, dessen Vorfahren womöglich gute Protestanten waren, sich den Titel einer kleinen vatikanischen Palastfunktion zur hohen Ehre anrechnet. Ein Bruch mit der Tradition, ein Loslösen von Rom würde natürlich in allen Volksschichten auf rabiaten Widerstand stoßen, und doch kann man beinahe von einer selbständigen spanischen Kirche reden. Schon der Ritus hat kleine Sonderheiten bewahrt, die zum Teil bis in die Gotenzeit zurückreichen, oder gar, wie der Tanz der Seises, heidnischen Ursprungs sein können, und manchem Spanier fällt es schwer, sich vorzustellen, daß andere Nationen überhaupt dem wahren Glauben angehören sollen.

Bezeichnend ist es, daß die Integristen, die eigentlichen Vertreter der intransigentesten klerikalen Reaktion, so lange sie noch zu den Parteigängern des Don Carlos zählten, für die Suprematie der königlichen Gewalt über die des Heiligen Stuhles eintraten.

Die spanische Kirche ist national, christlich vielleicht noch im mittelalterlichen Sinne, katholisch eigentlich nur in bedingtem Maße, keinesfalls aber ist sie vatikanisch oder gar jesuitisch.

Hiermit soll nun ganz sicher nicht etwa geleugnet werden, daß der Einfluß des Jesuitismus auf der Halbinsel, namentlich in seinem Entstehungsgebiet: den baskischen Provinzen und Navarra, ein ganz beträchtlicher ist; dafür bürgt schon die Geschicklichkeit, mit der er wußte, ihm günstige Strömungen an dem jederzeit ausländischen Einflüssen zugänglichen Hofe auszunutzen und sich den oberen Gesellschaftsschichten in den Funktionen mondäner und formgewandter Beichtväter, Jugenderzieher, Ratgeber aller Art unentbehrlich zu machen. Der spanische Klerus aber in seiner Gesamtheit und das Gros der Bevölkerung stehen ihm fast feindselig gegenüber, und das Wort „Jesuit" hat im stockkatholischen Spanien genau den wenig angenehmen Beigeschmack, wie bei uns in Kreisen, die mit Weihwasser und Weihrauch nicht das geringste zu tun haben.

Es war wohl kein Zufall, daß Spanien der Kirche die beiden grandiosen Instrumente zur Abwehr der Feinde des orthodoxen Glaubens: den Dominikanerorden und die Gesellschaft Jesu, zur Verfügung stellte. Da die Tendenz der letzteren aber vornehmlich gegen die Reformation gerichtet war, so konnte sie für das Mutterland selbst niemals die Bedeutung gewinnen, wie für den Rest der sehr viel stärker bedrohten katholischen Welt. Denn wenn auch Spanien sich berufen fühlte, in die blutigen Auseinandersetzungen einzugreifen, die der Augsburgischen Konfession und dem Konzil von Trient folgten, so wurde doch die

Digitized by Google

Pyrenäische Halbinsel kaum direkt beunruhigt; dazu hatte die Schule des heiligen Dominicus von Guzman zu gut vorgearbeitet; aber es fehlte wohl auch das Bindeglied zwischen den politisch-wirtschaftlichen Problemen, die unter dem Zeichen des Kreuzes den Norden Europas umgestalteten, und etwaigen häretischen Anwandlungen einstiger Bekenner des Koran und Talmud oder dem satanistischen Aberglauben baskischer Bergbewohner. Auch der unausbleibliche Rückschlag der Mißerfolge gegen den Protestantismus auf die vatikanische Taktik ist der spanischen Ideenwelt relativ ferngeblieben, so daß man hier immer noch eher Sympathien für die etwas primitive Bekehrungsform der schwarzweißen Predigermönche findet, als für das klug ausgleichende, diplomatisch vermittelnde Vorgehen des Ordens des heiligen Ignaz von Loyola; ja man unterstreicht mit Vorliebe, daß der Stifter kein Spanier, sondern Baske war. Das Rätsel des spanischen Gemüts- und Geisteslebens resultiert aus einem Kompromiß zwischen zwei scheinbaren Kontrasten: einer instinktiven Hochachtung vor der Tradition und einem nicht minder ausgeprägten Hang zum Individualismus. Der Spanier ist ebensosehr Reaktionär wie Anarchist. Die Kirche wußte die eine Eigenschaft zu benutzen, die andere zu schonen.

Die Zeiten des Scheiterhaufens sind vorüber, und ein ernstlicher Angriff auf die äußere Form des Dogmas und auf die, trotz mancher Mängel, bewährten und erprobten Einrichtungen kaum zu befürchten. Nur um zwei Beispiele herauszugreifen: die Kirche war in dem Wirrwarr des 19. Jahrhunderts der einzige ruhende Punkt, der die Möglichkeit einer Rückkehr geordneter Verhältnisse gewährleistete; und im wirtschaftlichen Existenzkampfe drohen dem selbständigen Handwerker, der in Spanien noch nicht, wie in den sogenannten Kulturländern, ruiniert ist, von der Großindustrie ernstere Gefahren als von der Produktion der Klosterarbeit.

Man begegnet daher in manchen Kreisen öfters sogar einer gewissen Gleichgültigkeit, wie sie die vornehme Sicherheit alten Besitzes mit sich bringt, und die von flüchtigen Besuchern der Halbinsel und oberflächlichen Beobachtern nicht selten gründlich mißverstanden wird.

Der Klerus und der strenggläubige Katholik sind zumeist in Spanien sehr viel toleranter und taktvoller, als man dies in Gegenden gewöhnt ist, wo von vorn herein durch ständige konfessionelle Streitigkeiten und Differenzen eine unbehagliche Gereiztheit erzeugt wird. Andererseits haben mir Spanier, die persönlich relativ freie Anschauungen vertreten, wiederholt bestätigt, daß unerwünschte, oder gar ungeschickte Einmischungen der Geistlichkeit — man unterscheide auch hier wie in allem folgenden stets katholisch von jesuitisch — in Privatangelegenheiten zu den größten Seltenheiten gehören. Vorausgesetzt immer, daß an den fundamentalen Grundlagen nicht gerüttelt wird, sind die Grenzen des Zulässigen innerhalb der Rechtgläubigkeit ziemlich elastisch, und

Digitized by Google

man hat auch hier beinah die Harmlosigkeit des Mittelalters sich bewahrt, als man noch nicht durch die Gefahr vorsichtig und unsicher geworden war.

Charakteristisch ist es, daß die beiden großen Heiligen, die durch ihren literarischen Nachlaß die Klassiker des religiösen Empfindens ihrer Rasse geworden sind, Thereſe von Avila und Juan de la Cruz, der Inquisition Philipps II. verdächtig erschienen.

Mag man nun die historischen Vorgänge verdammen oder nicht, als deren Fazit der heutige Zustand anzusehen ist, mag man in ihm die Keime fortschreitenden Verfalls oder die Anzeichen einer Wendung zum Besseren erkennen, ein Phänomen läßt sich nicht leugnen: eine seltsame, wohltuende Übereinstimmung zwischen Volksempfinden und Form des Kultus. Es ist wohl ein Unikum, daß eine Nation, deren Rolle in der Geschichte noch nicht ausgespielt sein kann — dafür garantiert schon allein die Verbreitung der Sprache — und die bisher als Rasse eine merkwürdige Zähigkeit und Widerstandskraft gezeigt hat, sich in ihrer Gesamtheit und ohne tiefere innere Konflikte noch durchaus auf dem Boden eines in keiner Weise modernisierten Christentums befindet.

Wie ich schon sagte, ist der spanische Katholizismus nicht römisch, er ist ebensowenig international; er wäre es vielleicht geworden, wenn die spanische Weltherrschaft eine durchführbare Möglichkeit gewesen wäre. So aber vermied die Kirche mit bewunderungswürdigem Feingefühl einen der schwersten und verhängnisvollsten Fehler der Regierung: die Zentralisierung, und der Spanier wurde zum treuesten Träger eines nivellierenden, universalen Gedankens, indem man seine separatistische Eigenart, seinen Regionalismus respektierte. „Rom" ist die Devise, und doch ist es für den Aragonesen die „Virgen del Pilar", für den Andalusier die „Macarena" und für den Gallego der heilige Jakobus von Compostela, die ihn am Glauben der Väter festhalten; selbst dem Atheisten fällt es schwer, sich aus diesem Bann der engeren Heimat zu lösen. Auch hier wieder in seltsamer Verquickung dem Anschein nach unvereinbare Gegensätze: die zarte Mystik naiver Jahrhunderte und eine Materialisierung religiöser Vorstellungen, die einem primitiven Fetischismus kaum etwas nachgibt.

Es ist mir stets ein Rätsel gewesen, wenn Menschen, die mit gesundem Verstand ausgestattet sind, in Rom zum Katholizismus bekehrt werden konnten; daß der Eindruck in Spanien auf empfindsame Gemüter ein außerordentlich tiefer sein muß, ist mir wohl begreiflich. Doch wäre hier, meiner Meinung nach, für den Wunsch, aus der passiven Rolle des Zuschauers herauszutreten, beinah Vorbedingung, daß man imstande wäre, sich mit dem Anpassungsvermögen eines Chamäleons dem ganzen Milieu zu assimilieren; und ich glaube gerade der Spanier wäre der allerletzte, der für ein derartiges Experiment besondere Hochachtung an den Tag legen würde.

Digitized by Google

Tausend feine Fäden sind es, die das tägliche Leben durchdringen und mit kaum spürbarer Gewalt die Seelen der Gläubigen, ja selbst der Ungläubigen, umschließen.

Es hat ebensowenig etwas Befremdendes, wenn bei einem Ballfest in einem eleganten Hause bei Tagesgrauen die Hauskapelle sich öffnet und die im Salon eben noch fröhlich plaudernden Gäste plötzlich vor einem Altar auf den Knien liegen, wie daß für die Toreros, ehe sie den Kampfplatz betreten, eine besondere Messe gelesen wird, oder daß der Bischof zu Beginn einer sportlichen Belustigung seinen Segen erteilt. Keine Gelegenheit entgeht dem Priester, wo er etwas Weihwasser spenden kann, und selbst die Eröffnung der sommerlichen Badesaison findet erst statt, nachdem das nasse Element in der Johannisnacht gesegnet wurde. Man versteht, scheinbar banalen Dingen Bedeutung und Inhalt zu geben, der Schaulust der Menge entgegen zu kommen, die eigene Autorität unauffällig in den Vordergrund zu schieben und mit unglaublicher Weitsichtigkeit selbst den modernsten Fortschritt immer wieder einzukreisen. Ich glaube, daß Spanien das erste Land ist, das bereits einen Schutzpatron für den Automobilismus: den heiligen Christophorus, gefunden hat.

Der Spiegel des Seelenlebens eines Volkes ist seine Kunst, und da gibt es wohl kaum eine europäische Nation, wo das religiöse Moment auf allen Gebieten, sei es nun Literatur, Musik, bildende Künste, bis zum heutigen Tage derart dominiert, andererseits durch die Kunst in dem Maße vertieft und veredelt wurde, wie in Spanien. Daß aber Spanien gerade künstlerisch hinter den wirtschaftlich stärkeren Rassen zurückgeblieben wäre, wird man kaum zu behaupten wagen.

Europa opferte vieles vorschnell der Renaissance, Spanien blieb — *cum grano salis* — das Land der Gotik und des Mystizismus.

In dieser Wechselwirkung einer nicht unbewußten Harmonie zwischen Form und Inhalt hat die gediegene und würdige Prachtentfaltung des Kultus das Schönheitsbedürfnis der Menge in einem Grade verwöhnt, daß schon aus diesem Grunde allein kaum zu befürchten ist, der traditionelle Ritus könnte in absehbarer Zeit an Popularität verlieren. Ein radikaler Verzicht auf alle Äußerlichkeiten, nach Art des Calvinismus, würde allenfalls noch denkbar sein; aber die künstlerische Charakterlosigkeit und Unaufrichtigkeit des Protestantismus, die wohlfeile und zusammenhanglose Imitation im Grunde genommen katholischer Dekorationsmittel müssen in einem Lande, wo der Sinn für die Bedeutung der Symbole noch nicht abgestorben ist, als der Gipfel des Abgeschmackten erscheinen; genau so, wie dem Zeremoniell der Freimaurer der Fluch der Lächerlichkeit anhaftet, man aber auch eine tiefe Abneigung empfindet gegen die billige und seelenlose Fabrikware, mit der sich der moderne Katholizismus für seine gottesdienstlichen Handlungen begnügt, und wie sie namentlich in Jesuiten-

Digitized by Google

kirchen gang und gäbe geworden ist. Gerade dies trägt dazu bei, das schon erwähnte Mißbehagen diesem Orden gegenüber zu verschärfen, der vielen ein unberechtigter Eindringling zu sein scheint. Man lehnt aber auch gern die Verantwortung für derartige Surrogate ab und pflegt, wenig schmeichelhaft für uns Deutsche —, diese Heiligen aus Papiermaché und Gips als „*Imagenes alemanes*" zu bezeichnen.

Ich habe im Vorhergehenden versucht, einiges Material zusammenzutragen, um das Verhältnis der Kirche zum Staat und wiederum des Volkes zur Kirche zu illustrieren, und auf historische Voraussetzungen hinzuweisen, die von der Regel abweichen und einen Ausnahmezustand bedingen.

Als Resultat ergibt sich die Eigenart der klerikalen Politik in Spanien; ja man kann fast behaupten, daß in einem Gemeinwesen, wo die religiöse Einheit tatsächlich noch besteht, wo das katholische Bekenntnis nicht auf dem Papier, sondern im Volksbewußtsein Staatsreligion bleiben konnte, eine klerikale Sonderpolitik, zumal eine antinationale Opposition der Kirche keine Berechtigung haben würde.

Es widerstrebt dem spanischen Empfinden Religion und Politik, Gewissensfragen und Parteiinteresse zu vermengen. Daß die Kirche aber an großen nationalen Entscheidungen aktiven Anteil nimmt, erscheint beinahe selbstverständlich; dazu ist die Erinnerung an die „*Ecclesia militans*" der Reconquista zu lebendig geblieben und an den alten Schutzpatron des Glaubenskampfes, Santiago, der auf milchweißem Roß, die Kreuzesfahne in der Hand dem spanischen Kriegsvolk vorausstürmte und erst im 17. Jahrhundert galant genug war, der jungfräulichen Himmelskönigin auf dem silbernen Halbmond den Ehrenplatz einzuräumen.

Der heroische Widerstand gegen Bonaparte galt weit mehr dem Feind des wahren Glaubens, als dem Eroberer, der den Versuch machte, die bourbonische Dynastie auf dem Thron durch eine andere zu ersetzen. In den Karlistenkriegen, die im verflossenen Jahrhundert wohl das größte Unglück für die schwer heimgesuchte Halbinsel waren, konnte die Kirche kaum anders handeln als für die Prätendenten einzutreten, deren Ansprüche vom Standpunkt des Gottesgnadentums, aus mehr als einem Grunde, die berechtigten waren. Wenn sie mit der Zeit nachgegeben hat, so ist es das stillschweigende Zugeständnis, daß das moralische Übergewicht sich nicht auf der Seite des Legitimitätsprinzips befindet. Fernstehende lieben es an Spanien den Maßstab bekannter Zustände anzulegen und sind geneigt in den beiden Parteien, auf die seit 1876 die konstitutionelle Monarchie sich stützt, feindliche politische Lager zu erblicken; die Konservativen gelten als klerikal und die Liberalen als die determinierten Gegner der Kirche. Man verkennt hierbei, daß unter dem Namen dieser Fraktionen lediglich, als man sich zur Restauration des bourbonischen Königtums ent-

Digitized by Google

schloß, die Gemäßigten sämtlicher Richtungen, in der Absicht geordnete Zustände herbeizuführen, sich zusammenfanden. Namentlich seit dem Pardovertrag zwischen den beiden leitenden Staatsmännern Canovas (kons.) und Sagasta (lib.) kann man weit eher von einem halboffiziellen Einverständnis als von einer grundsätzlichen Opposition reden. Die Parteiprogramme versprechen mehr, als sie halten, und niemand glaubt ernstlich an die Tragweite rhetorisch mustergültiger Debatten in den Cortes oder an eine tiefergehende Bedeutung von Krisen, die in fast schematischem Turnus die politische Vorherrschaft herüber und hinüber rollen.

Maura ist kein verkappter Großinquisitor, und Canalejas war kein Marquis Posa.

Die Politik des letzteren muß für alle, die in ihm bereits den Bahnbrecher einer neuen Ära feierten, eine ziemliche Enttäuschung gewesen sein und das Schauspiel etwas verblüffend, daß er in den letzten Phasen seiner Amtstätigkeit, als sein programmäßiger Rücktritt zugunsten der Konservativen längst ausgemacht schien, sich reaktionärer zeigte als Maura und dessen politische Freunde. Das unselige Attentat durchkreuzte sämtliche Kombinationen, und die Regierung, in der doppelten Verlegenheit, sich eines Parteiführers beraubt zu sehen, für den es schwer sein wird einen würdigen Ersatz zu finden, und eine Kursänderung unter dem Eindruck eines Gewaltaktes nicht vornehmen zu wollen, begnügte sich als Notbehelf, — zur Ehre Spaniens sei es gesagt —, mit dem Grafen Romanones. Das berühmte Gesetz gegen die Kongregationen aber, die „*Ley del Candado*", das schon ausersehen war, den Anlaß zur beiderseits erwarteten Kabinettskrise zu geben, wurde in aller Stille, auf Antrag der Kurie selbst sogar, für ein weiteres Jahr verlängert.

Ein mir befreundeter Geistlicher sagte mir seinerzeit mit dem feinen Lächeln des Auguren: „Wir befinden uns unter Canalejas beinah wohler als unter Maura; denn jeder von beiden wird alles tun, um zu zeigen, daß er in seinen persönlichen Neigungen und Entschlüssen von seinem politischen Programm durchaus unabhängig ist."

Maura, der keineswegs aristokratischer Herkunft ist, kann, wenn man den Sachen auf den Grund geht, mit besserem Recht als der Vertreter und Beschützer des kleinen Mannes und des Mittelstandes gegenüber einem Klassenregiment bevorzugter Kasten, zu denen der Klerus ja auch gehört, angesehen werden, als dies der glänzende Wortführer des Liberalismus, Canalejas, jemals war, dessen anmutige Witwe eine Herzogskrone forderte und erhielt.

Die innere Politik Spaniens der letzten Jahrzehnte wird charakterisiert durch die Notwendigkeit, das Gleichgewicht zu halten zwischen durchaus nicht unpopulären reaktionären Tendenzen und einer ziemlich liberalen Konstitution, die dem Lande vielleicht etwas voreilig gegeben wurde. Den staatsmännischen

Digitized by Google

Talenten und der oft überraschenden Selbständigkeit des jungen Königs ist es zu danken, wenn neuerdings etwas mehr dabei herauszukommen scheint als politische Spiegelfechterei und allmählich angebahnt wird, das seit Generationen verlorene Vertrauen der Bevölkerung zur Regierung zurückzugewinnen. Ein merkwürdiger und aufsehenerregender Erfolg in letzter Zeit war der Anschluß zweier angesehener Parlamentarier des republikanischen Lagers, Azcarate und Melquiades Alvarez, an die konstitutionelle Majorität.

Wenn bei dieser nicht immer dankbaren Arbeit der Beruhigung und Konsolidierung, in der sich, — ungeachtet haarsträubender parlamentarischer Mißstände —, immerhin Konservative und Liberale in nutzbringender Weise ergänzen, gelegentlich der Kirche Zugeständnisse abverlangt werden, einem Überhandnehmen ihres Einflusses und ihrer Ansprüche ein Riegel vorgeschoben, ja sogar Rom gegenüber ein recht energischer Ton angeschlagen wird, so wird hiermit höchstens das Empfinden frommer Damen ernstlich in Erregung versetzt, die allerdings dann sogar imstande sind, aus ihrer sonstigen Reserve herauszutreten und sich zu einem Protest zu vereinigen. Doch selbst auf der äußersten Linken gibt es wohl nur wenige, die an die Möglichkeit einer Durchführung der Trennung von Kirche und Staat vorläufig auch nur denken, oder daran zweifeln, daß ein Versuch, Reformen ohne Unterstützung der Kirche oder gar gegen sie durchsetzen zu wollen, Anlaß zu einer Katastrophe werden könnte.

Die Zustände auf der Pyrenäischen Halbinsel sind ganz sicherlich nicht ideal — wo wäre dies auch schließlich der Fall? — doch zum mindesten sind sie momentan recht erträglich, in mancher Beziehung sogar beneidenswert; jedenfalls wäre es dem Lande zu gönnen, daß der religiöse Frieden noch lange erhalten bleibt, damit es ungestört seine Kräfte zur Lösung der unendlich wichtigen Aufgaben einsetzen kann, die allenthalben einer Entscheidung harren.

Die Möglichkeit zu Konflikten schlummert, wie meist für die Geschicke Spaniens, nördlich der Pyrenäen und jenseits der Straße von Gibraltar.

Frankreich ist der Herd der Ideen einer neuen, unruhigen, pietätlosen Zeit, die namentlich im industriellen Katalonien einen günstigen Boden finden und mit den unklaren Bestrebungen des dortigen Regionalismus sich vermengen.

In Afrika aber meldet sich aufs neue eine sozial-religiöse Frage, die man seit einigen Jahrhunderten fast vergessen hatte. Wenn das Marokkanische Programm Spaniens überhaupt realisierbar ist, sieht es sich in der merkwürdigen Notlage, eine weitverzweigte israelitische Kolonie, einstige Bewohner der Halbinsel, die mit der eigenen Zähigkeit der Rasse das kastilianische Idiom bewahrt haben, zu repatriieren. Die Konsequenzen müssen um so interessanter sein, als das neue Gebiet gemäß seiner geographischen Lage kaum eine andere Rolle als die einer annektierten Provinz wird spielen können.

Digitized by Google

Mein Wunsch ist es gewesen, zur Aufklärung mancher Irrtümer, die ich bedauere, beizutragen, Eindrücke wiederzugeben, die ich seit Jahren in Spanien sammeln konnte, mich aber jeder Kritik *pro* oder *contra* zu enthalten.

Man wird es mir verzeihen, daß ich mitunter anderer Ansicht bin, wenn mir journalistische Räubergeschichten aufgetischt werden, selbst wenn diese statistisch beglaubigt sind, und mich einigermaßen skeptisch verhalte, wenn die Frage ventiliert wird, ob, — wann — und warum es endlich in Spanien tagen sollte, — müßte — oder könnte.

Es wird nicht tagen in Spanien, denn — — es ist dort gar nicht finster.

Lebensläufe in Spanien.

Von Josef Hofmiller.

In den Verzeichnissen der englischen Schillingbibliotheken kehren wie bei unseren Reclam, Meyer, Hendel, gewisse Bände in jedem wieder: die Essays von Lamb und Hazlitt, Whites Naturgeschichte von Selbourne, Popes Homerübersetzung, Johnsons Dichterleben, und so eine Reihe von Schriftstellern, die in Deutschland wenig bekannt sind. Zu diesen Büchern gehört auch George Borrows Bibel in Spanien, oder, wie der hübsche, altmodische Untertitel lautet: Die Reisen, Abenteuer und Gefangenschaften eines Engländers, der die heiligen Schriften auf der Halbinsel zu verbreiten suchte.

George Borrow ist am 5. Juli 1803 geboren und am 26. Juli 1881 gestorben[1]). Von Jugend auf lernte er leidenschaftlich und leicht fremde Sprachen. Im Dezember 1832 stellte er sich den Herren der Bibelgesellschaft in London vor. Die Entfernung von Norfolk nach London beträgt über 180 Kilometer; die Reise kam Borrow auf fünfeinhalb Pence: ein Glas Bier, ein halbes Glas Milch, eine Semmel und zwei Äpfel. Eine Übersetzung der Bibel ins Mandschu-Tatarische lag in Petersburg druckbereit und Borrow mußte sie durchsehen. Er kehrte 1835 von Rußland zurück, und wurde nach Portugal und Spanien geschickt, wo er mit Unterbrechungen bis 1840 blieb. Sein Buch, der Ertrag dieses Aufenthalts, erschien im Dezember 1842. Die *Quarterly Review* schrieb darüber: „Die Erzählung dieses frommen, aufrichtigen Mannes erinnert uns an den Gil Blas. Als Abenteuerbuch scheint es uns so ziemlich das außerordentlichste, das seit langem in unserer oder irgend einer anderen Sprache erschien." Am 11. April 1843 sagte Sir Robert Peel im Unterhause: „Schwierigkeiten! Was soll das heißen! Sehen Sie sich das Buch des Herrn Borrow an! Hätte sich der Mann durch Schwierigkeiten abschrecken lassen, niemals hätte er soviel Erleuchtung und Belehrung durch dies Land verbreiten können." In der Tat erinnert Borrows Buch nicht nur an den Gil Blas, sondern auch an den Don Quixote und die alten Schelmenromane, wie den Lazarillo von Tormes. Mit dem

[1]) Diese wie die folgenden tatsächlichen Angaben sind den Einleitungen entnommen, die der *Bible in Spain* in der *World's Library* und der *Everyman's Library* vorangestellt sind.

Digitized by Google

Gil Blas hat es den fortwährenden Wechsel des Schauplatzes gemein, und mit dem Don Quixote den fanatischen Idealismus; denn Borrow war ein scharfer Protestant, und wenn er auf die römische Kirche zu sprechen kommt, wird er greulich unduldsam. Aber um im stockkatholischen Spanien als Sendbote der Bibelgesellschaft etliche Hundert Bibeln an den Mann zu bringen, dazu brauchte es wohl einen Fanatiker, und um sie besonders im niedersten Volk einzuführen, einen abenteuerlustigen Draufgänger, der vor der verdächtigen Welt des Lazarillo und der noch um einige Grade schmierigeren des Francesco de Quevedo nicht zurückschreckte. Das Erschießen oder Hängen stand ihm mehrmals verflucht nahe. Denn noch war Spanien im hellen Bürgerkrieg, und die Carlisten zogen drohend von Dorf zu Dorf. Ganze Provinzen wimmelten von Räubern und Weg und Steg war zum Halsbrechen. Von Eisenbahnen war natürlich noch keine Rede; man reiste zu Pferd oder auf dem Maultier, mit einem einheimischen Führer. Was für eine malerische Truppe von Führern kommt nicht in dem Buch allmählich zusammen: Portugiesen, Zigeuner, Galizier, Spanier, und ein überaus origineller Grieche. Borrow beherrschte die Zigeunersprache in einer Weise, daß er nicht nur das Lukasevangelium in sie übersetzen konnte, sondern mit genauer Not, ohne seine Freunde unter den Zigeunern vor den Kopf zu stoßen, der Hartnäckigkeit einer alten Zigeunermutter entging, die ihn gern mit einer ihrer Töchter verheiratet hätte. Sein Freund Antonio, der Zigeuner, hält ihn eine Zeitlang für einen Stammesbruder, und begleitet ihn durch das öde Despoblado, immer *„in the affairs of Egypt, brother"*, bis eine geheimnisvolle Botschaft, die ihm eine Frau über einen Bergpaß bringt, ihn umkehren läßt. Borrow erfährt bald darauf, daß dieser wackere Antonio mehr Morde auf dem Gewissen als Finger an den Händen hat, und daß die *affairs of Egypt* in Bandenraub und gelegentlichen kleinen Morden bestanden.

Dieser Sendbote verkehrt mit allen. Er setzt sich zu den Maultiertreibern an die Steinumfassung der Zisternen, besucht die Jesuitenväter in ihren Kollegien, plaudert mit Juden aus aller Herren Ländern, geht zu den Ministern und den englischen Gesandten, wird in Finisterra für den Prätendenten Don Carlos gehalten und gefangen, kommt in Madrid ins Gefängnis wegen seiner Bibelverbreitung, unterhält sich mit Hirten am Herdfeuer über Wölfe, mit gemütlichen Landpfarrern über Kirchenväter und fleischliche Delikte. Er ist so sehr nach der bekannten Forderung des Ignatius von Loyola „Allen Alles", daß man unwillkürlich denkt, er hätte keinen schlechten Jesuiten abgegeben. Oder vielleicht doch, in einem Punkt: er ist Stockengländer, tritt bei jeder Gelegenheit mutig für sein Land ein und offenbart eine rührende Freude sooft er mit Landsleuten zusammentrifft. Ohne Zweifel ist der Engländer für ihn die Krone der Schöpfung.

Es ist schwer zu sagen, was an diesem Buch besonders fesselt. Eigentlich alles; es sind kaum tote Stellen darin. Die Personen prägen sich so ins Gedächtnis, daß man sie nie vergißt. Die nächtliche Begegnung mit dem geheimnisvollen Juden zum Beispiel, der zum Schein übergetreten ist. Oder die prächtige Madrilener Hausfrau Maria Diaz. Oder der originelle Kauz Antonio Bucchini aus Pera mit seinem griechischen Ehrgefühl. Oder, am stärksten vielleicht, Benedikt Mol, der Sohn des Scharfrichters von Luzern, nacheinander päpstlicher Schweizer, Schneider, Hufschmied,

Digitized by Google

Schuster, Seifensieder, wallonischer Gardist, seit fünfundvierzig Jahren in Spanien ohne Spanisch zu können, immer auf der Suche nach dem Schatz, der, wie ihm ein Söldner auf dem Sterbebett verraten hat, in einer Kirche in San Jago di Compostella vergraben sei. Man erlebt durch dies Buch Landschaften, Wind und Wetter, man erlebt vor allem Menschen. Fast kein Wort von Sehenswürdigkeiten, von Bauten, Bildern. Nur in Toledo kann Borrow nicht umhin, des Greco zu gedenken: „Das bemerkenswerteste von allen Bildern bleibt noch zu erwähnen: ich meine das Begräbnis des Grafen von Orgaz, ein Meisterwerk von Domeniko dem Griechen, einem ganz außerordentlichen Genie, von dem manche Werke höchsten Ranges sind. Das fragliche Bild ist in der kleinen Pfarrkirche St. Thomas, hinten im Schiff, links vom Altar. Könnte man es kaufen, ich meine, um 5000 Pfund wäre es halb geschenkt."

Um einen Begriff von der Ursprünglichkeit dieser Tagebücher zu geben, setze ich aufs Geratewohl den Anfang des vierten Kapitels in Übersetzung her: „Ich stand auf um vier Uhr, und nachdem ich etwas zu mir genommen hatte, ging ich die Stiege hinunter und fand den wunderlichen Mann und sein Weib im Kaminwinkel beim Feuer schlafen, das immer noch brannte; sie wachten bald auf und begannen ihr Frühstück herzurichten, das aus Salzsardinen bestand, die sie in der Asche brieten. Inzwischen sang das Weib Stücke des wundervollen Hymnus, der in Spanien sehr verbreitet ist und so anfängt:

Lagen Hirten einst vor alters auf dem Berg im tiefen Schlafe,
Nahe Bethlems heiligem Turme, nächtens hütend ihre Schafe;
Lagen um den Klotz der Eiche, der im Feuer schwelend glühte,
Als durchs Nachtblau jählings leuchtend himmelwärts die Flamme sprühte.

Als sie hörte, ich sei reisefertig, sagte sie: ‚Ihr sollt von meines Mannes Rosmarin haben, der schirmt Euch vor Gefahr und jedem Ungemach, das Euch begegnen mag. Ich war töricht genug und erlaubte ihr mir etwas auf den Hut zu stecken; inzwischen war der Mann mit seinen Maultieren gekommen, und so sagt' ich meinen freundlichen Wirten Lebewohl und stieg mit dem Diener ins Fuhrwerk. Ich bemerkte bald, daß die Maultiere, die uns zogen, die schönsten waren, die ich je gesehen hatte; das größere war nahezu sechzehn Hand hoch; und der Kerl erzählte mir in seinem schlechten Französisch, er habe es lieber als Weib und Kind."

Als Richard Ford, dessen klassische *Gatherings from Spain* auch in der *Everyman's Library* zu finden sind, von Borrows Plan hörte, seine Briefe und Tagebücher herauszugeben, war er entzückt. „Je mehr kuriose Abenteuer, desto besser," schrieb er ihm: „und am allerbesten, wenn recht dramatisch, das heißt die Gespräche im Wortlaut." In der Tat gehören die zahlreichen Dialoge zu den fesselndsten Partien des Buchs, und wer zum Beispiel den Ton des Schatzgräbers Benedikt Mol im Ohr hat, möchte schwören, daß auch die anderen Gespräche nicht minder getreu notiert sind. Ford gab Borrow noch weitere Ratschläge, die ich hersetze, weil sie mir so etwas wie eine kleine Ästhetik der Erzählung zu enthalten scheinen. „Mein Rat ist immer und immer wieder: Alle Schönschreiberei vermeiden! Keine Schilderungen von Landschaften und Allerweltsereignissen! Was die Leute wollen, sind starke, wirkliche, echte Szenen, je ungewöhnlicher, desto besser. Poesie ist unbedingt zu vermeiden. Wenn heute Apollo selber vom Olymp herunterkäme, John Muray

Digitized by Google

nähme ihm sein bestes Manuskript nicht geschenkt. Halten Sie sich an sich selber, an das, was Sie gesehen haben, an die Leute, mit denen Sie beisammen waren! Vermeiden Sie Worte, halten Sie sich an Handlungen! Denken Sie nie darüber nach, wie Sie sich ausdrücken sollen: der gute Stoff muß erzählen, und der schönste Stil macht einen schlechten Stoff nicht gut. Neue Fakta, erlebt in neuen, merkwürdigen Ländern gefallen jedem. Aber alte Szenerie, sogar Cintra, nicht; das kennen wir alles schon! Wir möchten etwas, was wir noch nicht kennen. Das Kunststück ist: schneidig sein, und die übliche Silberpapier- und Blaustrumpfschreiberei vermeiden!" Es ist kein schlechtes Zeichen, daß auch in Deutschland Bücher, die nach diesem Rezept geschrieben sind, anfangen Erfolg zu haben; ich denke an die Erinnerungen Erwin Rosens aus der Fremdenlegion und aus Amerika, an Paquets Reise durch die Mandschurei, an Harry Franks Vagabundenweltreise.

Vom *picaro* sprachen wir vorhin und vom ersten Schelmenroman, dem Lazarillo de Tormes[1]) der zwei Jahre vor Karls V. Abdankung 1554 erschien; Cervantes war damals sieben Jahre alt. Um dieselbe Zeit schrieben in Italien Benvenuto Cellini, in Deutschland Götz von Berlichingen, in der Schweiz Thomas Platter, in Frankreich Montaigne am eigenen Lebenslauf. Der Lazarillo ist die erste Ich-Erzählung der neuen Zeit. Die Autobiographie im Ich-Ton ist bekanntlich viel älter; aber zwischen Ich-Roman und Autobiographie ist die Grenze so schmal, daß dem autobiographischen Roman bis zum Grünen Heinrich und zum Peter Camenzin etwas vom *picaro* anhängt. Der Schelmenroman arbeitete Cervantes vor: ohne den Lazarillo und seine zahllosen Nachfahrer hätte der Don Quixote nicht mit Ritter- und Schäferpoesie so leichtes Spiel gehabt. Man war der heroischen Gebärde, war vor allem der Liebe müde. Es erquickte, Lebensläufe zu lesen, in denen nichts von Liebe vorkam: man atmete auf, nach all den Heldentaten des Amadis das Leben selbst als Helden zu sehen, spanisches Leben von Straße und Schenke, vom damaligen Heute. Die Erzähler werden von Abenteuer zu Abenteuer geworfen, aber nie als Helden. Es regnet Hiebe und Schlimmeres, auch Unappetitlicheres: schien es nicht, als rächte sich die Literatur für jahrzehntelange „Silberpapier- und Blaustrumpfschreiberei", um mit Richard Ford zu sprechen, durch Verweilen auf Ekelhaftem, wie der französische und deutsche Naturalismus des vergangenen Jahrhunderts nur eine grobe Reaktion gegen die nicht mehr auszuhaltende Salonliteratur war. Jede Literatur, die sich selbst ernst nimmt und keine bloße Industrie ist, sagt „So ist das Leben", und jede neue Generation sieht, wenn die vorhergehende nur auf eine Farbe gestimmt war, zunächst nur die Komplementärfarbe. Nichts mehr von Rittern! nichts von Damen! „Wenn ich mal aussprechen darf, was ich denke" — bekennt der unbekannte Dichter des Lazarillo — „so muß ich sagen, das Bettlerleben ist das beste, ja das allerbeste Leben von der Welt, ja ein solch feines Leben, daß eigentlich alle anderen Leben nicht verdienen, daneben Leben zu heißen. Es ist eine weitverbreitete und richtige Ansicht, daß das Leben der Armen viel ruhiger sei als das Leben der Fürsten, Könige und Kaiser, und darum habe ich mir das erste erwählt, das schön ist und freier und weniger gefährlich und weniger traurig."

[1]) Man kann ihn übersetzt und eingeleitet in einer billigen Ausgabe der Franckschen Verlagsbuchhandlung beziehen.

Digitized by Google

Nicht alle Schelmenromane bewahren den kraftvollen Humor des Lazarillo; und nur ein einziges Mal erreicht die Gattung den ihr möglichen Zenith an unbefangener Heiterkeit und Anmut: in Cervantes Rinconete y Cortadillo, Ecklein und Schnittel, wie sie deutsch getauft worden sind. Die Novelle wäre kaum geschrieben worden, wären nicht so und soviele Auflagen der Schelmenromane vorhergegangen. Sie ist rein humoristisches Kunstwerk und verzichtet auf Spannung und Szenenwechsel der Autobiographie. Fünf Jahre nach den *Novelas ejemplares*, in jenem Jahre 1618, das für Deutschland die grauenvolle Verwüstung einleitete, auf deren Boden der größte deutsche Schelmenroman, Grimmelshausens Simplizissimus erwachsen sollte, erschienen Vicente de Espinels „Leben und Abenteuer des Escudero Marcos von Obregon“[1]), ein merkwürdiges Exemplar der Gattung, insoferne es bereits eine Art Geschmacksreaktion gegen die bisher erschienenen Schelmenromane darstellt, sich aber zugleich in der Vorrede gegen die „Possen und lustigen Geschichten“ des Don Quixote wendet, dessen zweiter Teil zwei Jahre nach den *Novelas ejemplares*, zehn Jahre nach dem ersten erschienen war. Der Obregon ist sauberer als Quevedos berühmterer Don Pablos; es geht eine Sehnsucht nach bürgerlicher Anständigkeit durch das ganze Buch. Zwar jammert auch Espinels Held wie alle Picaros über Hunger und ungenügende Mahlzeiten; auch er führt uns in eine Welt unverschämtester Schwindler und Schmarotzer, hungriger, aber ungeheuer ahnenstolzer Edelleute, schlauer Schmeichler, säbelrasselnder Bramarbasse, Aber Obregon erwähnt bereits eine kleine Bibliothek, an der er sich tröstet, wenn es allzuviel Puffe auf seinen armen Rücken regnet; er stellt ernsthafte Betrachtungen über eigenen und fremden Lebenslauf an, neigt immer zu Maß und Nachgiebigkeit und beschließt seine Tage in Frieden. Er kennt die antike Literatur und ahmt sie gelegentlich nach, ohne daß seine Schilderungen deswegen blässer würden. Denn das damalige Leben des Alltags war gefahrvoller als das heutige, das zum Sport, zur Kriminalistik oder zur exotischen Gegend seine Zuflucht nehmen muß, um ein wenig Gefahr zusammenzubringen. Das spanische Leben jener Zeit war exotisch bunt; es war noch nicht bürgerlich-polizeilich reguliert. Die maurische Überlieferung wirkte noch so lebendig, daß z. B. die Zahl von Mohammeds Lebensjahren etwas war, dessen Kenntnis man bei jedem Kartenspieler voraussetzte. Es steckt viel volkskundlicher Stoff in der Geschichte, wenn auch manche Anekdoten etwas an den Haaren herbeigezogen sind, und dadurch an jene Memoirenschreiber erinnern, denen all die Witze persönlich passiert sind, die sich ihre Großväter beim fünften Glas Wein erzählten. Höchst bezeichnend ist der Renegat, der nur deswegen Muhammedaner geworden ist, weil man die Spanier aus alter Familie nicht zu den obrigkeitlichen und höheren Ehrenstellen ließ und ihnen die neuen Eroberer vorzog (man setzt unwillkürlich in die Klage S. 155 statt „Spanier“ und „Christ“ jedesmal „Elsässer“ und „Katholik“ ein): man fühlte sich in erster Linie als Spanier, und in zweiter als Christen; und es ist nur folgerichtig, wenn der Renegat den Grundsatz ausspricht: „Laßt ihn nur, es ist Pflicht eines jeden, für seine Religion eifrig zu sein, und wenn dieser Mann Türke wird, so wird er für die unsrige

[1]) Eine deutsche Übersetzung dieses Romans, wie auch von Quevedos Don Pablos, erschien in der Bayerischen Verlagsanstalt G. m. b. H., München; broschiert je 4 Mark.

Digitized by Google

dasselbe tun"; ein Grundsatz, den ein religiöser Eroberer wie Borrow auch für sich in Anspruch nimmt, aber beim Gegner als Götzendienst aufs schärfste bekämpft.

Ein Sprung von vier Jahrhunderten führt uns von Espinels Obregon zu Pio Barojas „Abenteuern" des Shanti Andia"[1]), einem bei aller wilden und grellen Handlung seinen Lebenslauf, der aufs stärkste fesselt, wenn man sich erst eingelesen hat. Dies Buch eines Basken spielt im neunzehnten Jahrhundert, und es ist doch die nämliche Welt wie bei Borrow und Espinel: gefährlich, malerisch, hart am Gefängnis und voller Meerduft. Denn das Meer, das bei Borrow immer wieder auftaucht, das im Lazarillo de Tormes mit einer Phantastik hereinspielt, die an Gullivers Reisen erinnert, das den Obregon aon Küste zu Küste wirft, ist auch der Schauplatz der romantischen und gefährlichen Existenz des Shanti Andia. Wenn der Dichter seinen Helden sich rechtfertigen läßt, spricht er dem Pflichtleser moderner Belletristik aus der Seele: „Die Umstände, unter denen sich das heutige Leben abspielt, machen die meisten Menschen farblos und uninteressant. Heut erlebt fast kein Mensch mehr etwas, das der Erzählung wert wäre. Weder unsere Liebesleidenschaften, noch unsere Abenteuer, noch unsere Gedanken verdienen es, den andern mitgeteilt zu werden, wenn man sie nicht etwa übertreibt oder umgestaltet. Die Gesellschaft kleidet das Leben, die Gedanken, die Wünsche aller ins nämliche graue Gewand." Man horcht unwillkürlich auf, wenn man diesen Ton hört: „Für den Ruhm bin ich, offen gestanden, gar nicht begeistert. Ruhm ist nichts für Länder, in denen es immer regnet. Ja, an der Küste des Mittelmeers, in einer andalusischen Stadt, in der Provinz Valencia, in Italien eine Statue sein eigen zu nennen, das ist famos. Aber was soll ich anfangen, wenn man mir zur Belohnung für dies Buch eine Statue in Luzaro setzt? Soll ich immerfort mit meinem Rücken den Regen auffangen?" Woher kennen wir diesen Ton? An was erinnert er? Ist es nicht der Ton des Onkel Benjamin, der Ton, der sich noch bei Alphonse Daudet fand, ehe sich das provenzalische Genie zum Pariser Talent heruntergearbeitet hatte? „Der Barbarei des Meeres entsprach die Barbarei des Seemanns, der Brutalität des salzigen Elements die Brutalität des Menschen. Damals kam der Matrose heim mit Ringen in den Ohrläppchen, einer Spange ums Handgelenk, einem Kakadu oder Affen auf der Schulter. Das Segelschiff war eine göttliche Schöpfung, wie eine Religion, wie eine Poesie; das Dampfschiff ändert sich von heut auf morgen, wie die Wissenschaft. Heut ist ein Japaner ein europäisch gekleideter, äußerst höflicher Herr, ein Polynesier geht einher wie ein Mekkatourist und fährt auf einem Überseedampfer von fünfzehntausend Tonnen." In Marseille, am schmalen, schmutzigen alten Hafen — der moderne ist riesig, sauber und langweilig —, angesichts der schwarzen Schiffe mit den zitronengelben und brandroten Segeln dämmerte mir zuerst eine Ahnung, daß der einzige Ort, wo es sich für einen Jungen lohnt auf die Welt zu kommen, eine Seestadt ist, und so oft ich inzwischen in irgend einem Schiffernest am Garda war, bekam ich eine Art Heimweh nach einer Jugendzeit, die mir das Schicksal versagt hatte. Shanti Andia kostet diese Existenz aus, wie nur je ein Baskenjunge sie ausgekostet hat. Kein Wunder, daß er nur einen Traum hegt: Matrose werden. „Ich wollte mich in einen zigeunerartigen Andalusier verwan-

[1]) München 1913 bei Georg Müller.

Digitized by Google

deln, wollte in eine jener Gebirgsschenken eintreten, gebratene Fische essen und weißen Wein trinken, zuschauen, wie ein bleiches Mädchen mit blauen Ringen um die braunen Augen und dem Teint einer Eidechse auf einem Tisch mit den Füßen trampelte; ich wollte den Genuß haben eine ganze Nacht zu applaudieren, wenn ein Strolch vom Hafen eine Romanze sänge von der toten Maria und vom Kirchhof; wollte einen stumpfnasigen Kerl mit hinaufpomadisierten Sechserlocken und einem Kalabreser bis zur Nase Gitarre klimpern hören, derweil ein dicker Mann mit dem Hintern wackelte und ich mit dem ganzen Chorus Bravo brüllte. Das war mein Ehrgeiz." Er ist völlig unsentimental, dieser junge Matrose, wenn er auch gelegentlich die Sentimentalität als Genußmittel nicht verschmäht. Im Grunde ist seine Meinung von der Menschheit so pessimistisch wie die des Schelmenromanes bis zum Gil Blas: „Die Natur bevorzugt den egoistischen Mann und das wankelmütige und seelenlose Weib. Vielleicht kann man auch als Urtrieb des Mannes eine gewisse Schustigkeit, und als Urtrieb des Weibes eine gewisse Grausamkeit bezeichnen." Es ist nicht überflüssig hier einzuschalten, daß aus diesem abgebrühten Zwanzigjährigen der zärtlichste Gatte und Familienvater wird. Denn er kommt von seinem armen Geburtsort nicht los. „Es ist nicht der Mühe wert, hier zu leben", sagt er sich bei seiner Ankunft. „Es ist nicht der Mühe wert, wo anders zu leben", fühlte er nach ein paar Wochen. Dies Luzaro mit den Schieferdächern, den schwarzen viereckigen Kaminen, den traurigen, alten, schwarzen Häusern hat sich seit zweihundert Jahren kaum verändert und wird sich in abermals zweihundert Jahren nicht viel verändern. Shanti lebt mit einer Empfindung von Trauer und Lust seine Vergangenheit nach: wie alt scheint er sich nicht! Wie wunderlich kommt er sich nicht vor in der Honoratiorengesellschaft, die etwas von derjenigen von Tarascon hat: der mürrische Schiffsbaumeister Shempelar, der Uhrmacher und Vernickler Zipain, der Apotheker und Voltairianer Garmendia, Kaptän a. D. Socoa. Er genießt die einlullende und sanfte Schwermut baskischer Regentage. Er besucht den alten Leuchturmwächter Urbistondo, dem infolge eines Sturzes das Bein amputiert worden war; aber „nach der Operation wurde der übriggebliebene Stumpf brandig und man mußte ihn deshalb zwei- oder dreimal in Scheiben abschneiden, wie wenn er ein Kabliau gewesen wäre." Shantis Onkel, der fortan der Held der abenteuerlich bewegten zweiten Hälfte des Romans wird, hinterläßt ihm die Kunde von einem begrabenen Schatz. Wir denken unwillkürlich an den Luzerner Scharfrichterssohn Benedikt Mol bei Borrow. Die zweite Hälfte zu erzählen, hieße eine durch Verwicklung spannende Geschichte durch Klarheit langweilig machen. Sie ist wild und ursprünglich, diese Geschichte des geheimnisvollen Oheims. Handlungen und Beweggründe sind von der Zivilisation unangekränkelt; kein Gemüt, keine Gemütlichkeit. Hier lebt sich die alte spanische Seefahrerexistenz zwischen tropischen und subtropischen Küsten zu Ende. Das sind die echten Söhne der Cortez und Pizarro. Balzac, Mérimée und Stendhal hätten ihre Freude daran gehabt. Das wimmelt förmlich von jenen kleinen, bezeichnenden Zügen die man *propos stendhaliens* nennt.

Zum Schluß für den Leser eine kleine Überraschung, die es auch für mich war. Eines Abends hielt ich Quevedo mit seiner Roheit des Stoffes und Künste-

Digitized by Google

lei des Vortrags nicht länger aus, und dachte etwas zu lesen, das möglichst weit davon entfernt wäre: die Lebensbeschreibung des heiligen Ignatius von Loyola, die der englische Konvertit und Dichter Francis Thompson geschrieben hat. Seltsam! Hatte ich so ausschließlich ein Monat lang spanische Abenteuer gelesen, daß auch der erste Teil dieses Heiligenlebens mir ganz im Stil erschien? Der Leser möge urteilen. Bei Obregon steht einmal das Sprichwort: Unglücklich ist die Mutter, die keinen Fähnrich zum Sohn hat. Es gab in Spanien damals für einen ehrgeizigen jungen Mann zwei Berufe: Soldat und Kleriker. Don Inigo de Onaz y de Loyola ist zuerst nur Soldat, sodann nur Kleriker, um endlich beide Berufe in einer bisher nicht gesehenen Weise zu kombinieren. Er ist ehrgeizig und lebenslustig, so lebenslustig, daß er mit vierundzwanzig Jahren in der lustigen Karnevalszeit wegen „enormer Delikte", die er in Gemeinschaft mit einem Kleriker nächtlicherweise begangen hat, — es werden wohl nur übermütige Streiche gewesen sein, — dem Corregidor der Provinz Guipuzcoa entflieht, um vor dem bischöflichen Offizial zu Navarra für sich als Kleriker ein geistliches Gericht zu beanspruchen.[1]) Er ist ebenso liebenswürdig in seinem Auftreten, wie unerbittlich in Ehrenhändeln. Den Amadis liebt er, wie Don Quixote ihn lieben wird. Er hält viel auf elegante Kleidung und weder eine Gräfin noch eine Herzogin scheint ihm als Gegenstand seiner Neigung zu vornehm. Er dichtet seine Dulcinea an, er kämpft, ficht, reitet, malt für sie. Bei der Belagerung von Pamplona trifft ein Stein sein linkes, eine Kanonenkugel zerschmettert sein rechtes Bein. Heimgebracht, erfährt er von den Wundärzten, die Knochen müßten nochmals gebrochen werden: er preßt die Hände zusammen und läßt die Operation geschehen. Die Wunden heilen, aber das rechte Bein bleibt zu kurz, und ein Teil des Knochens tritt unter dem Knie hervor: die Wunde wird wieder geöffnet, der Knochen abgesägt. Man denkt an Shantis Leuchtturmwächter Urbistondo, dem das Bein abgeschnitten wird wie einem Kabliau. Ignatius verlangt nach Ritterromanen, es ist keiner da, nur ein Leben Christi und eine Heiligenlegende. Er liest, langweilt sich, liest wieder, wird erschüttert. „Ich beschloß Heiliger zu werden" hätte der unerhört energische Mann sagen können. Er reitet nach dem Montserrat, wo er einem Mauren begegnet, der despektierlich von Maria spricht. In Ignatius erwacht der Kavalier. Er überlegt, ob er den Mauren nicht zur Strafe einfach über den Haufen reiten solle. Das Sträßchen teilt sich; er stellt die Entscheidung seinem Maultier anheim und läßt ihm die Zügel schießen: Das Tier wählt den schmalen Weg, der Maure den breiten. In Montserrat legt Ignatius eine Generalbeichte ab, dann weiht er sich, gleich dem Amadis des Romans, durch eine Waffenwacht zu seinem neuen Rittertum. Er zieht den Pilgerrock an, läßt sein Maultier abführen, Schwert und Dolch am Altar der Madonna aufhängen, vor dem er bald kniend, bald stehend die lange Nacht verharrt. Bis jetzt liegt über diesem romantischen Leben ein Hauch des Don Quixote mit gelegentlicher Neigung zum Pikaresken: „er hatte seine Erscheinung vernachlässigt, Haar und Nägel wachsen lassen, bis die Straßenjungen den

[1]) Der amüsante Zug fehlt bei Thompson, der im Köselschen Verlag deutsch erschien (geheftet 3.20). Ich fand ihn in H. Boehmers kleinem, aber äußerst interessanten Buch „Die Jesuiten". Aus Natur und Geisteswelt, Teubner. Mark 1.25.

Digitized by Google

ungekämmten und ungeschorenen Mann als „Vater Sack" verlachten. „Von Gaeta aus pilgert er zu Fuß nach Rom, rettet zwei Pilgerinnen vor Räubern, wird seines hageren Aussehens wegen als pestverdächtig aufgehalten. In Venedig legt er sich unter den Arkaden des Dogenpalastes zum Schlafen, bis der Senator Trevisani, durch eine Vision gemahnt, ihn holt. Eine Schiffsmannschaft, die er zur Rede stellt, will ihn aussetzen: ein Sturm treibt das Schiff nach Cypern. In Jerusalem weigert er sich die päpstliche Bulle zu lesen, die dem Franziskanerprovinzial das Recht gibt ihn auszuweisen. Um den Ölberg betreten zu dürfen besticht er die türkische Wache mit Federmesser und Schere. In Ferrara verschenkt er all sein Geld an Bettler. Der Spionage verdächtigt, bleibt er stumm wie ein Fisch und wird von den Soldaten verprügelt. In Barcelona bekehrt er Nonnen von ihrem lasterhaften Wandel, wofür er von den jungen Männern der Stadt halb totgeschlagen wird. Sein erster Gang nach seiner Genesung ist wieder nach dem Kloster, wodurch er den Anstifter der Mißhandlung bekehrt. In Alcala geht er zu einem vornehmen Kleriker, der Ärgernis gibt; trotzdem dieser ihm droht er werde ihn zum Fenster hinauswerfen, hält er ihm sein Leben vor und bekehrt ihn. In Segovia wird er ohne Angabe eines Grundes ins Gefängnis geworfen. Der erzbischöfliche Vikar verbietet ihm Neuerungen: „Herr, antwortet Ignatius, ich hätte nicht gedacht, daß es etwas Neues sei, zu Christen von Christus zu sprechen," eine Antwort, die Borrow mit genau denselben Worten gegeben hätte. „Ich antworte nur meinen Vorgesetzten, die ein Recht haben mich zu fragen" sagte er bald darauf; auch Borrow hat dasselbe Mittel in Spanien wiederholt angewandt. In Paris und auf Reisen bringt er sich mit Betteln durch. Rektor Gruvea will ihn wegen Unbotmäßigkeit auspeitschen lassen: Ignatius macht einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er ihn knieend und weinend vor allen Studenten um Verzeihung bittet. Mit einem Billardkünstler spielt der Heilige um die Bedingung, daß jener bei Verlust der Partie die geistlichen Exerzitien mache. Um einen Mann von einem ehebrecherischen Verhältnis abzubringen, stellt er sich mitten im Winter bis an den Hals ins Wasser neben der Brücke, die jener passieren muß, und bekehrt ihn so. Sein Bruder warnt ihn, er werde keine Zuhörer finden „Wenn ich nur einen einzigen habe, so ist es genug" antwortet Ignatius. Borrow würde nicht anders antworten. Er gründet einen Verein zur Unterstützung verschämter Armer; unwillkürlich fragt man sich: was hätte er im England des 19. Jahrhunderts geleistet? Er wäre ein sozialer Organisator im allergrößten Stil geworden. Auch dem Biographen Thompson scheint etwas ähnliches vorzuschweben, da er ihn mit Wesley vergleicht, und sich sogleich entschuldigt: „Der Vergleich mit Wesley möge niemand befremden; jene Eigenschaften im Menschen, die am wirksamsten zu dem Herzen des Volkes sprechen, sind dieselben innerhalb wie außerhalb der Kirche."

Als Ignatius von Genua über den Apennin nach Bologna geht — er macht seine Reisen am liebsten zu Fuß — passiert ihm ein recht Borrowisches Abenteuer: „Er hatte sich am Rand eines Abgrunds verirrt, unter dem ein reißender Gebirgsstrom floß, und kletterte nun auf Händen und Füßen weiter, als einzigen Halt vorstehende Felszacken benutzend und Gras, das aus Rissen und Spalten hervorwuchs. Er traf krank in Bologna ein. Beim ersten Schritt, den er in die

Digitized by Google

Stadt tat, glitt er von einer Brücke in den Wassergraben. Niemand gab dem wassertriefenden, schlammbedeckten, an Gesicht und Händen zerschundenen Mann Almosen; die Straßenjungen lachten ihn bloß aus." Als er von Venedig nach Rom reist, ist das Land so überschwemmt, daß er mit seinen Gefährten bis zur Brust im Wasser waten muß; ihren Hunger stillen sie im klassischen Wald von Ravenna mit Pinienzapfen. Da keiner einen Groschen Geld hat, behält der Fährmann bei Ancona sie als Geiseln, derweil einer von ihnen sein Brevier verpfändet, an Land geht und das Fährgeld zusammenbettelt. Einmal klopft Ignatius irrtümlich an einem lockeren Haus an, flieht auf die Straße, beginnt unter den Fenstern der Schönen zu predigen; sie lauschen spottlustig, neugierig, gefesselt, ergriffen, bekehrt. Mit einem rührend menschlichen Zug möchte ich diese Blütenlese schließen: einer seiner Gefährten, ein Baske, brach auf Monte Cassino körperlich und seelisch zusammen. Was tut der heilige Asket? Er tanzt dem Landsmann den alten baskischen Nationaltanz vor, um ihn zum Lachen zu bringen und gesund zu machen.

Warum stelle ich diese Züge zusammen (die sich übrigens nur auf die äußere Biographie beziehen, auf die allein es in diesem Zusammenhang ankommt)? Vielleicht um zu zeigen, daß Heiligenleben manchmal stofflich ergiebiger und menschlich anziehender sind als „Silberpapier- und Blaustrumpfliteratur", um mit Richard Ford zu sprechen. „Denn es ist eine der größten Täuschungen", sagt unser Biograph, „anzunehmen, daß Heilige aus gefügigem Material gebildet seien." Das Leben des Ignatius von Loyola ist zum mindesten so interessant wie das des Cervantes oder des Greco. Ich finde es interessanter, weil es so stockspanisch ist: energisch, gefährlich, oft nur einen Schritt vom Gefängnis und voller Meerduft. Vielleicht darf ich in diesem Zusammenhang andeuten, daß die Biographien der großen Religiösen alle noch nicht geschrieben sind. Wir haben, trotz alledem, immer noch keine einleuchtende Biographie des Franz von Assisi, der Katharina von Siena, des Ignatius von Loyola, Luthers, Zwinglis. Hier sind Aufgaben mehr für den Dichter als den Gelehrten; Aufgaben, an denen noch manches Jahrhundert zu beißen haben wird.

Die Parallele mit Borrow drängt sich dem, der „Die Bibel in Spanien" kennt, fortwährend auf, und man überlegt sich, was aus Don Inigo geworden wäre, wär er im 19. Jahrhundert in einer südenglischen Grafschaft, und aus George Borrow, wär er im Baskenland zur Zeit des Kolumbus auf die Welt gekommen. Aber schon der weise Sehäbi sagt: „O Gläubiger, wenn du im Land der Ungläubigen geboren wärest, du würdest mit hundertfachem Hohn deinen gegenwärtigen Glauben überhäufen." Doch das sieht aus nach Tendenz, was ich vermeiden möchte; denn Tendenzen sind ebenso uninteressant und unwirklich, wie Menschen interessant und wirklich sind.

Ich habe einen Freund, der an Wiedergeburt und Seelenwanderung glaubt. Als ich ihm von diesen spanischen Lebensläufen erzählte, rief er enthusiastisch aus: „Großartig, mein Bester! Es klappt, es klappt vorzüglich!" „Was denn? was soll klappen?" „Ja merken Sie's denn nicht? Loyola war doch bekanntlich in England, nur wissen wir so gut wie nichts davon." „Und?" „Und Borrow dafür in Spanien! Der Jesuit in England, der Bibelverteiler in Spanien! Der eine Missionär, der andere auch. Der eine fanatisch, der andre genau so. Merken Sie noch immer nichts? Die beiden decken sich fast Zug für Zug: sie sind nicht nur ähnlich, sie sind identisch, es ist derselbe Mann."

Digitized by Google

Rundschau.

Rumänien und die Balkanwirren.

Von Dr. Walter Goetz, o. Professor der Geschichte an der Universität Straßburg i. E.

Unendlich viel ist während der letzten Monate über das Verhältnis der Großmächte zu den Balkanwirren, über den Sieg des russischen oder österreichischen Einflusses bei den einzelnen Balkanstaaten geschrieben worden. Es will mir scheinen, als ob dabei des glücklichsten Spielers, Rumäniens, zu wenig gedacht werde. Es sei deshalb einmal nachdrücklich auf das Positive hingewiesen, das Rumänien gegenüber den schwankenden Erfolgen Österreichs und Rußlands gewonnen hat. Bis 1866 befand sich Rumänien in demselben wirren Zustand, in den die türkische Herrschaft alle Gebiete der Balkanhalbinsel versetzt hatte. Wie Montenegro und Serbien, so waren auch die beiden Fürstentümer Moldau und Wallachei türkische Vasallenstaaten, die an dem Mangel sicherer Dynastien, an dem tiefen Gegensatz christlicher und mohammedanischer Bevölkerung und an fortwährenden Eingriffen türkischer politischer Willkür krankten. Die Erwählung des jungen Prinzen Karl von Hohenzollern, aus der katholischen Sigmaringer Linie des Hauses, zum Fürsten der unter dem Namen Rumänien nunmehr vereinten beiden Fürstentümer bedeutete den entscheidenden Umschwung für das Land. So viele Schwierigkeiten sich auch dem neuen Fürsten entgegenstellten, — das eine gab ihm von Anfang an gewisse Möglichkeiten des Erfolges: das Vorhandensein eines höchst entwicklungsfähigen, nichtslavischen Volkstumes, das sich seines zwar stark durchkreuzten, aber doch in gewisser Hinsicht vorhandenen Zusammenhangs mit der altrömischen Bevölkerung stolz bewußt war und das in allen kulturellen Fragen und so auch in der Politik eine stärkere Bildungsfähigkeit besaß als alle andern Völker des Balkangebietes. Die nichtrumänische Bevölkerung des Landes war zu schwach, als daß sie die einheitliche Vorwärtsentwicklung des herrschenden Volkstums aufzuhalten vermocht hätte, besonders nachdem der politische Einfluß der Türkei durch den neuen Fürsten völlig ausgeschaltet worden war. Für den 27jährigen preußischen Gardedragonerleutnant war es keine leichte Sache, an die Spitze dieses Staatswesens, allein begünstigt von Napoleon III. zu treten, ohne Hilfe von Preußen (denn Bismarck wies bis 1879 jede Unterstützung aus Rücksicht auf Rußland ab) und im ernsten Gegensatz zu Österreich-Ungarn und zu Rußland. Dazu fühlte sich sein hohenzollerscher Stolz aufs tiefste verletzt, ein Vasall der Türkei zu sein — die Befreiung seines Landes von der türkischen Oberhoheit war von Anfang an das Ziel seiner Politik. Was Fürst Karl schon in einem starken Jahrzehnt mitten in zahlreichen schweren inneren Krisen des Landes geleistet hat, ist durchaus sein persönliches Werk, so eifrige Unterstützung er auch von den besten Köpfen des Landes fand. Er schuf sich ein Heer, in das er den preußisch-soldatischen Geist durch unermüdliche eigene Arbeit hineintrug und das sich schon im Feldzug von 1877 glänzend bewährte; er gab dem Lande unter den größten finanziellen Schwierigkeiten die ersten Eisenbahnen, er suchte Handel und Industrie zu heben und über das Meer Verbindung mit dem Weltverkehr

Digitized by Google

zu bekommen; er kämpfte für die Durchführung einer intakten Verwaltung und Rechtspflege, und er hob das geistige Leben des Landes durch Gründung von Schulen und durch Ausbau der Bukarester Universität, durch Gründung der Akademie der Wissenschaften, zu deren Sitzungen er ebenso zu erscheinen pflegte wie zu den Prüfungen der neugeschaffenen höheren Militärbildungsanstalten. Mit bewunderungswürdiger Schaffenskraft und mit einer vorsichtigen politischen Klugheit, die alle Reibungen vermied, so lange die Kräfte des Landes noch nicht zur Entwicklung gebracht waren, steigerte er den öffentlichen Kredit des Landes in finanzieller und moralischer Beziehung und erreichte schon bis zum Jahre 1877 eine nahezu völlige Unabhängigkeit von der Türkei, dazu eine militärische Stellung, die ihn von der Türkei wie von Rußland am Anfang des Russisch-Türkischen Krieges von 1897 umworben sein ließ. Schon damals hat Fürst Karl seine staatsmännische Befähigung in dem Abwarten des fruchtbarsten Momentes betätigt: erst als die russische Offensive zusammengebrochen und die Not für die russische Kriegsführung aufs höchste gestiegen war, trat er als Retter in den Kampf ein, und bewährte sich bei der Belagerung und Eroberung Plewnas auch als Feldherr von hoher Begabung. Der Frieden von St. Stefano im März 1878 brachte ihm die völlige Unabhängigkeit seines Landes, die 1880 von den Großmächten anerkannt wurde; die Annahme des Königtitels folgte 1881 nach. Aber freilich brachte der Friedensschluß von 1878 ihm auch die bitterste Enttäuschung durch den schnöden Undank Rußlands, das auf der Abtretung des rumänischen Bessarabiens beharrte und nur die wenig fruchtbare und kleinere Dobrudscha als Austauschobjekt bot. Weder der König noch das Volk haben vergessen, was russische Freundschaft bedeutet — die rumänische Politik der folgenden Jahrzehnte spiegelt diese bittere Erfahrung immer wieder, obwohl der König nie das Augenmaß für die Bedeutung eines äußerlich guten Verhältnisses zu Rußland verlor. Dem erfolgreichen Kriege dankte man es aber, daß nunmehr die innere Kräftigung ihren Weg ging; während die inneren Wirren Serbiens und Bulgariens das Erstarken dieser von der Türkei ebenfalls unabhängig gewordenen Gebiete erschwerten, stieg Rumänien in eine Stellung nahe den Großmächten, oft genannt als vermutlicher und nicht zu unterschätzender Bundesgenosse des Dreibundes. Der König besaß seit den Erfolgen des Feldzugs von 1878 das unbegrenzte Vertrauen seines Landes, und so fand jegliche Anregung, die er weitblickend und doch den Verhältnissen stets entsprechend auf den verschiedensten Gebieten, gab, die willigste Ausführung.

Innerlich gefestigt, und mit einer Armee, die an Geschlossenheit und Schlagfertigkeit wohl unzweifelhaft den Heeren der übrigen Balkanstaaten weit überlegen war, stand Rumänien am Beginn der Balkanwirren des Jahres 1912 da. Und dennoch war seine Lage äußerst schwierig. Über Rumänien hinweg strebte Rußland seine Hand so fest als möglich auf die übrigen Balkanstaaten zu legen, damit sie gewissermaßen ausführende Organe von Rußlands antitürkischer Politik wären. Serbien und Montenegro tatsächlich fest mit Rußland verbunden, Bulgarien in einer inneren Unsicherheit, die den Einfluß Rußlands jedenfalls stärkte und auf vollen Erfolg hoffen ließ. Man kennt diese Sachlage deutlich, seitdem die Welt von dem wider den Willen König Ferdinands abgeschlossenen Bündnisverträgen

Digitized by Google

mit Serbien und Montenegro gegen Österreich erfahren hat. Volk und Dynastie oder auch Regierung und Dynastie besaßen in Bulgarien jene Einheit nicht, die Rumäniens Stärke ausmachte, und König Ferdinand ist weder als Staatsmann noch etwa als Soldat mit König Karl zu vergleichen. So stand Rumänien zwischen den russisch-balkanischen Puffern, überzeugt, daß die russische Politik rücksichtslos nur ihren eigenen Zielen folgen werde. Auf der andern Seite bedeutete jede erhebliche Vergrößerung Serbiens und Bulgariens eine Schwächung der überragenden Stellung Rumäniens auf dem Balkan. Eine direkte Ursache, sich am Kriege gegen die Türkei zu beteiligen, fehlte und Rumänien stand moralisch zu hoch, als daß es sich am Raubkrieg gegen die Türkei als freiwilliger Helfershelfer hätte beteiligen können.

Die Dinge nahmen einen Verlauf, der die Lage für Rumänien verschlimmerte: die Siege der Bulgaren gaben die Möglichkeit zu einer unerwartet großen Erweiterung des bulgarischen Besitzes. Bis vor die Tore Konstantinopels (mit der schon erträumten Anwartschaft auf mehr) sollten künftig die Grenzen Bulgariens gehen und dazu den gesamten Nordrand des Aegaeischen Meeres mit dem als Hafen und Eisenbahnendpunkt so bedeutenden Saloniki umfassen. Die politischen und wirtschaftlichen Zukunftsmöglichkeiten standen damals nach der scheinbar so glänzenden Bewährung des bulgarischen Heeres für Bulgarien so günstig, daß eine Überflügelung Rumäniens nur eine Frage der Zeit sein konnte — falls Zar Ferdinand nur etwas vom Geiste seines königlichen Nachbarn in sich trug. Rumänien hat in dieser Periode des siegreichen Aufstiegs Bulgariens eine Haltung bewahrt, die weit entfernt von der Nervosität eines geschlagenen Rivalen war. Es hatte am Beginn des Krieges bei Bulgarien für den Fall einer erheblichen Veränderung der Balkanlandkarte den Anspruch auf eine bescheidene Gebietserweiterung erhoben; Bulgarien hätte sie im Augenblick so reichen Gewinnes leicht gewähren können und auch Rußland war — wohl im Gedanken an Bessarabien — damit einverstanden. Rumänien riß damit die Vorteile dieser Schicksalsstunde gewiß nicht an sich, sondern es begehrte nur einen bescheidenen Anteil am Glück der übrigen. König Karl war zu klug, als daß er für sich hätte verlangen wollen, was ihm die Konstellation der Dinge nun einmal verweigerte. Aber neidlos konnten die Gefühle des Königs und seiner Regierung nicht sein, als man Bulgarien als die scheinbar kraftvollste Macht des Balkans emporsteigen und Früchte ernten sah, auf die nach seiner jahrzehntelangen Arbeit Rumänien weit eher Anspruch gehabt hätte. Aber man wird auch hier die politische Klugheit des Königs nicht hoch genug anschlagen können — eine nervöse Politik hätte vielleicht, als Bulgarien jede Gebietsabtretung verweigerte, versuchen können, Bulgarien kurzerhand in den Rücken zu fallen und mit ihm um den letzten Siegespreis zu ringen. Rußland freilich hielt seine Hand über Bulgarien und warnte Rumänien drohend vor jedem Eingreifen, wie das kürzlich ausgegebene rumänische Grünbuch zeigt. Ob Rumänien, gestützt vom Dreibund, nicht doch eine aktivere Politik hätte treiben können, wenn es gewollt hätte, bleibe dahingestellt. König Karl wußte zu warten (wie Bismarck es zeitweise so meisterhaft verstand), selbst auf die Gefahr hin, schließlich leer auszugehen. Aber von neuem bewährte es sich, daß der Staatsmann, der zu warten versteht, wenn die Sonne ihm nicht gleich lacht, der überlegenere Teil ist. Die hoch-

Digitized by Google

mütige Weigerung Bulgariens fand nirgends Billigung, Rumäniens Geduld (nebst der Bescheidenheit seiner Forderung) sicherte ihm die Unterstützung Rußlands und auch der anderen Großmächte, von denen der Dreibund sowieso auf seiten Rumäniens stand. So kam Bulgarien zunächst moralisch ins Unrecht. Und als die Zwistigkeiten der Kriegsgenossen untereinander begannen, stieg von selber die Bedeutung Rumäniens mit seiner noch unverbrauchten Armee so rasch, daß jeder Teil wünschen mußte, diesen neuen Bundesgenossen auf seiner Seite zu haben. Die Torheiten der anderen verschafften Rumänien diese günstige Position, aber ohne seine bisherige Zurückhaltung wäre es jetzt sicherlich nicht zu einer so entscheidungsvollen Rolle befähigt gewesen. Denn noch immer bestand die größte Schwierigkeit in dem Anspruch Rußlands, der Vormund der kriegführenden Teile zu sein und dem russischen Einfluß gerade jetzt — im Wettkampf mit Österreich — die Wege für lange Zeit auf der Balkaninsel zu ebnen. Mit dem anspruchsvollsten Willen griff damals der russische Zar persönlich in die Dinge ein und gebot den slavischen Brüdern den Frieden; als aber trotzdem der Krieg unmittelbar nachher ausbrach, zeigte es sich, daß Rußland eine unüberlegte Machtprobe begangen hatte. Ich weiß nicht, ob die russische Politik nach diesem etwas herben Mißerfolg eine Weile jede Tatkraft verlor und die Dinge sich selbst überließ oder ob der österreichische Einfluß jetzt für eine Weile den russischen aufhob — für Rumänien kam der fruchtbare Moment zu handeln, den es selber in solchem Maße wohl kaum noch hatte erwarten können, der aber jetzt der Lohn für seine bisherige Politik der Zurückhaltung wurde. Rumänien hat sich damals sicher und stark genug gefühlt zu Schritten, die Rußland in einem früheren Stadium der Dinge niemals geduldet hätte, für die es aber jetzt Rumänien den Weg frei gab. Der siegreiche Staatsmann lebt wohl in erster Linie immer von der Torheit seiner Gegner. Während Rußland schmollte, während die Bundesgenossen von gestern sich um die Früchte ihrer Siege zu bringen trachteten, marschierte die rumänische Armee in Bulgarien ein, den stärksten der bisherigen Sieger mit berechtigtem Egoismus an der Kehle fassend. Rumäniens moralisches Recht auf eine bescheidene Gebietsvergrößerung war ja selbst von Rußland anerkannt — das ungehorsame Bulgarien sollte jetzt auch nach Rußlands Willen die Strafe für seine Habsucht erhalten. So zog Rumänien mit Billigung der nächstbeteiligten Großmächte (denn auch Österreich hatte kein Interesse um Bulgariens willen zu widerstehen!) in den Kampf, für den die Ehrenhaftigkeit seiner Gründe von ganz Europa anerkannt war. Daß König Karl den fruchtbaren Moment richtig erkannt und ergriffen hatte, sah die Welt erst in dem Augenblick, als Rumänien nicht nur jenes bescheidene Stück Land im Süden der Dobrudscha besetzte, sondern als es plötzlich und mit sicherster Hand die Rolle übernahm, die Rußland vergeblich zu spielen gesucht hatte: als es den streitenden Balkanstaaten die Friedensbedingungen diktierte. Aus dem Frieden von St. Petersburg wurde ein Frieden von Bukarest. Vertrauensvoll haben sich nicht nur Griechenland, Serbien und Montenegro dem rumänischen Schiedsspruch — denn darauf kam es schließlich hinaus — gebeugt, sondern auch Bulgarien hat Rumänien diese Rolle ohne Widerspruch zugestanden. Mit der Einsetzung des Fürsten von Wied, des Neffen König Karls, zum Fürsten von Albanien wird sich das

Digitized by Google

Werk vollenden — mitten unter die andern (man bedenke die Todfeindschaft der Albanesen gegen die Serben!) setzt sich Rumänien einen sicheren Bundesgenossen.

Daß Rumänien damit Rußland auf dem Balkan dauernd aus dem Felde geschlagen habe, wird in Anbetracht der Machtverhältnisse der beiden Staaten niemand zu behaupten wagen, und niemand wird der rumänischen Politik, deren Weitblick so offenkundig geworden ist, die Torheit eines Rivalisierens mit Rußland zutrauen. Aber in etwas hat das Schicksal Rumänien doch eine Rache für Bessarabien gegeben: als der Niederlage der russischen Diplomatie das entscheidende Eingreifen Rumäniens folgte und als die erste Umgestaltung der Grenzen auf dem Balkan mit einer gegenseitigen Zerfleischung der Kriegsgenossen und mit dem unblutigen Siege Rumäniens endete. Rumänien braucht eine Vorherrschaft Bulgariens auf dem Balkan nicht mehr zu fürchten; in der Habgier und Einsichtslosigkeit seiner Politik hat Bulgarien ebenso seine Schwäche gezeigt wie in den letzten Niederlagen und in den vielen unerfreulichen inneren Ereignissen, die gefolgt sind.

Man könnte sagen, daß Rumänien doch nur vom Glück begünstigt worden ist. Aber der liebe Gott ist, wie mit den starken Bataillonen, so auch mit den klugen Staatsmännern. König Karl darf wieder wie 1877 für sich den Ruhm in Anspruch nehmen, in schwierigster Lage die Dinge gemeistert zu haben. Seine Person wird bei diesen jüngsten Ereignissen niemand auszuschalten versuchen, der die Art des Königs aus seinen — freilich nur bis 1881 führenden — Denkwürdigkeiten kennt. Diese abwartende Klugheit ist nicht die Gabe vieler, wie wir sie in den wechselnden Ministern der auswärtigen Angelegenheiten Rumäniens in rund 50 Jahren vor uns sehen — das ist die seltene Eigenschaft eines einzelnen, der in seiner Person die Gaben des großen Staatsmannes mit denen des Feldherrn vereinigt.

Angesichts der Stürme, die über die übrigen Balkanstaaten hinweggegangen sind und noch weiter hinweggehen, darf das rumänische Volk sich eines glücklicheren Schicksals rühmen und seinem König aus voller Seele danken.

Die Großmächte haben den Versuch, den Frieden von Bukarest einer Revision zu unterziehen, mit erdrückender Mehrheit abgewiesen — sie haben damit ihr Siegel auf den Erfolg gedrückt, den der Ausgang der Balkanwirren für Rumänien bedeutet.

Fortschritte des Kinderschutzes und der Jugendfürsorge, Vierteljahrshefte des Archivs deutscher Berufsvormünder, herausgegeben von Prof. Dr. Chr. J. Klumker-Wilhelmsbad. (Berlin, Verlag von Julius Springer). Erster Jahrgang 1913/14. Heft 1: J. F. Landsberg, Vormundschaftsgericht und Ersatzerziehung (1913). Heft 2: Dr. A. Bender, Der Schutz der gewerblich tätigen Kinder und der jugendlichen Arbeiter (Pr. 1.50 Mk.) Die Leser der Süddeutschen Monatshefte, die vielleicht angeregt durch die in diesen Heften erschienenen Artikel über „Kinderhandel", sich für die Fragen des Kinderschutzes und der Jugendfürsorge unter Ausbau und Neuorganisation des Berufsvormundschaftswesens interessieren, seien auf die angezeigte Veröffentlichung hingewiesen. Heft 1 enthält eine sehr eingehende kritische Übersicht der wichtigsten neueren Veröffentlichungen auf diesem Gebiete, Heft 2 eine sehr übersichtliche Zusammenstellung der Vorschriften und der Arbeit auf dem Gebiete des Schutzes jugendlicher Arbeiter.

Digitized by Google

Die aufgedeckten Schäden sind nur auf dem Wege praktischer, wissenschaftlich begründeter Arbeit in der Frage des Jugendschutzes und der Berufsvormundschaft zu lösen. Wer diese Fragen kennen und in ihnen mitarbeiten will, sei angelegentlichst auf die „Fortschritte“ hingewiesen. E. v. Düring.

Hofmannsthal im Kino.

Die Sendlingertor-Lichtspiele in München geben zur Zeit

Das fremde Mädchen
Ein mimisches Spiel für den Film in 4 Akten
von Hugo von Hofmannsthal
mit Frau Grete Wiesenthal in der Hauptrolle.

Das uns durch einen Leser freundlichst eingesandte Programm enthält eine eingehende Schilderung dieses Werkes. Der vierte Akt geht so:

„Da ist ein häßlicher, böser Winkel einer großen Stadt, Häuser auf Abbruch. In der Mitte zwischen den Häusern führt ein Gäßchen steil hinauf mit Stufen, und oben ziemlich ferne ist dann eine ordentliche, beleuchtete Straße, hier unten ist es ganz dunkel. Da kommt von der Seite durch irgend einen Durchgang die Alte, und der reiche Mann hinter ihr, in seinen Samtmantel gewickelt und mit bloßem Kopf, so wie er vom Hause fortgelaufen war. Da waren schon vorher an Kellerfenstern und hinter Schutthaufen die Gauner sichtbar, und zuvorderst der starke junge Kerl mit der Kappe und dem tätowierten Arm und haben einander zugewinkt und zugepfiffen und sind wieder verschwunden. Da klopft die Alte an eine Haustür, und da zeigt sich ihnen Licht, und sie will in der Tür stehen bleiben und den jungen Herrn vor sich eintreten lassen, aber da stutzt er doch und bleibt außen stehen und hat den Revolver unter dem Samtmantel in der Hand. Da gibt es die Alte auf und läßt ihn draußen und geht hinein, und er wartet, da geht die Türe wieder auf, und sie schicken das Mädchen heraus, damit sie den Fremden hereinbringt. Da sieht das Mädchen in dem bißchen Licht, das durch die Tür herausfällt und erkennt, wer es ist, und will nicht, macht sich starr. Anstatt daß sie ihn zu sich winkte, wehrte sie ihn ab und gibt ihm zu verstehen, er müsse von ihr ablassen und von ihr fortgehen. Da packen Fäuste sie hinterrücks und reißen sie hinein, und die Tür fällt zu. Da verläßt ihn sein bißchen Vorsicht, und er klopft an die Tür und will nach, da öffnen sie ihm halb die Tür, er geht hinein, und ehe er den Revolver in die Höhe kriegt, ist drin die Lampe umgestürzt, und sie haben sich auf ihn geworfen in dem Hausflur. Da ist niemand zu sehen, wie er dumpf hinschlägt, als draußen der Bucklige, der macht die Mauer und paßt auf, ob niemand vorüberkommt. Da bringen sie den jungen Herrn gleich wieder zur Tür hinaus, aber ausgeraubt, mit einem Knebel im Mund und gebundenen Händen und Füßen und machen sich fort. Da kommt von irgendwo das Mädchen hervorgekrochen, huscht zu dem Regungslosen, da hat es einer noch gesehen, und sie sind gleich bös hinter ihr her, sie flieht vor ihnen davon wie ein Wiesel, doch sie wird eingeholt, da pfeift einer gellend den Warnungspfiff, also sind Schutzleute in der

Digitized by Google

Nähe oder Arbeiter auf der Straße, denn es fängt schon an zu tagen. Im Nu sind die Gauner davon, alles liegt da wie ausgestorben. Da kriecht nach einer Weile das Mädchen auf den Gebundenen zu, auf Händen und Füßen, ganz verstohlen wie ein Tier, bis sie fühlt, es lauert niemand.

Da richtet sie sich bei dem Gebundenen auf, sieht ihn an mit Angst und Zärtlichkeit, berührt sein Gesicht, beißt die Stricke durch an seinen Gelenken und bringt ihn ins Lebens mit Berühren und Streicheln und Aufrichten. Da kommt er ins Leben mit halbstarren Gliedern noch und wüstem Kopf, und da sind sie einander gegenüber an der Erde, und sie ist da wie eine Frau, und nicht mehr wie ein Kind, und schüttet eine überschwengliche Zärtlichkeit über ihn aus und da stehen sie beide auf ihren Füßen und er will auf sie zu, da wird sie totenbleich und schwankt und fällt ihm vor den Füßen zusammen. Da kniet er bei ihr und kann nicht fassen, wie das alles so jäh nacheinander kommen kann und rührt sie an und spürt, sie ist nicht ohnmächtig, sondern da liegt eine Tote, und sitzt da, wie betäubt, bei der frischen Leiche. Da bleibt er auf dem Felsen stehen mit seinem Abenteuer und seiner Geheimnisvollen und allem, was er erlebt hat und der innere Frost schüttelt ihn ein wenig auf dem Felsen hin und her, und das tote Mädchen liegt ganz ruhig und schön in der Mitte auf den Steinen und weiß von nichts mehr."

Eine Quellensammlung zur Deutschen Geschichte.

Der Zwang der Arbeitsteilung bringt es mit sich, daß viele wissenschaftliche Arbeit heute nur in einem sehr beschränkten Kreise unmittelbar ergiebig sein kann. Wir müssen oft die erfrischende, aufrüttelnde Wechselwirkung mit dem Leben entbehren und wissen nicht, wer einmal das Brot aus dem Korn, das wir mahlen, backen wird. Um so erfreulicher ist es, wenn eine Sammlung, die in erster Linie und ohne nach anderm auszuschielen, wissenschaftliche-pädagogische Zwecke verfolgt, zugleich auch dem breiteren Zirkel der Gebildeten soviel Anregung und Gewinn schenken kann, wie es bei der von E. Brandenburg und G. Seeliger herausgegebenen „Quellensammlung zur Deutschen Geschichte" (bei Teubner) der Fall ist. „Die deutsche Parteiprogramme" von F. Salomon (2. Aufl.), die „Briefe und Aktenstücke zur Geschichte der Gründung des Deutschen Reiches (1870—1871)" von E. Brandenburg und die „Briefe, Aktenstücke und Regesten zur Geschichte der Hohenzollernschen Thronkandidatur in Spanien" von R. Fester (je 2 Bändchen) ziehen schon durch den Namen ihres Gegenstandes ein allgemeines Interesse auf sich. Wir möchten unsere Leser aber auch auf die Bändchen von G. Küntzel und M. Haß „Die politischen Testamente der Hohenzollern", von M. Krammer „Quellen zur Geschichte der deutschen Königswahl und des Kurfürstenkollegs" und von R. Kötzschke „Quellen zur Geschichte der ostdeutschen Kolonisation im 12.—14. Jahrhundert" aufmerksam machen. Die alten Dinge sind uns oft lange nicht so fern, wie wir meinen. Der alte Staat der Hohenzollern, in den die Testamente seiner Schöpfer uns blicken lassen, ist noch höchst lebendig; die Urheber der mittelalterlichen Verfassungen und Verfassungskämpfe sind unsere leibhaftigen Ahnen, deren Blut wir nicht verleugnen können; die ostdeutsche Kolonisation ist noch an diesem Tag, nach einem Wort Bernhard von Bülows „nicht nur eine der wichtigsten Fragen unserer Politik, sondern

Digitized by Google

geradezu diejenige Frage, von deren Entwicklung die nächste Zukunft unseres Vaterlandes abhängt." — Alle diese kleinen Bände sind von vorzüglichen Kennern ausgewählt und zusammengestellt, handlich zu benützen und für deutsche Verhältnisse sehr wohlfeil (1.20—2.20 Mark). Ihr Hauptwert aber scheint uns vor allem darin zu liegen, daß sie den Leser ohne Umschweife und Beiworte in den ruhigen, nüchternen Stoff der Geschichte selbst hineinführen; seine Gedanken darüber kann, muß er sich dann selber machen. Nichts ist uns heute in der Politik, inmitten des Nebelmeeres verschwimmender Phrasen und verwaschener Begriffe, in dem wir leben und atmen, nötiger als die konkrete Anschauung der vielleicht harten, aber immer stichhaltigen und wahren Wirklichkeit. Auf sie immer wieder die Augen zurückzulenken und diese dadurch gesund zu erhalten, ist gewiß einer der größten Dienste, welche die Geschichte heute unserm Volk erweisen kann. Karl Alexander von Müller.

Ein Fahrplan für Bibliophilen.

Menschen von Kultur können es nicht anders als peinlich empfinden, daß die moderne Bewegung zur ästhetischen Ausstattung des Buches bisher das große Gebiet des Nutzbuchs völlig ignoriert hat. Man sehe sich die landläufigen, zum Teil sogar durch Inserate entstellten, deutschen Fahrpläne daraufhin an: keine Ahnung von künstlerischer Type, gutem Papier, Satzspiegel, Einband, Vorsatz, Schnitt; unmögliche Formate! Um diesem Mißstand abzuhelfen, hat der rührige Verlag Jakob & Trott in München sich entschlossen, bibliophil ausgestattete Kursbücher, und zwar zunächst den Sommerfahrplan 1914 herauszugeben. Geplant sind folgende Ausgaben:

A. Fürstenausgabe: Gedruckt auf Kaiserlich China, Format 300×184⅔, Ausgabe vor der Schrift ohne Stationsnamen und Abfahrtszeiten, mit 17 ganzseitigen Illustrationen (in Mappe) von F. von Bayros, gebunden in ein echtes altes Meßgewand (Goldbrokat) aus dem 18. Jahrhundert; 49 Exemplare, vom Verkehrsminister handschriftlich signiert und in der Presse fortlaufend numeriert, wovon 31 in den Handel kommen. Preis: 1300 Mark.

B. Diplomatenausgabe: Auf Van Gelder-Bütten, Format 120×40, also in jedem Kabinenkoffer bequem unterzubringen, gedruckt in der *Stefan George* Type, Stationsnamen blau, Abfahrtsziffern rot, Einband echt *Peau d'âne* mit Titelzeichnung (gotische Lokomotive) von Melchior Lechter. 731 Exemplare. Preis: 75 Mark.

C. Allgemeine Ausgabe: Auf feinstem *WC* Papier, Format 13×18, einseitig bedruckt in der Jackpudding-Type von 1629. Ausgabe mit Minutenziffern 1964 Exemplare je 15 Mark, Ausgabe ohne Minutenziffern 2748 Exemplare je 10 Mark, Ausgabe ohne Druck 0,50 Mark.

Der Verlag legt Gewicht auf die Feststellung, daß er bereits bevor Hendschel daran dachte den Sommerfahrplan 1914 zu bringen, diesen zu drucken beabsichtigt hat.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge nur auszugsweise und mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, G. m. b. H., München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

This book is DUE on the last
date stamped below

LD-URL JUL 13 1965

RECEIVED
LD-URL

JUL 20 1965

AM 7-4 4-9 PM 9-10

11m-8,'62(D1236)470

Digitized by Google

Digitized by Google

This book is DUE on the last
date stamped below

LD-URL JUL 13 1965

RECEIVED
LD-URL
JUL 20 1965
AM 7-4 4-9 PM 9-10

11m-8,'62(D1236)470

Digitized by Google

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 352 532 6

Digitized by Google